Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

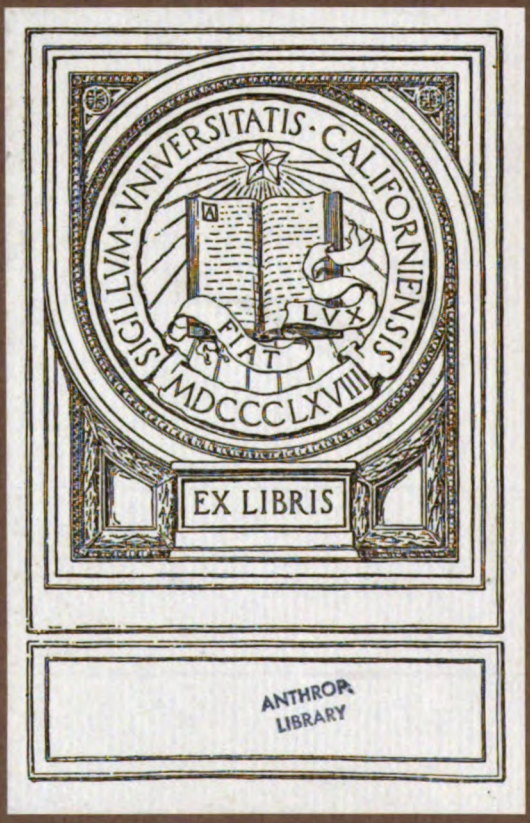
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

v. 5-6

MAR 16 1927

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

V. Ergänzungsband

Bericht über die neunte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Braunschweig, 25.—30. Mai 1926

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1927

Digitized by Google

Inhalt des vorliegenden V. Ergänzungsbandes:

		Seite
Kossinna, Gustaf und Lorch, Rudolf:	Äußerer Verlauf der Tagung	1
Schulz, Walther:	Geschichte der Bevölkerung Mitteldeutschlands von der jüngeren Steinzeit bis zum Untergang des Thüringer Reiches. Mit 2 Abbildungen	19
Klinghardt, F.:	Neue Ausgrabungen auf Rügen	26
Gummel, Hans:	Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland. Mit 7 Abbildungen	30
Kraft, Georg:	Die Bedeutung des ostmitteleuropäischen Kulturgebietes für die Bronze- und Eisenzeit Süddeutschlands. Mit 5 Abbildungen	41
Stampfuß, Rudolf:	Beiträge zur Nordgruppe der Urnenfelderkultur. Mit 5 Abbildungen, 2 Karten im Text und Tafel I—VIII	50
Rademacher, C.:	Der Volksstamm zwischen Sieg—Wupper—Rhein zur ersten Eisenzeit (Hallstattzeit 1000—500 v. Chr.). Größe und Lage der Siedlungen, Bevölkerungszahl, allgemeine Kultur. Mit 14 Abbildungen im Text und Tafel IX—XIV	101
Kunkel, O.:	Vorläufige Mitteilungen über neue kaiserzeitliche Funde in Pommern. Mit 1 Abbildung im Text und Tafel XV—XVIII	119
Schultz, Wolfgang:	Balder, das Oseberggrab und südrussisch-skythische Parallelen	129
Albrecht, Christoph.:	Die weltliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland. Mit 2 Karten (Tafel XIX—XX)	137
Sandert, O. F.:	Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit	140
Kühn, Herbert:	Kunst und Kultur der Eberer. Mit Tafel XXI—XXX	145
Fuhse:	Die Geschichte der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig	159
Kumm, A.:	Die Geologie des Elms	164
Krone, O.:	Die bandkeramischen Siedlungen im Lande Braunschweig. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte im Text	167
Hahne, Otto:	Alte Straßenzüge am Elm	189
Lühmann, H.:	Die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen auf dem Heeseberge, im Oder und am Reitlingtale im Elm. Mit 10 Abbildungen im Text	198

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Vorgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1927 13 RM.; für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 1 RM. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonistraße 18b (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen. Österreichische Mitglieder zahlen fürs Jahr 17 Schilling und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tschechoslovakei zahlen 85 kč für das Jahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer Gasse 11 einzahlen. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 16 RM. Die Mitglieder erhalten außer dem „Mannus" das auf 9 Nummern berechnete Nachrichtenblatt unberechnet.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonistraße 18b. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des „Mannus", im Buchhandel während des Erscheinens beträgt RM. 20.— für den Band (einschließlich des Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit) nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht, von welchen 4 bereits vorliegen.

Die Bände I—XVIII und **Ergänzungsband I** bis IV können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

V. Ergänzungsband

Bericht über die neunte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Braunschweig, 25.—30. Mai 1926

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1927

Digitized by Google

ANTHROP. LIBRARY

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Printed in Germany.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Kossinna, Gustaf und Borch, Rudolf: Äußerer Verlauf der Tagung . . .	1
Begrüßungsabend am 25. Mai	1
Eröffnungsansprache und Vortrag	2
Vorstands- und Ausschußsitzung	7
Bericht des Schatzmeisters	9
Ausflüge	10
Verzeichnis der Teilnehmer	16

Vorträge:

Schulz, Walther: Geschichte der Bevölkerung Mitteldeutschlands von der jüngeren Steinzeit bis zum Untergang des Thüringer Reiches. Mit 2 Abbildungen . .	19
Klinghardt, F.: Neue Ausgrabungen auf Rügen	26
Gummel, Hans: Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland. Mit 7 Abb.	30
Kraft, Georg: Die Bedeutung des ostmitteleuropäischen Kulturgebietes für die Bronze- und Ersteisenzeit Süddeutschlands. Mit 5 Abbildungen	41
Stampfuß, Rudolf: Beiträge zur Nordgruppe der Urnenfelderkultur. Mit 5 Abbildungen, 2 Karten im Text und Tafel I—VIII	50
Rademacher, C.: Der Volksstamm zwischen Sieg—Wupper—Rhein zur ersten Eisenzeit (Hallstattzeit 1000 bis 500 vor Chr.). Größe und Lage der Siedlungen, Bevölkerungszahl, allgemeine Kultur. Mit 14 Abbildungen im Text und Tafel IX—XIV	101
Kunkel, O.: Vorläufige Mitteilungen über neue kaiserzeitliche Funde in Pommern. Mit 1 Abb. im Text und Tafel XV—XVIII	119
Schultz, Wolfgang: Balder, das Oseberggrab und südrussisch-skythische Parallelen	129
Albrecht, Christoph: Die westliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland. Mit 2 Karten (Tafel XIX—XX)	137
Gandert, O. F.: Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit . . .	140
Kühn, Herbert: Kunst und Kultur der Iberer. Mit Tafel XXI—XXX . . .	145
Fuhse: Die Geschichte der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig	159
Kumm, A.: Die Geologie des Elms	164
Krone, O.: Die bandkeramischen Siedlungen im Lande Braunschweig. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte im Text	167
Hahne, Otto: Alte Straßenzüge am Elm	189
Kühmann, H.: Die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen auf dem Heeseberge, im Oder und am Reitlingtale im Elm. Mit 10 Abbildungen im Text . . .	198

70117

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Äußerer Verlauf der Tagung.

Geschildert von Gustaf Kossinna und Rudolf Borch.

Mit 7 Textabbildungen.

Der Begrüßungsabend am 25. Mai.

Dienstag, den 25. Mai, abends um 8 Uhr, versammelten sich die bis dahin erschienenen auswärtigen Vorgeschichtsfreunde sowie viele der Teilnehmer aus einheimischen Kreisen erstmalig in dem dafür städtischerseits eigens zur Verfügung gestellten, geschichtlich denkwürdigen Altstadtrathaussaale. Eine Bewirtung auf Kosten der Stadt war hier vorgesehen; Spargel und Wurstwaren, Bier und Korn standen in Fülle bereit. Bald saß man denn auch bei behaglicher Mahlzeit und in lange sich hinziehendem anregenden Gespräch, bis schließlich der Erste Vorsitzer, Geheimrat Kossinna, das Wort zu folgender Ansprache ergriff:

„Als unsere Gesellschaft vor zwei Jahren in Köthen tagte, wurde bei dem sehr feierlich im Thronsaal des ehemaligen herzoglichen Schlosses abgehaltenen Begrüßungsabend von den verschiedenen Köthener Rednern stets mit der Bemerkung begonnen, man wundere sich, daß eine so kleine Stadt wie Köthen von uns zum Tagungsorte gewählt worden sei. Es war das geschehen mit gutem Grunde, weil wir einerseits die große in Ausgrabung und Museumseinrichtung dort geleistete wissenschaftliche Arbeit ehren und zugleich genießen und uns zu Nutze machen wollten, anderseits eines offenen, herzlichen Empfanges durch Kreisverwaltung und Bürgerschaft gewiß waren. Hier in Braunschweig wundert man sich gar nicht, daß Ihre Landeshauptstadt von uns gern aufgesucht wird. Man ist sich bewußt, daß Braunschweig nicht nur eine wunderbar schöne Stadt ist, eine richtige Fremdenstadt, sondern daß auf ihr auch allenthalben der glänzende Schimmer geschichtlichen Edelrostes ruht, der nun einmal für uns Deutsche dazu gehört, uns eine Stätte so recht wohlig zu machen und unser Herz in Schwingung zu versetzen. Neben diesen Belangen des Gemüts sind es natürlich auch die wissenschaftlichen, die uns hergeführt haben. Es fehlen aber auch nicht die materiellen. Der gewöhnliche Mitteleuropäer denkt ja, wenn er den Namen „Braunschweig“ hört, zunächst an die berühmte Wurst, dann an den ebenso berühmten Spargel und die Konserven dieser Stadt, weniger vielleicht an das auch weithin bekannte Mummebier. Schon vor fast fünfzig Jahren ließ ich mir als Doktorandus Braunschweiger Mettwurst nach Straßburg kommen, obwohl damals noch der drückende städtische Akziszoll dort bestand. In unserem Tagesprogramm haben wir ja auch schon zu locken gesucht durch Anpreisung von Braunschweiger Wurst und Kotelettes mit Spargel.“

Digitized by Google

„Wir müssen der Stadtverwaltung, die uns durch Hersendung des Herrn Stadtrat Schaper beehrt hat, herzlich dafür danken, daß sie uns schon vor Beginn der eigentlichen Tagung in so gastfreier Weise in die der Stadt Braunschweig eigentümlichen Genüsse einweiht, doppelt hochherzig und doppelt dankenswert in einer Zeit, wo durch die Schwere der Verhältnisse die alte deutsche Gastfreundschaft allenthalben so empfindlich beeinträchtigt wird. Wir danken nicht nur für die köstliche Bewirtung, sondern auch für die gemütliche Geselligkeit, die wir hier genießen. Die Bevölkerung Braunschweigs wurde früher dahin charakterisiert, daß sich in ihrer Denkart und in ihrem Temperament niedersächsische Bedächtigkeit mit thüringischem Frohsinn zu einem schönen Bunde vereine. An der Oker, dem Flusse Braunschweigs, sollten Niedersachsen und Thüringer zusammentreffen, Sachsen westlich, Thüringer östlich der Oker. Aber diesen schönen stammeskundlichen Gedanken hat Prof. Lühmann unbarmherzig zerstört. Die nördlichsten Thüringer Kolonien sitzen erst viel weiter östlich vom Harz und die Oker bildet überhaupt keine Stammesgrenze."

„Auch ich meine, wir brauchen nicht erst die Thüringer herbeizuziehen. Viel berühmter als der thüringische Frohsinn ist ja der alte niedersächsische Humor, ein derber, aber um so mehr befreiender Humor, an dem das Braunschweiger Land seinen vollen Anteil hat. Hier lebte der gemüt- und humorvolle, dabei gedankentiefe Wilhelm Raabe. Niedersachsen sind die größten deutschen Humoristen, der spaßige Fritz Reuter und der satirische Wilhelm Busch. Busch ist sogar im dicht benachbarten hannoverschen Lande geboren und hat zu Mechtershausen bei Seesen an der Braunschweiger Landesgrenze seine letzten Lebensjahre verbracht und seine letzte Ruhestätte gefunden. Die berühmteste Schalksfigur der ganzen Welt ist aber der Braunschweiger Till Ulenspegel, geboren zu Kneitlingen am Elm unweit Schöppenstedt, wo wir bei unserer Autofahrt am Sonnabend Rast machen werden. Wir haben heute diesen niedersächsischen Humor, der mit einem weinenden und einem lachenden Auge, doch meist mit beiden lachenden Augen die Welt betrachtet, schon aus der trefflichen Rezitation des Herrn Studienrat Börker kennen gelernt und freuen uns dankbarlich darüber. Unser aller Dank aber wollen wir zusammenfassen in einem Hoch auf die Stadt Braunschweig".

Der weitere Verlauf des Abends brachte weitere vortreffliche Rezitationen des Studienrats Wilhelm Börker; meisterlich wurden von ihm Henzen, Kinau und Wilhelm Brandes vorgetragen. Zum Schluß gab Museumsdirektor Luhse bekannt, daß für sachkundige Erklärung der alten Gebäude der Stadt Sorge getragen sei, auch der Verkehrsverein gedruckte Führer gestiftet habe, und daß man ferner während der ganzen Tagung sämtliche Museen am Orte bis nachmittags 5 Uhr geöffnet finde, deren Besuch zudem für Inhaber der Teilnehmerkarte keine Kosten bereite.

Mittwoch den 26. Mai.

Vormittags um 9 Uhr im Hörsaal 111 der Technischen Hochschule erfolgte zunächst der Festvortrag des Ersten Vorsitzers, Geheimrats Kossinna, über „Die Kulturhöhe der germanischen Bronzezeit." (Der Vortrag soll in erweiterter Fassung als Sonderheft veröffentlicht werden) [1]).

[1]) Der von unserem Mitgliede Dr. Lechler geleitete Berliner „Bilderdienst" hatte auf einem seiner Foliobildblätter neben einem Porträt des 1. Vorsitzers Abbildungen des neu entdeckten frühbronzezeitlichen Baumgrabes in Jütland gebracht, das der Vortrag des 1. Vorsitzers ausführlich behandelte.

Digitized by Google

Geheimrat Kossinna fuhr dann fort: „Ich bin nun in der Lage, die 9. Tagung für Vorgeschichte zu eröffnen, der ich einen eben so schönen Verlauf wünsche, wie ihn alle früheren Tagungen gezeigt haben. Der Zustrom unserer Mitglieder aus allen Teilen des Reiches, von Königsberg i. Pr. bis Freiburg i. Br. und von Breslau bis Köln, sowie die zahlreiche uns ehrende Teilnahme der Braunschweiger Gäste scheint die Gewähr zu geben für ein gutes Gelingen der Tagung. Ich gebe nun zunächst denjenigen Herren das Wort, die uns mit besonderer Begrüßung ehren wollen, voran dem Vertreter der Braunschweiger Regierung, Herrn Ministerialrat Geheimrat Albrecht".

Herr Ministerialrat Albrecht überbrachte nun den Gruß des Staatsministeriums und insbesondere des Ministers für Volksbildung Marquordt. Der Wechsel der Orte gäbe den Tagungen der Gesellschaft immer ein neues örtliches Kolorit, daneben auch erneute Anreize. Das Staatsministerium sei über die Wahl Braunschweigs für dieses Jahr aufs höchste erfreut. Das braunschweigische Land biete ja als Grenzgebiet zweier vorgeschichtlicher Kulturen des Bedeutungsvollen viel. Er hoffe, daß jeder Teilnehmer durch die Fülle der diesmaligen Veranstaltungen neue Schätze des Wissens, neue Gedanken und Anregungen mit nach Haus nehmen werde. In einer Beziehung jedoch werde man sicher in Braunschweig etwas vermissen: eine Sammelstelle für alle vorgeschichtlichen Funde des Landes, ein zusammenfassendes Museum für Vorgeschichte gebe es nicht. Der Gedanke daran sei in den letzten Jahren verschiedentlich entstanden; doch lasse die große Finanznot des Landes eine Verwirklichung des Plans in absehbarer Zeit nicht ermöglichen. Bedacht werden müsse auch, daß aus heimatlichen Gründen der Wunsch hervorgetreten sei, die Gegenstände nicht allzu weit von ihrem Fundort zu entfernen und sie der künstlerischen, kunstgewerblichen und kunstgeschichtlichen Bedeutung wegen der örtlichen Beziehungen nicht zu entkleiden. Indessen wolle er die Berechtigung dieser Ansicht nicht entscheiden und in den Streit der Meinungen nicht eingreifen. Eins erhoffe die Staatsregierung ganz besonders von der Tagung: daß das Interesse und das Verständnis für vorgeschichtliche Forschung in weiteren Kreisen der Bevölkerung geweckt und immer mehr gefördert werde. Zur Zeit arbeite man an einem neuen Denkmalsschutzgesetz, damit für die Sicherstellung vorgeschichtlicher Gegenstände genügend gesorgt sei. Wichtiger aber noch als der gesetzliche Zwang sei das freiwillige Interesse aller Teile des Volkes; denn nur dann würden bei ersten Wahrnehmungen bereits die richtigen Sachverständigen gerufen werden. Zum Schluß bat der Redner um freundliche Erinnerung an Braunschweig sowohl wie hoffentlich auch an die Braunschweiger.

Den Gruß der Stadt entbot Oberbürgermeister Dr. Trautmann. In Braunschweig seien viele Zeugen geschichtlicher Ereignisse. Die Vorgeschichte müsse erst mühsam aus dem Boden herausholen, was sie an Denkmälern zeigen könne. Dem Rat der Stadt sei es eine Freude, die führenden Männer der Vorgeschichtsforschung hier vereint zu wissen, und er hoffe, daß die Gesellschaft noch nicht das letzte Mal hier Einkehr gehalten habe.

Im Namen des am Erscheinen verhinderten Rektors der Technischen Hochschule, Sr. Magnifizenz Professor Dr. Mühlenpfordt, hieß Privatdozent Dr. Kumm die Gesellschaft für Vorgeschichte in den Räumen der Hochschule herzlichst willkommen. Diesem Auftrage käme er um so lieber nach, und dem Wunsche, daß die Teilnehmer an der Tagung aus dem Widerstreit der Meinungen und dem Gedankenaustausch mannigfache Anregungen zu neuen Forschungen mit nach Hause nehmen möchten, vermöchte er um so herzlicheren

Digitized by Google

Ausdruck zu verleihen, als ja das Forschungsgebiet, dem er sich gewidmet habe, aufs innigste mit der Vorgeschichte verknüpft sei. Als Geologe rufe er der Tagung ein herzliches „Glückauf" zu.

Geheimrat Kossinna dankte für die Begrüßungen mit folgenden Worten:

„Ich spreche für die unserer Gesellschaft hoch ehrenden Begrüßungen tiefgefühlten Dank aus, in erster Linie dem Vertreter der Braunschweigischen Landesregierung. Die Regierung hat für unsere Wissenschaft schon seit vielen Jahren Erhebliches getan durch die Einrichtung der vorgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums. Freilich war sie dort nur ein verhältnismäßig zurücktretender Teil der großen Sammlungen. Darum wurde schon vor 28 Jahren, als die deutschen Anthropologen hier tagten 1898, unmittelbar nach Bismarcks Heimgang — ich selbst nahm auch an der Tagung teil — mit allen Kräften darauf hingearbeitet, die vorgeschichtlichen Sammlungen der Landeshauptstadt und womöglich die des gesamten Landes unter einheitliche Verwaltung in einem besonderen Gebäude zu bringen. Es gelang das damals nicht und ist leider bis heute noch nicht gelungen. Nun ist durch den Übergang der Knoopschen Sammlung nach Wolfenbüttel ein erster kleiner Schritt örtlicher Annäherung getan worden. Ich kann die Vereinigung der Sammlungen nicht dringend genug der Regierung ans Herz legen. Die Bestrebungen, jeden Fund möglichst dem zugehörigen Fundort zu belassen, würden, wenn erfolgreich, geradezu eine Vernichtung der Wissenschaft bedeuten. Sicherer Untergang der so verzettelten Denkmäler wäre damit nur eine Frage der Zeit. Denn kleineren und kleinsten Museen droht beständig Mangel an Mitteln und an Kräften zu dauernder Pflege. Eine Vereinigung der braunschweigischen Museen ist auch insofern ein tiefwissenschaftliches Bedürfnis, als sie die Inventarisation der vorgeschichtlichen Denkmäler des Landes sehr erleichtern würde. Denn nach dem Vorbilde von Brandenburg, Schleswig-Holstein, Schlesien und jetzt auch der Prov. Sachsen, worüber wir bei der Tagung noch näheres hören werden, sollte auch Braunschweig nun Inventarisation der Denkmäler durch einen jüngeren Fachmann vornehmen lassen. Es ist das auch der dringendste Wunsch der Direktion des Städtischen Museums für Vorgeschichte. Wir danken der Regierung für die Vorbereitung eines Gesetzes zum Schutz der Vorgeschichtsfunde. Ich darf aber unserem Dank an die Regierung für das bisher Geschehene auch den herzlichen Dank anschließen, den unsere Gesellschaft der Regierung schuldet für die hochherzige Bereitstellung eines Kraftwagens für die Teilnehmer der Elmfahrt am kommenden Sonnabend, die hoffentlich von gutem Wetter begünstigt werden wird."

„In den Dank an die Stadtverwaltung kann ich nur dieselben Wünsche einflechten, die ich der Regierung ans Herz gelegt habe. Die Stadt hat seit 1898 Großes für unsere Wissenschaft geleistet durch den Neubau des Städtischen Museums im Jahre 1906 und durch Bewilligung von Mitteln für Ausgrabungen Aber diese Räume reichen heute längst nicht mehr aus. Die vorgeschichtliche Sammlung braucht, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen will, dringend mehr Raum, mögen nun die Sammlungen vereinigt werden oder auch getrennt bleiben. Möge die Stadt wie früher so auch jetzt weiter ihr Wohlwollen der Vorgeschichte zuwenden. Sie ist ja ein Stück Heimatkunde und wohl der wichtigste Teil derselben, und die Heimatkunde wird ja von Jahr zu Jahr mehr als wichtigster Teil des Jugendunterrichtes anerkannt. Für die Gastfreundschaft, welche die Stadt uns durch Veranstaltung des wunder-

Digitized by Google

schönen Begrüßungsabends im Altstadtrathause bewiesen hat, habe ich schon gestern gedankt und wiederhole heute nochmals gern unseren wärmsten Dank."

„Wir tagen in einem schönen Saal der Technischen Hochschule. Die Gastfreundschaft der Technischen Hochschulen gehört fast schon zu den Überlieferungen unserer Gesellschaft, während wir zu den Universitäten, wenn wir von Berlin absehen, noch sehr wenig in gastfreundschaftliche Beziehungen gekommen sind. Gleich unsere erste Tagung im Jahre 1909 fand in den glänzenden Räumen der Technischen Hochschule zu Hannover statt, die 8. Tagung vollzog sich innerhalb des ebenfalls sehr stattlichen Gebäudes der Technischen Schule zu Köthen. Und nun folgt die Technische Hochschule zu Braunschweig, deren Räume mir schon seit 1898 vertraut sind. Dem Herrn Rektor Mühlenpfordt spreche ich für sein freundliches Entgegenkommen der Öffnung der Räume den herzlichsten Dank der Gesellschaft aus."

„Der Verein für Naturwissenschaft hat durch Vorträge, Ausflüge und Veröffentlichungen unsere Wissenschaft in namhafter Weise gefördert. Unsere Wissenschaft ist zwar als archäologische Wissenschaft eine historische; aber in ihrer allumfassenden Ausdehnung ist sie auch mit den Naturwissenschaften als unentbehrlichen Gehilfen aufs engste verknüpft, namentlich mit Anthropologie, Geologie, Paläontologie, Zoologie und Botanik."

Geheimrat Kossinna machte dann noch einige geschäftliche Mitteilungen:

„Ehe wir nun zu den wissenschaftlichen Vorträgen übergehen, teile ich noch mit, daß einige Grüße an unsere Tagung aus der Ferne eingelaufen sind: von den beiden Vorstandsmitgliedern Museums-Direktor Dr. Bayer-Wien und Museumsdirektor Prof. Dr. hans hahne-halle, Univ.-Prof. Dr. R. R. Schmidt-Tübingen, Museumsdirektor Dr. Gaerte-Königsberg und von unserem treuen Mitgliede hans Flemming-Berlin, endlich vom Heimatmuseum in Köthen-Anhalt durch Kreisschulrat Bethge".

„Zugleich muß ich mitteilen, daß drei der angekündigten Vorträge ausfallen werden. Prof. R. R. Schmidt kann wegen Erkrankung den Vortrag: „Die Entwicklung des Rechteckenhauses der Steinzeit zum Megaron" nicht halten, desgleichen Dr. Gaerte, wegen schwerer Erkrankung seiner Mutter nicht seinen Vortrag: „Auf den Spuren des Mammut- und Renntierjägers in ostpreußischer Vorzeit", endlich ist auch Univ.-Professor Dr. Roeder über „Die Besiedelung Englands durch die Germanen" zu sprechen verhindert infolge Übernahme der Vertretung eines Professors in Breslau. Schließlich werde ich selbst auf meinen Vortrag über „Einen neuen Schatzfund frühester Bronzezeit" wegen Überfüllung der Tagung mit Vorträgen wahrscheinlich verzichten".

Darauf begannen die **Vorträge:** 1. Museumskustos Prof. Dr. Walther Schulz: „Kulturwandlungen und Völkerbewegungen in Mitteldeutschland in vorgeschichtlicher Zeit"; 2. Museumskustos Dr. Kunkel: „Neue kaiserzeitliche Funde aus Pommern". Diesen schlossen sich am Nachmittage an: Privatdozent Dr. Reinerth: „Die jüngere Steinzeit in der Schweiz und der indogermanische Südzug" (Manuskript ausgeblieben) und Museumsdirektor C. Rademacher: „Volksstamm, Siedelung und Bevölkerung zwischen Sieg und Wupper".

Geschlossen wurde der Tag im Spiegelsaale des Wilhelmsgartens durch einen Ehrenabend des Artushofes, einer Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden. Der Raum war vollbesetzt. Die Begrüßungsworte und die Zwischenankündigungen wurden durch den Vorsitzenden des Bundes,

Digitized by Google

Herrn Kammermusiker Rebrovic, gesprochen. Es erfolgten zunächst Vorträge auf zwei Harfen durch Herrn Kammermusiker Föhr und Fräulein Tochter; gespielt wurde „Intermezzo" und „Spukhafte Gavotte" von Fr. Poenitz. Alsdann sang Herr Opernsänger Stieber „Verborgenheit" von Hugo Wolf und „Ich denke oft ans blaue Meer" von Felix Weingartner. Danach spielte Herr Kammermusiker Serfling auf dem Cello Bachs „Air", Tenaglias „Aria" und Poppers „Spinnlied", worauf wiederum Gesangsvorträge durch Herrn Opernsänger Dr. Lorenzi („Der Nöck" von Loewe und die Schlußansprache des Hans Sachs aus Wagners „Meistersingern von Nürnberg") stattfanden. Hieran schlossen sich Darbietungen auf der Geige durch Herrn Konzertmeister Sinramm („Rondino über ein Thema von Beethoven" von Kreisler, „Gavotte" von Martini-Manén und „Liebesfreud" von Kreisler) sowie auf dem Klavier durch Herrn Pianisten Schacht („Variationen" von Schumann). Die Begleitung zu den Lieder- und Instrumentalvorträgen wurde durch Herrn Kapellmeister Hartung und Herrn Schacht übernommen. Zum Abschluß bot Herr Schauspieler Eugen Marlow noch Rezitationen humoristischen Inhalts. Geheimrat Kossinna dankte mit einer launigen Ansprache, worin er folgendes ausführte:

„Als ich hörte, daß der Artushof durch Darbietung eines Musikabends unsere Tagung verherrlichen wollte, war ich schon durch den Namen „Artushof" aufs angenehmste berührt. Ich wurde in Gedanken zurückgeführt in die große Zeit der germanischen Völkerwanderung und der Entstehung unserer wunderbaren Heldensage. Damals gewannen auch Sachsen und Angeln das keltische Britannien. Und auch bei den Kelten entstand eine große Heldensage, in deren Mitte der König Artus stand mit seinem berühmten Hofe und der Tafelrunde, der grimmigste Verteidiger des keltischen Landes gegen Sachsen und Angeln im 6. Jahrh. n. Chr. — Den Namen „Artushof" legten sich dann am Ende des Mittelalters unsere Junker und die Großkaufleute zu, die ihre in den großen Städten, namentlich den Hansastädten belegenen Vereinshäuser „Artushöfe" nannten. Der Braunschweiger Artushof dagegen ist eine ideal gedachte Tafelrunde, die der Kunst lebt, vor allem der Musik".

„Aus meinem Festvortrage wissen Sie, daß wir in den bronzezeitlichen Luren den untrüglichen Beweis haben für die Höhe der musikalischen Begabung unserer Ahnen. Ich habe mich nun oft schon gefragt, wie sich die heutigen deutschen Stämme schöpferisch in der Musik bewährt haben. Unbestritten ist die überragende Begabung des sächsisch-thüringischen Stammes, man braucht da nur die großen Namen Froberger (17. Jahrh.), Bach, Händel, Rob. Schumann, Rich. Wagner, Karl Löwe auszusprechen. Ebenso unbestritten ist der Vorrang des österr.-bayerischen Stammes in der Musik; das zeigen die Namen Haydn, Mozart, Schubert, die Familie des Walzerkönigs Strauß, Bruckner, Franz Liszt, Hugo Wolf, in Bayern der Münchener Rich. Strauß und die Oberpfälzer Chr. W. lib. Gluck und Max Reger. Zweifelhafter ist schon die Bedeutung des alemannischen Stammes trotz Pfitzner; ebenso die des fränkischen Stammes. Nur die Niederfranken, zu denen auch die Flamen (wie César Franck) und ein großer Teil der Nordfranzosen gehören, sind wieder hervorragend musikalisch: der einzige Name Beethoven sagt hier genug. Gehen wir weiter nach Norden, so ist Holland, wenn man die Geschichte seiner Musikleistungen besonders im klassischen Jahrhundert Hollands, dem 17. betrachtet, zwar ebensowenig wie England (16. Jahrh.!) das ausgesprochenste „Land ohne Musik", als das England heute mit nur teilweiser Berechtigung angesehen wird,

Digitized by Google

obwohl man freilich nicht erkennen kann, aus welchem der Stämme, die das englische Volk zusammensetzen, schöpferische Geister der Musik hervorgegangen sind (die Schotten scheinen neuerdings an der Spitze zu stehen: Mac Dowell, Cyril Scott) — aber ein wesentlicher Zug ist die musikalische Leistung heute allerdings weder in England, noch in Holland. Bekannt ist ja der Spruch: Frisia non cantat. Und Niedersachsen westlich der Elbe hat ebenfalls keinen nennenswerten Musikhelden aufzuweisen. Der Stamm der Nordseegermanen, die Ingwäonen, scheint wenig musikbegabt zu sein. Ganz anders verhält sich das nordelbische Land der Niedersachsen. Da haben wir den großen Hamburger Joh. Brahms, die Holsteiner Jensen und Niemann (Vater und Sohn) und im ostdeutschen Koloniallande die Berliner Nicolai, Schöpfer der köstlichen Oper „Die lustigen Weiber", und den unverwüstlichen Lortzing. Gehen wir weiter nordwärts, so liefert auch das echt germanische Dänemark, trotz Hartmann und Gade, sowie Schweden trotz Sjögren herzlich wenig. Dagegen hat das weniger rein germanische Norwegen im letzten Jahrhundert die weltbekannten Namen von Kjerulf, Grieg und Sinding aufzuweisen. Östlich des Meridians von Berlin wird zwar Musik außerordentlich stark gepflegt, aber es finden sich dort auch nur wenig Musikschöpfer; am besten steht wohl noch Ostpreußen da (Pabst, Ehlert, Kämpf, Lauritschkus, Liebeck, Tiessen, Vollerthun)".

„Wie steht es nun um das mittlere Mitteldeutschland? Es nimmt eine gewisse Mittelstellung ein, ist zwar nicht besonders schöpferisch, pflegt aber hervorragend Musik, besonders in der Nähe des thüringisch.-sächsischen Stammes also am Harz. Über das Land Braunschweig möchte ich mich im besonderen lieber nicht äußern (Heiterkeit!), den Liederkomponisten Franz Abt darf es nicht für sich beanspruchen, da dieser aus der Gegend Leipzig-Halle stammt. Wie dem auch sei: Der Braunschweiger Artushof ist jedenfalls eine hervorragende Säule in der Musikpflege. Das haben wir bei den einzig schönen, künstlerisch vollendeten Darbietungen wohl alle heute empfunden. Darum bringen wir dankbaren Herzens den hervorragenden Künstlern unsere Huldigung dar."

Im engeren Kreise blieb man alsdann noch lange beisammen.

Donnerstag, den 27. Mai.

Um 9 Uhr fand unter Leitung des Geheimrats Kossinna im Hörsaal 112 die Vorstands- und Ausschußsitzung statt.

Da die Amtszeit des „erweiterten Ausschusses" nach sechsjähriger Dauer abgelaufen war, mußte der Vorstand (= geschäftsführender Ausschuß) die Vorschläge für eine Neuwahl beraten. Beschlossen wurde der Tagung vorzuschlagen, die Herren Gaerte, Günther, Heß v. Wichdorff, Paape, Rademacher wiederzuwählen und die entstandenen Lücken durch die Wahl der Herren Kühn, Kunkel und Schultz (Görlitz) auszufüllen.

Zum ersten Male erwies es sich als leider notwendig, die Ausschließung eines Mitgliedes der Gesellschaft zu beraten. Es handelte sich um Herrn Franz Wendrin, der unserer Wissenschaft und besonders der wissenschaftlichen Richtung, die unsere Gesellschaft vertritt, durch den Unfug seiner aller Wissenschaftlichkeit baren und dem gesunden Menschenverstand ins Gesicht schlagenden Schriften unendlichen Schaden zugefügt hat. Bekanntlich behauptet Wendrin in diesen Schriften („Entdeckung des Paradieses", 8. Aufl., erschienen zufällig gerade in Braunschweig bei Westermann; „Die Entzifferung der Felsenbilder von Bohuslän", Berlin), daß es Germanen schon im Tertiär gegeben habe, daß der Germanenkönig Thorson vor 200 000

Digitized by Google

Jahren alle größeren Städte in Posen und Polen gegründet habe, daß Germanen vor 180 000 Jahren in Mexiko gelandet und ihre dortigen Kulturen von den semitischen Azteken zerstört worden wären, daß Jesus, ein germanischer Gottkönig, den Adam (= Wodan, Noah, Christus) wegen seiner Untaten an der heiligen Maria gestraft, daß Petrus 110 000 Jahre vor Jesus gelebt habe, daß weder Petrus noch Jesus jemals in Palästina gewesen wären usw. Da noch dazu die Anregung zu einem Vorgehen gegen Wendrin von seiten einer Anzahl Mitglieder ausgegangen ist, die ihren Austritt aus der Gesellschaft angekündigt haben, falls Wendrin jetzt nicht ausgeschlossen würde, so wurde von dem Gesamtausschuß einstimmig beschlossen, die Mitgliedschaft des Herrn Wendrin als erloschen zu betrachten.

Darauf folgten im Hörsaal 111 die weiteren Vorträge. Es sprachen Reg.-Baurat E. Rademacher über „Die Vorgeschichte Hollands" (Manuskript ausgeblieben), Kandidat Stampfuß über „Neue Funde vom nördlichen Niederrhein", Museumskustos Dr. Gummel über „Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland", Museumsassistent Dr. Kraft über „Die Bedeutung Ostmitteleuropas für die Bronze- und Ersteisenzeit Südwestdeutschlands". Nach der Mittagspause, die von einer Anzahl Teilnehmer auch dazu benutzt wurde, um im Wolfenbütteler Museum die Sammlung des Herrn Kantor Knoop zu besichtigen, schlossen sich folgende Vorträge an: Prof. Dr. Klinghardt: „Neue steinzeitliche Ausgrabungen auf Rügen", Museumskustos Dr. Jahn, „Die Kelten in Schlesien" (Manuskript ausgeblieben) und Dr. Schultz-Görlitz: „Balder, das Oseberggrab und südrussische sakisch-skytische Parallelen". — Am Abend vereinte man sich zu einem persönlichen Gespräch zuerst in „Frühlings Hotel", dann in „Herbsts Weinstuben", dem früheren Stammlokal des Dichters Wilhelm Raabe.

Freitag, den 28. Mai.

Den Anfang machte die im Hörsaal 112 stattfindende Geschäftssitzung der Gesellschaft.

Geheimrat Kossinna führte aus, daß der Geschäftsbericht des Vorsitzers sich kurz fassen könne, da Taten und Schicksale der Gesellschaft den Mitgliedern aus dem Mannus in der Hauptsache bekannt seien. Die Gesellschaft hatte 1924 642 Mitglieder, 1925 mindestens 630 Mitglieder. Wir können auf diesen Bestand stolz sein, in einer Zeit, wo viele wissenschaftliche Gesellschaften infolge der schlimmen Geldlage die Hälfte ihrer Mitglieder eingebüßt haben, manche weniger lebensstarke sogar ganz eingegangen sind. Wie unsere Mitgliederzahl sich in diesem Jahre stellen wird, ist noch nicht zu übersehen; ein vorläufiges Ergebnis wird sich erst aus der Abnahme des eben erschienenen Mannus-Doppelheftes ergeben, ein endgültiges aber erst, wenn das für das Schlußheft dieses Jahrganges vorgesehene gedruckte Mitglieder-Verzeichnis hergestellt sein wird. Wie hoch unser Ansehen steht und unsere Bemittelung veranschlagt wird, zeigen zwei Anerbietungen, die uns kürzlich gemacht worden sind. Der Stenograph des braunschweigischen Landtages Regierungsrat Dr. Wilhelm Müller erbot sich zu stenographischer Aufnahme unserer Tagungsvorträge und verlangte für jede Stunde stenographische Arbeit nebst Übertragung 48 Mk., so daß wir für die etwa 18 Stunden unserer Vorträge die Kleinigkeit von 866 Mk. zu zahlen gehabt haben würden. Das zweite Angebot betrifft unsere Berliner Zweiggesellschaft. Das berühmte,

Digitized by Google

jetzt am Zoologischen Garten wohnhafte „Weinhaus Trarbach" empfiehlt uns seine glanzvollen Räume zur Nachsitzung an den Vortragsabenden!

Der Jahresbeitrag ist seit 1924 unverändert geblieben. Trotzdem erhalten die Mitglieder jetzt noch das von mir 1925 begründete „Nachrichtenblatt" als Beiblatt zum Mannus kostenlos. In diesem Jahre habe ich zu meiner Entlastung die Herausgabe des Blattes Dr. Jahn übertragen.

Der Schatzmeister Snethlage-Berlin erstattete den Kassenbericht.

Infolge der Inflation verblieb der Gesellschaft nach Festigung der Währung am Ende des Jahres 1923 nur ein Bestand von 0,41 Goldmark. Wie sich die Vermögensverhältnisse in den Jahren 1924 und 1925 gestaltet haben, zeigt nachstehende Aufstellung:

	Reichsmark			
	1924		1925	
Einnahmen:				
Bestand vom Vorjahr	0,41		863,19	
Mitgliederbeiträge	6554,18		7063,04	
Verschiedenes	480,50	7035,09	655,90	8582,13
Ausgaben:				
Für den Mannus	5898,78		6263,45	
Sonstiges (Postgebühren, Schreibbedarf, Tagung usw.)	273,12	6171,90	202,18	6465,61
Bestand am Ende des Jahres		863,19		2116,52

Auf Antrag der Kassenprüfer wurde dem Schatzmeister Entlastung erteilt.

Dann teilte Geheimrat Kossinna die durch den geschäftsführenden Ausschuß erfolgte Ergänzungswahl für den Erweiterten Ausschuß mit und beantragte zur Abkürzung des Verfahrens Genehmigung der Wahl des Vorstandes durch Zuruf, was angenommen wurde. Auf Vorschlag des alten Vorstandes wurde der neue Vorstand in folgender Zusammensetzung gewählt:

Kossinna 1. Vorsitzer; Wilke und Hahne stellvertretende Vorsitzer; Kempfer 1. Schriftführer; Jahn und Schulz (Halle) stellvertretende Schriftführer; Snethlage Schatzmeister.

Hierauf wurden zwei aus der Mitte der Gesellschaft eingegangene Anträge, die an die braunschweigische Regierung weitergeleitet werden sollen, von der Gesellschaft zum Beschluß erhoben:

1. Die 9. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte begrüßt es freudig, daß die Braunschweigische Regierung beabsichtigt, den dort vorliegenden Entwurf zum Schutz vorgeschichtlicher Altertümer Gesetz werden zu lassen, und bittet dringend, diese Arbeit zur Erhaltung wertvollsten deutschen Kulturguts möglichst zu beschleunigen.

2. Die 9. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte bittet die Braunschweigische Regierung, bei der bevorstehenden Neuordnung der Lehrerbildung darauf Bedacht zu nehmen, daß die Lehrer als berufene Hüter heimatlicher Kulturwerte durch besondere Lehrgänge in die Grundlagen der deutschen Vorgeschichte und ihre Forschungswege eingeführt werden.

Sodann fanden im Hörsaal 111 folgende Vorträge statt: Privatdozent Dr. Kühn: „Kunst und Kultur der Iberer", Museumsassistent Dr. Niklasson, „Der steinzeitliche Wohnplatz bei Braunsdorf, Kreis Querfurt" (Manuskript ausgeblieben), Dr. Albrecht: „Die Westgrenze der slawischen Burgwälle

Digitized by Google

in Nord- und Mitteldeutschland", Dr. Gandert: „Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit", Museumsdirektor Prof. Dr. Fuhse: „Die Geschichte der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig", Privatdozent Dr. Kumm: „Die Geologie des Elms", Hans Lange: Die „Keramik der ältesten germanischen Bronzezeit (Manuskript ausgeblieben), Prof. O. Hahne: „Alte Straßenzüge am Elm".

Durch die Presse erfuhren die Ausführungen Prof. Fuhses wegen der nochmaligen scharfen Betonung der Notwendigkeit eines eigenen Museums für Vorgeschichte sowie einer Inventarisation der vorgeschichtlichen Denkmäler in Braunschweig starke Beachtung. Die drei letzten Vorträge am Vormittag (Prof. Fuhse, Dr. Kumm, Prof. Hahne) dienten zugleich der richtigen Einstellung auf den Ausflug in den Elm und seine Umgebung, mit dem auch die Vorträge am Nachmittage im Zusammenhang standen. Diese — die Schlußvorträge — waren: Konservator Krone: „Die bandkeramischen Siedlungen in der Umgebung Braunschweigs" und Prof. Kühmann: „Die Ringwälle am Reitling und auf dem Heeseberge". Der letzte Vortrag dehnte sich mehrere Stunden lang bis nach 8 Uhr abends aus und hatte am Schluß nur noch den unermüdlichen Vorsitzer und zwei bis drei hartnäckige Wissensdurstige als Zuhörer, was nicht hinderte, daß der Vorsitzer sogar noch in eine Diskussion eintrat.

Sonnabend, den 29. Mai.

Früh um sieben Uhr versammelten sich etwa achtzig Teilnehmer am Landestheater. In einem großen Personenauto der braunschweigischen Regierung, einem weiteren der Firma Büssing, sowie mehreren Privatautos fand man gerade Platz. Es wurde zunächst in rascher Fahrt Königslutter erreicht, für das ein längerer Aufenthalt vorgesehen war. Hier teilte man sich in drei Gruppen, die abwechselnd die große, in einem besondern Raum untergebrachte, vorgeschichtliche Sammlung des Landwirts Mülter, die kleinere des Apothekers Lüddecke und die herrliche Stiftskirche aus Kaiser Lothars Zeit in Augenschein nahmen. Alsdann ging es im Fluge quer durch den Elm von Norden nach Süden bis an den Rand oberhalb Ampleben. Von da pilgerte man auf Waldwegen nach dem in dichtem jungen Bestande versteckten Steinkistengrab auf dem Hohen Hai, zu dem Prof. Fuhse längere erläuternde Mitteilungen gab. Geheimrat Kossinna, Prof. Fuhse, Generaloberarzt Wilke wurden im Grabe stehend in Gruppenaufnahmen festgehalten (Abb. 1). Auch der Humor kam zu seinem Rechte. Scheinbar aus Zufall stieß Gutsbesitzer Eimecke an einen der flachen Steine am Boden und zog sodann ein Röhrenknochenstück mit einer nordischen Widmung an Geheimrat Kossinna und diesen auf einem Mammut zeigend ans Licht hervor (Abb. 2). Darauf begab man sich zu dem nahen Kux mit den Resten der Brunkelburg, die einen Teil der Ringwälle am Reitlingstale bildet. Nach eingehender Besichtigung schritt man talabwärts auf Erkerode zu, wo die Kraftwagen warteten. Diese brachten die Teilnehmer nun nach Lucklum, zum Rittergut des Kammerherrn Cramer von Clausbruch, der ihnen persönlich den Rittersaal der alten Deutschordenskommende mit prächtigen Bildwerken sowie die Kirche mit der Ordensfahne von 1688 und den Grabsteinen berühmter Ordensmänner zeigte. Darauf ging es am Evesser „Hoch" und am vorgeschichtlich wichtigen Olla vorbei nach Schöppenstedt, wo in der Aula

Digitized by Google

der Bürgerschule vorgeschichtliche Sammlungen von Privatforschern der verschiedensten Orte zusammengebracht waren; und zwar hatten ausgestellt

Wilke Kossinna Suhle

Abb. 1. Inneres der im Boden liegenden Steinkiste auf dem Hohen Hai.

Abb. 2. Geheimrat Kossinna zeigt den geheimnisvollen „Mammut"-Knochen.

die Herren Sader und Salineninspektor Graf in Schöningen, Ziegenmeyer in Klein-Dahlum, Gutsbesitzer Eimecke in Warle, Gautier, Severidt und

Digitized by Google

1. Benze. 2. Dierke. 3. Lüddecke. 4. Heller. 5. Stolle. 6. Kantor Schmidt. 7. Mack. 8. Eimecke. 9. Schucht. 10. Kumm. 11. Doges. 12. Steinacker. 13. Hahne. 14. Borch. 15. Sader. 16. Krone. 17. Severidt. 18. Holzkamp. 19. Heister. 20. Tönnies. 21. Tenner-Harzburg. 22. Mülter. 23. Frl. Rohde. 24. Pastor Schmidt. 25. Siddicke. 26. Paape. 27. Frau Dibbelt. 28. Dibbelt. 29. Schultz. 30. Bohm. 31. Wilke. 32. Sprockhoff. 33. Matthes. 34. Jahn. 35. Goering. 36. Kossinna. 37. Lühmann. 38. Suhse. 39. Snethlage. 40. Kraft. 41. Beltz. 42. Reichhelm. 43. Tode. 44. Gandert. 45. v. Strantz. 46. Schemmel. 47. Moschkau.

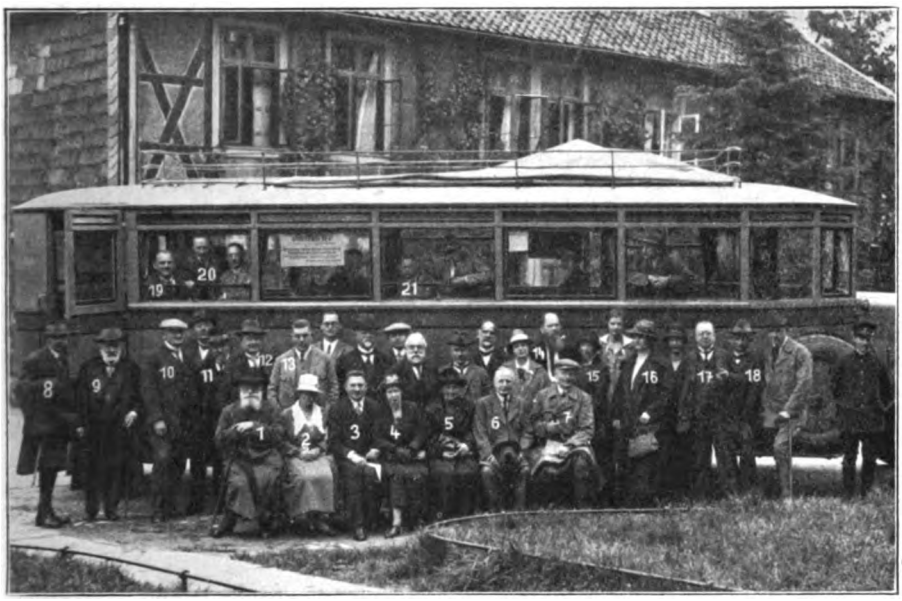
Abb. 3.

Im Wagen: 1. Lampe. 2. Moschkau. 3. Heynen. 4. Asmus. 5. Siddicke. 6. Benze. 7. Schemmel. 8. Gandert. 9. Matthes. 10. Maßberg. 11. Sprockhoff. 12. Reichhelm.
Vor dem Wagen: 13. Kraft. 14. Hahne. 15. Holzkamp. 16. Schomburg. 17. Mügge. 18. Dierke.

Abb. 4.

Digitized by Google

Referendar Kleinau in Schöppenstedt. Beim gemeinsamen vortrefflichen Mittagsessen im „Deutschen Hause“ warf Geheimrat Kossinna in einer



Sitzend: 1. Stolle. 2. Fr. Gummel. 3. Dibbelt. 4. Fr. Dibbelt. 5. v. Auerswald. 6. v. Strantz. 7. Paape.
Stehend: 8. Krone. 9. Lüddecke. 10. Eimecke. 11. Reichhelm. 12. Heller. 13. Gummel. 14. Schultz.
15. Frl. Rohde. 16. Frl. Ramdohr. 17. Frau Petersen. 18. Borch. 19. Fiddicke.
Im Wagen: 19. Diercke. 20. Kumm. 21. Gandert.

Abb. 5.

Abb. 6. Hünenburg bei Watenstedt.

humorvollen Ansprache einen Rückblick auf den Verlauf der Tagung und würdigte dabei die Arbeit des Braunschweiger Ortsausschusses, indem er

Digitized by Google

besonders die Herren Prof. Fuhse, Verlagsbuchhändler Stolle, Prof. Lühmann und Konservator Krone feierte und der unvergleichlich hochherzigen Gastfreundschaft Braunschweigs dankbar gedachte. Ferner fand vor dem Gasthause eine photographische Aufnahme aller Teilnehmer statt (Abb. 3—5). Die größere Zahl entschloß sich nun — trotzdem ein heftiges Gewitter eine starke Verspätung herbeigeführt hatte — zu einem Umwege über den Heeseberg bei Watenstedt. Hier wurde auf der Hünenburg länger verweilt, und abermals wurden die Teilnehmer photographiert (Abb. 6, 7). Sodann begab man sich nach Watenstedt selbst und besichtigte noch in der dortigen Schule eine weitere Reihe kleinerer Sammlungen, deren Eigentümer die Herren Dr. med. Meyer, Kantor Meyer, Lehrer Meyer II, Hartleb,

Abb. 7. Hünenburg bei Watenstedt.
Frl. Bohm auf dem aufgeweichten Wallhang in Nöten.

Schäfer, Schliephake und Siemann waren. Darauf ging es in Eile nach Dettum, wo die besonders reichhaltige und musterhaft geordnete Sammlung des Lehrers Holzkamp der Besichtigung harrte. Das war die letzte Station und Dunkelheit lag schon über der Stadt, als die Kraftwagen endlich wieder in Braunschweig eintrafen.

Sonntag, den 30. Mai.

Vormittags gegen ½11 Uhr fuhr noch eine kleine Gruppe von Teilnehmern mit der Bahn nach Gifhorn, um einige Feuersteinwerkstätten in der Umgebung sowie im Orte selbst das Heimatmuseum kennen zu lernen. Bei diesem zweiten Ausfluge war Konservator Krone, der ein gründlicher Kenner der Gegend ist und eine erhebliche Zahl von Grabungen hier ausgeführt hat, ein trefflicher Führer.

Das war der letzte Ausklang der glänzenden, allerseits mit größter Befriedigung und Dankbarkeit aufgenommenen 9. Tagung für Vorgeschichte [1]).

[1]) Wer Abzüge der sehr scharfen photographischen Aufnahmen, die beim Ausflug nach dem Elm ausgeführt worden sind, erwerben will, wende sich an das Städtische Museum in Braunschweig, von wo sie zu dem Preise von je 0,35—0,40 Mk. zu beziehen sind.

Digitized by Google

Es gehörten dem **Ehrenausschuß** an:

Marquordt, Minister,
Dr. Trautmann, Oberbürgermeister,
Mühlenpfordt, Professor, Rektor der Technischen Hochschule.

Mitglieder des **Ortsausschusses** waren:

Dr. ing. h. c. Albrecht, Geh. Reg.-Rat.
Dr. Bock, Studienrat.
Borch, Lehrer.
Buchheister, Lehrer.
Dierke, Wissensch. Leiter (Georg Westermann K.-G.)
Eimecke-Warle, Gutsbesitzer.
Fischer, Reg.-Rat a. D.
Dr. Flechsig, Professor.
Dr. von Frankenberg, Museumsinspektor.
Dr. Fuhse, Professor.
Grotewohl, M. d. R., Minister a. D.
Grußendorf, Redakteur.
Hahne, O., Professor.
Holzkamp-Dettum, Lehrer.
Jorns, Lehrer.
Knoop-Börßum, Kantor.
Krone, Konservator.
Dr. Kumm, Privatdozent.
Lühmann, Professor.
Dr. Mack, Professor.
Dr. Meier, Professor, Geh. Hofrat.
Müller, Fabrikant (J. G. Huch u. Co.)
Rebrovic, Kammermusiker.
Reißner, Schriftleiter.
Dr. Roloff, M. d. L., Professor.
Schaper, Stadtrat.
Schmidt-Rühme, Kantor.
Schröder, Stadtbaurat.
Schroff, Schriftleiter.
Schulz, Schriftleiter.
Dr. Steinacker, Professor.
Stolle, Verlagsbuchhändler.
Vogelsang, Kreisschulrat.
Dr. Voges-Wolfenbüttel, Archivdirektor.
Voges-Wolfenbüttel, Lehrer a. D.
Wiebrecht, Dr. med.
Dr. Zimmermann-Wolfenbüttel, Geh. Archivrat.

Digitized by Google

Verzeichnis der 144 Teilnehmer.

Albrecht, Christoph, Dr., Halle a. S.
Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. Mecklenburg.
Auerswald, Annemarie v., Heiligengrabe, Ostprignitz.
Banse, Ewald, Braunschweig.
Becker, A., Gymnasiallehrer, Staßfurt.
Behnecke, Harburg a. d. Elbe.
Beltz, Robert, Prof. Dr., Schwerin i. M.
Benze, Rudolf, Studienrat, Braunschweig.
Benze, Frau, Braunschweig.
Bingel, Adolf, Prof., Braunschweig.
Bohlmann, Apotheker, Braunschweig.
Bohm, Waldtraut, cand. praehist., Berlin.
Büssing, Senator, Braunschweig.
Cramer v. Clausbruch, Rittergutsbesitzer, Lucklum.
Deppe, H., Mittelschullehrer, Halberstadt.
Dettmer, Paul, Braunschweig.
Dibbelt, Otto, Studienrat Dr., Kolberg i. Pomm.
Dibbelt, Frau, Kolberg i. Pomm.
Diercke, Wissenschaftlicher Leiter, Braunschweig.
Diercke, Frau, Braunschweig.
Dunker, Hans, Lehrer, Wolmirstedt.
Dunker, Frau, Wolmirstedt.
Ebeling, Hermann, Schüler, Schöppenstedt.
Eckardt, Braunschweig.
Eimecke, Robert, Gutsbesitzer, Warle.
Elster, Prof., Braunschweig.
Fiddicke, Sanitätsrat Dr. med., Freienwalde a. d. Oder.
Franke, Clemens, Oberstudienrat Prof. Dr., Leipzig.
Franke, Felix, Prof. Dr. med., Braunschweig.
Frohböse, Ferdinand, Lehrer, Hamburg.
Fuhse, Franz, Prof. Dr., Museumsdirektor, Braunschweig.
Gandert, Otto Friedrich, Dr. phil., Halle a. S.
Gehlhoff, E. H., Prof., Braunschweig.
Gellert, Martha, Frau Pfarrer, Leipzig.
Goering, Beatrice, cand. praehist., Tübingen.
Graf, Otto, Betriebsleiter, Schöningen.
Günther, Oskar, Braunschweig.
Gummel, Hans, Dr. phil., Museumskustos, Hannover.
Gummel, Frau, Hannover.
Hahne, O., Prof. Braunschweig.
Hampe, Dr., Braunschweig.
Heimbs, Kaufmann, Hannover.
Heister, Lehrer, Groß Biewende.
Heller, Mus.-Konservator, Nienburg a. d. Weser.
Herrmann, Karl, Lehrer i. R., Naumburg a. d. Saale.
Heynen, Rolf, cand praehist., Düsseldorf.
Hinze, Dr. phil., Museumsdirektor, Zerbst.
Hogrebe, Bernard, Osnabrück.
Joltz, Friedrich, cand praehist., Halle a. S.
Irmscher, Rudolf, Lehrer, Großbothen i. Sa.
Hahn, Martin, Dr. phil., Museumskustos, Breslau.

Digitized by Google

Kaufmann, Studienrat Dr., Braunschweig.
Kellner, Apotheker, Braunschweig.
Kleinau, Ernst, Schulleiter, Schöppenstedt.
Klinghardt, Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Knehr, Prokurist, Braunschweig.
Knehr, Frau, Braunschweig.
König, Lehrer, Zerbst.
Kossinna, Gustaf, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde.
Kraft, Georg, Dr., Freiburg i. Br.
Krause, Dr., Helmstedt.
Krone, Konservator, Braunschweig.
Kühn, Herbert, Privatdozent Dr., Köln a. Rh.
Kumm, Privatdozent Dr., Braunschweig.
Kunkel, Otto, Dr., Museumskustos, Stettin.
Kunkel, Frau, Stettin.
Lampe, W., Lehrer, Harriehausen.
Lange, Hans, Museumshilfsarbeiter, Berlin.
Langer, Franz, Waidmannslust b. Berlin.
Lippmann, Fabrikant, Braunschweig.
Loewenthal, Dr. med., Braunschweig.
Lüddecke, E., Apotheker, Königslutter.
Lüddecke, Frau, Königslutter.
Lüders, Ludwig, Dr. med., Fallersleben.
Lühmann, Prof., Braunschweig.
Mack, Prof. Dr., Braunschweig.
Maßberg, Karl, Mittelschullehrer, Wolfenbüttel.
Matthes, Walther, Dr. phil., Berlin.
Meier, Direktor, Braunschweig.
Menadier, Stadtbaurat, Braunschweig.
Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz.
Mügge, Lehrer, Braunschweig.
Mügge, Lehrer, Braunschweig.
Mühlhausen, Dr. med., Braunschweig.
Müller, Prof., Braunschweig.
Müller, Studienrat, Braunschweig.
Mülter, Erich, Landwirt, Königslutter.
Niklasson, Nils, Dr. phil., Museumsassistent, Halle a. S.
Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg.
Peitsmeier, Gertrud, Berlin.
Petersen, Frau Professor, Danzig.
Pfannenschmidt, Lehrer, Braunschweig.
Querfurth, Studienrat Dr., Braunschweig.
Rademacher, Carl, Museumsdirektor, Köln a. Rh.
Rademacher, Erich, Reg.-Baurat, Jülich.
Radig, Werner, cand. phil., Leipzig.
Ramdohr, Dr. med., Braunschweig.
Ramdohr, Frau, Braunschweig.
Ramdohr, Frl., Braunschweig.
Reichel, Inh. v. Westermann K.-G., Braunschweig.
Reichhelm, K., Zahnarzt, Treuenbrietzen.
Reinerth, Hans, Privatdozent Dr., Tübingen.
Reuter, Otto Sigfrid, Telegraphendirektor, Bremen.
Rohde, Frl., Braunschweig.
Rothermel, Student, Hedeper.
Sader, Emil, Schöningen.
Schemmel, Hertha, cand. praehist., Berlin-Tempelhof.
Scherer, Prof., Braunschweig.
Scherer, Frau, Braunschweig.
Schmidt, Kantor, Rühme.
Schucht, Wilhelm, Lehrer, Küblingen.
Schultz, Wolfgang, Dr., Görlitz.
Schulz, Justizrat, Charlottenburg.
Schulz, Frau, Charlottenburg.
Schulz, Walther, Prof. Dr., Museumskustos, Halle a. S.

Digitized by Google

Schulze, Walter, Schöningen.
Schwanold, Heinrich, Kreisschulrat, Detmold.
Severidt, Hermann, Bankier, Schöppenstedt.
Siebers, Siegfried, Studienrat, Helmstedt.
Siebers, Studienrat, Braunschweig.
Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor, Berlin.
Sonder, Wolfgang, Apotheker, Bad Oldesloe i. Holst.
Sprockhoff, Ernst, Dr. phil., Hannover.
Stampfuß, Rudolf, cand. praehist., Tübingen.
Stephan, Paul, Reg.-Landmesser, Merseburg.
Stock, L., Prof., Braunschweig.
Stolle, Verlagsbuchhändler, Braunschweig.
Strantz, Kurt v., Wirkl. Rat., Berlin.
Tenner, Studienrat Dr., Harzburg,
Tode, Alfred, Dr. phil., Kiel.
Tönniges, Braunschweig.
Tönniges, Frau, Braunschweig.
Ulrich, Paul, Lehrer, Creisfeld b. Eisleben.
Voges, Ernst, Lehrer, Salder.
Vollbrecht, Kurt, Bankbeamter, Braunschweig.
Wagenhoff, v., Landrat, Gifhorn.
Wehe, Dr., Holzminden.
Weinhardt, R., Finanzrevisor, Braunschweig.
Weinhardt, Frau, Braunschweig.
Wesche, cand. phil., Göttingen.
Wilke, Georg, Dr., Obergeneralarzt a. D., Rochlitz.
Willke, O., Dr. med., Braunschweig.
Woltereck, K., Dr., Goslar.
Woratz, Zahnarzt, Braunschweig.

Digitized by Google

II. Vorträge.

Geschichte der Bevölkerung Mitteldeutschlands von der jüngeren Steinzeit bis zum Untergang des Thüringer Reiches.

Von Walther Schulz, Halle a. S.

Mit 2 Abbildungen.

Es sei hier versucht, die Hauptabschnitte der Bevölkerungsgeschichte Mitteldeutschlands auf Grund der Bodenfunde zu kennzeichnen, wobei zum Unterschiede von der Kulturgeschichte, die ihre Einteilung aus der materiellen Kultur herleitet, die wechselnden Machtverhältnisse bestimmend sind. Die Zeiten von dem ersten Auftreten der Menschen in Mitteldeutschland bis zur Entstehung der jungsteinzeitlichen Kulturen müssen bei dieser Betrachtung übergangen werden.

Die heutige Landschaft Thüringen samt dem Harztore, also das Flußgebiet der Saale, ist der Schauplatz des Geschehens.

1. Völker der jüngeren Steinzeit[1]). In Mitteldeutschland sind zwei Völker mit scharf getrennten Kulturen altheimisch, die sich im unteren Saalegebiete treffen, das eine ist das auch im nördlichen Elbgebiete verbreitete nordmitteldeutsche Volk der Walternienburg-Bernburger Kultur (Abb. 1), das andere das südmitteldeutsche der thüringisch-sächsischen Kultur der Schnurkeramik. Dazu treten noch verschiedene Zuzüge. Der bedeutendste ist der des Volkes der donauländischen Bandkeramikkultur, das die Lößgebiete Mitteldeutschlands südlich und nördlich vom Harze besiedelt, deren eigene Kultur aber trotz der starken Besiedelung noch in der hier behandelten Zeit wieder schwindet. Nicht ohne erkennbaren Einfluß für die Folgezeit ist auch die Zuwanderung am Schluß dieser Periode des gleichfalls nördlich und südlich vom Harze sich festsetzenden westischen Volkes der Glockenbecherkultur.

Daß diese Völker trotz ihrer Nachbarschaft doch eine gewisse Zeit hindurch ihre Eigenkultur bewahrten, war möglich, solange kein Volk das Bedürfnis hatte, dem anderen seinen Willen aufzuzwingen oder das Land streitig zu machen. Hier in der größten zusammenhängenden Siedelungsfläche von Mitteleuropa war genügend Raum vorhanden, besonders da offensichtlich die Kulturen auf verschiedener Wirtschaft beruhten; so steht besonders

[1]) Dazu N. Åberg: Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit 1918.
N. Niklasson: Studien zur Walternienburg-Bernburger Keramik I. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 13, 1925, besonders auch S. 156 ff. und Tabelle.

Digitized by Google

deutlich der Bodenbau des Bandkeramikvolkes der Viehzucht und dem Jägertum des Schnurkeramikvolkes gegenüber. Da diese Völker sich auch rassisch unterschieden, also noch Blutsgemeinschaften bildeten, ist bei ihnen die urtümliche Form des Gemeinschaftslebens in Stammesstaaten anzunehmen, wobei wohl nicht das Gesamtvolk eine staatliche Einheit bildete, sondern nur die zusammensiedelnden Gruppen, die mitunter nach der Verteilung der Bodenfunde feststellbar sind. Indes ist auch die Gesamtheit aus dem Gefühl einer Zusammengehörigkeit in Verbindung geblieben. Natürlich haben da-

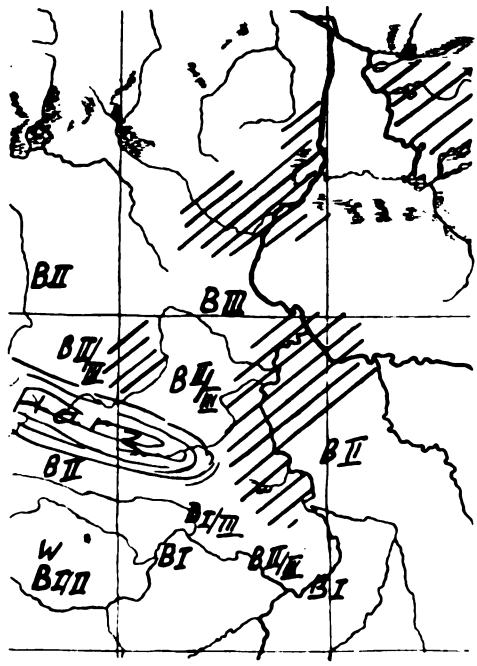


Abb. 1. Verbreitung der Kultur mit Walternienburg-Bernburger Keramik. Nach der Tabelle von Niklasson in den Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur I, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thüringischen Länder XIII, 1925, S. 113 ff.
/////// (W) Verbreitung der Walternienburger Keramik. B I, II, III Verbreitung der 3 Stufen der Bernburger Keramik außerhalb dieses Gebietes.

bei zwischen den verschiedenen Völkern gegenseitige Beeinflussungen stattgefunden, die sich aus der Nachbarschaft ergeben.

2. Das einheitliche Volk seit dem Ausgang der Steinzeit. Schon früh ist, wie bemerkt, das Volk der Bandkeramik verschwunden, wobei wir nicht wissen, ob es seine Eigenkultur verloren hat oder abwanderte. Dagegen gewinnt an Boden das nordmitteldeutsche Volk, das im Laufe der Zeit nicht nur die noch nicht besiedelten Zwischengebiete einnahm, sondern auch südlich um den Harz besonders im Unstrutgebiet sich niederließ (Abb. 1). Dieses Volk ist dem südmitteldeutschen und auch dem westischen kulturell überlegen gewesen; es entsteht im Gebiete der Walternienburg-Bernburger Kultur außerhalb des nördlichen Elbgebietes, also soweit es

Digitized by Google

Mischgebiet ist, ein neues Volk, dessen Kultur, die frühbronzezeitliche Aunjetitzer Kultur, noch die Einwirkungen des nordmitteldeutschen Volkes zeigt[1]). Dem nordmitteldeutschen Volke der jüngeren Steinzeit war, wie überhaupt der norddeutschen Bevölkerung, die besondere Sorge für den Toten durch Errichtung großer Grabbauten eigen; in dem neuen Volke der frühen Bronzezeit lebt dieser Brauch fort für besonders hervorragende Personen. Aus der Masse der Gräber heben sich die gewaltigen Hügelgräber heraus (besonders die „Fürstengräber" von Leubingen, Kreis Eckartsberga und von Helmsdorf, Mansfelder Seekreis), die nicht nur in ihrer Anlage, sondern auch in ihrem Inhalt (Goldschmuck) eine soziale Schichtung in der Bevölkerung erkennen lassen. Die soziale Unterschiede begünstigende Mischung hat gewiß dazu beigetragen, daß in diesem Volke einzelne zu besonderem Reichtum und zu Macht emporstiegen. Dem Handel sind derartige Verhältnisse günstig, daher findet jetzt das wertvolle Kupfer in Massen Eingang, Bernstein wird hierher verhandelt, und das Gold tritt nicht nur in den genannten Gräbern, sondern auch in dem reichen Depotfund von Merseburg auf.

3. Niedergang in der älteren Bronzezeit. Der Abbruch in dieser Entwicklung erscheint uns heute unvermittelt, wir kennen nicht die Gründe; es ist an Abwanderung gerade der führenden Schichten gedacht. Jedenfalls ist die Blüte nur kurz gewesen und der Abfall steil. Die Schwäche der Bevölkerung zeigt sich auch darin, daß die kulturelle Einheit verloren geht. Jetzt wirkt der Harz als Grenze[2]).

Seit der älteren Bronzezeit ist die Bevölkerung Nordmitteldeutschlands in den Kreis der norddeutschen germanischen Kultur hineinbezogen und nimmt an ihrer stetigen Entwicklung teil, wenn auch hier im Randgebiete der Glanz dieser germanischen Bronzekultur gegenüber dem Ostseegebiete etwas abgeblaßt erscheint, so die schönsten Arbeiten in Bronze und Gold nur vereinzelt sich finden.

Zwischen Harz und Thüringer Wald sind in der älteren Bronzezeit, in der Zeit der Radnadeln, zeitlich bestimmte Grabfunde ziemlich spärlich. Außerhalb des hier behandelten Gebietes finden sich Gräber dichter am Südwesthang des Thüringer Waldes, bei uns sind sie zwischen unterer Unstrut und Saale und östlich von der Saale in dem Kreise Merseburg und nahe bei Halle vertreten.

4. Kultureinflüsse und Zuwanderungen seit der mittleren Bronzezeit. Da ein Volk mit ausgeprägter Kultur und Macht fehlt, öffnet sich das Land den verschiedensten Einflüssen und Zuwanderungen. Im gewissen Sinne wiederholen sich die Verhältnisse der jüngeren Steinzeit. Es fehlt bisher noch an den Vorarbeiten, um die stark durcheinander gehenden Fäden zu entwirren. Den Grundstock bildet jedenfalls die altheimische Bevölkerung. (Beibehalten der Grabform.) Der Bestattungsplatz auf dem Sehringsberge bei Helmsdorf, Mansfelder Seekreis, bietet ein typisches Beispiel für die durcheinandergehenden süddeutschen, ostdeutschen und norddeutschen Einflüsse[3]). Besonders die süddeutschen Beziehungen dieser

[1]) Vgl. die Bemerkungen über die Keramik bei Niklasson, a. a. O., S. 154, 182.

[2]) Vgl. dazu die an verschiedenen Stellen veröffentlichten Karten Kossinnas über die Siedelungsgebiete in der frühen Bronzezeit, zuletzt in „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit". Germanenverlag 1926, Abb. 52.

[3]) Vgl. Lechler: Das Gräberfeld auf dem Sehringsberge bei Helmsdorf. Mannus 16, Heft 5, 1925. — Das Gräberfeld setzte eher ein, als Lechler angibt, gewiß noch Periode III der Bronzezeit, und reicht wohl nur noch in den Beginn der Periode V.

Digitized by Google

ganzen Kulturgruppe, die sich bis in das Unstrutgebiet erstreckt, betont Lechler bei der Behandlung der Sehringbergfunde [1]). Doch auch die ostdeutsche hochstehende Keramik der illyrischen Kultur hat hier und überhaupt in Mitteldeutschland bis in die frühe Eisenzeit (Billendorfer Typ) sehr stark eingewirkt. A. Götze hat darauf hingewiesen und auch bemerkt, daß Zuwanderungen aus Osten und Südosten anzunehmen sind [2]). Die von Götze genannten Burgen lausitzischen Charakters, die für Kampfeszeiten sprechen könnten, liegen sämtlich nahe beieinander östlich von der Saale nicht weit von Jena, doch sind auch andere sichere Plätze gerade in dieser Zeit aufgesucht und vielleicht auch künstlich befestigt worden (auf der Hainleite und Schmücke).

Wohlhabenheit nimmt jetzt wieder zu, wie die zahlreichen Funde von Bronzeschmucksachen mitteldeutschen Charakters, allerdings ohne besondere Schönheit und ohne Formenreichtum erkennen lassen. Schon in der IV. Periode der Bronzezeit, als noch der ostdeutsche Einfluß in voller Kraft war, setzen norddeutsche Handelsverbindungen ein, wie einige Depotfunde erweisen [3]). Es folgen Zuwanderungen von germanischer Seite her, die eher ein allmähliches Einsickern als ein starker Vorstoß zu sein scheinen. Mit dem allgemeinen Niedergang der ostdeutschen Kultur zu Beginn der Eisenzeit tritt die norddeutsche Kultur stärker hervor, allmählich bis zur Unstrut vordringend. Nicht scharf ist die Ablösung der ostdeutschen Einflüsse von den norddeutschen festzustellen, da die mit den ersteren eindringende Sitte der Leichenverbrennung und Urnenbeisetzung auch norddeutsch-germanisch ist, ebenso die Steinkiste als Grabraum schon vorhanden war. Dagegen hat sich in der frühen Eisenzeit seit dem 7. Jahrhundert in dem Südgebiet Mitteldeutschlands bis zur Linie Harzblock-Halle, dann aber auch vereinzelt nördlich um den Harz herum eine Bevölkerung mit eigener Schmuck- und Bestattungssitte (besonders Wendelringe als Halsringe, Steigbügelarmringe; Leichenbeerdigung) ausgebreitet, die von Westen hergeleitet (Mehrener Kultur des Rheingebietes) und als eine keltische Welle angesehen wird [4]). In engster Berührung müssen die verschiedenen Völkerschaften in der Gegend von Halle a. d. Saale gestanden haben, wo ihre Gräber in größerer Zahl nebeneinander liegen. Doch auf eine Herrschaft dieser westdeutschen Schicht scheint mir nichts hinzudeuten, hervorragende Totenausstattungen, besonders Waffen, fehlen auch hier. Eher möchte ich bei einem Nebeneinandersiedeln wiederum an verschiedene Wirtschaftsweise denken. An manchen Orten könnte die Salzgewinnung die neue Bevölkerung angelockt haben [5]). Das Verschwinden ihrer Kultur wird durch ein Aufgehen in der heimischen Bevölkerung zu erklären sein. Denn das Auftreten von Kelten in der älteren Latènezeit in Thüringen, ganz besonders geschlossen im Saaleknie bei Saalfeld [6]), dürfte durch einen neuen Einbruch hervorgerufen sein. Es ist ein freies wohlhabendes Volk — die Toten sind mit Waffen und reichem Schmuck ausgestattet —, das wohl von Süden her, wo auf dem Kleinen Gleichberg südlich vom Thüringer Wald

[1]) A. a. O., S. 448.

[2]) In Götze, Höfer, Zschiesche: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. S. XXX.

[3]) Kossinna: Mannus VIII, 1917, Verzeichnis S. 128.

[4]) Vgl. jetzt Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen. 1926, S. 39 ff. und Karte, Abb. 45.

[5]) Vgl. die Bemerkungen Schumachers über diese Bevölkerung Prähistorische Zeitschrift XI/XII, 1919/20, S. 178.

[6]) Kropp: Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze. Mannus-Bibl. Nr. 2. 1911.

Digitized by Google

sein kultureller Mittelpunkt liegt, eingedrungen ist. Aber auch diese Bevölkerung tritt seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. wieder zurück.

5. Das einheitliche Volk in der Latènezeit. Die neue Einheit bahnte sich schon Jahrhunderte früher an, vollendet ist sie mit dem Verschwinden der keltischen Eigenkultur auch im südlichen Thüringen um 300. Bei den engen Kulturzusammenhängen mit dem germanischen Kerngebiete können wir vermuten, daß sich auch die Bevölkerung Mitteldeutschlands der germanischen Sprache bediente, sie ist als germanisch-germanisierte Mischbevölkerung zu bezeichnen. Im Handwerk, sowohl im Kunstgewerbe wie auch in der Töpferei, ist noch keltische Schulung zu erkennen. Die Bevölkerung wird zu einer Vermittlerin keltischen Latèneeinflusses nach dem Norden, vielleicht auch noch älterer römischer Erzeugnisse, sie hat also für die Gesamtbevölkerung Germaniens eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Wenn auch hier wieder das Ergebnis wie am Ausgang der Steinzeit eine neue Einheit ist, und zwar wiederum eine solche norddeutschen Charakters, so sind doch jetzt weder soziale Schichtungen, noch der Kurvenverlauf der Bedeutung dieser Bevölkerung zu erkennen. Jahrhundertelang sind die Gräberfelder benutzt, ohne daß eine Störung oder ein Antrieb zu erkennen ist, als wäre das Dasein dieser Menschen gleichförmig dahingeflossen. Man möchte auch kaum glauben, daß diese Bevölkerung in dem Übergang zur mittleren Latènezeit die südthüringischen Kelten der Frühlatènezeit vernichtet oder vertrieben hätte, zumal sie ihr Siedelungsgebiet im Laufe der Latènezeit in dieser Richtung nicht wesentlich erweitert. Die keltische Eigenkultur war eben auf die Dauer nördlich von dem großen Waldgebirge nicht zu halten. Eine Befestigung kennen wir nördlich vom Thüringer Wald, die wir mit Sicherheit noch in die Zeit der Bildung der Einheit um 500 v. Chr. setzen können, es ist die stark besiedelte Umwallung des Questenberges (Kreis Sangerhausen) im Südeingange des Harzes. Das Anlegen von befestigten Städten war nicht germanische Gewohnheit, das Scherbenmaterial scheint aber doch für norddeutsche Beziehungen zu sprechen.

6. Germanische Zuwanderungen in der frühgeschichtlichen Zeit (dazu Abb. 2). Diese ruhige Zeiten finden im Laufe des letzten Jahrhunderts v. Chr. ihr Ende. Die folgende Periode wird durch verschiedene Zuwanderungen charakterisiert, die immer wieder germanische Herrenschichten zuführen, eine rasche Folge wechselnder Macht, wie es Schicksal der Germanen ist. Selbst Wandalen aus Ostdeutschland wandern durch Thüringen [1]). Besonders aber dringt ein Germanenschwarm mit der Kultur der Elbsweben vielleicht aus dem Nordharzgebiet kurz vor Christi Geburt die Saale aufwärts in Thüringen ein [2]). Eine kampffrohe Schar; die mit Waffen ausgerüsteten Toten, die (wie auch bei den Langobarden an der Niederelbe üblich) auf Kriegerfriedhöfen bestattet sind, gehen wohl in ein Jenseits ein, das der Walhallvorstellung vergleichbar ist. Für die Wanderlust der Sweben spricht der Wechsel der Bestattungsplätze, und somit auch der Siedlungsplätze in kürzester Zeit. Das Sammelgebiet dieser Sweben liegt im ersten Jahrhundert n. Chr. östlich der Saale, insbesondere nach dem hier ostwestlich gerichteten Elblauf zu. Das Königtum hat sich in frühgermanischer Zeit vielfach gerade bei Kampf- und Wandervölkern ausgebildet; daß uns für die mitteldeutschen Hermunduren im ersten Jahrhundert n. Chr.

[1]) Jahresschrift 11, 1925, S. 29ff.

[2]) Zu den folgenden Ausführungen Mannus, Ergänzungsband III, 1922, S. 48ff. Jahresschrift 11, 1925, S. 37ff.

Digitized by Google

der Name eines Königs Vibilius überliefert ist, paßt zu diesen Verhältnissen. Ob aber der Hermundurenname schon der latènezeitlichen Bevölkerung Mitteldeutschlands eigen war oder mit den neuen Eroberern eingedrungen ist, bleibt fraglich.

Unter dieser Herrenschicht ist die Kultur der älteren Bevölkerung für uns nicht mehr feststellbar. Vielleicht ist ihr noch abseits der Einfallstraße der Saale das Gräberfeld aus dieser Zeit bei Bebra unweit Sondershausen zuzuschreiben, auffallend von den swebischen Friedhöfen unterschieden u. a. durch zahlreichen Gewandhaften und das Fehlen von Waffen — allerdings

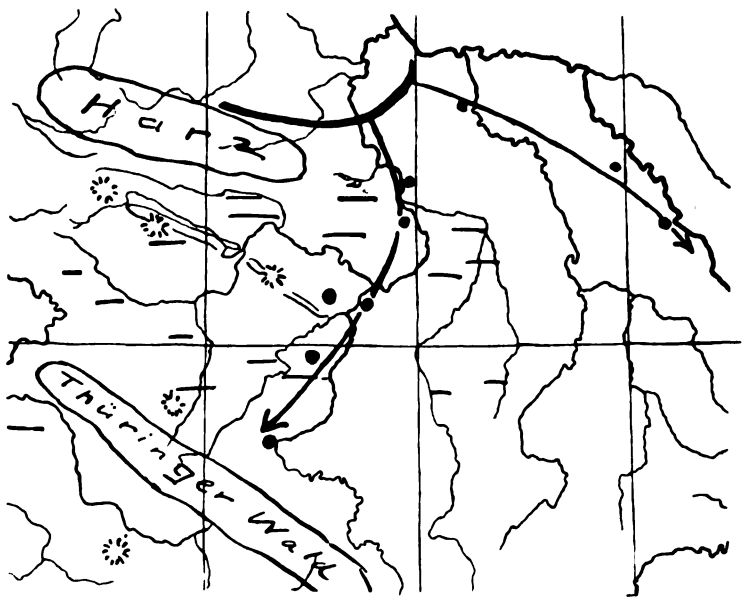


Abb. 2. Das Saalegebiet im letzten Jahrhundert vor Chr. Geb.
— Bestattungsplätze und Siedlungen der altheimischen Bevölkerung. ● Bestattungsplätze der zuwandernden norddeutschen Germanen kurz vor Chr. Geb. (→ Wanderweg).
* Burgen mit Funden aus dem letzten Jahrhundert vor Chr.

könnte danach hier ein Frauenfriedhof vorliegen, wenn nicht ein Trinkhornbeschlag doch eher, wenn auch nicht mit Sicherheit, für einen gemischten Friedhof spräche. Auch möchte man wohl die großen Befestigungsanlagen über diesem Gräberfelde auf dem Geschling in der Hainleite mit der heimischen Bevölkerung in Verbindung bringen. Vielleicht suchte sie gerade Schutz in der ruhelosen Zeit ebenso wie die Bevölkerung, die auf der Altenburg bei Arnstadt im letzten Jahrhundert v. Chr. hauste [1]). Das Anlegen von befestigten Plätzen würde eher der älteren schutzbedürftigen Bevölkerung entsprechen, die auch die Burganlagen auf der Hainleite bei Burgwenden, Kr. Eckartsberga, die Hasenburg im Südharz im Kreise Worbis und schließlich noch südwestlich vom Thüringer Walde den Kleinen Gleichberg bei Römhild benutzte. Sollte vielleicht auch das Auftreten von einigen Skelettgräbern [2]) dieser Zeit

[1]) Cämmerer: Die Alteburg bei Arnstadt in Thüringen. Mannusbibliothek Nr. 37.
[2]) Jahresschrift 11, 1925, S. 57 ff.

Digitized by Google

einerseits in dem etwas abgelegenen westlichen Thüringen, dann aber auch im unteren Elstergebiete und nahe der Saale für die ältere Bevölkerung zeugen?

Auffallend ist in Thüringen die Armut an Funden im 1. Jahrhundert n. Chr.

Am Ende des 3. Jahrhunderts breitet sich in Thüringen und weiter nördlich beiderseits der Saale und an der Bode eine Kulturgruppe aus, in der ich eine Einwanderung aus dem Ostseegebiete sehen möchte [1]). Meist sind es reich ausgestattete Gräber, die von frohem Lebensgenusse der im Land verstreut siedelnden Herrenschicht zeugen: Waffen fehlen; reiches Geschirr für Speise und Trank, Zeitvertreib im Brettspiel war den Toten zugedacht; dazu tritt die reiche Ausstattung an edlem Metall, Silber und Gold (z. B. Frauengrab von Haßleben, Bez. Weimar; Männergräber von Leuna, Kr. Merseburg). Doch die aufwogenden Völkerbewegungen im Laufe des 4. Jahrhunderts bereiten dieser Zeit üppiger Lebenshaltung wieder ein Ende. Noch einmal scheinen im Beginn des 5. Jahrhunderts von der unteren Elbe Germanen eingewandert zu sein; es bildet sich nun im 5. Jahrhundert eine einheitliche Herrenkultur heraus, die von Thüringen bis zum Ohregebiet reicht, die Kultur der Thüringer. Gräber mit besonders reicher Ausstattung sind bei Weimar, Mühlhausen und Obermöllern im Kreise Naumburg gefunden worden. Königsgeschlecht und Reich war um 500 so bedeutend, daß der mächtigste Germanenkönig, der Ostgote Theoderich, es nicht verschmähte, seine Nichte Amalaberga dem Thüringer König Hermanfried zur Gemahlin zu geben. Angeln und Warnen sind nach dem Thüringer Gesetz die Herren, die norddeutschen Einwanderer der Völkerwanderungszeit gehören gewiß also diesen Stämmen an.

Doch wiederum war es nur ein kurzer Aufstieg zu Reichtum und Ansehen, wie wir archäologisch feststellen können. Das Reich wurde durch Franken und Sachsen im Jahre 531 zertrümmert, das Königshaus und edle Geschlechter wurden aufgerieben, wie die Geschichte lehrt.

---

[1]) In Mannusbibliothek Nr. 22, S. 95 ff.

Digitized by Google

Neue Ausgrabungen auf Rügen.

Von Prof. Dr. F. Klinghardt, Greifswald.

Eine durchgeschnittene Renntierstange von Garz.

Vor zwei Jahren wurden die Wiesen am Nordausgang von Garz durch Ziehen ziemlich tiefer Gräben trocken gelegt. Der dortige Bürgermeister, Herr Zimmer, fand in 1,50 m Tiefe eine Renntierstange mit deutlicher alter Schnittspur, ferner in einem andern Graben eine unbearbeitete Geweihstange vom Renn und ein beilähnliches Gerät mit sehr großen und ziemlich senkrechten Schlagnarben. Die Untersuchung der Schichten — ich grub das Gebiet mit Hilfe von Arbeitern weitgehend auf — machte es mir recht wahrscheinlich, daß die eben erwähnten Fundstücke aus den tiefsten Lagen von Wiesenmergel, die Muscheln und Schnecken führen, stammen. Mit andern Worten, es handelt sich sehr wahrscheinlich um die Grenzschichten zwischen Diluvium und Alluvium.

Die Werkstätten von Liddow.

Da im „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit" ein Fundbericht erscheint und die ausführliche Arbeit mit zahlreichen Abbildungen im Mannus, genügen hier wenige Zeilen, die sich im wesentlichen mit dem Fundbericht decken. Der Röddelinberg bei Liddow erhebt sich bastionsartig 11 m hoch. Er wird eng umsäumt vom Großen Jasmunder Bodden, von dem schmalen Lebbiner Bodden und dem ganz flachen Tetzitzer See. Diese Höhe, eine gewaltige, eiszeitliche Aufschüttung, beherrscht weithin Wasser und Land. Die vorgeschichtliche Bedeutung dieser Stätte hat Herr Bürgermeister Zimmer zuerst erkannt. Den Südhang des Röddelinberges, an dem gegraben wurde, umspült nur der Tetzitzer See. Hier finden — im Gegensatz zu Arkona — keine nennenswerten Abbröckelungen statt, dem Fuß des Berges hat sich noch ein Anschwemmungsgebiet schützend vorgelagert. An sechs verschiedenen Stellen wurden treppenförmig mehrere Schichten von je 1 qm Größe und 30 cm Höhe ausgehoben. Durchschnittlich fanden sich auf 1 qm 200—300 Feuersteinwerkzeuge. In rund 1 m Tiefe tritt eine harte Mergelschicht auf, tiefer konnten von uns keine Geräte beobachtet werden. Unter einer ganz dünnen neolithischen Decke fanden sich folgende bemerkenswerte mesolithischen Typen [1]):

[1]) Dabei bin ich mir wohl bewußt, daß die Ansichten über „typische Stücke" im Laufe der Zeit wohl im gleichen Verhältnis wechseln wird, wie unsere Kenntnis der älteren Kulturen und Kulturzusammenhänge fortschreitet.

Digitized by Google

1. Kernbeile (im Querschnitt mehr oder weniger linsenförmig),
2. Hacken [1]) (Unterseite flach),
3. Spalter (verschiedene Stadien der Entwicklung, bisweilen mit deutlicher Zuspitzung zur Schäftung),
4. Doppelspitzen (nach Art der Behauung dem Spalter verwandt),
5. Rundschaber (Schlagnarben senkrecht),
6. Pfeil- und lanzenspitzförmige Stücke (sehr dick, wohl Vorläufer der neolithischen Pfeil- und Lanzenspitzen),
7. Gebogene Stücke (Innenseite behauen),
8. Geräte zum Lochen (recht verschiedenartig gestaltet).

Die Art der Behauung ist meistens wesentlich einfacher als in der jüngeren Steinzeit. In der überwältigenden Mehrzahl der Fälle sind die Schlagnarben viel senkrechter. Geräte mit erhaltener Kruste zeigen eine Fülle winziger pockenartiger Narben dicht gedrängt und hieraus geht — abgesehen von anderen Gründen — hervor, daß der Feuerstein weder direkt aus der Kreide (wie z. B. in manchen Teilen Südschwedens), auch nicht aus dem eiszeitlichen Schutt, sondern vom Strand gewonnen wurde, der von vorneherein manch günstige Stücke zur Bearbeitung lieferte.

Die Durchsicht der sehr umfangreichen Aufsammlungen des Herrn Bürgermeisters Zimmer und die Durcharbeitung anderer Funde führte mich zu der Erkenntnis, daß die mittlere Steinzeit auf ganz Rügen vertreten ist. Einige wichtige Fundstellen seien hervorgehoben:

Kuschwitz (bei Liddow), Groß-Banzelwitzer Berge (südlich Liddow), Rappin, Streu (am kleinen Jasmunder Bodden), der Kappellenberg (bei Viervitz), Gegend von Alt-Reddewitz, Garz, Prosnitz, Poseritz, verschiedene Stellen auf Hiddensoë, Mattchow auf Wittow. Ferner die Insel Coos und anscheinend auch die Insel Riems bei Greifswald.

Das Auftreten von Paläolithikum bei Endingen [2]) (südlich Stralsund) und der Zusammenhang Rügens mit dem Festland während der Ancyluszeit und einige andere Beobachtungen machen es mir sehr wahrscheinlich, daß sich die Kulturen der mittleren Steinzeit noch auf dem nahen Festland finden werden.

Das Hünengrab in der Forst Mönchgut.

Dies Steingrab ist wohl das letzte einer großen Zahl Hünenbetten, die in den 80er Jahren zerstört wurden. Es liegt sehr nahe der Südecke der „Duchtenkoppel" an der Straße, die von Baabe nach Alt-Reddewitz führt. Die Grundfläche des Grabes befindet sich in Meereshöhe und das gilt auch für die zerstörten Gräber, deren Lage man noch erkennen kann. Der Einfluß der Litorinasenkung, die von mir auch bei Lietzow nachgewiesen wurde [3]), erklärt diese unnatürliche Lage. Zu Beginn der Untersuchung waren nur die obere Hälfte des großen Deckstein und 3 oder 4 Blöcke der Steinsetzung, die das Grab eng umzieht, erdfrei. Es ist kein echtes Ganggrab, sondern eine Kompromißform. Der Bau, der sich von Nord nach Süd verjüngt, besteht aus 4 Seitensteinen, 1 gewaltigen Deckblock über kammerähnlichem Raum und 3 kleineren Decksteinen. Die glatteste Seite der Steine ist wie gewöhnlich dem

[1]) Diesen Ausdruck halte ich für klarer als Gradbeil und ähnliche Wortbildungen.
[2]) Deecke: Über ein Vorkommen bearbeiteter Säugetierreste bei Endingen. Festschrift zur Feier des 50. Doktorjubiläums von Geh. Limpricht. Greifswald 1900, S. 41—53.
[3]) Mitteil. Samml. vaterländ. Altertümer. Greifswald H. 1, S. 9.

Digitized by Google

Grabinnern zugekehrt. Es handelt sich um Meeresglättung. Der Südeingang des Hünenbettes wird von 2 flachen und hohen Platten umrahmt, recht ähnlich wie bei dem bekannten Hünengrab mit dem ganz flachen Kammerstein von Fallingsbostel. Zwischen diesen Platten befindet sich ein Schwellstein und darüber eine Verschlußplatte aus Sandstein. Alle Teile des Hünenbettes und die Steinsetzung dicht um das Grab werden von einem gewaltigen Geröllmantel umgeben. Wieweit das Hünengrab aber ursprünglich von Erde umgeben war, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Ein sorgfältig gelegtes doppeltes Pflaster durchzieht das Grab mit Ausnahme der Nordwestecke, hier fehlt das obere Pflaster. Aber gerade an dieser Stelle fand sich eine kleine Kiste aus Sandsteinplatten, die höchstwahrscheinlich aus den oberen Pflasterplatten erbaut ist.

Die körperlichen Reste, die Prof. Mollison bearbeitet hat, zeigen, daß es sich um eine große Anzahl männlicher und weiblicher Personen sehr verschiedenen Alters handelt, es war also ein Familiengrab.

Die Durchsicht der etwa 200 Werkzeuge und Geräte aus dem Grabe zeigt, daß es der Zeit der dicknackigen Beile angehört. Schuppenbehauung und Dengelung fehlen.

Aus der Fülle der Funde seien hervorgehoben:

a) Feuersteinbeile (dicknackig, Typus Belz[1]), S. 25, IV, 2b und verwandte Formen): 1 Stück,
b) Hohlmeißel: 4 resp. 5 Stück,
c) Flachmeißel (Typus Belz, S. 35, III; S. 35, III, 3): 4 resp. 5 Stück,
d) Bernsteinbeigaben, kleine Nachbildungen von Streitäxten als Anhänger: 6 Stück,
e) Feldspatbeigaben: 1 winziges Beil mit Schaftansatz,
f) Schleifplatten: 1 prachtvolle feinpolierte Platte mit 4 verschiedenen Furchen und 1 einfache Schleifplatte,
g) Knochengeräte: 1 Knochenpfriem.

Die Tongefäße wurden meist zerbrochen gefunden, doch gelang es 12 ganze und 1 obere Hälfte und 2 untere Hälften bis zur Mittelkante, von denen höhere Teile vorhanden, zusammenzusetzen. Es handelt sich um Nord-Megalithkeramik. Die hohe steile Schale herrscht vor. Unter den Verzierungen herrscht der Tiefstich durchaus vor, nur in 2 Fällen wurde Schnurverzierungen und einmal Rädchentechnik festgestellt. In der Kammer läßt sich beobachten, daß die auf Grund stehenden (also zuerst beigesetzten) Gefäße über der Schulter andere Verzierungen als unter ihr haben, beide Ornamente sind tief eingestochen. Bei den höher liegenden Bestattungen finden sich die gleichen Ornamente über und unter der Mittelkante. Dies wird schwankend und bei den obersten Gefäßen werden die Muster in flächenhafter und flüchtiger Ausführung durchgezogen. Im vorderen Teil des Grabes beobachtet man, daß bei den höherstehenden Gefäßen die Technik flächenhafter wird als bei den tiefer stehenden.

Am Hünengrab selbst und innerhalb der Steinsetzung, die das Hünengrab eng umzieht, wurden zahlreiche Nachbestattungen hauptsächlich aus der älteren Eisenzeit gefunden. Im Gebiet der anderen Steinsetzungen, die in größerem Abstand das Hünenbett umziehen, fanden sich in den tieferen

[1]) Vorgeschichtliche Altertümer Mecklenburg-Schwerins. Schwerin 1910.

Digitized by Google

Schichten steinzeitliche Kulturen, in den höheren ältere eisenzeitliche und sehr wahrscheinlich auch bronzezeitliche. Die Funde in der weiteren Umgebung des Hünengrabes werden erst später veröffentlicht werden, da ständig neue Funde von Herrn Schriftsteller Worm, staatlichem Pfleger von Mönchgut, gemeldet werden.

Im Volke wird dies Grab als „Herzogsgrab" bezeichnet. Aber erst der Umstand, daß in der nächsten Umgebung des Hünenbettes alle Kulturen von der Zeit der großen Steinbauten bis in die Gegenwart vertreten sind, macht es verständlich, daß sich mündliche Überlieferung durch Jahrtausende erhalten hat. Gewaltig muß die Anziehungskraft der erhabenen Stätte gewirkt haben!

Digitized by Google

Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland.

Von Museumskustos Dr. Hans Gummel (Hannover).

Mit 7 Abbildungen.

Seit dem Wirken von Wilhelm Blasius in Braunschweig, dem wir außer allgemeiner Förderung der Vorgeschichtswissenschaft [1]) auch eine Erweiterung unserer Kenntnis von den Riesensteingräbern [2]), zu verdanken haben, ist ein Vierteljahrhundert vergangen. Seitdem sind zu seiner Beschreibung der zahlreichen Riesensteingräber im Alvenslebener Höhenzuge und einigen ähnlichen Arbeiten anderer über andere Gebiete verschiedene neue planmäßige Aufnahmen bestimmter Gegenden hinzugekommen oder auf dem Wege der Vollendung [3]). Es wird daher in nicht allzuferner Zeit möglich sein, eine sehr genaue Karte über die Verbreitung der Riesensteingräber in Nordwestdeutschland herzustellen. Sie wird im allgemeinen dasselbe Bild zeigen, wie die von Åberg veröffentlichte Karte Almgrens, jedoch in den Einzelheiten besser sein.

Wenn auch heute keine unzweifelhaften Dolmen mehr in Nordwestdeutschland vorhanden sind — der sogenannte „Dolmen" von Langen dürfte der Rest einer zerstörten Steinkammer sein — so scheint es doch früher hier solche gegeben zu haben. Besonders die Beschreibung Wächters der „Denkmäler bei Hölingen" (Gem. Reckum, Kr. Syke) spricht dafür. Nach einer Schilderung davon „hat auf drei sternförmig gelagerten sehr hohen Trägern ein Deckstein von enormer Größe geruht, so daß das Ganze ein äußerst imposantes Ansehen gehabt hat."

Die in Skandinavien auf die Dolmenzeit folgende Ganggräberzeit ist bei uns vertreten durch „einfache" Steinkammern und Hünenbetten, d. h. Steinkammern mit meist rechteckiger langgestreckter Steinumhegung (Abb. 1 und 2: Hünenbett von Klein Pretzier, Kr. Ülzen in Längen- und Breiten-

[1]) Besonders durch sein Werk: Die anthropologische Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluß des ganzen Harzes. Braunschweig 1900.

[2]) Für die Schrifttumsnachweise hier wie im folgenden vgl. Eberts Reallexikon „Megalithgrab. C. Nordwestdeutschland", wo Verfasser den Gegenstand des Braunschweiger Vortrags ausführlicher behandelt. Nachzutragen wäre dort der Aufsatz: Martin, J. und Rüthning, G.: Megalithische Steindenkmäler im Herzogtum Oldenburg; Bericht über die Tätigkeit des Oldenburg. Ver. f. Altert. u. Landesgesch. 17, 1898, S. 19.

[3]) Für die Provinz Hannover ist seit dem 1. Mai 1926 Herr Dr. Sprockhoff in dieser Richtung tätig.

Digitized by Google

Ansicht [1]), wobei der Raum zwischen der Steinkammer und der Umfassung ganz mit Erde erfüllt war. Diese Grabform, von der es noch einige Abarten — z. B. mehr als eine Kammer, zwiefache Einhegung, nicht rechteckige Einhegung — gibt, ist für unser Gebiet die am meisten kennzeichnende. Manche

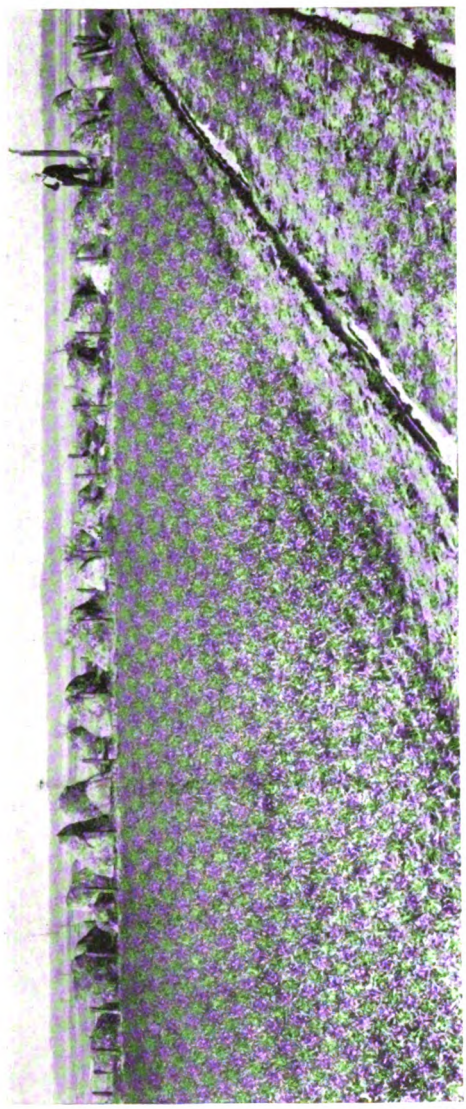


Abb. 1. Kl. Pretzier, Kr. Ülzen.

heute freistehende Steinkammer mag lediglich der Rest eines Hünenbettes sein, doch kann diese Annahme nicht für alle zutreffen. Wenn Gänge an Steinkammern vorkommen, so sind sie ganz kurz (nur 1 oder 2 Paar Wand-

[1]) Für gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung habe ich Herrn Direktor Dr. Jacob-Friesen zu danken.

Digitized by Google

ſteine und dementſprechend 1 oder 2 Deckſteine). Daß größere Hügel über Steinkammern gleich nach deren Erbauung und nicht erſt weſentlich ſpäter — bei Nachbeſtattungen — errichtet wurden, iſt bisher nicht bewieſen. Sicher

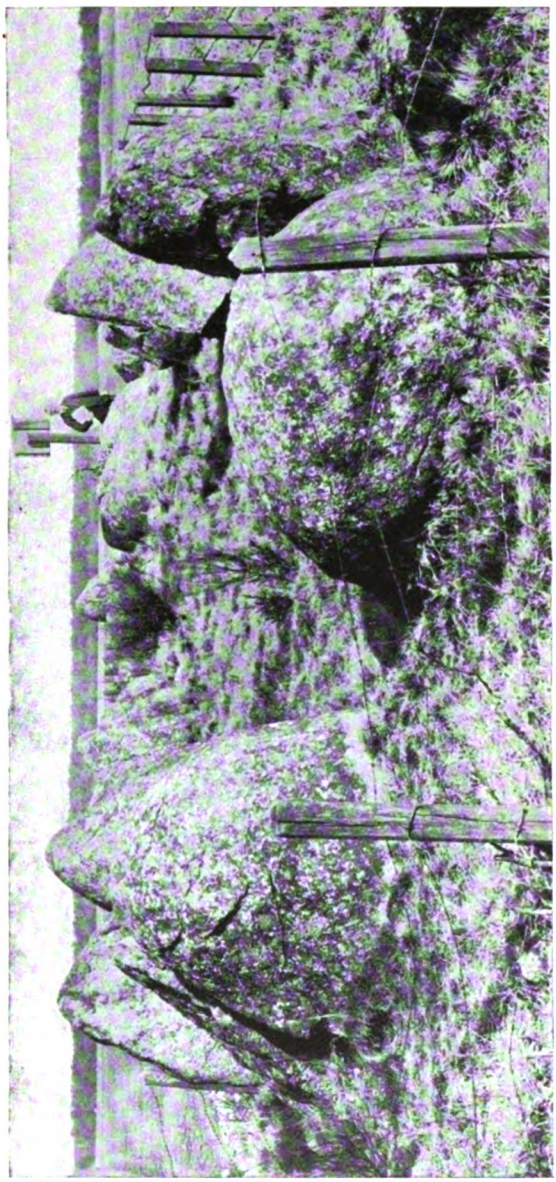


Abb. 2. Kl. Pretzier, Kr. Ülzen.

neolithiſche Steinkiſten, wie ſolche in Skandinavien für den letzten Abſchnitt des Neolithikums kennzeichnend ſind, ſind bisher nicht bekannt, jedoch Steinkammern, die ſich ihnen in der Form nähern.

Digitized by Google

Daß die Erbauer der Riesensteingräber auf einer hohen Kulturstufe standen, braucht hier nicht erörtert zu werden, da dieses Verhalten durch Kossinna mehrfach eindringlich hervorgehoben worden ist [1]).

Von den Ergebnissen neuerer Ausgrabungen in Riesensteingräbern (durch Bohls, Holwerda, Jacob-Friesen, Lienau, Schuchhardt) ist wohl am wichtigsten, daß von Holwerda in der Steinkammer eines Hünenbettes in Drouwen, Prov. Drenthe und von Jacob-Friesen in Hammah, Kr. Stade in einer Steinkammer dünnackige Beile gefunden wurden. Danach darf das skandinavische Schema, das die dünnackigen Beile den Dolmen zuweist, nicht auf Nordwestdeutschland übertragen werden.

Von sonstigen Funden ist der Oberteil eines zweihenkligen Schulternapfes — wir ziehen diese Benennung Schuchhardts der Bezeichnung „Henkeltassen" vor, die sich für diesen Gefäßtypus in der Walternienburger Tonware eingebürgert hat — außerordentlich bemerkenswert (Abb. 3a und b). Das Stück, für dessen Form es meines Wissens nur eine Entsprechung [2]) gibt, ist in Hornburg, Kr. Halberstadt, also in einer Gegend, wo sich nordische und bandkeramische Kultur überschneiden, gefunden worden [3]).

Abb. 3a.

Abb. 3b.

Höhe $6^1/_2$ cm.

Hornburg, Kr. Halberstadt.

Zu einer sicheren zeitlichen Gliederung der nordwestdeutschen Riesensteingräberkultur reichen die bisherigen Untersuchungen nicht aus. Niklasson hat wegen des Fehlens von Schulternäpfen (Henkeltassen) in der Altmark angenommen, daß diese jünger seien als Näpfe, Schalen und Satten. Einen Hinweis für die Berechtigung seiner Annahme sehe ich in der Verzierung der Riesensteingräber-Tonware. Was bei ihren Mustern als stilistisch älter und stilistisch jünger zu betrachten ist, hat uns Scheltema gelehrt. Die Verzierung ist ursprünglich rein tektonisch. Sie versinnlicht durch eine Gruppe von durchlaufenden Wagerechten im Oberteil des Gefäßes das „Fassen" der Mündung, durch mehrere Gruppen von Senkrechten im Unterteil des Gefäßes das Aufwärtsstreben der Wand. Je mehr die Zierweise ein Abweichen von diesem Grundgefühl verrät und einerseits durch Änderung der Linienführung, andererseits durch zunehmende Bedeckung der Wandfläche die klare Tektonik verloren geht, um so jünger in stilistischer Hinsicht ist die Verzierung anzusprechen.

[1]) Z. B. Kossinna, Gustaf: Höhepunkte nordindogermanischer Kultur; Mannus 11/12, 1919/20, S. 249—275.

[2]) Müller, Sophus: Stenalderens Kunst i Danmark. Kopenhagen 1918, S. 30, Abb. 103.

[3]) Es befindet sich in der schönen Privatsammlung von Herrn Studiendirektor Spanuth in Hameln, dem ich auch an dieser Stelle für die gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung bestens danken möchte.

Digitized by Google

Wir sind in der Lage, an einer größeren Gruppe von Tongefäßen aus drei Riesensteingräbern in Driehausen, Gemeinde Schwagstorf, Kr. Wittlage[1]), die Graf Münster auf Langelage im Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgrub, die stilistische Entwicklung zu erkennen. Danach ergibt sich, daß die Verzierung der Näpfe und Schalen im großen und ganzen stilistisch älter ist als die der Schulternäpfe und die der Satten und Blumentopfbecher eine Mittelstellung dazwischen einnimmt. Wir können darin also sehr wohl einen Hinweis zugunsten der erwähnten Auffassung von Niklasson sehen.

Die Abb. 4—7 (Driehausen) bieten Beispiele[2]) für Verzierung von verschiedenem „stilistischem" Alter. Der Blumentopfbecher in Abb. 4 zeigt die vorhin gekennzeichnete „ursprüngliche" Zierweise durch die eine Gruppe von durchlaufenden Wagerechten oben („Obermuster") und mehrere Bündel von Senkrechten unten („Untermuster") noch ganz klar und streng. An den drei anderen Gefäßen ist das nicht mehr der Fall. Bei dem Napf in Abb. 5 sind zwischen eine unter dem Rande liegende Gruppe von 4 und eine das Obermuster gegen das Untermuster abschließende Gruppe von 2 durchlaufenden

Abb. 4. Höhe 9 cm.

Abb. 5. Höhe 12 cm.

Driehausen, Kr. Wittlage.

wagerechten Reihen zwei unterbrochene wagerechte Reihen und wagerecht nebeneinander gesetzte einzelne Eintiefungen eingeschoben. Die wagerechte Richtung des ganzen Obermusters ist jedoch noch gewahrt geblieben. Die Schale in Abb. 6 aber hat Bündel von Senkrechten zwischen der „Randgruppe"

[1]) In Prähist. Zeitschr. 1, Taf. X, Abb. 3, 4 und danach auch in Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte [4], Taf. II, Abb. 9 und Åberg, Das nordische Kulturgebiet, Abb. 236, 237 ist unrichtig Kreis Osnabrück angegeben.

[2]) Sämtliche verzierte Gefäße von Driehausen nach Zeichnungen bei dem Manuskript des Grafen Münster sind in Eberts Reallexikon, Bd. 8, Taf. 29—32 abgebildet. Die 150 Gefäße (mit den unverzierten), die Münster abbildet, galten bis auf etwa ein Fünftel als verschollen, doch gelang es mir, unter mehreren Tausenden von meist tiefstichverzierten Scherben im Provinzialmuseum Hannover, die nur die Bezeichnung „Gegend von Osnabrück; Münstersche Sammlung" trugen, die Reste von über 50 (nicht 60, wie versehentlich im Reallexikon angegeben ist) Gefäßen von Driehausen durch Vergleich mit den erwähnten Zeichnungen herauszufinden. Nur bei einem sind das soviel Stücke, daß das Gefäß vollständig wieder aufgebaut werden konnte (oben Abb. 5). In einem andern Falle ergaben die gefundenen Scherben mit bereits früher unter „Driehausen" einzeln katalogisierten (3207—3209) zusammen ein Gefäß (oben Abb. 7). Bei beiden ist der Fuß auf Grund der Zeichnungen ergänzt. Eine Reihe jener Scherben erwiesen sich ferner als zu Gefäßen gehörig, die Münster in seinen Berichten über die Ausgrabungen in anderen Riesensteingräbern gezeichnet hat. Die Zeichnungen gestatteten außerdem die Berichtigung mancher falschen Katalogangabe (vgl. S. 37, Anm. 1).

Digitized by Google

und der „Abschlußgruppe" des Obermusters. Sowohl bei diesem wie dem vorigen Gefäß ist der Abschluß des Obermusters gegen das Untermuster mit den beiden durchlaufenden Reihen der Abschlußgruppe noch scharf betont. Bei dem Napf in Abb. 7 ist er jedoch gelockert, denn die das Obermuster abschließende Reihe ist stellenweise unterbrochen. Gewahrt ist indessen hier die wagerechte Richtung im Obermuster, bei dem auf die vier durchlaufenden (bzw. nur an der Schnuröse unterbrochenen) Reihen der Randgruppe drei durch längere Zwischenräume unterbrochene wagerechte Reihen folgen.

Die von Kossinna und Åberg ausgesprochene Ansicht, daß die nordwestdeutsche Riesensteingräberkultur besonders in der Walternienburger Kultur ihre Fortsetzung gefunden habe, hat Niklasson abgelehnt. Die von ihm angeführten Gründe erscheinen jedoch nicht ausreichend. Niklasson schreibt: „Die Schalen der Megalithkeramik sind an der Außenseite reich verziert, während die der Walternienburger Keramik nur an der Innenseite des Randes Verzierung tragen [1])". Da hierbei nicht erwähnt ist, daß die Satten in Nordwestdeutschland neben ihrer Verzierung auf der Außenseite gelegentlich auch

Abb. 6. Höhe 12½ cm.

Abb. 7. Höhe 7½ cm.

Driehausen, Kr. Wittlage.

Innenverzierung in sehr ähnlicher Weise wie manche Walternienburger Gefäße haben [2]), so erscheint der Gegensatz größer, als er tatsächlich ist. Die Gegensätze zwischen unseren Schulternäpfen und den Walternienburger Henkeltassen sind auch nicht so scharf, wie Niklasson annimmt. Die Schulternäpfe aus Driehausen zeigen, daß „die streng durchgeführte Geradlinigkeit der einzelnen Gefäßteile" nicht „ein besonders hervortretendes Merkmal" für die Walternienburger Kultur ist. Wenn auch unter der Tonware der nordwestdeutschen Riesensteingräberkultur der Form nach keine „Prototypen" für die Walternienburger Gefäße vorhanden sind, so gibt es doch Formen, die auf typologisch gleicher Stufe stehen und dieses Verhalten dürfte kaum gegen die Ansicht von Kossinna und Åberg geltend gemacht werden können. Für diese aber spricht, daß die Verzierung in der Walternienburger Kultur sehr viel weniger „tektonisch" erscheint als in Nordwestdeutschland. Freilich wird sich diese Frage bei der weitgehenden Zerstörung der nordwestdeutschen Riesensteingräber wohl kaum noch restlos klären lassen. Doch ist folgendes zu erwägen:

[1]) Niklasson, Nils: Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur I; Zeitschr. f. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder 13, 1925, S. 151. Die folgenden oben von ihm angeführten Worte a. a. O., S. 152.

[2]) Ebert: Reallexikon, Bd. 8, Taf. 30, Abb. 12, 14, 16. — Plettke, Fr.: Vor- und Frühgeschichte des Regierungsbezirks Stade 2. Bremerhaven 1923, S. 102, Abb. 22.

Digitized by Google

Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß die uns bisher bekannte nordwestdeutsche Riesensteingrabtonware der „Ganggräberzeit" (nach skandinavischer Ansetzung), und zwar vermutlich der älteren Ganggräberzeit angehört. Wenn wir nun später keine Fortsetzung von ihr in Nordwestdeutschland haben — das kommt auch in Niklassons Tabelle (a. a. O. S. 183) klar zum Ausdruck — so kommt als Grund dafür einer der folgenden vier Fälle in Betracht: 1. Entsprechende Funde sind noch nicht gemacht worden oder verschollen. 2. Die Träger der Kultur sind ausgestorben. 3. Sie haben eine fremde Kultur angenommen. 4. Sie sind abgewandert. Von diesen vier Fällen ist doch wohl, wenn auch bei der Lückenhaftigkeit unseres Wissens die Möglichkeit des ersten durchaus nicht zu gering zu achten ist, der letzte der wahrscheinlichste. Und was könnte da näher liegen als die Annahme, daß die Walternienburger Kultur ein Abkömmling der nordwestdeutschen Riesensteingräberkultur ist? Der Einwand, daß sich in Nordwestdeutschland Geräte aus der „Steinkistenzeit" (nach skandinavischer Ansetzung), z. B. Feuersteindolche finden, die für ein Weiterbestehen der nordwestdeutschen Riesensteingräberkultur sprächen, ist nicht stichhaltig, denn diese dürften der „jütischen" Kultur der S-förmig geschweiften „schlanken" Becher angehören. Es sei bei dieser Gelegenheit die Bemerkung gestattet, daß nach einem Hinweis, den ich Herrn cand. praehist. Roland Schröder aus Altona verdanke, dieser Kultur auch solche Becher, wie der von Grauen, Kr. Harburg [1]) angehören, den ich somit irrtümlich der Riesensteingrabkultur zuwies. Wenn ähnliche Becher, z. B. in Drouwen, Prov. Drenthe [2]), in Bliedersdorf, Kr. Stade [3]) und Hammah, Kr. Stade [4]), in Riesensteingräbern gefunden wurden, so sind sie also ebenso als Nachbestattungen aufzufassen, wie in anderen Fällen die gewöhnlichen schlanken Becher, z. B. in Steinkammer B der „7 Steinhäuser" in Südbostel, Gem. Oberndorfmark, Kr. Fallingbostel [5]) oder Glockenbecher, z. B. in Drouwen [6]).

Als Anhang gebe ich ein Verzeichnis der mir bisher bekannt gewordenen [7]) veröffentlichten Abbildungen von denjenigen Gefäßen der nordwestdeutschen Riesensteingräber-Tonware, die sich im Provinzialmuseum Hannover befinden. Bei Stücken, die unter falschem Fundort katalogisiert worden waren, ist ebenso wie im Schrifttumsnachweis hinzugefügt, welcher Fundort bisher fälschlich

[1]) Ebert: Reallexikon, Bd. 8, Taf. 34, Abb. a. Ebenso verdanke ich Herrn Schröder folgende Berichtigung: A. a. o. S. 101 Zeile 36 von oben muß es statt „steinlose Einzelbestattung" heißen: Einzelbestattung ohne Steinkammer oder -Kiste. — Auch meine Bemerkung über Vorkommen der „halbmondförmigen Messer" aus Feuerstein ist zu berichtigen, da nach Plettke (Vor- und Frühgeschichte des Regierungsbezirks Stade 3, S. 26) einige im Reg.-Bez. Stade gefunden sind.

[2]) Holwerda, J. H: Zwei Riesenstuben bei Drouwen (Prov. Drenthe) in Holland; Präh. Zeitschr. 5, 1913, S. 444, Abb. 9, Nr. 30.

[3]) Schuchhardt, C.: Die Steingräber bei Grundoldendorf, Kr. Stade; Zeitschrift für Architektur u. Ingieneurwesen 51 (N. F. 10), 1905 und Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen, 70, 1905, Abb. 10. Die Gräber liegen zwar bei Grundoldendorf, aber in Bliedersdorf. Während der Titel noch nicht unrichtig ist, wird im Text fälschlich von den Gräbern „in Grundoldendorf" gesprochen und so oder als „Gräber von Grundoldendorf" sind sie dann auch meist weiter im Schrifttum genannt worden. Dieses Beispiel zeigt wieder, daß bei der Namengebung für Funde und Denkmäler sorgfältig verfahren werden muß. Vgl. dazu Götze: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus. S. XXI und meine Ausführungen in: Vorzeitfunde aus Niedersachsen, Teil A, S. 15, Anm. 1.

[4]) Jacob-Friesen, K. H.: Die Steinkammern im Moore von Hammah (Kreis Stade); Prähist. Zeitschr. 15, 1924, S. 33, Abb. 5b.

[5]) Jacob-Friesen, K. H.: Die „Sieben Steinhäuser" im Kreise Fallingbostel. Hannover 1925, Abb. 11c und f.

[6]) Holwerda, a. a. O., S. 443 u. 444, Abb. 9, Nr. 29.

[7]) Für Nachträge bin ich dankbar.

Digitized by Google

dafür galt [1]). Bei zwei Gefäßen unter „Seeste" kann leider nur bemerkt werden, daß die Fundortangabe — weil derartige Gefäße in dem Fundbericht des Grafen Münster, mit dessen Sammlung sie ins Museum gekommen sein sollen, über seine Ausgrabung in Seeste weder abgebildet noch beschrieben sind — vermutlich falsch ist; jedoch ist nicht festzustellen, woher sie tatsächlich stammen mögen. An Abkürzungen sind verwendet: A u h V = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. — de Bonst. = de Bonstetten, Essai sur les dolmens....1865. — Eb. Reall. = Reallexikon der Vorgeschichte, herausgegeben von Max Ebert, Band VIII (im Erscheinen). — Hahne = Hahne, Hans, Das vorgeschichtliche Europa. Bielefeld und Leipzig 1910, S. 23, Abb. 28 [2]). — Jac. = Jacob Friesen, K. H., Prachtfunde aus Niedersachsens Vorgeschichte. Bremen 1925. — Jb. Pr. Kf. = Jahrbuch der Kgl. Preußischen Kunstsammlungen. — Koss. = Kossinna, Gustaf, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. Aufl., Leipzig 1925. — Lind. = Lindenschmit, Das römisch-germanische Zentralmuseum...Mainz 1889 [3]). — M.-R. = Müller, J. H., Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer der Provinz Hannover. Herausgegeben von J. Reimers. Hannover 1893. — Postk. = Ansichtspostkarten: Meisterwerke aus urgeschichtlicher Zeit im Provinzialmuseum Hannover. Serie I. — PZ = Prähistorische Zeitschrift. — Sch. = Schuchhardt. — Tew. = Tewes Friedrich, Unsere Vorzeit. Hannover 1888. — Åb. = Åberg, Nils, Das nordische Kulturgebiet ... Uppsala 1918.

Die Fundorte sind in der amtlichen Reihenfolge der Regierungsbezirke und Kreise (wie bei M.-R.), innerhalb der Kreise alphabetisch angeordnet.

---

[1]) Dabei zeigt der Umstand, daß manche Gefäße, die im 1. Band der „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit" richtig benannt sind, in dem seit den 1890er Jahren bestehenden Hauptkatalog des Provinzialmuseums Hannover einen falschen Fundort tragen, wieder einmal, wie unzuverlässig dessen Angaben (vor 1905) sind — es ist darauf ja schon sehr oft, besonders von Hahne, hingewiesen worden. Es muß daher bei jeder Bearbeitung eines älteren Fundes in diesem Museum nach Möglichkeit auf alte Akten zurückgegriffen werden was manchmal einen Aufwand an Mühe und Zeit erfordert, von dem sich ein Nichteingeweihter keinen Begriff machen kann. Ich möchte das hier bemerken, weil Sachgenossen bisweilen ihre Verwunderung darüber ausgesprochen haben, warum aus dem Provinzialmuseum Hannover nicht mehr veröffentlicht wird. Man wird es andererseits verstehen, daß es Freude macht, wenn es dank des von Hahne dort angelegten vorgeschichtlichen Landesarchivs Fundstücke als zusammengehörig zu erweisen gelingt, von denen der Katalog nur den Fundort — auch den noch manchmal falsch — angibt, wie z. B. solche von Rehlingen, Kr. Lüneburg, deren Veröffentlichung im nächsten Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte erscheint.

[2]) Dieselbe Abb. verkleinert: Haring, Erich, Aus unseres Volkes Werdegang I. Bielefeld und Leipzig 1920, Abb. 3 und: Wels, K. H., Das vorgeschichtliche Deutschland. Bielefeld und Leipzig 1922, S. 56, Abb. 13.

[3]) Das dort Taf. L, 32 abgebildete Gefäß ist nicht in Hannover, sondern in Berlin (Schuchhardt, Alteuropa [2], Taf. XXIV, 1).

Digitized by Google

Verzeichnis veröffentlichter Abbildungen.

Fundort	Kreis	Kat.-Nr.	Schrifttumsnachweis der Abbildungen
Südbostel, Gem. Oberndorfmark	Fallingbostel, Reg.-Bez. Lüneburg	(noch nicht katalogisiert)	Jacob-Friesen, Die „Sieben Steinhäuser im Kr. Fallingsbostel", Abb. 11.
Klein-Hesebeck	Ülzen, Reg.-Bez. Lüneburg	2030, 2034,2345, 2347, 14940	Eb. Reall. Taf. 34, Abb. b.
Masendorf	„	11658/59, 11661, 11486	v. Estorff, Heidn. Altertümer, Taf. IV, Abb. 1—3.
Hammah	Stade, Reg.-Bez. Stade	(noch nicht katalogisiert)	PZ 15, 1924, S. 35, Abb. 7 (Jacob-Friesen).
Flögeln	Lehe, Reg.-Bez. Stade	2644	Plettke, Vor- u. Frühgesch. d. Reg.-Bez. Stade 3, S. 102, Abb. 22.
Haselünne	Meppen, Reg.-Bez. Osnabrück	3189	Lind. Taf. L, 4. — Tew. S. 28, Abb. 5. — PZ 1, 1909, Taf. IX, 3 (Sch.). — 8. Ber. röm.-germ. Kommission, S. 31, Abb. 1, 8 (Schumacher). — Jac. Abb. 6 b. — Postk.
Börger	Hümmling, Reg. Bez. Osnabrück	3387	Hahne, mittl. Reihe links. — Reimers, Handb. f. d. Denkmalspflege[3], S. 43, Abb. 5.
„	„	3389	M.-R. Taf. IV, 30. — Hahne, obere Reihe rechts.
„	„	3391	M.-R. Taf. IV, 28.
„	„	3392	M.-R. Taf. IV, 29.
Schleptrup	Bersenbrück, Reg.-Bez. Osnabrück	3398	M.-R. Taf. IV, 25 (fälschl. Krevinghausen).
Thiene	„	3441 (fälschlich Thuine, Kreis Lingen)	de Bonst. Taf. III, 14 (wahrscheinlich dieses Stück gemeint, aber fälschlich als Seeste bezeichnet) — Tew. S. 27, Abb. 3. —
Üffeln	„	3170	de Bonst. Taf. V, 1 (fälschl. Seeste). — Lind., Taf. L, 16.
„	„	3186	Aub D I, III, IV, 10. — PZ 1, 1909, Taf. IX, 5 (Sch.).
	„	3286 (Fundort richtig?)	M.-R. Taf. IV, 27 (vielleicht richtig Halterdaren [Haltern]). [Die Ergänzung des Oberteils ist offenbar ganz willkürl. deshalb jetztentfernt.]
Haltern	Osnabrück, Reg.-Bez. Osnabrück	3413 (Fundort höchstwahrscheinlich richtig)	Lind. Taf. L, 33 (höchstwahrscheinlich fälschlich Seeste).
Driehausen, Gem. Schwagstorf	Wittlage, Reg.-Bez. Osnabrück	3173 (fälschlich Üffeln)	Eb. Reall. Taf. 29, 33. — Oben Abb. 6.
„	„	3174 (fälschlich Üffeln)	PZ 5, 1913, S. 425, Abb. 27a (Bremer; fälschlich Thuine). — Eb. Reall. Taf. 29, 24.
„	„	3177 (fälschlich Üffeln)	Eb. Reall. Taf. 31, 5.
„	„	3181 (fälschlich Haselünne)	Tew. S. 27, Abb. 4 (fälschlich Halterdaren). — M.-R. Taf. IV, 31 (fälschlich Haselünne). — PZ 1, 1909, Taf. X, 4 (Sch.; fälschlich Haselünne). — Koss. Taf. II, 9 (fälschlich Haselünne). — Hoops, Reallex. 3, Taf. 30, 2. — Jb. Pr. Kj. 37, 1916, S. 158, Abb. a (Sch.). — Wilser, Deutsche Vorzeit[2], S. 129 unten links. — Ab. Abb. 237

Digitized by Google

Fundort	Kreis	Kat.-Nr.	Schrifttumsnachweis der Abbildungen
			(fälschlich Haselünne). — Eb. Reall. Taf. 30, 18. — Bumüller, Leitfaden, Taf. 28, 118.
Driehausen, Gem. Schwagstorf	Wittlage, Reg.-Bez. Osnabrück	3185 (fälschlich Haselünne)	Lind. Taf. L, 34 (fälschlich Haselünne). — 8. Ber. röm.-germ. Kommiss., S. 31, Abb. 1, 12 (Schumacher). — Eb. Reall. Taf. 30, 10.
„	„	3193	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. f. (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 30, 1.
„	„	3206	Eb. Reall. Taf. 30, 23. — Oben Abb. 4.
„	„	3207/09	Eb. Reall. Taf. 29, 25. — Oben Abb. 7.
„	„	3211 (Fundort richtig?)	M.-K. Taf. IV, 38.
„	„	3212	Lind. Taf. L, 9 (fälschlich Halterdaren). — PZ 1, 1909, Taf. X, 3 (Sch.). — Ab. Abb. 236. — Eb. Reall. Taf. 29, 27.
„	„	3213	de Bonst. Taf. V, 2 (fälschl. Seeste). — Eb. Reall., Taf. 30, 26.
„	„	3214	Eb. Reall. Taf. 30, 4.
„	„	3216	Eb. Reall. Taf. 32, 29.
„	„	3302 (fälschlich Seeste)	Eb. Reall. Taf. 30, 30.
„	„	3412 (fälschlich Haltern)	Lind. Taf. L, 18 (fälschlich Thuine). — M.-K. Taf. IV, 34 (fälschlich Halterdaren). — Wilke, Spiralmäanderkeramik und Gefäßmalerei S. 30, Abb. 28 (fälschlich Halterdaren). — Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur, S. 74, Abb. 61, Nr. 1. — Postt. — Eb. Reall. Taf. 29, 29.
„	„	3414 (fälschlich Haltern)	Auh D I, III, IV, 4. — Lind. Taf. L, 13. — Hahne, ob. Reihe Mitte. — Eb. Reall. Taf. 30, 15.
„	„	10474—10479	Eb. Reall. Taf. 29, 18; Taf. 29, 5; Taf. 29, 8; Taf. 29, 2; Taf. 29, 14; Taf. 29, 20.
„	„	10480	Eb. Reall. Taf. 29, 9. — Oben Abb. 5.
„	„	10481	Eb. Reall. Taf. 30, 3.
„	„	10482	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. e (Sch.) — Eb. Reall. Taf. 29, 3.
„	„	10483—10488	Eb. Reall. Taf. 29, 15; Taf. 29, 11; Taf. 29, 26; Taf. 29, 22; Taf. 29, 6; Taf. 31, 11.
„	„	10489	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. i (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 31, 15.
„	„	10490	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. k (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 32, 3.
„	„	10491—10503	Eb. Reall. Taf. 32, 11; Taf. 31, 17; Taf. 31, 6; Taf. 32, 7; Taf. 31, 8; Taf. 32, 6; Taf. 31, 18; Taf. 32, 5; Taf. 31, 4; Taf. 31, 14; Taf. 31, 13; Taf. 30, 22; Taf. 30, 33.
„	„	10504	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. b (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 30, 32.
„	„	10505	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. c (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 30, 29.

Digitized by Google

Fundort	Kreis	Kat.-Nr.	Schrifttumsnachweis der Abbildungen
Driehausen, Gem. Schwagstorf	Wittlage, Reg.-Bez. Osnabrück	10506—10509	Eb. Reall. Taf. 30, 24; Taf. 30, 19; Taf. 30, 21; Taf. 30, 12.
„	„	10510	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. d (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 30, 16.
„	„	10511—10514	Eb. Reall. Taf. 32, 9; Taf. 32, 10; Taf. 32, 16; Taf. 32, 34.
„	„	10516—10518	Eb. Reall. Taf. 29, 16; Taf. 30, 17; Taf. 32, 17.
„	„	10534	Eb. Reall. Taf. 32, 1.
Seeste	Tecklenburg (Westfalen)	3172 (fälschlich Üffeln)	Auh D I, III, IV, 7. — Koenen, Gefäßkunde, Taf. II, 3. — P3 5, 1913, S. 425, Abb. 37c (Bremer; fälschlich Üffeln mit falscher Berichtigung).
„	„	3195 (fälschlich Driehausen)	P3 5, 1913, S. 425, Abb. 37b (Bremer; fälschlich Driehausen).
„	„	3288	M.-R. Taf. IV, 35. — P3. 1, 1909, Taf. X, 6 (Sch.; fälschlich Üffeln). — Åb. Abb. 257 (fälschlich Üffeln).
„	„	3289	P3 1, 1909, Taf. IX, 4 (Sch.). — P3 5, 1913, S. 428, Abb. 40 (Bremer). — Hoops, Reall. 3, Taf. 30, 3. — van Scheltema, Altnord. Kunst, Taf. IV, 2.
„	„	3290 (Fundortangabe vermutlich falsch)	M.-R. Taf. IV, 33. — Hahne mittl. Reihe Mitte.
„	„	3295	Auh D I, III, IV, 8. — Tew. S. 27, Abb. 1. — de Bonst. Taf. V, 3. — Koenen, Gefäßkunde, Taf. II, 1. — Schlesiens Vorzeit N. F. 7, 1916, S. 53, Abb. 209 (Seger).
„	„	3296	Lind. Taf. I, 29. — P3. 1, 1909, Taf. X, 5 (Sch.). — Hahne, unt. Reihe links. — Reimers, Handbuch f. d. Denkmalspflege[3], S. 43, Abb. 3. — Koss. Taf. II, 13. — P3. 5, 1913, S. 425, Abb. 37e (Bremer). — 8. Ber. röm.-germ. Kommiss., S. 31, Abb. 1, 9 (Schumacher). — Åb. Abb. 249. — Jac. Abb. 5.
„	„	3297	P3 1, 1909, Taf. X, 2 (Sch.). — Hahne, unt. Reihe links. — P3. 5, 1913, S. 425, Abb. 37d (Bremer). — Hoops, Reall. 3, Taf. 30, 1.
„	„	3299 (Fundortangabe vermutlich falsch)	P3 1, 1909, Taf. X, 1 (Sch.).
„	„	3305	Jac. Abb. 6a. — Postk.
„	„	3306	Lind. Taf. L, 1. — M.-R. Taf. IV, 26. — Hahne, mittl. Reihe rechts. — Reimers, Handbuch d. Denkmalspflege[3], S. 43, Abb. 4.
„	„	3307	Jac. Abb. 6c.
„	„	3386 (fälschlich „bei Osnabrück")	M.R. Taf. IV, 36 (fälschlich Munderfum). — Postk.

Digitized by Google

Die Bedeutung des ostmitteleuropäischen Kulturgebietes für die Bronze- und Ersteisenzeit Süddeutschlands [1]).

Von Georg Kraft.

Mit 5 Abbildungen.

Die führende Kultur Mitteleuropas in der Frühbronzezeit ist die sogenannte Aunjetitzer Kultur in den Ländern an der mittleren und oberen Elbe, an der oberen Oder und südlich davon bis zur mittleren Donau. Das germanische Gebiet ist eben im Begriff, sich die Bronzetechnik anzueignen. Süddeutschland ist zwar technisch ebenbürtig, kennt aber nur kleinere Kulturgruppen — am Rhein die Adlerbergleute —, die nach Zahl und Art der Funde Verarmungen jüngstneolithischer Gruppen sind.

Schon vor Jahren hat G. Kossinna darauf hingewiesen, daß am Ende der frühen Bronzezeit Ausstrahlungen der Aunjetitzer Kultur nach Ungarn, Oberitalien und Süddeutschland gehen [2]). Außer Bronzetypen sind besonders die Tongefäße der Straubinger Gruppe zu nennen; einzelne derselben lassen sich bis Württemberg, vielleicht bis ins Rheintal verfolgen [3]).

In der entwickelten Bronzezeit Südwestdeutschlands (Mont. II, III; Reinecke B, C, D), in den Funden aus Hügelgräbern lassen sich deutliche Fortbildungen dieser frühbronzezeitlichen Zuströme erkennen, die sich neben westischen (Adlerberg) und nordischen (schnurkeramischen) Elementen erhalten; besonders handelt es sich um eine Gruppe der schwäbischen Alb, bei Hundersingen an der Lauter, O.-A. Münsingen (Tasse, Henkelkrug, Urne, Igelgefäß; Abb. 1 [4])).

Das östliche Süddeutschland zeigt, wie zu erwarten, noch stärkere Fortwirkungen; besonders die Oberpfalz gehört nach Bronze- wie Tonformen zum benachbarten Böhmen [5]).

Zwar ist die Irdenware der älteren Bronzezeit im Gebiet der Aunjetitzer Kultur bisher nur spärlich zutage gekommen, aber das Beil mit herzförmigem „böhmischem" Absatz erfüllt dasselbe Gebiet wie die Aunjetitzer Kultur, einschließlich Südostdeutschlands und Westungarns.

In der III. Bronzezeitperiode entwickelt sich die Buckelkeramik besonders in der Lausitz zu eigenartigen Sonderformen; mit Beginn der

[1]) Gekürzt. Vgl. Wiener Prähistorische Zeitschrift XII, 1925. S. 39.
[2]) Vgl. Mannus IV, 1912. S. 173.
[3]) Kraft: Kultur der Bronzezeit. S. 18/19; vgl. Schäffer, Tertres funéraires préhistoriques dans la Forêt de Haguenau. I. Les Tumulus de l'Age du Bronce. Tafel XI. A—C (vgl. Kraft in: Herkunft der rheinischen Urnenfelder in Bonner Jahrbücher 131).
[4]) Kraft: Bronzezeit. S. 47.
[5]) Mannus IV, 1912, S. 176, Kossinna.

Digitized by Google

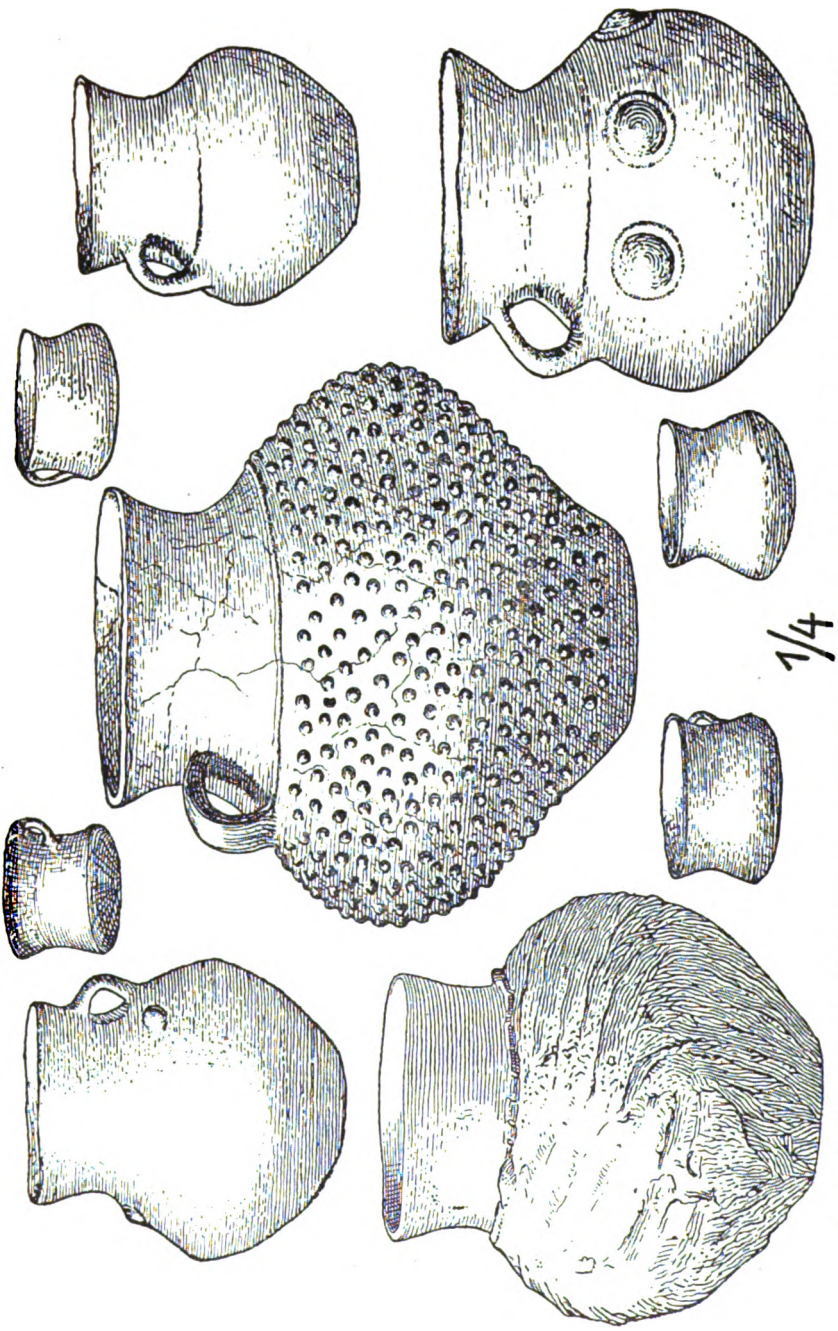


Abb. 1. Gefäße aus Grabhügeln der Schwäbischen Alb. Nach Kraft, Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland, 1926.

Digitized by Google

IV. Periode geht sie in die Riefenkeramik über. Die böhmischen und österreichischen Gebiete sind noch nicht systematisch durchgearbeitet, weisen aber entsprechende Formen auf.

In diesem Zeitpunkt (Beginn der IV. Periode, Riefenstil) erreicht die Lausitzer Kultur den Gipfel ihrer Blüte: dichte Bevölkerung, hochstehendes Kunstgewerbe, Ausdehnung des Siedlungsgebietes und der Kultur (bis Südengland!).

Dies fällt zusammen mit großen weltgeschichtlichen Veränderungen. Aus den Archiven des nahen Orients wissen wir, daß etwa um 1180 die indogermanischen Thraker, Phryger, Armenier über die Meerengen nach Kleinasien einfallen und das Hettiterreich zerstören. Ägypten wird von den Nordvölkern hart bedrängt; der Zug der Etrusker wie der Philister mag damit zusammenhängen. Die sagenhafte dorische Wanderung fällt etwa in diese Zeit. Von Duhn läßt um 1200 die Veneter, Picenter, Messaper, Japyger vom Balkan nach Ostitalien einwandern.

Das Ausstrahlungszentrum dieser Wanderungen ist der Nordbalkan und das Gebiet der mittleren Donau. In nördlicher Verlängerung liegt das Gebiet der Lausitzer Kultur und ihrer Verwandten; diese Kulturen beeinflussen in dieser Zeit u. a. auch Süddeutschland.

Nach Südwestdeutschland führen von Osten zwei Einfallstore: der südliche Oberrhein (Nordschweiz) und der Untermain; beiden entlang erfolgen Vorstöße [1]).

Am Oberrhein sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Die eine, etwas ältere mit Formen der Stufe D der süddeutschen Bronzezeit (Mohnkopfnadel u. a.) wird unmittelbar gefolgt von der zweiten mit etwas jüngeren Formen (Nadeln mit glattem, kugeligem Kopf und Halsrippen). Nur diese zweite Gruppe geht unmittelbar auf Vorformen der erwähnten Gebiete im östlichen Mitteleuropa zurück. Ihre keramische Leitform, die Zylinderhalsurne, ist in Böhmen, Niederösterreich und Tirol schon in Bronze D vorhanden [2]) und erscheint am Übergang zu Hallstatt A in der Nordschweiz, um dann sofort das ganze Rheintal bis abwärts Koblenz auszufüllen.

Die erste Gruppe ist am südlichen Oberrhein (Nordschweiz, Elsaß) zahlreich vertreten [3]). Ferner ist nach dem Fund von Wolfganzen (Elsaß) auch die neugefundene Keramik von Heilbronn (Neckarsulm) hierher zu stellen [4]).

Am Mittelrhein sind nur Spuren dieser Gruppe nachzuweisen; deutlich tritt sie wieder am Niederrhein zutage, sowohl in Bronzen als in Tongefäßen. Von ersteren sind typische Mohnkopfnadeln und Messer zu nennen [5]). Zu letzteren gehört die Hauptmasse der niederrheinischen Brandgräber [6]).

C. und E. Rademacher haben eine ältere bronzezeitliche Bevölkerung am Rhein nachgewiesen, die den Toten fast keine Beigabe, besonders keine

---

[1]) Kraft: Die Stellung der Schweiz innerhalb der bronzezeitlichen Kulturgruppen Mitteleuropas im Anzeiger für Schweizer Altertumskunde 1927. — Kraft: Die Herkunft der rheinischen Urnenfelder.

[2]) Hörnes: Urgeschichte der bildenden Kunst. S. 417 oben (Tirol); Pič: Starozitnosti I, II. S. 62, Abb. 14 (Böhmen); Paudorf: Staatsmuseum Wien (Niederösterreich).

[3]) Kraft: Schweiz.

[4]) Faudel-Bleicher: Matériaux IV 3, l'âge du Bronce en Alsace in: Bull. Soc. d'Hist. Natur. de Colmar 1885, S. 233ff., Tafel XI, 7, 9; Fundberichte aus Schwaben 1926.

[5]) Wesel: (freundliche Mitteilung von R. Stampfuß); vgl. ferner Pleyte: Nederlandsche Oudheden 1885, IV, 2; XXXIII 2/3 (Messer); VII 2, 3 (Nadel).

[6]) E. Rademacher in Mannus, IV. Erg.-Band S. 112; besonders Tafel X A, B linke Hälfte).

Digitized by Google

Keramik ins Grab folgen ließ. Hierin tritt mit dem Ende der Bronzezeit ein völliger Wandel ein, besonders finden sich reichlich Tongefäße. Die Form der jetzt auftretenden Urne entspricht ebenso wie die Gliederung ihrer Verzierung der Urne von Heilbronn; andere Gefäße gleichen dem Krug aus bronzezeitlichen Pfahlbauten [1]).

Diese Gruppe mit Mohnkopfnadeln stammt anscheinend aus dem östlichen Süddeutschland und aus Oberitalien; sie wird durch die jüngere Gruppe (Zylinderhalsurnen) vom Ober- und Mittelrhein nach Norden abgedrängt. So erklärt es sich auch, daß sie den süddeutschen Kerbschnitt an den Niederrhein bringt.

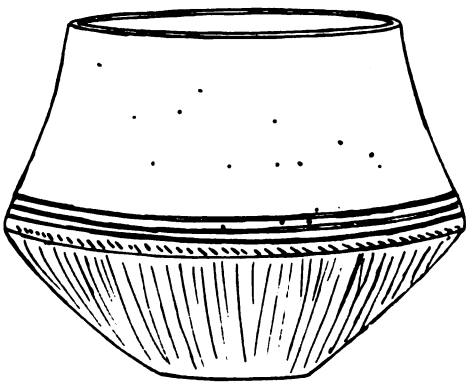


Abb. 2. Weisenheim a. S.

Kurz nach diesen Ereignissen erfolgen die Einbrüche entlang des Mains. Kennzeichnend sind vor allem die Gefäße von Fuchsstadt, Weisenheim a. S. und Langendiebach [2]). Bei den letzten beiden kommt zur Form noch die Farbe des Tones, die typisch lausitzisch ist und sich scharf von den gleichaltrigen Funden Süddeutschlands abhebt. Als Heimat kommt Böhmen (Fuchsstadt) und Lausitz (Langendiebach) in Betracht. Auch die Verzierung der Stücke, insbesondere die scharfen Riefen von Langendiebach (und anderer Gefäße der Sammlg. Hanau) sprechen deutlich für eine Herleitung aus Nordosten.

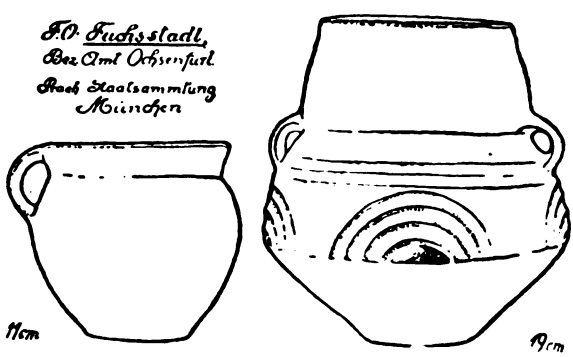


Abb. 3. Fuchsstadt.

Mit Mitteldeutschland im engeren Sinn, westlich des eigentlich „lausitzischen" Kulturgebiet verknüpft der Grabbau von Fuchsstadt, der am Main und am unteren Neckar mehrfach belegt ist; es handelt sich um kistenartige Steinsetzungen, zum Teil Steingewölbe, die aus Mitteldeutschland, z. B. von Helmsdorf durch Lechler bekannt geworden sind [3]).

Die Fibeln der süddeutschen Urnenfelder gehören ostdeutsch-mitteldeutschen Typen an (zweigliedrig mit gewelltem oder spitzovalem Bügel) [4]).

[1]) Z. B. Bergerik, Holwerda: Neederlands vroegste Beschaving II 10 oder der verwaschenen Amphore derselben Fundorte.

[2]) Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, S. 233, Abb. 1 = Behrens, Katalog S. 230, Abb. 40; Sprater: Urgeschichte der Pfalz, S. 62, Abb. 66; Kutsch: Katalog Hanau, Tafel 12, 10, Abb. 2, 3.

[3]) Vgl. Schumacher: Rheinlande I, S. 73; Mannus 1924.

[4]) Eingliedrige Formen am Rhein scheinen Abkömmlinge dieser zweigliedrigen zu sein.

Digitized by Google

In den Urnengräbern des nördlichen und öſtlichen Süddeutſchlands finden ſich nicht ſelten die ſchlichten, breiten, getriebenen Bronzetaſſen mit angenietetem Bandkenhel (Abb. 4); in Oſtdeutſchland und im germaniſchen

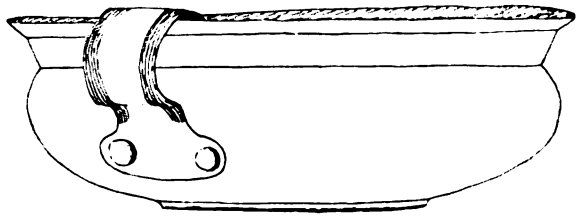


Abb. 4. Bronzeblechtaſſe von Fuchsſtadt.

Gebiet treten ſie in Verwahrfunden auf; in Italien und auf dem Balkan fehlen Funde [1]). Vergleichbar ſind die größeren Keſſelwagen des germaniſchen

[1]) Süddeutſchland:
1. Gundelsheim-Hirſchknock, Bez.-Amt Bamberg, Sammlung Bamberg. Bericht d. hiſtor. Vereins 68 (1910), S. 51 (Grab).
2. Fuchsſtadt, Bez.-Amt Ochſenfurt. AhD. Tafel 43, 721—726; S. 233, Abb. 1. Staatsſammlung München. (Grab.) S. Abb. 3.
3. Ergolding, Bez.-Amt Landshut, Sammlung Landshut. Vgl. Behrens, S. 226 (Grab).
4. Grünwald, Bez.-Amt München. Staatsſammlung München. Beitr. z. A. u. U. Bayerns. XIX, 1915, S. 13ff. (Grab 1).
5. Döls bei Innsbruck. Sammlung Innsbruck.
6. Abſtatt, Oberamt Heilbronn. Sammlung Heilbronn. Schliz, Urgeſchichte Württembergs. S. 106 (wohl Grab).
7. Burladingen, Oberamt Hechingen. Hohenzollernſche Landesſammlung Hechingen-Hohenzollern. Ahv. V, Tafel 43, 727—729; Tafel 44, 756—760; S. 235, Abb. 1h, i (Grab).
8. Ehingen a. d. Donau. Sammlung Ehingen. Fundberichte aus Schwaben, XVII, 1909, Tafel I (Grab).
9. Schuſſenried, Oberamt Waldſee (Oberſchwaben). Sammlung Stuttgart (wohl Grab).
10. Nied, Kreis Höchſt. Sammlung Wiesbaden.
11. Eſchborn, Kreis Höchſt. Sammlung Wiesbaden. Naſſ. Mitt. XV, 1911, S. 1ff. 1. nordöſtlich des Pfingſtborns (Grab). 2. Am Judenſtein (Grab).
12. Derheim, Kreis Oppenheim, Sammlung Mainz. AhD. II, III. Tafel 5, 3.
13. Nierſtein, Kreis Oppenheim. Sammlung Wiesbaden. Behrens, S. 253, Nr. 668 (Grab).
14. Wollmesheim, Bez.-Amt Landau. Sammlung Speyer (Grab 3). Pfälz. Muſeum XXVII, 1910, S. 97ff.; Sprater, Urgeſchichte der Pfalz. S. 47.
15. Möhringen, Amt Donaueſchingen. Rosgartenmuſeum Konſtanz. Röm.-German. Korr.-Bl. VI, 1913. S. 66ff. (Grab).
16. Pfaffenhofen, Kreis Zabern. Sammlung Straßburg. Naue, Elſaß. S. 250. Henning, Denkmäler, S. 8 (Grab).

Skandinavien und Norddeutſchland (vorläufige Überſicht):
1. Simons Moſe, Jütland (Depot). 1—10 nach Svenska Fornminnesför. Tidskrift XI, 1902, O. Montelius.
2. Amt Viborg (2 Stück), Jütland (Grabhügel).
3. Hitzacker, Hannover.
4. Mansfeld.
5. Niederwörthe.
6. Muſeum Gotha.
7. Ruchow. Mecklenburg-Schwerin (Grabhügel).
8. Friedrichsruhe. Mecklenburg-Schwerin (Grabhügel).
9. ? Weitgensdorf, Oſt-Prignitz.
10. Staaken bei Spandau.

Ferner verdanke ich Wilke den Hinweis auf folgende Stücke:
11. Rohow, Kreis Ratibor. Depot. Schleſ. Vorzeit, N. F. IV, S. 21, Fig. 17.

Digitized by Google

Gebiets und Böhmens, deren Form mit den Zylinderhalsurnen Tirols zu vergleichen ist (Reinecke). Treibarbeit in Bronze ist in kleinerem Ausmaße schon in der frühen und älteren Bronzezeit Mitteleuropas wohl bekannt; neu ist dagegen die Größe und die technische Vollendung dieser Stücke, ferner die Annietung des Henkels. Diese Merkmale führten daher zu der Anschauung, daß es sich hier um Einfuhr aus einem Gebiet höherer Technik, d. h. aus Italien handelt. Aber in Italien fehlen Funde dieser beiden Typen völlig. Hinzu kommt der Umstand, daß die Irdenware des östlichen Mitteleuropa Vorformen bzw. Parallelen zu den Bronzegefäßen in Ton kennt [1]). Das rechtfertigt meines Erachtens die Annahme, daß wir es in der Bronzetasse und den Kesselwagen mit einheimischen Arbeiten zu tun haben, die vielleicht in Umformung fremder — italischer — Vorbilder (gebuckelte Bronzetassen?) in Ostmitteleuropa entstanden sind [2]).

Die Kesselwagen und die frühesten Tassen (Grünwald) dürften gleich alt sein.

Auf dem Kesselwagen von Skallerup erscheinen Vogelfiguren in Bronze, also noch in Periode III. Auch südostdeutsche Funde sprechen dafür, daß schon in der reinen Bronzezeit die Vogeldarstellung in Bronze bekannt ist [3]). Dazu vergleiche man die Tierplastiken in Ton, mit Vorliebe wieder Vogelfiguren, die in der süddeutschen Urnenfelderkultur [4]), in der jüngeren Lausitzer Keramik und in Ungarn vertreten sind.

Den geistigen Inhalt dieser Symbole kann man der schönen Arbeit Hörmanns entnehmen [5]).

---

12. Mansfeld. Götze-Höfer-Zschiesche. S. 48.
13. Retzin. Götze, Westpriegnitz. S. 34.
14. Schwichtenberg in Pommern. Baltische Studien, N. F. VIII, 117.
15. Granzin. Beltz, Altert. Mecklenburg-Schwerin. S. 194, 225.
16. Weisin. Beltz, Altert. Mecklenburg-Schwerin. S. 194, 225.

Ohne die Stücke selbst gesehen zu haben, läßt sich nicht mit Sicherheit beurteilen, ob hier in der Tat der erwähnte Typus vorliegt.

Böhmen.

Krendorf.

Ungarn.

Bodrogkeresztur. Depot.

Schweiz und Frankreich.

1. Bevaix Pfahlbau), Neuenburgersee. Sammlung Schwab.
2. Mörigen (Pfahlbau). Bielersee Sammlung Zürich (Groß, Protohelvètes XXII 7).
3. Wollishofen (Pfahlbau). Zürichsee. Sammlung Zürich.
4. Méjean bei St. Chély du Tarn (Lozère). Chantre, age du bronce I, 21.

[1]) Zylinderhalsurne siehe oben; Tasse: Seger, Aus Schlesiens Vorzeit, N. F. VIII, 1924, Tafel I, 12.

[2]) Beachtenswert ist, daß unter den 3 gut gearbeiteten Tassen von Staaken eine recht klein ist und statt des gerundeten Bauchumbruchs einen Bauchknick hat.

[3]) Zierscheibe von Mühltal, Staatssammlung München (Abb. 5); trotz der Bedenken von Reinecke erscheint mir der Vogelcharakter, wenn auch primitiv, so doch sicher. Auswitterung, Gußfehler oder ähnliches kommt meines Erachtens nicht in Frage. In dem ersten Bericht darüber (Mitteilungen des Museumsvereins für vorgeschichtliche Altertümer Bayerns, Nr. 7, 1886, S. 2) heißt es nach freundlicher Mitteilung von Fr. Wagner-München: „Bronzescheibe von mittlerer Größe mit erhabenen konzentrischen Kreisen und zwei mit den Köpfen einander zugewendeten Vogelfiguren, welche über den oberen Rand hervorragen. Leider ist dieses für Bayern bisher einzige Stück nicht unversehrt erhoben worden". Von dem zweiten Vögelchen ist nichts bekannt. — Vielleicht sind auch südalpine Funde namhaft zu machen.

[4]) Z. B. Buchau; ferner Pfahlbau Alpenkai, 10. Pfahlbaubericht, Tafel VII, 4.

[5]) Die dritte Hallstattstufe im Gebiet der anthropologischen Sektion. . . . Abhandl. Naturhistor. Gesellsch. Nürnberg, XXI, 5, 1925.

Digitized by Google

Von der ersten Entstehung dieser Vogeltypen sehen wir hier ab; sie ist wohl in der bemalten Keramik der Jungsteinzeit und ums Ostmittelmeer zu suchen [1]). Innerhalb der mitteleuropäischen Bronzezeit erfolgte die bildliche Fassung einer bestimmten kultischen Vorstellung in der Vogelgestalt in dem Kulturgebiete des östlichen Mitteleuropa.

Auch die Bronzeeimer mit dem Sonnenrad, das von zwei Vögeln getragen wird (siehe oben Hörmann; z. B. Unterglauheim, Granzin) gehören nach ihrer Verbreitung wie nach ihrem symbolischen und bildlichen Gehalt in diesen Kreis. Diese Darstellung tritt auch in Italien auf. Dies ist nur natürlich und befremdet weniger als das Fehlen der oben genannten Tassen und Kesselwagen; denn auch die Keramik spricht für eine Verbindung Oberitaliens mit den Ländern nördlich und östlich der Alpen.

Abb. 5. Mühltal.

Im einzelnen erfordern alle diese Punkte noch eine ins einzelne gehende Durcharbeitung. Meines Erachtens darf aber jetzt schon ausgesprochen werden: die Lausitzer und die ihr verwandte Keramik ist nur die eine Seite einer außerordentlich starken, schöpferischen Kultur, von der wir außerdem eine hochentwickelte Bronzetechnik ebenso sehr erwarten können wie ausgebildete religiöse Vorstellungen und ein geschlossenes Staatswesen. Starke kulturelle wie politische Einwirkungen auf die Nachbarn können nicht ausgeblieben sein.

Süddeutschland hat demgegenüber — wie in der Frühbronzezeit — nichts Ebenbürtiges aufzuweisen. Gewiß zeugen die Hügelgräber von einer wehrhaften Bevölkerung und einer eigenartigen und wertvollen Kultur. Aber es handelt sich nach den Funden um eine nicht zu zahlreiche, nicht sehr wohlhabende Oberschicht, die es nicht zu volklicher oder kultureller Einheit gebracht hat. Z. B. wechselt der Bestattungsbrauch, ob Erd- oder Feuerbestattung, innerhalb einer Familie ohne erkennbare Entwicklungsrichtung, hin und her; die Irdenware nächst benachbarter, gleichzeitiger Gruppen ist völlig verschieden. Mit diesen Verhältnissen vergleiche man die in ihrer Geschlossenheit fast eintönig wirkenden Urnenfelder der Lausitz!

Die einheimischen Kulturen Süddeutschlands werden in der Tat von den oben erwähnten Einwanderungen zunächst umgeformt, dann größtenteils aufgesogen. Diese Vorgänge brachten, wie natürlich ist, politische Wirren mit

[1]) Hörnes, Kunst², S. 303, Fig. 3; vgl. Kraft, Herkunft der Urnenfelder A 5.

Digitized by Google

sich, die zur Entstehung von Ringwällen führten. An manchen Stellen, insbesondere auf der schwäbischen Alb, erhält sich aber die Hügelgräberbevölkerung und verschmilzt mit den Einwanderern zu der Kulturgruppe der entwickelten süddeutschen Hallstattzeit (Alb-Salemgruppe).

In dieser Zeit (Montelius IV Ende, V; Reinecke, Hallstatt C) scheinen wie in der entwickelten Bronzezeit wieder ruhige Zustände geherrscht zu haben. Wieder ist die Oberpfalz mit Böhmen und auch mit Schlesien, besonders eng verknüpft, und zwar dadurch, daß in diesen drei Gebieten das Ornament auf die Gefäße aufgemalt wird.

Das Verhältnis Oberitaliens zu den hier behandelten Gebieten nördlich und östlich der Alpen ist noch nicht eingehend untersucht. Für die Bronzezeit hat Kossinna[1]) und neuerdings auch Reinecke[2]) die Zugehörigkeit zum mitteleuropäischen Kulturgebiet betont und die zeitliche Parallelisierung behandelt[3]).

Im Beginn der Ersteisenzeit scheint die Zugehörigkeit Oberitaliens zu den Kulturen der Ostalpen und nördlich davon, bis nach Ostdeutschland fortzuwirken oder neu gestärkt zu werden (Villanovakultur). Die ostalpine Hallstattkultur wird wie die süddeutsche aus einer Verschmelzung solcher östlichen Elemente mit Hügelgräberleuten hervorgegangen sein.

Die Schweiz und Ostfrankreich erleiden ein ähnliches Schicksal wie Südwestdeutschland, nur daß hier das einheimische Element wesentlich stärker ist.

Die Ursachen der jeweiligen Ausdehnung der östlichen Kulturen lassen sich wohl nur kleinstenteils ermitteln. Die frühbronzezeitlichen Vorgänge sind eine Fortsetzung der endjungsteinzeitlichen Völkerwanderungen. Ebenso werden die späteren Bewegungen (Riefenstil) im Zusammenhang mit den oben genannten weltgeschichtlichen Ereignissen stehen. Vielleicht ist es nützlich, sich zu erinnern, daß der Höchststand der postglazialen Trockenperiode zu Ende der Jungsteinzeit einsetzt und mit der Periode Montelius III der Bronzezeit zu Ende geht[4]); Veränderungen im Klima scheinen also Hand in Hand mit weltgeschichtlichen Unruhen zu gehen.

Welche Umstände können zur Erklärung einer solchen Kulturblüte gerade in dem Raum der Aunjetitzer Kultur herangezogen werden?

Zunächst handelt es sich um weite, offene, sehr fruchtbare Landschaften (Löß), die ausgezeichnetes Siedlungs- und Ackerland boten; hierzu kommen noch die Bodenschätze (Salz, Erze).

Diese Gebiete liegen im Herzen Europas. Die Donau vermittelte nach Südosten, zum Mittelmeer und zum Orient. Kulturelemente (z. B. Bemalung in der Neolithik), vielleicht auch ganze Kulturkomplexe mögen immer wieder auf diesem Wege gewandert und übertragen worden sein.

Aber auch Volkszuwanderungen sind festzustellen. Sogar ausgesprochen westeuropäische Gruppen wie die von Spanien ausgehenden Glockenbecher reichen bis hierher und finden sogar eine sehr stattliche Entfaltung. Teile der einheimischen und zugewanderten Völker (Band- und bemalte Keramik; Pfahlbaukeramik, Glockenbecher) sind wohl auch später im Lande sitzen geblieben und wirkten bei der Entstehung der späteren, gerade hier aufblühenden Kulturen mit.

---

[1]) Z. B. Vorgeschichte. 2. Aufl., S. 65.
[2]) Götze-Festschrift. S. 127.
[3]) Mannus V, 1913, S. 168ff.
[4]) Kraft: Tagungsbericht der D. A. G. 1925, S. 28f.

Digitized by Google

Aber sie wurden alle überlagert und aufgesogen von den nordischen Einwanderungen. Wenn die Bewohner des nordischen Kulturgebiets sich von Norddeutschland nach Süden ausbreiten wollten, so war im Westen Heide und Moor und nur wenig Siedlungsland; unmittelbar im Süden und Südwesten hemmten die mitteldeutschen Gebirge, in deren Schutz sich die Überreste ostischer, westischer, nordischer Völker sammeln und halten konnten. Dagegen wiesen Elbe und Oder samt ihren Nebenflüssen den Weg von Norden nach Südosten in weite, äußerst fruchtbare Landschaften, die großen Bevölkerungsgruppen Nahrung und Wohlstand gewähren konnten. So ist es kein Wunder, wenn das mächtigste, nordische Kolonisationsvolk nach der Periode der jungsteinzeitlichen Völkerwanderung (Menghin) eben hier in der Aunjetitzer Kultur entsteht.

Kossinna hat diese Gebiete für die ältere und jüngere Bronzezeit (bis zum Einbruch der Kelten bzw. Germanen) den Nordillyriern zugeschrieben.

Fragen wir nach einem für alle vor- und frühgeschichtlichen Perioden geeigneten geographischen Namen für dieses Gebiet, so gibt es diesen bisher noch nicht. Ausgehend von der älteren bronzezeitlichen Besiedlung schlage ich deshalb folgendes vor: Mitteleuropa im Sinne der heutigen Geographen umfaßt das Gebiet zwischen Alpen und Nord- bzw. Ostsee, zwischen Vogesen, Ardennen und Weichsel. In der Vorgeschichte wäre noch Ostfrankreich und Oberitalien einzubeziehen [1]).

Der nördliche Teil dieses Gebietes, das norddeutsche Flachland wird zur Hauptsache von den Germanen eingenommen; der südliche und westliche Teil von den Hügelgräbern (hierzu auch Oberitalien, nach der Form der Geräte). Der östliche Teil ist die Heimat der oben behandelten Kulturströme. Somit ergeben sich die Namen Nordmitteleuropa, Südmitteleuropa, Ostmitteleuropa [2]).

Das Ergebnis unserer Betrachtung ist also, daß die vorgeschichtliche Hügelgräberkultur Südwestdeutschlands wesentlich bestimmt wird durch die Kulturen und Völker der östlich angrenzenden Gebiete, der Länder an der mittleren und oberen Elbe, an der oberen Oder, an der mittleren Donau (Gebiet der Aunjetitzer Kultur, des Beiles mit herzförmigem Absatz). Ihren Höhepunkt erreichen diese Kulturen in der Bronzezeit, und zwar in Periode I (Aunjetitz) und im Übergang von III zu IV (Riefenstil in der Lausitz). Jedesmal wird Südwestdeutschland aufs stärkste beeinflußt. Dichte und Reichtum der Funde, Höhe des Kunstgewerbes, Geschlossenheit des Stils und des Ritus lassen in Ostmitteleuropa ein in jeder Beziehung kraft- und wertvolles Volkstum erkennen, ein politisches und kulturelles Zentrum; hier sind schöpferische Umwertungen älterer Kulturelemente und Techniken sowie Neubildungen wohl zu erwarten [3]).

[1]) Die siedlungsarchäologische Methode zeigt überhaupt, wie wenig unsere heutigen politisch-historisch gefärbten Landschaftsbegriffe den vorgeschichtlichen und vielleicht darum auch den natürlichen Verhältnissen entsprechen. Z. B. sitzen beiderseits des Böhmerwalds bronzezeitlich dieselben Leute, ebenso wie heute noch die deutschen Ansiedler.

[2]) Es erübrigt sich nach dem Vorhergehenden, darauf hinzuweisen, daß die Grenzen dieser Gebiete nicht scharf sind, daß die in ihnen beheimateten Kulturen jeweils einen größeren oder geringeren Teil besetzen, zeitweise auch darüber hinausgreifen, aber ihre Zentren decken sich mit den oben genannten Landräumen.

[3]) In dieser Kultur erblicke ich eine wesentliche Quelle der Hallstattkultur.

Digitized by Google

Beiträge zur Nordgruppe der Urnenfelderkultur.

Von Rudolf Stampfuß.

Mit 5 Abbildungen sowie 2 Karten im Text und Tafel I—VIII.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	50
I. Die Urnenfelderkultur Süddeutschlands	51
1. Der Grabbau	53
2. Die Keramik	57
3. Die Metallbeigaben	57
II. Die zweite Hallstattstufe (B) Süddeutschlands	57
III. Die Urnenfelderkultur des nördlichen Niederrhein	67
1. Die Keramik	68
2. Die Fundplätze	72
3. Die Bronzen	78
4. Die chronologische Stellung der Urnenfelderfunde	82
5. Die Kerbschnittkeramik	85
6. Die landschaftliche Verbreitung	87
IV. Die Hallstattzeit des nördlichen Niederrhein	88
1. Die ältere Hallstattzeit	90
2. Die jüngere Hallstattzeit	92
V. Schlußfolgerungen	94
VI. Fundnachweis	95
1. Die Urnenfelderkeramik	95
2. Der Harpstedter Stil	97
VII. Abbildungsverzeichnis	99

Eine Hauptschwierigkeit der Urnenfelderfrage des Niederrheins liegt vor allem darin, daß es sich bei dem größten Teil der Funde dieser Kulturgruppe am nördlichen Niederrhein um Einzel- oder Zufallsfunde handelt und wir unsere Untersuchungen nur in wenigen Fällen auf systematisch ausgegrabenes Material stützen können [1]). Um so mehr ist eine Sichtung und Veröffentlichung alles bisher vorliegenden Materials notwendig.

Als wesentliche Bedingung für die Behandlung dieser Gruppe ist die Mitverwertung des gleichartigen Materials Nordbelgiens und Südhollands erforderlich, da der gesamte Niederrhein mit den eben genannten Gebieten zu jener Zeit eine gemeinsame Kulturprovinz bildete und die Kenntnis nur eines der Teilgebiete zur Behandlung der Gruppe nicht ausreichen und zu Fehlschlüssen Anlaß geben würde. Ich habe davon Abstand nehmen müssen, schon jetzt die Urnenfelderkultur in ihrem nördlichen Ausbreitungsgebiete in ihrer Gesamtheit vorzuführen, da einesteils das mir vorliegende belgische

[1]) Zudem ist die Bearbeitung des umfangreichen süddeutschen Materials dieser Stufe seit der Erstbearbeitung durch Reinecke nicht im wesentlichen so weit gediehen, daß wir unsere rheinischen Funde durch die süddeutschen Verhältnisse analog stützen könnten.

Digitized by Google

und holländische Material zur Illustration nicht genügt, andernteils ich aber viele Fragen an Hand des auch heute noch immer lückenhaften Materials noch nicht entscheiden könnte.

Mir kam es vor allen Dingen darauf an, unbekannte Funde des nördlichen Niederrheins der Forschung zugänglich zu machen, um hierdurch zu einer Klärung der Urnenfelderfrage beizutragen.

Trotzdem bin ich mir vollkommen bewußt, daß es heute nur ein schwacher Versuch ist, in diese schwierigen Fragen eine Klärung zu bringen; hier müssen uns vor allem neue Funde und systematische Ausgrabungen weiterbringen.

Bei Untersuchung der chronologischen Verhältnisse kam ich beim Abschluß dieser Kulturgruppe nach oben hin von selbst in die Hallstattzeit und erkannte die Unzulänglichkeiten und unklare Stellung der Funde dieser Periode am Niederrhein. Ich habe nun, um den kulturellen Abschluß zu erzielen, gleichzeitig den Versuch unternommen, auch innerhalb dieser Periode wesentliche Neugruppierungen vorzunehmen, doch bleibt alles, wie gesagt, vorläufig noch ein Versuch, der erst durch spätere Untersuchung geschlossener Fundinventare, wie die Durcharbeitung des Gesamtmaterials unserer großen Hügelgräberfelder, gestützt werden kann.

Leider bin ich durch andere Arbeiten augenblicklich so stark in Anspruch genommen, daß ich diese Arbeit notgedrungen auf einen späteren Zeitpunkt verschieben muß und hier erst roh in kurzen Zügen meine neue Auffassung als Arbeitshypothese skizzieren kann, die ich später eingehend durch das geschlossene Material unserer großen Hügelgräberfelder belegen werde.

Für die Überlassung von Abbildungsmaterial zur Publikation bin ich den Herren, Museumsdirektor Dr. Lehner vom Provinzialmuseum Bonn, Museumsdirektor Dr. Unverzagt vom Staatl. Museum für Völkerkunde Berlin, Kustos Dr. G. van Hoorn, Utrecht und Dr. Wildschrey, Duisburg, zu Danke verpflichtet. Zu größtem Danke aber bin ich den Herren W. Gumm und F. Ahlfaenger, Hamborn, verpflichtet, die den größten Teil der zur Abbildung gelangten keramischen Funde in selbstloser Weise zusammengesetzt und ergänzt haben, wodurch erst eine Abbildung möglich wurde.

I. Die Urnenfelderkultur Süddeutschlands.

Die Urnenfelderkultur, obwohl eine der bedeutungsvollsten Erscheinungen innerhalb der süddeutschen Vorgeschichte, hat bis heute nach den Arbeiten Reineckes [1]), der uns als erster 1906 eine umfassende Zusammenstellung dieser Stufe vermittelt hat, keine durchgreifende Neubearbeitung gefunden. Trotz der reichhaltigen Materialien, die fast alle süd- und westdeutschen Museen aus dieser Zeitstufe aufzuweisen haben, sind wir heute noch nicht in der Lage, die Herkunft der Urnenfelderleute [2]) mit Sicherheit

[1]) P. Reinecke: Die Kleinfunde usw. A. u. h. V. Bd. V. S. 231 bzw. 235 ff. Taf. 44 und 45.

[2]) Daß es sich um eine neue Bevölkerungsgruppe handelt, die unmöglich aus kulturellen und siedlungsgeographischen Gründen aus der Bevölkerung der Hügelgräberbronzezeit hervorgegangen sein kann, darin stimmen alle Forscher, die über diese Zeitstufe gearbeitet haben, überein. Heute neigt man stark dazu, die süddeutsche Urnenfelderkultur aus der „Lausitzer" Urnenfelderkultur herzuleiten. Hierfür sprechen zunächst einmal der gleiche Grabbau und die zeitlich ältere Stellung der Lausitzer Kultur, die einen Anschluß der süddeutschen Felder für möglich erscheinen läßt. Dann finden sich in dem Kulturinventar der süddeutschen Gruppe eine Anzahl keramischer Formen, ich erinnere nur an

Digitized by Google

erweisen zu können, noch sind wir genau über die Dauer und den Ausklang dieser Kultur unterrichtet.

Ich kann unmöglich nur annähernd die Hauptzüge der süddeutschen Urnenfelderkultur zur Erörterung bringen, da diese für die vorliegende Untersuchung lediglich den Hintergrund abzugeben hat, gewissermaßen die Voraussetzung, an die ich die kulturell gleichartigen Erscheinungen des nördlichen Niederrhein anknüpfen muß. Die gesamte Keramik dieser Stufe mit ihrem stark wechselnden Formenschatz und deren einzelne örtlichen Abarten lassen sich in dieser Arbeit nicht vorführen, da ich bei der Behandlung dieser Fragen ein Hauptgewicht auf die noch unklaren großen Kulturzüge legen muß und diejenigen Fragen in den Vordergrund zu bringen habe, über deren Beurteilung infolge der verschiedenen Auffassungen noch größere Meinungsverschiedenheiten bestehen.

Im besonderen bei Beurteilung der Keramik muß ich mich auf wenige charakteristische Haupttypen beschränken, und zwar solche, die noch völlig klar als reine Urnenfeldertypen bis an den nördlichen Niederrhein zu erkennen sind. Ein gewisses Verwaschen der Formen bei der Ausbreitung bis in jene nördlichen Gegenden muß sich immerhin stark bemerkbar machen, da ja schon zwischen den Funden Süddeutschlands und des Mittelrheingebietes ein Verflachen des Gefäßstils zu erkennen ist.

Reinecke, der uns in den „A. u. h. Vorzeit" die Kleinfunde und Tongefäße der Urnenfelderstufe vorführte, betrachtet diese als die erste Stufe (A) seiner vier Hallstattstufen und trennt sie scharf von der vorausgehenden Hügelgräberbronzezeit ab. Er stellt sich damit in Gegensatz zu anderen nord- und süddeutschen Forschern, die diese Stufe noch der Bronzezeit zurechnen wollen. Für Reinecke maßgebend bei der Beurteilung der kulturellen Zuteilung war das erste Auftreten von Eisen (wenn auch erst spärlich als Ziereinlage in Schmuckstücken) und die von der Keramik der vorausgehenden Bronzezeitstufe so grundverschiedene und neuartige Keramik dieser Stufe, die eine Herleitung der neuen Gefäßformen aus den vorangehenden unmöglich macht.

Nach oben hin, in der zweiten Hallstattstufe (B) Reineckes[1]) finden wir sehr gute Verbindungen und Übergänge im Gegensatz zu der vorausgehenden Bronzezeitstufe. Der größte Teil des von Reinecke der zweiten Hallstattstufe zugeschriebenen Materials findet sich schon in der Urnenfelderkultur vor und nur der neu auftretende Hügelgrabbau und das Auftreten der bronzenen und eisernen Hallstattschwerter älterer Form sollen den Abstand von der vorangehenden Gruppe anzeigen.

Die zweite Hallstattstufe in der Ausprägung, wie sie uns Reinecke vorgeführt hat und von anderen übernommen und ausgebaut worden ist, ist auch heute noch ein umstrittenes Kapitel der süddeutschen Hallstattchronologie.

die doppelkonischen Gefäße, Amphoren und ähnliches, die den deutlichen Zusammenhang mit den Formen der Lausitzer Kultur aufweisen. Die gleichen Zusammenhänge zeigen sich auch bei Betrachtung der technischen und stilistischen Eigenschaften der Keramik. Ich möchte nur noch an die Kanneluren und die Buckelverzierung in beiden Keramikgruppen erinnern, die die Beziehungen noch offensichtlicher zutage treten lassen. Auch das Halbbogenornament der Urnenfelderkultur hat seinen Ursprung sicherlich in der Lausitzer Kultur. Die Gleichartigkeit vieler Gefäßtypen ist oft so offensichtlich, daß man beim Studium des süddeutschen Materials, auch bei größeren, geschlossenen Grabfunden unwillkürlich an der Echtheit der Fundorte zweifelt und die Stücke weiter nach Nordosten verlegen möchte. Diese Beziehungen sind in großen Zügen heute klar erkannt, bedürfen aber noch im einzelnen des genauen Nachweises.

[1]) P. Reinecke: A. u. h. V. Bd. V. S. 315 ff. und Taf. 55, 1908.

Digitized by Google

Da diese Frage für die Beurteilung der niederrheinischen Urnenfelderkultur von entscheidender Bedeutung ist, sowohl die Bewertung dieser Stufe als Zeitpunkt für das Ende der Urnenfelderstufe, als auch als Bindeglied zwischen der Urnenfelderstufe und der dritten Hallstattstufe, die sich infolge ihrer charakteristischen Ausprägung durch ganz Süd- und Westdeutschland leicht verfolgen läßt, muß ich später noch näher darauf eingehen. Von verschiedenen süddeutschen Forschern wird sie als eigene Stufe, der eine größere räumliche Verbreitung und wichtige chronologische Schlüsse beizumessen wäre, nicht anerkannt.

Bevor jedoch diese bedeutsamen Fragen an Hand des niederrheinischen Materials untersucht werden sollen, müssen wir uns der Urnenfelderkultur Süddeutschlands eingehender zuwenden und zunächst das kulturelle, den Grabbau, der für diese Kulturgruppe namengebend gewesen ist, näher erläutern.

1. Der Grabbau.

In der reinen süddeutschen Bronzezeit herrscht das Hügelgrab sowohl mit Skelettbestattung, als auch Leichenbrand. In allen Ländern nordwärts der Alpen, wo wir diese bronzezeitliche Kultur klar verfolgen können, tritt sie uns in Grabhügeln entgegen.

Der Grabhügel ist etwas so Bezeichnendes, daß wir in Süd- und Westdeutschland direkt von einer Hügelgräberbronzezeit sprechen. Bis in die Spätstufe der reinen süddeutschen Bronzezeit bleibt als Typus der Bestattung das Hügelgrab. In Spuren ist noch die in der älteren Stufe vorherrschende Skelettbestattung vertreten, während die Brandbestattung das Übliche ist. Vereinzelt sind auch aus dieser Spätstufe der Hügelgräberbronzezeit in Bayern, Südwestdeutschland und am Rhein schon Flachgräber mit Leichenbrand beobachtet worden.

Das wesentlich Neue und Kennzeichnende der nachfolgenden Stufe, — unserer Urnenfelderkultur — ist die Beisetzung der Toten in geschlossenen Flachgräberfeldern, die bisweilen beträchtliche Ausdehnungen erreichen können.

Daneben treten in einer Reihe von Fällen, die sich über ganz Süddeutschland, Westdeutschland, Belgien und Holland verfolgen lassen, typische Gräber mit Urnenfelderkeramik in Grabhügeln mit Leichenbrand auf. Auch hier befindet sich das große Dolium meist mit den Beigefäßen vor, zum Teil frei im Hügel beigesetzt, zum Teil unter dem Hügelboden. Früher dachte man hier stets an Nachbestattungen in älteren Hügeln, doch ist dafür der Beweis nicht erbracht worden. Das Auftreten der Urnenfelderkultur mit sicher erwiesenem zugehörigem Kulturinventar in Grabhügeln ist ja eine Tatsache, der Reinecke[1]) schon bei der ersten Bearbeitung dieser Fragen Beachtung schenkte. Eine Erörterung darüber, ob Urnenfelderkultur und Urnenfelder stets identisch sein müssen und das Auftreten von Typen der Urnenfeldergattung in Grabhügeln eine kulturelle Zugehörigkeit zur Urnenfelderkultur ausschlössen, ist wohl nicht mehr nötig, jedoch muß ich noch hervorheben, um Mißverständnisse zu vermeiden, daß für die Zuteilung von Keramik zu einer Kulturgruppe in erster Linie die Form maßgebend ist. Technik und Verzierungsmotive sind viel eher auf kulturelle Beeinflussung zurückzuführen und werden öfter übertragen; treten typische Verzierungsmotive auf zugehöriger Form und Technik zusammen in einer Gefäßgattung uns entgegen, so ist der kulturelle Zusammenhang ohne weiteres gegeben.

[1]) Reinecke: a. a. O., S. 240.

Digitized by Google

In den Urnenfeldern finden sich die Gräber teils frei in der Erde, teils sind die Grabgefäße von einer Steinpackung oder auch von einer Art Steinkiste [1]) umgeben. Im allgemeinen befindet sich im Grabe ein großes Dolium (Tonfässer von oft beträchtlichen und den verschiedensten Formen), das in einigen Fällen auch von Steinplatten oder großen Schalen überdeckt sein kann. In diesem Dolium befindet sich die eigentliche Bestattung, die Urne mit dem Leichenbrand, die Beigaben an Schalen, Tellern, Beigefäßen und Metallbeigaben. In anderen beobachteten Fällen ist das Dolium mit der Öffnung nach unten über das Grab gestülpt.

Während noch Reinecke und andere für diese Urnenfelderkultur ausschließlich das Flachgrab vertreten, tritt heute Schumacher mit der Auffassung hervor, daß die Urnenfelder Süddeutschlands ehemals alle einen Grabhügel, wenn auch einen sehr kleinen, gehabt haben mögen. Im besonderen spricht er bei der Besprechung des Urnenfeldes Huttenheim [2]): „Die einzelnen Urnengräber liegen nur 3—8 m voneinander, können also mit Hinzuziehung eines sicher vorhandenen kleinen Erdaufwurfs fast als Reihengräber betrachtet werden...."

Rein technisch wird bei Anlage einer Grube, in die man das große Grabgefäß bei der Bestattung beisetzte, schon bei deren Zuschüttung die Erdmenge übrig bleiben, die den Raum einnahm, den nach der Beisetzung das Dolium inne hat. Es würde sich diese Erde, da kaum anzunehmen ist, daß das Grab nach der Zuschüttung noch geebnet wurde, schon allein zu einem, wenn auch winzigen Grabhügel über der Bestattung wölben. Bei dichter Anlage der Gräber zu einem Felde wird durch die Einwirkung der Atmosphärilien der gesamte Boden derart eingeebnet, daß die Aufwürfe der einzelnen Hügel ineinander überlaufen und sich nur noch als ebene Fläche markieren. Dabei ist noch unberücksichtigt gelassen die etwaige Einebnung der Felder durch Ackerkultur späterer Jahrhunderte.

Gute Beispiele von ineinandergeflossenen Grabhügeln sind mir aus eigenen Grabungen auf Hügelgräberfeldern der Eisenzeit am nördlichen Niederrhein bekannt. Es ist verschiedentlich vorgekommen, daß sich bei dichterer Belegung des Feldes in scheinbar ebenem Boden zwischen zwei größeren Hügelgräbern eine Bestattung vorfand. Bei sorgfältiger Untersuchung ließ sich fast immer noch ein wenn auch schwacher Hügelaufwurf feststellen, über welchen von zwei Seiten her die größeren Grabhügel herabgeflossen waren, die ihn im Gelände vollständig eingeebnet hatten.

Die Gräber der sog. Frühhallstattstufe des nördlichen Niederrheins zeigen ja im allgemeinen nur einen winzigen Hügelaufwurf. Das Wesentliche ist ja nicht nur das Bestehen eines Grabhügels an sich, sondern der kulturelle Inhalt desselben. Stimmt dieser mit der Urnenfeldergattung Süddeutschlands überein, so müssen wir den Grabhügel der Urnenfelderkultur zuschreiben.

Umgekehrt dagegen beschränken sich die reinen Urnenfelder der süddeutschen Gruppe, soweit wir sie als Urnenfelder ohne einen sicher nachweisbaren Hügelaufwurf ansprechen müssen, in ihrem kulturellen Inhalt nur auf diese eine Stufe und nur in den seltensten Fällen gibt es in ihnen Funde aus der vorausgehenden wie nachfolgenden Stufe. Diese Tatsache

[1]) P. Reinecke: Die Tongefäße der Urnenfelderstufe, a. a. O., S. 241. — Interessantes Beispiel für Grabhügel siehe Schumacher: Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I, 1921, S. 73, Abb. 24.

[2]) K. Schumacher: a. a. O., S. 71.

Digitized by Google

hat wegen der Geschlossenheit der ganzen Gruppe Bedeutung, da ja auf den niederrheinischen Feldern die Verhältnisse etwas anders liegen.

Für den nördlichen Niederrhein liegen, ausgenommen das neu entdeckte Urnenfeld Mühlheim, bisher keine genauen Beobachtungen geschlossener Urnenfelder vor, doch stehen uns für die benachbarten Kulturprovinzen Belgien und Holland genügend sichere Untersuchungen zur Verfügung, die sowohl einwandfreie reine Urnenfelder ergeben haben, als auch Felder mit winzigen Hügeln zum Vorschein brachten, von denen an der Oberfläche selbst nicht das Mindeste zu bemerken war.

Die Arbeiten des Baron de Loë u. a. [1]) geben uns darüber für das belgische Gebiet und die Arbeiten Holwerdas [2]) und Eveleins [3]) für das holländische Gebiet die nötigen Aufschlüsse. Musterbeispiele für beide Arten von Urnenfeldern sind die bekannten Felder von Valkenswaard [3]) und Riethoven [2]) [3]) in Holland. Die älteren Bearbeiter dieser Fragen kamen zu der Ansicht, daß ein Urnenfeld einen, wenn auch winzigen Hügel völlig ausschließe, wohl nur auf Grund der damals unzulänglichen Grabungstechnik. Ein schwacher Hügelaufwurf etwa wie ihn Riethoven aufweist und wie ihn Schumacher von Huttenheim und anderen Fundplätzen anzunehmen geneigt ist, bedeutet immer noch nicht im gebräuchlichen Sinne einen Grabhügel. Wer einmal einen süddeutschen Grabhügel der Bronze- und Hallstattzeit ausgegraben hat, wird den Unterschied zwischen den mit gewaltigen Steinpackungen versehenen großen Hügeln der Hügelgräberbronzezeit und der Hallstattzeit und den kaum wahrnehmbaren Erdaufwölbungen eines Urnenfeldes ohne weiteres herausfinden.

Wir kommen nach diesem zu dem Schluß, daß die Urnenfelderleute ihre Toten in großen Flachgräberfeldern, in sog. Urnenfeldern, beigesetzt haben, bei denen bisweilen über den einzelnen Bestattungen ein schwacher Hügelaufwurf vorhanden ist. Daneben gibt es vereinzelt große Grabhügel (die auch der gebräuchlichen Terminologie als Grabhügel entsprechen), die die Urnenfeldergattung als Grabinventar aufweisen und demzufolge kulturell der Urnenfelderkultur zugeschrieben werden müssen.

Die Grabform der zweiten Hallstattstufe ist nach Reinecke größtenteils der Grabhügel, daneben finden sich auch noch Funde dieser Stufe in Flachgräbern in Urnenfeldern, wodurch eine Kontinuität mit der vorangehenden Frühhallstattstufe nachgewiesen sein würde. Die Bestattungsart steht in ihrer Gesamtheit noch nicht sicher fest. Zum überwiegenden Teile wird aber die Brandbestattung das Vorherrschende gewesen sein, obwohl auch schon Anzeichen für Skelettbestattung vorliegen mögen. Die Brandbestattung ist ja

[1]) A. de Loë: Nos Recherches et nos Fouilles durant le premier Semestre de 1905. Bulletin des Musées Royaux des Arts décoratifs et industriels. 5. Jg. 1905. — Nos Rech. et nos Fouilles d. l. pr. Sem. de 1906. Bull. d. M. R. des Arts déc. et ind. 6. Jg. 1906. — La nécropole de Grobbendonck. Bull. d. M. R. des Arts déc. et ind. 5. Jg. 1905. — L. Stroobant: Note sur la nécropole Ante-Romaine de Luiks-Gestel (Brabant Septentrionale): Bull. de l'Académie Royale d'Archéologie de Belgique 1903. — La nécropole par incinération de Grobbendonck (Campine Anversoise): Bull. de l'Acad. Roy. d'Arch. de Belgique 1905. — Note sur la nécropole par incinération du Wildert à Meir (Anvers): Bull. de l'Acad. Roy. d'Arch. de Belgique 1907. — Découverte d'urnes Hallstattiennes à Goirle (Brabant septentrional): Bull. de l'Acad. Roy. d'Arch. de Belgique 1908. — La Nécropole à incinération de Ryckevorsel (Anvers): Annales de l'Acad. Roy. d'Arch. de Belgique LXIX, 6. série 1924.

[2]) J. H. Holwerda: Het Urnenveld te Riethoven. Oudheidk. Mededeelingen VII. 1913.

[3]) M. A. Evelein: Urnenveld bij Valkenswaard. Oudheidk. Mededeelingen III. 1909. — Opgraving van een Urnenveld bij Riethoven. Oudheidk. Mededeelingen IV. 1910.

Digitized by Google

auch in der nächsten Stufe Reineckes, in Hallstatt C, noch nicht ganz verschwunden und für den nördlichen Niederrhein kommt diese für die gesamte Hallstattzeit überhaupt nur in Frage. Hier aber aus wesentlich anderen Gründen. Die Skelettbestattung konnte hierhin unter dem Druck der schon frühzeitig an den Niederrhein vorgedrungenen brandbestattenden Germanen nicht gelangen, wie ich das schon früher a. a. O. [1]) erläutert habe.

Ein Vergleich der Grabformen dieser zweiten Reineckeschen Hallstattstufe mit den Grabformen der vorhergehenden Stufe zeigt uns keinen wesentlichen Unterschied. Hügelgräber traten uns in der Urnenfelderstufe auch schon entgegen und die in der zweiten Hallstattstufe noch vorhandenen Flachgräber erinnern noch ganz an die vorhergehende Stufe. Vom Grabbau ausgehend stände also nichts im Wege, diese Stufe noch zu der vorhergehenden zu ziehen.

Ein völlig sicheres Zeichen für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kulturgruppe liefert der Grabbau als solcher nicht allein. Die Zugehörigkeit zu der gleichen Kultur kann nur erwiesen werden, wenn außer dem Grabbau vor allem der Kulturinhalt und die landschaftliche Verbreitung der in Frage kommenden Gruppe in gutem Einklang stehen.

Um nur ein paar augenfällige Beispiele für die Stellung des Grabbaues zu den Kulturgruppen anzuführen, möchte ich zunächst an die Megalithbauten in Europa erinnern. Obwohl der Megalithbau etwas so Kennzeichnendes in seiner Verbreitung durch ganz Europa darstellt, läßt er doch keineswegs Schlüsse ziehen etwa für die Gleichstellung der durch ihn vertretenen Kulturen einerseits in Nordeuropa und andererseits in Westeuropa. Als Beispiel für das gleichzeitige Auftreten zweier verschiedener Grabbauten bei ein und derselben Kultur mag die Bestattungsart in der Spätbronzezeit Nord- und Nordwestdeutschlands dienen. Die Germanen der Spätbronzezeit setzen ihre Toten sowohl gleichzeitig mit demselben Grabinventar in Hügelgräbern und Urnenfeldern bei, wobei nicht einmal die landschaftliche Verbreitung beider Grabformen etwa für stammliche Verschiedenheiten in Betracht kommen könnte.

Was noch eher als ein starker kultureller Einschnitt angesehen werden könnte, ist der Wechsel der Bestattungsart, wie der Wechsel von Brand und Skelettbestattung. Daß auch dieser Wechsel innerhalb ein und derselben Kultur nicht als kulturell trennendes Moment auftritt, zeigen klar einige Beispiele, wo wir aus ein und demselben Grabhügel bei mehreren Bestattungen nebeneinander ein Skelett- und Brandgrab vorliegen haben, beide mit denselben Beigaben versehen. Hier läßt die Gleichzeitigkeit der Funde wohl nur den Schluß zu, daß es sich um Gräber aus der Übergangszeit von der Skelett- zur Brandbestattung oder umgekehrt handelt.

Diese wenigen Beispiele zeigen nur allzu deutlich, wie gefährlich es ist, auf die Gleichartigkeit der Grabbauten und auch auf den Wechsel der Bestattungsart allzu weitgehende Schlüsse aufzubauen. Jedenfalls dürften Schlüsse kultureller Art nicht allein auf diese Tatsachen sich stützen. Falls wir überhaupt Erscheinungen kultureller Art durch Veränderung der Beisetzungsart und des Grabbaues erklären wollen, so ist nur mit der größten Vorsicht zu verfahren unter steter Berücksichtigung der örtlichen Ausprägung innerhalb des behandelten Gebietes.

---

[1]) R. Stampfuß: Das Vordringen der Germanen zum nördlichen Niederrhein. Mannus 17, 1925.

Digitized by Google

2. Die Keramik.

Die Keramik der Urnenfelderstufe ist in ihrer typischen Ausprägung, wenn auch nicht in allen vorkommenden Formen von Reinecke [1]) vorgeführt worden und näheres Eingehen auf die einzelnen Gefäßformen würde hier zu weit führen. Ich muß deshalb hier auf die Arbeit Reineckes verweisen und will lediglich einige Bemerkungen über den Gesamtcharakter der Keramikgruppe vorausschicken, da die einzelnen für uns bedeutsamen Gefäßformen bei Besprechung der niederrheinischen Funde noch weitere Berücksichtigung erfahren.

Das Hervorstechendste der gesamten Keramikgruppe ist ihr Metallcharakter, sowohl der feintonigen, wie auch gröberen Ware. Erstaunlich ist die bei vielen Gefäßen, trotz des Fehlens der Drehscheibe erreichte Dünnwandigkeit. Was jedoch geradezu in der Technik zu dem Vergleich mit Metallgefäßen herausgefordert hat, sind die gradlinigen, scharf gebrochenen Profile, dann die Verzierungsweise durch Schnitte, feine Gravierungen, Kammstriche, Kanneluren, Rillen, die kleineren und größeren Buckel und die Nachahmung von Nietköpfen.

Die Farbe der Keramik schwankt von hellgelb bis zum tiefsten schwarz; jedoch ist sie in der Regel dunkeltonig, vorwiegend schwarz (die Gefäße sind geschmaucht), schwarzbraun, dunkelbraun und grau. Auffallend ist es, daß besonders die kleineren Gefäße in der Regel dunkel gehalten sind. Bemalung tritt erst spärlich auf, und zwar dunkler Farbaufstrich auf hellerem Grunde, daneben haben wir auf einzelnen Gefäßen (vorwiegend Spitzbechern) auch Graphitaufstrich. In mehreren Fällen sind weiße Einlagen der Ornamente, z. B. der gröberer Einritzungen und als Auslage bei den noch auftretenden Kerbschnittgefäßen verwandt. In den Pfahlbauten der Schweiz sind verschiedentlich bei den Ornamenten Zinneinlagen beobachtet worden.

3. Die Metallbeigaben.

Auf die metallischen Kleinfunde der Urnenfelderstufe möchte ich hier nicht weiter eingehen, da von dem reichhaltigen süddeutschen Formenschatz wenig Formen an den Niederrhein gelangt sind. Nur hin und wieder verrät ein Messer oder Rasiermesser, bisweilen auch eine Nadel oder ein Haarzängchen die Herkunft und die kulturelle Zugehörigkeit.

Eine Besprechung der einzelnen süddeutschen Formen hat Reinecke [2]) in seiner schon oft genannten Arbeit gegeben. Die wenigen für den Niederrhein bedeutsamen Stücke finden weiter unten bei Behandlung der niederrheinischen Verhältnisse Erwähnung.

II. Die zweite Hallstatt-Stufe (B) Süddeutschlands.

Als Reinecke 1908 [3]) den Formenkreis der zweiten Hallstattstufe (B) Süddeutschlands vorführte, konnte er, obwohl diese Stufe schon zwei Jahrzehnte vorher von E. Wagner und O. Tischler als besonderer Abschnitt der Hallstattkultur angedeutet war, ihn nur in groben Umrissen, ohne nähere Einzelheiten umschreiben. Er betont ausdrücklich den Mangel an reichen Funden.

[1]) Reinecke: a. a. O. Taf. 44.
[2]) Reinecke: a. a. O. A. u. h. Vorzeit. Bd. V, Taf. 43.
[3]) P. Reinecke: Grabfunde der zweiten Hallstattstufe aus Süddeutschland. A. u. h. Vorzeit V. S. 315 ff., Taf. 55.

Digitized by Google

Wenn wir die neueren Arbeiten Schumachers[1]) nach dieser Richtung hin durcharbeiten, so finden wir kaum einen Fortschritt gegenüber der Reinecke'schen Stufe B, was um so mehr verwundert, als jährlich aus anderen vorgeschichtlichen Zeitstufen, im besonderen sowohl aus der vorausgehenden Hallstattstufe A, als auch der nachfolgenden Stufe C eine Unzahl neuer Funde hinzukommen, und nur von dieser Stufe merkwürdigerweise seit der Zeit, da Reinecke das Material der Stufe in der Gesamtheit vorführte, nicht wesentlich Neues hinzugekommen ist.

Sogar Schumacher hat nicht einmal diese Stufe in seiner Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande kartographisch dargestellt, sicherlich wegen des Fehlens dieser Funde über ein größeres, in sich geschlossenes Verbreitungsgebiet, was ein kartographisches Bild, das zur Veranschaulichung einer über größere Räume verbreiteten Kulturgruppe dienen soll, unmöglich macht.

Da ich mit mehreren süddeutschen Forschern die Auffassung teile, daß es sich bei dieser Stufe nicht um eine eigene Erscheinung handelt, der gesondert größere chronologische Bedeutung zukommt, sondern diese Stufe lediglich als eine jüngere Entwicklung der Urnenfelderstufe oder eine lokal entwickelte jüngere Abart dieser Stufe auffaße, muß ich zunächst ihre Begründung durch Reinecke in der oben genannten Arbeit eingehender behandeln.

Reinecke argumentiert diese Stufe etwa folgendermaßen: „In Süddeutschland bestehen zwischen unserer frühen Hallstattzeit und den geläufigen „Hallstatt"-Materialien, die an die eisernen Hallstattschwerter geknüpft sind, keine Beziehungen, die auf irgendwelche Nachbarschaft deuten. Hieraus schon ergibt sich klar, daß zwischen diesen beiden Hallstattstufen noch ein gewisser längerer Zeitraum liegen muß. Eben diesen nimmt nun auf süddeutschem Boden unsere Gruppe ein, deren Eigenart sich vorwiegend in ihrer Keramik ausprägt, in zweiter durch ihre Schwertform („ältere" Bronzehallstattschwerter). Die Keramik knüpft an die der frühen Hallstattzeit an, und leitet andererseits über zu der bekannten süddeutschen bunten Hallstattware (der III. Stufe). Die Stellung der Gruppe im chronologischen System ist damit genau fixiert. Sie beginnt rund 1000 vor Chr., um etwa bis zur Mitte des IX. Jahrhunderts vor Chr. zu reichen."

Die große kulturelle Verschiedenheit zwischen der Urnenfelderkultur und der Farbenhallstattstufe hatte Reinecke klar erkannt. Den großen kulturellen Abstand zeigte nicht nur das Grabinventar, sondern auch die Bestattungsart. Bei der Urnenfelderkultur einerseits das Flachgrab und nur in vereinzelten Ausnahmefällen der Grabhügel und andererseits bei der Hallstatt C-Stufe ausschließlich das Hügelgrab.

Warum aber hier zwischen der Urnenfelderstufe und der dritten Hallstattstufe wegen des Fehlens von „Beziehungen, die auf irgendwelche Nachbarschaft deuten könnten" sich „klar" eine neue Stufe einschieben muß und nicht auch zwischen der Hügelgräberbronzezeit und der Urnenfelderstufe, wo diese Beziehungen noch offensichtlicher fehlen, eine Stufe eingeschoben wird, ist nicht recht ersichtlich.

Als Reinecke diese neue Stufe vorführte, stellte man sich im allgemeinen eine neue Kulturerscheinung nur unmittelbar aus der vorangehenden entwickelt vor. Es mußten also allzu schroffe Übergänge in dem Wechsel des Kulturinventars durch eine Kultur ausgefüllt werden, die Anknüpfungspunkte sowohl nach unten, als auch nach oben hin besaß. Man fand in dieser

[1]) K. Schumacher: Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O., S. 123 ff. — K. Schuhmacher: Siedlungs- und Kulturgesch., a. a. O., S. 86 ff.

Digitized by Google

zweiten Hallstattstufe, in der von Schumacher so genannten „Gündlinger Stufe" Erscheinungen, an die die dritte Hallstattstufe sich typologisch angliedern ließ und nach unten hin zur Urnenfelderkultur waren diese Beziehungen von vorneherein klar.

Unberücksichtigt gelassen wurde der siedlungsgeographische Vorgang, daß vielleicht die ältere Bevölkerungsgruppe, nehmen wir als Beispiel die der Urnenfelderstufe vorangehende Hügelgräberbronzezeit, in ihrer gesamten Kulturausprägung, ihren Sitten und Gebräuchen, auch in ihrem technischen Können neben der jüngeren Bevölkerungsgruppe, die sich als neuer Kulturstrom darüber oder dazwischen gelagert hatte, fortbestand, neben der neuen Kultur ihre Formen weiterentwickelte und zu geeigneter Zeit zu neuem Aufblühen bringen konnte [1]).

So ist durch siedlungsgeographische Untersuchungen heute schon die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß die Farbenhallstattkultur, die Stufe der Hallstatteisenschwerter, in ununterbrochener Linie an die Kultur der Hügelgräberbronzezeit anschließt.

Wir müssen immer mehr in stärkerem Maße die siedlungsgeographische Auswertung der einzelnen Kulturgruppen vornehmen, da diese uns oft sichere Schlüsse für Bevölkerungswechsel geben wird, als etwa der Wechsel der Stilarten. Haben wir doch während des ganzen Mittelalters, um ein Beispiel aus der Geschichte zu bringen, einen starken Wechsel in den Baustilen, von der Romantik zur Gotik, zur Renaissance, zum Barock und sofort, ohne daß auch nur eine kleinere Bevölkerungsverschiebung die Entstehung dieser Stile bedingt hätte. Wenn auch für unsere vorgeschichtliche Kulturbetrachtung die Dinge wesentlich verwickelter liegen und nicht im entferntesten mit dem Maßstabe geschichtlicher Zeiten in Einklang gebracht werden können, so gibt es uns doch zum mindesten zu denken und läßt die Warnung nicht ungerechtfertigt erscheinen, gerade stammeskundlichen Fragen in der Vorgeschichte nur unter Berücksichtigung aller Nebenumstände näherzutreten.

Nach Reinecke hat diese Stufe ein weites Verbreitungsgebiet mit teils vereinzeltem Auftreten, teils sehr guter Entwicklung. Die Formen sollen von Süddeutschland aus rheinabwärts, allerdings mit stark verflachten Formen, bis in die Gegend von Köln und Dortmund gehen.

In Süddeutschland sind die Mehrzahl der Funde aus Grabhügeln zum Vorschein gekommen. Aber auch aus Flachgräbern, Urnenfriedhöfen fehlen derartige Funde nicht ganz. Diese Fälle würden die Kontinuität mit der vorangehenden Stufe andeuten.

Unklar ist noch die Bestattungsart. In gesicherten Einzelfällen handelt es sich um Leichenbrand, bei den angeblichen Skelettgräbern ist der Zusammenhang zwischen den Skeletten und den Funden nicht ganz klar.

Das Überwiegende ist also der Leichenbrand, der ja in der Hallstatt C immer noch nicht verschwunden ist.

Reinecke betont im besonderen noch das Vorkommen dieser Ware überall mit Funden seiner Urnenfelderstufe, so auf dem Ipf bei Bopfingen, auf dem Hesselberg bei Wasserstrüdingen und aus den Pfahlbauten; an neueren Fundplätzen mit einer Vergesellschaftung beider Gattungen möchte ich noch

[1]) Gerade diese siedlungsgeographischen Vorgänge und das Fortbestehen der älteren Kulturgruppen neben neu hinzugekommenen jüngeren wird ausgezeichnet von Schumacher in seiner Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande gewertet.

Digitized by Google

kurz auf Zürich, Alpenkai [1]), die Wasserburg Buchau [2]) und die Riesi bei Seengen [3]) hinweisen. Diese Tatsache läßt nur den Schluß auf Gleichzeitigkeit beider Kulturen zu. Reinecke mißt aber diesem Vorkommen keine größere Bedeutung bei und geht in seiner Arbeit nicht näher darauf ein. Meiner Meinung nach ließe diese Vorkommen wohl die sichersten Schlüsse auf das gleichzeitige Nebeneinander beider Gattungen zu, wenn wir überhaupt derartige Funde zum Beweise heranziehen dürfen. In jedem Falle aber dienen sie nicht als kräftiger Beweis für die chronologisch und typologisch scharfe Abtrennung der Hallstatt-B-Gattung von der der vorangehenden Urnenfelderstufe.

Wo wir in Süddeutschland sowohl die Materialien der großen geschlossenen Siedlungen, etwa die Wasserburg Buchau, oder auch die großen Grabfelder der Urnenfelderstufe durchsehen, werden wir mit Leichtigkeit überall eine Reihe von Typen ausscheiden können, die wir Reineckes zweiter Hallstattstufe zuteilen müßten. Aber das ist nicht nur bei den Fundkomplexen der Urnenfelderstufe der Fall, sondern diese Ausscheidung läßt sich mit Leichtigkeit auch an Fundkomplexen anderer Perioden vornehmen, ohne daß daraus nur die geringste Berechtigung erstände, aus allen diesen atypischen Funden zusammen eine neue Zeitstufe zu konstruieren.

Typische Erscheinungen für die Reineckesche zweite Hallstattstufe bilden die älteren Hallstatt-Bronze- und Eisenschwerter.

Das von Reinecke, A. u. h. Vorzeit, Bd. V, Taf. 55, Nr. 999 aus dem Geislohwäldchen beim Hennehof, Gem. Günching, Bez.-Amt Parsberg (Oberpfalz) bei Funden seiner zweiten Stufe abgebildete eiserne Hallstattschwert scheidet schon von vorneherein aus der Erörterung aus, weil der Grabhügel, was besonders von Reinecke miterwähnt wird, auch große schwarze Hallstattschüsseln im Charakter der folgenden Stufe ergab. Hier ist ein Zusammenhang des Fundes mit der nächstfolgenden Stufe klar ersichtlich und die Zuweisung zur zweiten Hallstattstufe durch nichts gerechtfertigt.

Als weiteren Schwerttypus führt er von Gündlingen, Amt Breisach, Südbaden ein Bronzehallstattschwert mit Flügelortband [4]) vor. In dem Gündlinger Grabe ist der Zusammenhang dieses Schwertes zu der Keramik nicht erwiesen. Das Bronzeschwert lag in dem Hügel von 30 m Dm. und etwa 1 m Höhe 1,60 m von der Hügelmitte nordwestlich in 50 cm Tiefe. Neben dem Schwert lagen etliche nicht mehr zusammensetzbare Scherben von Tongefäßen; Knochenreste sollen vergangen sein; keine Spur von Leichenbrand. Dagegen fand sich in der Tiefe des gewachsenen Bodens, 2—3 m östlich von der Mitte ein großer (2 zu 2 m) Brandplatz mit Kohle, Asche, kalzinierten Knochenstücken und Tonscherben. Letztere sind die von Reinecke als zugehörig angesprochene Tongefäße der Gündlinger Stufe. Der Beweis für die Zusammengehörigkeit der Funde dürfte wohl kaum zu führen sein, da die Brandplatte mit den Tongefäßen und das Bronzeschwert etwa 4 m weit auseinanderlagen und das Bronzeschwert zudem auf einen etwa 50 cm höheren Niveau

---

[1]) D. Viollier: Pfahlbau am Alpenquai. Zehnter Pfahlbaubericht, S. 44 ff., Taf. I—XI.

[2]) H. Reinerth: Neben einigen Arbeiten in der Rundschau u. Erde 1922 und 1925 hauptsächlich: Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. 1922. S. 53 ff.

[3]) R. Bosch: Über das Moordorf Riesi am Hallwilersee. Anzeiger für Schweizer. Altertumskunde 1924, Heft 2.

[4]) E. Wagner: Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, 1885, S. 23. — Wagner: Fundstätten und Funde I, 1908, S. 183, Abb. 122 h—o.

Digitized by Google

lag als die Gefäße. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich hier um eine Nachbestattung eines jüngeren Grabfundes in einem älteren Hügel.

Jedoch um dieser Frage näher zu treten, müssen wir schon etwas weiter ausholen und zum Vergleiche einige weitere Funde heranziehen, die uns bei größerer Reichhaltigkeit an anderen Beigaben eher eine genaue zeitliche Festlegung der Schwerter bieten.

Das Grab 299 aus Hallstatt [1]), ein Brandgrab, enthielt ein schlankes, bronzenes Hallstattschwert von 72,5 cm Länge und ein geflügeltes Ostband (Hörnes, a. a. O., Fig. 1, 3 und 4), daneben noch zahlreiche andere Beigaben an Bronzen.

Das Skelettgrab 126, ebenfalls aus Hallstatt, enthielt neben einem gleichartigen Bronzeschwert (siehe Hörnes, a. a. O., Fig. 1, 2 und Seite 5) noch ein eisernes Flachbeil mit Ärmchen, ein krummes Eisenmesser, einen Eisenring, und zwei mehrknöpfige bronzene Gewandnadeln.

Das Hallstätter Brandgrab 607 (Hörnes, a. a. O., S. 5) enthielt neben anderen Beigaben ein Bronzeschwert mit bronzenem Griff und Knauf (Sacken, a. a. O., Taf. V, 1). Zu diesem Schwert gibt Hörnes in seiner schon öfter angeführten Arbeit folgende Anmerkung: „Warum Reinecke [2]) gerade dieses Bronzeschwert in Verbindung mit seiner letzten Vorstufe der eisernen Hallstattschwerter bringt, der es aber „vielleicht schon nicht mehr recht angehört", ist unerfindlich, da es genau dieselbe Form zeigt wie das darunter abgebildete Eisenschwert aus Grab 73."

Bei Besprechung dieser Gräber bemerkt Hörnes, a. a. O., S. 6: „Diese wenigen Gräber mit langen Bronzeschwertern erscheinen wieder nicht als Vertretung einer eigenen, von den übrigen alten Gräbern abzutrennenden Stufe. Man wollte entweder jene Gräber insgesamt von denen mit eisernen Hallstattschwertern abtrennen und mit den beiden erstgenannten (mit Möriger- und Antennenschwertern) einer älteren Hallstattstufe zuweisen (Montelius 1885) oder wenigstens eine gewisse schlankere Form des langen Bronzeschwertes (die des Grabes 299 = V 7) absondern und zum führenden Typus einer Stufe erheben, welche zwischen die der Möriger- und Antennenschwerter einerseits, die der eisernen und gleichgeformten bronzenen Hallstattschwerter andererseits fallen sollte (Reinecke 1900). Der Befund in den Gräbern in Hallstatt ist diesen Annahmen nicht günstig, wie sich aus Vergleichung des sonstigen Inhaltes der Gräber mit bronzenen und mit eisernen Langschwertern ergeben wird."

Hier ist klar die Zugehörigkeit der Form der Bronzehallstattschwerter zu Formen, die auch mit eisernen Hallstattschwertern auftreten, ausgesprochen. Der zeitliche Zusammenhang und die kulturelle Gleichstellung ist damit wohl auch gegeben. Werfen wir einen kurzen Blick auf die von Sacken, a. a. O., Taf. V abgebildeten Schwertformen von Hallstatt, so fällt uns bei allen Stücken, Fig. 1, 2, 6 und 7, die vollkommene Gleichheit der Klinge auf. Bei allen vier Stücken auch die im Verhältnis zur Länge der Schwerter ausgeprägte Schlankheit, die bei allen gleichartige geschweifte Einziehung der oberen Klingenhälfte und der gleiche Klingenabschluß. Dabei ist Fig. 2 ein typisches Eisenhallstattschwert, das keineswegs der Reineckeschen zweiten

[1]) M. Hörnes: Das Gräberfeld von Hallstatt, 1921, S. 6 und Fig. 1, 3 und 4. — E. v. Sacken: Das Grabfeld von Hallstatt, 1868, Taf. V, 7; XIX, 10; XXIII 2 und XXIII 4.

[2]) P. Reinecke: Brandgräber vom Beginne der Hallstattzeit aus den östlichen Alpenländern und die Chronologie des Grabfeldes von Hallstatt. Mitteil. d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXX. Bd., 1900, S. 44 ff.

Digitized by Google

Stufe zugeschrieben werden kann. Wir sind also berechtigt, auf Grund der typologischen Gleichartigkeit alle diese Schwerter der dritten Reineckeschen Stufe zuzuschreiben, da bei chronologischen Datierungen nur die jüngsten Fundstücke verwandt werden dürfen wegen der oft vorkommenden Langlebigkeit gewisser Formen in der Vorzeit.

Das von Reinecke, a. a. O. in Abb. 3a vorgeführte Bronzehallstattschwert von Platenitz, BZ. — H. Pardubitz, Nordböhmen, gehört typologisch zu der gleichen Schwert- und Zeitgruppe; zumal Reinecke selbst im Text, S. 320 betont, daß das diesem Grabe entstammende Pferdegeschirr, ein Bronzetrensentyp, den wir aus der frühen Hallstattzeit noch nicht kennen, uns entsprechend in der folgenden (III.) Stufe begegnet.

Als weiterer Beweis für die Sonderstellung der Stufe wird von Gündlingen eine Vasenkopfnadel angeführt. Zum besseren Verständnis mag diese Stelle von Reinecke folgen: „In dem einen Gündlinger Grabe lag eine Miniaturvasenkopfnadel mit zierlich astragaliertem Halse. Obschon solche Stücke in Süddeutschland sonst noch vorhanden, setzt die Form in unseren frühhallstättischen Gräbern aus, soweit ich sehen kann, ebenso vermißt man sie in unseren frühhallstättischen Bronzedepots so gut wie gänzlich. Aber doch kennt dieser erste Hallstattabschnitt den Typ bereits, wie der große Depotfund von Petit-Villatte (Dep. Char.) lehrt [1]). Wenn in den Pfahlbauten Oberbayerns und der Westalpenseen neben frühhallstättischen Nadeln auch dieser Typ gar nicht selten auftaucht, so läßt sich daraus zu seiner genaueren zeitlichen Fixierung zunächst nichts entnehmen, denn in jenen Pfahlbauten fehlt es ja nicht auch an Keramik dieser zweiten Hallstattstufe."

Heute, wo uns zahllose weitere neue Funde vorliegen, wissen wir, daß auch die Vasenkopfnadel zum typischen Urnenfelderinventar gehört und für die Zugehörigkeit zu dieser Kulturgruppe bestimmend ist.

Die Gefäßformen des Gündlinger Grabes [2]) im einzelnen betrachtet lassen uns ebenso deutlich hier die Zugehörigkeit der Keramik zur Urnenfeldergattung erkennen, wie oben die Besprechung der Metallbeigaben dieselben Schlüsse zuließ. Die Schalen mit ihren strengen Profilen, die Henkelschale, eine konische Schale, die Schale mit der kleinen Standfläche und elegant geschweiftem Profil, ferner die Schale mit den Kanneluren ergeben klar die Zugehörigkeit dieser Funde zur Urnenfelderstufe.

Von den übrigen Gefäßen ist die Urne mit Schrägrand wohl das beachtenswerteste keramische Erzeugnis der in Besprechung stehenden Gruppe. Diese Form [3]) ist sowohl für reine Urnenfelder, soweit wir sie ohne das Hineinspielen irgendwelcher Fremdeinflüsse vorliegen haben, charakteristisch, als auch

[1]) Herrn Geheimrat Kossinna verdanke ich folgenden Hinweis auf den Fund von Petit-Villatte. Der Fund gehört nicht in Periode IV, wie ihn Reinecke hier ansetzt und dementsprechend nicht zu seiner Stufe Hallstatt A, sondern in Per. V der Bronzezeit. Bewiesen wird diese Ansetzung durch die in diesem Schatzfunde vorliegenden Bruchstücke bronzener Hängeschalen (Montelius, Tidsbestämning, S. 327 f.) der Per. V und ein nordostdeutsches Nierenknaufschwert (Kossinna, Mannus IX, 1917, S. 181 ff.) derselben Stufe. — Die Vasenkopfnadeln treten von Per. III an auf, gehen durch Per. IV zur Per. V über, wo sie massenhaft in Norddeutschland erscheinen, vorher nicht; ebenso steht es dort mit den Möriger- und Antennenschwertern (vgl. Kossinna, Mannus VIII, S. 119 f. und IX, S. 129 ff.) Setzen wir den Schatzfund von Petit-Villatte um 900 vor Chr. an, so paßt er sehr gut hierhin und liefert einen weiteren Beweis für die kulturelle Zugehörigkeit der Reineckeschen zweiten Hallstattstufe zu der vorangehenden Urnenfelderstufe.

[2]) E. Wagner: Fundstätten und Funde, a. a. O., S. 182 u. 183. — K. Schumacher: Funde der Hallstattzeit aus Süddeutschland. A. u. h. Vorz., Bd. V, S. 9—11, Taf. 3, Abb. 60.

[3]) Schumacher: A. u. h. V., Bd. V, Taf. 3, Abb. 60.

Digitized by Google

ein Leitfossil der Hallstattzeit des Niederrheins. Bei der Zuweisung von derartigen Funden zu bestimmten Perioden müssen wir daher größte Sorgfalt walten lassen und alle Nebenumstände, wie Bestattungsart, technische Ausführung und Beifunde in Betracht ziehen.

Weiterhin setzt Reinecke Bronzen wie: Schwerter, Ortbädern, Messer u. dgl. vielfach rein gefühlsmäßig in diese zweite Stufe, ohne in den einzelnen in Frage stehenden Fällen einen Beweis für diese Auffassung zu erbringen.

Wenn er beispielsweise ein Bronzeortband des Grabhügels V von Wiesenacker (Oberpfalz) mit gelbtoniger, bemalter Ware zusammengefunden, „offenbar" dieser Stufe zuweist, obwohl es außerdem mit einem großen Eisenmesser und Toilettegerät (Zängchen, Ohrlöffel, Kopfkratzer und Nadelbüchschen) der Stufe der eisernen Hallstattschwerter vereint ist und den zeitlichen Zusammenhang mit der dritten Hallstattstufe deutlich verrät, so ist diese Zuteilung eben nichts anderes als eine Vermutung. Wenn auch Bronzen naturgemäß eine viel längere Lebensdauer als die keramischen Erzeugnisse haben und nicht in dem Maße chronologisch bestimmend wie die Keramik sind, so ist doch auch in ihrer Beurteilung und besonders in der Beurteilung von einzelnen Funden Vorsicht zu beobachten. In diesem Einzelfall wäre der genaue Beweis für das chronologische Alter des Ortbandes von Wiesenacker zu erbringen.

Auf Grund dieses einen unsicheren Stückes möchte Reinecke dann das gesamte übrige Inventar seiner fraglichen Stufe zuteilen: „Denn diese Typen können ja sehr wohl schon in der 2. Hallstattstufe beginnen, aber sicher beweisen läßt sich das nicht."

Als nächstes teilt Reinecke eine bis dahin einzig dastehende Form eines Rasiermessers aus Grabhügel XIII der östlichen Gruppe bei Attenfeld (Bez.-Amt Neuburg a. Donau) gleichfalls „wohl" der zweiten Stufe zu, wenigstens entstammt dem gleichen Hügel das ungewöhnliche Kurzschwert, „jedoch reicht die Form in Varianten sicherlich bis in den folgenden Abschnitt".

Diese wenigen Beispiele mögen erläutern, daß die Zuteilung von Bronzen zu der fraglichen zweiten Hallstattstufe von Reinecke rein schematisch vorgenommen worden ist. Vielfach handelt es sich bei diesen Stücken um festdatierte Fundgegenstände der dritten Hallstattstufe, die von Reinecke wohl lediglich wegen des Fehlens geeigneter geschlossener Fundinventare zur Aushilfe herangezogen sind, um der einmal versuchsweise aufgestellten Stufe ihre Berechtigung zu geben. Nehmen wir diese ganzen Fundstücke, die leicht schon durch die Unsicherheit in der Reineckeschen Zuweisung als nicht sicher zugehörige Funde ausgeschieden werden können, aus dem Inventar der zweiten Hallstattstufe heraus, so bleibt so Weniges, daß dieses eine Berechtigung dieser Stufe als eigene Zeitstufe mit größerer räumlicher Verbreitung nicht zuläßt.

Ein gleiches Bild ergibt die Untersuchung der vorgeführten Keramik, doch will ich, bevor ich die Schlußfolgerungen aus obiger Untersuchung ziehe, noch einige Allgemeinbemerkungen über diese vorausschicken.

Die Keramik dieser fraglichen Stufe ist nach Reinecke stets in großer technischer Vollendung gearbeitet, in Form wie Ornamentik vielfach Metallcharakter verratend. So nimmt sie sichtlich zwischen der Keramik des vorangehenden ersten und folgenden dritten Abschnittes unserer Hallstattzeit eine vermittelnde Stellung ein. Die feine Gattung gehört zu der feinsten vorgeschichtlichen Gefäßware. Neben diesen tritt aber auch gröbere, gelbbraune und braune stumpfe Ware auf, nicht selten in stark verflauten oder

Digitized by Google

vergröberten Formen. Die feine Ware zeichnet sich sowohl durch ihre Dünnwandigkeit wie den schwarzen, metallischen Glanz aus.

Der Ton, meist braun oder schwarz, ist oft mit glänzend poliertem Graphitanstrich versehen; andere Gefäße weisen rotbraunen Überzug auf, auf welchem dann mit Graphit die Ornamente aufgemalt sind. Seltener ist helltonige Ware, häufiger tritt Graphitbemalung auf hellem Tongrunde auf.

Im Gegensatz zu der Keramik der ersten Stufe zeichnen sich diese Gefäße durch ihre meist geschweiften Profile aus, die bei Urnen wie Schalen bauchige Formen entstehen lassen. Der Boden mit oft geringem Durchmesser weist des öfteren eingedrückten Omphalos auf.

Die gleichen Formen treten sowohl ohne, wie auch mit Henkel auf. Stark wechselt die Größe der Gefäße. Es tritt sowohl das große Ossuarium wie das mittelgroße und kleine Beigeschirr in den Funden auf. Es fehlen aber die gewaltigen, großen Schüsseln der vorangehenden wie nachfolgenden Stufe.

Als wesentlichste Erscheinung muß die große Hallstatturne mit (nach außen) umgebogener Mündung (hier noch ohne den besonders abgesetzten kurzen Hals wie im folgenden Abschnitt der eisernen Hallstattschwerter) betrachtet werden.

In ihrer Form verwandt sind mehr birnenförmige Vasen, daneben kleine, an hochhalsige Hallstattformen erinnernde Stücke.

An Schalen treten auf: Schalen überwiegend mit steilwandiger Mündung, stark geschweiftem Profil und meist geringem Bodendurchmesser. Daneben sind nicht selten konische Schalen mit besonders abgesetzter Randzone, bauchige Schalen mit gleichfalls abgesetzter breiter Mündung (in Hutform, ganz einem frühhallstättischem Typ gleich).

Weiterhin sind Töpfe mit abgesetzter, steil gestellter, sehr niedriger Mündung, Spitzbecher (in Brustform), stark ausgebauchte flaschenartige Vasen mit kleinem Boden und engem Halse, gehenkelte wie henkellose, steilwandige, unterhalb der Mitte sich stark konisch verjüngende Töpfe mit etwas ausgelegter Mündung, eine bereits in der frühen Hallstattzeit geläufige Form, charakteristisch.

In der Ornamentik wie Technik der Ornamente spiegelt sich bei der Keramik nicht die selbständige Stellung wieder. Buckelverzierungen, eingestempelte und eingekerbte Muster wie auch plastischer Schmuck (Tupfenleisten) treten zwar zurück, aber feine, wie auch breite Rinnen und Kanneluren spielen noch eine wesentliche Rolle; ebenso sind neben gröberen Einritzungen und eingestochenen Verzierungen auch die kleinen Gravierungen der vorangehenden Stufe noch vorhanden. Aber diese Elemente hören in der anschließenden Stufe der eisernen Hallstattschwerter fast ganz auf, um wieder gestempelten Mustern und dgl. Platz zu machen. Neu ist die Vasenmalerei. Allerdings stammt die große Menge der Vasen dieser Technik von süddeutschem Boden erweislich erst aus der Stufe der eisernen Hallstattschwerter.

Diese von Reinecke gegebene Schilderung des Allgemeineindruckes der Keramik der fraglichen zweiten Stufe braucht wohl keine nähere Erläuterung. Ziemlich genau stimmt fast alles mit den von ihm bei der Urnenfelderkeramik beschriebenen Eigenheiten überein. Nur zur Vasenmalerei möchte ich noch einige wenige Worte verlieren.

In der Wasserburg Buchau [1]) sind auch einige Scherben mit Bemalung zum Vorschein gekommen, die der Malerei auf den von Reinecke abgebildeten

[1]) H. Reinerth: Das Federseemoor usw., a. a. O.

Digitized by Google

Vasen von der Löhbücke nicht nur verwandt sind, sondern unmittelbar mit ihr identisch. Es handelt sich um Scherben von grau-weißlicher Farbe, ziemlich dünnwandig, gut gebrannt, vom Gefäßbauch mit dem beginnenden Halse. Vom Halsansatz gehen auf den Bauch herab Paare von breiten Kanneluren, die mit Graphitbemalung versehen sind. Auch der Halsansatz ist durch horizontale Kanneluren und dieselbe Bemalung verziert.

Da die Wasserburg Buchau [1]) ein gutes Beispiel für eine zeitlich und kulturell geschlossene Siedlung bietet, die später nicht mehr besiedelt wurde, zeigt uns dieser Fund, wie auch die zahlreichen Vasenkopfnadeln, die Reinecke ebenfalls seiner zweiten Stufe zuschrieb (auch in Gündlingen selbst), klar die Zugehörigkeit derartiger Funde zur Urnenfelderstufe.

Betrachten wir zusammenfassend die obigen Ausführungen über die zweite Hallstattstufe Reineckes, so wird ohne weiteres die ganze Unsicherheit in der Zuteilung der einzelnen Formen zu der fraglichen Periode zu denken geben. Reinecke selbst betont ausdrücklich zunächst einmal das vereinzelte Vorkommen der Funde, ferner den Mangel an einer genügenden Zahl geschlossener Funde. Bei der Zuteilung der Bronzen ist er in der Zuweisung sehr vorsichtig und läßt in jedem Falle die Möglichkeit der Zugehörigkeit dieser Gegenstände zur vorangehenden oder darauffolgenden Stufe offen. Nach Wegnahme dieser unsicheren Fundstücke, die ich in ihrer Gesamtheit oben vorgeführt habe, bleibt rein nichts, was den Formenschatz der Metallbeigaben der zweiten Hallstattstufe ausmachen würde.

Ein Blick auf die Beschreibung der Keramik der Urnenfelderstufe und die der Gefäße der zweiten Hallstattstufe zeigt uns auch hier bei der Betrachtung des Gesamtcharakters das gleiche Stilgefühl, die gleiche Technik und Ornamentik, die nur den einzigen Schluß übrig lassen, daß wir es mit einer kulturellen Zusammengehörigkeit der zweiten Hallstattstufe mit der Urnenfelderstufe zu tun haben. Dann ist es nicht angängig, die, wenn auch chronologisch jüngeren Formen, als selbständige geschlossene Zeitstufe abzutrennen, was oft ein falsches Bild ergibt, da besonders von Laien mit dem Begriff Zeitstufe auch der kulturelle Begriff einer neuen Bevölkerung verknüpft wird. Noch deutlicher wird die Unstimmigkeit, wenn wir unser Augenmerk auf die Grenzgebiete der Verbreitung der Formen der zweiten Hallstattstufe lenken. Hier läßt sich eine deutlich ausgeprägte Gündlinger Stufe überhaupt nicht erkennen, wenn auch einzelne uncharakteristische Gefäßtypen dieser Stufe zugeschrieben werden können. Merkwürdig bleibt es nur demgegenüber, daß sowohl die Reineckesche erste Hallstattstufe, die Urnenfelderstufe, als auch die Farbenhallstattstufe sich bis in die Grenzgebiete ihres Vorkommens in charakteristischen Typen deutlich zu erkennen geben, während die dazwischenliegende Stufe nur konstruktiv mit gutem Willen nachgewiesen werden kann.

Für das holländische und anschließende niederrheinische Gebiet hat Holwerda in einer Arbeit über die Perioden der Hallstattkultur und ihre Datierung [2]) schon sehr starke Bedenken über die Berechtigung der Periodeneinteilung der Hallstattkultur geäußert. Wenn ich auch nicht im entferntesten alle seine Schlüsse billigen kann und auch oft seine auf Grund älterer Literatur aufgebauten chronologischen Datierungen ablehnen muß, so möchte ich doch einige treffende Stellen aus der vielfach unbekannten Arbeit zitieren, mit denen meine Untersuchungen teilweise übereinstimmen: „Es war uns

[1]) H. Reinerth: Das Federseemoor usw., a. a. O.
[2]) Oudheidkundige Mededeelingen. Nieuwe Reeks III². 1923, S. XLIX ff.

Digitized by Google

schon unbegreiflich, weshalb Reinecke's stark verbreitete „erste Stufe" mit den unverkennbaren Villanova-Formen, besonders ihrer Keramik, in der wir aber „die geschnitzte Verzierung der Bronzezeit vermissen", seiner „zweiten Stufe", die durch den „Mangel an genügender Anzahl reich ausgestatteter Funde" gekennzeichnet ist, als gleichwertige Periode gegenüberstehen sollte. Auch die Urne dieser „zweiten" Stufe mit ihrem abgesetzten Halse zeigt den Villanovaeinfluß; weshalb sollte nun diese Form von der jener „ersten" Stufe herzuleiten sein und können nicht beide in gleicher Weise aus der Villanovakultur Italiens herstammen? Nichts scheint uns zu zwingen, einen bedeutenden zeitlichen Unterschied zwischen beiden anzunehmen. Das Vorkommen von Waffen in den Gräbern dieser „zweiten" Stufe, im Gegensatz zu der „ersten", dürfte jene vielleicht als Kriegergräber kennzeichnen.

Auch die Urne aus Reinecke's „dritter Stufe", sowie der Koberstädter Kultur zeigt den direkten Villanova-Einfluß; mit ihrem abgesetztem Halse hat sie sogar die größte Ähnlichkeit mit den Metallurnen Italiens." — „Der einzige Grund für diese Theorien scheint mir darin zu liegen, daß das prähistorische System, welches sich besonders mit dem großen Namen des Montelius deckt, seinen Anhängern zu gebieten scheint, die Jahrhunderte von ungefähr 1150—500 vor Chr. mit verschiedenen, in etwa 150—200 Jahren wechselnden Moden einer „ersten Eisenzeit" auszufüllen."

Wenn dieser Ausfall gegen die typologische Methode wohl etwas scharf ausgefallen ist, so können wir ihm doch nicht die innere Berechtigung gänzlich absprechen. Die allzu große Erstarrung dieses Systems hat eine gewisse Schematisierung mit sich gebracht, von der wir uns auch heute noch schwer lösen können.

Das Vorgehen Holwerda's ist nicht in allen Fällen methodisch. Zunächst ist es nicht ganz angängig, eine Beweisführung lediglich auf einen Gefäßtypus aufzubauen und das übrige Inventar unberücksichtigt zu lassen und dann gibt es in der Reinecke'schen zweiten Hallstattstufe kaum Gefäßtypen, die die Halsbildung der Villanovaurne aufweisen (siehe oben). Die wenigen Ausnahmen können nicht für den Gesamtcharakter herangezogen werden. Jedoch habe ich die Holwerda'schen Stellen hier lediglich herausgehoben, um zu zeigen, daß gerade im Grenzgebiet dieser Kulturen die Unstimmigkeiten der Chronologie schon länger augenfällig geworden sind.

Betrachten wir die landschaftliche Verbreitung der fraglichen Stufe, so sehen wir innerhalb des Hallstattkulturgebietes selbst dessen größten Teil von den Funden dieser Stufe nicht berührt, wobei ich, wie schon oben gesagt, von solchen atypischen Fundstücken absehe, die dieser Stufe zugeschrieben werden könnten.

Eine Ausnahme scheint der Niederrhein zu bilden, da der größte Teil der von Rademacher[1]) vorgeführten Materialien von ihm der zweiten Hallstattstufe zugeschrieben wird. Auf den ersten Blick verwundert es stark, daß die zweite süddeutsche Hallstattstufe, die stellenweise kaum zu erfassen ist, eine derartige Blüte in einem kulturellen Grenzgebiet erlebt haben sollte, während die in Süddeutschland so gut ausgeprägte Stufe der eisernen Hallstattschwerter nur in verblaßten Typen den Niederrhein erreicht hätte. Bei näherer Untersuchung im besonderen der Gefäßprofile zeigt sich deutlich, daß es sich bei fast allen als zweite Hallstattstufe vorgeführten Funden um typische

[1]) C. Rademacher: Chronologie der Niederrheinischen Hallstattzeit. Mannus IV, 1912.

Digitized by Google

Funde der Reineckeschen dritten Stufe handelt und nur wenige Formen gehören noch der ersten Stufe an.

Neuerdings ist dieser irrigen zeitlichen Zuweisung auch E. Rademacher[1]) gefolgt und auch ich selbst habe noch in meiner Arbeit über die Harpstedter Kultur[2]) die Einordnung der Funde in dieses falsche System vorgenommen. Erst bei Untersuchung der holländischen Verhältnisse bin ich auf Unstimmigkeiten in meiner früheren relativen Chronologie der Harpstedter Funde gestoßen, die mich auf die Untersuchung der rheinischen zweiten Hallstattstufe brachten. Dadurch war auch die Berichtigung meiner früheren Ansichten notwendig, auf die ich unten noch näher zu sprechen komme.

Das vereinzelte Auftreten und der vielfach enge kulturelle Zusammenhang der Fundstücke mit dem Inventar der Urnenfelderstufe legt es uns nahe, in der fraglichen Gündlinger Kultur eine lokale Sortentwicklung der Urnenfelderstufe zu erblicken und in der kulturellen Stellung sie als jüngere Urnenfelderkultur zu bezeichnen.

Jedenfalls müssen wir sie als geschlossene durchgehende Zeitstufe, der größere typologische und chronologische Bedeutung beizumessen wäre, ablehnen, da die Aufstellung einer Zeitstufe nur dann eine Berechtigung hat, wenn die Stufe eine größere geschlossene landschaftliche Verbreitung und in dem Zeitschema eine relativ kurze zeitliche Dauer aufweisen kann.

Diese Bedingungen können die von Reinecke und Schumacher vorgeführten Funde nicht erfüllen, da das vereinzelte Auftreten und die uncharakteristischen Formen, die in derselben Ausprägung auch in der Urnenfelderstufe vertreten sind, dagegen sprechen.

III. Die Urnenfelderkultur des nördlichen Niederrheins.

Ich habe das Wichtigste über die kulturellen Erscheinungen in der Urnenfeldergruppe Süddeutschlands vorausschicken müssen, da ich unmöglich von einem Grenzgebiet einer Kultur, hier also vom Niederrhein, ausgehen konnte, um selbständig ohne Zusammenhang mit dem Kulturzentrum den Versuch einer typologischen, chronologischen und kulturellen Einordnung vorzunehmen.

Dazu fehlen, wie gesagt, die geschlossenen Funde und gut beobachtete größere Grabkomplexe. Je weiter wir nach Norden kommen, desto weniger prägen sich die Gräber der Urnenfelderkultur durch reiche Metallbeigaben aus, was vielfach eine genaue zeitliche Bestimmung der einzelnen Formen ausschließt. Was die Keramik anbetrifft, so macht diese auf ihrem Vordringen vom Kulturzentrum aus vielfach Wandlungen durch, entartet in ihren Formen stark und nimmt stilistische Merkmale von Nachbarkulturen oder der bodenständigen Kultur in sich auf. Ganz abgesehen von unverzierten atypischen Gefäßen, die sich in verwaschenen Formen fast in allen Zeitstufen und Kulturen vorfinden und nicht immer mit Sicherheit einer bestimmten Zeitstufe zugeschrieben werden können.

Schon allein diese wenigen Schwierigkeiten machten einen kurzen Einblick in den Gesamtcharakter dieser Stufe in ihrem Kerngebiet erforderlich.

---

[1]) E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit. Mannus IV. Erg.-Bd. 1925.

[2]) R. Stampfuß: Das Vordringen der Germanen, a. a. O.

Digitized by Google

Obschon die Urnenfelderstufe des Niederrheins schon mehrfach [1]) behandelt worden ist, hielt ich trotzdem die längere Auseinandersetzung mit den süddeutschen Verhältnissen für notwendig, wobei für mich natürlich die Fragen, vor allem kultureller und auch typologisch-chronologischer Art maßgebend waren, in deren Beurteilung die Ansichten der einzelnen Bearbeiter dieses Stoffes auseinandergingen.

So habe ich einerseits eingehender den Grabbau dieser Stufe und andererseits die Keramik eingehender behandeln müssen, da trotz der guten Vorarbeiten Reineckes auch heute noch die Urnenfelderkultur des nördlichen Niederrheins als solche von verschiedenen Seiten bestritten wird.

1. Die Keramik.

Die Keramik der Urnenfelderstufe Taf. I—V, ließe sich rein schematisch einteilen in verzierte und glatte Gefäße. Bei den verzierten Gefäßen ist die Kerbschnittverzierung der leitende Gesichtspunkt. Sehen wir dagegen von dieser rein äußerlichen Zergliederung ab und wenden wir uns dem Bau der Gefäße, den einzelnen Formen zu, so finden wir wohl eine Mannigfaltigkeit in diesen, als auch den Verzierungsmotiven, nicht aber, wenn wir einzelne Formgruppen zusammenstellen, eine solche Variation innerhalb dieser, daß wir größere typologische Schlüsse daraus herleiten könnten.

Greifen wir z. B. eine Gefäßgruppe mit steilem Halse heraus, so können wir ohne weiteres das glatte, unverzierte Gefäß Taf. II, 2 wegen der scharfen Profilierung, seinen harten Formen, der scharf ausgeprägten Schulter, dem scharfen Schulterknick und senkrechtem Halse unstreitig wohl als die typologisch älteste Form hinstellen. Als nächste Form käme das Gefäß, Taf. I, 4 in Betracht, hier noch dieselbe harte Formengebung, die Verzierung in tiefen Kerbschnittfurchen und unregelmäßig tief eingeschnittenen Dreiecken.

Die nächste Form, Taf. I, 8 bringt das Verwaschen der harten Gefäßstruktur, der Bauch rundet sich, der Gefäßunterteil wird sanft eingeschweift, der Hals nimmt eine schwach konische Form an und der Boden erhält einen Omphalos. Die Verzierung besteht auch noch in Kerbschnittfurchen, jedoch zeigt sich gegenüber dem vorangestellten Gefäß ein Verflachen der Technik.

Das Gefäß Taf. V, 7 stellt die typologische Weiterentwicklung dar. Das Gefäß ist sehr bauchig geworden, der scharfe Halsansatz hat einen sanften Übergang von der Schulter zum Rande Platz gemacht und dieser selbst lädt schwach nach außen um. Die schwach eingekratzte Verzierung läßt noch die alte Gliederung des Gefäßkörpers in Bauch, Schulter und Hals erkennen.

Die Endstufe in der Entwicklung der betrachteten Gefäßgruppe bringt die Urne Taf. IV, 1. Hier haben wir das gänzliche Verwaschen des Gefäßes, was eine Herleitung der Urform ohne die Kenntnis der Zwischentypen nicht mehr gestatten würde. Die stark gebauchte Form und der geschweifte Hals mit dem ausladendem Rande lassen nichts mehr von dem streng metallischen Charakter der Ausgangsform ahnen. Die Kerbschnittverzierung ist ziemlich tief eingekratzt oder geschnitten.

Dieser an fünf Gefäßen einer Gattung durchgeführte typologische Versuch ließe sich auch leicht auf die anderen Gefäßgruppen übertragen, bleibt

[1]) C. Rademacher: Chronologie der Niederrheinischen Hallstattzeit. Mannus IV, Heft 3. — K. Schumacher: Die Hallstattkultur am Mittelrhein. Prähist. Zeitschr. XI/XII. 1919/20, S. 123 ff. — K. Schumacher: Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. Bd. I, 1921, S. 106 ff. — E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit. Mannus IV. Erg.-Bd. 1925. — E. Rademacher: Die Kerbschnittkeramik. Mannus, Bd. 18, S. 14 ff.

Digitized by Google

aber eben ein typologischer Versuch, der uns heute noch nicht im mindesten in unserer Erkenntnis weiterbringt, da es sich bei den vorgeführten Funden um Einzelfunde handelt, ohne jegliche Begleitfunde, wir also die typologischen Untersuchungen der einzelnen Gruppen wohl nebeneinanderstellen, aber vor der Hand nicht miteinander verknüpfen können.

Ein anderer Versuch, der auch an der heute noch zu geringen Anzahl der Funde gescheitert ist, war die Untersuchung der Verzierungsmotive und Verzierungstechnik. Die wohl am häufigsten auf den verzierten Gefäßen der Urnenfelderstufe auftretenden Guirlandenbögen sind sowohl in ihrer Technik, als auch ihrer Art, der Anordnung auf dem Gefäßkörper und ihrer fortschreitenden Auflösung stilistisch zu fassen, gestatten aber, da die typologische Entwicklung der Gefäßformen oft der Entwicklung des Ornamentstils entgegensteht und die Fundstücke ebenfalls wenig zahlreich sind, mithin auch keine weitgehenden typologischen Schlüsse.

Wir müssen also, da uns die typologische Aufarbeitung des Stoffes zu keinen gesicherten Ergebnissen bringen kann, uns zunächst einer Beschreibung der einzelnen Formgruppen zuwenden, um den Formenschatz der Stufe am Niederrhein vorzuführen.

Obwohl wir heute noch nicht in der Lage sind, die Urnenfelderstufe am Niederrhein nach Horizonten und Entwicklungsstadien in einzelne Unterstufen zu zerlegen, so ist uns doch durch einen glücklichen Fund der Beginn der Felder am Niederrhein gegeben worden und deren Ende können wir ungefähr aus den Fremdfunden in den Fundkomplexen erschließen.

Die Schalenurnen, weitmündige Gefäße, deren älteste Formen Taf. III, 1 und Taf. III, 6 über der gerundeten Schulter einen kurzen senkrechten Rand aufweisen, entarten über die Gefäße Taf. I, 1 und Taf. III, 7 zu den glatten Gefäßen, Taf. II, 8, 10 und Abb. 2. Bei den letzteren Formen tritt uns eine starke Schweifung des Gefäßunterteils entgegen. Bisweilen ist noch ein Standfuß abgesetzt.

Über die Verzierungsmotive will ich eingehender später berichten.

An weiteren Urnenformen, Taf. II, 1; V 1, 5, 6, 8 treten uns die Gefäße mit senkrechtem, konischem oder Schrägrand mit senkrecht dazu abgesetztem Rande entgegen. Ich fasse diese Stücke, die miteinander nur wenig typologische Verwandtschaft besitzen mögen, hier zu einer Gruppe zusammen, da das wenige vorliegende Material uns von jedem aller drei Typen hier zu wenig Stücke geliefert hat, als daß sie uns typologische Schlüsse bringen könnten.

Die nächste Gruppe bilden weitmündige Gefäße mit Schrägrand, sowohl mit sehr scharfer Profilierung, scharfem Bauchknick, bei dem das Metallische der Form stark zum Ausdruck kommt, Taf. I, 2, als auch sehr bauchige, verwaschene Typen mit tiefliegendem Bauchumbruch, hoher steiler Schulter und scharf abgesetztem Halse, Taf. V, 2. Das Gefäß Taf. I, 6 mit seinem verwaschenem Halsprofil kann möglicherweise typologisch noch zu dieser Gruppe gehören, wenn auch die noch scharfe Schulter eher einen Zusammenhang mit der Gruppe der Gefäße mit zylindrischem Halse wahrscheinlich macht. Das mit diesem wohl typologisch verwandte Gefäß, Taf. IV, 12, wenn es auch nicht im Boden einen Omphalos aufzuweisen hat, läßt durch seinen fast senkrechten Hals noch eher den zuletzt angedeuteten Zusammenhang vermuten.

Eine größere Verbreitung über das gesamte niederrheinische Urnenfeldergebiet weisen die Flaschenformen, Taf. I, 5, IV, 10, I, 9, IV, 13 auf, die

Digitized by Google

möglicherweise in dieser aufgeführten Reihenfolge ihre typologische Fortentwicklung durchgemacht haben mögen. Der Hals dieser Gefäßgattung ist bei anderen Stücken bisweilen noch länger ausgeprägt und zeigt den Zusammenhang mit den beiden von Reinecke in dem Altert. u. heid. Vorzeit, Bd. V, Taf. 44, 736 und 741 von Nierstein, Kr. Oppenheim und Oberingelheim, Kr. Bingen abgebildeten Gefäßen.

In den Niederlanden tritt diese Form in Valkenswaard und Riethoven (Funde Mus. Leiden), in Westfalen in Lehmbracken (Fund Mus. Dortmund) uns entgegen. Merkwürdigerweise fehlt sie in der obigen charakteristischen Weise in Belgien vollständig.

Das Fehlen gewisser Typen, die zu dem gebräuchlichen Urnenfelderinventar in Süddeutschland gehören, in einzelnen Landstrichen ist eine innerhalb dieser Stufe oft auftretende Erscheinung. So ist bislang noch kein Gefäß der Villanova-Gefäßgruppe (siehe Reinecke: Altertümer u. heidn. Vorzeit, Bd. V, Taf. 44, 733, 735 und C. Rademacher: Chronologie der niederrh. Hallstattzeit, Mannus IV, Taf. XVIII, Abb. 1—6) rechtsrheinisch nordwärts über Köln hinaus gefunden worden, während diese Gefäße, wenn auch sehr vereinzelt linksrheinisch durch Limburg (Reckheim) und Brabant bis in die holländische Provinz Nordbrabant (Bergeijk) hinein vordringen.

Jedoch halte ich es für sehr gefährlich, allzu weitgehende Schlüsse aus dem jeweiligen örtlichen Vorkommen von Urnenfelderfunden verschiedener Stilgruppen aus der Gesamtgattung der Stufe zu ziehen. Gerade bei den großen Fundplätzen der Urnenfelderstufe in Süddeutschland und der Schweiz, der Wasserburg Buchau [1]), Zürich Alpenkai [2]) und der Riesi [3]) bei Seengen habe ich sehr deutlich beobachten können, wie innerhalb der kulturell gleichzeitig und gleichartigen Siedlungen bei der einen ein bestimmter Gefäßtypus überwog, bei der anderen ein anderer. Jedoch gänzlich fehlten die Gruppen, die bei einer Siedlung überwogen, bei der nächsten nicht, wodurch der kulturelle Zusammenhang und die zeitliche Gleichstellung gegeben war.

Die Urnenfelderkultur ist trotz ihrer Ausprägung in unendlich wechselnden Formengruppen doch etwas so Einheitliches, daß eine kulturelle Trennung etwa in einzelne Kulturprovinzen oder, wenn wir uns vorsichtiger ausdrücken, in Fundprovinzen meiner Ansicht nach unmöglich ist. Sonst müßte sich im nördlichen Grenzgebiet dieser Kultur eine bestimmte Gattung klar herausheben, die nur einer der süddeutschen Provinzen entsprechen würde. Denn die Annahme, daß der Vormarsch der Kultur erst nach einer Mischung verschiedener Fundprovinzen dieser Kulturen miteinander begonnen habe, ist deshalb unmöglich, weil sich dann in der niederrheinischen Grenzprovinz eine ausgesprochene Mischkultur der Urnenfelderstufe ausgeprägt haben müßte, von der aber keine Spur vorliegt. Zudem würde diese eine Landschaft innerhalb des süddeutschen Verbreitungsgebietes voraussetzen, wo sich tatsächlich eine derartige Mischung erweisen ließe.

Aus diesen und anderen Gründen, die ich heute noch nicht im einzelnen nur an Hand des niederrheinischen Materials erläutern kann, muß ich für die kulturelle Einheitlichkeit der Urnenfelderstufe in dem nördlichen Gebiete, Niederrhein, Belgien und Niederlande eintreten und mich nochmals gegen die kulturelle Trennung der einheitlichen Stufe in eine Urnenfelderstufe, die noch zur Bronzezeit gehört und eine erste Hallstatt- und zweite Hallstattstufe wenden.

[1]) Reinerth: Das Federseemoor, a. a. O.
[2]) Viollier: Zehnter Pfahlbaubericht, a. a. O.
[3]) Bosch, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, a. a. O.

Digitized by Google

Als weitere Urnenformen verdienen noch die eiförmigen, bisweilen rundbauchigen Gefäße mit konischem Halse und kurzem, nach außen umgebogenem Rande erwähnt zu werden, Taf. II, 4 und IV, 8.

Die großen Dolien, die in Süddeutschland so häufig sind, fehlen am Niederrhein fast vollständig, wenn nicht im Urnenfeld Mehrhoog einige Dolienbestattungen vorgelegen haben, da nach Aussage der Ausgräber sehr große Gefäße vorgekommen sind, die nie geborgen werden konnten. Auf die Aufbewahrung der Scherben wurde bisher keine Sorgfalt verwandt. Nur von Diersfordt ist mir eine sichere Dolienbestattung bekannt, jedoch darüber später. In den Niederlanden und Belgien dagegen treten die großen Dolien wieder häufiger in Erscheinung.

Damit ist der Formenschatz derjenigen Gefäße erschöpft, die wir in unserem Gebiete als Urnenformen ansprechen können. Jedoch ist bei weitem noch nicht der Formenschatz der gesamten Urnenfelderstufe der Nordgruppe hiermit erschöpft. Z. B. die Amphoren, große eimerförmige Gefäße mit Schrägrand und andere Typen mehr treten zahlreich in Belgien und den Niederlanden innerhalb dieser Stufe auf, es sind aber die Funde dieser Stufe am Niederrhein zu wenig zahlreich, als daß schon alle Typen vertreten sein könnten.

Unter den Schalen nehmen große und kleinere kumpfartige Schalen mit eingezogenem Rande, Taf. I, 13; II, 3, sehr oft mit Henkel versehen, Taf. I, 11; II, 6, von denen wir die kleineren, die bisweilen als halbkugelige Schalen auftreten, Taf. I, 10 wohl zweckmäßig als Tassen bezeichnen, die erste Stelle ein.

Daneben sind konische, Taf. I, 12; II 14, 16 und zylindrische Becher (Valkerswaard, Lehmbracken!) nicht selten. Letztere oft in Kerbschnitt, oder auch mit feinen Rillen verziert.

Kelchbecher treten erst vereinzelt in dieser Stufe auf, wie ein Gefäß von Mehrhoog, Taf. I, 7 als Beigefäß in der Urne, Taf. I, 6, zeigt, dem wir zudem noch innerhalb der Stufe ein relativ junges Alter zuweisen müssen.

Spitzbecher sind aus dieser Stufe aus der Kölner Gegend [1]), Belgien und den Niederlanden [2]) mehrfach belegt.

Sehr typisch für diese Stufe ist das Beigefäß Taf. V, 3 aus der Urne Taf. V, 2, das in genau derselben Ausprägung mit seiner kleinen Standfläche, der hohen, fast senkrechten Schulter, dem schräg ausladendem Rande, sehr weiter Mündung und Hohlkehle innerhalb des Randes sich durch ganz Süddeutschland, die Rheinlande, Belgien und die Niederlande verfolgen läßt.

Damit wäre ein kurzer Überblick über die bis jetzt bekannten Gefäßformen der Urnenfelderstufe des nördlichen Niederrheins gegeben, wobei ich nur noch auf die technischen Fragen und die Verzierungsmotive und Technik näher eingehen muß.

Der Allgemeineindruck ist zunächst, daß fast alle Gefäße rein äußerlich gut geglättet sind; nur die großen Dolien und einige andere Gefäße, z. B. Taf. IV, 9 zeigen schwache Rauhung der Außenfläche. Der Ton ist fast immer fein geschlämmt und nur bei gröberen Gefäßen mit kleinen Quarzkörnern durchsetzt. Erstaunlich ist die bei vielen Gefäßen erreichte Dünnwandigkeit wie Taf. I, 1, 3, 8, 9; II, 1; IV, 2—4; V, 2—8, wobei trotz der Herstellung aller Gefäße ohne die Zuhilfenahme einer Drehscheibe eine gewisse Form-

[1]) E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur, a. a. O.
[2]) M. A. Evelein: Urnenveld bij Valkenswaard, a. a. O.

Digitized by Google

vollendung erreicht wurde. Der Brand ist bald hartklingend, bisweilen auch so schwach, daß die Gefäße in lehmigem Boden fast gänzlich vergehen.

Geschmauchte, tiefschwarze Gefäße kommen im Gegensatz zu Süddeutschland sehr selten vor. Im allgemeinen ist die Naturfarbe des Tones maßgebend und nur bisweilen ist durch Überzug mit Tonschlick eine besondere Glättung und Färbung erreicht worden. Ein glänzend schwarzes Gefäß ist das Taf. V, 7 abgebildete Gefäß von Mülheim a. Ruhr.

Die Verzierungsweise und Motive will ich nachher bei der Besprechung chronologischer Fragen einschieben und hier zunächst eine kurze Beschreibung der einzelnen Fundplätze folgen lassen.

2. Die Fundplätze.

A. Emmerich, Kr. Rees.

Bei den abgebildeten Fundstücken aus Emmerich, die sich im Provinzialmuseum in Bonn befinden, stammen nicht etwa alle von derselben Fundstelle. Es handelt sich um ältere Bestände des Museums, von denen gewöhnlich kaum mehr als der Fundort bekannt ist. Die Gefäße Taf. IV, 8, 10 tragen die Fundortsangabe bei Emmerich und eine fortlaufende Nummerierung, sind auch zusammen erworben. Sie dürften wohl einem gemeinsamen Fundplatz angehören.

Die vier nächsten Gefäße, Taf. III, 6; IV, 9, 11, 12, die eine gleiche Nummerierung aufweisen und alle von einem Besitzer erworben sind, dürften ebenfalls einer Fundgruppe angehören.

Genau lokalisieren lassen sich diese Funde jedenfalls heute nicht mehr.

Eine etwas genauere Fundortsangabe tragen die beiden Gefäße des Düsseldorfer Historischen Museums, Taf. II, 8 und 9, gefunden zu Nierenberg bei Emmerich.

Früh schon geben die Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande (Bonner Jahrbücher IX, 1846; XX, 1853; XXII, 1855 und XLV, 1868) Kunde von diesen Fundplätzen in Emmerich, denen wir wohl die vorliegenden Gefäße zuschreiben müssen.

B. Haldern, Kr. Rees.

Über die wahrscheinlich voneinander verschiedenen Fundstellen der beiden Gefäße, Taf. II, 11, 12 lassen sich keine genaueren Angaben mehr gewinnen. Eines der Gefäße hat die Fundortsbezeichnung „Haldern bei Rees" und das andere „Haldern, eine Stunde von Rees".

Eine heute noch bekannte Fundstelle in der Nähe der Bahnlinie Wesel-Rees, eine der von A. Stuckmann im Römisch-germanischen Korr.-Blatt 1914 beschriebenen Steinzeitsiedlung benachbarte Düne, lieferte in einem Flachgrabe die mit Leichenbrand gefüllte kleine Urne Taf. IV, 13. Das mit einem schwach konischen Halse versehene Gefäß hat unter dem Rand umlaufend 4 Kerbschnittfurchen, darunter eine Reihe runder eingestempelter Kreise. Im Boden ein Omphalos. Höhe 10 cm; Rand Dm. 7,8 cm; Omphalos Dm. 3 cm.

Ob es sich hier um einen Fundplatz von größerer Ausdehnung handelt, müssen spätere eingehende Untersuchungen der Örtlichkeit zeigen.

Digitized by Google

C. Das Urnenfeld Mehrhoog[1]).

Ungefähr 500 m westlich der Bahnstation Mehrhoog an der Eisenbahnstrecke Wesel—Emmerich schneidet der von der Station nach Hamminkeln führende Weg eine flache Düne, die sich als solche dem Auge klar zu erkennen gibt. Die gesamte Düne ist schon seit langer Zeit in Ackerland umgewandelt und gelegentlich wurde dem Hauptlehrer Stuckmann Mitteilung davon gemacht, daß die Bauern auf dem Gelände Urnen auspflügten.

Dr. Hesper-Bislich, der von dieser Fundstelle durch Hauptlehrer Stuckmann Kenntnis erlangte, wußte den damaligen Landrat des Kreises Rees für die Ausgrabung des Fundplatzes zu interessieren und mit Mitteln des Kreises fand unter seiner und des Kunstmalers Arthur Steiner Leitung im Sommer und Herbst 1913 die Ausgrabung der Düne statt.

Über die Fundumstände soll nach der Aussage des Kunstmalers Steiner ein Protokoll aufgenommen sein, jedoch gelang es mir nicht, dieses bis heute zutage zu fördern. Meine Kenntnis der allgemeineren Fundumstände stammt von Herrn Hauptlehrer Stuckmann in Mehr, der mit der Grabung direkt nichts zu tun hatte und auch nie bei Bergung einer Urne zugegen war. Doch wurden mir alle seine Angaben von Herrn Kunstmaler Steiner, der bei den Grabungen ständig anwesend war, bestätigt.

Ausgegraben wurde die rechts der Straße liegende größere Hälfte der Düne, ungefähr eine Fläche von 120 × 30 m. Das Gelände wurde buchstäblich rigolt, indem man die genannte Düne mit parallelen Gräben durchzog und diese nachher mit dem Aushub der stehengebliebenen Horste füllte.

Die Düne selbst bestand aus gelbem Flugsande, wie hier am Niederrhein sämtliche Dünenbildungen. Hinuntergegraben wurde bis auf den gewachsenen Boden, der aus grauem Lettboden bestand. Über die absolute Höhe der Düne über dem gewachsenen Boden lassen sich keine sicheren Angaben mehr gewinnen.

Die Urnen selbst, es handelt sich hier ausschließlich um Urnengräber mit Leichenbrand, saßen in verschiedenen Höhen in der Düne, von 20—80 cm unter der Oberfläche. Die ganze Düne soll horizontal schichtweise von künstlichen Lettbänken durchzogen gewesen sein, unter- und oberhalb derer die Urnen standen. In den Lettbänken selbst ist niemals eine Urne beobachtet worden, was einen Beweis für die künstliche Anlage dieser Bänke liefern sollte. Leider sind die Funde nicht nach Fundschichten und nach diesen „Lettbänken“ [2]) voneinander getrennt worden, eine Unterlassung, die uns um viele chronologische Schlüsse gebracht hat.

Die Gräber machten sich stets bemerkbar durch eine tiefschwarze Aschenschicht, die die Urne umgab. Die Urne war durch sie in einen kegelförmigen Mantel aus Holzasche, mit kleinen Knochenteilchen durchsetzt, eingehüllt.

---

[1]) Eine kurze Erwähnung findet dieses Urnenfeld in der Arbeit von A. Stuckmann, Haffen-Mehr (Kreis Rees): Prähist. Gräber und Wohnstätten. Röm.-germ. Korr.-Bl. VII, 1914, S. 49.

[2]) Daß es sich hier um Lettbänke handelt, die in künstlicher Anlage sich über die ganze Düne erstrecken, halte ich für unwahrscheinlich. Vermutlich werden wir es hier mit natürlichen Bildungen von Ortsteinbänken zu tun haben, wie wir sie bei Ausgrabungen von Hügelgräbern und in Flugsanddünen am Niederrhein so häufig beobachten können. Eine schichtweise Überdeckung der ganzen (hier doch ziemlich großen) Fläche mit Letten, der hier den gewachsenen Boden bildet, dann eine neue Anhäufung von Flugsand um darin die Bestattung vorzunehmen, würde einen Vorgang bedeuten, der hier mehrmals wiederholt, uns nicht den mindesten Grund für seine Zweckmäßigkeit zeigt. Zudem würde diese Danaidenarbeit in der Vorgeschichte einzig dastehen.

Digitized by Google

Eine Steinpackung oder Beisetzung des Leichenbrandes in einer Grube ohne die Beigabe einer Urne oder sonstige Beigaben ist nicht beobachtet worden.

Die Zahl der Gräber muß beträchtlich gewesen sein, nach den zahllosen Scherben der zerpflügten Urnen und den Berichten der Anwohner zu urteilen. Die Ausgrabungskampagne von 1913 förderte etwa 30—40 Grabfunde zutage, von denen ich noch 21 Gefäße und einige Kleinfunde zusammenbringen konnte. Ist der Grabungsbericht auch äußerst dürftig und sagt uns für Einzelheiten, wie die einzelnen Begräbnisse, deren Lage und Zusammengehörigkeit auch deren Nacheinander nicht das Geringste, so genügt es doch für die Entscheidung der Frage, daß wir es mit einem typischen Urnenfeld zu tun haben. Von Hügelaufwürfen über den einzelnen Bestattungen ist keine Spur zutage getreten. Man könnte dagegen anführen, daß diese Spuren der intensive Ackerbau längst eingeebnet hätte. Die ganze Anlage, ein Grab dicht an dem anderen, widerspricht aber der wesentlich verschiedenen Anlage eines Grabhügelfeldes, wo die Hügel wenigstens so weit voneinander entfernt angelegt sind, daß man den äußeren Bau des Hügels auch nach starker Einebnung noch mit bloßem Auge erkennt.

Uns sollen von diesem Felde hauptsächlich die keramischen Funde beschäftigen, deren Beschreibung an Hand der Abbildungen, Taf. I und II kurz folgen mag.

Von einer Einteilung der Fundstücke in verschiedene Gruppen habe ich Abstand genommen, da fast alle Gefäße wohl als Urnen gedient haben, die Bezeichnung Urne aber keine kennzeichnende, bestimmte Form umschreibt, eher schon eine Bezeichnung, wie Schale, Napf, Tasse, Kumpf usw. Eine Bezeichnung nach Gräbern ist unmöglich, weil, wie schon oben angeführt wurde, eine Skizze der Grabung nicht vorliegt. Da mir eine Trennung nach verzierten und glatten Gefäßen zu schematisch erschien, bin ich davon ausgegangen, die Gefäße einfach der Reihe nach zu beschreiben, ohne bei der Beschreibung schon eine Gruppierung geben zu wollen.

1. Taf. I, 1. Schalenartige glatte Urne mit hochliegender Schulter, kurzem, senkrechtem Halse, der in weichem Übergang aus der Schulter aufsteigt. Vom Rand bis auf den Schulterumbruch umlaufend ein Band von doppeltem Fischgrätenmuster aus starken Einschnitten, gegensätzlich nebeneinandergestellt. Farbe: dunkelbraun. Höhe 13 cm; Boden Dm. 6 cm; Rand Dm. 19 cm.

2. Taf. I, 2. Weitmündige glatte Urne mit scharfem Bauchknick. Über der steil ansteigenden Schulter schräg ausladender Hals. Auf der Schulter umlaufend Verzierungsband aus 3 Reihen senkrechter Einstiche und darunter eingestochener Winkellinie. Höhe 15,5 cm; Boden Dm. 7 cm; Rand Dm. 15,5 cm; Farbe dunkelbraun mit einigen hellgelben Flecken.

3. Taf. I, 3. Urne mit kleiner Standfläche, weit ausladendem Bauche, niedriger Schulter und hohem zylindrischem Halse. Verziert durch 3 Reihen unregelmäßig über Hals und Schulter verlaufender ovaler Eindrücke, hergestellt mit einem einseitig gespitzten Gerät. Höhe des Gefäßes 12,2 cm; Boden Dm. 6 cm; Rand Dm. 12 cm. Gefäß geglättet, dunkelbraun mit hellgelben Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

4. Taf. I, 4. Geglättete Urne mit breiter Standfläche, sanft geschweiftem Unterteil, gerundeter Schulter, senkrechtem, hohem Halse und eingezogenem Rande. Die Schulter ist verziert durch ein breites Band aus 4 tiefen Kerbschnittfurchen unter dem Halse, eine Reihe stehender unregelmäßig eingeschnittener — nicht gestempelter — meist gleichseitiger Dreiecke. Darunter als Abschluß zwei weitere Schnittfurchen. Farbe dunkel bis schwarzbraun mit hellbraunen Flecken. Höhe 15,5 cm; Boden Dm. 8 cm; Rand Dm. 11,5 cm. Inhalt: Leichenbrand.

5. Taf. I, 5. Urne mit hochliegender Schulter. Kleine Standfläche. Über der sanft ansteigenden Schulter schwach trichterförmig ausladender Hals mit wenig eingezogenem Rande. Der Hals ist verziert mit 3 symmetrischen senkrechten Kerbschnittbändern aus je 3 tiefen Schnittfurchen. Auf der Schulter umlaufend ein Band aus 3 tiefen Kerbschnittfurchen und darunter hängend 5 flache guirlandenartige Kerbschnittdoppelbögen. Farbe

Digitized by Google

des fein geglätteten Gefäßes dunkelbraun mit hellgelben Flecken. Höhe 16,5 cm; Boden Dm. 6,5 cm; Rand Dm. 10,5 cm; Inhalt: Leichenbrand.

6. Taf. I, 6. Urne mit breiter Standfläche, scharfem Schulterknick, schräg ausladendem Halse, die dem Gefäß ein S-förmiges Profil verleiht. In den Boden eingedrückt 0,6 cm tiefer Omphalos. Höhe 11,7 cm; Boden Dm. 7 cm; Rand Dm. 12,5 cm; Farbe des schwach geglätteten Gefäßes rötlich bis dunkelbraun. Inhalt: Leichenbrand. Beiliegend Scherben einer unreparierbaren Deckschüssel.

Als Beigabe, Taf. I, 7, ein Kelchbecher. Größerer konischer Oberteil und kleiner, konischer, hohler Fuß. Höhe des unsymmetrischen Beigefäßes 4—4,5 cm. Fuß Dm. 3 cm; Rand Dm. 6,5 cm; Farbe des glatten Gefäßes rötlichbraun. Oberfläche z. T. porös, verschlackt und klingend hart gebrannt. (Gefäß ist wahrscheinlich im Leichenbrand gewesen).

7. Taf. I, 8. Rundbauchige Urne mit geschweiftem Unterteil. Über der schräg ansteigenden Schulter ein 3,2 cm hoher fast zylindrischer Hals. Unter dem Halsansatz umlaufend ein Band von 5 tief eingeschnittenen Kerbschnittfurchen. Darunter über der Schulterrundung umlaufend ein Band gebildet aus 3 Reihen tief eingestochener senkrechter Kerben. Der Boden ist 0,7 cm tief omphalosartig eingedrückt. Höhe 18 cm; Boden Dm. 6,3 cm; Rand Dm. 11 cm; die Farbe des fein geglätteten Gefäßes ist dunkelbraun mit hell- bis rötlichgelben Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

8. Taf. I, 9. Gut gebrannte, dunkelbraune, glatte Urne mit hell- bis rötlichgelben Flecken. Kleine Standfläche, gerundete Schulter und glatter, wenig schräg nach außen ausladender Hals. Auf der Schulter Verzierungsband von schwach eingekratzten Rillen. 2 Rillenbänder von je 4—6 unregelmäßig umlaufenden Rillen gebildet, fassen schräg gegeneinander gestellte Rillenbänder von je 4—6 Rillen ein. Höhe 15,5 cm; Boden Dm. 6 cm; Rand Dm. 11 cm. Inhalt: Leichenbrand. Dazu Scherben einer kleinen Deckschüssel, nicht zu ergänzen.

9. Taf. I, 10. Halbkugelige Tasse mit kräftigem, vom Rande ausgehendem Henkel. Höhe 4,5 cm; Rand Dm. 11 cm; Farbe des geglätteten Gefäßes rötlichbraun mit dunkleren Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

10. Taf. I, 11. Wenig geglättete Schale mit gerundeter Schulter und kurzem senkrechtem Rande. Unter dem Rande bis zur Schulterrundung kräftiger Bandhenkel. Höhe 10,3 cm; Boden Dm. 6,5 cm; Rand Dm. 15 cm; Farbe dunkel bis rötlichbraun mit helleren Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

11. Taf. I, 12. Fast konisches, glattes Schälchen mit eingezogenem Rande. Höhe 5,5 cm; Boden Dm. 7 cm. Rand Dm. 11,5 cm; Farbe braun mit einigen gelben Flecken.

12. Taf. I, 13. Kumpfförmiges Gefäß mit schwach umgebogenem Rande. Unter dem Rande umlaufend 3 schwache Rillen, daran guirlandenartig hängende Halbbögenbänder aus je 3 parallelen Rillen gebildet. Höhe 12,5 cm; Boden Dm. 6,5 cm; Rand Dm. 17,8 cm; Farbe des geglätteten Gefäßes dunkelbraun.

13. Taf. I, 14. Kumpfförmige, glatte Schale mit breiter Standfläche. Von der Mündung des Gefäßes ausgehend zieht sich ein kräftiger Bandhenkel auf den Bauch herab. Höhe 9,5 cm; Boden Dm. 7 cm; Rand Dm. 17 cm. Farbe braun, fleckig.

14. Taf. II, 1. Glattes Gefäß mit scharfer Profilierung. Breite Bodenfläche, weit ausladender Bauch, scharfer Schulterknick, scharf abgesetzter, schwach konischer Hals und scharf abgesetzter, ausladender Rand. Höhe 15,5 cm; Boden Dm. 7,5 cm; Rand Dm. 13,5 cm. Farbe dunkelschwärzlichbraun bis rötlichgelb.

15. Taf. II, 2. Urne mit scharfem Bauchknick, hoher Schulter und hohem, durch eine Kehle von dieser abgesetztem zylindrischem Halse. Höhe 17,5 cm; Boden Dm. 8,5 cm; Rand Dm. 15 cm. Farbe des geglätteten Gefäßes dunkelbraun mit rötlichen und hellgelben Flecken.

16. Taf. II, 3. Glatter Napf mit gerundeter Schulter und geschweiftem Halse. Höhe 9,5 cm; Boden Dm. 7,5 cm; Rand Dm. 13,5 cm; Farbe dunkelbraun mit hellgelben Flecken.

17. Taf. II, 4. Eiförmiges Gefäß mit kleiner Standfläche. Über der gerundeten Schulter ein 2,5 cm hoher, konischer, in der Mitte gewulsteter Hals, dem ein kurzer, scharf ausgebogener Rand aufgesetzt ist. Der Rand ist stark beschädigt. Höhe des Gefäßes 14,2 cm; Boden Dm. 6,4 cm; Rand Dm. ca. 11 cm. Farbe des fein geglätteten Gefäßes ist dunkel- bis schwarzbraun mit helleren Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

18. Taf. II, 5. Doppelkonische Urne von 20,5 cm Höhe. Boden Dm. 9,5 cm; Rand Dm. 15 cm. Die Bodenfläche ziemlich uneben und schwach als Fuß abgesetzt. Die Oberfläche des schwach geglätteten Gefäßes ist hell- und dunkelbraunfleckig. Inhalt des Gefäßes: Leichenbrand.

19. Taf. II, 6. Henkeltasse mit breiter Standfläche, eingezogenem Halse und schwach ausladendem Rande. Unter dem Rande ansetzend bis zur Schulter kräftiger Bandhenkel.

Digitized by Google

Höhe des schwach geglätteten Gefäßes 10 cm; Boden Dm. 7 cm; Rand Dm. 11,2 cm; Farbe gelblichbraun mit dunkleren Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

20. Taf. II, 7. Doppelkonisches, plumpes, gerauhtes Gefäß mit breiter Standfläche. Höhe 15 cm; Boden Dm. 10,5 cm; Rand Dm. 13 cm. Der Rand ist schwach nach außen ausgebogen und durch eine Fingertupferreihe verziert. Über dem Bauchknick und auf diesem trägt das Gefäß als Verzierung ebenfalls umlaufend je eine Fingertupfenreihe. Die Farbe des schwach aufgerauhten Gefäßes ist rötlichgelb mit braunen Flecken.

Der Vollständigkeit halber möchte ich hier noch die in diesem Urnenfeld gehobenen Kleinfunde: drei Feuersteindornpfeilspitzen, einige Feuersteinabschläge, ein doppelkonischer Spinnwirtel, ein Bronzeröllchen und Bronzekügelchen, erwähnen.

Außer diesem bekannten Urnenfeld hat noch ein weiterer Fundplatz in der Gemarkung Mehrhoog Funde der Urnenfelderstufe geliefert, die wir auf Taf. II, 13, 14, 15 hier wiedergeben. Die Fundnotiz im Katalog des Prov.-Mus. Bonn besagt: gef. ½ Stunde vom Bahnhof Mehrhoog (zwischen Wesel und Emmerich) dicht an der neuen Chaussee Mehrhoog-Hamminkeln beim Abstechen des Sandes in einer Grube, die etwa 1 m Dm. hatte. Der rohe, fast zylindrische Becher, dessen Boden wie bei einem Blumentopf durchbohrt ist, Taf. II, 14, gehörte als Beigefäß zu einer dritten Urne, die leider ganz zerstört war.

D. Diersfordt, Kr. Rees.

Die Fundstücke, Taf. IV, 1—4 entstammen, wie auch die später noch behandelten Funde der Hallstattzeit ausschließlich dem Hügelgräberfeld Diersfordt. Streng genommen liegt es in der Gemarkung Bislich, die Fundstelle gehört aber zur Herrschaft Diersfordt und so wollen wir diese nun einmal gebräuchliche Fundortsbezeichnung auch beibehalten.

Das Hügelfeld selbst lieferte, einige Megalithscherben ausgenommen, nur Funde von der Urnenfelderzeit bis zum Ende der Hallstattzeit. Mit dem Eindringen von Frühlatèneeinflüssen aus dem keltischen Gebiet erlischt dieses Feld, Taf. VII, 19—21. Die Beisetzung in Hügelgräbern hält sich auf einem kleinen Feld, etwa ¾ Stunden von diesem Felde in der Nähe des Bahnhofes Diersfordt gelegen, noch für die Übergangszeit zu Latènezeit, Taf. VII, 8—14. Siehe auch Mannus, Bd. 17, S. 304 f. Das Kerbschnittgefäß Taf. IV, 1 mit seiner Verzierung mit Halbbögen bietet infolge seines geschweiften Halsprofiles eine gute Überleitung zu Gefäßen mit derartigen Halsprofilen der älteren Hallstattzeit, bei denen auch sehr häufig noch das Verzierungsmotiv der hängenden Halbbögen, allerdings nur mit schwachen Rillen eingekratzt und nicht mehr in tiefem Kerbschnitt ausgeführt, auftritt. Ich denke hier z. B. an solche Gefäße, wie die von Dellbrück und Heumar im Museum Berlin befindlichen Urnen. Abgebildet von C. Rademacher „Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein": Bonner Jahrbücher, Heft 105, 1900, Taf. III, 8 und Taf. IV, 5. Weiterhin sind derartige Gefäße ostwärts nach Westfalen eingedrungen [1]).

Das Gefäß mit hohem konischem Halse, Taf. IV, 2 ist eine gebräuchliche Urnenfeldergefäßform in Süddeutschland [2]). Typologisch steht es auch dem Typus, Taf. I, 8 von Mehrhoog nicht allzu fern, wenn nicht gar eine direkte Herleitung aus diesem Gefäß geboten erscheint.

Die Urne mit dem schwach nach außen konischem Halse, Taf. IV, 3 gehört sowohl wegen des Aufbaues, ihrer scharfen Profilierung, des scharfen Bauchknicks und des hohen Halses in diese Gruppe, dann aber auch fällt sie

[1]) A. Krebs: Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mannus-Bibl. Nr. 38. 1925. Taf. IV, 13 und Taf. V, 7.

[2]) K. Schumacher: Siedlungs- und Kulturgeschichte, a. a. O. S. 72, Abb. 25.

Digitized by Google

wegen ihrer feinen Machart, der außerordentlichen Dünnwandigkeit, ihrer tadellosen Glätte und einheitlichen rötlichen Farbe ganz aus dem Rahmen der übrigen Hallstattmaterialien des Fundplatzes. Der dazugehörige Deckel mit seiner schön gerundeten Schulter und schräg ausladendem Rand zeigt in den Boden eingetieft, exzentrisch einen tiefen Omphalos.

Eine kurze eingehendere Besprechung will ich einem Grabfund zukommen lassen, der einen Anklang an die süddeutsche Dolienbestattung zeigt und wegen des bisher vereinzelten Vorkommens am Niederrhein hier besonderer Erwähnung bedarf.

In der Mitte eines Grabhügels von etwa 7 m Dm. fand sich auf dem gewachsenen Boden die Bestattung vor. Auf dem Boden lag eine große Scherbe eines dickwandigen, außen gerauhten Gefäßes mit der Innenseite nach oben, um den Leichenbrand aufzunehmen, in dem mit der Mündung nach unten das durch 3 Kerbschnittfurchen und eine eingestempelte Reihe

Abb. 1. Grabfund von Diersfordt, Kr. Rees. Dolienbestattung. Mus. Hamborn.

runder Punkte verzierte Beigefäß lag (Textabb. 1). Es hatte im Leichenbrand gelegen und ist in seiner Form gänzlich verdrückt und zersprungen. Weiterhin lag in dem Leichenbrand das zu einer Pinzette zusammengebogene Bronzeblechstreifchen (Textabb. 1). Die unter der Bestattung liegende Scherbe war durch den Erddruck gänzlich zerstört und zeigte erst nach dem Zusammensetzen, daß es sich hier um ein großes Rand- und Bauchstück eines der großen gerauhten Dolien handelte, dessen Randdurchmesser 40—50 cm betragen haben mag. Als Vergleichsstücke möchte ich hier Funde des Hanauer Museums erwähnen (Katalog Hanau, Taf. 10, 1, Beilage 7, 6). Auch in den Niederlanden, wie in Riethoven und Belgien kommen diese Dolien, wenn auch in geringerer Größe, häufiger als Grabgefäße vor.

Einer weiteren Fundstelle der Gemarkung Diersfordt gehören die drei Gefäße, Taf. IV, 5, 6 und 7 an, die sich im Besitze des Herrn Grafen zu Stolberg-Wernigerode auf Schloß Diersfordt befinden. Schon 1846 sind diese Stücke im Inventar der Sammlung erwähnt, leider steht der genaue Fundplatz nicht fest. Sicherlich gehören die Funde aber in die Gemarkung Diersfordt, da anzunehmen ist, daß nur bodenständige, bei Feld- oder Waldarbeiten gemachte Funde auf das Schloß gelangten. Außerdem passen diese Funde gut in diese Fundgegend.

Digitized by Google

E. Wesel, Kr. Rees.

Der für die vorliegende Arbeit so bedeutsame Grabfund Taf. III, 1—5, stammt aus der Mitte der Altstadt Wesel. Eine Fundnotiz bei den Bronzen besagt: 1914 an der Brüder- und Feldstraßenecke mit einer größeren und kleineren Urne zusammen gefunden. Die beiden Urnen habe ich dann noch ermitteln können. Aller Wahrscheinlichkeit nach, völlig sichere Angaben lassen sich darüber nicht mehr ermitteln, gehört der Fund einem Flachgrabe an, das hier hart an der Kante der Niederterrasse gelegen ist.

Die große, weitmündige Schalenurne mit hochliegender Schulter und nur kurzem, fast senkrechtem Rande, Taf. III, 1 hat unter diesem ein Zierband aus einer Reihe senkrechter, eingestempelter, rechteckiger Kerben, begleitet oben und unten von je drei Kerbschnittfurchen. Darunter auf dem Schulterknick hängend ein Guirlandenband von flachen Halbbögen aus drei parallelen Kerbschnitten bestehend. Höhe 19,5 cm; Boden Dm. 10 cm, Rand Dm. 30 cm; Farbe des geglätteten Gefäßes dunkelbraun.

Das kleinere Gefäß mit breiter Standfläche und scharfem Bauchknick, Taf. III, 2 besitzt über der schräg ansteigenden Schulter einen senkrechten Hals. Unter dem Halse auf der Schulter umlaufend ein Band aus 4 Schnurstichreihen, darunter eine Reihe senkrechter Einstiche, als Abschluß 2 Schnurstichreihen mit daran hängenden Bögen aus ebenfalls 2 Schnurstichreihen gebildet. Die Farbe des geglätteten Gefäßes ist gelblichbraun, fleckig. Höhe 15 cm; Rand Dm. 10 cm. Boden Dm. 7,3 cm.

Die zu diesen Gefäßen gehörigen Bronzefunde, Taf. III, Abb. 3—5, sind ein Messer mit geschweiftem Rücken, eine Mohnkopfnadel und eine Pinzette.

3. Die Bronzen.

Das Messer, Taf. III, Abb. 3, hat in dem süddeutschen Gebiet meiner Kenntnis nach keine genauen Seitenstücke [1]). Verwandt sind eine Reihe von derartigen Fundstücken der letzten Hügelgräberbronzezeitstufe, wogegen der Typus aber auch in dieser Art in der Urnenfelderstufe nicht fremd ist. Der obere Teil des sanft gewölbten Rückens und der stufenartige Heftabschluß sind durch Grätenmuster und senkrechte und wagerechte Strichgruppen verziert (siehe Abb.).

In dem niederländischen Gebiet gibt es noch zwei Vertreter dieser Messergruppe, die dem vorliegenden Fundstück sehr nahe stehen, viel näher noch als die vergleichbaren süddeutschen Stücke. Es handelt sich um ein Stück aus der Provinz Drenthe und ein anderes aus der Provinz Overijsel. Das Drentheſche Stück von Dalthe (Mus. Assen), welches von Pleyte: Nederlandsche Oudheden van de vroegste Tijden tot op Karel den Groote, Drenthe, Pl. XXXIII 3 abgebildet ist, weist auch in der Verzierungsweise einige Ähnlichkeiten mit unserem Stück auf.

Das andere Stück, das unverziert ist, mit Ausnahme des Griffes, der bei dem Weseler Exemplar leider abgebrochen war, entstammt dem Kanal

---

[1]) Das von Behrens: Bronzezeit Süddeutschlands. Kataloge des Röm.-germ. Zentralmuseums 6. 1916, Taf. XXIII, Abb. 24 dargestellte Messer von Uffhoven (Rheinhessen) steht ihm wohl am nächsten und kommt auch den beiden niederländischen Funden sehr nahe. Hier ist es mit einem Griffzungenschwert der Per. III zusammen, rechtfertigt also eine frühe Ansetzung unserer Messertypen.

Digitized by Google

zu Droomshoop, Salland, Overijssel (Sammlung Lamberts in Almelo). Siehe: Pleyte, a. a. O., Overijssel, Pl. IV, Abb. 2.

Sonst kenne ich an Messern aus dem nördlichen Urnenfeldergebiet nur noch ein Stück aus Mohiville bei Ciney [1]) und zwei Stücke von Sinsin, alle im Museum Namur. Diese letzteren 3 Funde sind dagegen typische geschweifte Messer der Urnenfelderstufe, ähnlich Behrens, a. a. O., Taf. XXIV, Abb. 16 und 20.

Die Nadel, Taf. III, 4 nimmt eine typologische Stellung zwischen Mohnkopfnadeln [2]) und Vasenkopfnadeln [3]) ein. Der Kopfabschluß steht gewissen Vasenkopfnadeln näher als den typischen Mohnkopfnadeln. Die Verzierung kommt in ihrem Stile dem Verzierungsmotiv des Messers gleich. Ein genaues Seitenstück habe ich weder in Süddeutschland, noch in dem nördlichen Urnenfeldergebiet finden können.

Die Pinzette, Taf. III, 5 findet in Süddeutschland keinen unmittelbaren Verwandten, dagegen dürfte ihr sehr nahe stehen die von Krebs, a. a. O., Taf. III, 33 von Schledebrück (Gutshof zwischen Gütersloh und Rheda), Kr. Wiedenbrück abgebildete Haarzange. Von dem gleichen Urnenfriedhof bildet Krebs, Taf. III, 31 und 32 zwei doppelschneidige Rasiermesser [4]) ab, deren Typen ebenfalls für unsere Zeitstufe maßgebend sind.

Die Schalenurne des Historischen Museums Düsseldorf, Taf. II, 10 trägt die Bezeichnung: gefunden bei Wesel. Eine nähere Fundortsbezeichnung ließ sich nicht mehr ermitteln. Gefüllt ist das Gefäß mit Leichenbrand.

---

[1]) A. de Loë: Notions d'Archéologie, a. a. O., Fig. 106, Abb. 6. — Der Vollständigkeit halber möchte ich noch drei geschweifte Messer mit Grifftülle von Dalthe, Prov. Drenthe im Museum Assen (Pleyte, a. a. O., Pl. XXXIII, 5), Elsener-Veen, Prov.-Overijssel Fragmt. (Pleyte, a. a. O., Pl. XI, Abb. 5) und Bilsen, Limburg im Museum Lüttich erwähnen, die mit dem von Krebs, a. a. O., Taf. IV, Fig. 20 von Godelheim a. d. Weser abgebildeten Fund und dem Messer von Porta im Museum Berlin einer Gruppe zugehören.

[2]) G. Kraft: Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland. 1926, Taf. XXVII, 5–9.

[3]) Kraft, a. a. O., Taf. XXVII, 12—15. — Ich lasse hier kurz ein Verzeichnis aller mir bekannten Vasenkopfnadeln und andere Urnenfeldernadeltypen des in Behandlung stehenden Gebietes folgen. A. Vasenkopfnadeln: Belgien: 1. Biez, Brabant; Fund Mus. Brüssel. 2. Grobbendonk, Prov. d'Anvers; Fund Mus. Brüssel. Oberer Schaft weist Torsion auf, genau wie das gleiche Stück bei C. Rademacher: Chronologie, a. a. O., Taf. XXVII, 8 von Altenrath. Niederrhein: 1. Twisteden bei Kevelar, Kr. Geldern; Fund Mus. Köln. 2. Kalbeck, Kr. Kleve; L. J. F. Janssen: Gedenktekenen der Germanen en Romeinen, aan den linken Oever van den Neder-Rijn. Utrecht 1836. Taf. II, Abb. 6. Westfalen: 1. Schmaloer Heide, Bauernschaft Lehmbracken, Amt Haltern, Kr. Coesfeld; Fund Museum Dortmund A. 154, 41. 2. Bartelskrug bei Orlinghausen, Lippe-Detmold; Krebs, a. a. O., Taf. V, 29. B. Nadeln verschiedener Art: Belgien: 1. Sinsin; Funde Mus. Namur. 4 Mohnkopfnadeln, davon 2 Stück in demselben Stil verziert wie die Nadel von Wesel; 3 Nadeln mit Kugelkopf; 2 Nadeln mit Kegelkopf; 1 Nadel mit doppelkonischem Kopf; 1 Nadel mit Kopfscheibe. 2. Biez, Brabant; Funde Mus. Brüssel. 2 Nadeln mit doppelkonischem Kopf. 3. Court St. Etienne, Flandre Orientale, la Quenique; Funde Mus. Brüssel. 2 Nadeln mit Kopfscheibe. Westfalen: 1. Schötmar, Lippe-Detmold; Nadel mit doppelkonischem Kopf. Krebs, a. a. O., Taf. V, Abb. 28. Niederlande: 1. Dalthe, Prov. Drenthe, Fund Mus. Assen (Pleyte, a. a. O., Pl. XXXIII, Abb. 2). Nadel mit Kegelkopf. 2. Weerdom, Prov. Gelderland (Pleyte, a. a. O., Pl. XV. 3). Nadel mit doppelkonischem Kopf. 3. Hillegom, Prov. Westfriesland (Pleyte, a. a. O., Pl. VII, Abb. 2 u. 3). 2 Nadeln mit flach doppelkonischem Kopf. In der Verzierungsweise unserer Nadel von Wesel nahestehend.

[4]) Aus den Niederlanden und vom Niederrhein sind mir derartige Stücke nicht bekannt, jedoch treten sie in Belgien recht häufig auf: 1. Sinsin, Fund Mus. Namur, siehe auch A. de Loë, a. a. O., Fig. 106, Abb. 3; 2. Eprave, Fund Mus. Namur; 3. Biez, Brabant, Fragment Musées du Cinquantenaire, Brüssel; 4. Court St. Etienne, Flandre Orientale (la Quenique). Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.

Digitized by Google

F. Duisburg-Wedau.

Unter den Funden dieses großen Hügelgräberfeldes[1]) befinden sich auch mehrere Gefäße der Urnenfelderstufe, deren Abbildung ich nicht mehr bekommen konnte. Ich könnte ja die Nr. dieser Gefäße zitieren, die von Bonnet auf seinen Tafeln der Funde von Duisburg abgebildet sind, jedoch sind fast alle Funde stark verzeichnet, so daß sich hierdurch kein sicheres Bild gewinnen läßt. Auf dem Felde kommen vor: Urnen mit senkrechtem Halse und bauchigen Formen mit eingekratzten hängenden Halbbögen, fortentwickeltere Formen der Gefäße, Taf. V, 7. Im allgemeinen treten hier nur jüngere Typen auf. Ältere Urnenfelderfunde fehlen gänzlich.

G. Mülheim a. d. Ruhr[2]).

Bei Anlage des Flugplatzes Mülheim-Essen wurde im Sommer 1926 in der Bauernschaft Raadt, mitten zwischen Werden und Mülheim, am Werdener Weg das Urnenfeld aufgedeckt. Der Boden ringsum besteht aus Lößlehm.

Da bei dem Großbetrieb, der sich über 1 qkm Bodenfläche erstreckte und zeitweilig 400 Arbeiter beschäftigte, eine genaue Überwachung unmöglich war, konnten nur 18 Gräber gerettet werden. Es ist anzunehmen, daß die Zahl der Gräber aber bei weitem größer gewesen ist.

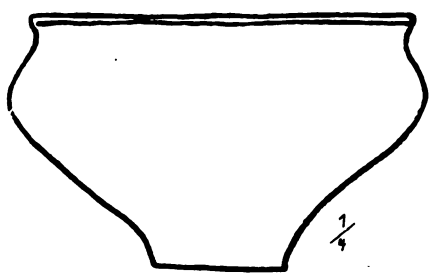


Abb. 2. Schalenurne von Mühlheim a. Ruhr.

Die Fundstelle liegt auf einem isolierten Rücken, den der Werdener Weg kreuzt an der höchsten Stelle, in beherrschender Lage. Das Gräberfeld folgt der Kuppe dieses Rückens, der von NO nach SW streicht. Im NO, an der vom nahen Ruhrtal abgewandten Seite, sind die Gräber angehäuft, bis auf 4 m Abstand, dabei einige Brandplätze. Durch einen Zwischenraum von mehreren 100 m getrennt, in der Nähe von Quellen, liegt an dem Südwestende des Rückens eine Anhäufung von mindestens 40 Brandplätzen. Deckel wurden auf den Urnen nicht beobachtet; in einem Falle an der Nordseite des Grabes wurden die Spuren eines etwa 12 cm starken Pfahles gefunden, dessen zugespitztes Ende bis unter das Bodenniveau der Urne herabreichte.

Die Urnen, in der Regel von Holzkohlenresten umgeben, lagen unmittelbar unter dem Mutterboden. Da das Land seit 1000 Jahren in Kultur ist, waren alle Urnen stark zerpflügt und Spuren von Hügeln konnten nicht mehr festgestellt werden.

Es ließen sich bis jetzt erst zwei Urnen wieder herstellen, die Schalenurne Abb. 2, die in einem dichten Knochenlager eingebettet lag und außerdem Leichenbrand enthielt und das Kerbschnittgefäß Taf. V, 7.

H. Düsseldorf.

Die Funde vom Friedhof am Tannenwäldchen, wie die Bezeichnung der Funde im Historischen Museum Düsseldorf lautet, Taf. V, 1—6, sind gleich-

[1]) Duisburger Gymnasialprogramm 1881; Rheinische Geschichtsblätter II, 1896; Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 5, 1897; Bonner Jahrbücher 52, 1872; Bonner Jahrbücher 105, 1900; Schumacher: Siedlungsgeschichte, a. a. O., S. 106.

[2]) Die Mitteilungen über dieses Urnenfeld verdanke ich Herrn Dr. Wildschrey-Duisburg, der im Auftrage der Stadt Mülheim die Überwachung der Fundstelle leitete.

Digitized by Google

bedeutend mit dem Fundort „Golzheimer Heide", da der Nordfriedhof am Tannenwäldchen auf der Golzheimer Heide liegt. Es handelt sich um ein typisches Urnenfeld, ein Flachgräberfeld von ziemlich bedeutender Ausdehnung. Zuerst beschrieben wurde die Fundstelle von J. Schneider[1]) und später nahmen C. Koenen und O. Rautert[2]) auf diesem Urnenfelde systematische Untersuchungen vor.

Die wichtigsten Typen sind dargestellt Taf. V, 1, 2, 3, 5 und 6. Es handelt sich hier um glatte Gefäße mit breiten Kanneluren, Taf. V, 1, eingekratzten Rillen, Taf. V, 5 und 6 oder ganz feinen Rillchen, Taf. V, 2. Bei den Gefäßen überwiegen die bauchigen Formen mit bisweilen scharf abgesetzter Schulter, Taf. V, 6 nach innen oder außen konischem Halse und scharf dazu abgesetztem Rande.

Bemerkenswert ist die bauchige Gefäßform, Taf. V, 2, mit hoher Schulter und schräg dazu abgesetztem Rande. Sehr kennzeichnend für die Urnenfelderstufe dagegen ist das kleine Beigefäß aus dieser Urne, Taf. V, 3. Weiterhin kam noch als Beigabe in diesem Gefäß ein kleines Tonringchen, Taf. V, 4 zutage.

Der Oberteil des kleinen Kerbschnittgefäßes, Textabb. 3, von „den Geisten" bei Flingern[3]), das ich in seiner wahrscheinlichen ursprünglichen Form in der Art der Strichelung ergänzt habe, gehört einer anderen Fundstätte des Kreises Düsseldorf an, von der nichts näheres mehr zu ermitteln war[4]).

Abb. 3. Kerbschnittgefäße von Flingern, ergänzt. Etwa 2/3.

Auf die weiteren Fundplätze der Urnenfelderstufe möchte ich nicht näher eingehen, da einesteils ich von diesen Fundstellen kein Material zur Abbildung bringe und andernteils diese Fundstätten und Funde zur Genüge von C. und E. Rademacher[5]) vorgeführt worden sind.

Lediglich vom Hügelgräberfeld Kalbeck, Kr. Cleve[6]) bringe ich ein paar Gefäße des Museums Utrecht zur Darstellung: Eine Schalenurne, Taf. III, 7 mit schwach ausladendem Rande und interessanter Schnittverzierung in schrägen Strichdreiecken und eingestempelten Punkten, in denen noch Reste

[1]) J. Schneider: Germanische Gräber bei Düsseldorf. Picks Monatsschrift (Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung). Bd. I. 1875.

[2]) O. Rautert: Germanische Funde und ein germanisches Gräberfeld in Düsseldorf. Rheinische Geschichtsblätter. Bd. I, 1894.

[3]) Das Gefäß ist abgebildet in O. Rautert: Germanische Gräber, a. a. O., S. 66, Abb. 8, jedoch stark verzeichnet, so daß ich auf die Abbildung nicht habe verzichten wollen.

[4]) Eine gute Zusammenstellung und Sichtung der Düsseldorfer Fundstätten gibt R. Heynen: Düsseldorf zur Hallstattzeit. Düsseldorfer Zeitung Nr. 201 vom 21. Juli 1922.

[5]) C. Rademacher: Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit, a. a. O.; C. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur...., a. a. O.; C. Rademacher: Die Kerbschnittkeramik, a. a. O.

[6]) L. J. F. Janssen: Grafheuveln der oude Germanen. Arnheim 1833. — Janssen: Gedenktekenen der Germanen en Romeinen, aan den linker Oever van den Neder-Rijn. Utrecht 1836.

Digitized by Google

der alten weißen Inkrustation erhalten sind [1]), und ein kleines zerdrücktes Beigefäß in Schnittverzierung, Taf. II, 16 mit eingestempelten Punkten [2]), die ebenfalls die alte Inkrustation erhalten haben. Von derselben Fundstelle befinden sich je ein Urnenfeldergefäß mit senkrechtem Hals und Kerbschnitthalbbögen auf der Schulter im Museum Leiden und Utrecht, jedoch habe ich keine Abbildung dieser Stücke mehr erhalten können.

4. Die chronologische Stellung der Urnenfelderfunde des nördlichen Niederrheins.

Für die chronologische Einordnung unserer Funde ist der Weseler Fund von größter Bedeutung. Wir können die Bronzen, Taf. III, 3—5 noch an das Ende der Periode III datieren, oder doch stark an den Anfang von Periode IV. (Wenn von Periode III usw. die Rede ist, so ist stets die norddeutsche Kossinnasche Periodeneinteilung gemeint, die ich für unseren Niederrhein unter allen Umständen in Anwendung bringen muß, um die Schwierigkeiten die sich durch die wesentlich verschiedene, süddeutsche Periodeneinteilung gerade für unser Grenzgebiet ergeben, durch strikte Einführung der norddeutschen Chronologie in etwa auszugleichen.) Damit ist eine relativ frühe Ansetzung der zugehörigen Keramik gesichert, wenn man auch immerhin eine gewisse Langlebigkeit der Bronzen in Betracht ziehen muß. Die Formen der Gefäße, Taf. III, 1 und 2 selbst sind reine Urnenfeldertypen, die Schalenurne mit dem tiefen Kerbschnittornament, welches in der Technik Anklänge an die Schnitztechnik der süddeutschen Hügelgräberbronzezeit zeigt und das Gefäß mit scharfem Bauchknick und senkrechtem Hals, das uns in seiner Verzierungstechnik (Schnurstich) Anklänge an die Steinzeit bewahrt hat, während der Ornamentstil der Urnenfelderstufe zuzuweisen ist.

Gerade der Form nach, und diese ist immer bei kultureller Zuweisung an erster Stelle maßgebend, müssen wir diese beiden Tongefäße der Urnenfeldergattung zuweisen, und zwar stehen sie am Anfang unserer niederrheinischen Urnenfelder. Durch die Bronzen, die scheinbar älter sind, ist uns der ungefähre relative Beginn der Felder zu Anfang der Periode IV gegeben.

Noch etwas anderes, was auch das häufige Vorkommen von Kerbschnittkeramik in unseren Urnenfeldern zeigt, lehrt uns dieser Fund. Er läßt nur eine Möglichkeit der Erklärung der einzigartigen Sonderstellung unserer niederrheinischen Urnenfelderstufe zu, und zwar die, daß die süddeutsche Urnenfelderbevölkerung auf ihrem relativ schnellen Durchzug [3]) durch das süddeutsche Kulturgebiet der Hügelgräberleute der Bronzezeit starke Kulturelemente dieser Bevölkerung in sich aufgenommen und zu kräftiger Nachblüte am nördlichen Niederrhein gebracht hat.

Hierfür spricht zunächst unser Fund, der sonst das Vorkommen der altertümlichen Bronzen mit den Gefäßformen einer jüngeren Zeit und anderen Kultur nicht erklären würde, sodann die reiche Entfaltung gerade des Kerbschnitts in seiner älteren süddeutschen Art auf Gefäßformen der jüngeren Urnenfeldergattung. Aus diesen Gründen kann ich mich der Datierung des

[1]) Janssen: Gedenktekenen, a. a. O., Taf. I, Abb. 17a, dazu Spitzbecher 17b und Becher mit 4 Füßchen 17c.

[2]) Janssen: Grafheuveln, a. a. O. Abb. 3b.

[3]) Der schnelle Durchzug wird hier durch das frühe Auftreten der Urnenfelderformen im Grenzgebiet bewiesen, auch wenn wir durch Annahme von Langlebigkeit die Bronzen heraufdatieren müssen.

Digitized by Google

Kerbschnitts, wie sie E. Rademacher[1]) gegeben hat, nicht anschließen. Alle ältesten Formen der niederrheinischen Kerbschnittgefäße sind Urnenfelderformen und nur der Trichterkrug von Kevelaer[2]) macht eine Ausnahme. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß die von Rademacher gegebene Ergänzung auch eine andere Möglichkeit offen läßt und es sich bei dem fraglichen Hals nur um einen konischen Becher der Urnenfelderstufe handelt. Das Stück steht bisher als Einzelfund da und kann nicht als ein Beweis für die Bodenständigkeit und frühe Datierung des Gesamtkerbschnitts herangezogen werden.

Wenn auch ältere süddeutsche Hügelgräberbronzezeit am Niederrhein mit Bronzen vertreten ist, so nimmt es doch Wunder, daß bisher von der gleichartigen Keramik Süddeutschlands nicht mehr am Niederrhein gefunden worden ist. Ich muß deshalb, solange nicht neue Funde mich eines Besseren belehren an der Tatsache festhalten, daß der niederrheinische Kerbschnitt, in der Art, wie ich ihn in Abbildungen vorführe und wie ihn E. Rademacher[1]) in seiner Kerbschnittarbeit vorgeführt hat, mit Ausnahme des fraglichen Stückes von Kevelaer uns von den Urnenfelderleuten gebracht wurde, die auf ihrem Wege durch die Berührung mit der schnitzenden bronzezeitlichen Hügelgräberbevölkerung zu dieser Technik gekommen waren.

Es könnte eingewandt werden, daß die Urnenfeldergefäßformen durch Kulturübertragung in das alte Kerbschnittgebiet des nördlichen Niederrheins gelangt seien und die Bevölkerung ihre alte Verzierungsweise auch auf die neuen, einer anderen Stilgruppe eigenen Gefäßformen übertragen hätte.

Dagegen spricht zunächst das geschlossene Auftreten von großen Fundkomplexen und das Auftreten von „Urnenfeldern", die gegen einen bloßen Kultureinfluß sprechen und dann vor allem die stilistische Untersuchung der Ornamente.

Das beliebteste Ornament sind die Halbbögen, ein Ornament, das wir nur vereinzelt in der letzten Hügelgräberstufe der Bronzezeit finden werden, aber ein typisches Verzierungsmotiv im süddeutschen Urnenfeldergebiet, freilich nicht in Kerbschnittechnik, darstellt. Hiermit ist ein weiterer ausschlaggebender Beweis dafür erbracht, daß die Hersteller der niederrheinischen Kerbschnittgefäße die Urnenfelderleute waren, die nur die Technik übernommen hatten. Falls nämlich eine bodenständige Kerbschnittbevölkerung die Formen der Urnenfelderleute als Kultureinfluß übernommen hätte, müßten gerade diese uns den Ornamentschatz der alten Bevölkerung in der Hauptsache aufweisen. Wenn auch vereinzelte Stücke zu einem derartigen Schluß Anlaß geben könnte, so spricht doch die Hauptmasse der Funde dagegen. Womit ich aber nicht behaupten will, daß eine bodenständige ältere Bevölkerungsgruppe nicht vorhanden sei; für ihr Bestehen sind einzelne Funde, wie Bronzen beweisend, wenn sich auch heute noch nicht ihre Keramik unter den vorliegenden Bodenfunden erfassen läßt. Nur für die vorgeführten Funde muß ich eine geschlossene Kultur- und Bevölkerungsgruppe annehmen, die als neue Welle an unseren Niederrhein vorgedrungen ist. Ihr Eindringen ist zeitlich früh erfolgt, möglicherweise zusammen mit vereinzelten Elementen der süddeutschen späten Hügelgräberbronzezeit, wie vor allem die Messerfunde zeigen.

[1]) E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur, a. a. O. — Die Kerbschnittkeramik, a. a. O.

[2]) E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur, a. a. O. Taf. IX B 1. Die Kerbschnittkeramik, a. a. O., Taf. III, 1, 2.

Digitized by Google

Für das Ende unserer Felder geben uns die jüngsten Funde innerhalb dieser einen Aufschluß. In Mehrhoog, Taf. II, 5 und 7, Nierenberg bei Emmerich, Taf. II, 9, Düsseldorf, Golzheimer Heide und Riethoven in den Niederlanden liegen eine Reihe von germanischen Funden vor, zwei doppelkonische Gefäße von Mehrhoog, Taf. II, 5 und Emmerich, Taf. II, 9 und dann vor allem Harpstedter Rauhtöpfe auf fast allen vorgeführten Fundplätzen, von denen ich nur ein Gefäß von Mehrhoog, Taf. II, 7 und einige Gefäße von Diersfordt, Taf. VI, 12, 14 und 15 zur Abbildung bringe. Wie ich schon früher [1]) eingehend nachgewiesen habe, sind die ältesten Harpstedter Gefäßtypen mit den doppelkonischen Gefäßen der Periode V gleichzeitig in die Urnenfelder gelangt, wo sie uns einen festen Punkt für das Erlöschen der Felder bieten. Für die obere Ansetzung dieses Gefäßtypus war ich damals noch zu einem falschen Schluß gelangt.

In Riethoven tritt auch ein Gefäß auf, das mit Schumachers Koberstadturne verwandt ist und uns neben den häufig dort vertretenen Harpstedter Rauhtöpfen ebenfalls eine obere Grenze der Felder bietet.

Die Felder reichen also nach oben hin bis an die ältere Hallstattzeit heran. Unter älterer Hallstattzeit verstehe ich das in Süddeutschland so genannte Hallstatt C, die Farbenhallstattstufe — die Stufe der bronzenen und eisernen Hallstattschwerter.

Die Urnenfelderkultur stelle ich der Hallstattzeit als geschlossene Kultur und Zeitstufe voran, bin aber trotz des reichen Formenschatzes Taf. I—V heute noch nicht in der Lage, hier in sich geschlossene Unterstufen auszuscheiden, da ich dazu das gesamte belgische und niederländische Material noch mit heranziehen müßte. Es lassen sich gewiß innerhalb dieser Periode später einzelne Unterteilungen vornehmen, jedoch muß ich unter allen Umständen für das behandelte Gebiet die Gruppierung, wie sie Schumacher [2]) und Rademacher [3]) gegeben haben, die eine Urnenfelderstufe, noch bronzezeitlich, und eine erste Hallstattstufe, schon eisenzeitlich und Schumacher noch eine zweite Hallstattstufe, die Gündlinger Stufe, unterschieden, ablehnen, da durch diese Einteilung die kulturelle Einheitlichkeit der Funde auseinandergerissen wird. Gewisse charakteristische Formen, ich brauche nur die Gefäße mit senkrechtem Halse zu erwähnen, beweisen klar die Einheitlichkeit der ganzen Gruppe. Typologisch sind die von Rademacher [4]), Taf. X, B 2 und 4 und Taf. XI, A 3 abgebildeten Gefäße das gleiche und doch werden die ersteren von Rademacher der späten Bronzezeit und das letztere der frühen Hallstattzeit zugewiesen. Das Verzierungsmotiv, bei den ersten beiden tiefer Kerbschnitt, sind in diesem Falle nicht ausschlaggebend, da wir älteren und jüngeren Kerbschnitt streng genommen nicht unterscheiden können. Außerdem bildet Rademacher unter den Funden der frühen Hallstattzeit andere Funde mit derselben tiefen Kerbschnittverzierung ab, die wir in seiner vorangehenden Stufe vorfinden; damit hat er selbst durch das Material einen Beweis für die Gleichzeitigkeit und Zusammengehörigkeit der Funde erbracht.

Wir müssen also, um eine Untergruppierung innerhalb der Urnenfelderstufe zu erreichen uns der Untersuchung der Formen zuwenden.

Heute kann ich wegen der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit und wozu noch ein eingehendes Studium der belgischen und niederländischen

[1]) R. Stampfuß: Das Vordringen, a. a. O.
[2]) K. Schumacher: Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O.
[3]) E. Rademacher: Chronologie, a. a. O.
[4]) E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur, a. a. O.

Digitized by Google

Verhältnisse notwendig wäre, keine genaue Untergruppierung der Stufe geben. Ich gedenke diese Fragen an Hand des gesamten belgischen und niederländischen Materials später noch einmal eingehender zu erörtern.

Die ältesten Gefäße sind unstreitig die Funde von Wesel und die diesen Funden typologisch gleichzeitigen Typen, etwa die Schalenurne von Emmerich, Taf. III, 6. Jüngere Typen stellen die Gefäße Taf. I, 1 von Mehrhoog und Taf. III, 7 von Kalbeck dar, letztere mit einem bis jetzt am Niederrhein einzig dastehenden Verzierungsmotiv in gestrichelten, eingekratzten Dreiecken, die dagegen auf Schalen innerhalb dieser Zeitstufe in Süddeutschland nicht allzu selten sind. Ganz am Ende der Entwicklung stehen die Gefäße Taf. II, 10, 8 von Wesel und Emmerich, die den Ausklang unserer Stufe andeuten mögen. Für die andere Gefäßgattung, wie Taf. III, 2, die Gefäße mit zylindrischem Halse, habe ich zu Beginn unserer Untersuchungen das Nötige schon angedeutet.

Auf diese Weise sämtliche Gefäßgruppen der Stufe durchzusprechen, ist unmöglich, da ihre Anzahl zu groß ist.

Erwähnt sei nur noch der Fundplatz von der Golzheimer Heide bei Düsseldorf, der uns in den Taf. V, 1—6 abgebildeten Formen relativ jüngere Gefäße geliefert hat, die zum Teil, wie die Gefäße Taf. V, 1, 2, den Ausklang unserer Stufe andeuten.

Um einen ungefähren Ansatz absoluter Zeitbestimmung für unsere Urnenfelderstufe zu geben, ich betone aber ausdrücklich, daß ich diese Zahlen keineswegs als sicher bewiesen oder feststehend ansehe, lasse ich die Felder mit Periode IV, etwa 1150 vor Chr. beginnen und mit dem 9. vorchristlichen Jahrhundert, etwa um 850 ihrem Ende entgegen gehen. Gewiß haben örtlich einige Formen weitergelebt, da eine vorgeschichtliche Kultur nie mit einem bestimmten Zeitpunkt abbricht und der folgenden Platz macht und späterhin sind immer noch nachlebende Formen der Urnenfelderkultur zu verspüren, wie das auch schon Schumacher in seiner Siedlungs- und Kulturgeschichte a. a. O. betont hat.

Im allgemeinen aber machte um 850 v. Chr. die Urnenfelderkultur der eindringenden Hallstattkultur Platz.

5. Die Kerbschnittkeramik.

Über die Kerbschnittkeramik im allgemeinen kann ich mich kurz fassen, da E. Rademacher [1]) diese in einer eingehenden Abhandlung zur Genüge behandelt hat. Die Herleitung dieser Technik aus dem Glockenbecherkerbschnitt, wie sie auch schon H. Adama van Scheltema angedeutet hatte, zeigt die westische Herkunft dieser Verzierungsweise. In Süddeutschland ist sie vorherrschend in der Hügelgräberbronzezeit, tritt bei wenigen Stücken der Urnenfelderstufe auf und ist kennzeichnend für die Alb-Salemer Gruppe der Hallstattkultur.

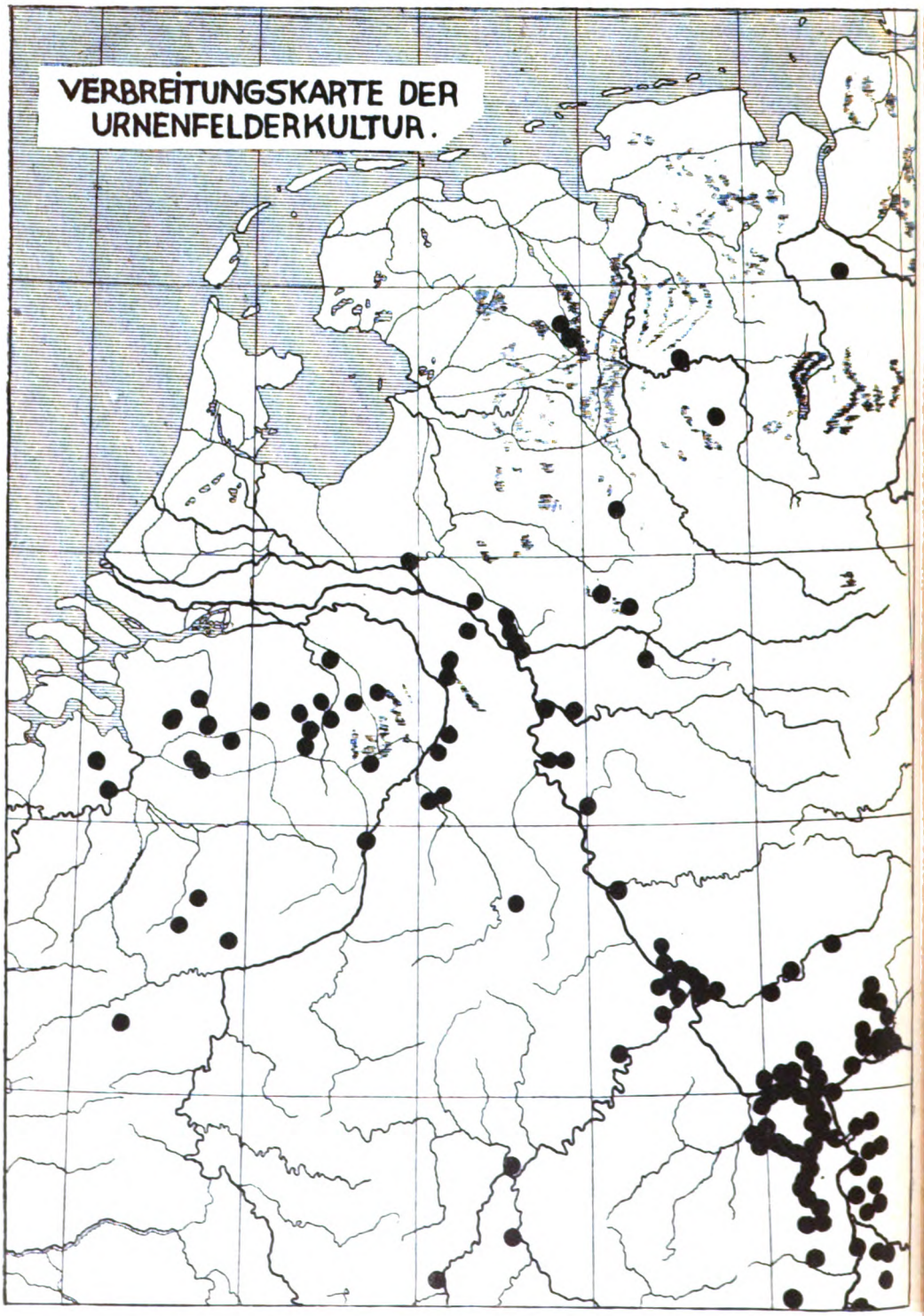
Am Niederrhein ist er das Kennzeichnende der Urnenfelderstufe und ist auch der älteren Hallstattzeit nicht unbekannt, wie die Urne von Köln-Dellbrück [2]) lehrt.

Unter den Ornamenten unserer Fundstücke herrschen die guirlandenartigen Halbbögen vor, dann kommen eingeschnittene Dreiecke, Stiche und

[1]) E. Rademacher: Die Kerbschnittkeramik, a. a. O.

[2]) E. Rademacher: Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein. Bonner Jahrbücher 105, 1900, Taf. IV, 5.

Digitized by Google



Digitized by Google

eingestempelte Punkte, eingeschnittene gerade Linien und flache Rillen vor. Interessant ist die Schalenurne von Wesel, Taf. III, 1, die uns zeigt, wie der Künstler seine Hängebögen auf dem Gefäß anbrachte, ohne den zur Verfügung stehenden Raum vorher einzuteilen. So reichte ihm der Raum zuletzt nicht mehr aus und er setzte einen sehr kurzen Halbbogen zwischen seine längeren Bögen, um den Raum aufzuteilen. Diese frei angeordnete Verzierungsweise ohne eine vorherige Raumeinteilung können wir auf vielen Gefäßen beobachten. Bisweilen aber zeigen die Gefäße auch eine geometrisch genaue Einteilung in den angeordneten Ornamenten.

6. Die landschaftliche Verbreitung.

Die beigefügte Karte von der Verbreitung der Urnenfelderkeramik und das dazugehörige Fundverzeichnis geben uns in einigen charakteristischen Zügen ein Bild der behandelten Kulturgruppe. Die Urnenfelder des Mittelrheingebietes und der angrenzenden Bezirke sind nach Schumacher: Siedlungs- und Kulturgeschichte eingezeichnet.

Es prägt sich auf der Karte sehr gut aus der starke Mittelpunkt der Urnenfelderkultur im Rheinknick von Bingen bis Mainz und das Rheintal aufwärts bis zum Neckar und noch weiter hinauf. Im allgemeinen hält sich die Kultur an die Flußläufe. Schöne Beispiele hierfür geben auf der Karte die Funde längs der Mosel, der Lahn, der Maaß und des Niederrheins.

Von der Moselmündung aus, wo sich sowohl rechts- wie linksrheinisch zahlreiche Urnenfelder finden, dringt die Kultur rechtsrheinisch rheinabwärts vor. Gleichzeitig geht sie auf das linke Ufer hinüber, zur unteren Rur, wohin die Funde von Dettweis bei Zülpich weisen. Durch das Tal der Rur wird die belgische, vor allem aber die niederländische Provinz Limburg besiedelt. Durch Brabant ist das weitere Vordringen in die Provinz d'Anvers und nach Ostflandern zu beobachten.

Der größte Teil der Funde dieser Gruppe jedoch liegt in der niederländischen Provinz Nordbrabant.

Überaus klar hebt sich auf unserer Karte das geschlossene nördliche Kulturgebiet der Urnenfelderleute hervor, das sich in einem breiten Band von Ostflandern, Brabant, Antwerpen, Nordbrabant, mit Einschluß der niederrheinischen und Limburger Funde bis in das westfälische Gebiet, in die Kreise Borken, Coesfeld und südlich der Lippe den Kreis Recklinghausen vorschiebt.

Von dieser in sich gut geschlossenen Gruppe gehen starke Kulturstrahlungen aus, von denen ich nur einen Weg über den Kreis Steinfurt, die Kreise Bersenbrück und Meppen zur Provinz Drenthe näher angeben möchte.

Darüber hinaus sind Urnenfelderfunde und Urnenfeldereinflüsse zu verspüren im westfälischen Wesergebiet, in den Kreisen Minden und Höxter. Nach Norden ist bis in das Amt Delmenhorst in Oldenburg dieser Einfluß in der Keramik deutlich zu verspüren.

Ein von der Nordgruppe nach Süden stark versprengter Fundplatz ist Thuillies in der belgischen Provinz Hainaut.

Das Kartenbild hat uns in, wenn auch nur groben, so doch sehr klaren Umrissen eine in ihrer landschaftlichen Verbreitung geschlossene Gruppe herausgehoben, die auch kulturell durch ihre Funde einen geschlossenen Charakter trägt.

Der Anschluß dieser Nordgruppe der Urnenfelderkultur, wie ich sie bezeichnen möchte, an das west- und südwestdeutsche Urnenfeldergebiet ist erst

Digitized by Google

in einigen wenigen, aber doch sicheren Funden gegeben, die uns den oben dargelegten Weg der kulturellen Wanderung zeigen.

Die geographische Betrachtung der Fundstätten hat uns hier auch den gleichen Schluß für die Nordgruppe der Urnenfelderstufe ergeben, wie ihn uns der kulturelle Inhalt dieser Stätten aufgezwungen hat, nämlich ein in sich geschlossenes Kultur- und Volksgebiet, dessen Richtung in der Besiedlung von Südosten nach Nordwesten verläuft.

IV. Die Hallstattzeit des nördlichen Niederrheins.

Sehen wir das gesamte Material unserer großen geschlossenen Grabkomplexe, etwa Duisburg-Wedau und Diersfordt durch, so können wir, von einigen älteren Funden abgesehen, deutlich drei Kulturgruppen ausscheiden. Zunächst die Funde der Urnenfelderkultur, die oben näher behandelt ist, die germanische Kultur, Taf. VI, diese jedoch nur in guter Ausprägung am nördlichen Niederrhein, und die Hallstattkultur, Taf. VII und Taf. VIII, innerhalb der sich leicht zwei Zeitstufen oder Stilgruppen unterscheiden lassen: Taf. VII, 1—7 und VII, 8—21 und Taf. VIII, 1—8, VIII, 16—20. Die germanischen Funde, Taf. VI, zeigen den doppelkonischen Typus der Per. V, ein Grab von Diersfordt mit Rasiermesser der Per. V im Museum Köln und den fortentwickelten Formen der frühen Eisenzeit mit geschweifteren Profilen, Taf. VI, Abb. 7 mit Schleifenringen, Textabb. 4.

Größere Bedeutung verdient der Harpstedter Stil, Taf. VI, Abb. 12—16, der uns ein wichtiger Leittyp für die Ausbreitung der früheisenzeitlichen Germanen nach dem Westen geworden ist. In einer früheren Arbeit [1]) habe ich die Stellung dieses Stils zur niederrheinischen Hallstattkultur dargelegt, mußte aber zu falschen Schlüssen hinsichtlich der chronologischen Einordnung gelangen, da ich die zeitliche Stellung der Rademacherschen zweiten Hallstattstufe noch nicht erkannt hatte.

Für die Frühfunde dieses Stils bleibt die chronologische Ansetzung mit den Funden der Per. V gemeinsam zu Ende des 9. vorchristlichen Jahrhunderts bestehen, nur ändert sich in wenigen Zügen seine Stellung zur Hallstattkultur des nördlichen Niederrhein. Schon Kiekebusch [2]) hatte vorher in seiner Arbeit erkannt, daß „die Germanen seit dem VIII. vorchristlichen Jahrhundert bereits am Niederrhein gesessen hatten", wenn er auch für die spätere zeitliche Ansetzung der Germanenfunde und ihr Hineindatieren bis in die Kaiserzeit zu unrichtigen Schlüssen gelangte.

Was ich in meiner obigen Arbeit als Nienburger Stil bezeichnete, siehe auch Taf. VIII, 9—15, ist in seiner Bezeichnung heute nicht mehr als zutreffend zu betrachten.

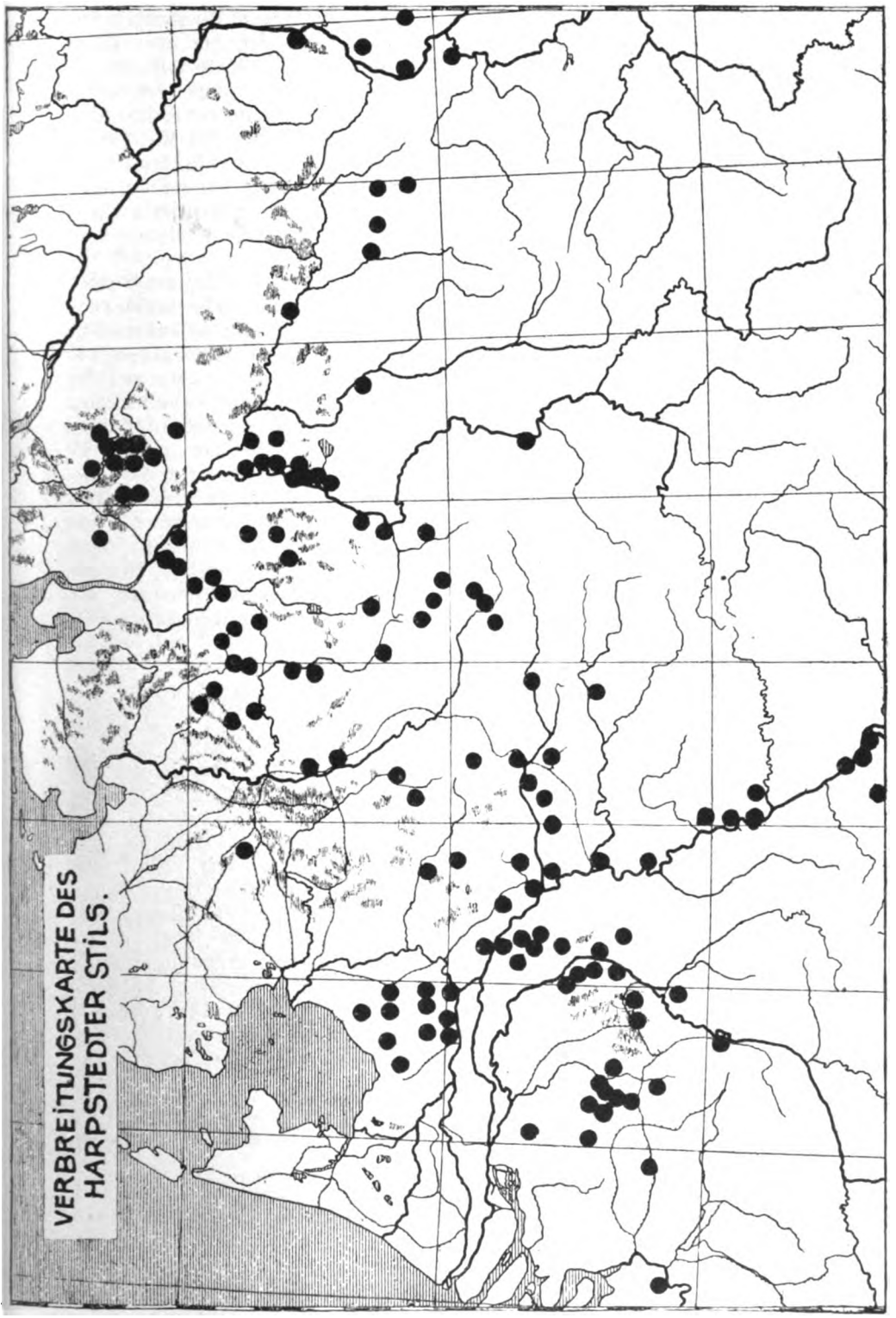
Schumachers [3]) Vorgang folgend hatte ich die obige Gefäßgruppe als Nienburger Stil bezeichnet, da in Nienburg a. Weser ähnliche geraubte, eiförmige Gefäße zum Vorschein gekommen waren, die ich unseren rheinischen Funden gleichstellte.

[1]) R. Stampfuß: Das Vordringen der Germanen, a. a. O. — Vorher schon hatte Kossinna in seiner Arbeit über den Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, in gedrängter Darstellung die kulturelle und zeitliche Stellung dieses Stils behandelt. Auf Grund seines reichen Materials kam er hier zu denselben Schlüssen, wie ich sie später durch das reichhaltige rheinische Material erweitern und ausbauen konnte.

[2]) A. Kiekebusch: Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. 1908.

[3]) K. Schumacher: Prähist. Zeitschr. Bd. V, S. 571.

Digitized by Google



Digitized by Google

Das Kennzeichnende aber für den nordwestdeutschen Nienburger Stil sind die schalenartigen Urnen, größtenteils reich verziert, die aber merkwürdigerweise die Rheinprovinz nicht berührt haben. Deshalb lasse ich die Bezeichnung Nienburger Stil für unsere niederrheinischen Funde fallen, da ich auch betreffs ihrer kulturellen Stellung zu einer anderen Anschauung gelangt bin. Es mögen kulturelle Verwandtschaften zwischen den Nienburger eiförmigen Rauhtöpfen, die wahrscheinlich mit jüngeren Harpstedter Typen gleichzeitig an den Niederrhein vorgedrungen sind, und unseren gleichartigen Gefäßtypen bestehen, jedoch sind diese innerhalb des nordwestdeutschen Nienburger Stils nicht so charakteristisch, daß wir sie mit voller Berechtigung auch bei uns als Nienburger Stil bezeichnen könnten.

Die Verbreitung des Harpstedter Stils hat durch neue Museumsstudien eine wesentliche Verdichtung des Kartenbildes erfahren (siehe beiliegende Fundkarte und den Nachtrag des Fundverzeichnisses). Im besonderen ist durch das zahlreiche Auftreten in Oldenburg außer dem Lippeweg noch der gerade Weg durch Nordwestdeutschland nach den Niederlanden hin und die starke Verbreitung dieses Stils in den Niederlanden und den nördlichen belgischen Provinzen zu beobachten. Jedoch wird auch dieses Bild sich späterhin noch verdichten lassen. Die großen Züge des Kartenbildes gegenüber meiner früheren Arbeit haben sich in nichts geändert, nur ist durch die zahlreicheren Fundorte dieses im wesentlichen klarer geworden. Der gerade Weg dieser Kulturgruppe durch Oldenburg nach den Niederlanden ist von Kossinna in seiner schon oben erwähnten Arbeit, S. 33 f., in kurzen Zügen dargestellt worden. Durch Aufnahme des in den oldenburgischen Museen vorhandenen Fundmaterials ergab sich für das Kartenbild die durch die Fundplätze angezeigte Ausbreitungsrichtung der Harpstedter Stilgruppe.

1. Die ältere Hallstattzeit.

Die Durchsicht des Kulturinhaltes unserer niederrheinischen Felder läßt uns deutlich eine ältere und eine jüngere Stufe erkennen, die in einzelnen Typen uns Übergänge der Formen von Stufe zu Stufe erkennen lassen.

Ich komme hier wie auch M. Hoernes[1]) bei der Bearbeitung des Gräberfeldes Hallstatt zu einer Zweiteilung der Hallstattzeit. Damit ist die ursprüngliche Gliederung, die O. Tischler[2]) gegeben hat und die auch Déchelette[3]) für Frankreich durch die Gliederung des Materials in zwei Hallstattstufen annimmt, ebenfalls für unser Gebiet gewahrt. Eine noch weitergehende Gliederung unserer niederrheinischen Hallstattzeit ist auf Grund des vorliegenden Materials unmöglich und ließe sich nur mit Zwang vornehmen. Die ältere Hallstattzeit, wie ich sie bezeichnen möchte, deckt sich mit der süddeutschen Hallstatt-C-Stufe. Über die Stellung der Gündlinger Stufe und ihre Ablehnung habe ich mich oben eingehend geäußert. Ich hatte schon kurz angedeutet, daß ich die zweite Hallstattstufe Rademachers[4]) ebenfalls zu dieser älteren Hallstattzeit rechnen muß, wie der typologische, stilistische Vergleich mit den süddeutschen Hallstattmaterialien ergibt. Die wenigen von Rademacher[5]) vorgeführten Funde seiner dritten Hallstatt-

[1]) M. Hoernes: Das Gräberfeld von Hallstatt, 1921, S. 39 ff.
[2]) O. Tischler: Gliederung der vorrömischen Metallzeit. Korr.-Bl. d. D. A. G. 1881. S. 121 ff.
[3]) Déchelette: Manuel, II, S. 621 ff.
[4]) C. Rademacher: Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit, a. a. O.
[5]) C. Rademacher: Chronologie, a. a. O., Taf. XXIII.

Digitized by Google

stufe, die er als verwaschene Formen hinstellt, fallen zum größten Teile noch in meine ältere Stufe, einige wenige Mischtypen, die beiden Stufen angehören können, sind bedingt durch das eindringende kulturell fremde Element der Germanen.

Das kennzeichnendste Gefäß dieser Stufe in Süddeutschland und dem Rheingebiet ist die bauchige Urne mit geschweiftem Unterteil, konischem Halse und schrägem Rand, siehe Taf. VII, 1 und 6. Diese Gefäßform ist für den Koberstadter Typus Schuhmachers[1]) sehr bezeichnend. Gerade von dieser Gefäßgattung bildet Rademacher in seiner zweiten Hallstattstufe a. a. O., Taf. XXI, 1, 7, 9, 13, 14, 16 sechs Gefäße ab, die die typologische Gleichartigkeit dieser Stücke mit den von Schumacher[1]) zur Abbildung gebrachten Funden beweisen.

Wenn Rademacher[2]) gegen Reinecke[3]), der diese Fundstücke mit Recht seiner dritten Stufe zugewiesen hatte, Stellung nimmt und als Gegenbeweis das Auftreten des Metopenbandes auf einem derartigen Gefäße (Rademacher a. a. O., Taf. XXI, 13, noch besser ausgeprägtes Metopenband auf dem Gefäß mit Schrägrand, Taf. XIX, 16) anführt und auf ein ähnliches Gefäß mit konischem Halse aus der Koberstadt (A. u. h. V., Bd. V, Taf. 3, Fig. 63) verweist, so ist diese Begründung heute nicht mehr haltbar.

Diese Koberstädter Gefäße hat Schumacher[1]) inzwischen der Hallstatt-C-Stufe Süddeutschlands zugewiesen, außerdem bildet er in seiner Arbeit auch ein charakteristisches Gefäß dieser Koberstädter Stufe mit einem Metopenband als Schulterverzierung ab (P. Z. XI/XII, 1919/20, S. 148, Abb. 10, Fig. 8).

Das Metopenband ist ein sehr charakteristisches Verzierungsmotiv der süddeutschen Farbenhallstattstufe. Ebenso gehören die übrigen von Rademacher zur Darstellung gebrachten Ornamente seiner zweiten Hallstattstufe zu den typischen Ornamentsystemen der dritten süddeutschen Hallstattstufe.

Betrachten wir die weiteren Gefäßtypen der Rademacherschen zweiten Hallstattstufe, so finden wir in ihr in den Gefäßen mit Schrägrand und der schönen Stufenschale, Taf. XXI, 10 den für die süddeutsche dritte Hallstattstufe charakteristischen Formenschatz.

Wir sind somit berechtigt, die von Rademacher[2]) vorgeführten Funde der zweiten Hallstattstufe, mit Ausnahme weniger Gefäße, die der Urnenfelderstufe zugewiesen werden müssen, in ihrer Gesamtheit der süddeutschen dritten Hallstattstufe zuzuschreiben. Damit fällt die bisherige Datierung der niederrheinischen zweiten Hallstattstufe. Deshalb muß ich auch diese Funde meiner älteren Hallstattzeit des Niederrheins zuweisen.

Mit dieser Eingruppierung wird das Fehlen einer sog. zweiten Hallstattstufe (Gündlinger) am Niederrhein offenbar, ein weiterer Beweis für das Nichtbestehen dieser Stufe über einen größeren Verbreitungsraum, wie ich das oben schon ausgeführt habe.

Damit ist der Formenschatz der älteren niederrheinischen Hallstattzeit schon umschrieben.

Ich will nur noch in einer kurzen Besprechung auf die abgebildeten Gefäße dieser Stufe zurückkommen.

Die Koberstädter Urne, Taf. VII, 1, die in ihrem Profil genau mit dem Gefäß von Muschenheim (Schumacher, a. a. O., S. 126, Abb. 1c,

[1]) K. Schumacher: Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O.
[2]) C. Rademacher: Chronologie a. a. O. S. 197.
[3]) P. Reinecke: A. u. h. V. V. Textanmerk. zu Taf. 55.

Digitized by Google

Fig. 1) übereinstimmt, zeigt das Vordringen dieser Stilgruppe über die Lippe hinüber nach Diersfordt im Kreise Rees. Über der Schulter laufen drei Hohlkehlen um, daran hängen breite Bänder von schwachen Hohlkehlen auf den Bauch herab. Der geschweifte Unterteil des Gefäßes ist gerauht, was nur auf den Einfluß der Harpstedter Rauhtöpfe zurückzuführen ist. Die Rauhung der Gefäßunterteile der Hallstattgefäße gibt uns eine zeitliche Bestimmung für das Auftreten des Harpstedter Stils. Es muß dieser also zum mindesten gleichzeitig mit unserer älteren Hallstattzeit sein.

Ein weiteres Gefäß mit konischem Halse stellt Abb. 6 auf Taf. VII dar. Nördlich dringt diese Gruppe bis an die Nordgrenze des Kreises Rees vor, wie ein Fund des Museums Emmerich zeigt. Weiterhin für diese Stufe charakteristisch sind die Gefäße mit Schrägrand von Diersfordt, Taf. VII, 3—5 und Taf. VIII, 1—8 von Duisburg. Unter diesen gibt es mehr rundbauchige Formen, teils glatt, teilt gerauhte Gefäßunterteile, sodann Gefäße mit scharfem oder rundem Schulterknick und eingeschweiftem Unterteil.

Bei den Deckeln haben wir konische Schüsseln, Schalen mit gerundeter Schulter und senkrechtem, geschweiftem oder Schrägrand und kumpfförmige Schüsseln mit breiter Standfläche, bisweilen mit Henkeln versehen.

Mischtypen, die teils der älteren Hallstattzeit, teils der jüngeren Hallstattzeit angehören und den Übergang zwischen beiden Stufen einnehmen, mögen, stellt Taf. VIII, 9—15 dar. Reine Mischtypen mögen die Taf. VIII, 14 und 15 abgebildeten Gefäße darstellen. Abb. 15 zeigt klar den Oberteil eines Taf. VI, 7 dargestellten germanischen Gefäßes, während der geschweifte Unterteil den Hallstattgefäßen der älteren Stufe entlehnt sein mag. Die übrigen Gefäße, Taf. VIII, 9—13 zeigen mehr Zusammenhänge mit den oben erwähnten Gefäßen von Nienburg, wenn auch bei vereinzelten Stücken ein hallstättischer Einfluß zu verspüren ist.

Zeitlich stelle ich die ältere Hallstattzeit von der Mitte des 9. vorchristlichen Jahrhunderts, etwa 850 vor Chr. bis 600 vor Chr. Eine genaue zeitliche Fixierung zu geben ist unmöglich, da nicht einmal die entsprechende Chronologie Italiens gesichert ist, an der wir unsere nordalpinen eisenzeitlichen Verhältnisse anknüpfen müssen. Für mich haben diese Zahlen nur den Wert einer Arbeitshypothese. Das Wichtigere ist die Erkenntnis der relativen Zeitstellung unserer Funde.

2. Die jüngere Hallstattzeit.

Die jüngere Hallstattzeit ist ausgeprägt am Niederrhein durch die von C. Rademacher[1]), Taf. XXIV und XXV vorgeführten Gefäße und Taf. XXVIII—XXXI abgebildeten Metallbeigaben. Einige weitere Funde vom nördlichen Niederrhein (Diersfordt) bringt unsere Taf. VII, 8—21 und aus der Kölner Gegend Taf. VIII, 16—20. Ein kleines Hügelgräberfeld in der Nähe des Bahnhofes Diersfordt hat uns bisher vier Gräber geliefert, von denen ich aus dreien die Grabgefäße Taf. VII, 8—14 und 17, 18 vorführen möchte.

Die große bauchige Urne mit sanft geschweiftem Halse ist wenig charakteristisch. Noch ganz den Typus der älteren Hallstattzeit wahrt das Gefäß Abb. 17, während das dazugehörige Beigefäß in seiner Ausprägung der älteren Stufe fremd ist. Wichtiger ist der Befund des Grabes I 1, dem die Gefäße 9—14 angehören, die in einem gleichseitigen Dreieck im Grabe aufgestellt alle mit Leichenbrand gefüllt und von den Deckeln bedeckt waren.

[1]) C. Rademacher: Chronologie, a. a. O.

Digitized by Google

Die Urne, Abb. 9, zeigt in ihrem Halse ganz den Übergang zur Frühlatènekultur, wie ihn deutlicher noch die Gefäße in Rademachers Chronologie, Taf. XXIV, 6, 8 und 12 aufweisen. Die letzteren Gefäße sind wir wohl schon berechtigt, der Frühlatènekultur zuzuschreiben. Den gleichen Einfluß verraten die beiden anderen Gefäße dieses Grabes.

Ich bin geneigt, bei diesem kleinen Felde einen Bevölkerungswechsel oder vielmehr einen neuen Bevölkerungszustrom von Süden nach Norden anzunehmen, eben der Gegenstoß, auf den kräftigen Vorstoß der Germanen zu Ende der Periode V und in der älteren Hallstattzeit nach Süden hin. Deutlich können wir sehen, wie allmählich keltische Elemente aus den südlichen Gebieten zurückströmen, wofür auch einige Mittellatènefibeln in Westfalen und Holland Zeugnis ablegen.

Hier liegt die Annahme eines Bevölkerungswechsels um so näher, als 2 km weiter nördlich das große Gräberfeld Diersfordt liegt und wir uns fragen müssen, warum nicht nur auf diesem alten Felde die Bestattung weitergeführt wird. In einigen kleineren Grabhügeln und als Nachbestattung in älteren

Abb. 4. Schleifenring von Diersfordt, Kr. Rees Grab 18. Bronze. Mus. Hamborn.

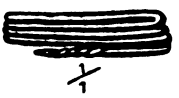


Abb. 5. Schleifenring von Dünnwald, Kr. Mülheim a. Rh. Bronze. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I. i. 2012.

Gräbern sind uns auch einige Funde dieser Übergangszeit erhalten, Taf. VII 15, 16 und 19—21.

Ebenfalls der Übergangszeit der jüngeren Hallstattzeit zur Latènezeit gehören die Funde von Heumar, Taf. VIII 20 und Siegburg, Taf. VIII, 17—19 an. Das letztere Gefäß, schon durch die Fußbildung der Latèneflaschen beeinflußt, mit geschweiftem Halse hat einen für die jüngere Hallstattstufe charakteristischen Deckel, eine kleine Schüssel mit eingezogenem Rande. Als Beigabe fand sich in ihm außer dem Beigefäß ein Ringchen aus Bronzedraht.

Eine andere Kulturgruppe der jüngeren Hallstattzeit verkörpert die Urne von Dünnwald, die der Mehrener Kultur Schumachers [1]) zuzuschreiben ist. In ihr fand sich als Beigabe ein Schleifenring, Textabb. 5, mit dessen Hilfe wir eine chronologische Linie vorführen wollen.

Die kleinen Schleifenringe, Textabb. 4 und 5 gehören der frühen Eisenzeit in Nord- und Nordwestdeutschland an. In größerer Anzahl sind sie gut im Braunschweiger Gebiet vertreten. An Fundstellen erwähne ich dort nur Gr.-Steinum-Beienrode, Beierstedt, Jerxheim und Hachum, deren Funde von Fuhse [2]) veröffentlicht worden sind.

Vom Niederrhein kenne ich bisher 3 Stücke. Einen Fund von Emmerich, Kr. Rees, Prov.-Mus. Bonn 29161b mit einer kleinen Schale, die wir den Schalen unserer jüngeren Hallstattstufe gleichsetzen müssen.

[1]) K. Schumacher: Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O.
[2]) F. Fuhse: Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. Mannus VIII, 1917, S. 134 ff.

Digitized by Google

Der zweite Fund stammt von Diersfordt, Kr. Rees, Textabb. 4, als Inhalt der Urne Taf. VI, 7, die uns drei Ringe derselben Gattung lieferte. Wir müssen dieses Gefäß der frühen Eisenzeit Nordwestdeutschlands zuweisen, wenn wir einen festeren Begriff prägen wollen, der Schwantesschen[1]) Wessenstedter Stufe. Datieren wir diese mit Schwantes von 800—600, so kommen wir, wenn wir unseren Fund gegen das Ende dieser Stufe stellen, zeitlich gut aus, da in diesem Falle der Fund von Dünnwald, Kr. Mülheim a. Rh. mit dem Mehrener Gefäß sich gut zeitlich daran anschließt. Das ist eines der wenigen Beispiele, wo uns Metallbeigaben am Niederrhein eine genauere zeitliche Festlegung gestatten.

Außer diesen abgebildeten Funden gehören der jüngeren Hallstattzeit an fortentwickeltere Typen des Harpstedter Stils, Gefäße mit Felderteilung, d. h. der gerauhte Unterteil des Gefäßes wird durch glatte Riefen in Felder eingeteilt und eimerförmige Gefäße mit Kammstrichverzierung des Gefäßunterteils.

Die Felderteilung ist innerhalb der nordwestdeutschen frühen Eisenzeit eine oft auftretende Erscheinung, der man aber wenig chronologische Bedeutung zumessen kann, da sie bis in die Spätlatènezeit hineinreicht.

An Metallbeigaben treten in dieser Stufe die von Rademacher[2]), Taf. XXVIII bis XXXI vorgeführten Bronzen, wie Wendelringe, vollgegossene und hohlgegossene Halsringe, Armringe und Ohrringe auf. Daneben als kennzeichnende Typen von Nadeln die bronzenen und eisernen Kopfnadeln.

Die zeitliche Stellung der jüngeren Hallstattstufe ist nach unten durch den Anschluß an die ältere Stufe bedingt, nach oben hin gibt der Latèneeinfluß im fünften vorchristlichen Jahrhundert die äußere Grenze. Zeitlich möchte ich deshalb die jüngere Hallstattzeit von 600 bis 400 vor Chr. ansetzen.

V. Schlußfolgerungen.

Ziehen wir mit wenigen Worten die Schlüsse aus obigen Ausführungen, so haben wir zunächst als wichtigstes den Nachweis der kulturellen und zeitlichen Geschlossenheit der Nordgruppe der Urnenfelderkultur. Ihr Beginn kann durch die Funde von Wesel mit ziemlicher Genauigkeit zu Beginn der Per. IV angesetzt werden, etwa 1150 vor Chr. Ihrem Ende gehen sie mit dem Eindringen einer neuen süddeutschen Kulturwelle, der Hallstattkultur, entgegen. Für die Hallstattzeit ergaben sich insoweit neue Gesichtspunkte, als die zweite Reineckesche Stufe als eine Stufe von örtlicher Bedeutung ausgeschieden werden konnte. Die kulturelle Stellung dieser Stufe als jüngere Urnenfelderkultur und -Stufe konnte an Hand des vorliegenden süddeutschen Materials dargelegt werden. Damit ist für die Hallstattzeit die alte von Tischler gegebene Zweiteilung als zu Recht bestehend erkannt worden. Eine weitere Unterteilung der Hallstattmaterialien ist auf Grund des vorgeführten Materials nicht mehr zulässig.

Mit den jüngsten Funden, die stark latènezeitliche Einschläge zeigen, kommen wir schon in die Latènezeit im 5. vorchristlichen Jahrhundert.

Die Frage der kulturellen Stellung der Urnenfelderstufe, ob Bronze- oder Eisenzeit möchte ich offen lassen. Von der Bronzezeit ist sie in ihrer

[1]) Schwantes: Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Ülzen und Lüneburg (in Schuchhardt, Urnenfriedhöfe in Niedersachsen, Bd. 1). Hannover 1911.

[2]) C. Rademacher: Chronologie, a. a. O.

Digitized by Google

ganzen Ausprägung sowohl stilistisch wie kulturell so weit entfernt wie von der älteren Hallstattzeit.

Wir tuen wohl besser, sie ganz aus diesem Rahmen herauszugreifen und als Sonderkultur ohne feste Bindung zwischen die Bronze- und Eisenzeit zu stellen.

Das erste Auftreten von Eisen darf nicht ausschlaggebend sein, da es uns nur den Zeitpunkt für das früheste Erscheinen dieses neuen Metalls gibt und weiter nichts. Kennen wir doch aus der Per. V der Bronzezeit Nord- und Nordwestdeutschlands eine Reihe von Eisenfunden und doch wird niemand aus der Per. V eine frühe Eisenzeit machen wollen. Es kommt lediglich darauf an, ob das Gesamtgepräge einer Kultur bronze- oder eisenzeitlich ist.

Das kann aber oft lokal stark verschieden sein. Am Niederrhein können wir vor der älteren Hallstattzeit kaum von Eisen sprechen und sind wir wohl berechtigt, alles Vorausliegende als Bronzezeit zu bezeichnen.

Doch unterliegt eine derartige Entscheidung immer der Untersuchung der örtlichen Ausprägung der einzelnen Kulturen.

VI. Fundnachweis.

1. Fundverzeichnis von Urnenfelderkeramik.

A. Niederrhein.

1. Emmerich, Kr. Rees. Funde Mus. Bonn.
2. Haldern, Kr. Rees. Fund Sammlung Stuckmann-Mehr.
3. Mehrhoog, Kr. Rees. Funde Museum Wesel.
4. Diersfordt, Kr. Rees. Funde Museum Hamborn.
5. Wesel, Kr. Rees. Funde Museum Wesel.
6. Duisburg-Wedau. Funde Museum Duisburg.
7. Mülheim a. Ruhr, Kr. Mülheim. Funde Museum Mülheim.
8. Düsseldorf, Friedhof am Tannenwäldchen. Funde Museum Düsseldorf.
9. Düsseldorf, Golzheimer Heide. Funde Museum Düsseldorf.
10. Flingern, Kr. Düsseldorf. Fund Museum Düsseldorf.
11. Opladen, Kr. Solingen. Funde Museum Köln.
12. Kalbeck, Kr. Cleve. Funde Museum Leiden und Utrecht.
13. Twisteden, Kr. Geldern. Funde Museum Köln.
14. Kevelaer, Kr. Geldern. Funde Museum Köln und Museum Kevelaer.
15. Kaldenkirchen, Kr. Kempen. Funde Museum Köln.
16. Dalheim, Kr. Heinsberg. Funde Museum Köln.
17. Vlodrop, Limburg. Funde Museum Köln.

B. Westfalen.

1. Seelenfeld, Kr. Minden. A. Krebs: Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen, S. 10, Nr. 71, Taf. V, Abb. 7.
2. Godelheim an der Weser, Kr. Höxter. Krebs, a. a. O., S. 22/23, Nr. 281, Taf. IV, Abb. 13.
3. Radberg bei Hülsten, Kr. Borken. Funde Museum Haltern.
4. Habinghorst, Kr. Recklinghausen. Funde Museum Dortmund.
5. Schmaloer Heide, Bauernschaft Lehmbraken, Kr. Coesfeld. Funde Mus. Dortmund und Mus. Haltern. Die Halterner Funde siehe K. Schumacher: A. u. h. Vorz. V, Taf. 40, Abb. 682—684.
6. Bauernschaft Naendorf, Kr. Steinfurt. Fund Museum Dortmund.

Digitized by Google

C. Hannover.

1. Lechtrup-Merzen, Kr. Berſenbrück. Funde Muſeum Osnabrück 428.
2. Herzlake, Kr. Meppen. Funde Muſeum Cloppenburg 412.

D. Oldenburg.

1. Brummelhoop, Amt Delmenhorſt. Funde Muſeum Oldenburg 2577.

E. Belgien.

1. Wueſtwezel, Prov. d'Anvers. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel.
2. Grobbendonck, Prov. d'Anvers. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel.
3. Santhoven, Prov. d'Anvers. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel.
4. Turnhout, Prov. d'Anvers. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel.
5. Court St. Etienne, Flandre Orientale. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel.
6. Tamiſe, Flandre Orientale. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel.
7. St. Gilles-Waes, Flandre Orientale. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel.
8. Noville-Sur-Mehaigne, Brabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel.
9. Biez, Brabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel.
10. Thuillies, Hainaut. A. de Loë, a. a. O., S. 126.
11. Reckheim, Limburg. Funde im Beſitz des Aumônier Th. Coenegracht in Reckheim.

Vgl. zu den Funden von Belgien S. 55, Anm. 1 und A. de Loë: Notions d'Archéologie préhistorique belgo-romaine et franque à l'usage des touristes. Bruxelles. S. 126.

F. Niederlande.

1. Riethoven, Nordbrabant. Funde Muſeum Leiden. Literatur ſiehe Textſeite 55, Anm. 2 u. 3.
2. Valkenswaard, Nordbrabant. Funde Muſeum Leiden. Literatur ſiehe Textſeite 55, Anm. 3.
3. Bergeijk, Nordbrabant. Funde Muſeum Leiden und Musées du Cinquantenaire Brüſſel.
4. Luiksgeſtel, Nordbrabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüſſel und Muſeum Leiden.
5. Goirle, Nordbrabant. Funde Muſeum Leiden.
6. Steenſel, Gem. Duizel, Nordbrabant. Funde Muſeum Leiden.
7. Deurne, Nordbrabant. Funde Muſeum Leiden. Katalog Leiden, a. a. O., S. 44.
8. Mierlo, Nordbrabant. Funde Muſeum Leiden. Holwerda, Nederlands vroegſte Beſchaving. Pl.
9. Boekoel, Nordbrabant. Funde Muſeum Leiden. Katalog Leiden, a. a. O., S. 41.
10. Weert, Limburg. Funde Muſeum Leiden. Catalogus van het Rijksmuſeum van Oudheden te Leiden. 1908. S. 37.
11. Beeſſel, Limburg. Funde Muſeum Leiden. Katalog Leiden, a. a. O., S. 41, 42.
13. Omtr. Arnhem, Gelderland. Funde Muſeum Arnhem.

Digitized by Google

14. Wolfsbergen bei Emmen, Drenthe. Funde Museum Assen. Pleyte: Nederlandsche Oudheden van de vroegste Tijden tot op Karel den Groote. 2. 1883. Drenthe, S. 17. Pl. XIX, Abb. 4.
15. Dalthe, Drenthe. Funde Museum Leiden. Katalog Leiden, a. a. O., S. 37. Pleyte, a. a. O., S. 29, 33. Pl. XXXIII, Abb. 1.

2. Fundortsverzeichnis des Harpstedter Stils.

Nachtrag zu: Das Vordringen der Germanen zum nördlichen Niederrhein usw. Mannus 17, H. 3.

A. Provinz Hannover.

1. Twistenbostel, Kr. Bremervörde. Hans Müller-Brauel: Ausgrabungen bei Tarmstedt. Der Sonntag, ein niedersächsisches Heimatblatt mit Bildern. Nr. 9, III. Jahrg., 25. April 1926.
2. Tarmstedt, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
3. Heeslingen, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
4. Ehestorf, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
5. Hepstedt, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
6. Poitzendorf, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
7. Osterheeslingen, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
8. Boitzen, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
9. Badenstedt, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
10. Böterser, Kr. Rotenburg. Müller-Brauel, a. a. O.
11. Wittorf, Kr. Rotenburg. Fund Museum Berlin I 1 1061.
12. Wehrbleck, Kr. Sulingen. Fund Museum Berlin I 1 1062.
13. Brünhausen, Kr. Sulingen. Funde Museum Berlin I 1 972.
14. Holtorf, Kr. Nienburg, Weser. Fund Museum Berlin I 1 1024.
15. Steimbke, Kr. Nienburg, Weser. Fund Museum Berlin I 1 890.
16. Estorf, Kr. Nienburg, Weser. Fund Städt. Museum Braunschweig, 210 bis 212.
17. Celle, Kr. Celle. Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 1. Teil. S. 32.
18. Hellingst, Kr. Osterholz. Fund Museum Berlin I 1 916.
19. Eystrup, Kr. Hoya. Fund Museum Berlin I 1 818.
20. Calbe bei Hoya, Kr. Hoya. Fund Museum Bremen.
21. Wohlendorf, Kr. Fallingbostel. Fund Museum Berlin I 1 812.
22. Osnabrück, Kr. Osnabrück. Hasefriedhof. Fund Museum Osnabrück.

B. Provinz Westfalen.

23. Balhorn, Kr. Beckum. Kossinna, a. a. O., S. 33.
24. Seelenfeld, Kr. Minden. Fund Museum Berlin.
25. Hamm, Kr. Hamm. Funde Museum Hamm.
26. Reckelsum, Kr. Lüdinghausen. Kossinna, a. a. O., S. 33.

C. Provinz Oldenburg.

27. Ermke, Amt Cloppenburg. Funde Museum Oldenburg 2383, 2386, 2389, 2390 u. 2400—2401, 2410.
28. Pehein-Hägel, Amt Cloppenburg. Funde Museum Oldenburg 2306, 2310—2312.
29. Wachtum, Amt Cloppenburg. Fund Museum Oldenburg 2170.
30. Löningen, Amt Cloppenburg. Funde Museum Cloppenburg 150 und 167.

Digitized by Google

31. Bartmannsholte, Amt Cloppenburg. Fund Museum Cloppenburg.
35. Wildeshausen, Amt Wildeshausen. Funde Museum Oldenburg 1821, 1829 und 1832.
36. Klattenhof, Amt Wildeshausen. Fund Museum Oldenburg 2800.
37. Elmeloh, Amt Delmenhorst. Fund Museum Bremen 373.
38. Ganderkesee, Amt Delmenhorst. Kossinna, a. a. O., S. 33.
39. Vechta, Amt Vechta. Fund Städt. Museum Braunschweig. A. Ia. 371.
32. Höltinghausen, Amt Cloppenburg. Fund Museum Cloppenburg.
33. Stapelfeld, Amt Cloppenburg. Fund Museum Cloppenburg.
34. Vesenbühren, Amt Cloppenburg. Fund Museum Cloppenburg.

D. Niederlande.

40. Valkenswaard, Nordbrabant. Funde Museum Leiden.
41. Knegsel, Nordbrabant. Fund Museum Leiden.
42. Veldhoven, Nordbrabant. Fund Museum Leiden.
43. Steensel, Gem. Duizel, Nordbrabant. Funde Museum Leiden.
44. Goirle, Nordbrabant. Funde Museum Leiden.
45. Meeuwen, Nordbrabant. Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
46. Luijksgestel, Nordbrabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
47. Bergeijk, Nordbrabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
48. Blerik, Limburg. Fund Museum Leiden.
49. Helden, Limburg. Fund Museum Leiden.
50. Swolgen, Limburg. Funde Museum Leiden.
51. Waubach, Süd-Limburg. Fund Museum Leiden.
52. Montfort, Limburg. Fund Museum Leiden.
53. Grubbenvorst, Limburg. Fund Museum Leiden.
54. Venray, Limburg. Fund Museum Leiden.
55. Eibergen, Gelderland. Fund Museum Leiden.
56. Gorssel, Gelderland. Fund Museum Leiden.
57. Winterswijk, Gelderland. Fund Museum Leiden.
58. Voorthuizen, Gem. Barneveld, Gelderland. Fund Museum Leiden.
59. Apeldoorn, Gelderland. Fund Museum Leiden.
60. Hoog Soeren, Gelderland. Fund Museum Leiden.
61. Gortel, Gelderland. Fund Museum Leiden.
62. Rheden, Gelderland. Fund Museum Leiden.
63. Lunteren, Gelderland. Fund Museum Leiden.
64. Espe, Gelderland. Pleyte, a. a. O., S. 6 und Pl. I, 4.
65. Moffet(bosch) van Bennekom en Wageningen, Gelderland. Pleyte, a. a. O., S. 53. Pl. XIII, 9.
66. Leusden, Utrecht. Pleyte, a. a. O., S. 7. P. II, 1, 3, 7.
67. Sleen, Drenthe. Fund Museum Leiden.

E. Belgien.

68. Grobbendonck, Prov. d'Anvers. Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
69. Tamise, Flandre Orientale. Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
70. Overpelt, Limburg. Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
71. Neerhaeren, Gem. Reckheim, Limburg. M. de Puydt: Les Emplacements d'Habitations protohistoriques de la bruyère de Neerhaeren. Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome XXVII, 1908.

Digitized by Google

VII. Abbildungsverzeichnis.

Tafel I.

1—14. Grabgefäße von Mehrhoog, Kr. Rees. 1 und 3—14 Mus. Wesel, 2 Mus. Hamborn.

Tafel II.

1—7. Grabgefäße von Mehrhoog, Kr. Rees. 1 und 3—7 Mus. Wesel, 2 Mus. Hamborn.
8. Schalenurne, Nierenberg bei Emmerich, Kr. Rees. Histor. Mus. Düsseldorf, K. 25.
9. Doppelkonische Urne; Nierenberg bei Emmerich, Kr. Rees. Histor. Mus. Düsseldorf, K. 23.
10. Schalenurne; bei Wesel, Kr. Rees. Histor. Mus. Düsseldorf, K. 26.
11. Urne; Haldern, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. U. 1098.
12. Urne; Haldern; Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. U. 2090.
13. Urne; Mehrhoog, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. 19134.
14. Beigefäß mit rundem Loch im Boden; Mehrhoog, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. 19136.
15. Urne; Mehrhoog, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. 19135.
16. Beigefäß; Kalbeck, Kr. Cleve. Mus. Utrecht. K. 72 (2709).

Tafel III.

1. Schalenurne; Wesel, Kr. Rees. Mus. Wesel.
2. Beigefäß dazu. Mus. Wesel.
3. Bronzemesser, Beigabe zu obigen Funden. Mus. Wesel.
4. Bronzenadel, Beigabe zu vorigen Funden. Mus. Wesel.
5. Pinzette, Beigabe zu vorigen Funden. Mus. Wesel.
6. Schalenurne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn XXX.
7. Schalenurne; Kalbeck, Kr. Cleve. Mus. Utrecht. K. 58 (2741).

Tafel IV.

1. Kerbschnitturne; Diersfordt, Kr. Rees, Grab 61. Mus. Hamborn.
2. Urne mit konischem Hals; Diersfordt, Kr. Rees, Grab 30. Mus. Hamborn.
3. Urne; Diersfordt, Kr. Rees, Grab 14. Mus. Hamborn.
4. Deckel dazu; Mus. Hamborn.
5—7. Gefäße; Diersfordt, Kr. Rees. Schloß Diersfordt.
8. Urne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. 13474.
9. Urne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn XXX.
10. Flaschenurne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn 13473.
11. Henkelschale; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn XXX.
12. Urne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn XXX.
13. Urne; Haldern, Kr. Rees. Samml. Stuckmann, Haffen-Mehr.

Tafel V.

1. Urne; Düsseldorf, Golzheimer Heide. Histor. Mus. Düsseldorf 140.
2. Urne; Düsseldorf, Golzheimer Heide. Histor. Mus. Düsseldorf 141.
3. Beigefäß aus der Urne; Histor. Mus. Düsseldorf 141.
4. Tonringchen aus der Urne; Histor. Mus. Düsseldorf 142.
5. Urne; Düsseldorf, Golzheimer Heide. Histor. Mus. Düsseldorf 165.
6. Urne; Düsseldorf, Golzheimer Heide. Histor. Mus. Düsseldorf 166.
7. Urne; Mülheim a. Ruhr. Mus. Mülheim a. Ruhr.
8. Urne; Dettweiß bei Zülpich. Histor. Mus. Düsseldorf.

Tafel VI.

1. Doppelkonische, germanische Urne; Diesfordt, Kr. Rees, Grab 24. Mus. Hamborn.
2. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
3. Germanische Urne; Diesfordt, Kr. Rees Grab 32. Mus. Hamborn.
4. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
5. Doppelkonische Urne; Diesfordt, Kr. Rees Grab 37. Mus. Hamborn.
6. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
7. Germanische Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 18, Hauptgrab. Mus. Hamborn. In der Urne Schleifenring Textabb. 4.
8. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
9. Doppelkonische Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 29. Mus. Hamborn.
10. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
11. Beigefäß aus der Urne. Mus. Hamborn.
12. Harpstedter Rauhtopf; Diersfordt, Kr. Rees Grab 68. Mus. Hamborn.
13. Deckel dazu. Mus. Hamborn.

Digitized by Google

14. Harpstedter Rauhtopf; Diersfordt, Kr. Rees Grab 58. Mus. Hamborn.
15. Harpstedter Rauhtopf; Diersfordt, Kr. Rees Grab 7. Mus. Hamborn.
16. Deckel dazu. Mus. Hamborn.

Tafel VII.

1. Koberstadter Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 103. Mus. Hamborn.
2. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
3. Urne mit Schrägrand; Diersfordt, Kr. Rees Grab 20. Mus. Hamborn.
4. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
5. Urne mit Schrägrand; Diersfordt, Kr. Rees Grab 56. Mus. Hamborn.
6. Urne mit konischem Halse und Schrägrand; Diersfordt, Kr. Rees Grab 31. Mus. Hamborn.
7. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
8. Urne mit sanft geschweiftem Halse; Diersfordt, Kr. Rees Grab J. 3. Mus. Hamborn.
9. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab J. 1. 1. Mus. Hamborn.
10. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
11. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab J, 1. 2. Mus. Hamborn.
12. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
13. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab J. 1. 3. Mus. Hamborn.
14. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
15. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 13. Mus. Hamborn.
16. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
17. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab J. 2. Mus. Hamborn.
18. Beigefäß neben der Urne. Mus. Hamborn.
19. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 18. Nachbestattung I. Mus. Hamborn.
20. Beigefäß aus der Urne. Mus. Hamborn.
21. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 18. Nachbestattung II. Mus. Hamborn.

Tafel VIII.

1. Urne; Duisburg-Wedau Grab 8. Staatl. Mus. f. Völkerkunde. Berlin I i. 1938.
2. Deckel dazu; Mus. Berlin I i. 1939.
3. Urne; Duisburg-Wedau. Staatl. Mus. f. Völkerkunde. Berlin I i. 1855.
4. Deckel dazu; Mus. Berlin I i. 1856.
5. Urne; Duisburg-Wedau Grab 11. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 1945.
6. Deckel dazu. Mus. Berlin I i. 1946.
7. Urne; Duisburg-Wedau Grab 6. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 1934.
8. Deckel dazu; Mus. Berlin I i. 1935.
9. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 63. Mus. Hamborn.
11. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
11. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 98. Mus. Hamborn.
12. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
13. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 49. Mus. Hamborn.
14. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 26. Mus. Hamborn.
15. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 66. Mus. Hamborn.
16. Mehrener Urne; Dünnwald, Kr. Mülheim a. Rh. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 2010. Als Beigabe bronzener Schleifenring I i. 2012, siehe Textabb. 5.
17. Urne; Siegburg, Siegkreis. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 1514.
18. Deckel dazu; Mus. Berlin I i. 1515.
19. Beigefäß aus der Urne. Mus. Berlin I i. 1516a; 1516b. Bronzeringelchen.
20. Urne; Heumar, Kr. Mülheim a. Rh. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 1886.

Digitized by Google

Der Volksstamm zwischen Sieg-Wupper-Rhein zur ersten Eisenzeit (Hallstattzeit 1000–500 v. Chr.). Größe und Lage der Siedelungen, Bevölkerungszahl, allgemeine Kultur.

Nach den Forschungen des Kölner Museums für Vor- und Frühgeschichte von 1844—1925 (J. R., C. R., E. R.).

Von C. Rademacher, Museums-Direktor, Köln.

Mit 14 Abbildungen im Text und auf Tafel IX–XIV.

Die Gesamtkultur, so wie sie aus den Begräbnisstätten der ersten Eisenzeit zwischen Sieg und Wupper sich erschließen läßt, hebt sich bei im allgemeinen großer Übereinstimmung mit den gleichzeitigen Nachbarstämmen auf dem rechten und linken Rheinufer doch als etwas Besonderes und Einheitliches heraus, also daß von einem abgeschlossenen Volksstamm in diesem Gebiet während der Zeit gesprochen werden muß.

Besiedelung und Bevölkerungsdichte.

Bis heran hat die Erforschung der niederrheinischen Grabhügel sich mit dem archäologischen Befunde begnügen müssen, um endlich Bedeutung, Zeitstellung und ethnologische Zusammengehörigkeit dieser Gräber klar zu legen. Diese Arbeit ist bei weitem noch nicht beendet, ja man kann sagen, sie ist erst jetzt recht in Angriff genommen worden; aber doch lassen sich schon gewisse Schlüsse auch auf die Größe der Siedlungen und deren Einwohnerzahl ziehen, wie das im folgenden dargelegt werden soll. Dabei ist allerdings eine Frage zunächst zu beantworten: Wie groß mag die Siedlung gewesen sein, die zu einem Gräberfeld, das eine bestimmte Anzahl von Grabhügeln umfaßt, gehört? Wir finden sowohl zwischen Sieg und Wupper wie auch am ganzen Niederrhein Hügelfelder der verschiedenartigsten Größe, von einigen nur wenige Gräber haltenden Plätzen bis zu solchen von 1000 Grabhügeln und mehr.

Die erste Vorbedingung, diese Frage zu beantworten, war eine bestimmte, chronologische Zuweisung der Hügel, d. h. also, es mußte die Zeit gefunden werden, während welcher ein Hügelfeld belegt wurde. Erst nach Beantwortung dieser Grundfragen war es möglich, an die andere Frage heranzutreten.

Digitized by Google

Die Untersuchungen des Museums für Vor- und Frühgeschichte zu Köln haben durch wiederholte [1]) Veröffentlichungen zu beweisen gesucht, daß die Hügelfelder am Niederrhein gegen Ende des Neolithikums anheben, durch die Bronzezeit fortdauern und in der ersten Eisenzeit sich in verhältnismäßig starker Weise vermehren.

Gegen Ende der ersten Eisenzeit werden die Hügel wieder spärlicher, um endlich ganz zu verschwinden. Ein Hereinreichen der Hügelgräber bis zur römischen Zeit ist am ganzen Niederrhein nicht anzunehmen, und es wird im Laufe der Untersuchung noch gezeigt werden, daß dieses Ergebnis eine neue Stütze darbietet für die vorhin angesprochene Zuweisung der Hügelgräber in den Zeitraum von etwa 2000 bis 500 v. Chr.

Die systematischen Untersuchungen der niederrheinischen Grabhügel haben ergeben, daß eine große Zahl derselben dem Ende des Neolithikums, der Kupferzeit, angehören, desgleichen der Bronzezeit.

Das sind etwa 1000 Jahre niederrheinischer Kultur, die sich nur durch die betreffenden Grabhügel ergründen lassen. Anfänge in der Erforschung dieser stein- und bronzezeitlichen Hügel sind gemacht, und es läßt sich eine allerdings jetzt noch verhältnismäßig kleine Zahl von Hügeln, zwischen den Hügeln der ersten Eisenzeit, als unzweifelhaft, dem vorhergehenden Jahrtausend angehörig erkennen. Die weiteren Untersuchungen werden vielleicht diese Zahl noch etwas vermehren, aber es rechtfertigt sich doch der Schluß, daß im großen und ganzen der ganze Niederrhein, d. h. das Gelände zu beiden Seiten des Stromes bis zu den deutschen Gebirgen auf der rechten Seite während des zweiten Jahrtausendes v. Chr. nur eine schwache Bevölkerung gehabt hat. Mit fast denselben Verhältnissen, was die Bewohnerzahl angeht, beginnt dann die erste Eisenzeit, um etwa, um die Mitte des Abschnittes besonders, sich ungemein stark zu vermehren.

Nach Abzug einer gewissen Zahl älterer Hügel ist demgemäß die Hauptmasse derselben der Zeit von 1000 bis 500 v. Chr. zuzuweisen. Dabei ist zu beachten, daß zahlreiche ältere Hügel durch Nachbestattungen in der Hallstattzeit wieder benutzt worden sind, was vielfache Untersuchungen erwiesen haben. Mit Ausnahme verschwindend weniger Hügel enthalten demgemäß sämtliche Hügel des ganzen Gebietes ein Hallstattbegräbnis; gehören also den bezeichneten 500 Jahren an. Jeder vorhandene Hügel ist also einem Todesfall in der angegebenen Zeit gleichzusetzen.

Als Unterlage für die aus den Todesfällen der ersten Eisenzeit — den Hügeln also — sich ergebende Größe der Siedelungen, mag eine Beobachtung dienen, die der Verfasser selbst gemacht.

---

[1]) 1. J. Rademacher, Die alten Grabhügel auf der Altenrather Heide, Köln. Zeitg. 1846.

2. C. Rademacher, Fundberichte der Grabhügeluntersuchungen zwischen Sieg und Wupper; Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde 1893, 94, 95.

3. C. Rademacher, (Germanische) Hügelgräber am Rhein, Bonn. J. 1900.

4. C. Rademacher, Germanische Begräbnisplätze zwischen Sieg und Wupper, Corr. d. D. A. G. 1910.

5. C. Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit bes. im Gebiet von Sieg und Wupper, Mannus 1912.

6. C. Rademacher, Vorgeschichte des Stadtgebietes Köln, 1926.

7. E. Rademacher, Chronologie der Hallstattzeit in der Umgebung Kölns, Corr. d. D. A. G. 1910.

8. E. Rademacher, Niederrheinische Grabhügelkultur, Mannus 1924.

9. E. Rademacher' Kerbschnittkeramik am Niederrhein, Mannus 1925.

10. E. Rademacher, Chronologie der Germanengräber im Kölner Bezirk, Mannus 1922.

Digitized by Google

Der Geburtsort desselben, eines der langgestreckten und weit auseinandergezogenen Dörfer des Bergischen, unweit des Rheins auf den letzten Ausläufern der Bergischen Höhen, hat um die Kirche eine gesonderte Häusergruppe, die aus 14 Wohnstätten besteht. Seit dem Jahre 1863 bis heute, also 61 Jahre hindurch, hat Verfasser jeden einzelnen Sterbefall in den betreffenden Häusern beobachtet. Jedes Haus ist nur von einer Familie bewohnt gewesen. Eine Zusammenstellung der Sterbefälle ergibt folgendes Bild:

1.	Haus	4 Sterbefälle
2.	Haus	3 „
3.	Haus	4 „
4.	Haus	3 „
5.	Haus	5 „
6.	Haus	4 „
7.	Haus	5 „
8.	Haus	5 „
9.	Haus	4 „
10.	Haus	4 „
11.	Haus	3 „
12.	Haus	2 „
13.	Haus	3 „
14.	Haus	4 „

zusammen 53 Tote in 61 Jahren bei 14 Wohnstätten.

Dazu kommen noch die Todesfälle von 7 kleinen Kindern im Alter von weniger als 6 Jahren. Diese sind jedoch außer acht gelassen, da auch auf den Begräbnisplätzen Graburnen mit solch kleinen Knochenresten kaum beobachtet wurden.

Gewiß sind die Verhältnisse der vorgeschichtlichen Zeit nach vielen Richtungen anders gewesen als in der Gegenwart; aber doch kann es gestattet sein, die Todesfälle des jetzigen Dorfes zum Vergleich heranzuziehen mit denen der ersten Eisenzeit. Einfamilienhäuser waren es in beiden Fällen, nur wird das Ergebnis für die vorgeschichtliche Zeit, was die Höhe der Todesfälle angeht, noch ungünstiger gewesen sein, da manche Bewohner im Kampf und durch Unglücksfälle fern der Heimatsiedlung den Tod gefunden und anderswo ihre Ruhestätte gefunden haben.

Von allen Verschiedenheiten abgesehen, alle Vergleiche hinken ja nach einer Seite, ist jedoch das Ergebnis in vorliegender Arbeit auf die Hallstattzeit übertragen worden, und es ergibt sich, da in dem Dorfe der Gegenwart 53 Personen von 1863—1924, also in 61 Jahren gestorben sind, und zwar in 14 Häusern, daß für 1 Jahr in den 14 Häusern 53: 61 Tote für 500 Jahre $500 \times 53 : 61 = 434$ Tote zu berechnen sind. Eine vorgeschichtliche Siedelung von 14 Wohnstätten würde also in 500 Jahren 434 Grabhügel errichtet haben.

Im Stadtgebiete Köln befindet sich rechtsrheinisch bei Mülheim auf den letzten Ausläufern der Bergischen Höhen eine Hardt, die Iddelsfelder Hardt geheißen. Ein alter vorgeschichtlicher Weg, der Mauspfad, führt dicht an der Hardt vorbei. Früher Heide, ist das Gelände jetzt mit Tannen bestanden. Hier liegt ein vorgeschichtliches Gräberfeld, das nach den letzten, genauen Aufnahmen des Kölner Museums für Vorgeschichte noch 950 Hügel umfaßt (siehe Abb. 1). Wie ein Blick auf die Karte zeigt, führt der Strunderweg über Gräber, die zum Teil angeschnitten sind. Es ist anzunehmen, daß

Digitized by Google

nach dieser Seite das Gräberfeld ehedem sich weiter hinzog, daß die Hügel also allmählich eingeebnet wurden. Außerdem gibt es, wie ein Blick auf die Karte zeigt, zwei große, jetzt von Hügeln leere Stellen, auf denen man eigentlich nach der ganzen Anlage des Grabfeldes Hügel vermuten müßte. Bodenuntersuchungen haben hier nicht stattgefunden; aber doch kann mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß auch hier ursprünglich sich noch Hügel gefunden haben, die zu irgendeiner Zeit bei Urbarmachung des Geländes

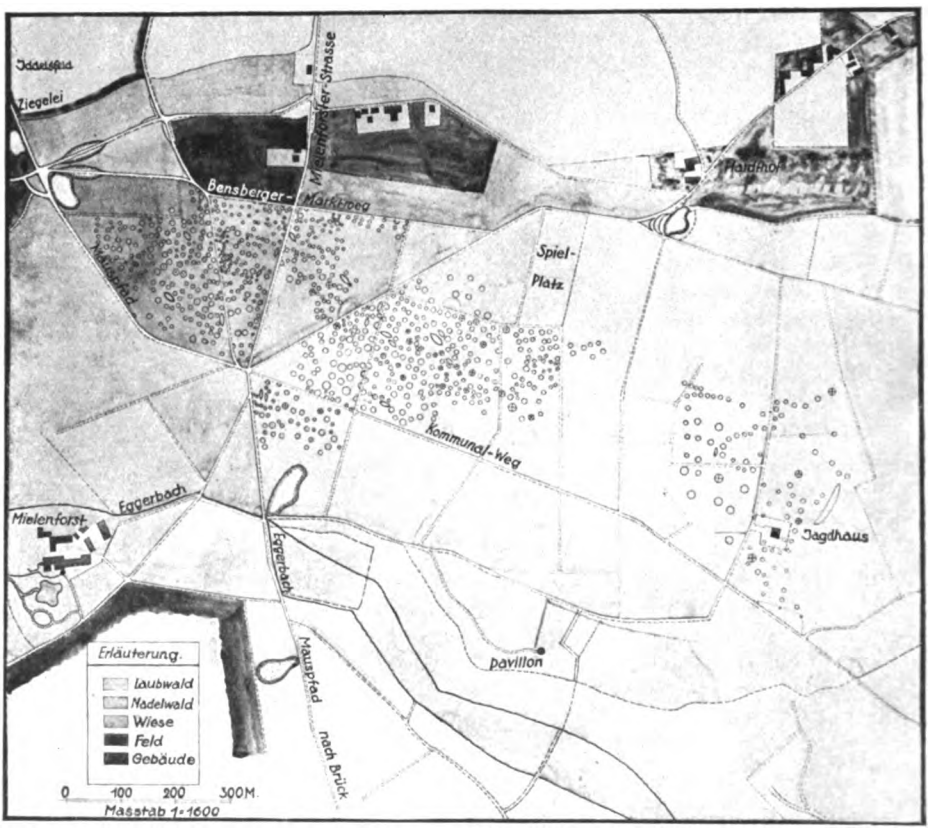


Abb. 1. Grabhügelfeld im Stadtgebiet Köln. Iddelsfelder Hardt, Köln-Thurn.

eingeebnet wurden. Eine Höchstzahl von etwa 1200 Grabstätten wäre demgemäß auf der Iddelsfelder Hardt anzunehmen. Nach den örtlichen Untersuchungen sind, wie schon gesagt, eine gewisse Menge von Hügeln der Stein- und Bronzezeit zuzurechnen und dabei nicht zu Nachbestattungen während der Eisenzeit verwandt worden. Eine genaue Feststellung dieser Hügel ist bis jetzt unmöglich gewesen und wird auch wohl kaum jemals möglich sein. Die Ergebnisse anderer Hügelfelder auf die Iddelsfelder Hardt übertragen, kann mit einer Zahl von höchstens hundert, wahrscheinlich aber viel weniger als hundert derartigen Hügeln zu rechnen sein. Diese Zahl wäre demgemäß von den vorhandenen Gräberzahlen in Abrechnung zu bringen, um die

Digitized by Google

sämtlichen eisenzeitlichen Grabhügel zu erfassen, da die älteren Hügel erfahrungsgemäß in der 1. Eisenzeit meist wieder benutzt sind. Demgemäß sind für den Begräbnisplatz der Iddelsfelder Hardt mindestens 900 und im Höchstfalle 1100 Gräber, die der 1. Eisenzeit angehören, anzunehmen. Die Zeit umfaßt 500 Jahre, von 1000 bis 500 v. Chr.

Wenn nun die Sterblichkeit des angeführten Kirchdorfes auf die vorgeschichtliche Zeit angewandt wird, so ergibt sich:

in 61 Jahren 53 Tote bei 14 Häusern,
in 500 Jahren 1900 Tote bei 29 Häusern.

Oder bei Höchstannahme.

in 61 Jahren 53 Tote bei 14 Häusern.
in 500 Jahren 1100 Tote bei 35 Häusern.

Die erste Eisenzeit zerfällt in vier Abschnitte, H 1, H 2, H 3, H 4.

H 1 hat zunächst die Besiedelung der ausgedehnten Bronzezeit; diese ist nicht allzu dicht. In H 2 wird die Besiedelung zahlreicher, noch zahlreicher in H 3, um in H 4, bedeutend kleiner zu werden.

Die Ursache dieser Bevölkerungszunahme liegt teils im natürlichen Wachstum, teils in zurückflutenden Bevölkerungsmassen von Norden her infolge des germanischen Druckes, um in H 4, da die germanische Bevölkerung nahe an die Urbevölkerung herandrängte, durch weiteres Zurückfluten derselben nach dem Süden sehr viel geringer zu werden.

Das würde sich folgendermaßen darstellen lassen:

H 1 29 Siedelstätten bei Mindestannahme:
H 1 29 Siedelstätten; in Wirklichkeit zuerst 15 Siedelstätten.
H 2 29 Siedelstätten, daraus werden etwa 35 Siedelstätten.
H 3 29 Siedelstätten, daraus werden etwa 45 Siedelstätten.
H 4 29 Siedelstätten, daraus werden etwa 21 Siedelstätten.

Bei Höchstannahme:

H 1 35 Siedelstätten; in Wirklichkeit zuerst etwa 20 Siedelstätten
H 2 35 Siedelstätten, daraus werden etwa 40 Siedelstätten
H 3 35 Siedelstätten, daraus werden etwa 50 Siedelstätten
H 4 35 Siedelstätten, daraus werden etwa 30 Siedelstätten.

Läßt man die Frage nach Sklaven, welche wohl zu der Bevölkerung gehört haben, außer acht, so dürfte für jede Siedelstätte, die ja einer Familie diente, mit den Kindern, eine Zahl von 6 Personen anzunehmen sein. Für das vorgeschichtliche Dorf der Iddelsfelder Hardt ist demgemäß eine Einwohnerzahl anzunehmen, die sich nach der Höchst- und Mindestannahme auf die vier Stufen also darstellt.

Mindestannahme:

H 1 15 Siedelstätten $= 6 \times 15 = 90$ Einwohner
H 2 35 Siedelstätten $= 6 \times 35 = 210$ Einwohner
H 3 45 Siedelstätten $= 6 \times 45 = 270$ Einwohner
H 4 21 Siedelstätten $= 6 \times 21 = 126$ Einwohner.

Höchstannahme:

H 1 20 Siedelstätten $= 6 \times 20 = 120$ Einwohner
H 2 40 Siedelstätten $= 6 \times 40 = 240$ Einwohner
H 3 50 Siedelstätten $= 6 \times 50 = 300$ Einwohner
H 4 30 Siedelstätten $= 6 \times 30 = 180$ Einwohner

Digitized by Google

Zur Zeit der höchsten Blüte darf also für das vorgeschichtliche Dorf, dessen Tote auf der Iddelsfelder Hardt beigesetzt worden sind, ein Dorf von etwa 300 Personen angenommen werden.

Es ist lohnend an Hand dieser Grundlagen die Besiedelung des Gebietes zwischen Sieg, Wupper und Rhein ins Auge zu fassen.

Die mir bekannten und von Kölner Museum wenigstens teilweise untersuchten Grabfelder ergeben folgende Übersicht:

1. Dicht auf dem linken Siegufer: Begräbnisplätze um Niederpleiß. Hier zwischen Siegburg—Mülldorf und Niederpleiß eine spätbronzezeitliche Siedelung, eine solche auch zwischen Niederpleiß und Birlinghoven am Schmerbroich. Wahrscheinlich auch H 1-Gräber dort vorhanden. H 2-Gräber birgt der Waldrand links der Landstraße nach Bonn. Etwa 20 Hügel noch erhalten; das Grabfeld hat sich von hier über die Landstraße der Sieg erstreckt. Auf den Feldern zahlreiche Scherbenfunde. H 6-Gräber auf der Höhe des Birlinghovener Schloßberges (Waldfortsetzung des H 2-Grabfeldes). Alle diese Anzeichen lassen eine andauernde Siedelung in der Niederpleißer Gegend annehmen, die während der ganzen ersten Eisenzeit hier bestanden hat und zwar aus einer Hauptsiedelung und mehreren Einzel-Siedelungen bestehend. Durch Rodungen sind die Grabhügel jetzt meist verschwunden, ein kleiner Rest konnte sich nur in dem erwähnten Waldzipfel erhalten. Die Bedeutsamkeit eines H 4-Fundes und verschiedener aus H 2 läßt zu, eine Siedelung von etwa 30 Häusern in H 2, H 3 anzunehmen.

2. Auf dem rechten Siegufer: Vier Begräbnisplätze in der Umgebung der jetzigen Stadt Siegburg.

a) Auf dem Brückberg lagen früher Grabhügel der ausgehenden Steinzeit und von H 2. Nur einzelne Funde erhalten, Hügel längst verschwunden, jetzt Ackerland bzw. Fabrikgelände.

b) Zwischen Siegburg und dem Dorfe Caldauen. Große Tongruben breiten sich in dem Gelände am Stallberg zu beiden Seiten der Landstraße Siegburg-Much aus. Oft sind hier Urnen zum Vorschein gekommen. An dieses Gelände schließt sich ein kleiner Waldzipfel mit etwa 25 noch jetzt kenntlichen Hügeln H 2—3. Diese bilden den Rest des ehemals hier beginnenden großen Grabfeldes. Eine Siedelstätte von etwa 30 Häusern kann in der Nähe angenommen werden.

c) Von Stallberg links, im Lohmarer Wald, am sog. Hirzenberg liegt ein noch unversehrtes, großes Gräberfeld, das auffallend viele Gräber von H 4 lieferte. Zahl der erhaltenen Hügel viele Hundert, fast so groß wie Iddelsfelder Hardt.

Das Hügelfeld zieht sich gen Lohmar hin. Aus H 2, H 3, H 4 viele gesicherte Funde, H 1 bis heran noch schwach vertreten, doch ganz bestimmt vorhanden. Siedelung zur Zeit der größten Ausdehnung mindestens 40 bis 50 Häuser.

d) 2—3 km von Stallberg an der eben genannten Landstraße Siegburg-Much beginnt am „Franzhäuschen" ein Hügelfeld, das noch etwa 100 Hügel umfaßt. Früher erstreckte sich dasselbe weiter über den Bezirk, der noch jetzt „Heide" heißt, aber längst urbar gemacht ist. Der alte Förster Tritz zu Schreck erzählte mir 1894, daß in seiner Jugend, etwa um 1850, die Heide urbar gemacht worden sei, dabei wären zahlreiche Töpfe mit verbrannten Knochen zum Vorschein gekommen. H 1, H 2, H 3 ist in dem noch erhaltenen Rest des Begräbnisplatzes gut vertreten. Zu diesem hat demgemäß ein Dorf

Digitized by Google

von mindestens halber Ausdehnung der Iddelsfelder Siedlung gehört, also 25—30 Häuser.

3. Grabfelder auf der Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher, Sülz. Hier finden sich in den Randgebieten, welche die Heide umsäumen eine Anzahl von gut erhaltenen Grabfeldern, da nur geringe Heideflächen, besonders bei Altenrath, urbar gemacht sind.

a) Gräberfeld auf der Altenrather Heide, von Boxhohn bis zum Sand. Hier fast so viele Hügel wie in der Iddelsfelder Hardt, H 1, H 2, H 3, H 4 gut vertreten, auch die Folge der Belegung des Platzes konnte festgestellt werden. H 1 in der Gegend von Boxhohn. Ältere, aus dem Ende des Neolithikums stammende Grabhügel mit Hallstatt-Nachbestattung ziemlich zahlreich. Größe des Dorfes wohl wie Iddelsfeld.

b) Grabfelder diesseits des Ravensberges. Hier ein größeres mit mehreren hundert Hügeln. H 1 besonders gut vertreten und H 2, aber auch H 3 und H 4. In einiger Entfernung (1 km) eine weitere Hügelgruppe von jetzt noch über 100. Demgemäß also eine größere Siedelung von etwa 20—25 Häusern.

c) Jenseits des Ravensberges an den letzten Ausläufern der Randberge zur Rheinebene ein Hügelfeld im Gebiet der Bürgermeisterei Sieglar. Zunächst eine kleinere Hügelgruppe beim Hollstein (etwa 20 Hügel), dann eine sehr viel größere mehr der Landstraße von Siegburg nach Wahn zu. Hierzu gehörte eine größere Siedelung von etwa 20 Häusern. Das Grabfeld ist jetzt verschwunden.

d) Am Ausgang der Heideterasse, dem Dorfe Lind, am Linderbruch gegenüber, im Scheuerbusch, großer Begräbnisplatz auf dem H 1, H 2, H 3, H 4 gut vertreten sind. Durch die Anlagen der Dynamitfabrik wurde der H 1-Teil zerstört, durch Anlage der Baracken H 4. Stein- und bronzezeitliche Funde ebendaher. Siedelung in Größe von Altenrath und Iddelsfeld.

e) Außer diesen großen Grabfeldern gibt es noch Hügelgruppen in dem Walde von Spich — Troisdorf bis Scheuerbusch; der Mauspfad durchzieht dieses Gelände. Eine Anzahl Einzelniederlassungen oder Siedelungen aus wenigen Häusern bestehend sind für diese Gräber anzunehmen.

4. Grabfelder im Königsforst (Fortsetzung der Heideterrasse).

a) Grabfeld bei Leidenhausen. 2—3 km von Scheuerbusch entfernt. Hier H 1, H 2, H 3. Nur ein Teil der Hügel erhalten, mehrere hundert. Eine kleinere Hügelgruppe weiter im Walde auf der Kielsheide aus 25 Hügeln bestehend. Wiederum also eine Hauptsiedelung von halber Größe wie Iddelsfeld und Einzelsiedelungen, die eine Zeitlang bestanden und ihre Toten auf einem gemeinsamen Platz bestatteten.

b) Grabfeld an der Landstraße Heumar—Rath nach Rösrath im Walde. Die Landstraße geht mitten durch dieses Grabfeld, das links der Landstraße mit einer Hügelgruppe, die am Rennweg endigt, zusammenhängt. Hier Hügel mit Hockerbestattung (Kupferzeit), dazu H 1, H 2, H 3, viele ältere Hügel mit Nachbestattung.

c) Grabfeld an der Landstraße, dem Forsthaus Heumar gegenüber (Haltestelle der Elektrischen Bahn). Der größte Teil des Grabfeldes wurde in den Jahren 1905—10 abgebaggert, ein kleiner Teil ist in dem anschließenden Walde erhalten. H 2, H 3 dort festgestellt. Größe der Siedelung wie vorhin unter b.

5. Das Grabfeld der Iddelsfelder Hardt schließt sich nach einer Unterbrechung von 2 km direkt an dieses Grabfeld bei Heumar an.

Digitized by Google

6. Grabfeld bei Dellbrück, kaum 1 km von Iddelsfeld entfernt. Das Hügelfeld wurde in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts fast vollständig abgebaggert, nachdem ein anderer Teil längst des Ackerbaues wegen eingeebnet war [1]). Auch hier ältere (steinzeitliche) Hügel und solche der Hallstattstufen mit H 4. Als Größe des Dorfes ist die Hälfte von Iddelsfeld anzunehmen.

7. Grabfelder bei Paffrath und Buschhorn. Zwei kleinere Hügelgruppen, der größte Teil längst urbar gemacht, nur wenige Hügel erhalten, H 2 und H 3 Funde.

Über die ursprüngliche Größe der Plätze sind keine Angaben möglich.

8. Einzelhügel zum Teil ausgesprochen älteren Charakters erstrecken sich in fortlaufendem Zuge von Dellbrück bis zu dem Dorfe Dünnwald. Hier zwei große Begräbnisfelder, von denen das zweite, in der Nähe des Forsthauses, ganz erhalten ist. Das erste, von der Landstraße Dünnwald—Odenthal durchschnitten, hat mehrere hundert Hügel; eine Anzahl sind dem Ackerbau zum Opfer gefallen.

Zwei Siedelungen also hier, in einer Ausdehnung wie Iddelsfeld halb.

9. Hügelfelder auf der Heide bei Schlebusch. Sie waren in den 50er bis 60er Jahren noch sehr zahlreich, sind aber jetzt sämtlich verschwunden und entweder der Industrie oder dem Ackerbau zum Opfer gefallen. Ein letzter Rest ist 1922 noch sichtbar gewesen, an der Stelle, wo der frühere optische Telegraph gestanden. H 1 und H 2 durch typische Funde vertreten.

10. Hügelfelder auf der Sixheide nach Opladen zu. Nur ein kleiner Rest der Heide war 1920, dicht an der Landstraße, noch vorhanden; jetzt alles Ackerland und Baugelände. H 3-Funde erhalten.

11. Hügelfunde auf der Heide zwischen Opladen und Leverkusen (Bürriger Heide). Hier wurde der Rest des Grabfeldes 1917 durch den Dampfpflug zerstört. Wahrscheinlich großes Feld. H 2 Funde erhalten.

12. Grabhügel auf der Heide jenseits der Wupper in der Nähe des Rosenthalsberges, H 1-Funde.

13. Hügelfelder im Rheintal von der Siegmündung bis Köln.

a) Rheidt. Auch hier die Hügel verschwunden. Beim Bahnbau (Siegburg-Lülsdorf) und anderen Erdbewegungen kamen vereinzelte Gräber zum Vorschein, meist H 3 und ein bedeutsamer Fund von H 4 mit 3 Wendelringen, Ohrringen und zahlreichen Armringen. Die reiche Ausstattung dieses dem Ende von H 4 angehörigen Grabes läßt den Schluß zu, daß hier im Rheintal dicht am Rheinufer ebenfalls eine Siedelung während der ganzen ersten Eisenzeit bestanden hat, und zwar wahrscheinlich eine nicht unbedeutende.

b) Eine weitere Stelle ist bei Niederkassel, wo ebenfalls 1925 Urnen der Hallstattzeit wiederholt gefunden sind. Die Entdeckung dieser beiden Siedelungen im Rheintale läßt den Schluß zu, daß in der vorgeschichtlichen Zeit wohl noch mehrere solcher „Rheindörfer" dicht am Rhein zwischen Sieg- und Wuppermündung bestanden haben, die sämtlich schon vor sehr langer Zeit dem Ackerbau haben weichen müssen.

Es ergibt sich also für die Besiedelung zwischen Sieg-Wupper-Rhein für die erste Eisenzeit folgendes Bild:

1. Um Niederpleiß, größere Siedelung (30) und Einzelsiedelungen.
2. Um Siegburg:
   a) Auf dem Brückberg Siedelung (?)

[1]) Auf diesem eingeebneten Teil befindet sich das jetzige Dorf Dellbrück.

Digitized by Google

b) Caldauen Siedelung (30)
c) Hirzenberg „ (40)
d) Franzhäuschen „ (30)

3. Heideterrasse zwischen Acher und Sülz.
a) Altenrath größere Siedelung (40) und Einzelsiedelungen
b) Ravensberg I „ „ (30) „
c) Ravensberg II „ „ (20) „
d) Scheuerbusch „ „ (40)

4. Königsforst:
a) Leidenhausen „ „ (30) „
b) Landstr. Rösrath „ (20) „
c) Heumar-Rath „ (30)

5. Iddelsfelder Hardt „ (45) „
6. Dellbrück „ (30) „
7. Paffarth-Buschhorn „ (?)
8. Dünnwald I größere Siedelungen (30)
„ II „ „ (30)
9. Schlebuscher-Heide „ (40) und Einzelsiedelungen
10. Fixheide bei Opladen (30)
11. Bürriger-Heide zwischen Opladen und Leverkusen (30)
12. Heide auf dem rechten Wupperufer (Rosendahlsberg) (?)
13. Rheintal zwischen Siegmündung und Köln:
a) Rheidt Siedelung (?)
b) Niederkassel (?)

Werden für die Siedelungen Siegburg-Brückberg, Paffrath-Buschhorn, Rosendahlsberg, Rheidt und Niederkassel auch mittlere Siedelungen von etwa 30 Häusern angenommen, so ergäbe sich eine Anzahl von 23 Dörfern nebst vielen dazu gehörigen Einzelsiedelungen, etwa 700 Häuser, was eine Bevölkerungszahl von annähernd 4200 entsprechen würde.

Da viele Einzelgruppen von Hügeln wohl auch ganze Grabfelder verschwunden sind, darf für das Sieg-Wuppergebiet zur mittleren Hallstattzeit mit einer Bevölkerung von über 5000 Personen gerechnet werden.

Das entspricht der Größe eines wirklichen Stammes mit festbestimmten Sitzen und besonderer Kultur, wie sie sich in der Tat aus dem ganzen Inhalt der Grabfelder erschließen läßt. Ein Hereinreichen der Hügelgräber bis zur römischen Zeit und darüber hinaus bis in das 4. und 5. Jahrhundert n. Chr., wie das neuerdings von einer Seite wiederum zu beweisen versucht worden ist, kann demgemäß schon aus siedelungsgeschichtlichen Gründen nicht anzunehmen sein [1]).

Lebensbedingungen des Sieg-Wupper-Stammes.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die sämtlichen jetzt noch nachweisbaren Dörfer der Hallstattzeit das ganze Sieg-Wuppergebiet ausfüllen. Wohl liegen die Grabfelder Niederpleiß dicht am Fluß auf der linken Siegseite, aber die Bevölkerung dieses Dorfes darf unbedingt zu der Sieg-Wupper-

[1]) 1926 wurde in einem Hügel linksrheinisch eine H 2 Begräbnis mit einem ubischen des 1. Jahrh. n. Chr. gefunden und letzteres als Nachbestattung deutlich erkannt. Über diesen sehr bedeutsamen Fund wird noch berichtet werden.

Digitized by Google

bevölkerung gerechnet werden, denn weiterhin nach Süden fehlen für eine weite Strecke alle Funde. Es beginnen gleich südlich von Niederpleiß die engen Siegberge. Ein leeres Gebiet erstreckte sich demgemäß von der Siegbevölkerung bis zu den nächsten Siedelungen im Lahntal. Jenseits der Wupper, dicht am rechten Ufer hier, sind nur Einzelhügel erhalten, wohl Reste größerer Begräbnisplätze. Sie gehören der Bronzezeit und der ersten Hallstattzeit an. Weiter nach Düsseldorf zu, in der Gegend von Hilden und Benrath, beginnt dann ein neuer Hügelgräberzug, durch ein Waldgebiet von den Sieg-Wupperleuten geschieden. Das Gebiet hatte demgemäß festbestimmte Grenzen: Rhein, Sieg, Wupper und im Osten die großen undurchdringlichen Wälder der Bergischen Höhen. Weitere Waldgebiete schieden gleichmäßig im Norden sowohl wie im Süden den Sieg-Wupperstamm von ihren nächsten Nachbaren, und auf den letzten Ausläufern dieser Bergischen Höhe bis zum Rheinstrom lagen die Dörfer, die in ihrer Gesamtheit einen in sich abgeschlossenen Stamm bildeten; denn die Funde auf allen genannten Begräbnisfeldern zwischen Sieg und Wupper ergeben vollständig dasselbe Bild. Welchen Namen dieser Stamm geführt hat, läßt sich natürlich nie feststellen.

An den Sieg-Wupperstamm grenzte im Norden der Wupper-Ruhrstamm bis Duisburg, an diesen ein dritter bis zur Lippe und darüber hinaus. Auf dem linken Ufer, dem Sieg-Wupperstamm gegenüber, saß ebenfalls zu dieser Zeit ein verwandter Stamm, der das Gelände vom Vorgebirge bis zum Rhein besiedelte.

Bei aller Übereinstimmung der Funde von den Stämmen rechts- und linksrheinisch lassen sich dennoch gewisse Unterschiede in der Keramik nachweisen, die in den Stammesverschiedenheiten, ihre Erklärung finden. Am stärksten ist noch die Übereinstimmung des Sieg-Wupperstammes mit dem Ruhr-Wupperstamm; aber auch hier gibt es noch Verschiedenheiten.

Der Sieg-Wupperstamm neigt mit seiner ganzen Kultur, so weit sie aus der Hinterlassenschaft erschlossen werden kann, nach dem Süden. Einzelne Gefäßformen sind ohne weiteres vollständig mit denen der süddeutschen Hallstattzeit übereinstimmend, auch die besondere Vorliebe für die Bemalung wie sie in H 2 im Sieg-Wuppergebiet auftritt, erklärt sich aus südlichen Einflüssen. Schon bei dem folgenden Stamm des Ruhrgebietes wird die Bemalung seltener, um am eigentlichen Niederrhein fast vollständig zu verschwinden. Die alten einheimischen Formen des bauchigen Gefäßes mit Steilrand haben sich hier und am weiteren Niederrhein bis zum Ende der Hallstattzeit erhalten, während im Sieg-Wuppergebiet der Schrägrand mit H 2 auftritt. Bis in das Sieg-Wuppergebiet ist auch eine Einwanderung oder doch eine starke Beeinflussung von Süden zur Bronzezeit nachzuweisen. Grabfelder der süddeutschen bronzezeitlichen Urnenfelderleute finden sich nur im Sieg-Wuppergebiet, über die Wupper hinaus fehlen sie gänzlich.

Als ein in festen Grenzen sitzender Stamm haben wir demgemäß die Sieg-Wupperbevölkerung zu betrachten. Das nötigt zu der weiteren Frage, nach den geographischen und Bodenverhältnissen des Gebietes. Zu Siedelungen eignete sich in der vorgeschichtlichen Zeit nur ein nicht mit undurchdringlichem Urwald bedecktes Gelände. In letztere Gebiete wagte sich der vorgeschichtliche Siedler nicht, vielmehr bevorzugte er Gebiete mit natürlichen freien Plätzen, Wiesen oder Heiden, durch kleineren Waldbestand unterbrochen. Das alles trifft für das Sieg-Wuppergebiet in großem Maße zu. Dicht am Rheinstrom gab es durch alte Rheinarme viel natürliches, kaum zu Wald geeignetes

Digitized by Google

Wiesengelände. Auf den hochgelegenen Uferrändern der alten Stromarme, die noch jetzt die Dörfer der Rheinebene tragen, errichteten auch in der Vorzeit die Leute ihre Siedelungen und gewannen ebenda auch freies Land zum Ackerbau. Wiesen bot die Natur genug. Auf der Mittelterrasse dehnen sich Heiden von beträglicher Größe aus, noch jetzt von Sieg bis Wupper zu verfolgen. Die Randgebiete dieser Heide, eigneten sich wiederum ganz ausgezeichnet für Siedelungen. Kleine Waldstrecken konnten natürlich auch damals gerodet werden. So standen den Menschen überall, von der Natur geschaffene lichte Stellen zur Verfügung. Der Boden, obwohl meist sandig, genügte vollkommen für den nicht zu umfangreichen Ackerbau. Viehzucht war durch zahlreiche und zum Teil ausgedehnte freie, mit Gras bewachsene Strecken in der Nähe der Flußläufe begünstigt; denn außer Rhein, Sieg, Wupper durchströmen Acher, Sülz, Dühn und eine Menge kleinerer und größerer Bäche das Sieg-Wuppergebiet. Wie sogar innerhalb von Waldgebieten Dörfer und Einzelsiedelungen damals gelegen haben, läßt sich aus den jetzigen Verhältnissen im Königsforst erkennen. Dieser Wald erstreckt sich vom Ausgang der Heideterrasse bis zum Iddelsfelder Grabfeld als ein noch heute zusammenhängendes Waldgelände. Mitten darin gibt es eine Anzahl Einzelsiedelungen: Kalmus-Weiher, Förstchen, Plantage u. a. sowie das Dorf Brand. Wiese und Feld schließen diese Siedelungen ein, so daß sie gewissermaßen Oasen im Walde bilden. Ähnlich wird es in der ersten Eisenzeit auch gewesen sein.

Die Bevölkerung des Sieg-Wuppergebietes trieb also Ackerbau und Viehzucht. In den Flüssen und Bächen gab Fischfang reichen Ertrag. In den umgrenzenden Wäldern sowie den weiter entfernten Urwäldern, die auf der jetzigen Scheiderhöher Hochterrasse begannen, bot der reiche Wildbestand Ausbeute genug für kleine und große Jagd. Ein Grab der ersten Hallstattstufe, also um 1000 v. Chr. vom Ravensberg bei Troisdorf barg in der Urne zwischen den verbrannten Gebeinen des Toten eine durchbohrte Bärenklaue, gewiß Jagdtrophäe eines Mannes. Bären, Wölfe, Elche, Wisente, Hirsche, Rehe, Wildschweine bot der Urwald in Hülle und Fülle, gab also Gelegenheit und Veranlassung zu fortgesetzter Erprobung von Mut und Geschicklichkeit; denn in H 1 und H 2 waren es nur bronzene, also im Vergleich zu der späteren Zeit minderwertige Waffen, die bei der Jagd und zur Abwehr wilder Tiere zu Gebote standen. Erst gegen das Ende der Periode scheinen eiserne Schwerter im Gebrauch gewesen zu sein. Nur ein Grab auf der Iddelsfelder Hardt hat als Beigabe das Bruchstück eines eisernen Schwertes. Auch eiserne Lanzen sowie Speerspitzen sind im ganzen nur zweimal, und zwar auf der Iddelsfelder Hardt und auf dem Grabfeld von Dünwald gefunden worden. In den lichten Waldstrecken der Heideterrasse sowie den kleinen Gebieten der Sumpfniederungen und darüber hinaus war die Jagd auf allerlei Vögel ergiebig, Auerhahn, Birkhuhn u. a. Auf der Heide selbst gab es zahlreiche Kiebitze, deren Eier eifrig mögen gesammelt worden sein. Erst durch die Ausdehnung des Wahner Schießplatzes in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts sind diese Vögel verschwunden.

Spinnen, Weben, Fellverarbeitung zu Kleidern und Leder waren längst geübte Fertigkeiten; vielleicht wurde letzteres schon handwerksmäßig ausgeübt. Als besonders bedeutsam stellt die Töpferei sich dar. In ihren Stilwandlungen läßt sie sich während der vier Abschnitte verfolgen. Ja, die Töpferei hat fast allein, da die Metallfunde sehr spärlich sind, Grundlage für die Aufstellung der Stufen ergeben.

Digitized by Google

In H 1 bauchige Gefäße mit Steilrand, Gefäße und Schalen, oft mit Kerbschnitt verziert, meist geschwärzt oder in rötlicher Glättung. Neben diesen lederfarbene Gefäße mit den verschiedenartigsten Verzierungen, mit und ohne Henkel (vgl. Tafel IX).

In H 2 Bauchurnen mit konischem Hals und Schrägrand, eingeritzte oder graphitierte, geometrische Ziermuster. Die letzten Ausläufe des Kerbschnittes finden sich ebenfalls in dieser Periode. Durch stets wechselnde Muster wußte man trotz der Einfachheit des Ornamentschatzes große Mannigfaltigkeit, ja oft künstlerische Wirkung hervorzubringen. Auch die Urnen von H 2 sind geschwärzt oder rot, oft von erstaunlich feiner Arbeit und stets, wie sämtliche der ganzen ersten Eisenzeit, ohne Drehscheibe verfertigt (vgl. Tafeln X, XI, XII).

In H 3 tritt ein auffallender Rückgang der Töpferei ein. Die Gefäße verlieren ihr charakteristisches Gepräge, werden einfach, oft unförmlich, mit Strichen, Punzen oder meist gar nicht mehr verziert. (Vgl. Tafel XII). Gegen Ende von H 4 hebt sich infolge der sog. Mehrener Kultur die Töpferei wieder und als Vorläufer der späteren flaschenförmigen Latènegefäße treten Urnen auf mit langgezogenem, oft S-förmigem Halse. Der Schrägrand, ja sogar die ganze Halsbildung sind oft verschwunden. (Vgl. Tafeln XIII u. XIV). Aber nicht auf allen Begräbnisplätzen sind diese neuen Formen gefunden, ebenso nicht das keramische Material, welches als Mehrener Kultur vom südlichen Teil des Hunsrück und der Eifel bekannt ist (vgl. Tafel XII—XIV). Vom Königsforst bis zur Wupper entbehren die Begräbnisplätze der neuen Formen gänzlich. Die Bodenverhältnisse des Sieg-Wuppergebietes gaben den Bewohnern guten Töpferton ziemlich leicht und in sehr ausreichendem Maße zur Hand. Um Siegburg werden heute noch zahlreiche Tonfelder ausgebeutet, die wohl schon damals den Dörfern von Niederpleiß, Franzhäuschen, Caldauen, Brückberg, Hirzenberg Ton lieferten. Dasselbe war im Mittelalter [1]) der Fall und schon zur Karolingerzeit. Für die Bewohner der Heideterrasse, des Königsforst und darüber hinaus trat meist an Ort und Stelle gutes Material zutage. Vielleicht gab es einzelne gut aufgeschlossene Gruben, an welchen die verschienenen Dörfer sich ihr Material vermittels Karren herholten. In ihrer größten Mehrzahl sind die Grabgefäße eigens für den Zweck hergestellt. Die Abnutzung des Fußes bei einigen Uhren läßt auf eine vorherige Benutzung schließen.

Die Herstellung der Gefäße geschah teils über Modelle, teils durch Übereinanderkleben von Streifen, welche später glatt gestrichen wurden, also aus freier Hand, ohne Drehscheibe. Meist stellte man zunächst zwei gesonderte Hälften fertig, die dann aufeinandergesetzt und verbunden wurden. Über die fertigen Gefäße pflegte man eine Lage von feingeschlemmten Ton zu streichen, diesen zu erhärten und dann sorgfältig zu glätten. Die eingedrückten und aufgemalten Ziermuster wurden in dieser Schicht angebracht. Die Graphitmalerei geschah mit dem Pinsel. Man verstand es also, in flüssigem Zustande den Graphit brauchbar zu machen. Leichter Brand gab der Graphitbemalung den nötigen Halt. Brennen und Schmauchen zur Erzielung der schwarzen Außenseite geschah in einfachen Öfen, wie einer bei Frankfurt aufgefunden ist und dessen keramisches Material im Museum von Frankfurt Aufstellung gefunden hat.

Ob Männer oder Frauen die Töpferei ausübten, ist schwer zu sagen.

---

[1]) In Siegburg blühte im Mittelalter die bekannte Kunst-Töpferei, und in Caldauen sind vor kurzem karolingische Töpferöfen gefunden worden.

Digitized by Google

Bekannt ist, daß bei vielen Wildstämmen der Gegenwart Frauen diese Arbeit verrichten.

Manche Gefäße der Hügelgräber sind mit Fingernageleindrücken verziert. In diesen ist oft der Nageleindruck erkannt worden, der durch seine Ausdehnung auf einen kleinen Finger schließen läßt. Dies würde für eine weibliche Hand sprechen.

Über die Ausübung des Erzgusses beim Sieg-Wupperstamm liegen keine Beobachtungen vor. Die Beigaben an Bronze und Eisen sind während der ganzen Zeit äußerst spärlich: Vasenkopfnadeln, Pinzetten, Hautkratzer, Arm-, Finger- und Halsringe, kleine Messer[1]). Waffen fehlen mit einzelnen Ausnahmen, wie schon gesagt, vollständig. Nur gegen Ende von H 4 werden die Metallbeigaben häufiger, Wendelringe aus Bronze und Eisen, Arm- und Ohrringe mit Bernstein- und Glasperlen, Pinzetten, Nadeln, kleine Fingerringe. Mag auch das meiste Metallgut durch Handelsverbindungen in das Sieg-Wuppergebiet gekommen sein, so kann doch eine bodenständige Metalltechnik für das Gebiet nicht wohl abgelehnt werden. An der Acher sind im vorigen Jahrhundert alte Gänge auf Kupfer gefunden, und in den Wäldern, besonders außerhalb des Gebietes jenseits der Sieg, gibt es alte Schlackenhalden mit einer sehr eisenreichen Schlacke. Auf dem Lüderich, dem bedeutendsten Berge des ganzen Gebietes, sind in alten Gängen uralte Bergbau-Werkzeuge aus Holz gefunden worden; sie könnten dieser Zeit angehören.

Die Gesamtkultur des Sieg-Wupperstammes sowie die zahlreichen Siedelungen des Gebietes setzen Wege voraus, welche die Bewohner sowohl mit den Nachbarstämmen, wie auch untereinander verbanden. Der Hauptweg am Rande der Heideterrasse, von der Sieg ausgehend und noch heute bis zur Wupper verfolgbar, ist der Mauspfad, der seinen Namen von der Lage[2]) hat. Er führt nämlich an der Niederung dicht vorbei. Seine Fortsetzung durch das Düsseldorfische Gebiet läßt sich ebenfalls verfolgen. Eine Weiterführung dieses Weges nach Süden, den Rhein oder die Sieg entlang, ist unbedingt anzunehmen. Diese Wege sind schon die süddeutschen Urnenfelderleute gewandert, als sie während der Bronzezeit ihren Vorstoß in das Sieg-Wuppergebiet machten. Auch bewegte sich auf ihnen die gesamte südliche Wareneinfuhr, die Händler fortwährend vermittelten. Zum Mauspfad wiederum führt ein Weg von den Hallstattsiedelungen, so von Ravensberg, von Altenrath, von Hirzenberg. Sämtliche Siedelungen waren durch Wege untereinander verbunden, dieselben Wege meist, die noch jetzt bestehen. Ein Weg geht von den Ravensberger Siedelungen zu den Siegburger Dörfern. Der Weg benutzt eine Acherfuhrt bei Lohmar, die erst spät durch Nachenbetrieb und erst seit 30 Jahren durch eine Brücke ersetzt worden ist.

Bei der Bodengestaltung und der Verteilung von Wald, Feld, Wiese und Heide wird es erklärlich, daß nach Besitzergreifung des Gebietes durch neue Einwanderer die alten Wohnplätze wieder aufgesucht wurden, daß auf den alten Kulturstätten die neue Kultur sich fortsetzte, auch wenn es sich um ein ganz neues Volk handelte. Natürlich verschwanden bei solcher Gelegenheit die leichten Lehmhäuser der alten Bevölkerung vollständig. Mit Ausnahme der Ravensberger Siedelungen finden sich gegenwärtig Dörfer überall in der Nähe der alten Begräbnisplätze und Siedelstätten. Von den Häusern der ersten Eisenzeit ist demgemäß nichts erhalten. Alle Bemühungen,

[1]) Abbildungen in der Arbeit des Verf.: Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit, besonders zwischen Sieg und Wupper, Mannus 1912.

[2]) Mauspfad von „muus", Süddeutsch „Moos" = Sumpf, feuchte Niederung.

Digitized by Google

die Hallstatt-Dorfanlagen im Sieg-Wuppergebiet wieder zu finden, sind bis jetzt ziemlich erfolglos geblieben. Nur bei einem gleichzeitigen Nachbarstamm im Coblenzer Walde hat Prof. Soldan eine im Walde bei Neuhäusel gelegene Siedelung der ersten Eisenzeit aufgedeckt. Die Ergebnisse sind ohne weiteres auf das Sieg-Wuppergebiet zu übertragen. Soldan hat in Neuhäusel einen viereckigen Grundriß der Wohnungen festgestellt. Das Haus war von Stämmen und Balken errichtet, mit Flechtwerk, darüber ein Lehmbeschlag. Das Dach aus Stroh, Schilf oder Ginstern war weit überhängend mit einem Kandelwerk zum Abfluß des Regenwassers versehen. Eine schräge Ebene führte in den Wohnraum, an dem ein Schlafraum sich anschloß. Nebenan ein zugedecktes Erdloch diente als Keller. Einfacher waren natürlich Wirtschaftsgebäude für Haustiere. Die von Soldan festgestellten Bänke außen an der Hauswand, neben dem Eingang, werden auch im Sieg-Wuppergebiet nicht gefehlt haben. Lage der Feldflur, Art der Beackerung, Getreidearten und sonstige Nutzpflanzen, welche angebaut waren, sind unbekannt. Wahrscheinlich sind die alten Dorfgemarkungen in den vergrößerten späteren Dörfern aufgegangen. Der Ackerbau wurde mit hölzernen oder steinernen Pflugscharen ausgeführt, vielleicht sogar noch durch den Grabstock. Hirse, Hafer, Gerste, Spelz dürften gebaut worden sein, dann Leim und allerlei Gemüse, wie das schon aus der jüngeren Steinzeit bekannt ist. In den Dorfanlagen gab es wilde Äpfel- und Birnbäume genug.

Welche Siedelung oder ob eine solche überhaupt als Vorort des Stammes Geltung gehabt hat, bleibt dahin gestellt. Auf jeden Fall kann ein Mittelpunkt sowohl in religiöser wie in politischer Hinsicht angenommen werden. Ein Vergleich mit der allgemeinen Kultur der Hallstattzeit und die erschlossenen Bestattungsarten lassen vermuten, daß die Bewohner sich, wie schon gesagt, auf der animistischen Stufe befanden. Die Menschen waren also von einem Fortleben nach dem Tode überzeugt. Seelenkult und Zauberei spielten somit eine hervorragende Rolle. Außerdem kannte man (anderwärts wenigstens festgestellt) die Verehrung von Quellen und Quellgeistern. Spuren solcher Quellenverehrung sind in unserm Gebiet nicht mehr nachzuweisen, auch keine diesbezügliche weiteren Funde. Das mag in dem großen Wasserreichtum des Gebietes seinen Grund haben. Nur eine Quelle wird bis auf den heutigen Tag verehrt, der Gezelinusbrunnen bei Schlebusch. Die Verehrung derselben mag in die erste Eisenzeit zurückgehen.

Politisch waren die späteren Abschnitte der ersten Eisenzeit für die Bewohner des Sieg-Wuppergebietes sehr bewegt, da der Druck vorrückender Germanenstämme sich von Norden her seit langer Zeit bemerkbar machte. Aus dieser Zeit mögen die umwallten Berghöhen stammen, die in dem Gebiet sich vorfinden, vor allem auf dem Lüderich, der Erdenburg bei Bensberg (hier hat sich ein dreifacher Erdwall erhalten), auf dem Güldenberg an der Acher bei Lohmar und auf dem Petersberg [1]), dem letzten Zufluchtsort, schon etwas aus dem Gebiet des Sieg-Wupperstammes heraus. Für die Dörfer vom Königsforst bis zur Wupper waren Lüderich und Erdenburg geeigneter Zufluchtsort, für die Dörfer der Heideterrasse das Werk auf dem Güldenberg, für die bei Siegburg der Petersberg. Die mächtige Steinwallanlage auf dieser Höhe ist jetzt fast ganz verschwunden. Große Wallzüge sind auf dem Gebirge des Bergzuges von Königswinter bis Heisterbach noch deutlich zu erkennen. Kleinere Wallanlagen und Festungswerke werden sich in dem Gebiet noch vorfinden, manche sind verschwunden.

[1]) Im Siebengebirge.

Digitized by Google

Noch ein Wort über die Rasse des Sieg-Wuppergebietes. Leider geben die verbrannten Menschenknochen in den Urnen keinen Anhalt, da aber während der Stein- und Bronzezeit in dem Gebiet, nach den Funden zu urteilen, nordische Langköpfe mit urkeltischen Langköpfen sowie kurzköpfige Menschen vom Adlerberg-Typus daselbst lebten, muß der Volksstamm der ersten Eisenzeit, in dem Sieg-Wuppergebiet auch aus diesen Elementen, mit Vorwiegen des südlichen, urkeltischen Langkopfcharakters bestanden haben. Es waren demgemäß keine Germanen, die zwischen Sieg-Wupper zur ersten Eisenzeit siedelten, sondern ein mit der süddeutschen urkeltischen Bevölkerung verwandtes Volk, das also auch als urkeltisch anzusprechen ist.

Umfangreiche Sammlungen aus allen angegebenen Begräbnisplätzen und zwar aus allen Perioden, befinden sich im Museum für Vor- und Frühgeschichte zu Köln. Geographisch geordnet sind hier Funde aus Niederpleiß, Caldauen, Franzhäuschen, Hirzenberg, Altenrath, Ravensberg I und II, Scheuerbusch, Leidenhausen, Königsforst I und II, Iddelsfelder Hardt, Paffrath-Buschhorn, Dünnwald I und II, Schlebusch, Bürriger Heide, Fixheide, Reusrath, Rheidt, Niederkassel.

Art der Bestattung und Lage der Begräbnisplätze.

Wenn es als höchstes Ziel der Altertumsforschung gilt, die Gedankenwelt früherer Geschlechter zu erschließen, kommen Grabhügel-Anlagen und Bestattungs-Rituelle als einzige Quelle für die Sieg-Wupperleute zur ersten Eisenzeit in Betracht. Aus den Funden ergibt sich, daß allgemein und ausschließlich Leichenverbrennung herrschte.

Seit dem Ausgang der jüngeren Steinzeit war Verbrennung in dem Gebiet gebräuchlich im Gegensatz zum Begraben der Toten, das vordem geübt worden war. Äußeres Zeichen also von dem Wandel jener religiösen Anschauung, die in der Vorstellung vom „lebenden Leichnam" zutreffenden Ausdruck gefunden hat.

Durch das Ereignis, welches wir als „Tod" bezeichnen, konnte nach der Vorstellung dieser Zeit die Lebenskraft nicht zugrunde gegangen sein, der „Tote" lebte einfach weiter, wenn auch seine Lebensäußerungen nicht mehr der Umwelt sichtbar waren. Darum wurde der „Tote" in ein Heim gebracht, eine natürliche oder künstliche Höhle (Steinkammer), das dem irdischen Haus in etwa wenigstens entsprach. Dieses Stein- oder Erdhaus ward durch einen aufgeschütteten Grabhügel gekennzeichnet. In ihm lebte der Tote, er bedarf der Dinge, die früher sein Eigentum gewesen und die man deshalb dem Toten mitzugeben pflegte. Aber bald empfand man die vollständige Mitgabe dieser Dinge als Schädigung der Überlebenden und begnügte sich mit einer nur teilweisen oder sogar nur symbolischen Mitgabe. Nur bei Fürsten blieb die Mitgabe des ganzen Besitzes Vorschrift (Königsgrab des Tut ench Amon in Ägypten, Ösebergschiff im germanischen Norden).

Der Vorstellung vom „lebenden Leichnam" war also die Unterscheidung von Leib und Seele noch fremd. Erst als diese neue Vorstellung aufkam, konnte wohl der Leib zugrunde gehen, die Seele jedoch lebte weiter, natürlich in einer Form, die den Überlebenden sichtbar war, also in der früheren Menschengestalt oder in der eines Tieres.

Jetzt kam die Verbrennung auf, aber das Weiterleben der Seele, des Geistes also, blieb, ähnlich wie in der früheren Entwicklungsstufe, gebunden

Digitized by Google

an den Ort, wo die Reste des Körpers ruhten. Auch die Bedürfnisse des Geistes blieben die alten; er bedarf der Dinge seines Menschenlebens, die entweder mitverbrannt oder in Wirklichkeit mitgegeben werden.

Diese Stufe der religiösen Entwicklung wird als „Animismus" bezeichnet, und auf ihr befanden sich die Sieg-Wupperleute zur ersten Eisenzeit. Der Tote wurde auf einem Scheiterhaufen, der sich wohl auf dem Begräbnisplatz befand, mit seinem Schmuck verbrannt, die Knochen in eine Urne, ein „tönernes Haus" gesammelt, oft so, daß die Beinknochen unten, die Schädelknochen zu oberst sich befanden. Eine überhängende Schale deutet das Hausdach an. Zwar nicht im Sieg-Wuppergebiet, wohl aber an anderen Stellen Deutschlands und anderen Ländern sind die Urnen ja wirkliche Häuser, Hausurnen genannt, welche deutlich die alte Vorstellung wiedergeben.

Die Grabgefäße des Sieg-Wuppergebietes, Urnen, sind zum größten Teil eigens für diesen Zweck hergestellt, doch wurde nicht selten beobachtet, daß vorher diese Gefäße auch zu anderen Zwecken benutzt worden waren. Die Abnutzung läßt dies deutlich erkennen.

Es ist klar, daß die Bevölkerung zwischen Sieg und Wupper in den 500 Jahren nicht immer ein und dieselbe Form für ihre Totenurnen benutzte. Eine fortgesetzte Veränderung und Umgestaltung dieser Gefäße mußte sich naturgemäß ergeben, sowohl durch eigenen, lebenskräftigen Stilwandel wie auch durch fremde Beeinflussung. Dieser Stilwandel läßt sich in den Gefäßen nachweisen, worauf schon hingewiesen wurde. Als eine geheiligte Umhüllung pflegte man den Rest des Leichenbrandes, die Kohlenreste samt den kleinen Knochen mantelartig um das Tongefäß auszubreiten und darüber einen Grabhügel zu wölben. Ob die Urne auf dem gewachsenen Boden oder, wie meist geschah, in eine Vertiefung eingesenkt wurde, wird der jedesmaligen Sitte Rechnung getragen haben. Nachweisbar brannte neben der Urne, bevor der Hügel sich schloß, nicht selten ein „Weihefeuer". Auf den Hügeln sind Spuren von kleinen Pfostenlöchern gefunden, die also ein ehemaliges kleines Haus andeuten, das sog. „Seelenhaus". Es sollte dem Geist als Aufenthaltsort dienen, wenn es ihn verlangte, aus seinem Grabe einmal aufzusteigen. Ohne Fenster und Türen sind diese Häuser gewesen, denn es lag sicher im Sinne des Überlebenden, den Geist aus dem Ort, wo die Körperreste ruhen, zu bannen. Der Geist vermag nämlich dem Menschen zu schaden, und er schadet unbedingt, wenn nicht alles erfüllt wird, was der Tote von dem Lebenden verlangt.

Die Aufrichtung eines solchen „Seelenhauses" scheint auch im nordeuropäischen, also germanischen Kulturkreise nicht fremd gewesen zu sein, wie das aus der lex salica hervorgeht [1]). Wie schon bemerkt wurde Schmuck und Gerät des Toten mitverbrannt. Deshalb sind nur Überreste erhalten. Manchmal finden sich jedoch vollständige Ringe oder Nadeln, ohne Anzeichen, daß sie dem Brande ausgesetzt worden sind. Weihegaben von Verwandten und Freunden, bei der Bestattung erst den Brandresten hinzugefügt, werden diese Dinge gewesen sein.

Als eine besondere Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, daß in einzelnen Fällen auch die Brandreste ohne Gefäße in einem Grabe beigesetzt worden sind. Eine Schale deckt dann gewöhnlich das Ganze zu.

---

[1]) Eine Strafe von 1200 Denare soll nach diesem fränkischen Gesetzbuch, das noch in die heidnische Zeit zurückreicht, derjenige zahlen, der das Haus über einem Toten beraubt. „si quis domum super hominem mortuum spoliaverit".

Digitized by Google

Die Hügel haben in der Regel eine kreisrunde Form; daneben kommen auch Langhügel vor, so auf dem Hügelfeld des Hirzenberges bei Siegburg, auf der Altenrather Heide und auf der Iddelsfelder Hardt. Die Länge dieser Hügel beträgt 20—30 und mehr m.

Dicht um den Fuß der Urne legten die Sieg-Wupperleute oft faustgroße Kiesel, ein letzter Rest der früheren Steinhäuser des Nordens, die am Rhein gegen Ende des Neolithikums durch Holzbauten ersetzt worden sind. Holwerda hat solche Holzanlagen im holländischen Gebiet des Niederrheins und das Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte zwischen Sieg und Wupper auf den Begräbnisplätzen von Altenrath und Iddelsfeld festgestellt. Anstatt dieser Holzanlagen treten (Altenrath) auch größere Steinsetzungen im Hügel auf. Ganz vereinzelt treten Grabhügel mit Steinpackung auf, so ein Grab auf der Altenrather Heide. Die Urne war hier vollständig mit einem Steinmantel umgeben. Eine Erinnerung an den Steinbau bietet auch ein Grab von Hirzenberg bei Siegburg. Hier, in einem etwa 40 m langen Langhügel, befand sich das Begräbnis in der Mitte. Die Urne mit Schale eingetieft in der Erde, darüber ein Bau, bestehend aus zwei armdicken Hölzern, welche eine ziemlich schwere Steinplatte trugen. Auf dieser Platte deuten Holzkohlen ein Weihefeuer an, das hier bei der Bestattung gebrannt haben mag.

Die Größe der Hügel richtete sich nach dem herrschenden Brauch und der Bedeutung des Toten. In der ersten Hallstattstufe sind die Hügel außerordentlich klein, im Gegensatz zu den stein- und bronzezeitlichen Hügeln. Während der Bronzezeit hat der Sieg-Wupperstamm kulturelle Beeinflussung, ja sogar völkischen Zuzug aus dem Gebiet der süddeutschen Urnenfelderleute erfahren, die ja ihre Toten ohne Hügel bestatteten. Einzelne Plätze dieser Einwanderung sind im Sieg-Wuppergebiet bei Birlinghoven und Niederpleiß gefunden. So erscheinen gegen Ende der Bronzezeit, und zwar Anfang der ersten Eisenzeit jene kleinen Hügel, welche das auf Tafel IX abgebildete keramische Material enthielten. Später werden diese Hügel wieder größer; die alte hergebrachte Sitte erwies sich stärker als die neue Beeinflussung.

Was nun das Äußere der Grabhügel angeht, so sind wir darüber wenig unterrichtet, nach welchen Regeln die Hügel errichtet worden sind. Bei den großen Plätzen, und diese kommen hier nur in Betracht, finden wir eine anscheinend regellose Häufung der Hügel in näherer oder weiterer Entfernung voneinander. Auch wissen wir nicht, ob die Grabplätze ehedem eine Umzäunung oder Absperrung gehabt haben, was sehr wohl anzunehmen ist. Vielleicht hatte jede Sippe der größeren Dörfer einen bestimmten Platz der Begräbnisstätte für ihre Toten.

Gab es auf diesen Sippenfriedhöfen ältere Hügel, also aus der Stein- und Bronzezeit, so wurden diese, falls sie sich bei der örtlichen Weiterbelegung an die zuletzt aufgeworfenen Hügel anschlossen, einfach wieder benutzt.

Wege führten über das ganze Gelände; sie sind zwar im Sieg-Wuppergebiet aus Mangel an größeren Erdbewegungen auf den großen Grabfeldern noch nicht festgestellt, da aber im holländischen Teil des Niederrheins Holwerda solche Wege entdeckt hat, sind sie auch für unser Gebiet anzunehmen.

An manchen Plätzen läßt sich die von H 1 bis H 4 fortschreitende Benutzung der Grabplätze erkennen. So liegen auf der Altenrather Heide die H 1-Hügel in der Nähe von Boxhohn und weit darüber hinaus.

Digitized by Google

Daran schließt sich H 2, H 3 und H 4 in fortlaufendem Zuge bis zum „Sand“ [1]) an. Die Benutzung geschah also durchaus regelmäßig nach einer bestimmten Ordnung. Ähnlich auch im Scheuerbusch bei Wahn. Hier beginnt der ältere Teil im Gelände der Dynamitfabriken, und der Friedhof schreitet in der Richtung zum Barackenlager fort. Dort wurden auch die typischen H 4-Funde gehoben.

Auf dem Hirzenberg hat die H 4-Stufe ein ganz bestimmtes Gelände. Die Belegung erfolgte hier in der Richtung von Lohmar zum Stallberg.

Schon von der Steinzeit an wurden nicht willkürlich Plätze für die Grabanlagen ausgewählt. Man bevorzugte solche Stellen, die hochgelegen eine weite Fernsicht in das Land gewährten. Deshalb finden sich die Grabfelder des Sieg-Wupperstammes durchweg auf jenen leichten Erhöhungen, die als Hardt bezeichnet werden (Hardt bei Scheuerbusch, Leidenhausener Hardt, Iddelsfelder Hardt, Dünnwalder Hardt und andere).

Andere Plätze boten durch ihre Lage selbst eine solche Fernsicht, so Niederpleiß, Franzhäuschen, Hirzenberg, Ravensberg, Altenrath u. a. m.

Man braucht nur einmal auf diesen Begräbnisplätzen gestanden zu haben, um zu erkennen, daß die überall sich auftuende Fernsicht Bedingung gewesen ist zur Auswahl dieser Plätze. Vom Altenrather Begräbnisplatz und dem von Ravensberg liegt das weite, abwechslungsreiche Gebiet der Wahner Heide mit seinem umsäumenden Waldgürtel vor dem Blick des Beschauers, und ebenso schön ist dieser Blick von der Iddelsfelder Hardt, welcher das Rheintal und die Bensberger Höhen umschließt. Sogar bei den bis jetzt festgestellten Begräbnisplätzen dicht am Rhein, also bei Rheidt und Niederkassel ist dies der Fall. Die Hügel befinden sich auf jenen Höhen, welche als Ufer alter Rheinarme aus dem niederen Gelände emporragen und deshalb von selbst diese Fernsicht bieten. Die jetzigen Dörfer sind wie die alten Siedelungen sämtlich auf solchen Höhen erbaut.

Museen, in welchen sich Funde aus dem Sieg-Wuppergebiet befinden.

1. Städtisches Museum für Vor- und Frühgeschichte zu Köln, reiche Fundreihen aus allen angeführten Begräbnisplätzen zwischen Sieg und Wupper.

2. Provinzialmuseum Bonn, Einzelfunde von Siegburg, Altenrath, Ravensberg, Dünnwald..

3. Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld, Funde von Ravensberg II (Sieglar) und Altenrath.

4. Einzelne Grabfunde befinden sich noch im Römisch-Germanischen Zentral-Museum zu Mainz, im Germanischen Museum zu Nürnberg, in den Sammlungen der Stadt Elberfeld und im Museum für Natur- und Heimatkunde zu Essen.

[1]) Ehemaliger Teil des Dorfes Altenrath, seit 1914 abgebrochen.

Digitized by Google

Vorläufige Mitteilungen über neue kaiserzeitliche Funde in Pommern.

Von Museumskustos Dr. O. Kunkel, Stettin.

(Mit Lichtbildern; hier mit einigen Ergänzungen und sechs Abb. auf Taf. XV—XVIII).

---

1. Lübsow, Kreis Greifenberg (mit Abb. 1 auf Taf. XV).
2. Großgrünow, Kreis Dramburg (mit Abb. 2 auf Taf. XVI).
3. Kleinmoitzow, Kreis Greifenberg.
4. Wedderwill, Kreis Regenwalde (mit Abb. 3 auf Taf. XVII).
5. Luggewiese, Kreis Lauenburg (mit Abb. 4 und 5 auf Taf. XVII u. XVIII).
6. Regenwalde-Ausbau (mit Abb. 6 auf Taf. XVIII).

Die ursprüngliche Absicht einer zusammenfassenden Behandlung unserer neueren pommerschen Kaiserzeitfunde scheiterte an der Kürze der vom Herrn Vorsitzenden für die Vorträge notgedrungen zugemessenen Zeit. Es werden daher ganz kurz in Wort und Bild nur einige ausgewählte Funde bekanntgegeben, deren auch ohne breitere Ausführungen leicht verständlicher Quellenwert eine solche auf Tagungen meines Erachtens sonst unzulässige Darbietung in diesem Falle um so mehr zu rechtfertigen scheint, als die abschließende Veröffentlichung dieser Denkmäler erst nach Erledigung der zum Teil langwierigen Konservierungsarbeiten im Rahmen eines allgemeinen pommerschen Forschungsberichtes erfolgen wird.

1. Lübsow, Kreis Greifenberg.

(Dazu Abbildung 1 auf Taf. XV.)

Durch den reichen kaiserzeitlichen Grabfund 1 des Jahres 1908, der jüngst vom Berliner Antiquarium aus Privatbesitz für die Öffentlichkeit gewonnen werden konnte, hat der Name Lübsow bei allen Vorgeschichtlern bereits einen guten Klang (E. Pernice, PZ. IV, 1912, S. 126ff.).

Funde aus zwei benachbarten Bestattungen konnte die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde in den Jahren 1910 und 1913 von den Eigentümern, dem Gasthofbesitzer Abraham und dem Bauernhofbesitzer Volkmann in Lübsow, erwerben. Sie sind bisher bloß gelegentlich erwähnt worden und harren noch immer der gebührenden Veröffentlichung. Auch an diesem Orte ist nur eine knappe Aufzählung möglich.

Grab 2 ist sicher als Leichenbestattung erwiesen. Erhalten sind neben formlosen Bronzeblechresten nur eine sehr umfängliche Bronzeschüssel

Digitized by Google

mit hohem Fuß und zwei festen, schlangenkopfartig auslaufenden Griffen, sowie eine Bronzefibel mit Silberrand.

Grab 3 ist mit reicheren Beigaben vertreten. Von einem sehr großen Bronzekessel mit beweglichen Griffen liegen ansehnliche Trümmer vor. Eine Bronzekasserole hat einen breiten Stiel, dessen Ösenhalbrund von zwei Schwanenköpfen gebildet wird. Mit den Stücken eines runden Bronzespiegels sind Teile der zugehörigen Holzkapsel gefunden worden. Unterm Einfluß der Bronze haben sich größere Stoffetzen erhalten. Neben anderen Metallresten fallen je zwei Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe aus Silber und aus Bronze auf. Zwei halbmondförmige bronzene Eimerfüßchen sind zunächst nicht unterzubringen. An Goldschmuck fanden sich eine linsenförmige, aus feinem Draht in Filigrantechnik gearbeitete Perle und eine kugelige Bommel mit geperltem Ösenteil. Von keramischem Material ist leider nur ein scheibenförmiger Spinnwirtel aufgehoben worden.

Trotz ihrer Trümmerhaftigkeit ergänzen diese Grabinhalte den Fund von 1908 in höchst erwünschter Weise. Vor allem scheint mir die durchaus verläßlich bezeugte Beobachtung von Skelettresten bei Grab 2 um so wichtiger zu sein, als die Annahme von Brandbestattung bei Grab 1 sich im wesentlichen nur auf einen Indizienbeweis gründen konnte.

Im Herbst 1925 wurden nun vom Bauernhofbesitzer Ferd. Beilke an ganz anderer Stelle der Feldmark beim Steinegraben zwei weitere Bestattungen derselben Kulturstufe ausgehoben, die in mancherlei Hinsicht vielleicht noch beachtenswerter sind als jene älteren Entdeckungen. Die Funde lagen wiederum unter mächtigen rechteckigen Packungen, den Trümmern zusammengestürzter Kammern. Die ursprüngliche Verteilung der Gegenstände im Grabraume konnte zumeist noch einwandfrei aufgenommen werden. Die größeren Bronzen waren nach erhaltenen Spuren in Leinwand verpackt. Knochenasche wurde nicht beobachtet; ein unverbranntes Knochenstück scheint vom Oberschenkel zu stammen; auch sonst spricht alles für Leichenbestattung. Mit Rücksicht auf die spätere ausführliche Darstellung begnügen wir uns hier mit einer raschen Betrachtung der Beigaben; sie konnten sämtlich für die Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer zu Stettin sogleich nach der Auffindung gesichert werden, wobei sich besonders Landrat von Holstein und, durch eine briefliche Mitteilung, die Lehrerin Hel. Grünschloß in Greifenberg dankenswert verdient gemacht haben; hervorgehoben darf noch werden, daß auch der Grundeigentümer sich bemüht hat, die von ihm gefundenen Gegenstände nach bestem Können zu bergen und unversehrt zu erhalten.

Grab 1: Großer Bronzeeimer, ähnlich dem des älteren Fundes von Lübsow, doch einfacher gestaltet und ohne Randverzierung; Henkel oben mit Ring, die Haken schwanenkopfartig; Attachen als weiblicher Kopf mit Palmettenkragen gebildet; die davon ausgehenden Nietleisten deuten nur noch ganz entfernt die sonst oft übliche Tierkopfform an; von den halbmondförmigen Eimerfüßchen sind bloß zwei erhalten. — Flache Bronzeschüssel mit sorglich abgedrehtem Fuß und zwei festen Griffen, von denen nur einer noch vorhanden war, fast völlig dem Becken von 1908 entsprechend. — Bronzekanne mit Kleeblattmündung, daran mit Nietbändern nachträglich befestigt ein Henkel mit Löwenkopf und Maske; an der rückwärtigen Innenwandung der Kanne als einziger Stempel im ganzen Funde die Erzgießermarke ASPAF. — Scherben zweier feinpolierter und -profilierter schwarzglänzender Tongefäße. — Zwei Splitter rot und weiß bemalten Glases. — Griffförmig

Digitized by Google

gebogener pflanzenstengelähnlicher Silberdraht mit Lötspuren, Zugehörigkeit bisher unbestimmt. — Runder Spiegel aus polierter Silberplatte. — Schmaler vierzinkiger Bronzekamm, oben mit durchnietetem Spalt, wohl zur Aufnahme eines Haarschmuckes. — Je eine kleine Fibel aus Silber und aus Bronze mit Sehnenhaken. — Silberner Ring mit Eierstabprofilierung und geperlter Rosette, für einen Fingerring auffallend groß. — Glatter goldener Fingerring von halbmondförmigem Querschnitt.

Grab 2: Bruchstücke eines größeren Bronzekessels, der ursprüngliche eiserne Henkel völlig vergangen. — Kleineres kesselförmiges Bronzegefäß. — Bronzene Schöpfkelle mit auffallend langem, einfach profiliertem undurchlochtem Stiel. — Zwei silberne Becher (vgl. Abb. 1 auf Taf. XV), wie die des Fundes von 1908 durch übergestülpten Eimer geschützt. — Scherben eines reich mit figürlichen Darstellungen bemalten Glasbechers. — Schwarzer Henkeltopf der üblichen Form. — Grauschwarzes kugeliges Tongefäß. — Halbkugeliges Tonschälchen. — Schmale mit Nieten versehene Bronzeleisten, wohl Beschlag eines Holzkästchens; vielleicht dazu gehörig ein holzunterlegtes Bronzeband mit Zapfenlöchern und drei gestielte bronzene Wasserhühnchen. — Silberne Fibel mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse. — Bruchstücke einer zweiten Silberfibel. — Zwei dicke gehämmerte goldene Fingerringe von halbmondförmigem Querschnitt. — Scheibenförmige Bernsteinperle.

Die ganze Fundgesellschaft einheimischer und fremder Ware bietet wieder reichen Stoff zu chronologischen und in weiterem Umfange kulturgeschichtlichen Studien, deren Einzelausbreitung hier natürlich zu weit führen würde (Zusammenstellung und Besprechung der bisher bekannten Fremdfunde unseres Gebietes aus der Kaiserzeit: E. Jungklaus, Römische Funde in Pommern, Greifswald 1924).

Besonders hoffnungsvoll in dieser Beziehung betrachtet man aus Grab 1 die Bronzekanne mit Kleeblattausguß, die ungewöhnlicherweise ihren Stempel auf der rückwärtigen Innenwand des Gefäßkörpers dicht unter der Henkelleiste trägt. Leider tritt die Erzgießermarke ASPAF, soweit ich bisher feststellen konnte, hier zum ersten Male auf, und sogar die Ausdeutung des Namens zu Aspasius, Aspanius oder gar als Kurzform von Asprenas muß nach dem mir zugänglichen epigraphischen Materiale und nach freundlicher, von R. Herzog und K. Kalbfleisch unterstützter Auskunft H. Klings in Gießen vorerst dahingestellt bleiben. Hinzu kommt als erschwerender Umstand, daß der recht altertümlich anmutende Henkel dem Gefäßkörper in zweiter Verwendung angenietet worden ist, was auch schon durch die Verschiedenheit des Materiales und die unverhältnismäßige Schwere des Griffes ziemlich deutlich kundgetan wird. So bleibt uns dieses prächtige Stück die gewünschten Aufschlüsse, soweit sie über allgemeinere Erwägungen der gewöhnlichen Art hinausgehen sollten, größtenteils, wenigstens zunächst, noch schuldig.

In Grab 2 verlangt vor allem der ziemlich steilwandige, mit kleinem Standfuß versehene Glasbecher ob seiner wohlerhaltenen Malerei aufmerksamste Beachtung. In zwei Reihen übereinander sind auf dem geschliffenen und infolgedessen milchglasähnlich erscheinenden, in der Masse aber klaren Glase inmitten leicht angedeuteter pflanzlicher Motive verschiedene Typen von Zirkuskämpfern, vielleicht sogar — was erst im Laufe der technischen Behandlung sicher zu entscheiden sein wird — mit Beischriften, flott und

Digitized by Google

farbenprächtig dargestellt in einem Stile, der das Stück, wie es schon die Form des Becherkörpers nahelegt, ins erste Jahrhundert datieren läßt. Unser Becher rückt damit weit vor die bekannten seeländischen Vergleichsstücke (am bequemsten bei A. Kisa, Das Glas im Altertum, 1908) und dürfte auch unter den Denkmälern der allgemeinen Kunstgeschichte eine hohe Bedeutung erlangen. Die technische und wissenschaftliche Bearbeitung des wertvollen Bechers, der leider in sehr trümmerhaftem Zustande geborgen wurde, hat S. Loeschcke in Trier übernommen, der gerade mit umfassenden Forschungen über die antiken bemalten Gläser beschäftigt ist.

Dem Vorgeschichtler für seine besonderen Ziele wichtiger werden die merkwürdigen bronzenen Vogelfigürchen dieses Grabes erscheinen, die so auffallend an die Denkmäler des Hallstattkreises erinnern und zu denen mich W. Schulz in Halle auf den Spätlatènegürtelhaken von Leimbach (Meiningen) aufmerksam machte.

Endlich sei als wohl bedeutsamster Bestandteil des Grabfundes 2 das silberne Becherpaar einer näheren Betrachtung unterzogen. Auf besonderen Wunsch des Herrn Vorsitzenden wird diesem Referat, der Hauptveröffentlichung vorgreifend, eine Abbildung beigegeben, die den besser erhaltenen der beiden Becher im Zustande gleich nach der Auffindung vorführt (Abb. 1 auf Taf. XV). Die technische Bearbeitung der Stücke hat mit Genehmigung von R. Zahn und unter Mithilfe von F. Rathgen der Restaurator am Berliner Antiquarium, H. Tietz, übernommen.

Das übliche paarweise Auftreten und die Gesamtform der Silberbecher lassen zunächst nichts weiter dahinter vermuten als wieder einen Beweis für die Üppigkeit einer herrschenden Bevölkerungsschicht unseres Gebietes, die sich gern auch an fremden Erzeugnissen, seien es Handelsgüter oder Beutestücke, erfreute. Der Lübsower Grabfund von 1908 enthielt ja ebenfalls als Prachtbeigabe ein silbernes Becherpaar, dessen italische Herkunft zweifelsfrei nachgewiesen werden konnte.

Für unsere neu aufgetauchten Becher aber hat die Einzelbetrachtung in Verbindung mit genauer Umschau im klassischen und subklassischen Kreise noch kein Gegenstück ergeben, eine Tatsache, die mir auch von R. Delbrück in Gießen und R. Zahn in Berlin bestätigt wurde. Sie zeichnen sich technisch durch besondere Dünne der Wandungen aus, formal vor allem durch die flächige Henkelbildung mit den eigenartigen Rosetten und den Versprießungen, sowie durch die zierliche Gestaltung der Füße. Das eingeschlagene, großenteils goldplattierte Ornament der Becher setzt sich aus gestrichelten Bändern, gefüllten Dreiecken und Rosetten zusammen. Das fischgrätenartig wirkende Muster unter dem Kuppenrande könnte dem ersten Blicke als eine verballhornte Nachahmung des Blätterkranzes erscheinen, wie er auch die älteren Lübsower Becher schmückt. Bei genauerem Zusehen aber vereinigen sich die verschiedenen Zierelemente zu einer solchen Geschlossenheit des Stiles, daß schwerlich irgendein Bestandteil darin als Fremdkörper empfunden werden dürfte. Und nun braucht wohl kaum noch besonders an den Zierrat erinnert zu werden, wie er mit Vorliebe auf nordischen Silberfibeln begegnet oder noch besser auf Stücken wie dem Goldringe im Funde von Sampohl, mit dem mich F. Behn und G. Behrens in Mainz bekannt machten. Vielleicht ist es auch kein Zufall, daß das Material des Becherpaares dem der Silberfibeln aus demselben Grabe völlig gleich scheint, soweit man nach dem äußeren Zustande ohne genaue Analyse urteilen mag. Die Wurzeln von Technik und Stil des nordischen Edelmetallhandwerkes dieser Zeit bedürfen zwar noch der abschließenden

Digitized by Google

Untersuchung. Bei aller Vorsicht aber wird man immerhin als die wahrscheinlichste Annahme gelten lassen müssen, daß die hier angezeigten Becher einheimisch-nordische Arbeit sind, entstanden in Anlehnung an klassische Vorbilder, wie sie auch das ältere Lübsower Grab enthielt, diesen zum wenigsten technisch durchaus ebenbürtig und dem in unserem Gebiete damals herrschenden Geschmacke glücklich angepaßt.

Wenn auch die Bedeutung des Lübsower Gesamtfundes mit diesen kurzen Bemerkungen längst nicht erschöpft ist, so dürfte doch die Betrachtung gerade des Becherpaares die für unser Sondergebiet wichtigste Frage hervorgezogen haben. Von planmäßigen Grabungen an den beiden Bestattungsplätzen der Feldmark erhoffen wir noch weiteren glücklichen Materialzuwachs.

2. Großgrünow, Kreis Dramburg.

(Dazu Abb. 2 auf Taf. XVI).

Gewisse Verwandtschaft mit den Lübsower Gräbern weist eine durch einige Knochen als solche erwiesene Leichenbestattung auf, deren Inhalt vor wenigen Wochen beim Straßenbau Großgrünow-Falkenburg infolge des Absturzes einer Böschungswand den Arbeitern vor die Füße rollte. Rittergutsbesitzer von Knebel-Döberitz auf Großgrünow stellte als Grundeigentümer die Gegenstände sofort bereitwilligst der Öffentlichkeit zur Verfügung, Studienrat Dr. Faust in Dramburg nahm sich als Pfleger der Funde an und Landrat Dr. Ehlert zeigte größtmögliches Entgegenkommen bei den Verhandlungen über den Verbleib des Grabinventares (vgl. Abb. 2 auf Taf. XVI), dessen Bestandteile entsprechend den wissenschaftlichen Erfordernissen unter Austausch von Nachbildungen zwischen der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin und dem Dramburger Kreismuseum geteilt werden.

Beachtenswert ist wieder vor allem eine bronzene Kanne mit Kleeblattmündung, deren Form insgesamt edler ist als die der Kanne von Lübsow, deren Henkel aber in roherer Darstellung oben einen wohl als Löwe zu deutenden Tierkopf, auf der Attache die Büste des syrinxblasenden Fauns aufweist; eine Erzgießermarke ist nicht zu erkennen.

Schlecht erhalten und ebenfalls markenlos sind eine Schöpfkelle und das zugehörige, auf dem Boden in einfachstem Strahlenmuster gelochte Sieb; die in bescheidener Profilierung geschnittenen Stiele haben keine Öse und sind unverziert.

Aus chronologischen und kulturgeschichtlichen Gründen für uns besonders bedeutungsvoll ist die Beigabe zweier glatter Terra sigillata-Teller von der Form Drag. 18, deren einer mit COCVSF bestempelt ist, während der andere die an den Endbuchstaben ausgebrochene Marke PETRVLLV[SF] trägt. Die beiden Teller stammen also offenbar aus den um die Wende zum zweiten Jahrhundert blühenden und ein weites Gebiet versorgenden Töpfereien von Blickweiler in der Rheinpfalz.

Die einheimische Keramik ist in interessanter Weise vertreten durch einen rauhwandigen, nur am Rand und am Boden streifenweise geglätteten grauen Krug, dessen starker Henkel sich durch seine für die Daumenauflage bequem geformte Oberseite auszeichnet. Dabei fanden sich drei Scherben eines schwarzen Topfes mit scharf profiliertem ausladendem Rande, mit umlaufender Furche und fein eingeritzter Bandverzierung.

Das Grab enthielt ferner eine bronzene Schnalle mit zweigliedrigem halbkreisförmigem Rahmen und unverzierter Riemenkappe, ein bronzenes

Digitized by Google

Riemenzungenbruchstück mit Ösenscheibe, das Bruchstück einer bronzenen Pinzette mit Anhängering und Spiraldrahtschieber, endlich zwei bronzene Knopfsporen mit rundem gedrungenem Hohlstachel und langen, zu den verhältnismäßig kleinen Knöpfen ziemlich schmal auslaufenden Bügeln.

Soweit ich sehe, ist der Großgrünower Fund der erste in Pommern bekannt gewordene, der Terra sigillata-Ware enthält; aus unserer Nachbarschaft kenne ich nur den Fund von Damme in der Uckermark (vgl. Mitt. d. Uckermärk. Mus.- u. Gesch.-Ver. zu Prenzlau, I, 1902, S. 51ff.). Im Großgrünower Forst sind schon früher mehrere kaiserzeitliche Skelettgräber aufgedeckt worden (vgl. E. Blume, Germanische Stämme I passim, II S. 181f.).

3. Kleinmoitzow, Kreis Greifenberg.

Im Herbst 1925 fand der Bauernhofsbesitzer O. Bruß bei der Feldbestellung größere Steinpackungen, deren Beseitigung kaiserzeitliche Grabbeigaben zutage förderte. In Unkenntnis des Ausgrabungsgesetzes nahm der Finder die Gegenstände sogleich selbst, aber in vorsichtiger Weise heraus und übereignete sie in dankenswerter Bereitwilligkeit kostenlos dem Greifenberger Kreisheimatmuseum zu Treptow a. d. Rega. Als Leiter dieser Sammlung und als Pfleger hat Rechnungsrat J. von Malotki über den Fund bereits einen kurzen Bericht veröffentlicht (Heimatklänge II, 1925, S. 42f.), der demnächst durch den Referenten unter Beigabe von Abbildungen ergänzt werden wird.

Eine ziemlich große bronzene Kasserole soll „Branderde oder Asche" enthalten haben, was natürlich nicht unbedingt gegen Leichenbestattung zu sprechen braucht.

Beschlagteile eines Trinkhorns erinnern an den Lübsower Fund von 1908. Ferner enthielt das Grab neben unbestimmbaren Bronzebruchstücken Teile einer Nadel mit geriefeltem Kopf, eine Rollenkappenfibel und Teile eines Armreifes. Ein goldener Anhänger ähnelt dem bei Schwantes, Urgeschichte S. 198, abgebildeten. Beachtenswert sind vier Glasperlen: blau mit Goldeinlage; hellblau mit schwarz-rot-weiß-gelb und blauem Mosaikbandmuster; durchscheinend mit Goldunterlage; weiß mit blauweißen Mosaikpunkten. — Aus einem anderen Grabe derselben Fundstelle sollen Teile eines verzierten Bronzeschwertes (!) stammen, dessen Zugehörigkeit ich durch eigenen Augenschein noch nicht nachprüfen konnte, sowie Beschlagstücke eines weiteren Trinkhorns, dessen Spitzenteil in einen schlanken Tierkopf mit langen Hörnern ausläuft (als Parallele begegnete mir zufällig bei S. Müller, Danmarks Oldsager II, die Abb. 179).

Von einheimischer Keramik fanden sich wenige schwarze, dünnwandige Gefäßscherben ohne Verzierung.

Planmäßige Untersuchungen an der Fundstelle sind erst nach der diesjährigen Ernte möglich, auch bedürfen die bisher vorliegenden Gegenstände noch genauerer Sichtung. Immerhin sollte der für unser Gebiet recht beachtenswerte Fund wenigstens andeutungsweise hier Erwähnung finden.

4. Wedderwill, Kreis Regenwalde.

(Dazu Abbildung 3 auf Taf. XVII.)

Anfang dieses Jahres wurden bei der Feldbestellung Skelettgrabfunde gemacht, um deren Sicherstellung sich Kreisschulrat Rowe und Landrat von Bismarck in Labes bemühten, und die als Geschenk des Eigentümers Herrn

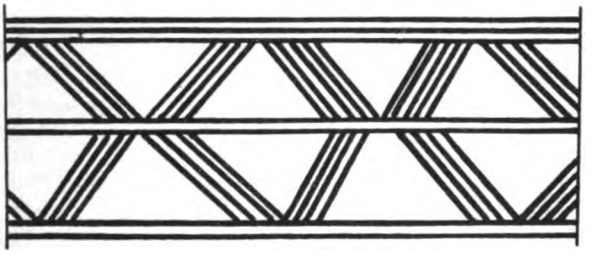
Digitized by Google

von Loeper auf Loepersdorf in die Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer zu Stettin gelangten (vgl. Abb. 3 auf Taf. XVII). Die sorgfältige Beobachtung der Fundstelle wird dem Gutsverwalter Ebert verdankt.

Ein halbkugeliges grünliches Glasschälchen mit leicht ausschwingendem Rande und kleiner Standdelle zeigt oberflächlich eingeschliffene umlaufende Bänder und die üblichen spiralischen Formungsriefeln. Es dürfte etwa aus der Wende vom dritten zum vierten Jahrhundert stammen (als Rasiernapf des ahnungslosen Finders hat es die Festigkeitsprobe glänzend bestanden).

Das Schälchen sichert die Datierung der zugehörigen Keramik, deren Einzelbeschreibung sich angesichts der Abbildung erübrigen dürfte.

Als Typ für Pommern bisher einzigartig ist ein silberner Halsring; er ist im hinteren Drittel glatt, sonst gedreht; der Knebelhaken greift in einen rechteckigen Ausschnitt der Verschlußscheibe ein, von deren ehemaligem Belag



Der Bauchgurt des nicht abgebildeten Tongefäßes von Wedderwill, Kr. Regenwalde.

nur noch Bronzespuren vorhanden sind. — Zu dem Ringe gehört ein schwarzglänzendes Tongefäß, das ich leider noch nicht abbilden kann; seiner Form nach erinnert es an das vorhin gezeigte unverzierte Töpfchen, ist aber etwas größer, schlanker und dünnwandiger, insgesamt von edlerer Mache als dieses, und mit einem kräftig eingefurchten Bauchgurt versehen.

Die Wedderwiller Funde stellen eine wesentliche Bereicherung unseres jüngerkaiserzeitlichen Quellenmateriales dar und werden bei der Sonderung mancher keramischer Siedelungsreste gute Dienste leisten.

5. Luggewiese, Kreis Lauenburg.

(Dazu Abbildungen 4 und 5 auf Taf. XVII und XVIII.)

Aus einem Urnengräberfelde, das infolge Sandgrubenbetriebes leider ohne systematische Aufsicht der Zerstörung anheimfallen mußte (vgl. E. Blume, Germanische Stämme I, S. 159 und II, S. 155), seien wenigstens einige Funde vorgeführt, deren Rettung großenteils dem Lehrer Frenck in Luggewiese verdankt wird; sie befinden sich teils in der Lauenburger Kreissammlung[1]), in der ich sie mit Unterstützung von Direktor Stielow, dem Pfleger des Kreises, untersuchte (Abb. 4 auf Taf. XVII), teils wurden sie durch Regierungsrat Willnow in Lauenburg, einen eifrigen und höchst erfolgreichen Helfer auf dem Gebiete der Bodenforschung, der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin zur Verfügung gestellt (Abb. 5 auf Taf. XVIII).

Beachtenswert sind auf Abbildung 4 vor allem die fünf silbernen, zum Teil mit Goldblech und feinem gekerbtem Silberdraht belegten Rollen-

[1]) Vgl. auch die knappen Bemerkungen von G. Kossinna, Mannus Erg.-Bd. IV. (1925), S. 51, Anm. 1.

Digitized by Google

hülsenfibeln, die man wohl zu den Meisterwerken des nordischen Edelmetallgewerbes rechnen darf. Die übrigen Gegenstände der Abbildung bieten keine Besonderheiten.

Aus Abbildung 5 seien besonders die Reste schafwollenen Köperstoffes hervorgehoben. Nach Mitteilung von Regierungsrat Willnow gehören sie zum Inhalt der leider zerstörten Urnen; anhaftende Reste machen es wahrscheinlich, daß sie als Umhüllung der Knochenasche gedient haben; ob es sich um Fetzen von Kleidungsstücken oder von Beuteln handelt, läßt sich nicht mehr entscheiden. — Die Bruchstücke von Fibeln und Armbändern (unten links aus Silber) bedürfen keiner näheren Erläuterung. — Links sind zwei Spinnwirtel aus Ton dargestellt, der eine scheibenförmig, der andere doppeltkonisch; es folgen rechts eine birnenförmige, links eine scheibenförmige Bernsteinperle, unter ersterer eine Perle aus schwärzlichem Glasfluß, links eine rot-weiß-blau-weiß-rot-gelb-grün-gelb-rot spiralisch gebänderte kugelige Glasflußperle.

Über die zeitliche und kulturelle Stellung der Funde kann kein Zweifel sein. Immerhin ist es sehr erfreulich, daß der verbliebene Rest des Begräbnisplatzes einer wissenschaftlichen Untersuchung zur Verfügung steht.

6. Regenwalde-Ausbau.

(Dazu Abbildung 6 auf Taf. XVIII.)

Im Jahre 1924 übermittelte Konrektor Harnitz in Regenwalde der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin sechs römische Denare, die der Bauernhofbesitzer Friedr. Behnke bei der Feldbestellung als Einzelfunde aufgelesen hatte. Die hierauf vorgenommenen Nachforschungen erbrachten als Hauptmasse des Schatzes weitere 154 Stück und dazu einige Scherben des Schatzbehälters. Der Fund konnte mit Mitteln der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde erworben werden. Die Umgebung der Fundstelle weist keine Besonderheiten auf; Siedelungsspuren, die etwa gleichzeitig sein könnten, treten erst in geraumer Entfernung auf, ebenso kaiserzeitliche Grabfunde. Sonst sind aus der Feldmark ein Mittelerz Konstantins I. und ein Aureus des Glycerius bekannt geworden.

Unser Denarschatz, von dessen Gesamtbestand uns aller Wahrscheinlichkeit nach kaum ein Stück entgangen sein dürfte, setzt sich wie folgt zusammen:

5 Vespasianus († 79),
4 Titus,
1 Domitianus,
8 Trajanus,
16 Hadrianus,
2 Aelius,
32 Antoninus Pius, darunter 2 Consecrationsdenare und 1 Denar mit Aelius Caesar auf der Rückseite,
19 Faustina sen.,
26 Marcus Aurelius,
11 Faustina jun., darunter 2 Consecrationsdenare,
4 Lucius Verus, darunter 1 Consecrationsdenar,
4 Lucilla,
25 Commodus,
1 Crispina,
1 Septimius Severus,
1 Julia Domna († 217).

Digitized by Google

Durch diesen einen verhältnismäßig großen, für Pommern bisher größten Schatz hat sich der Bestand an Römermünzen des in Rede stehenden Zeitraumes für unsere Provinz wesentlich verändert, wie nachstehende Übersicht zeigt, die ich unter Benutzung der Angaben von E. Jungklaus (Römische Funde in Pommern, Greifswald 1924) doch noch hierher setzen möchte. Dabei glaubte ich, der Einfachheit halber, wenngleich nicht ganz korrekter Weise, die wenigen Konsekrationsmünzen den dargestellten Persönlichkeiten zurechnen zu dürfen, da sich aus diesem Vorgehen für unseren bescheidenen Zweck kaum irgendwelche Unstimmigkeiten ergeben werden.

Vespasianus	bisher	19	(18 S., 1 B.)	dazu	5 = 24
Titus	„	3	(3 S.)	„	4 = 7
Domitianus	„	10	(1 G., 8 S., 1 B.)	„	1 = 11
Trajanus	„	6	(5 S., 1 B.)	„	8 = 14
Hadrianus	„	8	(6 S., 2 B.)	„	16 = 24
Aelius	„	—		„	2 = 2
Antoninus Pius . . .	„	16	(14 S., 2 B.)	„	32 = 48
Faustina sen.	„	3	(2 S., 1 B.)	„	19 = 22
Marcus Aurelius . . .	„	5	(3 S., 2 B.)	„	26 = 31
Faustina jun.	„	4	(3 S., 1 B.)	„	11 = 15
Lucius Verus	„	—		„	4 = 4
Lucilla	„	1	(1 S.)	„	4 = 5
Commodus	„	6	(4 S., 2 B.)	„	25 = 31
Crispina	„	—		„	1 = 1
Pertinax	„	1	(1 S.)	„	— = 1
Septimius Severus . .	„	—		„	1 = 1
Clodius Albinus . . .	„	1	(1 B.)	„	— = 1
Julia Domna	„	1	(1 S.)	„	1 = 2
Zusammen	bisher	84	(1 G., 69 S., 14 B.)	„	160 = 244 (1 G., 229 S., 14 B.)

Vor diesen Zahlen ist natürlich zu bedenken, daß viele größere und kleinere Schatzfunde auch Pommerns lediglich noch dem Namen nach bekannt, sonst aber ganz oder doch überwiegend verschollen sind: der Fund von Sterbenin beispielsweise hat 40 Goldmünzen enthalten, von vielen Denaren wird aus Großcrien berichtet, und vom Schillersdorfer Funde weiß man nicht mehr, als daß er etwa 60 Bronzemünzen enthalten habe.

Die handelsgeschichtliche und numismatische Auswertung aller dieser Tatsachen würde uns hier zu weit führen und bleibt daher der späteren abschließenden Bearbeitung unseres neuen Fundes vorbehalten. Immerhin wird die wissenschaftliche Bedeutung des Regenwalder Schatzes auch so schon einleuchten, und es wird kaum noch eines besonderen Hinweises auf die methodischen Lehren bedürfen, die aus seiner eigenartigen Zusammensetzung und aus dem ihm zu verdankenden Materialzuwachse für die Beurteilung der Statistik von Einzelfunden und des Gesamtbestandes römischer Münzen einer Landschaft gezogen werden müssen (vgl. auch die grundlegende Arbeit von K. Regling über den Denarfund von Gröndenberg in Zeitschrift f. Numismat. XXIX, S. 189ff.). Jedenfalls drohen auf diesem Gebiete noch sehr viel mehr Fehlerquellen, als wir sie sonst schon beim Studium der Denkmäler mit Rücksicht auf die lückenhafte Überlieferung in Rechnung zu stellen gewöhnt sind; glücklicherweise steht ja das Erscheinen der Arbeit von St. Bolin bevor, der durch die Vereinigung des ganzen Materiales aus dem freien Germanien

Digitized by Google

für genauere Erkenntnisse, etwa durch den Vergleich der verschiedenen landschaftlich umrissenen Münzvorkommen, eine tragfähigere Grundlage bieten wird, als wir sie bis jetzt besitzen.

An dieser Stelle sollen die Regenwalder Denare nur den ungefähren chronologischen Fixpunkt für den Schatzbehälter abgeben, dessen durch die erhaltenen Scherben genügend gesicherte Rekonstruktion durch die freundliche Vermittlung M. Jahns den Werkstätten des Breslauer Museums verdankt wird (vgl. Abb. 6 auf Taf. XVIII). Es handelt sich um ein graues, auf der Schulter mit zwei Furchenpaaren geschmücktes Töpfchen, dessen Form aber leider noch zu vereinzelt ist, als daß es im Augenblick schon bei der Sichtung unseres übrigen keramischen Materiales aus Gräbern und Siedelungen wesentliche Dienste leisten könnte. —

Die hier mitgeteilten Funde, insbesondere diejenigen mit Gegenständen ausländischer Herkunft, fügen sich der großen Reihe anderer aus früherer oder späterer Kulturperiode ein, die aus dem durch seine Verkehrslage in der Vorzeit begünstigten Landstriche schon bekannt sind oder noch der Veröffentlichung harren. Das bedeutet nicht, daß alle Fremdware unterschiedslos als Handelsgut aufzufassen wäre. Immerhin wird man noch lange der Versuchung widerstehen müssen, ein Kapitel über den römerzeitlichen Handel in Pommern schreiben oder gar die einschlägigen Stücke als Sold, noch eher vielleicht als Beutegut mit geschichtlichen Ereignissen in Zusammenhang bringen zu wollen. Die hier gebotene Auswahl sollte einerseits den Fachgenossen leicht auszubauende Hinweise geben, andererseits aber die Kenntnis von Gegenständen vermitteln, die auch ohne gelehrten Ballast etwas zu sagen haben, da ja die Tagungen der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte als Quelle mannigfacher Anregungen gerade auch von den Freunden der Vorzeitforschung geschätzt und gern aufgesucht werden, die nur als Liebhaber — und als solche besonders opferwillig und unentbehrlich — unsere Arbeit fördern.

Digitized by Google

Balder, das Oseberggrab und südrussisch-sakische Parallelen[1]).

Von Dr. Wolfgang Schultz, Görlitz.

Mit dem Osebergfunde stehen wir an der reizvollen Grenze der Vorgeschichte zur Frühgeschichte, und eigentlich schon mitten in dieser.

Das Osebergschiff gehört zu der Gruppe der großen Schiffsgräber des Königsgeschlechtes der Ynglingen[2]). Diese Gruppe besteht aus dem Gräberfelde von Borre mit 9 großen und 15 kleinen Hügeln, von denen einer der größeren, der nördlichste, 1852 erforscht wurde und eine Bestattung der Zeit um 870 nach Chr. ergab, während die anderen Hügel, soweit sie nicht schon zerstört sind, noch des Aufschlusses harren; einer der südlicheren dürfte das Grab des Königs Eystein (etwa 710—750) enthalten. Ferner aus dem 1880 ausgegrabenen Gokstad-Hügel, dessen Inhalt ebenfalls um 870 anzusetzen ist; es handelt sich um das Grab des Königs Olaf Geirstada-alf (um 800—870), des Halbbruders Halfdan des Schwarzen. Endlich aus dem Oseberg-Hügel, in dem Königin Asa, die Gattin Gudröd des Stolzen, um 850 nach Chr. mit ihrer Dienerin beigesetzt wurde. Genaueres über ihre ergreifenden Lebensschicksale erfahren wir aus Snorris Königsbuche[3]). In Oseberg haben wir nicht nur eine Schiffsbestattung mit Grabkammer wie in Gokstad, sondern auch die Beigabe einer Dienerin. Die Bestattung wurde von den norwegischen Forschern so genau aufgenommen, daß der Ertrag eine Reihe höchst lehrreicher, religionsgeschichtlicher Aufschlüsse gebracht, freilich aber auch eine ganze Reihe neuer Fragen aufgeworfen hat.

Die Edda, deren älteste Lieder ihrem Kerne nach etwa in die Zeit dieser Bestattungen zurückreichen, erhält vom Oseberggrabe aus für uns neues Leben. Baldr und Nanna, Sigfrid und Brunhild auf dem Holzstoße werden uns anschaulich. Der Bericht des Arabers Ibn Fadhlan, des islamischen Glaubensboten am Hofe des Bulgaren-Chans (921/22 nach Chr.) an der Wolga[4]), tritt ergänzend hinzu. Der Häuptling der Rus, von dem Ibn Fadhlan

[1]) Da ich bei dem Vortrage von den noch so unbekannten Bildern des Osebergfundes (Osebergfundet utgit av den Norske Stat, Oslo, Bd. 1: 1917, Bd. 2: 1920) wenigstens die wichtigsten vorführen wollte, konnte ich manches Stoffliche nur andeuten. Bei der schriftlichen Wiedergabe meines Gedankenganges suche ich das auszugleichen, so daß auch meine Braunschweiger Zuhörer hier ziemlich viel Neues finden dürften.

[2]) Vgl. für die Einzelheiten über die Ynglingengräber A. W. Brøgger, Osebergdronningen, Nordisk Tidskrift 1919 (Stockholm), S. 225—240.

[3]) I 74—76 und 81 (Thule II, 14), Jena 1922, übersetzt von F. Niedner.

[4]) C. M. Frähn: Ibn Foszlans und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. St. Petersburg 1823.

Digitized by Google

erzählt, wurde ebenfalls auf dem Schiffe in einer Grabkammer (Zelt) beigesetzt, 1 Hund, 2 Pferde, 2 Ochsen, Hahn und Henne, endlich seine „Sklavin" hat man ihm beigegeben — aber dann verbrannte man die ganze Bestattung. Auch der Bestattung des Baldr, wie sie Snorri [1]) nach dem, offenbar ältere Bildweberei [2]) wiedergebenden Schnitzwerke in der Halle des Olaf Pfau [3]) schildert, liegt gewiß die Erinnerung an entsprechendes Brauchtum zugrunde. Die Leiche wird erst ans Meer geschafft, es erfolgt dort offenbar eine vorübergehende Beisetzung wie bei dem Häuptlinge der Rus, und unterdessen richtet man (mit etlichen Hindernissen: Hyrrokin!) das Schiff zu. Dann erst bringt man den Toten hinauf. Seiner Gattin Nanna bricht dabei vor Harm das Herz [4]), und sie wird ihm beigegeben. Odin legt den Ring Draupnir hinzu [5]), man führt auch das Roß des Toten mit allem Reitzeuge auf den Holzstoß — wir erfahren aber nicht, daß man es erst in Schweiß getrieben und dann zerhauen hätte, wie das Ibn Fadhlan von den Rus berichtet. Das kurze (jüngere) Sigurdlied [6]), das die Bestattung des Sigurd und der Brunhild schildert, weiß nichts von einem Schiffe. Der Holzstoß selbst soll mit Schilden und Decken geschmückt werden. Es sollen 2 Sklaven zu Häupten und 2 zu Füßen Sigurds liegen [7]), auch 2 Hunde und 2 Habichte. Das Schwert soll Brunhild wieder von ihrem „Gatten" scheiden, die Bestattung entspricht der Hochzeit [8]), 5 Mägde und 8 Knechte sollen Brunhild in den Tod folgen. Das Lied schwelgt in der Menge der geopferten Menschen; dem toten Häuptlinge soll solch großes Gefolge nachdrängen, daß das Heltor ihm nicht an die

---

[1]) Die jüngere Edda, S. 105f, übersetzt von G. Neckel und F. Niedner, Jena 1925 (Thule II, 20).

[2]) Vgl. „Tierköpfe mit tierverzierten Feldern in Oseberg und Wendel". Mannus XVII, 4 (1925), S. 348, Anm. 1.

[3]) G. Neckel: Die Überlieferungen vom Gotte Balder. Dortmund 1920, S. 46ff.

[4]) In den Blaubartsagen bricht der Braut das Herz infolge des Trinkens von dreierlei „Wein". Die Sklavin des Häuptlings der Rus muß vor ihrer Opferung Met trinken. Die Sitte des Witwentodes hat die Heldendichtung mehrfach verwertet; Näheres bei P. Herrmann, Die Heldensagen des Saxo Grammaticus II: Kommentar (Leipzig 1922), S. 94.

[5]) Die Bestattung wurde als Gegenstück zur Hochzeit aufgefaßt. Das Tuch (ript) der Frigg für Nanna wird als Brautschmuck zu verstehen sein. Auch Thor trägt als Braut das Gesicht mit einer Art Schleier verhüllt. Vgl. Anm. 8.

[6]) Genzmer: Edda-Übersetzung I, 68f.

[7]) Innstein fällt zu Häupten seines Königs (Genzmer, Edda-Übersetzung I, 216), Utstein, dächte man, zu seinen Füßen — aber er ist mit der halben Mannschaft bei den Schiffen. Jedoch im Bjarkiliede (ebenda I, 184) steht es noch richtig: Bjarki zu Häupten, Hjalti zu Füßen seines Herrschers. Im Hamdirliede (ebenda I, 57) ist zu vergleichen: Da sank Sörli am Saalgiebel und Hamdir fiel an des Hauses Rückwand.

[8]) Vgl. Anm. 5 und zur Erläuterung des Berichtes des Ibn Fadhlan O. Schrader, Totenhochzeit, Jena 1904. Da Schrader von der Totenhochzeit des Junggesellen ausgeht, fällt die Beziehung zu dem Häuptlinge der Rus etwas gezwungen aus; seine höchst wertvollen Darlegungen erhalten aber doppelte Bedeutung, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte der Entsprechung von Begräbnis und Hochzeit betrachtet. Von einer ganz anderen Seite fällt Licht auf die Totenhochzeit durch F. R. Schröder, Germanentum und Hellenismus, Untersuchungen zur germanischen Religionsgeschichte, Heidelberg 1924 (Germanische Bibliothek II, 17), S. 40ff. Schröder versucht hier in Vegetationskulten eine „germanische Schicht" des Balder-Stoffes als Grundlage der späteren „hellenistischen", die er annimmt, bloßzulegen und bespricht zu diesem Zwecke den Völsi (Genzmer, Edda-Übersetzung II, 184) und das indische Aswamedha und Purusamedha (Beilager mit dem toten Pferde oder Manne). Ein Beilager mit dem Toten, also eine Totenhochzeit, begeht auch Sigrun mit Helgi (Genzmer, ebenda II, 148). Damit zeigt sich eine Schwierigkeit für den Ansatz von Schröders zweiter, hellenistischer Schichte; denn Helgi ist von Balder kaum mehr zu trennen.

Digitized by Google

Zerse fallen kann. Die Prosa zu Brunhilds Helfahrt [1]) redet von zwei Scheiterhaufen und daß Brunhild auf einem mit Tüchern überspannten Wagen sitzend verbrannt wurde. Auch der Prunkwagen des Osebergschiffes war mit Tüchern ausgeschlagen, und es ist anzunehmen, daß auf ihm die Leiche der Königin oder ihre zum Tode bestimmte Dienerin zu Schiffe gebracht wurde. König Harald Kampfzahn erhielt Wagen und Pferd mit ins Grab, damit er nach Belieben gen Walhall fahren oder reiten könne [2]). Man vereinte also verschiedene Auffassungen von der Jenseitsfahrt bei der Bestattung und suchte sich synkretistisch auf alle Fälle zu sichern. Während aber Baldrs Roß alles Reitzeug mitbekam, fand sich im Osebergschiffe kein einziges Pferdegeschirr, obgleich mindestens 15 Pferde beigegeben waren. Es scheint, daß hier die Vorstellung von der Seelenfahrt von der anderen durchkreuzt wurde, daß das Grab schon selbst das Jenseits darstelle. Das Osebergschiff war an einem mächtigen Steine vertaut, wodurch es offenbar gesichert sein sollte gegen hereinbrechende Sturmflut. Der rechte Schlitten war umgestürzt, mit Boden und Kufen nach oben, und die Deichseln der drei schönen Schlitten waren im Schiffe verschleppt, wie um die Schlitten zur Fahrt unbrauchbar zu machen. Auch daß die Schlittenkästen nicht auf die passenden Kufen gesetzt waren, könnte man in diesem Sinne erwähnen. Der Wagen war völlig zertrümmert; eine weitere Fahrt mit ihm sollte wohl unterbleiben. Das Fehlen des Pferdegeschirres könnte in dieselbe Richtung weisen [3]). Die Leiber der Pferde lagen auf der einen, ihre Köpfe auf der anderen Seite des Schiffes; zwischen den Pferden lagen 4 Hunde. Ferner fand sich ein ganzer Ochse auf der Steuerbordseite im Achterschiffe und ein zweiter im Vorderschiffe, aber so verteilt, daß sein Gerippe ganz vorn auf der Backbordseite, sein Kopf inmitten eines großen, mit magischen Zeichen bemalten Bettes lag. Das Zerteilen der Tiere das Abreißen ihrer Köpfe, spielte hier offenbar eine ähnliche Rolle wie bei den Rus. Ibn Fadhlan berichtet, daß sie den Hund in zwei Teile schnitten, die Pferde erst in Schweiß trieben und dann, ebenso wie die Ochsen, mit ihren Schwertern zerhieben (köpften?), ferner daß die Henne (und wohl auch der

[1]) Genzmer: Edda-Übersetzung I, 104 (verkürzt).
[2]) Sögubrot 9 (Fornaldarsögur I, 387).
[3]) Eine andere, übrigens mit ihr verträgliche, wenn nicht wesensverwandte Möglichkeit, wird sich später von der osetischen Roßweihe her ergeben. Das Grab und Jenseits gilt oft als die verkehrte Welt. Aus einem Berichte von N. Th. Katkanoff: Über die Bestattungsbräuche bei den Turkstämmen Zentral- und Ostasiens, Keleti Szemle I (1900) 107f. entnehme ich, daß die Beltiren meinen, im Jenseits werde die linke Hand zur rechten. Man gibt daher dem Toten den Zügel seines Pferdes in die linke Hand. Von den Kleidern schneidet man die Knöpfe ab (vgl. das Abnehmen der Deichseln von den Schlitten in Oseberg); alles, was man am Grabe verkehrt macht, wird im Jenseits richtig sein (ebenda, S. 108). Die Učuanen oder Dung-ču (1. Jahrh. vor Chr. bis 3. Jahrh. nach Chr.) in der östlichen Mongolei geleiteten den Toten im Sarge unter Tanz und Gesang. Das Lieblingsroß, Kleider und anderer Besitz wurden verbrannt. Die Bewachung der Seele des Verstorbenen empfahl man einem gemästeten Hunde, den man an einer farbigen Schnur mitführte. Das erinnert an die Vertreibung des Leichengespenstes durch den „gelblichen, ‚vieräugigen' Hund, weißlich mit gelben Ohren", den man nach den Angaben des Awesta, Widewdāt VIII, 16—18 (vgl. F. Wolff, Awesta-Übersetzung, Berlin 1924, S. 367), zu diesem Zwecke neunmal den Weg auf und ab führen soll. Über den Hundekult der Magier s. J. Hertel, Die Zeit Zoroasters, Leipzig 1924, S. 48ff. Ich erwähne den mongolisch-türkischen Grabbrauch, der offenbar auf Iranisches zurückgeht, wegen der „Hunde"-Tierkopfpfosten des Osebergschiffes (vgl. Anm. 23). Man beachte auch die sonderbare Einsetzung des Hundes Saur als Herrscher über Drontheim durch König Eystein den Bösen (Snorri, Königsbuch I, 147; weiteres bei P. Herrmann, Saxo-Kommentar, S. 503), ferner die Verwendung von Kampfhunden (Saxo S. 174, 179, 252ff.); vgl. P. Herrmann, Saxo-Kommentar, S. 400f., Anm. 2.

Digitized by Google

Hahn?) geköpft, ihr Leib ins Schiff geworfen wurde. Im Gokstadschiffe fanden sich außer 12 Pferden und 6 Hunden auch ein Pfau. Nun haben wir bei Saxo (S. 31 H.) die merkwürdige Angabe, daß ein Weib, das den Hadding ins Jenseits entrückt, einem Hahne den Kopf abreißt und ihn über die Mauer wirft, hinter der er, wieder lebendig geworden, sogleich kräht. Das legt nahe, bei Huhn und Hahn der Rus, bei dem Pfauen des Gokstadschiffes, an Verheißungen des neuen Lebens im Jenseits zu denken. Daß das abgetrennte Haupt wieder an den Rumpf fahren könne, scheint die Geschichte vom Tode des Starkad vorauszusetzen (Saxo, S. 273f H.).

Auch bei dem geköpften Ochsen, dessen Kopf in dem mit magischen Zeichen bemalten Bette lag, ist mir solch ein Glaube an Neubelebung im Jenseits wahrscheinlich, obgleich ja die Bettung des Ochsenkopfes wieder ein besonderer Zug ist. Es gibt weit verbreitete Geschichten von dem Zauberkunststücke, das geköpfte Wesen wieder zu beleben, Kopf und Rumpf wieder zusammenrücken und zusammenwachsen zu lassen, und was da das eine Mal als Zauber berichtet wird, versuchte man gewiß sehr oft zu andern Malen als Mysterienspiel mit Hilfe von Puppen und einfachen Vorrichtungen in der Wirklichkeit darzustellen, um in den Zuschauern den beglückenden Glauben an das verheißene Leben im Jenseits recht lebhaft zu erwecken. Ich führe dafür einige möglichst weit auseinanderliegende Quellen an, wobei ich der Frage etwa bestehender kultur- und religionsgeschichtlicher Zusammenhänge diesmal nicht nachzugehen gedenke.

In der Geschichte von „König Cheops und den Zauberern" (Papyrus Westcar, um 1700 vor Chr.) heißt es [1]): „Da sagte seine Majestät: Ist das wahr, was man sich erzählt, du könntest einen abgeschnittenen Kopf wieder an seine Stelle setzen? Deda sagte: Das kann ich, o Fürst.... Da sagte seine Majestät: Man bringe mir einen Gefangenen.... Deda sagte: Nicht doch! Keinen Menschen.... Befiehl nicht, daß dieser Versuch an einem edlen Geschöpfe vorgenommen werde. Da brachte man eine Gans herbei und schnitt ihr den Kopf ab. Man legte die Gans in die westliche Ecke des Säulensaales und den Kopf der Gans in die östliche Ecke des Säulensaales. Dann sprach Deda Einiges von seinen Zauberformeln. Da stand die Gans auf und wackelte voran, und der Kopf tat das gleiche, und als ein Teil zu dem anderen gekommen war, da stand die Gans vollständig da und gackerte.... Dann ließ seine Majestät einen Stier herbeibringen. Man schlug ihm den Kopf ab, so daß er zu Boden fiel. Da sprach Deda Einiges von seinen Zauberformeln, und da stand der Stier hinter ihm, aber der Strick (der beim Köpfen vom Halse des Stieres herab auf die Erde gefallen war) blieb auf der Erde liegen".

Im Popol Wuh, der ihrem Inhalte nach noch durchwegs vorkolumbischen mythischen Geschichte der Kiče-Indianer von Guatemala, wird erzählt, wie die beiden Brüder Hun ahpu (Eins Blasrohrschütze) und Šbalanke (kleiner Jaguarhirsch), um ihre Väter zu rächen, in die Unterwelt hinabsteigen, dort ihren Tod finden, aber wieder zum Leben gelangen und nun vor den Göttern der Totenwelt und deren beiden Fürsten Hun kame (Eins Tod) und Woqub kame (Sieben Tod) unerkannt als Bettler folgendes Schauspiel geben [2]): „Da sagte der König zu ihnen: Tötet diesen meinen Hund

[1]) A. Wiedemann: Altägyptische Sagen und Märchen. Leipzig 1908 (Der Volksmund VI), S. 14f.

[2]) Das Popol Wuh, übersetzt von A. E. Pohorilles, Leipzig 1913 (Mythologische Bibliothek VI, 1), S. 60. Vgl. meine Einleitung in das Popol Wuh, Leipzig 1913 (Mythol. Bibliothek VI, 2), S. 62 und 89 (Scheintötung).

Digitized by Google

und belebt ihn wieder. — Gut, sagten sie, töteten den Hund und belebten ihn wieder. Der Hund freute sich sehr, als sie ihn wieder belebt hatten und wedelte mit dem Schwanze... Da sagte wieder der König zu ihnen: Tötet jetzt einen Menschen, opfert ihn, aber er soll nicht sterben. — Gut, antworteten sie. Hierauf ergriffen sie einen Menschen, opferten ihn, nahmen das Herz dieses Menschen heraus, hoben es in die Höhe und hielten es den Königen vor. Wieder erstaunten Hun kame und Wuqub kame. Gleich gaben jene dem Manne das Leben wieder, dessen Herz sich sehr freute. Die Könige waren erstaunt. — Tötet euch nun selbst! Dieses euer Schauspiel zu sehen, wünscht in der Tat unser Herz. — Wohl, o König, erwiderten sie. Hierauf tötete der eine den andern. Hun ahpu wurde von Šbalanke getötet, seine Beine und Arme wurden nacheinander abgetrennt, der Kopf entfernt und weit hinausgetragen, das Herz ausgerissen und den Königen vorgelegt, die sich alle (wie) berauscht drehten." Schließlich erbieten sich die Könige, daß die Brüder mit ihnen dasselbe versuchen sollen. Sie tun es, unterlassen aber, ihre Gegner wieder ins Leben zurückzurufen (vgl. Medeia und Pelias).

Endlich noch ein Gegenstück aus Nordwestamerika, das, wenn es möglich ist, noch deutlicher das im Tanze Dargestellte, der Bekräftigung eines Glaubensinhaltes dienende Mysterium veranschaulicht. Der aus der Totenwelt des Meeres wiedergekehrte Katēmōt bringt von dort eine Kunst mit, die ihn der Herrscher dieser anderen Welt, der Aihōs, die beidendköpfige Schlange, gelehrt hat. Er spricht zu seinem Bruder [1]): „Ich will dir zeigen, was ich drunten im Meere erlangt habe. Hier, nimm dieses Messer und schneide mir den Kopf ab. Aber weine nicht. Dann lege meinen Kopf auf eine Seite des Hauses und meinen Leib auf die andere, und darauf laß alle Leute singen und Takt schlagen. — Der Bruder aber fürchtete sich und weigerte sich, ihm den Kopf abzuschlagen. Da nahm Katēmōt selbst ein Messer und schnitt sich den Kopf ab. Dann fingen die Leute an zu singen und Takt zu schlagen. Als sie dreimal Takt geschlagen hatten, fingen Kopf und Körper an, sich zu bewegen, nach dem viertén Sange fuhren beide wieder zusammen und Katēmōt stand auf. Abends rief er alle Leute in seinem Hause zusammen. Er sang, tanzte und trug eine Rassel". Nun stellt er im Tanze alle seine Erlebnisse bei dem Aihōs dar, und wir wissen, daß sie mit ganz einfachen technischen Vorrichtungen, Puppen u. dgl. auch wirklich ausgeführt, daß das Wunder vor den Zuschauern vollzogen wurde [2]). Was sich aber bei dem Aihōs zugetragen hatte, war, daß Katēmōt alle ihm angebotenen Künste verschmähte bis auf die letzte, die darin bestand, daß der Aihōs einen Mann köpfte und Kopf und Rumpf unter Tanz und Taktschlagen sich wieder zusammenfügen ließ. Den Hals bestrich er mit einem Zauberkraute, und wir müssen hinzufügen, daß er den Katēmōt im Besitze dieses Krautes entließ [3]).

[1]) F. Boas: Indianische Sagen von der Nordpazifischen Küste Amerikas (SA aus den Verhandl. d. Berlin. Ges. f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte, 1891—1895), Berlin, Asher u. Co. 1895, S. 94.

[2]) Angaben über die Ausführung eines der obigen Erzählung inhaltlich ganz nahestehenden Tanzes machte F. Boas, Second General Report on the Indians of British Columbia (VIth Report 1890 in Reports of the British Association for the Advancement of Science) p. 620, 6. In diesem Tanze wird der Nontlemgjila (Närrischmacher) verwendet, eine flache menschliche Gestalt mit beweglichem Kopfe und Armen. Der Kopf ist mit Menschenhaar besetzt. Bei etlichen dieser Figuren kann er abgenommen und mit einem Zapfen wieder angesteckt werden. Auch zwei Vögel werden verwendet, die vom Dache, mit ledernen Flügeln flatternd, herabkommen, den Kopf rauben und eine Zeit später wieder zurückbringen. Die Figur wird von unten mit Schnüren in Bewegung gesetzt.

[3]) Man wird annehmen dürfen, daß der im Winter grünende „Schierling", den die neben dem Herdfeuer aus dem Boden aufgetauchte Frau dem Hadding zeigt, um ihn

Digitized by Google

Sollen wir annehmen, daß helleniſtiſche Myſterien nach Amerika ſchon in vorkolumbiſcher Zeit gedrungen ſind, daß ſie auch die nordweſtamerikaniſchen Indianer zu ihren Tanzraſſeln und Maskentänzen befruchtet haben? Oder handelt es ſich hier nicht vielmehr um Myſteriengedanken, die in noch früheren Zeiten weite Wege zurückgelegt haben? Wie dem auch ſei — daß ſolche Zauberbräuche dazu beitragen, uns auch Einzelheiten der nordiſchen Beſtattungen aufzuklären, dürfte ſich kaum ablehnen laſſen. Der Stierkopf im Zauberbette und der Rumpf nicht weit davon entfernt, gibt doch zu denken [1]). Auch der Hahn des Hadding kann nur krähen, wenn ihm der Kopf wieder an den Rumpf gewachſen iſt — wie die Gans des Cheops. Und mit vorchriſtlichen, germaniſchen Myſterien hat man ſchon mehrfach rechnen gelernt; Baldr und Helgi liegen beide in dieſer Richtung. Daß es ſich aber hierbei vorwiegend um helleniſtiſche Einflüſſe auf das frühe Germanentum handle [2]), halte ich nicht für wahrſcheinlich; vielmehr ſind ältere Wellen thrakiſch-phrygiſcher und iraniſcher Einflüſſe zu erwägen, die ſich aber begreiflicherweiſe von dem ohne Zweifel ebenfalls vorhandenen und gar nicht ſo ſpärlichen gemeinſamen ſtammhaften Eigengute oft nur ſchwer abheben laſſen.

Eine beſondere Rolle ſpielen im Oſebergſchiffe die 5 Tierkopfpfoſten [3]). Der eine wurde im Vorderſchiffe gefunden, die anderen lagen zu Paaren, jedes Paar mit einer Raſſel verbunden, an den entgegengeſetzten Enden der Oſtſeite der Grabkammer. Der einzelne Tierkopf iſt als dem Zuge vorangetragene Standarte zu denken, die übrigen bilden einen „Satz zu vieren" und legen den Vergleich mit den Eckſtäben der Baldachine beim ſüdruſſiſch-ſakiſchen Begräbniſſe nahe. Dieſe Eckſtäbe hatten häufig die Form von Tierköpfen und waren oft hohl gearbeitet, als Raſſeln. Formbeziehungen eines ſolchen Tierkopfſtabes mit Gebilden nordiſcher Kunſt habe ich ſchon am genannten Orte (S. 362f.) beſprochen und auch gezeigt, daß die Tierkopfpfoſten

---

ins Totenreich zu locken, ebenfalls die Verheißung des neuen, wunderbaren Lebens in ſich ſchließt. Die Vorſtellungen von der Unterweltswieſe und ihren Blumen berühren ſich notwendig ganz nahe mit denen vom Kraute der Unſterblichkeit, vom Lebenskraute.

[1]) Daß die Bettung des Ochſenkopfes ein beſonderer Zug iſt, habe ich ſchon vorhin betont. Es ſcheint mir wichtig, daß das weit verbreitete, ſicher ſehr alte „Verwunderungslied" (vgl. W. Mannhardt, Zeitſchr. f. deutſche Mythologie III, 225f.; Germaniſche Mythen, S. 483ff.; W. H. Mielck, Niederd. Korreſp.-Blatt II, 7—12; III, 9—13, VII, 33—43; Koppmann, ebenda III, 1—3) Anklingendes enthält. Ich verweiſe auf die Sammlung von 238 mecklenburgiſchen und 113 ſonſtigen europäiſchen Faſſungen des Liedes bei R. Woſſidlo, Mecklenburgiſche Volksüberlieferungen II: Die Tiere im Munde des Volkes (Wismar 1899) Nr. 1505—1666, S. 205—251 und auf die Anmerkungen ebenda, S. 426 bis 441. Der Hahn (auch bei Hadding iſt er Sinnbild der Seele; vgl. den Finkenritter, Hahnenreiter, Hans mein Igel, KHM., Nr. 108 (Bolte-Polivka II, 483) und verwandte Ausprägungen) geht in dieſem Liede auf Freite, kömmt nach Franken (Blanken, Blankenhagen, blanken aben; gemeint iſt: hinter den Ofen u. dgl. Sieh W. Schultz, Rätſel aus dem helleniſchen Kulturkreiſe II: Erläuterungen zur Rätſelüberlieferung, Leipzig 1912 = Mythol. Bibliothek V, 1, S. 104ff.) und ſtößt dort auf das „Wunder", die wunderliche Wirtſchaft, die verkehrte Welt. In etwa 17 Faſſungen heißt es da (hin und wieder mit geringen Abweichungen): Die Kuh lag auf dem Feuerherd, das Kalb lag in der Wiege. Der erſte Teil von der Kuh findet ſich in weiteren neun, der zweite vom Kalbe in weiteren zwölf Faſſungen. Meiſt ſchließt an: Das Bier begann zu brauſen — gemeint iſt das Bier zur Bewirtung der Gäſte der Tierhochzeit. In einer Faſſung (Nr. 1544) heißt es (platt): Das Kalb lag in der Wieg' und ſang; die Kuh, die ſaß vor dem Bett und ſpann. In engliſcher Aufzeichnung (Woſſidlo, a. a. O., S. 425) lautet es: de cow she sat by the fire and spun. Weiteren Vergleichsſtoff zum Verwunderungsliede, zu Mühle und Bierbrauen ſieh in meinen Erläuterungen zur helleniſchen Rätſelüberlieferung a. a. O., S. 105f. und 117ff. Die Beziehung der Hochzeit zum Begräbniſſe wurde S. 130, Anm. 5 und 8 berührt.

[2]) F. R. Schröder, a. a. O. (ſieh S. 130, Anm. 8).

[3]) „Tierköpfe" uſw. S. 361ff.

Digitized by Google

schon in älterer nordischer Kunst ihren festen Halt haben, vor allem in dem Pferdegeschirre des Grabes VII von Wendel (S. 356ff.). Die Tierkopfpfosten von Oseberg sind „Hunde" und entsprechen offenbar den das Ende herbeibellenden Hunden der Edda. Auch tatarische Sagen enthalten Entsprechendes, schon von A. Olrik Vermerktes [1]); in ihnen sind solche Züge wahrscheinlich iranisches Lehngut [2]). Der Lärm der Rasseln ist das Heulen der Hunde. Die Wöluspa schließt an Ragnarök eine Art Wiederauferstehen der im Feuer vergangenen Welt an. Darf man sich da das Bellen der Hunde, das Rasseln der Tierkopfpfosten als einstiges magisches Mittel einer Art Auferstehung, einer Wiederbelebung nach dem Leichenbrande oder dem Grabhügel denken? Nach den vorhin herangezogenen ethnologischen Parallelen ist es schwer, diesen Gedanken zurückzudrängen. Er sei als eine Vermutung hier ausgesprochen, die selbstverständlich noch weiterer Bestätigung bedarf [3]).

Deutlicher als der Sinn mancher Einzelheiten der Osebergbestattung ist der Gesamteindruck und die Kulturstufe des Ganzen. Höchster Prunk wird für den Toten entfaltet, lebloser Reichtum und blutige Opfer werden ihm beigegeben, auch Menschen. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie stark diese nordischen Bräuche ihrer inneren Stimmung und äußeren Entfaltung nach an die südrussischen Begräbnisbräuche im Gebiete der skythisch-sarmatischen (sakischen) Kultur erinnern. Diese Beziehungen herauszustellen, müßte man schon selbst dann versuchen, wenn die germanische von der sakisch-iranischen Kultur völlig unabhängig wäre, wenn es sich hier und dort bloß um einen gleichgerichteten Verlauf handelte. Aber auf eine mehr oder minder unmittelbare Beeinflussung des Germanentumes vom Südosten her deutet auch sonst recht Vieles. Schon A. Olriks Ragnarök und G. Neckels Gott Balder legen das nahe. A. v. Loewis of Menar hat erneut die von mir bereits 1914 (Mitra, Sp. 86f.) behandelte Frage aufgeworfen, ob nicht der Nibelungenstoff an den Rhein verwehter Blütenstaub iranischer Sage sein könne [4]). Aber solch ein Gedanke, einmal ernster erwogen, hat seine fürs erste kaum absehbaren Folgen. Sigfrid steht nicht allein da in germanischer Überlieferung; er ist innig verknüpft mit Helgi und Baldr. Das schnitte tiefer ein in unser Gesamtbild von Germanischem als Olriks Herkunft des gefesselten Loki aus dem Kaukasus. Dabei wird man an dünne Fäden wie die Berührung der Goten mit den Anten (Tscherkessen) im 4. Jahrhundert nach Chr. [5]) nicht zu viel

[1]) Ebenda, S. 363, Anm. 2.

[2]) Vgl. S. 130, Anm. 3.

[3]) Vielleicht darf man den Glauben an die Heilkraft des Leckens der Hunde dafür anführen. Der im Kampfe schwer verletzte Olo Degetus (Ali inn froekni) erholt sich dadurch, daß sein Hund ihm die Wunde leckt (Saxo, S. 252ff.). Armenisches steht dem nahe. Mar Abbas Catina (um 120 vor Chr.) bei Moses von Chorene (um 460 nach Chr.) I, 15 (SHG V, 2, S. 26; vgl. ebenda S. 197f.) berichtet, daß Semiramis ihren toten Liebhaber Ara zu sich auf die Terrasse der Burg bringen ließ und ihren Göttern befahl, seine Wunden zu lecken. Sie schiebt dann einen anderen unter und behauptet, die Götter hätten den Toten heil geleckt. Die Götter, die die Wunden lecken, sind die Aralez oder Arlez, d. h. „die immer Leckenden". Nach Eznik sind es Hunde-Dämonen des armenischen Volksglaubens. Als der armenische Feldherr Mušeg (384 nach Chr.) gefallen ist, hoffen seine Angehörigen, obgleich der Kopf vom Rumpfe getrennt ist, die Aralez würden herabkommen und ihn wieder heil lecken und bestatten ihn erst, als er schon verfault (Faustus v. Byzanz, Hist. Armeniae IV, 36 - SHG V, 2, S. 298).

[4]) A. v. Loewis of Menar: Die Brünhildsage in Rußland. Leipzig 1923 (Palaestra 142), S. 110.

[5]) A. Olrik: Ragnarök, Die Sagen vom Weltuntergang. Berlin 1922, S. 464—477. Baksan ist nicht bloß möglicherweise aus gotisch Boz verdreht (S. 474, Anm. 2), sondern wirklich derselbe Name, und -an eine antische Endung, für die der um 1840 schreibende

Digitized by Google

hängen dürfen. Aber ein starker Zusammenhang gotischer mit südrussischer, hellenistisch-sakischer Kunst wurde von Strzygowski, Rostoftzeff u. a. mit gewichtigen Gründen angenommen [1]). Weitere Untersuchungen für und wider [2]) werden folgen müssen und die Forschung der nächsten Zeit voraussichtlich stark beschäftigen.

Dann müssen aber neben den kunstgeschichtlichen und mythengeschichtlichen Fragen auch die religionswissenschaftlichen erneut von den gewonnenen Ausblicken her behandelt werden. Daß z. B. die Nartensagen der Oseten manche Berührung mit Eddischem aufweisen, ist bekannt [3]); aber noch nicht bemerkt wurde bisher für die eben behandelten Beziehungen, daß wir bei diesem Bergvolke des Kaukasus auch die Roßweihe finden [4]), d. h. den Brauch, dem Toten ein Pferd (meist nur sinnbildlich) ins Jenseits mitzugeben, das, ganz wie es Ibn Fadhlan für die Rus beschreibt, vorher in Schweiß gejagt wird [5]). Es sind auch deutliche Spuren erhalten, daß die Witwe mitbestattet wurde; ihre dem Toten geopferte Haarflechte dient als Peitsche des Pferdes, wobei der Roßsegner ausruft: Ihr beide sollt nun ihm gehören [6])! Auch ist zu beachten, daß das Roß zwar mit Stoff, den man dann an die Armen verteilt, in der Art von Pferdegeschirr (also unbrauchbar) geschmückt wird, daß es aber doch eigentlich ungesattelt und ungezäunt bleibt, da man sich erwartet, daß der Tote von göttlichen Helfern, die ihm auf seinem Ritte begegnen, die nötige Ausrüstung erhalten wird. Es gibt inhaltlich höchst altertümliche Texte zur Roßweihe [7]), die nicht nur diesen Gedanken ausführen, sondern eine wohlgegliederte Gedenkrede auf den Toten sind, die der Roßsegner spricht. Er schildert in dieser Rede die Reise des Toten ins Jenseits und preist ihn wegen seines ehrenvollen Empfanges im Lande der Narten, wohin die Urahnen aller Völker gegangen sind [8]). Diesen Texten stehen eddische Erblieder wie Eiriksmál [9]) oder Hákonarmál [10]) in vieler Hinsicht überraschend nahe. Ich behalte es mir vor, diese Übereinstimmungen, die sich tief in die beiderseitige Überlieferung hinein erstrecken und den Einfluß alter Mysterienbräuche auf die Bestattung nachweisen lassen, demnächst an anderer Stelle ausführlich zu behandeln.

Schora Bekmursin Nogmow, Die Sagen und Lieder des Tscherkessenvolkes, herausgeg. von A. Bergé, Leipzig 1866, S. 39 weitere Belege gibt: Lawrit-san, Baks-san, Nars-san, Bargustan (lies Bargut-san), was Olriks Aufmerksamkeit offenbar entging und seine Aufstellung nun in erwünschter Weise weiter sichert. Danach wird es fraglich, ob die Namensform Box der zweiten Handschriftengruppe des Jordanes, auf die Olrik „kaum Gewicht" legen wollte, nicht doch stärkere Beachtung verdient.

[1]) „Tierköpfe usw.", S. 346f., 364f.

[2]) Z. B. jetzt H. Schetelig: Préhistoire de la Norvège, Oslo 1926 (Instituttet for sammenlignende Kulturforskning, Serie A, Bind V), p. 239f.

[3]) A. v. Loewis of Menar, Brünhildsage S. 109.

[4]) Ws. Miller: Osetinskie Etjudi II (Moskau 1882) 246f., 285—288, 294f.

[5]) H. Hübschmann: Sage und Glaube der Osseten. Zeitschr. d. deutschen morgenländischen Gesellschaft XLI (1887), 576.

[6]) G. Nioradze: Die Berg-Osseten und ihr Land. Eine anthropologisch-ethnographische Untersuchung eines kaukasischen Volkes mit 14 Bildern auf 12 Tafeln. Berlin 1923. S. 33f.

[7]) Hübschmann, a. a. O. S. 570ff.

[8]) A. Schiefner: Ossetische Sprichwörter (1862) in Mélanges russes IV, 314.

[9]) Genzmer: Edda-Übersetzung II, 195.

[10]) Ebenda II, 198.

Digitized by Google

Die westliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland.

Von Christoph Albrecht.

Mit 2 Karten (Taf. XIX, XX).

Wallanlagen sind aus allen vorgeschichtlichen Perioden von der jüngeren Steinzeit bis zur Slawenzeit bekannt.

Auf slawischem Kulturgebiet finden sich zwei Arten von Wallanlagen: Die Flach- und die Hochburgwälle. Die Flachburgwälle sind im Sumpf- oder Hochwassergebiet angelegte künstliche Erdaufschüttungen in runder, ovaler oder viereckiger Form, die meist mit Wall und Graben umgeben sind. Die Art ihrer Entstehung ist durch geschichtliche Berichte [1]) und durch Ausgrabungen bekannt: Zusammengetragene Baumstämme bilden den festen Untergrund, darauf wurde Erde geschüttet und festgestampft. Oft haben diese Anlagen nur 200—400 qm Flächenraum. Die Flachburgwälle mit größerem Flächenraum (bis 20000 qm) sind auf natürlichen Kuppen errichtet.

Die Hochburgwälle finden sich auf besonders hervortretenden Erhöhungen, die meist auf einer oder mehreren Seiten durch Steilabfälle natürlich geschützt sind. An den ungeschützten Seiten verhindern mehrfache Umwallungen den Zugang zur Bergkuppe.

Während sich nun in außerslawischen Kulturperioden nur an besonders geeigneten Plätzen und besonders in Kulturgrenzgebieten Wallanlagen finden, bedecken die Flach- und Hochburgwälle das gesamte slawische Kulturgebiet so zahlreich, selbst an Stellen, die keine natürlichen Vorbedingungen für die Burgwallerrichtung aufweisen, daß frühslawische Kultur ohne Burgwälle nicht denkbar erscheint.

Welchen Zweck haben nun die slawischen Burgwälle gehabt? Die geschichtliche Überlieferung besagt, daß sie als Zufluchtsstätten, Verteidigungsanlagen und als Kultplätze gedient haben: Das überaus zahlreiche und gemeinsame Vorkommen der Burgwälle bei allen slawischen Stämmen läßt jedoch auf einen einheitlichen Grundgedanken für die ursprüngliche Errichtung der Burgwälle schließen. Die Tatsache, daß viele Burgwälle wegen Lage und Größe ungeeignet als Zufluchtsstätten oder Verteidigungsanlagen sind, ferner die Tatsache, daß sie oft nicht nur an den Grenzen eines slawischen Stammesgebietes, sondern auch mitten in Gebieten slawischer Völker, die schon in den Kämpfen mit Karl dem Großen als geschlossene Stammesverbände auftreten, wie etwa der Wilzen und Obotriten, lassen bei Aufrechterhaltung des ursprünglich einheitlichen Zweckes nur zu, daß die slawischen Burgwälle zunächst als Kultplätze gedient haben. Dafür spricht auch die Errichtung von christlichen

[1]) Vgl. den Bericht des Ibrahim ibn Jakob (Mecklenburgische Jahrbücher 45, 1880, Seite 1ff.).

Digitized by Google

Kirchen auf sehr vielen von ihnen. Naturgemäß dienten sie, wo es die Lage zuließ, bei Gefahren als Zufluchtsstätten und wurden auch an besonders geeigneten Plätzen zu Verteidigungsanlagen ausgebaut.

Aus den bisher veröffentlichten Burgwallgrabungen läßt sich noch kein Bild über den Zweck der slawischen Burgwälle gewinnen. Erst durch systematische Grabungen dürfte diese Frage restlos geklärt werden.

Welche Bedeutung die westliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle hat, habe ich für die Slawenfrage in Thüringen in einer kürzlich erschienenen Arbeit gezeigt[1]). An Hand der Karte auf Abb. 1 fasse ich kurz die Ergebnisse zusammen[2]). Die gestrichelte Linie westlich von Elbe und Saale zeigt die Grenzlinie der rein slawischen Ortsnamen auf „itz", „ena" usw. Slawische Funde reichen noch weiter westlich darüber hinaus. Aus geschichtlichen Urkunden geht auch hervor, daß etwa bis aufs Eichsfeld vereinzelt Slawen gewohnt haben, und ferner, daß in vielen mit „wende", „wenden" und „winde" zusammengesetzten Ortschaften mit deutschen Namen slawische Familien ansässig waren. Von diesen weit westlich vereinzelt wohnenden Slawen wird allgemein angenommen, daß sie als Kriegsgefangene oder sonstwie Unfreie hier angesiedelt wurden. Bei den geschlossenen slawischen Siedelungen unmittelbar westlich von der Saale bietet die Feststellung der Art und Zeit der Entstehung der Ortschaften mit rein slawischen Namen Schwierigkeiten. Teilweise ist man der Ansicht, daß sie beim ersten Vordringen der Slawen entstanden sind und so auch zum slawischen Machtbereich gehört haben. Andere Forscher schlossen aus der Tatsache, daß die Saale als Grenzfluß zwischen Thüringen und Slawen genannt wird, und daß altgermanische Ortsnamen sich bis zur Saale finden, daß die westlich der Saale gelegenen slawischen Ortschaften — auch mit rein slawischen Ortsnamen — auf spätere Ansiedlungen unter thüringischer oder fränkischer Machthoheit erfolgt sind. Die Grenzlinie der slawischen Burgwälle unmittelbar an der Saale läßt die letzte Ansicht zur Gewißheit werden.

Verfolgen wir auf Abb. 2 die slawische Sprachgrenze weiter nördlich über die Ohre hinaus, so sehen wir Ortschaften mit slawischen Namen noch westlich von der Altmark bis Braunschweig und Hannover hinein. Auch hier bietet die Frage nach Art und Zeit der Entstehung dieser slawischen Ortschaften Schwierigkeiten. Kupka[3]) und andere nehmen an, daß diese slawischen Ortsgründungen zurückzuführen sind auf Karls des Großen Sachsenpolitik.

Wie aus den karolingischen Geschichtsquellen hervorgeht, hat Karl der Große viele sächsische Familien aus ihrer Heimat in andere Teile seines Herrschaftsbereiches verpflanzt und die geräumten Gebiete westlich und östlich der Elbe verbündeten Slawen überlassen[4]). Vielen Geschichtsforschern erschien es jedoch schon früher unwahrscheinlich, daß Karl der Große, der doch die Elblinie durch Kastelle wie bei Hobuoki und bei Magdeburg geschützt hatte, daß er im Hinterlande dieser Festungen Slawen in so großer Anzahl — wie ja aus den erhaltenen Ortsnamen hervorgeht, angesiedelt haben sollte. Ganz unmöglich erscheint es uns jedoch, wenn wir sogar noch in der Altmark Burgwallanlagen vorfinden. Karl der Große hätte in seinem Machtbereich — und

[1]) Albrecht: Die Slawen in Thüringen. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Bd. XII, H. 2. 1925.

[2]) Die Einzeichnung der Burgwälle erfolgte zum Teil auf Grund eigener Besichtigung, zum Teil auf Grund des vorhandenen Materials folgender Museen: Jena, Merseburg, Halle, Magdeburg, Stendal, Salzwedel, Schwerin, Lübeck und Kiel.

[3]) Kupka: Stendaler Beiträge. Bd. I, II, 809.

[4]) Annales Einhardi ad a. 804 M. G. S. S. in us. schol. S. 118.

Digitized by Google

dazu gehörte die Altmark — niemals fremde Kultplätze oder gar noch Verteidigungsanlagen geduldet. Wir müssen vielmehr annehmen, daß die slawischen Siedelungen der Altmark schon beim ersten Vordringen der Slawen — also im Ausgange des sechsten Jahrhunderts — entstanden sind.

Verfolgen wir die Grenzlinie weiter nach Norden, so sehen wir in Schleswig-Holstein slawische Ortsnamen noch über den von Adam von Bremen beschriebenen limes Saxoniae hinausreichen. Auch die Burgwälle reichen bis zum Limes. Wir haben demnach in dem Limes eine alte Grenzlinie zwischen Sachsen und Slawen zu sehen. Diese durch Seen und Wälder natürlich geschützte Grenzlinie wurde von Karl dem Großen nicht etwa durch eine Wallmauer ersetzt, sondern durch Errichtung von Kastellen an besonders geeigneten Plätzen gab er ihr einen festeren Schutz.

Einige slawische Funde reichen noch westlich über den Limes und über die slawische Sprachgrenze hinaus. Auf diesen weit verstreuten Fundplätzen können nur unter sächsischer oder fränkischer Herrschaft angesiedelte Slawen gewohnt haben.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wo hat Karl der Große auf altsächsischem Boden Slawen angesiedelt, nachdem er sächsische Bewohner, wie einwandfrei aus den Quellen hervorgeht, aus dem sächsischen Grenzgebiet fortgeführt hatte. Nach der oben beschriebenen Grenzlinie der slawischen Burgwälle kann von einer Preisgabe größerer germanischer Grenzgebiete an die Slawen durch Karl den Großen keine Rede sein. Nur die weit westlich gelegenen slawischen Streusiedlungen werden vielmehr z. T. auf Karl den Großen zurückzuführen sein.

Digitized by Google

Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.

Von O. F. Gandert.

(Auszug aus dem Tagungs-Vortrage.)

Die archäologische Landesaufnahme, die in den Provinzen Schleswig-Holstein, Brandenburg und Schlesien bereits so schöne Erfolge zu verzeichnen hat, ist seit vorigem Jahre auch in den Arbeitsplan der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle, des Provinzialmuseums der Provinz Sachsen eingesetzt worden. Mit ihrer Durchführung wurde Referent beauftragt. Die Ostkreise des Regierungsbezirkes Merseburg sollen zuerst aufgearbeitet werden, beginnend mit dem Kreise Bitterfeld. Als Reihenfolge im Arbeitsplan ergibt sich von selbst:

1. Bestandsaufnahme in den Museen und öffentlichen Sammlungen,
2. Bestandsaufnahme der in Privatbesitz zerstreuten Funde,
3. Begehen der einzelnen Gemarkungen des Kreises zur Feststellung offensichtlicher Grab- und Siedelungsstellen.

Die beiden letzten Ziele können vielfach gleichzeitig erreicht werden.

Obwohl die Arbeit erst in den Anfängen steht, lassen sich doch bereits die großen Züge im vor- und frühgeschichtlichen Siedelungsbild des Kreises Bitterfeld erkennen. Sie sind derart scharf ausgeprägt, daß jetzt schon der Versuch gewagt werden kann, eine kurze Darstellung davon zu geben. Nach Fortführung und Beendigung der Arbeit dürfte sich das Bild nicht wesentlich verschieben, sondern nur verdeutlichen.

Zur geologischen und landschaftlichen Charakterisierung des Kreises Bitterfeld, der an Anhalt südlich anschließt zwischen Saale und Elbe, ohne jedoch diese beiden Flüsse zu berühren, sei bemerkt, daß drei verschiedene Gebiete in seiner W.-O.-Ausdehnung zu unterscheiden sind:

1. Der Westteil des Kreises mit Löß und ähnlichen fruchtbaren Bodenarten, fast gänzlich waldfrei und von der Landwirtschaft intensiv ausgenutzt (Zuckerrüben, Weizen).
2. Anschließend das Industriegebiet um Bitterfeld bis zur Mulde (Tonwerke, Braunkohlentagebau) auf diluvialem Sandboden.
3. Der Ostteil des Kreises, östlich der Mulde, ganz überwiegend bewaldet („Dübener Heide"), hauptsächlich auf diluvialem Sandboden (Forst- und Landwirtschaft; im Norden auch Braunkohlenindustrie).

Digitized by Google

Ältere Steinzeit.

Funde, die die Anwesenheit des Diluvialmenschen bezeugen, liegen bis jetzt aus dem Gebiet des Kreises nicht vor, doch ist mit ihrem Auftreten zu rechnen, da nur etwa 20 km südwestlich der durch paläolithische Werkzeuge der Weimarer Stufe mit entsprechender Fauna (Elephas antiquus, Rhinoceros Merkii, Bison priscus usw.) bekannte Beckenton von Rabutz, Kreis Delitzsch, liegt [1]). Das Deckgebirge der Braunkohlengrube Leopold bei Holzweißig ist als eine ergiebige Fundstelle diluvialer Säugetiere anzusehen. Es gelangten in den letzten 20 Jahren in die Sammlungen der Geologischen Landesanstalt Berlin, des Geologischen Instituts der Universität Halle, der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle und des Stadtmuseums zu Bitterfeld die Reste von Mammut, Nashorn, Wildpferd, Ur, Wisent, Riesenhirsch und Wolf.

Mittlere Steinzeit.

Ebenfalls bisher ohne Funde. Die neuen Dünenfunde an der Schwarzen Elster in den Kreisen Liebenwerda und Schweinitz [2]) berechtigen zu der Hoffnung, daß auch an der Mulde sich die mesolithische Lücke schließen wird.

Jüngere Steinzeit.

Der nordische Kulturkreis ist vertreten durch Kannen vom Baalberger Typ: Brehna (Landesanstalt für Vorgeschichte) [3]); Greppin (Museum Bitterfeld); Amphoren: Greppin (Museum Bitterfeld), Sandersdorf (L. f. V. und Privatbesitz) [4]) und Trichterbecher: Greppin [5]) (Schloßmuseum Zerbst). Er wurde bisher nur westlich der Mulde beobachtet.

Die Schnurkeramik hat den ganzen Westkreis inne und geht auch verschiedentlich in das östliche Gebiet, wo damals gerade das Zurückweichen des Waldes begonnen haben dürfte. Westlich der Mulde: Bitterfeld (L. f. V.), Brehna (L. f. V.), Greppin (Mus. Bitterfeld), Löbersdorf (P.-b.), Ostrau (L. f. V.), Renneritz (Mus. Bitterfeld), Rieda (L. f. V.), Roitzsch (L. f. V.), Sandersdorf (L. f. V.), Zörbig (L. f. V.), Zschepkau (L. f. V.).

Östlich der Mulde: Golpa (L. f. V.), Meschеide (L. f. V.), Mühlbeck-Forst (L. f. V.), Plodda (Staatsmus. Berlin), Söllichau (L. f. V.).

Die Funde östlich der Mulde darf man wohl zu der Nordostbewegung der Schnurkeramik in Richtung Brandenburg in Beziehung bringen.

Die Gruppe der Kugelflaschen ist durch zwei reiche Grabfunde bei Söllichau und Zörbig, also beiderseits der Mulde, vertreten (L. f. V.).

Von der Bandkeramik ist das ganze Westgebiet mit Beschlag belegt, wie die zahlreichen Schuhleistenkeile und Querhacken von fast jeder Gemarkung zeigen. Keramische Funde sind bis jetzt spärlich: lineare Bandkeramik von Möst bei Stumsdorf (L. f. V.), stichreihenverzierte von Roitzsch (L. f. V.) und ein unverziertes großes Scherbenstück von Sandersdorf (L. f. V.). Im Ostkreise bezeugen nur einige wenige Steingeräte die Anwesenheit dieser donau-

---

[1]) Vgl. Soergel in Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle, Bd. I, H. 4. 1920/21 und Wiegers: Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Berlin 1920. S. 119.

[2]) Vgl. Voegler in Mannus 18, 1926, S. 208 ff.

[3]) Im folgenden abgekürzt L. f. V.

[4]) Im folgenden abgekürzt P.-b.

[5]) Der Greppiner Trichterbecher wurde von Kossinna: Mannus II, 1910, S. 71 mit Fundort Bitterfeld, von Mötefindt: Mannus III, 1911, S. 283 mit Fundort Wolfen versehen. Vgl. Schlußwort dieses Referats.

Digitized by Google

ländischen Kultur. Es ist sehr bezeichnend, daß diese Einzelfunde gerade auf dem seltenen Geschiebemergel oder in dessen Nähe vorkommen. Die schnurkeramischen Funde liegen dagegen auf Sandboden.

Die Glockenbecherkultur hat im Westkreise den schön verzierten Becher von Sandersdorf und die unverzierten von Löbersdorf und Zörbig [1]) sowie eine Armschutzplatte bei Brehna hinterlassen.

Bronzezeit.

Die frühe Bronzezeit (Aunjetitzer Kultur) ist bis jetzt nur durch einige Flach- und Randbeile im Westkreise bis zur Mulde vertreten.

Während der 2. Periode der Bronzezeit scheint die Besiedelung noch geringer gewesen zu sein; denn nur ein Fund kann mit Sicherheit genannt werden: die Spindelnadel von Burgkemnitz (abgebildet auf Penndorfs Tafeln vorgeschichtlicher Altertümer aus Mitteldeutschland, Taf. IV, Abb. 2, vgl. v. Richthofen: Die ältere Bronzezeit in Schlesien, S. 64, Berlin 1926).

Gänzlich anders wird es in der 3. Periode. Die Entwaldung, bzw. die Trockenzeit nähert sich dem Höhepunkt, und aus dem Lausitzer Gebiete dringen die Illyrier mit der Buckelkeramik [2]) über Schwarze Elster und Elbe ein. Der ganze Ostkreis ist jetzt bis zur Mulde dicht besiedelt. Westlich der Mulde dagegen sind nur einige wenige Vorstöße in die Bitterfelder Gegend festzustellen. Dies zeigt deutlich, daß die Lausitzer Kultur im Kreise etwas Neues und Fremdes darstellt. In der 4. Periode gehen die Funde etwas weiter in den Westkreis hinein, während der Ostkreis durch zahlreiche Hügel- und Flachgräberfelder sowie Siedelungen ausgezeichnet ist. In der 5. Periode erlebt die Lausitzer Kultur im Ostkreise ihren Höhepunkt. Die Zahl der Siedelungen und Gräber ist außerordentlich hoch, vielfach liegen sie in den heutigen ausgedehnten Staatsforsten, weit entfernt von den neuzeitlichen Siedelungen. Dazu ist kaum eine Feldmark ohne Funde. Im Westkreise reicht die Besiedelung in der 5. Periode bis über die Grenzen hinaus zur Saale.

Vorrömische Eisenzeit.

Auf diesen Höhepunkt folgt in der frühen Eisenzeit ein starker Rückgang. Wohl reichen die Funde des Billendorfer Stils von der Elbe bis zur Saale, aber die Intensität der Besiedelung läßt nach. Wahle nannte 1909 [3]) schon Schwemsal (Mus. Wernigerode und L. f. V.). Düben (P.-b.), Bitterfeld (L. f. V.), Greppin (L. f. V.) und Sandersdorf (Mus. Bitterfeld) sind hinzuzufügen.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man für diese etwas unvermittelte Erscheinung zwei Ursachen ansetzt: Die Klimaverschlechterung mit nachfolgender Waldzunahme und das Eindringen der Germanen. Hausurnen und plumpe bauchige Gefäße mit kurzwandigen Deckeln [4]) sind für die Germanen kennzeichnend. Sie kommen aus dem nördlich angrenzenden Anhalt. Von den ersten ist die Hausurne von Burgkemnitz zu nennen, von den anderen liegen Funde vor von Golpa und Grötz (beide L. f. V.)

Charakteristisch für die Latènezeit ist die Besiedelung längs des Muldeflußlaufes. Frühlatènefunde: Düben (P.-b.), Mühlbeck (P.-b.). Auf dem

[1]) Vgl. Größler in Jahresschrift, Bd. 8. Halle 1909, S. 18 u. 43.

[2]) Die in Braunschweig berührte Typologie der Lausitzer Keramik möchte ich später mit reichlichem Bildermaterial ausführlich behandeln.

[3]) Vgl. Jahresschrift, Bd. 8. Halle 1909, S. 196.

[4]) Vgl. ebendort. Bd. 10. Halle 1911, Taf. XIV, 6 u. 8.

Digitized by Google

westlichen Muldeufer hat der Kreis Delitzsch mehrere Fundstellen aufzuweisen. Im Westkreise: Köckern (P.-b.), Greppin (Mus. Bitterfeld und P.-b.), Sandersdorf (L. f. V.). Ausgesprochene Mittellatènefunde fehlen überhaupt.

Aus der Spätlatènezeit sind die Situla von Roitzsch [1]) (Mus. Bitterfeld) und Grabfunde von Rösa an der Mulde zu nennen (P.-b.). Der an der Dübener Heide beteiligte Kreis Wittenberg hat in dieser Zeit an der Elbe starke ostgermanische Einflüsse aufzuweisen. An der Mulde ist davon nichts zu spüren; vermutlich bildete der dazwischen liegende große Wald ein Hindernis.

Römische Kaiserzeit.

In der frühen Kaiserzeit herrscht im Westkreise sowie an der Mulde und Elbe die westgermanische Hermundurenkultur. Das Waldgebiet der Dübener Heide scheint jetzt kein Hindernis gewesen zu sein. Wahrscheinlich wurde die Heide in Richtung Wittenberg-Düben durchquert. Bei beiden Städten sind von der Slawenzeit an Flußübergänge nachzuweisen, wodurch die alte Handels- und Heerstraße Düben-Kemberg, bzw. Wittenberg als ein Ausschnitt der großen Straße Leipzig-Stettin entstand [2]). Die in Braunschweig von mir betonte Fundleere im Heidegebiet ist durch eine Siedelungsstelle des 1. Jahrhunderts n. Chr. aufgehoben, die ich eine Woche nach der Tagung unmittelbar an der genannten Heerstraße freilegen konnte. Es fanden sich rädchenverzierte Mäandermuster auf glänzendschwarzen Situlascherben. Die Fundstelle liegt im Forst auf Gemarkung Köpllitz, Kr. Wittenberg, nur wenig entfernt von der Bitterfelder Kreisgrenze.

Fundstellen der frühen Kaiserzeit sind im Westkreise: Sandersdorf (Mus. Bitterfeld und P.-b.), im Ostkreise: Zschiesewitz [3]).

Aus der späten Kaiserzeit stammen im Ostkreise Funde von Mühlbeck (Staatsmus. Berlin), im Westkreise von Glebitzsch (P.-b.) und Sandersdorf (L. f. V. und Mus. Bitterfeld). Dazu treten die Skelettgräber der Warnen bei Zörbig (L. f. V.) [4]).

Thüringer Zeit.

Der Bitterfelder Kreis gehört jetzt zum Thüringer Reich. Nur eine Fundstelle bei Holzweißig (Mus. Bitterfeld) ist zu nennen. Die Frankenschlacht 531 vernichtet die politische Selbständigkeit der Thüringer.

Wendenzeit.

Mit den Avaren erscheinen im Jahre 562 die ersten Slawen an der Elbe. Von 600 an lassen sich die slawischen Sorben zwischen Saale und Elbe nieder, und zwar sitzt in unserem Kreisgebiet der Stamm der Siusler. Zahlreiche Funde im West- und Ostkreise sowie die Ortsnamen sind Zeugen der sorbischen Besiedelung.

Frühdeutsche Zeit.

Nachdem verschiedene Slawenaufstände, so die der Siusler in den Jahren 877 und 880 niedergeschlagen sind [5]), wird der deutsche Einfluß in dem Saale-

[1]) Vgl. Schulz in Jahresschrift. Bd. 11. Halle 1925, S. 66.
[2]) Vgl. Gandert: „Die Straße Düben-Kemberg im Wandel der Zeiten", in „Die Dübener Heide", Jahrg. I, 1926, H. 5 ff. Bad Schmiedeberg 1926.
[3]) Vgl. Schulz in Jahresschrift, Bd. 11. Halle 1925, S. 68.
[4]) Vgl. Schulz in: 25 Jahre Siedelungsarchäologie. Mannusbibl. Nr. 22, S. 98 und Mannus Bd. 16, S. 102.
[5]) Vgl. Chr. Albrecht in Jahresschrift, Bd. 12. Halle 1925, H. 2.

Digitized by Google

Elbegebiet so stark, daß man von 950 an die frühdeutsche Zeit rechnen kann. Aus Söllichau ist ein slawisches Töpfchen erwähnenswert, das sog. „Wendenpfennige" etwa der Zeit um 1000 n. Chr. enthielt (L. f. V.). In Thietmars Merseburger Chronik werden die Muldeburgen Düben und Pouch zum Jahre 981 genannt. Es sind slawische Wehranlagen, die zu deutschen Burgen ausgebaut werden. Allenthalben im Kreise finden sich die blaugrauen hartgebrannten frühdeutschen Scherben, die vielfach zur Lokalisierung verschwundener frühdeutscher Siedelungen nutzbar herangezogen werden können. So wird es möglich sein, von archäologischer Seite aus die Arbeit des Historikers, wie sie in dem schönen Werke von Reischel[1]) vorliegt, zu ergänzen.

Zum Schluß sei zur Vereinheitlichung der Namengebung vor- und frühgeschichtlicher Fundstellen darauf hingewiesen, daß in den sog. „Zonenkarten" der preußischen Katasterämter, die dort kopiert werden können, wertvolle Hilfsmittel zur Feststellung der Gemarkungsgrenzen vorliegen. Die Meßtischblätter (1 : 25000) lassen die Gemarkungsgrenzen nicht immer mit der wünschenswerten Genauigkeit erkennen. Die katastermäßigen Gemarkungen sind in bezug auf Namen und Grenzen geradezu unveränderlich; auch fallen Enklaven der Gemeinde- und Gutsbezirke fort. Desgleichen sind Wälder und Forsten darin gemarkungsweise festgelegt und benannt. Irrtümer, wie beispielsweise bei dem Trichterbecher von Greppin (s. o. S. 141), können vermieden werden, wenn einheitlich der Gemarkungsname eingeführt wird.

[1]) G. Reischel, Wüstungskunde der Kreise Bitterfeld und Delitzsch. Herausgeg. von d. Histor. Kommission f. d. Prov. Sachsen und Anhalt. Magdeburg 1926.

Digitized by Google

Kunst und Kultur der Iberer.

Von Dr. Herbert Kühn, Privatdozent an der Universität Köln.

Mit 10 Tafeln (XXI—XXX).

Spanien ist das Land der Gegensätze, das Land der Verbindung Afrikas mit Europa, dürr und fruchtbar zugleich, im Innern eine Wüste von Steinen, an den Küsten ein blühender Garten, durchzogen von lachenden Feldern, von Palmenhainen und Orangenwäldern. Völker und Rassen sind über dieses Land dahingegangen, Eroberervölker, bis ans Ende der Welt vordringend, und alle haben ihre tiefen Spuren eingegraben, Spuren, deren Züge der Wanderer bald erkennt: Kelten, Römer, Westgoten, Araber.

Aber sie fanden selbst schon ein starkes Volk, ein Volk, das sie bewunderten und dessen Tapferkeit sie priesen: die Iberer.

Die Iberer, die der Halbinsel den Namen gaben, hielt man für die Ureinwohner, sie werden schon 530 im Periplus des Avienus genannt, sie kommen dann 500 bei Hekataios vor, der um diese Zeit schon Untergruppen, die Esdeten, Ilergeten und Misgeten unterscheidet. Um 430 rechnet Herodorus auch die Tartessier zu den Iberern, um 230 bezeichnet Eratosthenes die ganze Halbinsel als Iberien[1]).

Aus diesen Angaben der Quellen schloß Schulten[2]), daß die iberische Kultur um so älter sei, je mehr sie sich der Küste nähere. Und die prähistorische Forschung, besonders die der letzten Jahre, gab ihm recht. Seit den grundlegenden Forschungen, insbesondere von Bosch-Gimpera[3]) sind wir in der Lage, die Vorgeschichte der iberischen Halbinsel genau zu überschauen und die Entstehung, das Wachsen und Werden des iberischen Elementes genau zu verfolgen.

Wegen der geographischen Gegensätzlichkeit des Landes, die hart neben die Dürre des Inneren die fruchtbaren Landstriche der Küste stellt, sind in

[1]) Schulten-Bosch: Fontes Hispaniae antiquae, Barcelona-Berlin 1922.

[2]) Schulten: Numantia, Ergebnisse der Ausgrabungen I. Die Keltiberer und ihre Kriege mit Rom. München 1914.

[3]) P. Bosch-Gimpera: Ensayo de una reconstrucción de la Etnologia prehistorica de la peninsula ibérica, Santander, Boletin de la Biblioteca Menéndez y Pelayo, 1922. Derselbe: La arqueologia preromana hispanica, Barcelona 1920. Derselbe: L'estat actual de la investigació de la cultura ibérica. Anuari del Institut d'Estudis Catalans VI, 1915—20. p. 671ff. Derselbe: Los Celtas y la civilisación celtica en la peninsula ibérica. Boletin de la Sociedad Española de Excursiones 1921. Derselbe: Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien. Mannusbibliothek Nr. 22. Derselbe: Die Vorgeschichte der iberischen Halbinsel seit dem Neolithikum. Prähistorische Zeitschr. S. 81—130. 1924. Derselbe: Die neueste archäologische Tätigkeit in Spanien. Archäologischer Anz. S. 173—262. 1923/24. Derselbe: Die Vorgeschichte der Iberer. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien 1925. S. 69—116. Bosch-Gimpera et Pericot: Civilisations de la Péninsule Ibérique. L'Anthropol. 1925. p. 414.

Digitized by Google

Spanien die Lagerungen der Kulturen einfacher, statischer, ruhender als etwa in Deutschland, wo die Kulturen sich überlagern, sich überschneiden, mischen und wieder auseinanderfließen. Der Charakter der Halbinsel erlaubt den eindringenden Stämmen nicht die Weiterwanderung, sie saugen sich fest, werden entweder von den vorwohnenden Völkern verbrannt oder zwingen ihnen ihre Kulturelemente auf. Spanien bietet so die sonderbare Erscheinung, daß historische Kulturen bis in das Paläolithikum in kontinuierlicher Entwicklung verfolgt werden können.

Im Paläolithikum ist Spanien von zwei Völkern bewohnt, die, wenn auch anscheinend einheitlich afrikanischen Ursprungs, sich getrennt seit dem Aurignacien entwickeln: der franko-kantabrischen Kultur und der des Capsiens, das die ganze Ostküste bis weit nach Kastilien hinein beherrscht. Diese Kultur, die einerseits als Azylien und Tardenoisien nach Norden über die Pyrenäen vordringt und die franko-kantabrische Kultur des Magdalénien überlagert, bleibt auch im Innern des Landes bestehen, sie entwickelt sich einheitlich und ungebrochen durch das ganze Neolithikum hindurch bis in die Bronzezeit. Die imaginative Felskunst, die deutlich aus der sensorischen des Paläolithikums heraus entsteht, ist der beste Beweis für die ungestörte, ganz geradlinige Bewegung. Die imaginative Felskunst findet besonders stark ihre Ausprägung in der Gegend der Sierra Morena.

Aber nicht nur die Felskunst, auch das gesamte übrige Inventar beweist das Vorhandensein einer eigenen Kultur, von Bosch-Gimpera Zentralkultur genannt, die ihre Wurzeln im Paläolithikum hat. Sie benutzt vielfach die Höhlen, ihre Industrie ist armselig, die Keramik hat wenig dekorativen Schmuck, meist werden Verzierungen in Wülsten, reliefartig aufgelegt. Es lassen sich zwei Kreise, ein nördlicher und ein südlicher unterscheiden[1]), der südliche bildet im Laufe des Neolithikums den Glockenbecher aus, der hier seine Ursprungsformen hat, während an allen anderen Stellen der Halbinsel nur sekundäre Typen erscheinen[2]).

Neben der Zentralkultur, deren Wurzeln im Capsien des Paläolithikums liegen, erwächst in den Pyrenäen, aus den Resten der franko-kantabrischen Bevölkerung des Magdalénien offenbar die sog. pyrenäische Kultur[3]) des Neolithikums, die anscheinend die Urbasken umschließt. Sie übernimmt aus der portugiesischen neolithischen Kultur die Megalithbauten, entwickelt sie aber selbständig zu typischen Ganggräbern und auch Steinkisten. Sie führt dreieckige Pfeilspitzen mit Stil und Seitenflügeln, sehr große Silexmesser und unverzierte Keramik.

Als dritte Kultur neben der Zentralkultur und der pyrenäischen erscheint noch die portugiesische, die die bekannten Schieferplattenidole ausbildet,

---

[1]) Bosch-Gimpera: Les civilisations de la Péninsule ibérique pendant le néolithique et l'énéolithique. L'Anthropologie 1925. p. 422ff.

[2]) A. del Castillo: La cerámica incisa de la cultura de las cuevas de la peninsula ibérica y el problema de origen de la especie dee vaso campaniforme. Anuario de la Universidad de Barcelona 1922. H. Schmidt: Zur Vorgeschichte Spaniens. Prähistorische Zeitschr. 1913. S. 238ff. Bosch-Gimpera: Artikel „Glockenbecherkultur" in Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. IV, II. Hälfte, S. 345ff. 1926.

[3]) Bosch-Gimpera et Pericot: Consideracions generals sobre els megalits catalans. Anuari del Institut d'Estudis Catalans 1915—20. p. 515 ff. Bosch-Gimpera: El problema etnológico vasco y la arqueologia. Revista internacional de estudios vascos. 1923. Luis Pericot y García: La civilización megalitica Catalana y la cultura Pirenaica. Barcelona 1925.

Digitized by Google

Megalithgräber schafft und den Dolchstab entwickelt[1]). Auch diese Kultur scheint ebenso wie die Zentralkultur ihren Ursprung in der Capsienbevölkerung des Paläolithikums zu haben.

Als vierte Kultur des Neolithikums erscheint die südöstliche, die Almería-kultur, die als besonderes Charakteristikum Höhensiedlungen, eine Art Burgen aus losem Mauerwerk, entwickelt. Die Industrie besteht aus fein retuschierten, dreieckigen Spitzen mit Stiel, neben lorbeerblatt- und rautenförmigen Typen. Die Keramik, die formal vollkommen anders geartet erscheint, als bei den drei übrigen Gruppen, ist unverziert, das Hauptelement bilden sphärische Gefäße mit zylindrischem Hals, die sonst keine Parallele in Spanien haben. Erst im ausgehenden Neolithikum erscheinen die Glockenbecher des Zentralkreises, in der Kupferzeit kommen dann auch die Schieferplattenidole portugiesischer Herkunft vor. Dieser Kulturkreis[2]) nun erscheint als neues Element auf der iberischen Halbinsel, als ein Element, das von Afrika oder aus dem Mittelmeer eingewandert sein muß, sein Schwerpunkt liegt zuerst in der Gegend von Almería. Bald aber, schon im ausgehenden Neolithikum, breitet sich diese Kultur nach Norden aus bis in die Gegend des Ebrotals. Sie hat jetzt den ganzen Osten der Halbinsel inne. In dieser Kultur nun liegen die Urelemente der iberischen Kultur. So ergibt sich, daß die Iberer nicht die Nachkommen der paläolithischen Bevölkerung Spaniens sind, daß sie im Neolithikum in der Gegend von Almería als Einwanderer Fuß faßten, zuerst als Fremdkörper in Spanien saßen, am Ende des Neolithikums aber Elemente der autochthonen Zentralkultur wie die Glockenbecher oder aus der portugiesischen Kultur die Schieferplattenidole, übernahmen. Die Ausbreitung nach Norden zu an der Küste entlang ist deutlich zu belegen durch die Funde der Provinz Murcia wie Cabezo del Tolmo bei Jumilla, Yecla und El Castellón bei Lorca, der Provinz Alicante wie Cueva de Roca bei Orihuela, Cova de les Maravilles bei Gandia, Cova del Morts bei Enguera, in der Provinz Castellón durch eine Reihe von Funden[3]), bis in Katalonien eine Mischkultur entsteht in den Grotten von Salamó, und Sitjes[4]), besonders deutlich ist dafür Escornalbou[5]), über das in letzter Zeit eine sorgfältige Veröffentlichung von Serra-Vilaró erschien.

Aber auch nach Süden zu ist eine Ausbreitung zu bemerken bis in die Nähe von Málaga, wo in der Cueva del Tesoro[6]) Keramik im reinen Almería-Stil zutage kam.

So offenbart sich eine sehr starke, sehr aufnahmefähige Kultur, als Urkultur der Iberer, eine Kultur, die ihren eigenen Charakter hat, die expansiv

[1]) Leite de Vasconcelos. Religioes da Lusitania, Lissabon 1897. p. 248ff. G. Wilke: Südwesteuropäische Megalithkultur. Mannusbibliothek Würzburg 1912. E. Thurlow Leeds: The Dolmens and megalithic Tombs of Spain and Portugal. Archaeologia, Oxford 1919. p. 201ff. Mendes Corrêa: Os povos primitivos da Lusitânia. Porto 1924. p. 187ff.

[2]) Vgl. H. et L. Siret: Les premiers âges du metal dans le Sud-Est de l'Espagne. Antwerpen 1887. L. Siret: L'Espagne préhistorique. Revue des Questions scientifiques 1893. Dillaricos y Herrerias: Religions néolithiques de l'Ibérie. Revue préhistorique 1908. Derselbe: Questions de Chronologie et d'Ethnographie ibérique. Paris 1913. J. de Motos: La Edad neolítica en Vélez Blanco. Com. de Inv. pal. y prch. Madrid 1918.

[3]) Pallares: Exploració dels jaciments prehistóricos de la Valltorta. Anuari del Inst. d'Est. Catalans 1915—20. p. 454ff.

[4]) Bosch-Gimpera: El sepulcre del Canyaret de Calaceit. Anuari del Inst. d'Est. Catalans 1915—20. p. 457ff. Derselbe: Resultat de l'exploració de coves de Catalunya. Anuari del Inst. d'Est. Catalans. 1915—20. p. 473.

[5]) J. Serra-Vilaór: Escornalbou prehistorich. Castel de Sant Miguel d'Escornalbou. 1925.

[6]) Navarro: Estudio prehistórico de la Cueva del Tesoro. Malaga 1884.

Digitized by Google

vordringt und den fruchtbaren Teil der Halbinsel unter ihre Gewalt und unter ihre Einflußsphäre bringt.

Den stärksten Antrieb aber brachte ihr die Erfindung der Metallbearbeitung und die Entdeckung der Kupfergruben im Südosten Spaniens. Seit dieser Zeit hat sie das Übergewicht in Spanien, die drei anderen Kulturen geraten in eine Art von Abhängigkeit. Es sind die Kupferminen am CerroMurciano in der Sierra Córdoba, in La Preciosa bei Peñaflor in der Provinz Sevilla und eine Reihe kleinerer Minen in der Provinz Huelva und in Extremadura[1]).

Die sogenannte El Argar-Kultur ist die gerade Fortsetzung der neolithischen Almeriakultur in die Epochen der Bronzezeit hinein. Die Station El Argar bei Cuevas de Vera hat der Kultur den Namen gegeben[2]), sie erscheint mit mörtellosen Steinbauten geschlossener Siedlungen, mit rechteckigen Häusern, mit flachen, dünnen Beilen, mit Meißel, Pfriemen und dreieckigen Dolchen, aus denen sich später das Kurzschwert entwickelt. Die Keramik ist dunkel, gut geglättet, ohne Verzierungen. Der Formenschatz ist gering, er umfaßt sphärische Schalen, Gefäße mit konischen Wänden und konvexem Boden, vor allem den typischen Becher mit hohem Standfuß.

Diese Kultur nun, die die ganze Bronzezeit erfüllt, greift über ganz Andalusien hinüber, die Stationen von Gor und Montefrio, von Guadix, Los Eriales, Osuna usw. sind klare Beweise des großen Ausdehnungsdranges, der in den Trägern dieser Kultur lebt.

Mit dem Besitz Andalusiens und des gesamten Ostens der Halbinsel hatte die uriberische Kultur wirtschaftlich die Zentralpunkte der Halbinsel besetzt, die blühendsten und fruchtbarsten Gebiete hatte sie inne, Gebiete, die nicht nur ausgedehnten Ackerbau, sondern vor allem die Verarbeitung der neuen, ganz umstürzenden Erfindung, des Metalls, erlaubten.

Von dieser Kraftquelle ausgehend, die bis zum Ende der iberischen Kultur gleichsam das Rückgrat geblieben ist, sendet sie nun Strahlen über die ganze Halbinsel. Man kann deutlich verfolgen, wie die Grenzen der vier Kulturen der Steinzeit, die wir aufzeigten, mehr und mehr verwischt werden, wie überall nivellierend und einebnend El Argar-Inventar in den Vordergrund tritt. Dabei gehen die Strahlen nicht so sehr in das Zentralgebiet Spaniens, die dürre, gelbe kastilische Hochebene war den Uriberern nicht Anreiz genug — sie gehen vor allem nach Portugal[3]), das mehr zur Eroberung und Landnahme lockte. So zeigen die portugiesischen Fundorte von Almado do Ouro, Castro Marim, Odemira und vielen anderen Stellen typisches El Argar-Material. Bei der Einbeziehung dieser neuen Gebiete wird aber die nördliche Richtungstangente nicht aufgegeben, die El Argar-Kultur ist genau wie die Almería-Kultur des Spätneolithikums über die Gebiete von Murcia und Valencia, über Castellón und Tarragona bis weit nach Katalonien zu verfolgen, die Fundplätze von Cueva del Agua, Lorca, Totana, Solsona, Guissona und Santa Creu d'Olorde bezeichnen deutlich den Weg der El Argar-Kultur und ihre Ausbreitung[4]).

---

[1]) Bosch-Gimpera: Arqueologia pre-romana hispánica. p. 171. 1920.

[2]) H. et L. Siret: Les premiers âges du metal dans le Sud-Est de l'Espagne. Antwerpen 1887.

[3]) Estacio da Veiga: Antiguedades prehistoricas de Algarve. Lissabon 1891. Cartailhac. Les âges préhistoriques d'Espagne et du Portugal. Paris 1886. p. 200ff. Mendes Corrêa. Os povos primitivos da Lusitânia. Porto 1925. p. 240ff.

[4]) Bosch-Gimpera: Sepulcre de Guissona. Anuari del Institut d'Estudis Catalans. 1913—14. Derselbe: Sepulcres megalítics dels començos de l'Edat del bronze de la comarca de Solsona. An. del Institut d'Estudis Catalans. 1915—20. p. 527ff.

Digitized by Google

Sowohl in Portugal wie in Nordkatalonien waren es wieder Kupferminen, die der El Argar-Kultur den wirtschaftlichen Halt gaben, in Portugal ist es Algarve, in Katalonien Riner bei Solsona[1]). Gerade diese Station erlaubte die genaue Datierung der Ausbeutung. Man fand Gußformen für Flachäxte vom reinen El Argar-Typus.

Schon in dieser Epoche griff die uriberische Kultur über Spanien in die Inseln des Mittelmeeres hinüber, die Funde der Cueva de Santa Margarida und andere Stationen auf Mallorca haben El Argar-Charakter[2]), ein deutlicher Beweis für die Spannkraft der altiberischen Kultur.

Die erste Eisenzeit, die Hallstattepoche hindurch, scheint diese Kultur an Spannung nachzulassen, die Zentralkultur erwacht wieder gestärkt durch die Hallstatteinwanderung aus Frankreich, die Funde aus dieser Zeit sind jedoch in Spanien sehr gering.

Es taucht jetzt ein neuer iberischer Stamm in Andalusien auf, die Tartessier. Bosch-Gimpera nimmt an[3]), daß die Tartessier um etwa 1200—1000 vor Chr. Geburt in Spanien aus Afrika eingedrungen sind. Er schließt das aus dem Auftreten eines neuen Fundinventars, das ohne vorhergehende Entwicklung auf spanischem Boden ist. Seit 1000 findet sich die Erwähnung von Tarschisch, dem Land der Bibel[4]), in das die Phönizier fahren, mit dem auch die jüdischen Könige seit Salomon in Verbindung stehen, ein Land, aus dem sie reiche Schätze holen. In einer Inschrift des Königs Assarhaddon von Assyrien (680—668 vor Chr.) wird unter den Untertanen des assyrischen Reiches das Land Tarsisi (Tarschisch) erwähnt[5]), das um diese Zeit wohl schon unter die Herrschaft der Phönizier gekommen ist und damit indirekt unter die der Assyrer.

So haben anscheinend die Tartessier als spätere Einwanderer denselben Ursprung wie die Iberer, und dies ist wohl der Grund, der die ältesten Quellen noch die Unterscheidung der beiden Stämme, „Iberer" und „Taressier" vornehmen läßt. Erst später, infolge der wurzelhaften Ähnlichkeit und der großen Unterschiede gegenüber den keltischen Völkern, dann infolge der Kulturmischung werden sie als ein Volk angesehen und der Name „Iberer" wird für beide Stämme verwandt. Der erste, der den Namen so verwendet, ist Herodor (um 430)[6]). Für die eigentlich iberische, südöstliche Gruppe ist die fortlaufende Entwicklung ganz deutlich nachweisbar. Die Keramik ist im Anfang der Epoche immer mit der Hand, ohne Benutzung der Töpferscheibe gearbeitet; die Gräbertypen haben vollen Zusammenhang sogar noch mit der Almería-Kultur, auch Beile und Pfeilspitzen sind nur wenig verändert.

Allmählich aber wird das anders. Neue Formen, wohl unter tartessischem Einfluß, dringen ein, und am Ende der Epoche sind die beiden Kulturen einander sehr ähnlich geworden.

---

[1]) Serra Vilaró: Mina i fundició d'aram del primer període de l'Edad del bronze de Riner, Anuari del Institut d'Estudis Catalans 1915—20. p. 535ff.

[2]) Colominas Roca: L'Edad del bronze a Mallorca. Anuari del Institut d'Estudis Catalans 1915—20. p. 555ff.

[3]) Bosch-Gimpera: Die Vorgeschichte der Iberer. Mitt. d. Anthropol. Ges. 1925. S. 96.

[4]) A. Schulten und P. Bosch-Gimpera: Fontes Hispaniae antiquae I. Barcelona-Berlin 1922.

[5]) A. Schulten und Bosch-Gimpera: Fontes Hispaniae antiquae I. p. 156. Vgl. auch Messerschmidt: Keilschrifttexte aus Assur historischen Inhalts. Leipzig 1911. Nr. 78.

[6]) A. Schulten und Bosch-Gimpera: Fontes Hispaniae antiquae. Barcelona-Berlin 1922.

Digitized by Google

In die zweite Eisenzeit, in die Latènezeit, fällt nun der Höhepunkt, die höchste Blüte und auch der tragische Untergang der iberischen Kultur. Es ist die Zeit von 500—133 vor Chr. Geburt, die den eigentlichen Aufgang und das Abbrechen der Kultur umschließt. Ein Abbrechen muß man den Untergang nennen, die Römer, jahrzehntelang kämpfend mit den Iberern, zerstörten 133 die Festung Numantia, das letzte Bollwerk der Iberer. Eine eigenartige, wurzelstarke Kultur war damit im innersten Nerv getroffen und getötet.

Neben der germanischen Bronzezeitkultur und neben der keltischen Latènekultur hat keine vorantike prähistorische Kultur eine solche Eigenart, eine solche Besonderung, ein so eigenes Gesicht und eine so eigentümliche Kunst ausgebildet wie die iberische. Keine andere Kultur aber, auch nicht die keltische, ist in den letzten Jahren durch so glückliche Funde erhellt worden. Wir können heute ihren Ursprung, ihre Entwicklung und ihr Werden verfolgen, wir können die Hochkultur genau zerlegen und gliedern.

Pierre Paris[1]) noch, der große Verdienste um die Erforschung der iberischen Steinskulptur hat, glaubte die iberische Kultur aus der mykenischen erklären zu müssen, Siret nahm punischen Einfluß an, jetzt erst erkennen wir, daß die iberische Kultur eine ganz autochthone ist, eine Kultur, die sich aus sich selbst entwickelte und in der Zeit der höchsten Blüte griechisch-archaische Elemente aufnahm, die sie selbsttätig verarbeitete.

Der karthagische Einfluß war nur ganz gering, kaum nennenswert[2]), der mykenische kommt schon aus Gründen der Chronologie gar nicht in Frage, lediglich der griechische Einfluß ist bemerkbar[3]). Der Periplus, der durch Avienus erhalten ist, spricht von griechischen Kolonien wie Mainake und Hemeroscopeion, die im Süden der Halbinsel lagen. Das griechische Element ist also auch quellenmäßig nachweisbar. Die chronologische Frage, die für Pierre Paris noch fast unlösbar erschien, ist heute durch eine Fülle von Funden, besonders typischer Latènefibeln vollkommen geklärt. Schon Pottier[4]) und Cantier[5]) erkannten an, daß der Beginn der eigentlich iberischen Epoche nicht vor dem 5. Jahrhundert liegen könne. Die ganze erste Eisenzeit hindurch ist das Fundinventar noch arm und nicht dem späteren iberischen Formenreichtum vergleichbar. Die Zeit der Entfaltung der eigentlichen iberischen Kultur ist das 5. Jahrhundert. Wiederum ist es nicht Katalonien, nicht Portugal oder gar das Zentralgebiet, das als Herd der iberischen Hochkultur erscheint, sondern der Südosten und Andalusien. Diese beiden Regionen Spaniens, die schon die Wurzeln der Almería-Kultur und der El Argarkultur waren, sind nun auch der Urboden der eigentlich iberischen Hochkultur.

Das Innere des Landes hat aber eine grundlegende Umgestaltung im letzten Jahrtausend vor Chr. Geburt erfahren: den Einbruch der Kelten. Sie haben die Hallstattkultur herangetragen, vor allem aber die Latènekultur entwickelt. Die Kelten haben das Landesinnere besetzt[1]) und sich vermischt

[1]) Pierre Paris: Essai sur l'art et l'industrie de l'Espagne primitive I. Paris 1903 u. a. a. O.

[2]) Clerc: Les premières colonisations phocéennes dans la Mediterranée occidentale. Revue des études anciennes VII. p. 329ff. 1905.

[3]) Bosch-Gimpera. Die neueste archäologische Tätigkeit in Spanien. Jahrbuch des deutschen archäologischen Instituts 1923—24. S. 173—262 (S. 255).

[4]) Pottier: Le problème de la céramique ibérique. Journ. des Savants 1905. p. 58, ferner 1908 p. 281.

[5]) Cantier: Journal des Savants 1917. p. 185. Derselbe: El santuario Ibérico de Castellar de Santisteban. Madrid 1917. p. 65ff.

Digitized by Google

mit den Überresten der spanischen Zentralkultur, die ganze Küstenzone aber haben die Iberer inne, in diese Gebiete, von ihnen seit dem Neolithikum gehalten, sind die Kelten nicht eingebrochen.

Wieder ist um diese Zeit eine starke iberische Expansion bemerkbar, die iberische Kultur überzieht die ganze Ostküste Spaniens, ja, sie dringt in Frankreich ein, ihr Einfluß ist bis in die Gegend von Marseille deutlich bemerkbar.

Andererseits gab es im Innern des Landes im 5. und 4. Jahrhundert keine Iberer, wie das ganz rein nachhallstättische Fundinventar beweist. Anders wird das in der zweiten Periode der iberischen Kultur, am Ende des IV. Jahrhunderts und vor allem im III. Jahrhundert. In dieser Zeit geht die iberische Kultur des Südostens und Andalusiens zurück, anscheinend unter dem Einfluß der karthagischen Herrschaft, die große Völkerverschiebungen hervorruft. Nach Schulten sind damals die beiden großen iberischen Metropolen, die der Tarteſſier im Südosten, Tarteſſos, und Mastia die Stadt der Mastiener in Andalusien, die Hauptstädte der beiden großen iberischen Stämme, die in den Quellen genannt werden, zerstört worden. Tarteſſos an der Mündung des Guadalquivir ist nicht wieder aufgebaut worden, Mastia dagegen wurde neu aufgebaut und bekam den Namen Carthago Nova, es ist das heutige Cartagena.

Diese beiden großen Ereignisse hatten offenbar die Flucht vieler Iberer nach dem Innern zu zur Folge. Auch im Ebrobecken erstarkt die iberische Kultur wie die Stationen San Antonio de Calazeite[2]) und Azaila[3]), deren sorgfältige Grabung wir Bosch-Gimpera verdanken, beweisen, besonders deutlich aber ist das Eindringen in das kastilische Hochland: Numantia ist hier der Ort, der zu einem Hauptstützpunkt der iberischen Kultur der zweiten Epoche wird. Das gesamte Zentralgebiet wird schließlich unterworfen, seit dem III. Jahrhundert ist die iberische Kultur von neuem erstarkt, bis sie vollkommen zerbrochen wird durch die systematischen Einbrüche der Römer.

Dieses kurz gezeichnete Gesamtbild vom Werden, Wachsen und Vergehen der iberischen Kultur hat nun in der letzten Zeit plötzlich Leben gewonnen, durch zwei ganz seltsame Funde, die von Castellar de Santisteban und Despeñaperros. Es sind an beiden Fundorten Tausende von Bronzen gefunden worden, die ganz plötzlich die tiefsten Einblicke in das gesamte Leben, in Bewaffnung, in Tracht, in Lebensgewohnheiten und in die künstlerische Kultur der Iberer eröffnen.

Die Funde von Castellar de Santisteban sind veröffentlicht worden in einer sorgfältigen Untersuchung von Cantier[4]), über die Funde von Despeñaperros liegen bisher nur Vornotizen und Fundberichte vor mit den Wiedergaben weniger Stücke[5]). Ich habe deshalb diesem reichen Fund, der im Museo

[1]) Bosch-Gimpera: Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien. Mannusbibliothek Bd. 22. Leipzig 1922. Derselbe: Los Celtas y la civilisación céltica en la peninsula Ibérica. Boletin de la Soc. Esp. de excursiones, 1921.

[2]) Bosch-Gimpera: Notes de Prehistoria aragonesa, Butlleti de la Ass. Cat. d'Anthr. Etn. i Preh. 1923. Derselbe: La investigació de la cultura ibérica al Baix-Aragó. Anuari del Inst. d'Estudis Catalans 1915—20. p. 641ff.

[3]) Bosch-Gimpera: El problema de la cerámica ibérica Madrid. 1915. Cabré: Dos tesoros de monedas de bronce autónomes de Azaila (Teruel) Memorial numismático español 1921.

[4]) Raymond Cantier: El santuario Ibérico de Castellar de Santisteban, Com. de Investig. pal. y preh. Mem. Nr. 15. Madrid 1917.

[5]) Ignacio Calvo y Juan Cabré. Excavaciones arqueológicas en el Collado de los Jardines (Despeñaperros). Junta Superior de Excavaciones y Antigüedades 1916. p. 3ff. 1917. p. 5ff. 1918. p. 3ff.

Digitized by Google

Arqueológico in Madrid aufbewahrt wird, besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ich verdanke es der liebenswürdigen Hilfe von Herrn Professor Obermaier und der Unterstützung der Direktion des Museums, wenn ich hier eine Reihe der neugefundenen Bronzen zum ersten Mal veröffentlichen kann. Sie stellen nur eine ganz kleine Auswahl des gesamten Materials dar, von dem ich einen größeren Teil in einer gesonderten Arbeit darzustellen beabsichtige [1]).

Durch diese neuen Funde ist die iberische Kunst plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses getreten. Iberische Kunstwerke sind schon seit längerer Zeit bekannt, es sind besonders die Funde von Elche und Cerro de los Santos, die bisher die Bewunderung erregten.

Cerro de los Santos ist ein Hügel, der 4 km südlich von Montealegre in der Provinz Albacete liegt. An der einen Seite des Hügels erhob sich ein Tempel, auf dessen Ruinen man seit 1860 aufmerksam geworden war. Man fand dort Ringe, Fibeln, Eisen- und Bleistücke, vor allem aber eine Fülle von Steinskulpturen, die aus Kalkstein bestehen [2]). Es ist bekannt, daß einige Statuen durch einen Uhrmacher Amat aus Yecla gefälscht worden sind, der größte Teil ist jedoch authentisch, eine sorgfältige Scheidung hat in der letzten Zeit J. Zuazo y Palacios [3]) unternommen. Die Skulpturen stehen deutlich unter griechisch-archaischem Einfluß, die ganz abweichende iberische Art ist aber genau festzustellen. Besonders typisch iberisch ist dabei die spitze Kopfbedeckung, von der das Gewand oder ein Teil des Gewandes herabfällt, diese Kopfbedeckung kehrt auch bei den Bronzen wieder, sie lebt noch heute in der spanischen Nationaltracht, in der Mantilla. Der Faltenwurf der Figuren ist ähnlich der archaisch-griechischen Formensprache, doch etwas ernster, härter, feierlicher und getragener.

Diese Kunstgruppe von Cerro de los Santos gehört der iberischen Kultur des Südostens an, ebenso die vielgenannte Skulptur von Elche [4]). Sie stellt eine Frauenbüste dar, die 1897 bei Elche, einem Ort der Provinz Alicante gefunden wurde und durch Pierre Paris für den Louvre erworben wurde.

Die Kultur des Südostens, die der Mastiener also, ist im Norden begrenzt durch das Gebirge zwischen Valencia und Alicante, nach dem Innern zu greift sie ziemlich tief in das Land hinein, bis nach La Mancha und den Bergen der Provinz Cuenca.

---

[1]) Herbert Kühn: Iberische Bronzen. (Unter der Presse.)

[2]) J. Rada y Delgado: Antigüedades del Cerro de los Santos en termino de Montealegre. Museo Esp. de Antigüedades 1875. p. 249ff; 1876. p. 595ff. Emil Hübner: Arqueologia de España, Barcelona 1888. p. 236. Leon Heuzey: Statues espagnoles de style gréco-phénicien. Comptes Rendus de l'Académie des Inscr. et Belles Lettres 1890. p. 125. Pierre Paris: Sculptures du Cerro de los Santos. Bulletin hispanique 1901. p. 113. Derselbe: Essai sur l'art et l'industrie de l'Espagne primitive 1903. I, p. 40 und p. 162—258. José Ramón Mélida: Las esculturas del Cerro de los Santos. Cuestion de Autenticidad. Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos Madrid 1906. Pierre Paris. Promenades Archéologiques en Espagne. Paris 1910. p. 45—71.

[3]) J. Zuazo: La villa de Montealegre y su Cerro de los Santos. Madrid 1915.

[4]) Fuentes y Ponte: Memoria historico-descriptiva del Santuario de Nuestra Señora de la Asuncion en la Ciudad de Elche. Lerida 1887. Leon Heuzey: Le buste d'Elche et la mission de M. Pierre Paris en Espagne, Comptes Rendus de l'Académie des Inscriptions, sept. 1897. Pierre Paris: Essai sur l'art et l'industrie de l'Espagne primitive. I. p. 279ff. Paul Jamot: Buste antique de femme trouvé à Elche Gazette des Beaux-Arts, 1898. II, p. 239. E. Hübner: Die Büste von Ilici. Jahrbuch des Kaiserlich-Deutschen Archäologischen Instituts. 1898. S. 114. Théodore Reinach: La tête d'Elche au Musée du Louvre, Revue des Études Grecques. 1898. p. 47. Pierre Paris: Promenades Archéologiques en Espagne. Paris 1910. p. 75ff.

Digitized by Google

In vielen Punkten ist von dieser Gruppe diejenige Andalusiens unterschieden. Die andalusische iberische Kultur, die Kultur der Tartessier, ist umschlossen durch die Sierra Morena im Norden, sie folgt im Wesentlichen dem Flußgebiet des Guadalquivir.

Die Unterschiede der tartessischen und der eigentlich iberischen Völker sind also deutlich auch in der Kunst bemerkbar. Sie treten schon in der Keramik heraus, der Südosten entwickelt eine außerordentlich lebendige Gefäßmalerei, es erscheinen Motive aller Art, Menschen, Tiere, Pflanzen: Andalusien dagegen kennt nur die geometrische Dekoration. Im Südosten herrscht die Steinskulptur vor, in Andalusien der Bronzeguß.

Im ganzen gesehen besteht eine große Ähnlichkeit zwischen den Bronzen der beiden neuen Fundstellen, Castellar und Despeñaperros, die beide der andalusischen Gruppe angehören.

Bei beiden Fundorten handelt es sich um Heiligtümer, in denen man Tausende von Bronzefiguren fand, die offensichtlich als Exvota gedient hatten und später an geweihter Stelle eingegraben worden sind.

Die Umstände der Auffindung der Bronzen von Castellar sind unbekannt, die ersten Stücke sind von Landleuten gefunden worden, die Schätze suchten[1]). Spätere Nachforschungen haben ergeben, daß die Gegenstände ganz unordentlich bei einer Höhle lagen.

Ganz anders und ungleich günstiger liegen die Verhältnisse für Despeñaperros.

Diese Station, in der Nähe von Villacarillo gelegen, ist glücklicherweise nicht durch Unbefugte ausgebeutet worden, ein günstiges Schicksal hat bewirkt, daß durch staatliche Arbeiten des Museo Arqueológico fast der ganze Fund gehoben werden konnte.

Schon in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts hatten Bergwerksunternehmer einige Bronzefigürchen auf der Oberfläche des Collado de los Jardines bei Despeñaperros gefunden, sie glaubten, daß sich ausbeutbare Minen in der Nähe befänden und gründeten eine kleine Gesellschaft. Diese Gesellschaft trat mit einem gewissen Horacio Sandars in Verbindung, der sofort die hohe Bedeutung der Bronzen erkannte. Er erwarb alle Aktien der kleinen Gesellschaft und begann auf eigene Kosten die Grabungen nach den Bronzen. Er fand mehrere Bronzen und übergab sie „con hidalguía poco común“[2]) mit einem seltenen Edelmut, dem archäologischen Museum in Madrid. Noch einige andere Grabungen wurden in der Zeit von zwei Leuten gemacht, die auch einige Bronzen fanden, sehr bald aber nahm sich das Museum und die Junta Superior de Excavaciones auf Veranlassung von Horacio Sandars der Fundstelle an.

Die Grabung wurde ausgeführt im Auftrage der Junta superior de Excavaciones y Antigüedades durch Ignacio Calvo und Juan Cabré. Sie begann am 30. April 1916, erstreckte sich über das Jahr 1917 und erreichte ihren Abschluß im Jahre 1918. Schon am ersten Tage fanden die Forscher mehrere Bronzen, die Funde häuften sich rasch, kein Tag verging, an dem man nicht eine Fülle von Kunstwerken fand.

[1]) Cantier: El santuario Ibérico de Castellar de Santisteban. Com. de Inv. pal. y preh. Mem. Nr. 15. Madrid 1917. p. 21ff.

[2]) Ignacio Calvo y Juan Cabré: Excavaciones Arqueológicas en el Collado de los Jardines (Despeñaperros, Campaña de 1916), Junta Superior de Excavaciones y Antigüedades 1917. p. 5.

Digitized by Google

Das Sonderbarste ist nun, daß man die Bronzen nicht wie sonst bei prähistorischen Funden, die nicht in Gräbern gemacht werden, zufällig verstreut im Boden fand, sie waren vielmehr absichtlich beiseite gelegt worden, wohl an bestimmter geweihter Stelle vergraben. Der gleiche Fall liegt auch bei Castellar de Santisteban vor, Cantier sagt geradezu: „Todos estos objetos — el hecho es indudablehan sido sistemáticamente arrojados fuera del recinto sagrado, quizá con ocasión del abandono de las grutas, pero más probablemente por los guardianes del santuario“[1]).

Auch in Despeñaperros fanden sich auf einem engen Raum die insgesamt 2200 Bronzen, unversehrt durch Stöße oder durch Feuer, nur bei ganz großen Stücken waren Köpfe oder Beine abgebrochen; einige Stücke, die sich zwischen Felsstücken fanden, waren durch den Einfluß des Regens etwas beschädigt.

Hier liegt also einer der seltsamsten Funde vor, die in der letzten Zeit gemacht worden sind, ein Depotfund beiseite gelegter Exvota in solcher Zahl und solcher Fülle, daß ein gleicher Fall außer Castellar in der Geschichte der prähistorischen Forschung bisher nicht vorgekommen ist.

Der Boden wurde insgesamt 4 m tief untersucht. Es ergab sich folgender Schichtenaufriß:

1.	Ackerboden	0,30 m
2.	Steiniger Boden	1,00 m
3.	Rötlicher Ton	0,70 m
4.	Erde, mit Asche durchsetzt (Iberische Schicht)	1,00 m
5.	Graue, mörtelartige Erde	0,50 m
6.	Gewachsener Boden, aufgegraben	0,50 m
		4,00 m

In Castellar fanden sich die Bronzen vor dem Eingang zu einer Höhle, oder genauer einem Abri, das seit alter Zeit der Kultplatz, das Heiligtum, gewesen zu sein scheint. In einem Raum von etwa 60 m im Quadrat lagen die rund 1500 Figuren aus Bronze[2]).

Hier in Despeñaperros haben wir ebenfalls ein Heiligtum, doch nicht vor einer Höhle gelegen, die Höhle liegt in geringer Entfernung. Die Funde in der Höhle führen bis in das Paläolithikum zurück. Seit dieser Zeit ist hier der Ort für Magie, für Kult und Religion gewesen und wenn sich auch die religiösen Vorstellungen in den langen Zeiten vielfach gewandelt haben mögen, der Ort ist immer derselbe geblieben, die Heiligkeit der Stätte hat sich durch Geschlechter und Geschlechter vererbt.

Die Höhle trägt Felsmalereien[3]), von denen die ältesten, sehr stark verwaschenen, paläolithischen Capsientypus haben, sie sind noch sensorisch im Gegensatz zu den ganz imaginativen Malereien, die die Mehrzahl bilden und die dem Neolithikum angehören.

Diese ganz stilisierten Bilder nun, meistens den Menschen darstellend, stehen in einem gewissen Zusammenhang mit den ältesten Typen der iberischen Bronzen.

---

[1]) Cantier: El santuario Ibérico de Castellar de Santisteban. Madrid 1917. p. 34.

[2]) Cantier: l. c. p. 118.

[3]) Calvo y Cabré: Excavationes arqueológicas en el Collado de los Jardines (Despeñaperros). Junta Superior de Excavaciones y Antigüedades 1917. Taf. III.

Digitized by Google

Den Übergang bilden die aeneolithischen und kupferzeitlichen Idole Spaniens. Diese Idole, von denen ich einige auf Tafel XXI abbilde, lassen sich kunsthistorisch stilistisch zurückverfolgen bis zu ganz einfachen Typen, die den neolithischen Felsmalereien, vor allem der Region von Vélez Blanco, auffallend ähneln. Sie bilden also gleichsam eine Fortsetzung der neolithischen Felsmalerei, ihre Formensprache ist die ins Plastische übertragene imaginative Malerei. Diese Herkunft ist bei den Idolen selbst erkennbar. Sie sind ganz flächenhaft, ohne räumliche Tiefenerstreckung, gleichsam von der Wand abgelöste, flächige Malerei. Zeitlich nach vorwärts nun schließen sich diese Idole an die ältesten iberischen Bronzen an, ja, es gibt in Despeñaperros Stücke, die noch viel unentwickelter, viel primitiver sind, die nur noch das Aussehen eines Stabes haben, von dessen gleichmäßig verlaufender Form der Kopf ein wenig abgesetzt ist.

Dies Moment nun ist von allergrößter Wichtigkeit: es zeigt, daß die iberische Kunst ohne Abbruch aus der vorhergegangenen Kunst des Neolithikums und der Bronzezeit hervorgegangen ist. Die kunstgeschichtliche Untersuchung bestätigt so das Ergebnis der prähistorischen Forschung, die die Iberer als eine spanische Urkultur über die El Argarkultur bis in die Almeriakultur des Neolithikums hinein verfolgen konnte. Die Almeriakultur schon hat die typischen portugiesischen Schieferplattenidole übernommen, neben ihnen stehen die langen, stabförmigen Idole, sie wieder wurden die Urwurzel für die iberische Kunst.

Und noch ein Anderes ergibt sich: der archaisch-griechische Einfluß ist nur ein geringer, gleichsam belebender Faktor, die Wurzeln der iberischen Kunst sind autochthon.

Der Gegenstand der Darstellung ist zumeist der Mensch. Frauen und Männer erscheinen, die Hände in opfernder Haltung, flach vorgestreckt, manchmal mit Gaben, oft auch als Krieger mit Waffen, die Frauen bekleidet und unbekleidet, die Hände eng an den Körper gelegt, oder vom Körper in freier Bewegung gelöst. Auch Tiere kommen vor, sogar Reiterfiguren.

Daneben erscheinen auch Körperteile, Zähne, Arme, Beine, Phalli, Brüste, Nasen: genau wie noch heute Exvota, die an geweihter Stelle einem Heiligen dargebracht werden. Daß diese Sitte nicht christlich ist, beweist, daß der „Indiculus superstitionum et paganiarum" aus der Zeit der Sachsenbekehrung in Deutschland ausdrücklich das Opfern von Nachbildungen menschlicher Gliedmaßen verbietet, ja, noch Jahrhunderte später kämpfte Burchard von Worms († 1204) gegen diese Sitte in seinen Bußbüchern an. Die alte, durch Jahrhunderte geheiligte Ausdrucksform religiösen Erlebens ist aber stärker gewesen als das Verbot.

Das Material der Figuren ist fast ausschließlich Bronze, die reichen Minen der Gegend gaben das Material, nur vereinzelt wird Gold, Blei oder Ton verwandt. Der Guß geschah „in verlorener Form". In Despeñaperros hat man viele Reste von Dreifüßen gefunden, die vielleicht dazu dienten, die Schmelztiegel zu tragen. Neben dem Gußverfahren hat man auch manche, einfachere Figuren aus einem Bronzestück gehämmert.

Die Frage der Chronologie ist besonders schwierig. Wenn die Datierung der Gesamtheit der Bronzen auch weniger Schwierigkeiten bereitet, die Feststellung der kunstgeschichtlichen Entwicklungsreihe ist deshalb so erschwert, weil die Grabung selbst nicht den geringsten Anhaltspunkt bot.

Die Bronzen führen nicht vor die Epoche Latène I zurück. Nicht ein einziges Stück, das mit den Bronzen gefunden worden ist, ist hallstättisch,

Digitized by Google

dagegen erlauben die vielen in Despeñaperros gefundenen Fibeln die genaue Zuweisung in die Latèneepoche. Einige Fibeln gehören dabei der Epoche Latène I (Frühlatène) an, die große Mehrheit aber der Epoche Latène II (Mittellatène) (Tafel XXVIII). Auffällig sind auch die Gürtelschnallen, die für die iberische Kultur der Latènezeit des Südens und Südostens von Spanien typisch sind. Ähnliche Stücke aus Elche befinden sich in Madrid im Museo Arqueológico, eine andere Schnalle ist in Salzadella in Castellón[1]) gefunden worden. Aus diesen Umständen, wie auch aus den Waffen, ergibt sich, daß die Funde in die Zeit des 5. und 4. Jahrhunderts vor Chr. Geburt gehören, der terminus post quem ist das Jahr 500, der terminus ante quem ist schwerer zu bestimmen, er wird, allen Anzeichen nach zu schließen, im III. Jahrhundert liegen, der Zeit der großen Kämpfe der Iberer mit den Karthagern. Die zweite Epoche der iberischen Kultur, seit dem III. Jahrhundert bis zur Zerstörung von Numantia (133 vor Chr.) hat zwar ein schwaches Aufleben auch in diesen Gegenden zur Folge, der Schwerpunkt der Kultur liegt jetzt aber im Innern des Landes, im Ebrobecken, Antonio de Calaceite, Azaila, und im kastilischen Hochland, in Numantia.

Viel schwieriger aber als die zeitliche Einordnung ist die Frage der kunsthistorischen Gliederung, die Frage nach Werden, Wachsen und Vergehen dieser Kunst.

Es ist zwar falsch, das Primitivere unbedingt als das Ältere anzunehmen, die Geschichte lehrt, daß das Einfache durchaus nicht immer das Erste war. Die Geschichte der Kunst hat gesehen, daß die stilisierte Kunstform des Neolithikums und der Bronzezeit, die sie für die älteste und einfachste hielt, viel später und entwickelter ist als die ganz sensorische, nach unserem Empfinden sehr entwickelte Kunst des Paläolithikums. Hier haben wir deutlich den Weg von lebensvoller Form zur Stilisierung, zum Imaginativen, ein Weg, so oft irrtümlich als Verfall bezeichnet. Es kann so Zeiten geben, in denen der Weg der kunsthistorischen Entwicklung vom Sensorischen zum Imaginativen führt, es kann aber auch Zeiten geben, die den umgekehrten Weg verfolgen.

Wir haben nun unter den Bronzen von Despeñaperros einen Teil, der ganz einfache, imaginative Formen hat, ein anderer Teil dagegen hat einen lebensvollen sensorischen Charakter. Nach Analogie der übrigen Latènesskulpturen, nach Ausweis der ganzen Zeit, die künstlerisch den Weg von der imaginativen Form des Neolithikums und der Bronzezeit zu der bewegten, sensorischen Form der späteren Epochen geht, ist in diesem Fall anzunehmen, daß die imaginativen Formen die älteren sind, die Bewegung dieser ganzen Zeit geht so von der abstrakten zur lebendigen Form, vom Zweidimensionalen zum Dreidimensionalen, von der Fläche zum Raum.

So sind die stabartigen, gehämmerten, fast ganz imaginativen Skulpturen, wie ja auch der Anschluß an die kupferzeitlichen Idole ergibt (Tafel XXII), als die ältesten anzunehmen.

Auch die Grabung selbst gibt hierfür einen Anhalt. Im allgemeinen lagen die älteren flächenhafteren Stücke gleich neben den späteren, an einer Stelle jedoch, die sich als eine besonders alte auswies, fanden sich nur Latènefibeln des ältesten Typus und mit ihnen auch nur stark stilisierte, noch ganz imaginative Skulpturen. Calvo und Cabré sagen wörtlich: „En este nivel, de tierra muy obscura, de unos 25 centímetros de espesor se hallaron muchas fibulas hispánicas, dos de La Tène I, muy pequeñas, y muchas

[1]) Calominas: Els enterraments ibèrics dels Espleters a Salzadella. Anuari del Institut d'Estudis Catalans 1915—20. p. 617.

Digitized by Google

figuras humánas, piernas, brazos etc. Las figuras son del tipo más estilizado“[1]).

Man kann nun deutlich verfolgen, wie diese Figuren lebendiger werden, wie sie gleichsam Leben gewinnen.

Zuerst bilden sich nach dem Kopf die Füße, sie lösen sich vom Stab ab und gewinnen Gestalt, ganz tastend zuerst, allmählich fester. Der Körper ist anfangs noch eine Platte wie bei Abb. 2 auf Tafel XXIII, allmählich wird er wie ein Mumienkörper, man zieht einen leichten Strich über den Körper, der dann den Rand des Gewandes bedeutet wie etwa bei Abb. 1 auf Tafel XXIII. Hier ist das Gesicht schon genau erkennbar, die Augen, die Nase, der Mund; das Gesicht hat schon Tiefe bekommen, während der Körper noch ganz flächig ist. Genau die gleiche Bewegung zum Lebendigwerden über den „Mumienkörper“ hinweg konnte Roeder allerdings für eine viel frühere Zeit für Ägypten feststellen[2]).

Einen ganz alten Typus gibt auch Abb. 3 auf Tafel XXIII. Hier sind zwar Arme erkennbar, aber nur als Stümpfe, ähnlich, wie sie auch vielfach auf neolithischen Felsmalereien erscheinen, die Brüste sind nur durch gebohrte Löcher betont, das Gesicht ist gar nicht gegliedert, der Körper ist wie ein Stab, die Füße sind ganz leicht angedeutet. Ein jüngeres Bildwerk ist Abb. 4 auf Tafel XXIII. Hier werden die Rippen genau betont, ebenso die Brüste, der Unterkörper ist nicht gegeben, die Füße und das Gesicht sind angedeutet.

In ein viel entwickelteres Stadium führt die Tafel XXIV. Jetzt wird der Wille zur Durchmodellierung im Körpervolumen ganz offenbar. Bei Abb. 1 auf Tafel XXIV ist noch der „Mumienleib“ beibehalten, aber die Hände werden jetzt erkennbar, sie treten aus dem Gewand heraus; noch an den Körper angelegt, haben sie doch schon Form gewonnen, auch das Gesicht hat Leben bekommen, Lippen und der Ansatz des Halses sind zu erkennen.

Die hier noch streng und archaisch gleichmäßig erhobenen Hände werden dann in Abb. 2 auf Tafel XXIV locker auf den Körper aufgelegt, das Starre wird überwunden, die rechte Hand greift in die Höhe, die Linke hält unten das Gewand zusammen. Ganz gelöst sind schließlich die Arme bei den Abb. 3 u. 4 auf Tafel XXIV. Hier greifen die Arme in den Raum vor, es ist anscheinend die Priesterin gestaltet, die sich opfernd oder betend der Gottheit naht. Sie trägt denselben runden, scheibenartigen Kopfschmuck wie die Frau von Elche, dazu die Mantilla, die, von einem hohen Kamm auf dem Kopf getragen, spitz über den Nacken herabfällt. Ein eigentümlicher Ring umschließt beide Füße. In diesen Skulpturen hat der iberische Bronzeguß einen Höhepunkt erreicht, die Freiheit der plastischen Gestaltung ist hier gegeben, das Bemühen um das Problem des Raumes, des Dreidimensionalen, zu einem gewissen Abschluß gebracht.

Bei den Männerfiguren ist die gleiche Entwicklung zu bemerken. Es ist oft schwer, nach Geschlechtern zu scheiden, oftmals ist nur die Kleidung oder die Waffe das Kennzeichen. Die Abb. 1 und 2 auf Tafel XXV gehören noch ganz dem alten Typ an, die Hände bei Abb. 1 treten ganz wagerecht, unwirklich gleichmäßig aus der flächenhaften Masse des Körpers heraus, bei Abb. 2 liegen Hände und Arme noch fest am Körper an, wenn sie sich auch schon linienhaft abheben, wenn auch das Gesicht schon Rundung gewinnt und Ansätze zu beginnendem Leben zeigt.

[1]) Calvo und Cabré: l. c. S. 17.

[2]) Günther Roeder: Die vorgeschichtliche Plastik Ägyptens in ihrer Bedeutung für die Bildung des ägyptischen Stils. Ipek: Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst 1926. S. 64—84.

Digitized by Google

Abb. 3 auf Tafel XXV ist in der Formengebung ähnlich, aber der Körper ist plastischer geworden, das Flächige beginnt die Umsetzung in die Tiefenvorstellung, das Gewand wird abgesetzt, der Unterkörper gegen den Oberkörper abgetrennt, die Arme durch Rundungen herausgehoben aus der einheitlichen Masse.

Bei Abb. 4 ist dann die Ablösung der Arme vollendet. Jetzt wieder wird der Raum beherrscht, die Gelenke sind deutlich geworden, die Füße, die Zehen betont, Waden und Kniee herausgearbeitet, das kurze Gewand, durch einen Gürtel gehalten, umschließt fest den Körper, die Mütze ist erkennbar, im Gesicht die Nase, Augen und Mund.

Von besonderem Interesse sind die Figuren, die Waffen tragen. Abb. 1 auf Tafel XXVI — jetzt die Beine vollkommen getrennt, den Arm erhoben — trägt die Falcata, die Waffe, die viel in Spanien gefunden worden ist. Besonders gut erhaltene Stücke stammen aus Almedinilla[1]) (Tafel XXIX). Dasselbe Schwert ist auch in Despeñaperros gefunden worden, allerdings nicht so gut erhalten (Tafel XXX). Déchelette[2]) glaubte, daß es griechischen Ursprungs sei, es hat sich aber, wie Bosch-Gimpera[3]) nachgewiesen hat, aus dem krummen Haumesser der Hallstattzeit entwickelt. Neben dem Hauschwert erscheint besonders häufig der Dolch (Tafel XXX) und die lange, eiserne Lanze.

Der Schild ist klein und rund und hat einen starken Buckel, an dem er getragen wird, wie Abb. 2 auf Tafel XXVI zeigt; diese Figur trägt auch die „falcata" und hielt wohl eine Lanze in der Hand. Kunsthistorisch ist diese Figur besonders bedeutungsvoll, weil hier die archaische Starrheit ganz überwunden ist. Ein Standbein steht fest auf dem Boden und trägt die Skulptur, das andere Bein ist leicht erhoben und in den Knien angezogen. Der linke Arm greift in vollkommen freier Bewegung nach vorn und hält den Schild, der rechte greift nach oben, um die Lanze zu schleudern. Der Fuß ist jetzt auf Einzelheiten hin modelliert, die Fessel ist betont, die Ferse, Wade und Knie.

Das Bild eines Kriegers mit langem Gewand gibt Abb. 3 auf Taf. XXVI. Der Schild ist auf den Rücken gelegt, in der linken Hand hält der Krieger die Lanze, die rechte ist, wie in betender Gebärde, ausgestreckt.

In ähnlicher Haltung ist auch ein Krieger zu Pferde gegeben (Abb. 2, Tafel XXVII). Eine Art Helm deckt den Kopf.

Einen Krieger im Angriff zeigt Abb. 3, Tafel XXVII. Jetzt hält den Schild die linke Hand, die rechte schleudert die Lanze. Wenn die Art des Sitzens bei Abb. 2 durchaus erlebt und wirklichkeitsgetreu ist, so ist sie hier primitiver, steifer, gebundener, das Pferd ist nur einfach angedeutet. Ganz primitiv und einer alten Stufe angehörig ist das Pferd Abb. 1 auf Tafel XXVII. Hier ist noch nichts gegliedert, der unförmige Kopf ist unproportioniert, die Muskulatur ganz unbetont. In diesem Tier liegen aber ebenso wie in den ganz frühen menschlichen Darstellungen schon alle Keime der späteren Entwicklung beschlossen.

So offenbart dieser Fundort von Despeñaperros, in diesen Jahren aus dem Dunkel emporgehoben — eine sonderbare, reiche, bisher kaum gekannte Kunst, plötzlich öffnen sich weite Blicke in ein längst verklungenes Leben, eine längst vergangene Kultur, unsere Kenntnis der Entwicklung des europäischen Menschen ist mit einem Schlage ungemessen erweitert und vertieft.

[1]) Cartailhac: Ages préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. Paris 1886. p. 250. P. Paris: Espagne primitive II, p. 279.

[2]) Déchelette: Manuel d'Archéologie II, p. 1134. 1914.

[3]) Bosch-Gimpera: Los Celtos y la civilización céltica. Boletin de la Soc. Esp. de Excurs. 1921.

Digitized by Google

Die Geschichte der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig.

Von Professor Dr. Fuhse.

Die Aufmerksamkeit auf Denkmäler der Vorgeschichte und vorgeschichtliche Funde wird im Lande Braunschweig erst lebhafter um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Vorher zwar haben besonders die Lübbensteine bei Helmstedt und die Baumannshöhle im Harz, haben ab und zu auch wohl vereinzelt Steinwerkzeuge, Leichenbrand und Totenkrüge, vermeintliche Opfergefäße und Altäre zum Nachdenken angeregt, 1729 erwähnt der Wolfenbüttler Arzt und Polyhistor Franz Ernst Brückmann zuerst die paläontologisch-vorgeschichtlichen Funde bei Thiede, aber erst seit das Erscheinen der Braunschweigischen Anzeigen die Möglichkeit gab, weitere Kreise für Vorgeschichtsfunde zu interessieren, werden die Nachrichten häufiger.

Wenn wir heute das Elmgebiet in den Mittelpunkt unserer Betrachtungen stellen, so geschieht das außer anderen Gründen auch deshalb, weil hier die Wiege der braunschweigischen Vorgeschichtsforschung steht. Nachdem der Pastor Falcke 1745 über drei Kegelgräber bei Evessen vor dem Elm berichtet und 1764 der frühere Hauslehrer in Harbke, später Prediger in Halberstadt, Christian Ludwig Schäffer „Beiträge zur Vermehrung der Kenntnisse der Teutschen Alterthümer" geliefert hatte, tritt 1768 zum ersten Male der Pastor Johann Christian Dünnhaupt mit „Nachricht von einigen Alterthümern in der Gegend von Lelm" hervor. Er hat dann bis 1786 eine ganze Reihe von vorgeschichtlichen Abhandlungen erscheinen lassen, darunter 1778 seine bekannten „Beiträge zur deutschen niedersächsischen Geschichte und deren Alterthümern", und wir dürfen in ihm den eigentlichen Begründer der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig begrüßen.

Ihm schließen sich an bzw. setzten ihn fort der Rektor der lateinischen Schule zu Schöningen Joh. Arnold Ballenstedt und dessen Sohn, der Pastor Ballenstedt in Pabstorf, der auch für Kruses Deutsche Altertümer 1827 den Beitrag „Über die in Niedersachsen bisher gemachten Entdeckungen von deutschen Alterthümern" lieferte.

Vorher bereits entwickelte auf volkskundlichem und vorgeschichtlichem Gebiete der Konsistorialrat Hassel eine rege, systematisch angelegte Tätigkeit, indem er die Geistlichen und Lehrer im Lande aufforderte, auf ganz bestimmt skizzierte Dinge in ihrer Gegend zu achten und ihm darüber zu berichten. Er selbst hat dieses Material nicht herausgegeben, wohl aber ist es verarbeitet in der Geographischen Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg 1802/03 von seinem Sohne und Karl Bege.

Digitized by Google

In den nächsten Jahrzehnten liegt das Gebiet der Vorgeschichtsforschung in unserer Gegend fast brach. Seit 1817 ist zwar eine regere Beschäftigung mit den Thieder Funden zu bemerken, sonst aber bleibt auch jetzt noch der Elm und seine Umgebung in Nachwirkung der Dünnhauptschen Anregungen das Hauptgebiet der Beobachtung. Der Stadtdirektor Wilhelm Bode in Braunschweig bringt in Kruses Deutschen Altertümern Bd. III, 1828 „Nachweisung über einige im Herzogtum Braunschweig in der Gegend von Helmstedt gemachte antiquarische Entdeckungen" und läßt 1846 sein Buch „Der Elm mit seiner Umgebung und seinen Denkmälern der Vorzeit" erscheinen.

Die bisher erwähnten Forscher und viele andere, deren Namen Sie in der musterhaft sorgfältigen Zusammenstellung „Die anthropologische Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluß des ganzen Harzes" (Braunschweig 1900) von Wilhelm Blasius finden, haben natürlich auch gesammelt, aber von diesen Sammlungen ist fast nichts erhalten. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts tritt uns diese Sammlertätigkeit deutlich entgegen und jetzt gelingt es auch, wenigstens einige Sammlungen dadurch, daß sie in Museumsbesitz übergehen, dauernd für die Wissenschaft zu retten. Wenn ich aus den 50er und 60er Jahren an Publikationen nur auf Carl Langerfeldts Aufsatz über die Totenhügel bei Hohenassel, auf Gustav Adolf Leibrocks Veröffentlichungen über den Harz und Kantor Schmidts Wanderung durch den Kalktuffbruch bei Lucklum hinzuweisen habe, so muß ich unter den Sammlern in erster Linie den Begründer des Städtischen Museums, Dr. Carl Schiller, nennen, weil er als erster seine Sammlung uneigennützig dem Städt. Museum 1861 einverleibte, sie bis zu seinem Tode sorgfältig vermehrte und gleichzeitig für zuverlässige Fundberichte, soweit es ihm möglich war, sorgte. Er hielt sich, obwohl es nicht Aufgabe des Städtischen Museums gewesen wäre, die vorgeschichtlichen Funde des Landes zu sammeln, dazu verpflichtet, weil das Landesmuseum damals noch der Vorgeschichtsforschung völlig verständnislos gegenüberstand.

Als 1850 Hilmar v. Strombeck die Regierung um 25 Taler bat, damit er das Gräberfeld auf dem Kalkofenberge bei Watenstedt für das herzogliche Museum ausbeuten könne, wurde sein Gesuch unterm 8. Mai abgelehnt, da der damalige Direktor des Herzogl. Museums berichtet hatte, solcher Aschenurnen besitze das Museum genug, auch ständen in Watenstedts Fundstätte keine sonderlichen Schätze zu erwarten.

28 Jahre später stand die Leitung des Museums glücklicherweise auf einem völlig anderen Standpunkte. Von jetzt an wurden auch dort die vorgeschichtlichen Funde als älteste Geschichtsurkunden des Landes, die, ebensowenig wie geschriebene, ein Zerreißen, Zerstückeln und Verteilen vertragen, erworben, man kaufte die Sammlungen des Abtes Thiele, des Konservators Schulz und des Geheimen Kammerrats Grotrian, während das Städtische Museum seine Sammeltätigkeit natürlich auch fortsetzte und in jener Zeit u. a. die umfangreiche Sammlung des Mühlenbesitzers Mülter in Sickte ankaufte.

Der Umschwung in den Anschauungen, die Einsicht in die Bedeutung der vorgeschichtlichen Forschung wurde geweckt durch eine Anzahl vorzüglicher Gelehrter, die nach dem Kriege 1870/71 im Lande Braunschweig auf den Plan traten. Ihnen voran Alfred Nehring, damals noch Oberlehrer an der großen Schule in Wolfenbüttel, dessen Sammlung leider auch auf das Naturhistorische und Städtische Museum in Braunschweig und die landwirtschaftliche Hochschule in Berlin verteilt ist. Mit ihm und nach ihm arbeiteten

Digitized by Google

in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts Rudolf und besonders Wilhelm Blasius, der gestern bereits von Herrn Dr. Gummel erwähnt wurde, Paul Zimmermann, Theophil Noack, August Wollemann, Fritz Grabowski, Joh. Heinrich Kloos, Theodor Voges, der jetzige Senior unserer Wissenschaft, Hermann Lühmann und viele andere.

Die Vorgeschichtsforschung war aus ihrem dilettierenden und phantasierenden Stadium heraus und in die Reihe der ernsten Wissenschaften gerückt. Das erkennt man nicht nur aus dem Inhalt der Veröffentlichungen, sondern auch aus dem leider nachdruck- und dauerlosen Verhalten der Behörden.

Die Einsicht, daß der vorgeschichtlichen Forschung nicht damit gedient sein könne, wenn zugleich das Landesmuseum, das Naturhistorische Museum, das Städtische Museum und der Geschichtsverein für das Land Braunschweig ohne einheitlichen Plan und ohne fachwissenschaftliche Führung vorgeschichtliche Funde sammelten, veranlaßte bereits 1878 die Erörterung des Planes, alle Sammlungen an einer Stelle zu vereinigen, dem die Stadtverwaltung sofort zustimmte. 1898 wurde dieser Plan gelegentlich der Anthropologenversammlung hier am Orte wieder aufgenommen, scheiterte aber beide Male an der Unterbringungsmöglichkeit.

Seit 1877 beschäftigte man sich mit dem Plane, eine prähistorische Karte des Herzogtums herauszugeben. 1894 erfolgte ein Erlaß des Staatsministeriums an die Kreisdirektionen und Amtsgerichte: „Auf Anregung der Direktion des hiesigen Kunstmuseums veranlassen wir Sie ..... Beamten, Geistlichen und Lehrern zur Pflicht zu machen, daß sie von jedem Altertumsfunde der Direktion des hiesigen Kunstmuseums Anzeige machen."

Man sieht, es fehlte nicht an Einsicht und gutem Willen. Aber der Erfolg blieb aus. Eine kleine Besserung trat ein, als einige Jahre später die Museen untereinander übereinkamen, die vorgeschichtliche Sammeltätigkeit dem Städtischen Museum vorläufig zu überlassen, und als die kleine Sammlung des Geschichtsvereins auch dahin überführt wurde. Aber an der staatlichen Führung fehlte es nach wie vor. Die Hauptarbeit blieb auf private Sammeltätigkeit beschränkt, da nur der Geschichtsverein im Rahmen seiner knappen Mittel Gelder für Ausgrabungszwecke zur Verfügung stellte, die Behörden aber ausblieben.

Glücklicherweise wurde gerade jetzt die private Sammeltätigkeit von Männern ausgeübt, die mit dem notwendigen wissenschaftlichen Rüstzeug versehen und von der Bedeutung eines Bodenfundes durchdrungen mit aller Vorsicht und Gewissenhaftigkeit vorgingen. Ich erinnere an die bekannten Ausgrabungen bei Beierstedt von August Vasel, dessen Sammlung durch Vermächtnis an das Landesmuseum überging, an die eifrige Tätigkeit von Theodor Voges, an die gründliche Bearbeitung der Börßumer Gegend von Ludwig Knoop, dessen Sammlung, dankenswerterweise vom Kreise Wolfenbüttel erworben, im Wolfenbüttler Museum sich jetzt befindet, und anderer. Die Ausbeute der Werkstättenfunde, auf die zuerst der Bildhauer Julius Meyer bereits in den 60er Jahren hier aufmerksam geworden war, wurde von Fritz Grabowski und nach ihm besonders von Karl Haake und Otto Krone fortgesetzt.

Karl Haake, dessen große Sammlung im Städtischen Museum sich befindet, war es vorbehalten, die ersten bandkeramischen Siedlungen in unserer Gegend nachzuweisen und unsre vorgeschichtlichen Studien ganz außerordentlich zu fördern. Mit unermüdlichem Eifer hat er in uneigennützigster Weise

Digitized by Google

geforscht und gesammelt, und er hatte sich eine Fülle von Sonderkenntnissen und Einsichten errungen, die ihn in die erste Linie der Vorgeschichtsforscher stellen. Viel zu früh für unsere Wissenschaft wurde seinem Leben das Ziel gesetzt. Er starb während des Krieges am 6. Februar 1915. Es ist mir eine heilige Pflicht, heute seiner ganz besonders zu gedenken und ihm öffentlich den Dank und die Anerkennung zu zollen, die seinem Andenken in der Not der Kriegszeit nicht zuteil wurden.

Wie Otto Krone ihm nachfolgte als Konservator an der vorgeschichtlichen Abteilung des Städtischen Museums, so setzt er auch, schon während Haakes Lebzeiten eifrig neben ihm als Forscher und Sammler tätig, jetzt sein Werk fort.

Trotz all dieser frohen Tätigkeit und Schaffenslust, der in jüngster Zeit auch eine an den Verein für Naturwissenschaften und den Geschichtsverein angeschlossene Gruppe von Forschern sich zugesellt, bleibt die Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig, wenn wir das noch im Boden ruhende Urkundenmaterial unserer ältesten Landesgeschichte als großes Ganzes betrachten, nur Stückwerk. Jährlich gehen durch die moderne intensive Bodenkultur unschätzbare wissenschaftliche Werte zugrunde, weil bisher noch kein Gesetz sie schützt. Ich begrüße es deshalb als einen außerordentlichen Fortschritt, daß am 7. Juli 1925 der Herr Abgeordnete Grotewohl im Braunschweigischen Landtage beantragte, der Landtag wolle beschließen: a) „die Regierung wird ersucht, eine allgemeine Landesaufnahme aller vorgeschichtlichen Funde und Sammlungen vorzubereiten", und b) „die Regierung wird ersucht, dem Landtage einen Gesetzentwurf über den Schutz und das Verfahren bei vorgeschichtlichen und wissenschaftlichen Funden zu unterbreiten." Beide Anträge fanden die Zustimmung des Landtages.

Soweit ich sehe, hat sich damit zum ersten Male in der braunschweigischen Geschichte die Volksvertretung der Sorge um die Vorgeschichtsforschung angenommen, und es ist nur zu wünschen, daß sie auf diesem Wege auch mit Nachdruck fortschreitet. Denn nur wenn der Staat Führung und Pflege der Prähistorie des Landes übernimmt und sie ebenso wie seine Archive, die jüngeren Geschwister der Bodenfunde, betreut und fördert, wird auch Braunschweig, das durch seine Grenzlage oft besondere Bedeutung gewinnt, an der ältesten Geschichte des Nordens fruchtbringend mitzuarbeiten berufen sein.

Notwendig dazu ist neben dem gesetzlichen Schutze der Bodenschätze, daß die sämtlichen größeren Sammlungen des Landes an einer Stelle vereinigt, oder wenigstens einer einheitlichen fachmännischen Fürsorge anvertraut werden.

Wir leben in der Zeit der Wandlungen. Das Landesmuseum wird eine gemeinnützige Stiftung werden, der Regierung also teilweise wenigstens aus der Hand genommen.

Die einzige Anstalt, die, heute noch Privatunternehmen, dem Staate im ganzen Umfange bleiben könnte, ist das Vaterländische Museum, dessen vornehmste Aufgabe in der Wahrung und Erhaltung der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Denkmäler des Landes besteht. Solche Sammlung, die wie keine andere berufen ist, die Liebe zur Heimat zu wecken und wach zu erhalten und daneben die Geschichtswissenschaft des Landes zu fördern, deren Pflege geradezu ein Gradmesser für die Stärke der Heimatliebe ist, muß meiner Ansicht nach vom Staate übernommen und von ihm unbedingt festgehalten und hochgehalten werden. Vorübergehende Geldknappheit darf da kein Hinderungsgrund sein. Ihr Leiter ist der berufene Landeskonservator,

Digitized by Google

ihr anzugliedern wären die vorgeschichtlichen Sammlungen, deren Pflege einem Fachmann anzuvertrauen wäre, der gleichzeitig mit der Inventarisierung und Überwachung aller vorgeschichtlichen Funde zu beauftragen ist, wie das jetzt schon in fast allen preußischen Provinzen geschieht. Es genügt nicht und fördert unsere Wissenschaft nicht, wenn Laien beauftragt werden, durch Umfrage auf dem Lande einzelne Privatsammlungen festzustellen. Es ist vielleicht die letzte Gelegenheit für den Staat, sich seiner geschichtlichen Denkmäler anzunehmen, und er sollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern ganze Arbeit schaffen. Die Wissenschaft und die Nachwelt werden es ihm danken.

Wie reich unser Land an vorgeschichtlichen Bodenfunden von der jüngeren Steinzeit an war und zum Teil noch ist, zeigt Ihnen die große Karte des Elmgebietes im Maßstab von 1: 10 000 mit ihren Eintragungen. Ich habe das Vergnügen, auch an dieser Stelle Herrn Müller, dem Inhaber der Firma J. G. Huch u. Co., für die Klischees und der Firma Georg Westermann, die den Druck und das Aufziehen spendete, verbindlichst zu danken. Besondere Vorträge werden mit Einzelheiten bekannt machen, und einen Teil des landschaftlich schönen und vorgeschichtlich wichtigen Gebietes werden Sie am Sonnabend durch eigenen Augenschein kennen lernen.

Zur Erklärung der Zeichen und Farben bemerke ich, daß die steinzeitlichen Funde rot, die bronzezeitlichen gelb, die der vorrömischen Eisenzeit blau, der Zeit um Beginn unserer Zeitrechnung bis ins 2. Jahrhundert n. Chr. grün und der Folgezeit bis ins 5. Jahrhundert hinein braun markiert sind. Herr Krone hat freundlicherweise die Eintragungen besorgt.

Die überwiegende rote Farbe an der Nordseite und fast noch mehr an der Südseite vom Elm zeigt ohne weiteres, daß diese Gegend in der jüngeren Steinzeit außerordentlich dicht bevölkert war. Zwei Kulturen, auf dieser Karte nicht geschieden, die von Norden vorstoßende Megalithkultur und die von Südosten kommende Bandkeramik treffen hier zusammen, worüber uns Herr Krone ausführlich berichten wird. Von Schöningen aus umklammern die Fundstellen und Siedlungen den Elm, lassen seine Westseite aber fast frei. Ähnlich liegen die Verhältnisse in der Bronzezeit, besonders der jüngeren Periode, und der vorrömischen Eisenzeit, die wir, wie die Funde von ganz ähnlichem Charakter in der Provinz Sachsen, im östlichen Hannover und in Holstein, in die letzten 8 Jahrhunderte v. Chr. ansetzen dürfen.

Aber dann, gerade als die ersten deutlichen Strahlen der Geschichte in unser Gebiet fallen, als die Cherusker mit den Römern abrechnen, bleiben die Funde fast völlig aus. Nur bei Lucklum bemerken Sie das hoffnungsvolle Grün. Aber bald darauf, vom Ende des 2. nachchristlichen Jahrhunderts an bis in das 5. Jahrhundert hinein, beginnen die Bodenfunde sich wieder zu mehren, wenn sie auch noch nicht in der Häufigkeit wie in den früheren Epochen nachzuweisen sind.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob der Mangel an Funden zu gewissen Zeiten auf Zufälligkeiten oder auf Völkerverschiebungen und Abwanderungen beruht. Als ich mit meiner Arbeit über die Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit beschäftigt war, wurden mir, da die Bevölkerung sich lebhaft für meine Ausgrabungen interessierte, eine ganze Anzahl bis dahin unbekannter Fundstellen, gerade im Elmgebiete, nachgewiesen. Auch das dürfte ein Beweis dafür sein, wie außerordentlich wichtig die Einstellung eines Fachmannes ist, der mit der Pflege und Hebung unserer Bodenfunde betraut wird.

Digitized by Google

Die Geologie des Elms.

Von Privatdozent Dr. A. Kumm, Braunschweig.

Dieser geologische Vortrag, der scheinbar aus dem Rahmen der übrigen Vorträge der Tagung herausfällt, hat den Zweck, Ihnen ein plastisches Bild unseres schönen Waldgebirges, des Elms, zu geben, über dessen vorgeschichtliche Bedeutung Ihnen die weiteren Vorträge Aufschluß geben und den Sie auf dem morgen stattfindenden Ausfluge persönlich kennen lernen werden. Da man nach dem bekannten Goethe-Wort nur das versteht, von dessen Entstehungsweise man einen Begriff hat, so möchte ich Ihnen die geologische Bildungsgeschichte des Elms in einigen Bildern und wenigen Worten schildern.

Der Elm ist der bedeutendste Höhenzug im subherzynen Becken, das im Süden vom Harz und im Norden vom Flechtinger Höhenzug begrenzt wird. Beide bestehen aus meist stark gefalteten und gestörten paläozoischen Gesteinen, während im Becken selbst die über dem gefalteten und eingeebneten Untergrunde liegenden Sedimentgesteine vom jüngsten Paläozoikum, dem Zechstein, an bis zu den jüngsten Bildungen die Hauptrolle spielen. Diese Gesteine liegen nun aber keineswegs flach, sondern sind zu einer Reihe von herzynisch streichenden Sätteln, die durch flache Muldenzonen voneinander getrennt sind, aufgestaucht worden. Wie aus dem geologischen Querprofil durch das subherzyne Becken zu ersehen ist, sind die Sättel verschiedenartig ausgebildet. Auf den breiten und flach gewölbten Großen Fallstein folgt nordostwärts der schmale, hauptsächlich aus sehr steil stehenden Gesteinen der Trias- und Juraformation mit einem Kern aus Zechstein (Kaliwerk Asse) bestehende mannigfach gegliederte Höhenzug der Asse. Weiterhin folgt dann der wiederum flachgesattelte und daher breite Rücken des Elms, der über Tage ausschließlich aus Triassedimenten besteht und etwa die Form einer kurzen plumpen Keule oder eines Handspiegels besitzt. Der nächste Höhenzug, der Dorm, ist nun wieder ein schmaler Salzhorst (Kaliwerk Beienrode) mit steil aufgerichteten Flanken. Der Dorm ist nur sehr kurz, da er im Südosten schnell unter dem Braunkohle führenden Tertiär des Helmstedter Beckens verschwindet. Zwischen ihm und dem Flechtinger Höhenzug liegt dann noch der wenig hervortretende Breitsattel von Neindorf und die kompliziert gebaute Störungszone des Allertales, in der anscheinend auf einer Zerrungsspalte die Zechsteinsalze emporgepreßt sowie auch Schollen jüngerer Gesteine von oben her eingesenkt wurden.

Die eigenartige Anordnung und Ausbildung der Sättel verdankt offenbar einem horizontalen, quer gerichteten Zusammenschub seine Entstehung, bei dem die mehrere hundert m mächtigen Salzgesteine des Zechsteins über der nicht mitgefalteten Unterlage wegen ihrer hohen Plastizität unter den Muldenzonen vollständig oder nahezu völlig weggepreßt und unter den

Digitized by Google

Aufwölbungen aber entsprechend angestaut wurden. Der Entstehungsort dieser Sättel mag durch scharfe Unebenheiten des Grundgebirges bedingt sein, die eine Folge von Vertikalstörungen sind und den Salzfluß zu hemmen vermochten. Da, wo sich aber solche Störungsflächen auch in das postsalinare Deckgebirge hinein fortsetzen, wurde das Salz auf ihnen emporgepreßt, wodurch die Aufrichtung der Flanken ihrerseits wieder begünstigt und ihre Zusammenpressung zu den bereits geschilderten schmalen Sätteln ermöglicht wurde. Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß sich dieser Faltungsvorgang nicht während einer einzigen, sondern in zwei zeitlich weit getrennten Phasen vollzogen hat, und daß heute auch noch einige von der vorgetragenen Ansicht gänzlich abweichende Anschauungen über die Ursache des subherzynen Gebirgsbaus in der Fachliteratur erörtert werden, auf die ich hier jedoch nicht näher eingehen kann.

Der Elm gehört, wie gesagt, zu den Breitsätteln. Er mißt etwa 25 km in der Länge und 10 km in der Breite. Die größte Breite liegt im nordwestlichen Teile, der auch am stärksten emporgewölbt wurde, was darin zum Ausdruck kommt, daß hier durch die Erosion der Quartärzeit die ältesten Schichten des Elms bloßgelegt worden sind. Es sind das die Schichten des Oberen Buntsandsteins, die im Reitling, dem unregelmäßig kesselförmig erweiterten Quellgebiet der Wabe aufgeschlossen sind. Die gegenüber den jüngeren Gesteinen leichte Zerstörbarkeit des sandig-tonigen Buntsandsteins, dem auch hier leicht auslaugbare Steinsalz- und Gipseinlagerungen nicht fehlen, mag die auffällige Verbreiterung des sonst engen Wabetales zuzuschreiben sein, nicht aber einer Karbildung durch eine eigene Vergletscherung des Elms während der Eiszeit. Die Anwesenheit von Zechsteinsalzen unter dem Buntsandstein ist durch die Bohrung Reitling II erwiesen.

Über dem oberen Buntsandstein folgt nun, den Reitling in breiter Zone umschließend und steil gegen ihn abfallend, die untere Abteilung des Muschelkalks, der Wellenkalk, der aus dünnschichtigem Kalkmergel und gelegentlich auftretenden mächtigen, festen, porösen und reinen Kalksteinbänken, dem Schaumkalk, besteht. In zahlreichen Brüchen wurde das letztgenannte Gestein seit Jahrhunderten für Bauzwecke gewonnen. Die Stiftskirche in Königslutter und zahlreiche bemerkenswerte Gebäude Braunschweigs sind daraus hergestellt. Sogar das berühmte Denkmal Heinrichs des Löwen und der Herzogin Mathilde im Braunschweiger Dom ist aus einer besonders schönen und gleichmäßig struierten Platte des Elmschaumkalkes gearbeitet. Für den Vorgeschichtsforscher mögen diese Bänke im Elm insofern noch eine gewisse Bedeutung haben, als sie dank ihrer Widerstandsfähigkeit gegenüber der Verwitterung auf den Höhenrücken oft in einzelne Blöcke aufgelöst an der Erdoberfläche erscheinen und den Eindruck von Hünengräbern erwecken. Ein derartiges Vorkommen in der Nähe des Kammergrabes am Kux konnte auf dem Ausfluge leicht als ein Naturprodukt erkannt werden. Die durch Grabung noch weiter freigelegten Kalkblöcke befanden sich noch in ihrer natürlichen Lage mit schwachem Einfallen nach außen, und die Klüfte zwischen ihnen waren nur infolge der Auslaugung durch Sickerwasser beträchtlich erweitert.

Dem etwa 100 m mächtigen Wellenkalk lagert sich nun der viel schwächere Mittlere Muschelkalk auf, der das Gebiet des Wellenkalks entsprechend dem kuppelförmigen Bau und der nach der Aufwölbung erfolgten Abtragung in schmalem Saume umzieht. Das Gehänge wird hier auffallend flach; festere Gesteinsbänke können der Abtragung länger widerstehen und zur Bildung von Steinhaufen Veranlassung geben, die nach Harbort ebenfalls leicht zu

Digitized by Google

Verwechslungen mit Grabstätten Anlaß geben können. Im Bereich dieser Zone liegt das Kammergrab. Außerdem ist dieser Horizont neben der Buntsandstein-Muschelkalk-Grenze der wichtigste Grundwasserträger des Elms. Zahlreiche Quellen treten in den Taleinschnitten, die ihn durchqueren, zutage (Lutterquellen und Quellen im Wabetal). Im Bereich der nächst jüngeren Schichten, dem Trochitenkalk des oberen Muschelkalks, wird der Böschungswinkel wieder steiler. Die wenigen starken, aus Trochiten zusammengesetzten Kalksteinbänke bilden den Kamm des äußeren Gebirgsrandes. Auf ihm liegen die höchsten Erhebungen des Elms (Kuxberg 322 m).

Der Saum, in dem der Trochitenkalk an der Erdoberfläche erscheint, ist wegen seiner geringen Mächtigkeit von 5—11 m gegenüber 100 m des unteren und 50 m des mittleren Muschelkalks im allgemeinen sehr schmal; nur am Hange nach Kneitlingen und Evessen zu zieht er sich weiter hinunter.

Der Außenhang wird nun überall von den Ceratitenschichten, dem jüngsten Gliede des Muschelkalks, eingenommen. Diese Abteilung besteht aus dünnen Kalkbänkchen, die durch Tonmergellagen voneinander getrennt sind. Im Gegensatz zum übrigen Muschelkalk ist der Saum der Ceratitenschichten im nordwestlichen Teile des Elms fast gänzlich vom Walde befreit, im südöstlichen schmäleren Teile dagegen nur bei Räbke, Schöningen und bei Wobeck und Twieflingen. Hier nehmen aber auch die Ceratitenschichten die Oberfläche des ganzen Gebirges ein. Erdfälle in großer Zahl zeigen uns, daß die Abtragung hier im wesentlichen auf unterirdischem Wege erfolgt. Die Salz- bzw. Gipseinlagerungen des Mittleren Muschelkalkes werden von Spalten aus ausgelaugt, das Dach der dadurch entstandenen Hohlräume stürzt ein, es bilden sich brunnenförmige Schächte, die sich durch Nachfall an der Oberfläche trichterartig erweitern. Die meisten Erdfälle sind trocken. Weiter außen schließen sich an den Muschelkalk die grauen sandigen Letten des Unteren Keupers an. Diese Zone ist nur an wenigen kleinen Stellen von Wald bedeckt. Sie wird von den Ablagerungen der kleinen Wasserrisse zerschnitten und von diluvialen Schottern, Geschiebemergel und Löß größtenteils überdeckt. Lößbedeckung findet sich im übrigen aber fast über den ganzen Elm hin, wenn auch oft nur in geringer Mächtigkeit. Mit dem tonig-kalkigen Untergrunde vermischt ergibt er einen vorzüglichen Kulturboden. Am Austritt der Täler aus dem Muschelkalkgebiet haben die Bäche mächtige Kalktuffablagerungen abgesetzt, die zum Teil feste Bänke enthalten, die früher viel für Bauzwecke verwendet wurden. Auf solchen Ablagerungen liegen z. B. Erkerode, Lucklum, Bornum, Königslutter und Räbke. Auffallend ist, daß sämtliche Ortschaften an der Nordwest- und Nordostseite des Elms von Erkerode bis Schöningen und dann noch bis Wobeck fast genau an der Grenze von Muschelkalk und Keuper, wie Perlen an einer Schnur aufgereiht, sitzen. Das dürfte, ebenso wie auch einzelne Ortsnamen auf „rode", auf die Lage der früheren Waldgrenze hinweisen.

An der Südwestflanke weicht die Ortslage von dieser Regel ab. Hier ist das Gebiet, wo die mächtigen groben diluvialen Schottermassen mit zahllosen Blöcken von Muschelkalk ausgebreitet sind, den Keuper fast völlig verdecken und auch wesentlich weiter am Gebirge hinaufreichen (190—220 m) als an den anderen Seiten. Die Ortschaften Evessen, Ampleben, Kneitlingen, Sambleben, Eitzum und Groß-Dahlum liegen zwar auch ungefähr in 150 bis 170 m Höhe, sind aber z. T. durch die Schotterdecke weiter von dem bewaldeten Muschelkalkhange abgerückt.

Digitized by Google

Die bandkeramischen Siedlungen im Lande Braunschweig.

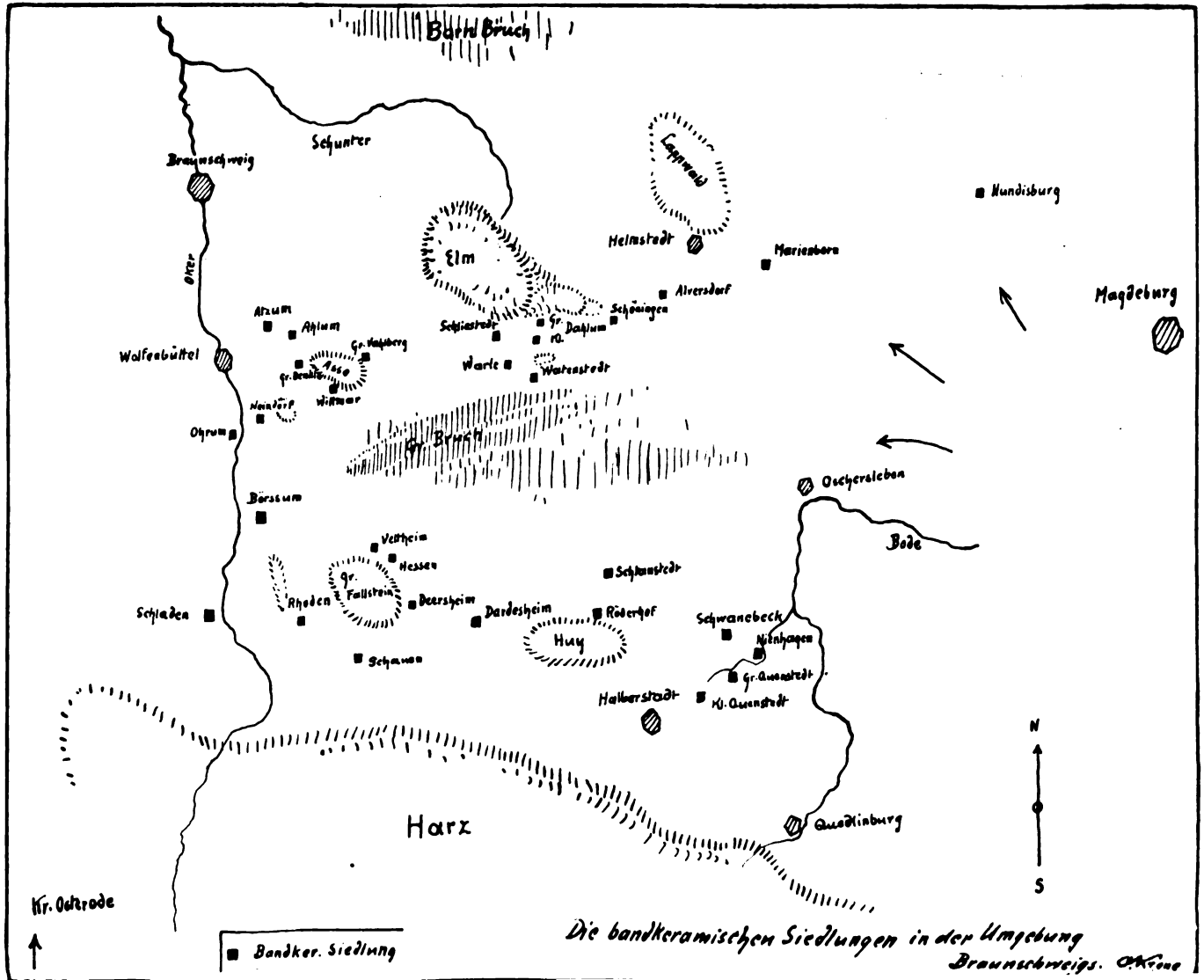
Von Oberlehrer O. Krone, Konservator der vorgeschichtlichen Abteilung des städtischen Museums Braunschweig.

Mit 15 Abbildungen und 1 Karte im Text.

In meinem Vortrage auf der 9. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte habe ich in kurzen Zügen einen Fundbericht gegeben, der naturgemäß im Rahmen der für den Vortrag zur Verfügung stehenden Zeit nur das Wesentliche bringen konnte. Wenn ich mich nun im nachfolgenden näher mit dem Stoff befasse, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich dem Forscher nicht viel Neues bringe, wohl aber werden meine Ausführungen das Gesamtbild der donauländischen Kultur an ihrer Nordgrenze näher beleuchten und der großen Kette einige Glieder zufügen. Als vergleichende Literatur ziehe ich Köhls Festschrift zur 34. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft von 1903 und Pič „Čechy Předhistorické" 1899 heran. Meine Ausführungen sollen sich in der Hauptsache auf das Ornamental-typologische stützen und einen beschränkten geographischen Raum umfassen. Wertvolles Material zu meiner Arbeit lieferte mir die Sammlung Haake und meine Funde, welche im städtischen Museum zu Braunschweig aufbewahrt werden.

Die allgemeinen Grenzlinien der bandkeramischen Siedlungen muß ich als bekannt voraussetzen, sie umschreiben größere Gebietsteile Europas, reichen von Belgien, Ostfrankreich, Rheinland bis in die Donauländer und von dort an der Elbe entlang, verbreiten sich über Thüringen und den Harz, erreichen Oder und Weichsel und haben ihre nördlichsten Punkte in Südpommern (Grab von Schöningsburg, Kreis Pyritz) in Graudenz und im Hannoverschen bis Hildesheim. Einzelfunde, die freilich als Verschlepptware angesehen werden müssen, können nicht zur Festlegung der Grenzen herangezogen werden, finden wir doch das sog. Thüringer Flachbeilchen häufig noch nördlich, ohne daß damit Scherbenmaterial vorkommt. Für Braunschweig—Hannover ist die Grenzlinie bis auf kleinere Lücken genau festgelegt. Von Göttingen bewegt sie sich über Nordhausen, Northeim bis in den Kreis Osterode am Harz. Von hier aus bis Schladen klafft nun eine Lücke, die ihre Erklärung darin findet, daß der bewaldete Harz hier seine Berge bis an das Innerstetal vorschiebt und keinerlei Siedlungsmöglichkeiten bietet. Von Schladen—Börßum können wir nun die Grenzlinie ohne wesentliche Lücken bis nach Hundisburg bei Magdeburg verfolgen. Für meine Arbeit sei Marienborn bei Helmstedt der östlichste Punkt. An der Hand der beigegebenen Karte stellen wir als besiedelt die Vorhöhen vom Fallstein, Huy, Asse, Elm

Digitized by Google



Digitized by Google

und Lappwald fest. Besonders reich ist die Halberstädter Gegend (Huy) mit Fundstellen vertreten, Schwanebeck, Gr.- u. Kl.-Quenstedt, Röderhof, das Arbeeketal, Dingelstedt, Dardesheim. Die bandkeramische Welle kam uns in der Hauptsache von Südosten und Thüringen, bewegte sich um den Harz und hatte ihr Ausstrahlungsgebiet im Braunschweigischen, begrenzt durch Oker und die Höhenzüge des Elm, wie auch der nördlich von Braunschweig sich befindenden großen Moore. An diese letzteren reicht sie nicht ganz heran, frei blieb die Gegend von Königslutter, als die westliche und nördliche Elmgrenze. Das sonst so reich besiedelte Schuntergebiet ist von dieser Kultur unberührt geblieben. Die nachfolgenden Siedlungsplätze bilden demnach die Hauptgrenze nach Norden. Schladen—Börßum—Ohrum bei Hedwigsburg—Neindorf—Atzum bei Wolfenbüttel—Ahlum—Gr.-Denkte—Gr.-Dahlberg—Wittmar an der Asse—Schliestedt—Watenstedt (Jerxheim) Kl.- u. Gr.-Dahlum am Elm—Schöningen und Marienborn (Lappwald). Südlich vom großen Bruche sind die Siedlungsplätze häufiger, zu nennen sind hier Hessen, Osterode, Deersheim, Dardesheim bis in die schon vorerwähnte Halberstädter und Quedlinburger Gegend, die ich hier nicht eingehender behandeln möchte, weil sie sich auf preußischem Gebiet befinden. Die vorgeschichtliche Sammlung unseres städtischen Museums hat überaus reiches Material aus Schwanebeck und Röderhof. Ich will mich nun in der Hauptsache auf die Fundstellen am Elm, Asse und Fallsteingebiet beschränken und davon vorerst ein Gesamtbild herzustellen versuchen.

Fast alle Fundstellen liegen im Löß und wir könnten deshalb von einer Lößkultur mit vollem Rechte sprechen. Im Winter und Vorfrühling können die Wohnplätze leicht an der dunkleren Färbung des Ackerbodens erkannt werden. Zumeist sind die Plätze so angelegt, daß sie in unmittelbarer Nähe einer Quellenstelle liegen und offenes Land nach Osten hin haben. An diesen Quellenstellen im fruchtbaren Löß finden wir wertvolles Material als Oberflächenfunde, besonders wenn hier unser zweifelhafter Freund, der Dampfpflug, seine Schuldigkeit getan und der Regen die Ackerschollen blank gewaschen hat. Der sattelförmige Schleif- und Mahlstein ist zumeist unser Führer, er ruht schon längst getrennt von seinen Zeitgenossen im zusammengetragenen Feldsteinhaufen. Als Wegweiser dient auch sehr oft der Klopfstein, der kugelförmig, oft in großer Zahl vorkommt, teils faustdick, teils in Kartoffelgröße. Das Scherbenmaterial ist in der Hauptsache das gleiche in der Tonmasse, in der Färbung und Ornamentierung. Die Bearbeitungswerkzeuge zeigen nur schwache Unterschiede; ebenso die bearbeiteten Knochenstücke. Die nördlichen Siedlungen geben fast durchaus nur reine Bandkeramik, während die südlich gelegenen Rössener- und Hinkelsteinstil mitbringen. Während ich Rössen mehrfach ohne Beimischung von reinem Band fand, findet sich der sog. Hinkelsteinstil nur mit letzterem zusammen. Die meisten Plätze sind in jüngeren Epochen übersiedelt meist von Latene und Völkerwanderung; Atzum und Wittmar auch von kaiserzeitlichem in vereinzelten Spuren. Skelettfunde sind, bis auf einige menschliche Knochenfragmente nicht gemacht, können aber noch bei planmäßigen Grabungen zutage kommen. Schmucksachen, Idole fehlen gänzlich. Die vielen durchbohrten flachen Schieferstückchen könnten wohl als Anhänger betrachtet werden. An Tieren sind zweifelsfrei Pferd, Rind und Schwein festgestellt. Der Hund kommt noch nicht als Haustier vor. Hirschhorngerät ist öfter vorhanden, auch fand ich hin und wieder Wolfszähne. An Gefäßformen (leider sind die Ganzsachen sehr selten) ist der Bombentopf, die kurzhalsige, vielhenkelige Flasche und die mit Lappen-

Digitized by Google

rand versehene innen dekorierte Schale nur vereinzelt und seltener vorhanden. Während die meisten Scherben sehr dünn, feingeschwemmt und schwarzgrau sind, zeigen die roheren Gebrauchsgefäße Beimischung von Steingries und gelbrötliche Farbe. An Steinwerkzeug ist das Flachbeilchen, der schmalere Schuhleistenkeil (viele mit deutlichen Arbeitsspuren) vorhanden. Seitlich durchbohrte Hohlmeißel finden sich häufiger in den Siedlungen mit Hinkelsteintyp. Das verwandte Steinmaterial ist ein kieselschieferähnliches schiefriges Findlingsgestein, wie es sich in den Flußbetten häufig findet. Feuersteinkernsteine, Messer, Schaber und rohe bearbeitete Pfeilspitzen liegen in großen Mengen auf den besiedelten Ackerbreiten umher. Fein gedengelte Spitzen und Mikrolithen wie sie uns die nördlich von Braunschweig vorhandenen Werkstätten geben, finden sich nur vereinzelt und sind auch roher ohne bessere Formengebung. Vom Norden brachte uns die Megalithgräberwelle auch die gute Feuersteintechnik mit, die ganz selbstverständlich durch das bessere und häufigere Material bedingt wurde. Die südliche Welle hatte nicht das Rohmaterial und auch wohl dadurch bedingt nicht die Technik hervorbringen können. Da sich nun aber hier in dem Grenzgebiet die beiden gewaltigen Kulturströmungen treffen, so kommt es wohl vor, daß beide hart aneinander stoßen, wie wir es beispielsweise am Ösel bei Wolfenbüttel haben. Der Ösel hat die bekannten Feuersteinwerkstätten mit einer hervorragend ausgebildeten Technik, während die unten in der Ebene befindliche bandkeramische Siedlung Neindorf rohes Material liefert.

Nun zum Ornament. Ich möchte vier Hauptgruppen unterscheiden.

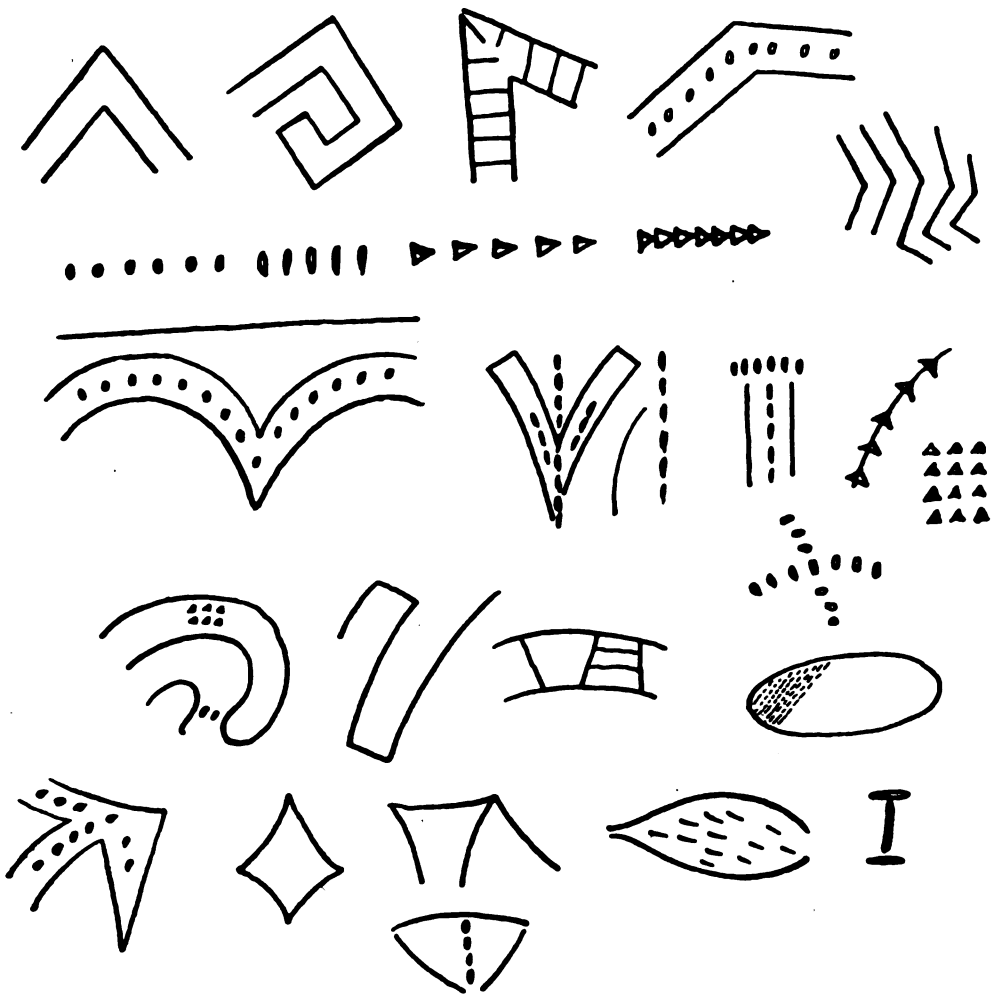
I. Reine Bandkeramik. Die herrschende Ornamentform ist das Zickzack-Bogen- und Spiralband. Die Bezeichnung Spiral-Mäander habe ich absichtlich nicht gebraucht, dafür Spiral- und Bogenband eingesetzt, weil in den meisten Fällen eine dem Mäander typische Fortsetzung bei uns fehlt. Ich unterscheide a) als Verzierungsform das Zickzackband, eine Dekorationsart in grader und gebrochener Linie, die sich in dreister, freier Art über das Gefäß bewegt. Meist sind es zwei parallellaufende Linien, die ohne und mit Punktverzierungen vorkommen. Füllungsstriche, die rechtwinklig zur Leitlinie stehen, kommen seltener vor. Unter dem innen geschrägten Gefäßrand befindet sich meist eine Punktreihe. An Flaschen kann es wohl vorkommen, daß die Verzierungsart dem eckigen Mäanderband ähnelt. Interessant ist bei einigen Scherbenverzierungen der Kreuzungsstrich in Gestalt einer römischen I oder II.

Häufig ist nun die zweite b) Verzierungsform, das sog. Bogenband, die ich im Werke Köhls vermisse. Es ist eine gleichmäßige, dem romanischen Rundbogen ähnelnde Ornamentik, die unter dem höchsten Bogenstück meist noch eine vertikale Linienreihe aufweist.

Bei einigen Gefäßen bildet dies verzierte Band eine Zwickelfüllung vom Gefäßrande spitz nach unten. Das Bogenband zeigt fast immer eine regelmäßige Anordnung, während die dritte c) Verzierungsart, das Spiralband, sich meist willkürlich über das ganze Gefäß verbreitet und wahllos sich bald als Schnecke, bald als elliptische Figur zeigt. — Nicht immer sind es Striche, die das Ornament bilden, es setzen sich die Bänder auch wohl aus Punktreihen zusammen. Selten ist bei uns das erhabene Bogenband, wie es im Plaidter Stil vorkommt. Ich habe es dreimal gefunden, und zwar an ziemlich starkwandigen Gefäßscherben von dunkler Färbung. Einmal war dieses Band noch punktverziert. Die Bogen- oder Zickzackverzierung, die planlos das

Digitized by Google

Gefäß bedeckt, möchte ich als d) Figurenband bezeichnen. Die wunderbarsten Formen entstehen hier, Kreuzform, Blattform usw. Beim flächenverzierten Bogenband, wie ich die letzte Verzierungsform nennen möchte, laufen die Linien nicht parallel, der Zwischenraum bildet eine größere Fläche, die



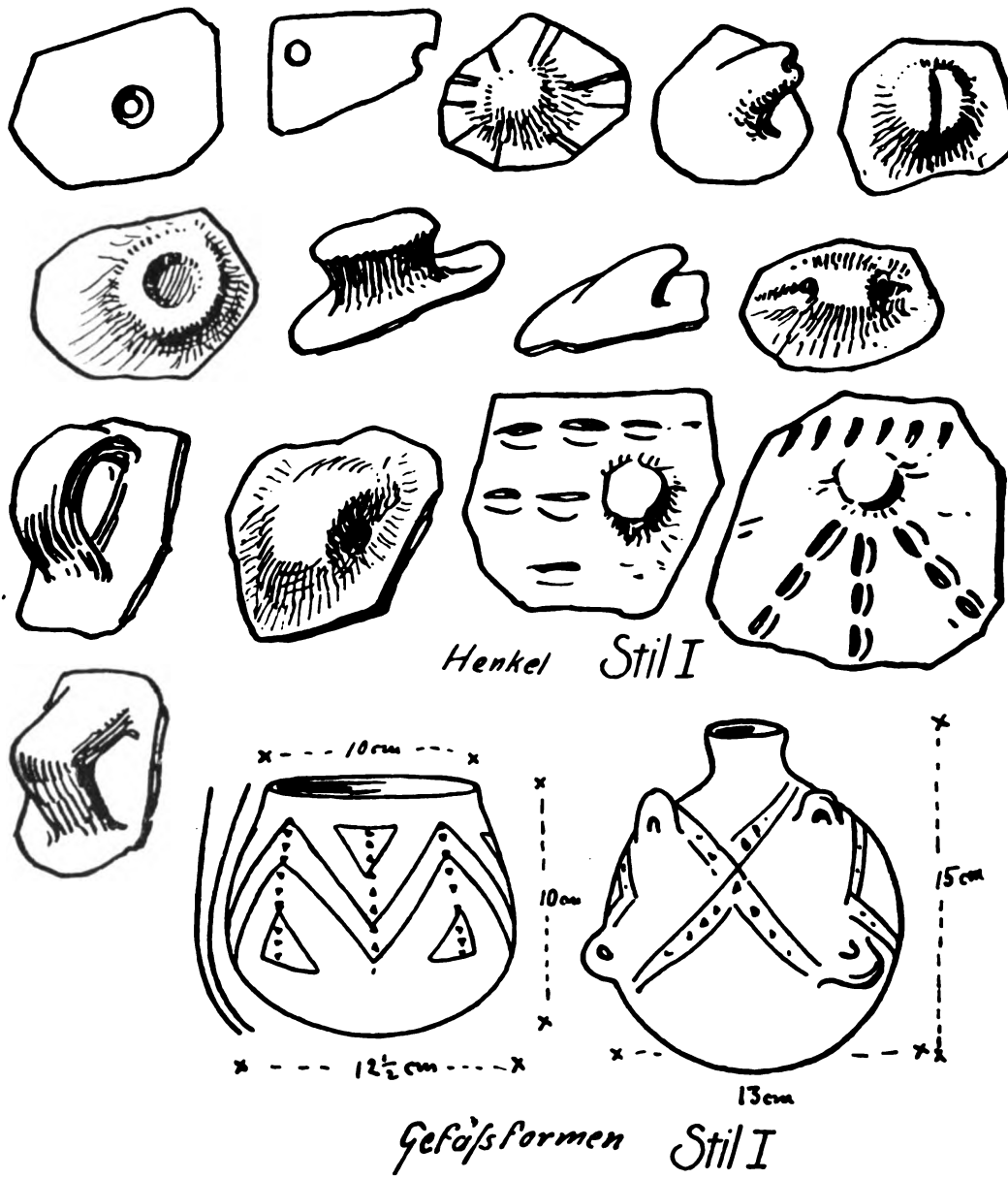
Ornamentformen Stil I

mit Rädcheneindrücken, oder wohl auch mit kleinen Punkten und Kratzen ausgefüllt ist.

Die sich in allen Siedlungen findenden, roheren ockergelblichen und dickwandigen Gefäßscherben, es handelt sich wohl hier um Gebrauchsgefäße,

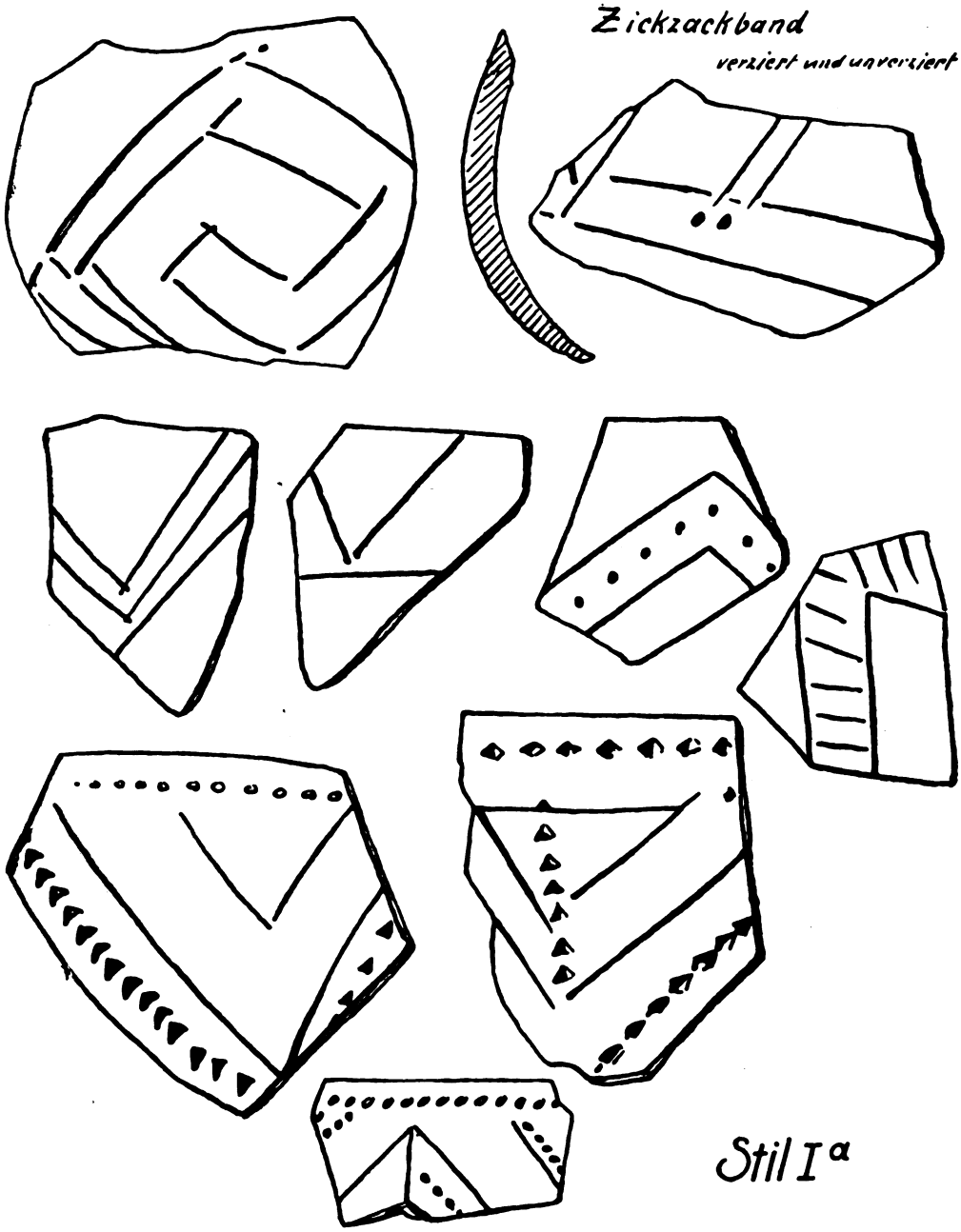
Digitized by Google

sind meist mit Fingernageleindrücken verziert, oder für den Gebrauch künstlich gerauht. Die Henkelform ist vielseitig. Neben dem vielfach erst nach dem

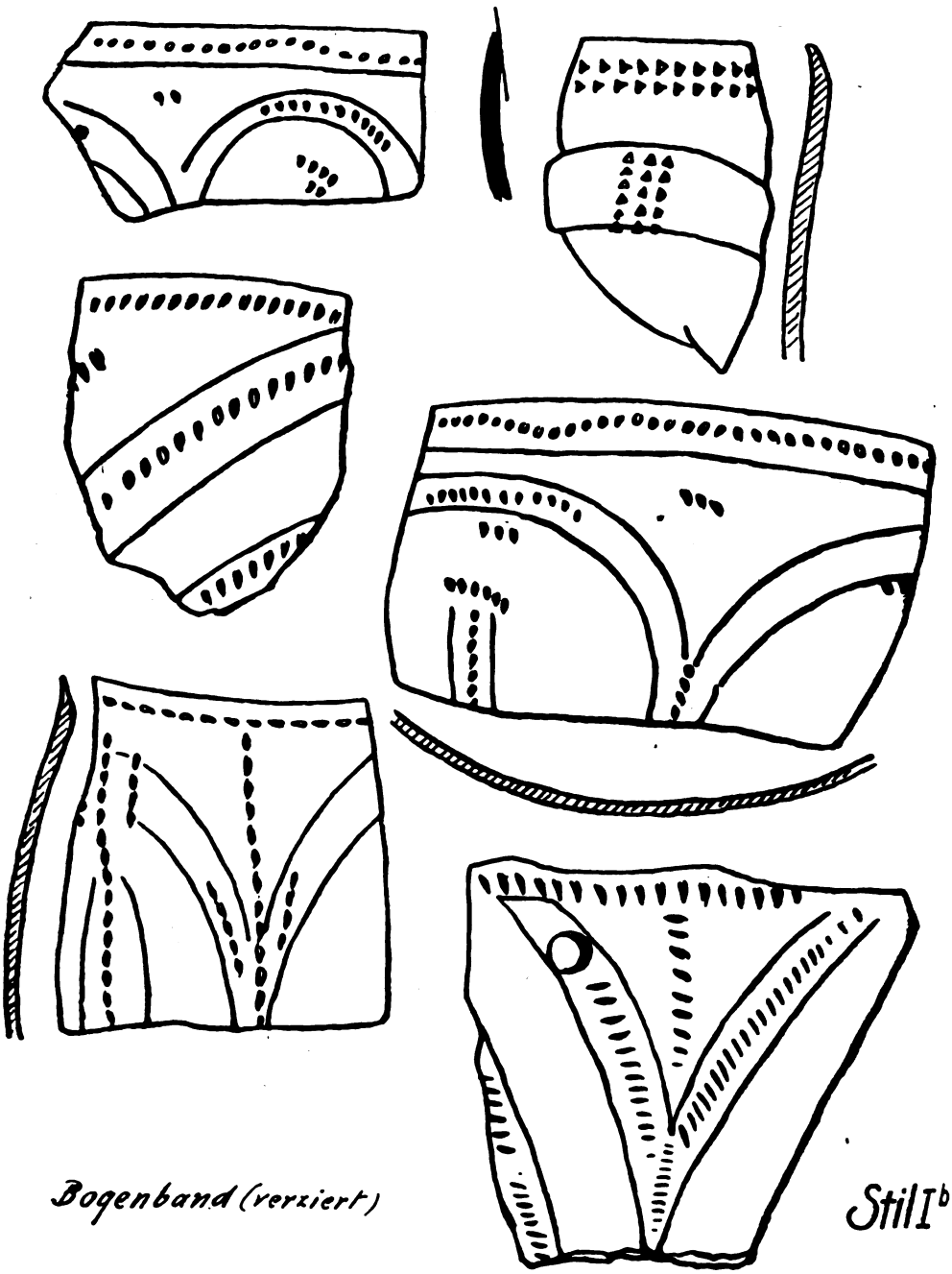


Brande eingebohrten Lochhenkel, finden wir Warzen, Knubben, Horn und Schnurhenkel. Bei den größeren Gebrauchsgefäßen ist der Griffhenkel schon

Digitized by Google



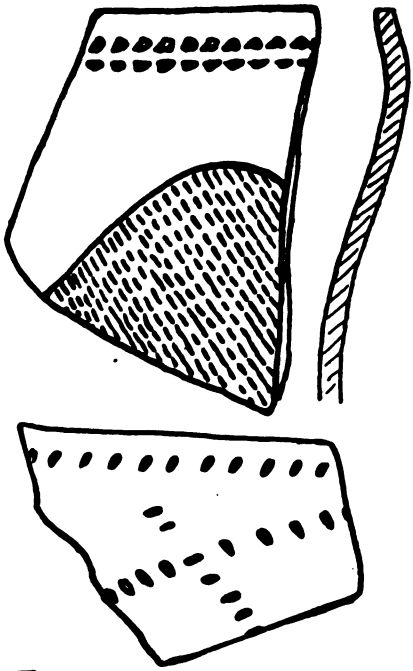
Digitized by Google



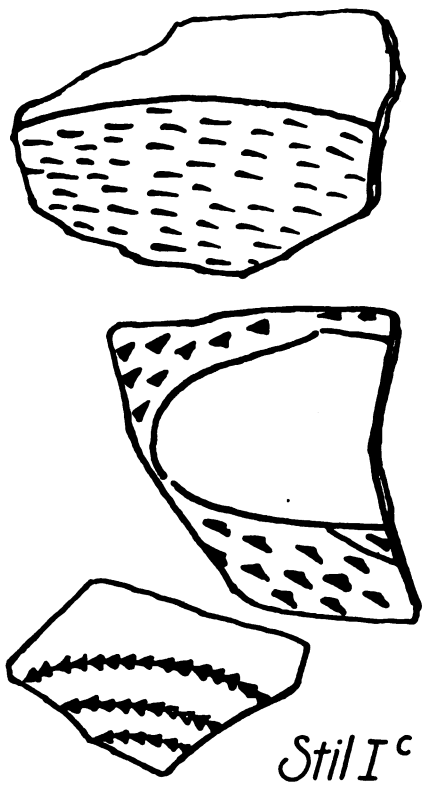
Bogenband (verziert)

Stil I b

Digitized by Google

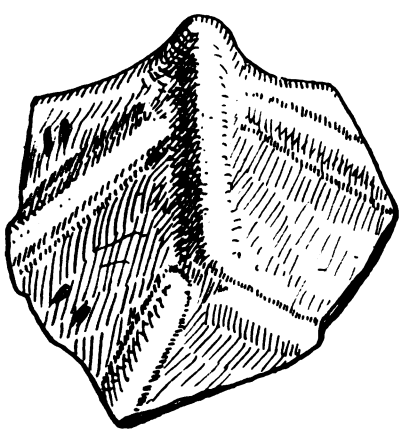


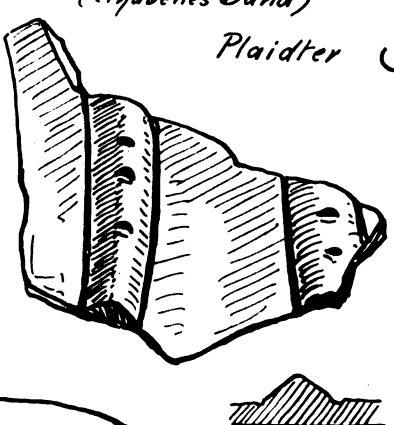
Flächenverziertes Spiralband.

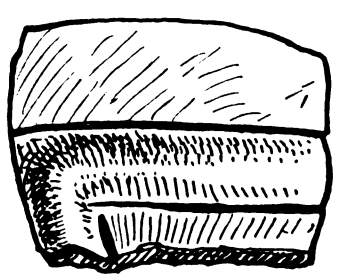


Stil I c

Aufgelegtes Bogenband.
(erhabenes Band)
Plaidter Stil

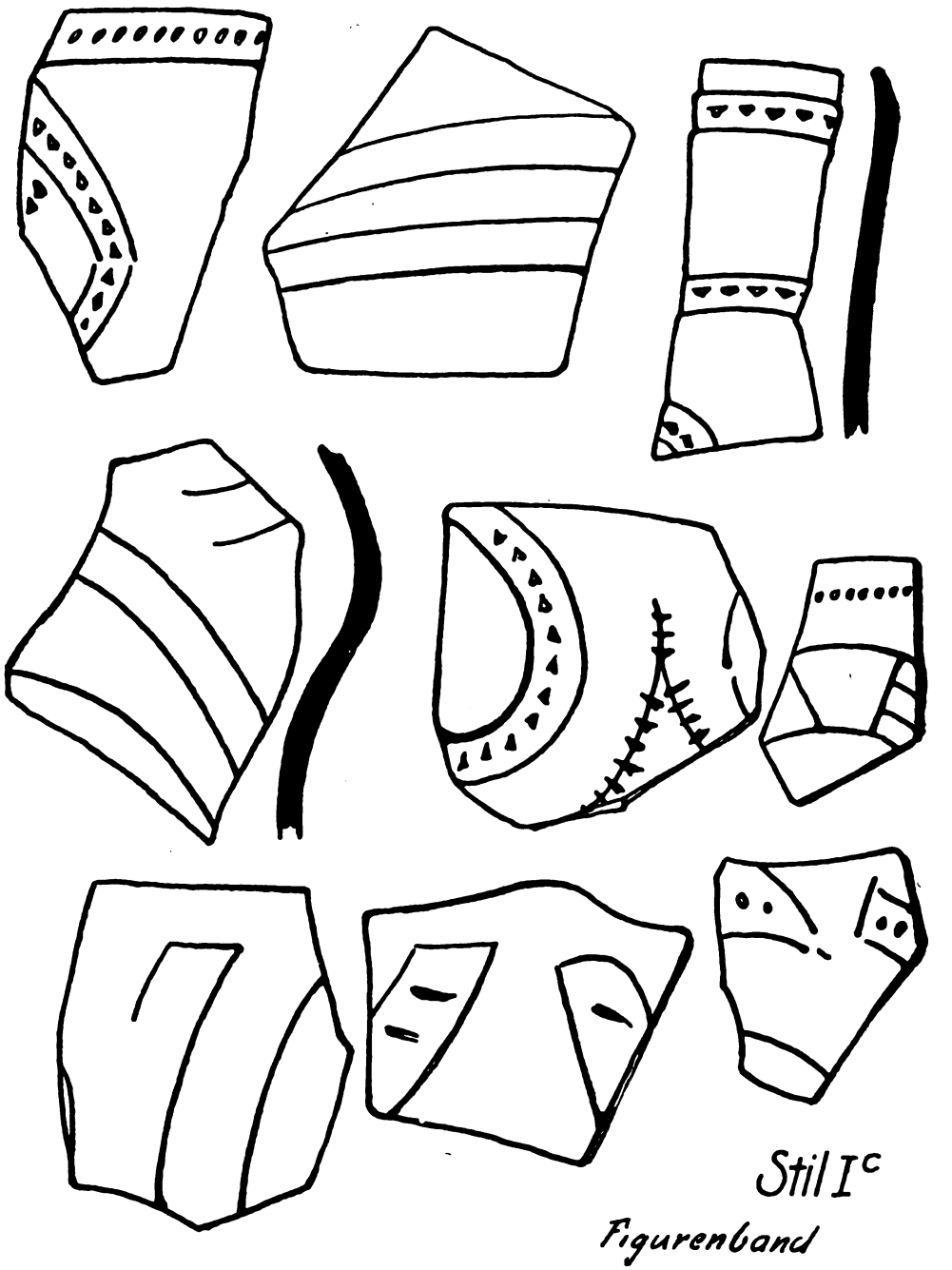




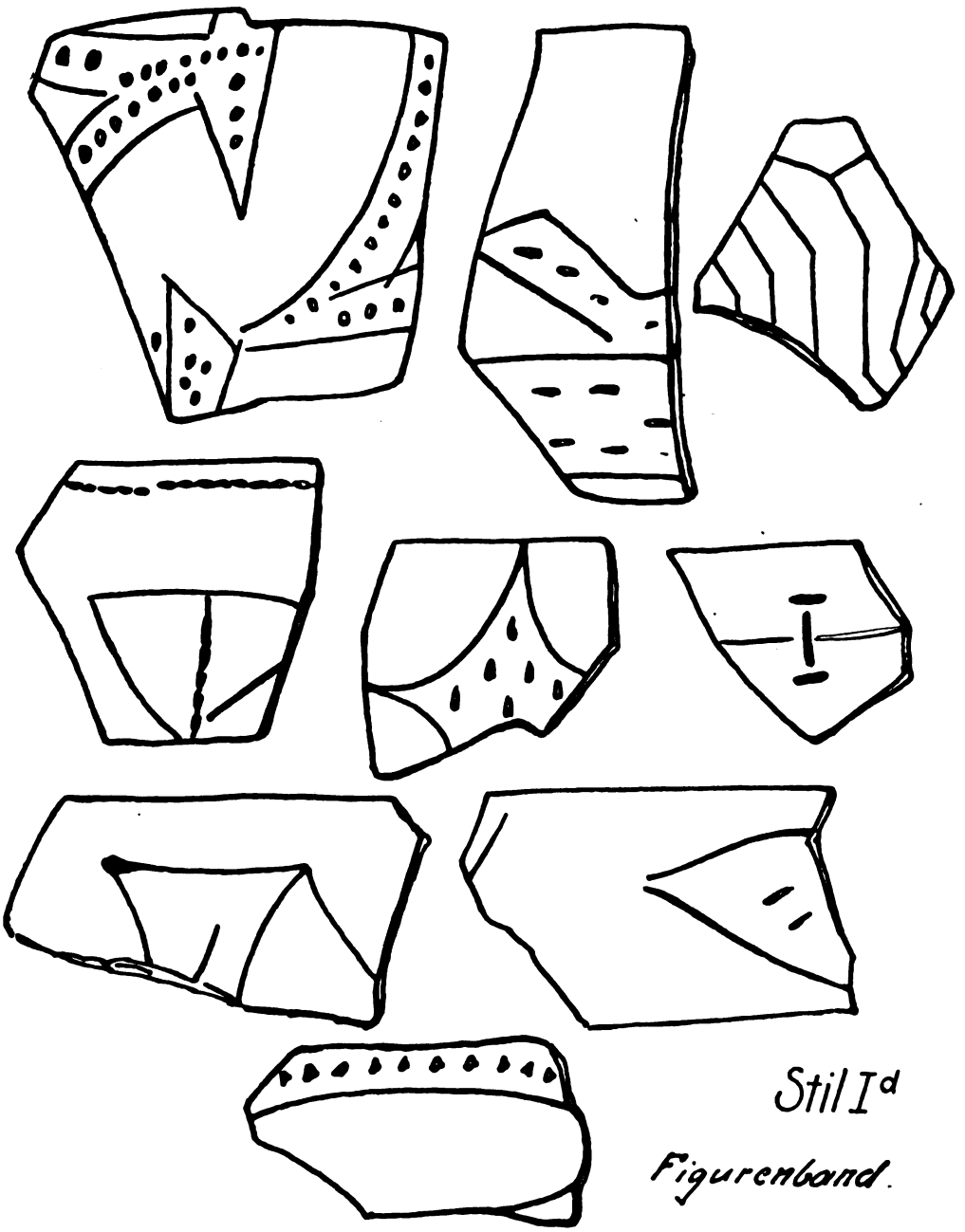


Stil I b

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

gut ausgebildet und befindet sich zum Teil in senkrechter zum Teil in wagerechter Lage.

II. Rädchenstichband (Hinkelstein-Stil). Das Ornament wird gebildet aus einer Punktreihenserie, die sich um den Hals des Gefäßes legt und im hohen Zickzackband über dasselbe gleichmäßig verteilt ist. Zwischen dem Zickzackband befindet sich jedesmal noch eine senkrecht abfallende Punktreihenserie, die sich über die untere Spitze des Zickzackbandes zur Bodenfläche bewegt. Die Stichreihen sind vielfach mit dem Rollrädchen hergestellt. Die Tonmasse ist dünn, fast klingend und weißgrau. Die Gefäßform ist die Podbaba-Flasche oder eine dieser Flasche ähnelnde Form. Köhl bezweifelt in seiner Festschrift das Vorkommen von reinem Hinkelsteinstil in anderen Gegenden, er behauptet, das Ornament setze sich nur aus Punktreihen zusammen. Durch Funde ist bei uns bewiesen, daß nicht nur Punktreihen, sondern auch Volllinien vorkommen.

III. Stichbandkeramik. Ornamentprinzip ist, das Gefäß mit einer Reihe Bänder zu schmücken, die sich vielfach wahllos über das Gefäß ziehen, ihren Entwicklungspunkt an den Knubbenhenkeln haben. Die Bänder bestehen nicht aus gleichmäßig eingeritzten Linien, sondern aus kleineren und großen Punktreihen, die teils tief, teils flach eingedrückt wurden. Meist sind es vier Linien, deren äußeren beiden tief, und deren inneren beiden flach erscheinen.

Die Gefäßscherben sind tief dunkel, schwach glänzend und mittelstarkwandig. Vielfach ähnelt die Verzierung einem Pflanzenornament, wenn nämlich die Punktreihen sich entgegenstehen und durch den Eindruck die Stielform entsteht. Alle Scherben sind reich verziert. Die Gefäßform ist nicht der Bombentopf oder die Hals-Flasche, wie wir sie in I treffen, sondern die Flasche (Podbaba), die ihren größten Durchmesser kurz über der leicht gekrümmten Bodenfläche hat.

IV. Rössener Stil. Vom Rössener Stil scheint das Braunschweiger Land mehr zu haben, als bisher angenommen wurde. Erst die letzten Funde aus Schöningen und Umgebung haben uns den Beweis erbracht, daß von dieser Mischkultur herrliche Stücke vorhanden sind. Die Gefäßform ist die für diesen Stil typische korbartige Amphora. Zum Teil hat der Topf aber auch mehr Flaschen oder Kugelform. Der Ton ist meist tief blauschwarz gebrannt. Das Ornament ist reich über das ganze Gefäß verteilt und ähnelt dem Korbflechtmuster. Die Gefäßform ist nach der Verzierung nochmals schwach geglättet, so daß die Bandform vielfach über die tief gezogene Linien gedrückt wird. Brandreste oder Skelettreste sind nicht gefunden. Fundstellen der Rössener Keramik befinden sich am Espenberg bei Gr.-Dahlberg, an der Saline bei Schöningen, unweit der Grube Treue bei Alversdorf, bei der Teichsmühle bei Schöningen, bei Wittmar an der Asse.

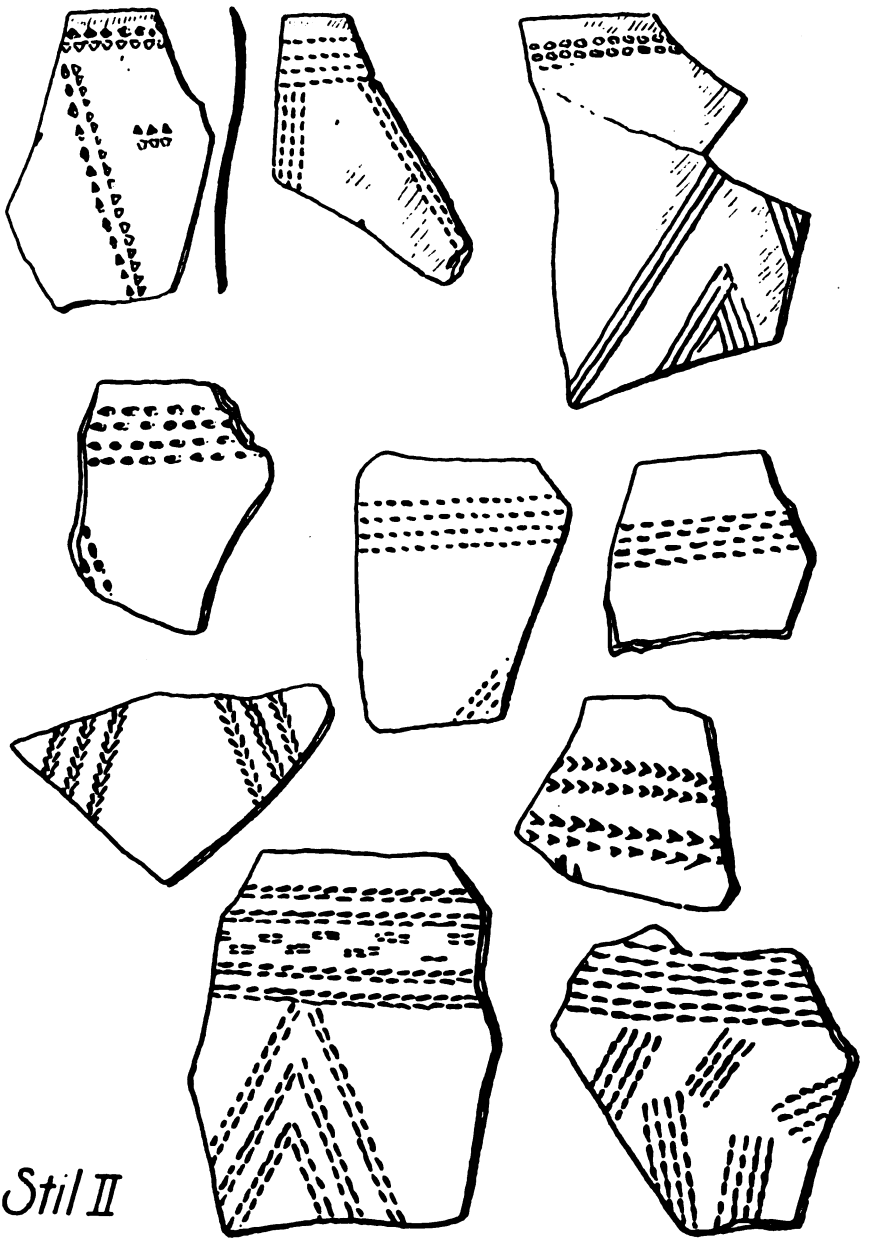
Wir können in bezug auf den Rössener Stil bei uns nicht von Siedlungen sprechen, weil wir ja nur Einzelfunde gemacht haben. Bei den unter I, II, III haben wir es mit größeren Siedlungsstellen zu tun, die Hausgerät, Spinnwirtel, Knochenpfriemen, gebrannte Tonreste von Hütten oder Wohngruben und Abfallmaterial in Menge geben.

Ich lasse nun eine kurze Beschreibung der hauptsächlichsten Siedlungen folgen, die naturgemäß für diese Arbeit sich nicht mit allen Einzelheiten befassen kann. Kleinere besiedelte steinzeitliche Orte kommen ja für diese größere Grenzlinie nicht in Frage. Das überaus reiche Material unserer städtischen Sammlung gibt jedem Fachmann genug Stoff zum Sonderstudium.

Atzum (Kreis Wolfenbüttel). Die Siedlung liegt an einer Wasserstelle

Digitized by Google

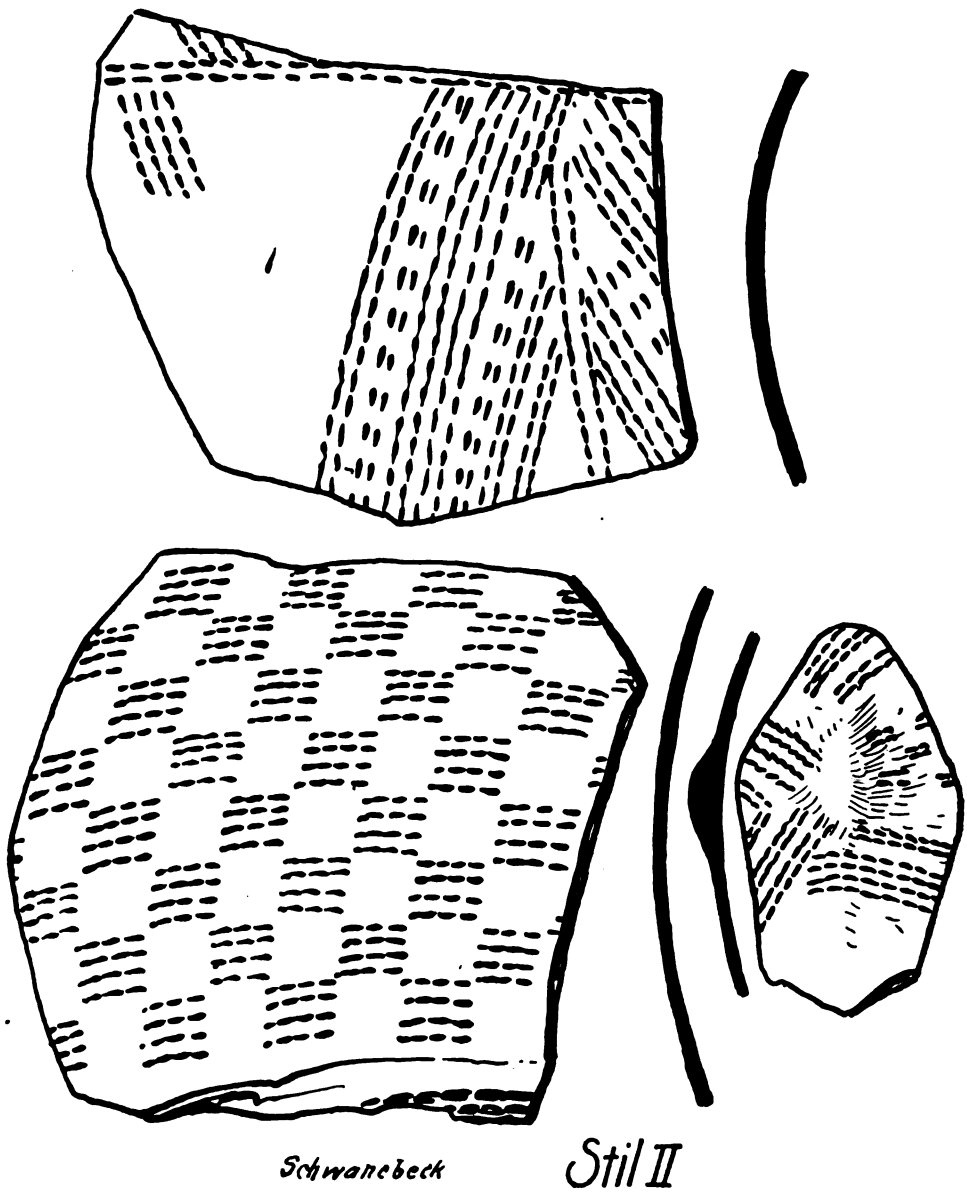
nordwestlich vom jetzigen Dorfe mit offenem Blick nach Osten. Schon vor vielen Jahren wurden hier vorgeschichtliche Funde gemacht. Planmäßig



wurde die Stelle erst 1899 von Dr. med. Haake und einige Jahre darauf von v. Th. Voges und mir abgesucht. 1913 habe ich einige kleinere Grabungen daselbst vorgenommen, die mir neolithische Wohngruben bestätigten. Das

Digitized by Google

Siedlungsfeld der neolithischen Zeit erstreckt sich über eine Ackerbreite von mehreren Morgen, während die weitere Umgebung Material aus mehreren Zeitepochen aufweist. Besonders reich ist die Latène-Zeit und das 3. und

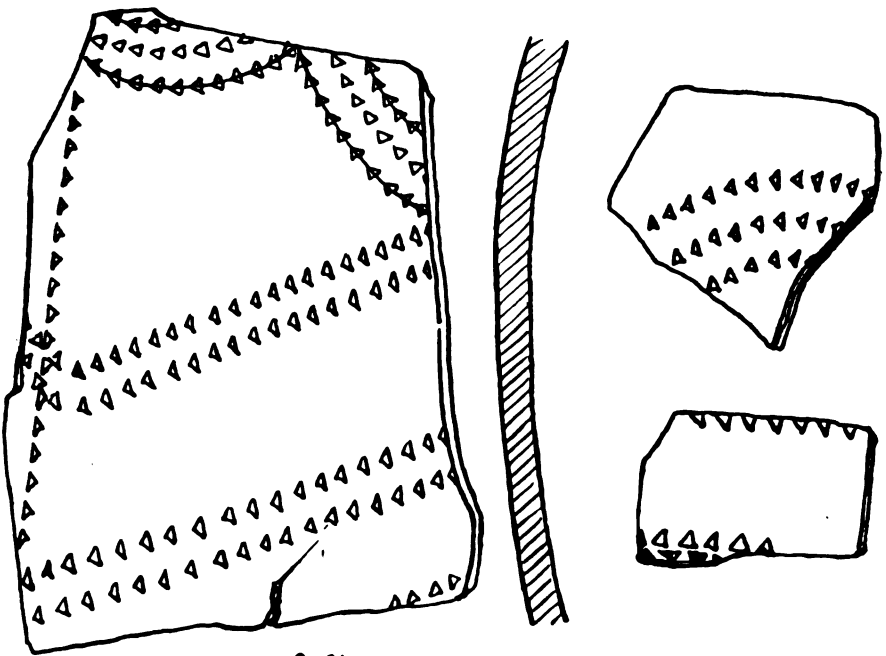


Schwanebeck Stil II

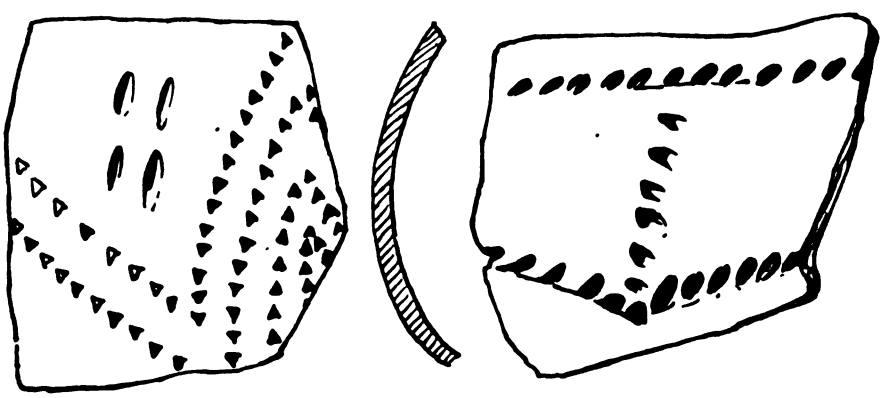
4. Jahrhundert n. Chr. vertreten. Wohngruben mit Eisenschlacken waren vorhanden. Besonders reich ist die neolithische Siedlungsstätte an sattelförmigen Schleifsteinen und kurzen dünnen Flachbeilchen, die meist arge Verwitterungsspuren zeigen. Tierknochen sind häufig, doch läßt sich bei

Digitized by Google

diesen nicht nachweisen, ob sie in die bandkeramische Zeit hineingehören oder jünger sind. Die Feuersteintechnik ist meist roh, nur vereinzelte bessere Schaber und sekundär bearbeitete Messerchen finden sich. Die bandkeramischen



Gr. Vahlberg



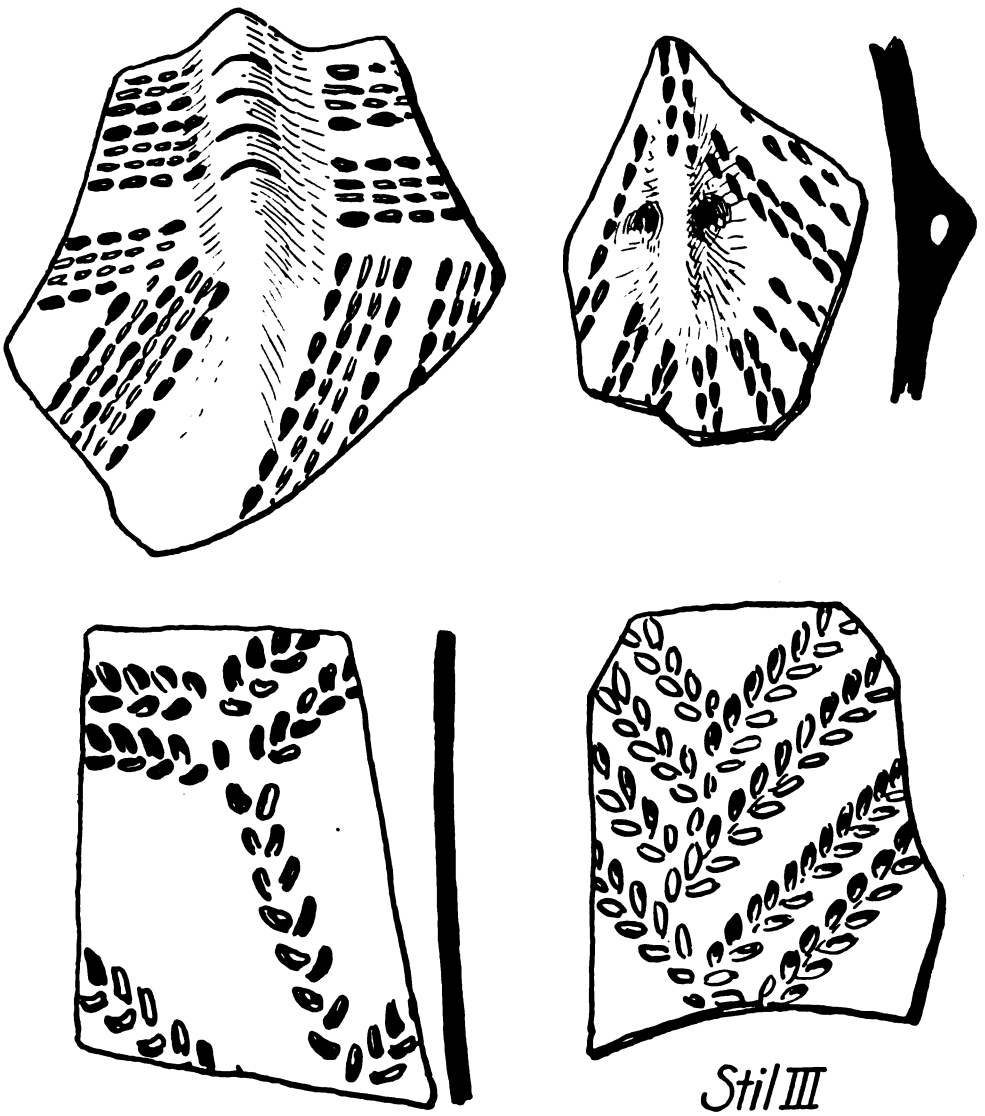
Marienborn. Stil III Gr. Denkte

Gefäßscherben zeigen besonders Zickzack- und Bogenbandornament, sind dünnwandig und schwarzgrau gefärbt. Typ I und II.

Ohrum (Kreis Wolfenbüttel). Für die bandkeramische Grenzbestimmung wertvoll, weil es die einzige Siedlung linksseitig der Oker ist.

Digitized by Google

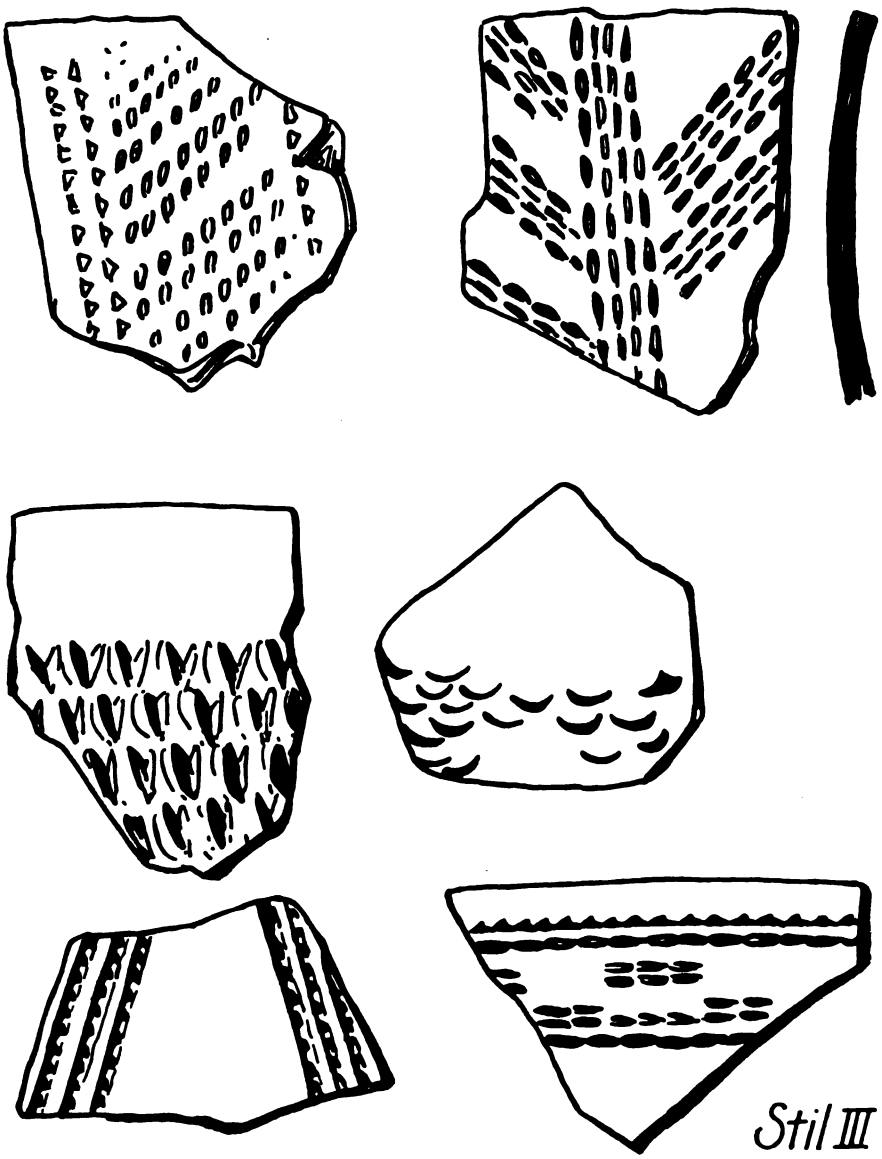
Es fand sich bis jetzt weniger wertvolles Material in Bogen und Zickzackband. Der Fundstelle gegenüber am rechtsseitigen Ockerufer liegt die Siedlung Neindorf unterhalb des, durch seine vorgeschichtlichen Funde (Tritonfund mit bearbeiteten Silexstücken) bekannten Ösels. Stil I.



Börßum. Die hier häufig vorkommenden bandkeramischen Siedlungen, die dank der rührigen Tätigkeit Knoops aufgedeckt werden konnten, zeigen keine besonderen Merkmale. Die Ornamentik zeigt „Reines Band", gehört also zum Stil I.

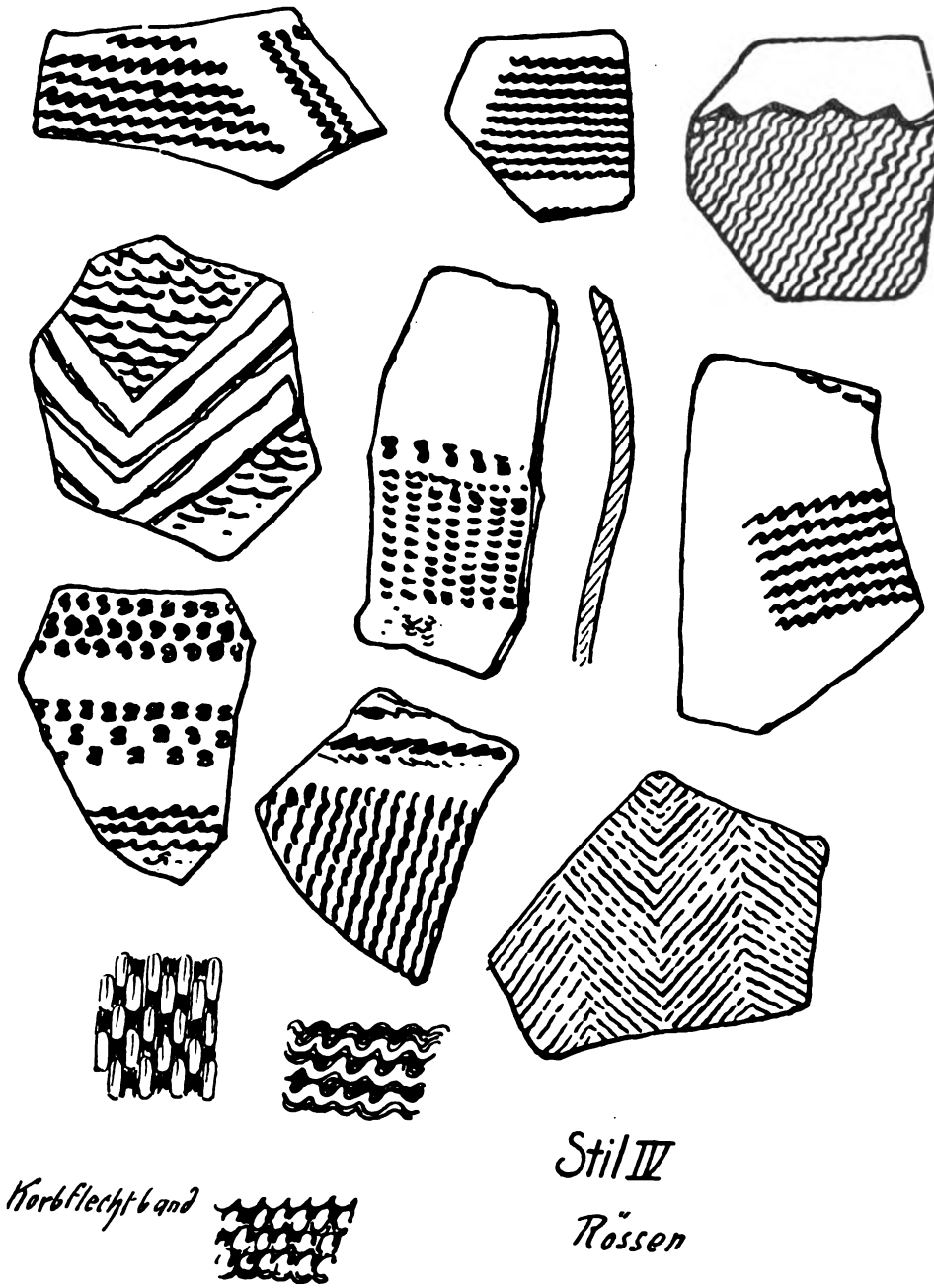
Digitized by Google

Warle bei Schöppenstedt zeigt nur wenig Spuren vom Stil I. Hohlmeißel sind häufig. In dem bandkeramischen Gebiete sind jütländische Streitäxte gefunden.



Schliestedt am Südrande des Elms gelegen. Die Hauptfundstelle am Schliestedter Lah gelegen, ist eine der ergiebigsten im Lande. Für uns auch insofern wichtig, weil sie neben Bogenband auch Rössener und Stichband gibt. Sonst das gleiche Bild wie das der schon erwähnten Siedlungen.

Digitized by Google



Digitized by Google

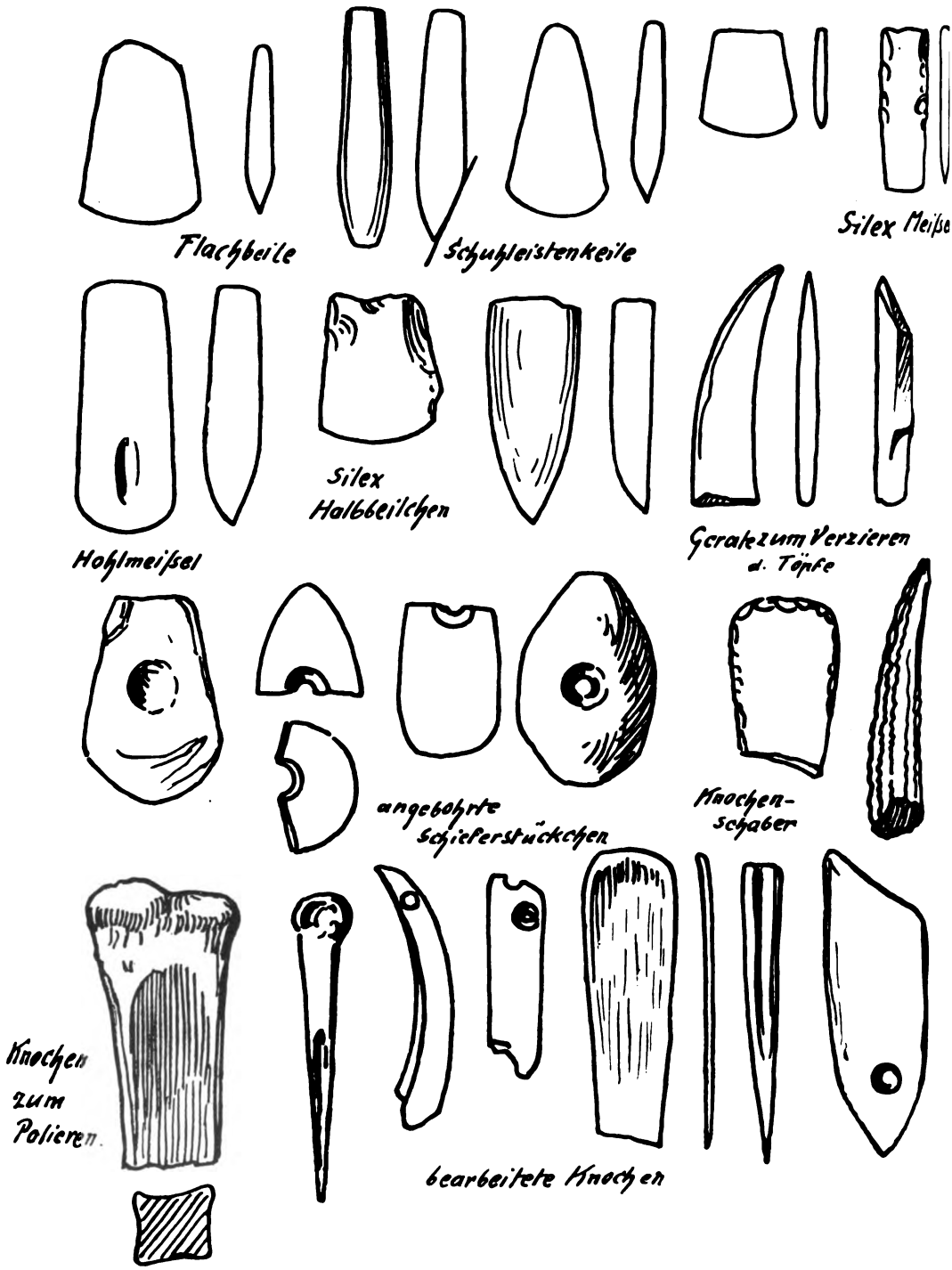
Reiches Feuersteinmaterial und große, platte Flachbeile. In ihrer räumlichen Ausdehnung auch wohl die größte Siedlung, die auch wieder über einer Quellenstelle gelegen ist. Weitere Siedlungsplätze lassen sich in nächster Nähe nachweisen, so über Küblingen und südlich vom Dorfe Schliestedt. Stil I und III.

Wittmar an der Asse. Die Siedelungsstelle befindet sich am Fuße der sagenhaften Asseburg und hat viel Ähnlichkeit mit der Atzumer Stelle, weil sie wie diese Spuren einer reichen nachherigen Besiedelung aufweist. Erwähnenswert ist sie auch deshalb, weil in ihr einige hochinteressante ornamentische Scherbenstücke vorkommen, die keine Vergleichsstücke haben. Hinkelstein und Rössener Stil ist hier nachweisbar. Stil I—IV.

Gr.-Dahlberg am Nordostrande der Asse. Im großen ganzen dasselbe Bild. Vier Stellen lassen sich in nächster Nähe des Dorfes nachweisen. Leider hat auch hier die jetzige Kultur ihr übriges getan und uns nur noch einige winzige Überreste gelassen; ja man kann wohl behaupten, daß sich drei dieser Fundstellen jetzt kaum durch Funde werden nachweisen lassen. Meine Funde stammen zumeist von der auf einer Anhöhe südöstlich vom jetzigen Dorfe gelegenen Stelle, deren Ausdehnung sich über mehrere Morgen Land erstreckt. Dieser Fundort liegt wieder über einer Wasserstelle am östlichen Abhange. Der zweite Fundplatz befindet sich in der Senke am südöstlichsten Ausgange des Dorfes, der dritte am Espenberge und der vierte östlich an der Chaussee Groß-Dahlberg—Schöppenstedt am Krönigsberge. Während ich am Espenberge viel Rössener Stil feststellen konnte, gaben die anderen Siedlungen Zickzack und Bogenband. Was uns aber den ersten Fundplatz sehr bedeutungsvoll macht, ist das Vorkommen der Ornamentik an der Innenwand der Schalen. Ich habe diese Verzierung bei uns nur noch einmal an einem Scherbenstück aus Groß Denkte feststellen können. Randverzierungen, regelmäßige Eindrücke auf den nicht geschrägten Rand sind nachweisbar. Bei den Gebrauchsgefäßen kommt sehr oft der erhöhte Schulterrand mit Fingernagelornament vor. Menschenknochen fanden sich nicht, wohl aber ein reiches Tierknochenmaterial. Die Bogen- und Figurenbandornamentik ist sehr reich an Formen. Stil I, II, III.

Veltheim am Fallstein. Westlich vom Dorfe Hessen, an der braunschweigischen Landesgrenze, über einer Quellenstelle mit offnem Blick nach Osten, fand ich 1901 eine stark besiedelte Stelle der Bandkeramik. Schon längst vor dieser Zeit waren mir durch verschiedene Besitzer der dortigen Ländereien Steinwerkzeuge von dieser Stelle bekannt geworden, die der Form nach in die Bandkeramik hineingehörten. Dr. med. Haake hatte schon 1900 unweit Hessens, auch am Fallstein gelegen (Fallsteinburg—Hessen Spring—Deersheim) stark besiedelte Stellen feststellen können, die mit der von mir entdeckten große Ähnlichkeit aufwiesen. Die Siedlung Hessen—Veltheim, wie ich sie nennen möchte, ist eine der interessantesten. Reichhaltiges Scherbenmaterial, vermischt mit Knochen und Steinwerkzeug, konnte hier gesammelt werden. Besonders reich sind hier die Knochenfunde, aber auch die Steinwerkzeuge weisen eine vielseitige Formengebung auf. Angebohrte flache Steinstückchen sind zahlreich vertreten. Die Scherbenornamentik gehört der Bogenbandkeramik an und gibt eine außerordentliche Vielseitigkeit im Ornamentzug. Zickzackmuster, Bogenband verziert und unverziert, aufgelegtes (plastisches) Bogen- und Figurenband, geben vom reichen Erfinderssinn der Verfertiger Zeugnis. Auch die Henkel weisen eine Reichhaltigkeit in den Formen auf. Warzen und Knubbenhenkel, Schnur- und Lochhenkel, Hornhenkel zum Teil

Digitized by Google



Digitized by Google

geteilt, sind, verglichen mit außerbraunschweigischen Stücken, vielgestaltig. Steine mit Sägeschnitt und noch roher Vorbereitung wurden von mir gefunden. Wie stark diese Hessensiedlung war, ist daraus ersichtlich, daß es mir glückte, in einem Nachmittage zehn bearbeitete Flachbeilchen zu finden. Rohe, dickwandige Gebrauchsgefäßscherben waren fast durchweg mit Fingernagelornament verziert. Die Henkel dieser Gefäße sind schon sehr oft als Griffhenkel anzusprechen. Die Topfform rekonstruiert, ergibt die Form vom Bomben- oder Kugeltopf und die kurzhalsige Vielhenkelflasche; diese letztere zumeist dickwandig. Leider konnten auch hier keine Ganzsachen geborgen werden. Als Seltenheit für unsere Gegend muß der seitlich durchbohrte schmale Schuhleistenkeil angesehen werden. Feuersteinklopfsteine, Messerscherben, Schaber sind zahlreich. Eine Pectunkulus, wie sie im Mainzer Becken zu Haus ist, zeigt leichte Schlifffspuren. Als Haustier ist nachzuweisen das Rind, Pferd und wohl auch das Schwein. Stichreihenornament ist an einigen, überaus fein geschlemmten weißlichen Scherben festgestellt, während Rössener Stil zweifelhaft ist. Die in nächster Nachbarschaft liegenden Siedlungen, wie Deersheim und Dardesheim weisen in der Hauptsache dasselbe Ornament auf, nur ist Stichreihenverzierung häufiger. Stil I, II.

Allgemeiner Überblick.

Wenn wir das Gesamtbild betrachten, so gibt es eine leidliche Übersicht über die bis ins Braunschweiger Land vorgeschobene donauländische Kultur. Überwiegend ist hier der sog. Flomborner Stil vertreten, wenn er auch bei uns wieder seine Eigenarten aufweist. Vergleichen wir die Funde von Plaidt an der Eifel, vom Rheinland, Monsheim, Großgartach, Rheinhessen, von Thüringen herauf bis zum Südosten hinunter, so ergibt sich aus allen diesen Funden eine dem Norden wesensfremde Kultur. Die in unseren Grenzgebieten sich findenden Übergangsstile, wie Rössen, Molkenberg-Burg und der Stil der norddeutschen Kugelflaschen bilden den Korridor für die beiden gewaltigen Kulturströmungen, der nordischen Megalithkultur und der donauländischen. Der beim Megalithstil betonten vertikalen Verzierungsart steht eine Horizontalornamentik gegenüber. Zu wünschen wäre es, wenn die Grenzen der donauländischen Kultur auch in den Nachbarländern genau bestimmt würden, damit ein Gesamtbild dieser Kultur festgelegt werden kann.

Aus der beigegebenen Tabelle ist das Vorkommen der Stile ersichtlich. Es zeigt sich, daß Stil I in den nördlicher gelegenen Siedelungsstellen allein vorkommt, während die südlicher gelegenen schon Stil I und II und der Süden Stil I, II, III, IV bringt. Welcher von den einzelnen Stilen der ältere ist, möchte ich vorläufig nicht bestimmen. Sicher scheint mir zu sein, daß Stil I der älteste, ob dann Stil II oder III zeitlich folgt, ist bei uns nicht festzustellen. Typologisch muß wohl meine Aufstellung richtig sein, denn die Entwicklung der Ornamentzüge wird jedem Ornamentiker in der aufgestellten Reihenfolge klar werden. Hoffentlich werden auch hier recht bald weitere Grabungen und Funde Aufschluß geben. Das Ornament, wie auch die Gefäßform bei Stil I, II, III ist dem nordischen Stil wesensfremd, bei IV sind Anklänge vorhanden.

Digitized by Google

I. Reine Bandkeramik (Flomborner Stil)
a. Zickzackband, b. Bogenband, c. Spiralband, d. Figurenband
II. Rädchenstichband (Hinkelstein-Stil)
III. Stichband (Großgartacher Stil)
IV. Korbflechtband (Rössener Stil)

Siedlungen:

Schladen	Börßum	Ohrum	Neindorf	Atzum	Ahlum
I	I	I	I	I II	I
Gr.-Denkte I	Gr.-Denkte II	Gr.-Dahlberg	Wittmar	Warle	Schliestedt
I III	I	I III IV	I II III IV	I	I III
Kl.-Dahlum	Gr.-Dahlum	Watenstedt	Schöningen	Hessen a/F.	Deersheim
I III	I	I	IV	I II	I II III
Dardesheim	Röderhof	Arbeeketal	Gr.-Quenstedt	Schwanebeck	
I	I II II IV	I II III IV	I II III IV	I II III IV	

Digitized by Google

Alte Straßenzüge am Elm.

Von Otto Hahne, Braunschweig.

Wenn ich von dieser Stelle zu Ihnen kurz spreche, so geschieht es, um einige Aufklärung von der geschichtlichen Seite her über die hier aufgehängte, künftig im Städtischen Museum verwahrte Karte vergrößerter Meßtischblätter zu geben. Die angegebenen Flurnamen entstammen der Landesaufnahme des 18. Jahrhunderts unter Herzog Karl I. Gerade in unserer Gegend hat sich der Namenbestand jahrhundertelang treu erhalten, so daß wir ohne Bedenken sie zumeist bis in das Mittelalter und noch weiter zurückversetzen dürfen. Gelegentliche Urkundenerwähnungen beweisen deutlich, daß bis 90% und mehr der Namen alt sind und bereits im 14. Jahrhundert dort genau so gebraucht worden sind [1]).

Aus diesem Material, das ich in jahrelanger Arbeit aus Urkunden, Pfarrakten, topographischen Sammlungen, Meierbriefen, Grenzbeschreibungen, Forstprotokollen, Erbregistern und vielfacher Erkundigung bei der einheimischen Bevölkerung durch viele Einzelheiten vervollständigt habe, sind nun auf dieser Karte für das Elmgebiet alle mir bekannten Flurnamen eingetragen worden, die irgendwie für die ältere Geschichte und die Vorgeschichte wichtig sind oder einmal nützlich werden können, wenn auch ihre Örtlichkeiten bisher noch nicht genauer wissenschaftlich untersucht worden sind. Die Meßtischblätter bieten fast keine einzige dieser Bezeichnungen und selbst die Ortseinwohner kennen sie seit 40 Jahren oft nicht mehr.

So sind die „Heidenkirchhöfe" verzeichnet, die vielen eingegangenen Dörfer, die „Knüel", die meist Hügelgräber enthalten, aber leider vielfach abgetragen sind, ohne daß man von Funden oder dem Verbleib der darin gefundenen Gegenstände etwas wüßte, ebenso die „Klinte", die vielfach natürliche Erhebungen sind, wenigstens teilweise aber, so in Groß-Denkte, alte hohe Grabhügel in ebenem Gelände gewesen sind. Die „Totenberge", die das Volk oft mit Unrecht für Grabstätten von im Dreißigjährigen Kriege gefallenen Kriegern hält, wurden aufgenommen, auch wenn noch keine Nachweise für ihre vorgeschichtliche Wichtigkeit beigebracht sind. Ebenso wollte ich die „Gropenberge", weil man früher die Urnen bei uns auf dem Lande oft Gropen nannte, nicht weglassen, selbst auf die Gefahr hin, daß von dort der Ton zur Gefäßherstellung erst in verhältnismäßig junger Zeit gewonnen ist und sich daher die Bezeichnung erklärt.

Da Namen wie „Donnerberg", „Donnereiche" und „Bockshorn", d. h. die Stätten, auf denen die Osterfeuer einst abgebrannt wurden oder noch

[1]) O. Hahne, Sammlung und Verwertung der Braunschweiger Flurnamen. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. II, 1925, S. 80—88.

Digitized by Google

heute abgebrannt werden, mit dem Kult des deutschen Frühlings- und Wettergottes Donar in Verbindung zu bringen sind, zudem durch Lage und Form in der Landschaft sich abzeichnen, durften sie als frühgeschichtlich wichtige Punkte ebensowenig übergangen werden wie der „Schimmelwohld", den wir doch auf Grund des Tacitusberichtes als Verehrungsplatz des Lichtgottes Ziu werden ansehen können. Die christlichen Klusen ferner sind wichtig, weil sie teilweise mit der Absicht geschaffen sein werden, heidnischen Aberglauben zu verdrängen und zu ersetzen, sicher aber fast stets an den mittelalterlichen Verkehrswegen lagen. Die Galgenberge liegen auch stets an den alten Straßen, um die Opfer der Gerechtigkeit als abschreckende Beispiele jedermann vor Augen zu bringen. „Burweg" und „Borweg" als Flurnamen führen zu alten Fluchtburgen, „Brücke" und „Speeke" = Speiche, Brücke aus Bäumen mit Knüppelbelag sind Punkte mittelalterlicher Straßen, denn der Bauer alter Zeit fährt zur Feldbestellung durch Bach und Fluß oder er benutzt „Dralle" = Fuhrt, „Wedel" vgl. lat. vadum oder „Föhrde."

Wer sich mit der Frage der alten Wege, auf denen sich der schwerfällige Verkehr alter Zeit vollzieht, in einem größeren Gebiete beschäftigt, ist in der glücklichen Lage, zunächst feststellen können, daß die Richtungen der Verkehrsstraßen und ihr allgemeiner Verlauf über viele Jahrhunderte oft bis in unsere Tage die gleichen sind [1]). Denn die natürliche Beschaffenheit der Gebirgserhebungen und Flußübergänge ist dieselbe geblieben und hat ihren maßgebenden Einfluß ständig stark geltend gemacht. Sobald man aber darüber hinaus den Versuch unternimmt, eine genaue Festlegung wenigstens an einzelnen Punkten der Landschaft zu erweisen, versagen in den meisten Fällen die mittelalterlichen Urkunden — Karten sind sehr selten — die nur gelegentlich eine strata regia oder Kaiserstraße erwähnen. Nicht viele Urkunden gibt es, die die einzelnen Haltepunkte in etwa 25 km Entfernung voneinander angeben. Abt Albert von Stade hat es in dem Berichte über seine Romreise um 1250, die ihn auf der Heimkehr von Augsburg über Werningerode, Hornburg und Braunschweig auch durch unsere Gegend auf dem alten Trock- oder Treckwege führte, einmal getan. Weiter verzeichnet eine Urkunde im Stadtarchiv zu Braunschweig aus dem 15. Jahrhundert die tavernae im Umkreise der Stadt, in denen die Kaufherren und Fuhrleute Unterkunft zu finden vermochten.

Auf den Dorfkarten des 18. Jahrhunderts können wir natürlich bei ihrem großen Maßstabe den Straßenverlauf für jedes Dorf sehr deutlich verfolgen. Man erkennt aber, daß damals schon aus mannigfachen Gründen an vielen Stellen eine Verlegung im einzelnen gegenüber der früheren Zeit stattgefunden hat. In immer steigendem Maße, das tritt als Prinzip klar zutage, geht man von der alten Art der „Hohenwege", „Rennstiege", „Heidenstiege", die versumpfte Talauen und durch gelegentliches Hochwasser bedrohte Niederungen ängstlich meiden und sie im Notfall auf dem kürzesten Wege und an den landschaftlich geeignetsten Punkten („Werder" = Flußinsel, „Hoher Anger") durchschneiden, auf dem naturgemäß trockneren Boden ab. Man wählt nunmehr ohne Bedenken den Weg am Bergeshange oder im Bachtale entlang. Man legt bei starkem Gefälle Windungen und Schleifen ein, um die viel schwerer gewordenen Lasten ohne Überanstrengung der Zugtiere bequemer fortbewegen zu können, wo man früher unbedenklich steil herauf- und heruntergefahren ist. Wenigstens einige Fingerzeige zur

[1]) Heinrich Meier, Die natürlichen Richtungen alter Handelswege, besonders des Herzogtums Braunschweig. Braunschweigisches Magazin 1914, S. 109.

Digitized by Google

richtigen Festlegung alter Straßenzüge im Gelände geben uns nun die Flurnamen, die unser niedersächsischer-thüringischer Volksstamm am Elm mit fast unbegreiflicher Treue in mündlicher Überlieferung jahrhundertlang festgehalten hat, auch ohne noch die richtige Bedeutung der Bezeichnungen zu verstehen. In manchen Fällen lassen sich sogar noch Entstellungen und Umdeutungen zu dem Landvolk faßbareren Begriffen mit großer Wahrscheinlichkeit erkennen.

Heute weiß niemand mehr von dem alten Weg zwischen Wolfenbüttel und Schöppenstedt, der an den nördlichen Uferhöhen der Altenau (früher Nette genannt) entlang führte und aus den Flurnamen leicht erkennbar ist. Beginnend beim „Gotteslager" = Godeslah oder Wodanswald (vgl. Godesberg a/Rhein) (Wolfenbüttel), einem steinzeitlichen Fundorte, ist diese alte Verbindung erkennbar, „Auf dem Schöppenstedter Stiege" (Wendessen), dann weiter „In den Goldhöfen" — einer alten Siedlung (Ahlum), „Die Stiegwanne", „Die Stiegmorgens", „Am Stiegwege" (Wendessen)", „Die Grashöfe" (Ahlum), eine frühere Ansiedlung mit Steinfunden. Sie führt darauf über vorgeschichtliche Fundstätten auf der Ahlumer Flur zum „Hohen Anger" (Dettum) und „Werthlande" = Land auf einer Ansiedlung (Dettum), zu dem über die Altenau eine Speeke = Baumbrücke mit Speichen führte, daher die „Voigts- oder Speekenwiese", „An der Speeken" (Mönche-Dahlberg). Weiter geht sie über das „Beul" (Dettum) und die „Beilwanne" Eilum, Namen, die vielleicht mit alten Erdbefestigungen zusammenzubringen sind, und „Am hohlen Wege", „Wolfenbüttler Weg" (Bansleben), an der Kirche dieses Ortes vorbei in das „Stobentor" von Schöppenstedt. Zwei mittelalterliche Burgen, Weferlingen und Bansleben liegen zudem unmittelbar an dieser Linie. Sollte es wirklich ein bloßer Zufall sein, daß so viele Spuren frühgeschichtlichen Lebens sich gerade im Zuge dieses Weges in Örtlichkeiten finden, die heute außerhalb jedweden Verkehrs liegend nur der Ackerbestellung dienen?

Die älteste urkundlich faßbare deutsche Bezeichnung für öffentliche Straße ist Dietweg = Volksweg (altsächsisch: thioda), die weitverstreut im deutschen Lande vorkommt. So führt die Markbeschreibung von Würzburg (779 n. Chr.) „den diotweg" auf. Ferner erwähnt einen „Dietweg" die Grenzbeschreibung von Thoranthorp an der Weser (786), die Karl der Große der Abtei Hersfeld schenkt. 1060 wird der Weg von Breitenhees nach Wienhausen im Kreise Ülzen „Dietwech" genannt.

Am 17. Mai 1197 [1]) heißt es über die Holzberechtigungen des an das Kloster Marienthal bei Helmstedt verkauften Dorfes Konradsdorf über einen solchen Weg am Böhnsdorfer Berge im Lappwalde „in viam que dicitur Dihetweg" und „sub strata publica que dicitur Diehtweg vel Stenwech". Mit dem 13. Jahrhundert hört dann, soviel sich bisher übersehen läßt, diese Straßenbenennung in Urkunden auf. Auch „Hohestraza", so 786 bei Dorndorf an der Werra „per popularem stratam" oder „via publica" 815 im Wormsgau = Übersetzungen für Dietweg sind Ausdrücke der Urkunden, die solche alten Wege bezeichnen. In dem Lehnsregister Graf Siegfrieds II. von Blankenburg (1209—1227) heißt es dann: stratam que est iuxta Hersleve, que dicitur Volcwech = eine Verbindung am Harzrande zwischen Wernigerode und Quedlinburg [2]).

[1]) Zeitschrift des Harzvereins Bd. XI, S. 93.
[2]) Braunschweigisches Magazin 1918, Nr. 4.

Digitized by Google

Während bei den Feldwegen in der Feldmark, die nur Wirtschaftszwecken dienen und durch Überfahrtsrechte für die Dreifelderwirtschaft ersetzbar sind, ein besonderer Rechtsschutz nicht erforderlich war, unterstehen die allgemeinen Verbindungswege nach benachbarten Dörfern und vorzüglich die wichtigeren Volksstraßen dem öffentlichen Rechte. Kapitularien der französischen Könige und Volksgesetze wie der Sachsenspiegel Bd. II, S. 66 widmen daher ihre Fürsorge lediglich den viae publicae oder regiae und den Brücken oder Dämmen, die für sie erforderlich waren. Solch eine Landstraße darf nicht in Besitz genommen, abgeschnitten oder umgepflügt werden [1]). Nach dem Weistum von Sandweiler 1604 soll „eine jede 32 Schue breit sein, auch von dem einen Bau zu dem andern gehen müssen, die auch die landfürstliche Meier und Schöffen ausweisen und märken." [2]). Um sie im Dorfbereich in der notwendigen Breite zu erhalten, soll sie so breit sein, „dat ein Rüther im Wege holden und mit einer Stangen, so he föret, umherwenden kann" (Eldagser Landrecht von 1557). Auch ist den Anwohnern verboten, ihren Hof nach dem forta, dem Anger der Straße, zu erweitern und dort ein Haus zu bauen (Seeländisches Gesetz von 1290). Daher wird Engeschalc von Huzinpach auf Antrag des Abtes Ulrich von Kremsmünster in Oberösterreich 1181 bestraft, weil er auf den Besitzungen des Klosters im Dorfe Vischen den Volksweg gewaltsam in Besitz genommen und den Straßengrund auf jenem Wege überall nach seinem Gefallen gebraucht hat [3]).

Auch im Elmgebiet finden wir nun noch diese alte Bezeichnung „Dietweg" als Flurname für Ackerstücke und im 18. Jahrhundert noch gebrauchte Feldwege so vielfach wieder, daß eine genaue Festlegung im Gelände möglich ist und seine charakteristische Eigenart sich feststellen läßt. Wenn man von Ampleben nach dem Elme auf der Kreisstraße, früher hieß sie „die Kuhtrift", hinaufsteigt, kommt man etwa in der Mitte zwischen Dorf und Waldrand heute an einen nach Westen laufenden Feldweg [4]). Seine heutige gerade Linienführung ist erst in der Separation 1853 festgelegt, früher schloß er sich genau den Geländewellen und dem Keuperuntergrunde an. Auf ihm, der von Osten nach Westen läuft, steht eingeschrieben „Der Deitweg". Von der Kreisstraße nach Osten erstreckt sich heute eine große Ackerbreite ohne einen Feldweg, der sie einst als „der Deitweg" durchschnitt. Verfolgt man diesen in den Flurstücken nördlich des „Heilberges", so folgt in Kneitlingen die Flur „An dem Deitwege" und seine Fortsetzung als „der Weg von Samtleben nach Amtleben" und der „Mittelweg". Ampleben selbst gewinnt an ihn Anschluß durch den „Mühlenweg" nach den Wassermühlen an der Wabe.

Zwei grundlegende Feststellungen sind wichtig:

1. die unzweifelhafte Richtung von Osten nach Westen, die aus dem einzelnen Flurnamen sonst nur selten zu gewinnen ist, z. B. etwa bei der Form „Hinter dem Deiwege", da der Bauer von seinem Orte aus rechnet.

2. die Linienführung 300—500 m vom heutigen Waldrande. An ihm lag Holtorf (1292 erwähnt und mit dem Abbruch des Holtorfer Hofes nach dem 30jährigen Kriege wüst geworden) und nördlich davon ein früh wüstes Boßleben, dessen Erinnerung der „Boßleber Hai" festhält. Wir wollen

[1]) Lex Burgundiorum. Mon. Germ. L. L. III, S. 107.
[2]) Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben Bd. II, S. 237.
[3]) Zeitschr. histor. Vereins Niedersachsen. 1838, 215 u. 301.
[4]) Auf den geologischen Karten ist die Lage leicht auffindbar, da mit Ausnahme eines Stückes bei Eitzum alle diese an Elm und Asse erwähnten Flurnamen auf dem unteren Keuper meist an der Grenze des darüber zutage tretenden Trochitenkalks liegen.

Digitized by Google

auch nicht vergessen, daß zwei feste mittelalterliche Schlösser, Sambleben und das 250 Jahre im Besitz der Stadt Braunschweig befindliche Ampleben, diesen Weg beherrschten und die Braunschweiger 1373 eine vernichtende Niederlage an ihm erlitten (Chronik von Braunschweig Bd. I, 1868, S. 303.) Nördlich von Sambleben zieht nach den eben erkannten Merkmalen, obwohl die doch nur zufällig erhaltene Bezeichnung Dietweg weiterhin fehlt, der Weg weiter auf Eitzum am „Hohberge" über den „Harbkebach" an der 1291 vorhandenen Kirche vorbei über das wüste Heinen, über den „Heidenkirchhof", dessen Lage nur ungefähr bestimmt ist, auf Holzhausen, nordwestlich Gr.-Dahlum, dessen Mühle in Resten bis ins 18. Jahrhundert vorhanden war. Über den „Totenkamp" (Gr.-Dahlum) und reiche vorgeschichtliche Fundstellen, dann das 1356 zuletzt erwähnte Getakoton (1000) „Am Jütcoter Berg", „Jetecother Spring" und seinen „Glockenborn" (Gr.-Dahlum) gelangt man oberhalb Wobeck und Twieflingen nach dem „Galgenberge" und „Gerichte" und nach dem St. Lorenzkloster vor Schöningen, das auf königlichem Besitz 983 hier zuerst als Nonnenkloster, später als Augustinerkloster gegründet wurde. Über den „Heidenkirchhof" (Schöningen), den „Offleber Stieg" und „Hohenweg" (Schöningen) geht die Linie auf Offleben zu östlich weiter.

Nach Westen geht sein weiterer Verlauf durch Evessen, eine karolingische curtis, zu der 944 der Wald der Volksburg im Elme als Königsgut gehörte und aus deren Gut reiche Stiftungen an das Bistum Halberstadt gemacht wurden. Von der im Tale angelegten Burg (Ortsteil im Burgundchen = Burg unten) führt ein „Borweg" = Burgweg zur Kuxburg hinauf. Gleiche Anlagen karolingischen Königsgutes unter sächsischen Volksburgen finden sich in Westfalen. Evessen ist das in den Ungarnkriegen erwähnte Hebesheim, dessen alte Höfe (auf dem Schriftsassenhof Nr. 12 einst ein Bergfried) teilweise an dem alten Wege lagen, heute aber auf die Höhe verlegt sind. An seinem alten Kirchlein (der Cholerafriedhof südlich davon ist in seinem Hohlwege angelegt) und dem Tumulus (vorgeschichtlicher Grabhügel) vorbei geht er über den „Dolmesgraben" nördlich Gilzum und Hachum, an Hohlwegen kenntlich im „Wolpersthal" (Hachum) über die „Stidde" (Dettum), den „Hohberg" (Ahlum), Atzum mit seiner Archidiakonatskirche und seinen vielen vorgeschichtlichen Niederlassungen auf das castrum Lechede nördlich von Wolfenbüttel zu. Dort überschreitet er in der „Dralle" = Fuhrt (Gr.-Stöckheim) die Oker, erhält den Anschluß von Wolfenbüttel durch den 1580 angelegten „Juliusweg" und erreicht schließlich Hildesheim.

Die Nordabzweigung führt in gleicher Entfernung vom Walde oberhalb Evessens und in Erkerode teilweise noch im Gelände erkennbar als „Heerstraße von Braunschweig nach Amleben" durch Erkerode (Bergfried noch 1878 auf dem Ruhmannschen Hofe) am „Heerberg" vorbei über den „Galgenberg" (Gr.-Veltheim) zur dortigen Burg. „Die Speckmorgen" = Morgen an der Brücke (Sickte) und der „Dittmer" = Sumpf am Diet (Hötzum), die „Grashöfe" Rautheims und Limbeki wüst vor Braunschweig leiten zur Altenwiek, dem Braunschweiger Herrendorfe, an dem durch das castrum Dankwarderode geschützten Okerübergang.

In gleicher Entfernung 300—500 m vom Walde zieht von St. Lorenz in Schöningen ein alter Volksweg über den „Anger am Deitwege" (Esbeck), „Anger an der Eiche" (Esbeck) „Silber"- und „Goldborn" (Warberg), weiter „Im alten Hagen" unter der alten Wallburg Warberg, 1203 ins Tal verlegt, hin, um „Ditvorde" am Bischofsberge zu erreichen. Der Name rührt daher, daß hier ebenso wie in dem bekannten Ditfurth südlich Halberstadt und dem

Digitized by Google

wüsten Holtemme-Ditfurth bei Halberstadt, in Salzdetfurth bei Hildesheim usw. ein „Diet" = Volksweg einen Bach oder Fluß überschreitet. Es werden sich auch in der Nähe dieser Orte sicherlich aus Flurnamen der heute behandelten Art, die noch nicht beachtet sind, genauere Linien festlegen lassen. Räbke — der Wald tritt heute hier zurück, da auf dem Räbke gehörigen Waldteil Dittmerode im 9. oder 10. Jahrhundert angelegt wurde — „Im Totencampe" (Lelm), eine steinzeitliche Fundstelle, aber auch ein Begräbnisplatz des 30jährigen Krieges während der Kämpfe um die Burg Langeleben, auf dem Spohren und Degenklingen ausgegraben wurden, weiter Sunstedt und das alte Stift Königslutter mit der Grabeskirche Kaiser Lothars sind weitere Punkte dieses nördlichen Weges. Als „Bornumer Zehntweg" (Königslutter) verläuft er über „Autorswelle" — Autor ist der bis zur Reformation viel verehrte Schutzheilige Braunschweigs — und „Wendsee" (Bornum) oberhalb Abbenrode am „Galgenbusche" (Destedt) auf Destedt zu, dessen Burg 1430 von den Braunschweigern wegen der von dort erfolgten Sperrung der Straße zerstört wurde, um über die „Dreckmorgen" (Destedt) = Morgen am Treck = Verkehrsweg, Cremlingen und Klein-Schöppenstedt (Dorfstraße) „Vor dem hohen Stege", jenseits des „Blockweges" (Kl.-Schöppenstedt), der Damm ist schon 1317 vorhanden, die „Clus" beim Schöppenstedter Turm Braunschweig zuzustreben und über Langedammstraße, Damm, Kohlmarkt, Breitestraße und Hildesheimer Straße Hildesheim zu erreichen.

Ganz in gleicher Weise liegen die Verhältnisse an der Asse: Beginnen wir mit „Am Deiwege, Auf dem Deiwege" südwestlich Klein-Dahlberg, so finden wir nördlich von „Im Schimmelwold" (Remlingen) über den „Harrbeek" hinweg an alten Wohngruben vorbei die Geländespuren des westwärts auf Gr.-Denkte ziehenden Weges in „Auf den Thranen" (Remlingen) = auf den Wegspuren, „Im Ammerbeeke" (Remlingen) und „Theilweg" Remlingen: d. h. einer Entstellung und Umdeutung aus Deidweg, die seit etwa 50 Jahren im benachbarten Ühre im Sprachgebrauch des Volkes ebenso zu beobachten ist, „Arberg" Wittmar. Östlich geben die auf den ersten Blick erkennbare Fortsetzung am Tumulus auf dem Meescheberge (Kl.-Dahlberg) vorbei die Flurnamen „Auf dem Theilwege", „Auf dem Burgthale" (Berklingen) — geschichtlich ist diese Burg unbekannt — „Am Wolfenbüttler Wege", „Am Hohenwege", „Am Holenwege", „Auf den Wöhren", „Sunther Thie" — Sunthe ist 1383 wüst — (Watzum), „Fuchsberg" (Warle), „Meerdorfer Hof", 1771 abgebrochen, „Die Breite" am „Hohen Wege" (Mehrdorf), „Neinstedter Thieanger" (Ingeleben) — Mauerreste der Kirche 1583 noch vorhanden — und weiter die Höhenzüge bis nach Oschersleben, für die mir die Flurnamen fehlen. Ein weiterer „Deidweg" zieht diesem parallel von der Hünenburg bei Watenstedt südlich Ühre und nördlich Gr.-Biewende auf Ohrum an der Oker, dessen Übergang die Stecklenburg deckte.

Eine alte wichtige, aber wohl erst mittelalterliche Verbindungslinie, für die der Name Dietweg *nicht* vorkommt, geht von Hessen über den „Hessendamm", Mattierzoll, als „Braunschweiger Graseweg" (Roklum), über das wüste „Neinstedt" auf Roklumer Flur, die „Wöhren" = wüste Dorfstätte, „Über der Waare" (Berklingen), wo sie sich mit der noch oft erkennbaren mittelalterlichen Straße Schöppenstedt-Goslar kreuzt über den „Meescheberg", „Galgenberg" (Kl.-Dahlberg) nordwärts und die Bauern der umliegenden Dörfer sind zu Fuhren für die Wegbesserung bis ins 19. Jahrhundert verpflichtet gewesen. Sie zieht als der „Osterwiekesweg", durch „Brücke", „Wertholzwiese" (Gr.-Dahlberg), „Zingel", „Zwischen den großen Wegen" (Wefer-

Digitized by Google

lingen) und die „Reuterwegswanne" (Dettum), bezeichnet nach Dettum. Dort überschreitet sie 1317 auf der „alten Brücke" den Bach, zieht in Hohlwegen nördlich des Dorfes zur „Stidde" (Dettum), über den „Hünenberg" (Apelnstedt), wo einst Steinkreuze standen, als „Heerweg" nördlich der Saline Salzdahlum über das „Kleine Weghaus" südwestlich am Mascheröder Holze auf das Augusttor Braunschweigs zu. Im 14. Jahrhundert, als die Stadt Braunschweig jahrzehntelang das Schloß Hessen in Pfandbesitz hatte und von jedem über den „Hessendamm" fahrenden Wagen 2 Pf. Weggeld sich zahlen ließ, muß dieser Weg, der das herzogliche Wolfenbüttel ausschaltete, besondere Bedeutung gehabt haben. Auch in den Fehden des 16. Jahrhunderts, nachdem die Braunschweiger die Asseburg aufgegeben und verbrannt hatten, war es naturgemäß für die Stadt angenehm, einen Weg zu haben, der eine Verbindung mit dem Südosten außerhalb des Bereiches von Wolfenbüttel ermöglichte. Bemerkenswerte Funde der Stein- und Bronzezeit sind in unmittelbarer Nähe dieses Weges bisher nicht gemacht worden.

Die alte Lüneburger Heerstraße am Rieseberg und jene von Helmstedt an Emmerstedt und Barmke vorbei erreichen das alte Zollhaus „Die Trendel" am Dorm und damit das seit der Teilung nach Heinrichs des Löwen Tode abgetrennte Lüneburgische Land. Die „Sölterwege" endlich östlich Warle zu der bis ins 18. Jahrhundert betriebenen Saline Barnstorf an der Soltau und nach Schöningen zeigen die Lage der mittelalterlichen Heerstraßen und scheinen daher für ältere Zeit nicht in dieser örtlichen Lage herangezogen werden zu dürfen, obwohl auch für die frühere Zeit die Salzgewinnung im Binnenlande wichtig war und Salzwege vorhanden sein mochten.

Wenn man aus dem bisher festgestellten Verlaufe der Dietwege den Schluß ziehen würde, sie müßten immer in östlich-westlicher Richtung verlaufen, so wäre das falsch. Ein Dietweg bei Runstedt „Am Deidwege, Hinter dem Deidwege" verbindet als „Alte Heerstraße" Offleben und Helmstedt in süd-nördlicher Richtung; der „Dietweg" nordwestlich Warle verläuft von Watenstedt auf das „Hohe Thor" von Schöppenstedt in südöstlich-nordwestlicher Richtung.

Daß wir es bei den Dietwegen mit sehr alten Straßenzügen zu tun haben, dürfte schon deutlich geworden sein. Es ergeben sich aber, wenn in dieser Weise ihr genauer Verlauf im Gelände festgestellt wird, doch mehrere recht bemerkenswerte Tatsachen. die nun zum Schluß zusammengefaßt werden sollen.

Erstens werden diese Wege zuletzt im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt und doch vermutlich deshalb, weil der gesteigerte Verkehr sich streckenweise bald darauf oder schon längere Zeit vorher bequemere Lagen aussuchte, die den Talgründen und ihren Ansiedlungen näher lagen.

Zweitens beachte man ihren Verlauf auf dem unteren Keuper und ihre Entfernung in 300—500 m von der heutigen Waldgrenze — ebenso am Fallstein, wo der „Diedweg" über steinzeitliche Siedlungen und die „Hünenburg" führt. Schon aus dieser Linienführung geht deutlich hervor, daß zu jener Zeit der Wald an Asse und Elm nur wenig weiter in die Täler herabreichte als in heutiger Zeit. Viele im 11. Jahrhundert bereits gerodete Teile der zu den Rodungen gehörigen Felder — Brunsleberfeld, Langeleben, Groß Rhode, Lüttje Rodt, Lauingerode, Boßleben — sind heute sogar wieder bepflanzt und manche Wiese und mit wenigen Bäumen bestandene Viehtrift oder dürftige Anger sind besonders seit 1700 wieder aufgeforstet worden, als eine eigentliche Forstkultur einsetzte. Auch das Waldaussehen hat sich

Digitized by Google

seit dieser Zeit verändert und vereinheitlicht. Statt der sogenannten Bauernwälder mit ihren Überhältern von Eichen, Buchen, Ulmen (daher der Name Elm), Linden und Eschen, mit ihrem Unterholz von Wildäpfeln (höltjebaum), Wittnebern, Nebeldorn, Heistern, Hülsen, Hasseln und Weiden, Dornen, mit Riet und Schilf an sumpfigen Stellen ragen nun wie schlanke graue Säulen die prächtigen Buchen, deren dichte Laubkrone keinem Unterholz mehr Raum gewährt. Die Fichtenanpflanzungen werden erst jüngst besonders bevorzugt.

Drittens nur wenige und gerade recht alte Orte unserer Gegend, wie Schöningen (747), Evessen, Getakote (wüst), Eitzum, Atzum, Lechede (wüst), Räbke, Sunstedt, Lelm und Destedt liegen unmittelbar an den Dietwegen, die den Elm umziehen. Die meisten andern heute vorhandenen auf -beck und -berg, auf -um und -stedt, auf -ingen und -leben finden wir mit wenigen Ausnahmen tiefer an einem Bach gelegen oder im Verlauf der neueren Straßenführung. In diese Siedlungen zogen dann auch — vermutlich, um dem Verkehr näher gerückt zu sein — die Bewohner der vielen vorhin erwähnten Wüstungen meist schon bis zum Jahre 1500. An dem Deitwege südlich der Asse liegen unmittelbar nur: die Mark Denkte und drei Wüstungen: Sunthe, Mehrdorf und Neinstedt, abseits von ihm die Dörfer Wittmar, Remlingen, Kl.-Dahlberg, Berklingen, Watzum und Ingeleben.

Weiter ist auch der Beachtung wert, daß recht alte Kirchen (Evessen, Eitzum, Archidiakonat Atzum) und kirchliche hervorragende Stiftungen (Schöningen, Königslutter, St. Ägidien in Braunschweig) nun in einer Lage verständlich werden, die den heutigen Verkehrswegen teilweise durchaus nicht entspricht, daß ferner wichtige mittelalterliche Burgen (Destedt, Veltheim, Warberg) nunmehr in ihrer Bedeutung erkennbar sind und schließlich jedesmal eine Burg (Dankwarderode, Lechede, Stecklenburg) die Okerübergänge beschirmt.

Bei einem eingehenden Vergleich mit der andern, auch in das städtische Museum gelangten Karte, auf der die bisher genau bestimmten vorgeschichtlichen Fundstellen eingetragen sind, fällt sofort auf, daß recht viele Funde an oder in nächster Nähe dieser Straßenzüge gemacht sind und ferner daß sie dicht an den Totenkämpen, Heidenkirchhöfen und Tumulusgräbern unserer Gegend vorbeiführen, wofür noch andere Beispiele aus den Landen bis zum Harz beigebracht werden könnten. Wenn, wie es beabsichtigt ist, auf die Fundkarte diese Flurnamen übertragen sind, wird dies mit einer sofort in die Augen fallenden Deutlichkeit klar werden.

Unser bisheriges Material reicht ganz gewiß dazu nicht aus, um behaupten zu können, daß diese Dietwege bereits in vorgeschichtlicher Zeit von großer Bedeutung gewesen sind; die Möglichkeit, daß es so ist, dürfte vorliegen. Eine besonders starke Verwendung für einzelne Perioden herauskonstruieren zu wollen, ist bisher infolge der geringen und durch Zufälligkeiten bedingten Fundstellen untunlich. Weitere Arbeiten ähnlicher Art auch in anderen Teilen deutschen Landes außer den bereits veröffentlichten Ergebnissen aus dem Rheinlande, Hessen und Südhannover sind notwendig und hoffentlich ergebnisreich, wenn auch gerade in unserer Gegend, deren seßhaft gebliebene Bevölkerung in zähem Festhalten das überkommene Erbe durch mündliche Überlieferung fortpflanzte, die Verhältnisse ganz besonders günstig liegen. Jedenfalls kann auch die Vorgeschichte aus der wissenschaftlichen Bearbeitung der Flurnamen und der Heranziehung selbst später Akten mannigfache aussichtsreiche Anregung und eine wertvolle Bereicherung unseres Wissensstandes schöpfen.

Digitized by Google

Die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen auf dem Heeseberge, im Oder und am Reitlingtale im Elm.

Von H. Lühmann.

Mit 10 Abbildungen im Text.

I. Die Hünenburg auf dem Heeseberge.

1. Geschichtliche Einführung in das Hoeseburg-Problem.

Nach dem Tode Karl Martells im Jahre 741 teilten sich seine beiden älteren Söhne Karlmann und Pippin in das Hausmeieramt des fränkischen Reiches. Karlmann übernahm Austrasien, den deutschen Anteil, Pippin Neustrien, die romanisch sprechende Reichshälfte. Ihren jungen Stiefbruder Griffo, den Sohn der bayerischen Prinzessin Swanehild, schoben die beiden beiseite und setzten ihn gefangen, eine Gewalttat, die zwar, wie aus einem Briefe des Bonifatius zu entnehmen ist, gegen das Rechtsgefühl eines großen Teiles des fränkischen Volkes verstieß, aber bei der gefahrdrohenden äußeren Lage des Reiches, die keine inneren Erschütterungen und Umwälzungen duldete, vorerst stillschweigend hingenommen wurde. Die unterworfenen und zinspflichtigen Völker, die der harten Faust Martells sich gefügt hatten, versuchten ihre Unabhängigkeit zurückzugewinnen.

So mußte 743 Karlmann gegen die Sachsen ziehen, um sie zur Tributpflicht zurückzubringen. Besonders hatte er den Widerstand eines Sachsenhäuptlings Theoderich zu brechen. Der Zug hat jedenfalls keinen sonderlichen Erfolg gehabt, denn schon im folgenden Jahre mußte er ihn wiederholen, diesmal sogar mit der Waffenhilfe seines Bruders Pippin. Dieser Theoderich muß also wohl im Besitze einer bedeutenden Machtstellung gewesen sein.

Nachdem Karlmann 747 der Macht entsagt hatte, Pippin also nun alleiniger Machthaber im ganzen Reiche geworden war, glaubte Griffo, der inzwischen zu seinen Jahren gekommen war, wohl hauptsächlich auf die öffentliche Meinung in der deutschsprachigen Reichshälfte vertrauend, seine Ansprüche auf einen Anteil am Hausmeieramte erneuern zu können. Er floh mit seinen Anhängern zu den Sachsen und warb unter diesen ein Heer, um seine Ansprüche durchzufechten.

Zum Verständnis und zur richtigen Beurteilung der sich hieranknüpfenden Ereignisse ist es nötig, die politische und verfassungsrechtliche Sachlage zu berücksichtigen. Die Hausmeier waren ursprünglich nur Hofbeamte des Königs,

Digitized by Google

Aufseher über das regnum, d. h. den ungeheuern Domänenbesitz des Königs, damit aber auch Inhaber der Kommandogewalt über alle mit Königsgut Belehnten, über die leudes, und somit tatsächlich über die bewaffnete Macht des Staates. Auf dieser Verfügungsgewalt über die leudes, die kriegsgeübten und allzeit kriegsbereiten königlichen Vasallen, beruhte die ursprünglich rein persönliche, späterhin aber das ganze Staatsgefüge mit Einschluß des Königtums selbst beherrschende Machtstellung der Hausmeier, eine Weiterentwicklung des altgermanischen Gefolgschaftswesens in den Formen der spätrömischen Heeresverfassung im Gegensatz zum Heerbann, zum schwerfälligen, unsicher zu handhabenden und leicht versagenden Volksaufgebot. An den Streitereien der Großen um das begehrte Hausmeieramt nahm naturgemäß die große Masse des Frankenvolkes keinen Anteil. Der Heerbann konnte dazu nicht aufgeboten werden; nur aus den „Scharen" der leudes bestand der exercitus, mit dem diese Kämpfe ausgefochten wurden.

Es konnte sich also für Griffo keineswegs darum handeln, etwa das Sachsenvolk zum Kriege gegen das Frankenreich aufzuwiegeln; das würde seine eigene Stellung bei den Franken unmöglich gemacht haben. Er mußte versuchen, ganz im Stillen und Verborgenen durch Anwerbung von Kriegsvolk — collecta manu — sich einen exercitus zu schaffen, mit dem er Pippin entgegentreten konnte, und zwar möglichst überraschend, um vielleicht so auch bei den leudes Pippins das Vertrauen auf dessen Sache zu erschüttern. Für Pippin dagegen war es, nachdem er von dem Vorhaben seines Bruders Kunde bekommen hatte, wichtig, so rasch wie möglich Streitkräfte zusammenzuraffen contra fratris dolos, wie Einhard schreibt, um damit den Plan Griffos im Keime zu ersticken.

Über das, was sich da im Jahre 748 abgespielt hat, handeln am ausführlichsten die Metzer Annalen, die zwar erst nach 900 niedergeschrieben sind, denen aber offenbar ein älterer, sehr eingehender Bericht vorgelegen haben muß. Die Darstellung der Metzer Annalen sei hier nach der Übersetzung von Abel in den „Geschichtsschreibern der Deutschen Vorzeit", 9. Jahrh., Bd. 2, S. 39 f. wiedergegeben:

„Pippin aber bot ein Heer auf, zog durch Thüringen nach Sachsen und rückte in das Gebiet der Sachsen ein, welche Nordosquaven[1]) heißen. Hier schlossen sich ihm die Herzöge des wilden Volkes der Slaven an, gegen 100000 Mann stark und einmütig bereit, ihm gegen die Sachsen beizustehen. Er besiegte aber die Sachsen, welche Nordosquaven heißen, und beugte sie unter seine Herrschaft; sehr viele von ihnen wurden auch von den Priestern getauft und zum christlichen Glauben bekehrt. Auf diesem selben Zuge[2])

[1]) Nordschwaben im mittelalterlichen Gau Suevon vom Ostharz zwischen Bode und Wipper-Schlenze bis zur Saale.

[2]) In eodem vero itinere cepit castrum quod vocatur Hocseburc et perfidum Theodericum Saxonem tertia jam vice a Francis captum comprehendit. Inde proficiscens pervenit ad fluvium Obacra et castra metatus est juxta ripam ejusdem fluminis. Saxones vero cum Grippone ex alia ripa erant, ubi maximam inter se et Francos firmitatem statuerunt. Sed dum viderent, quod eos eadem firmitas minime defendere posset, per noctem fuga lapsi, castra deseruerunt. Pippinus vero cum exercitu suo totam pene Saxoniam per dies quadraginta vastavit, et castella eorum destruxit, indeque victor remeavit ad propria. Pertz, Monum. Germ. hist., Scriptores I (1826), S. 330. — Seltsamerweise übersetzt Abel die Stelle maximam inter se et Francos firmitatem statuerunt: „sie schlossen mit den Franken einen festen Vertrag", und ebenso die Stelle quod eos eadem firmitas minime defendere posset: „daß sie dieser Vertrag nicht schützen könne". Nach dem Sprachgebrauch der Annalisten ist firmitas = munitio, eine Befestigung. So in den Ann. Mett. zu 753 und 758 (Monum. S .331 und 333): Pippinus firmitates

Digitized by Google

eroberte er aber die Feste Hocseburc und bekam den treulosen Sachsen Theoderich in seine Gewalt, der nun zum dritten Male von den Franken gefangen genommen wurde. Von da brach er auf und kam an den Fluß Obacra, an dessen Ufer er ein Lager aufschlug. Die Sachsen aber mit dem Grippo standen auf dem andern Ufer und errichteten zwischen sich und den Franken eine sehr starke Befestigung. Als sie jedoch sahen, daß sie diese Befestigung durchaus nicht schützen könne, flohen sie bei Nacht davon und ließen ihr Lager im Stich. Pippin aber verwüstete mit seinem Heere 40 Tage lang fast das ganze Sachsenland, zerstörte ihre Burgen und kehrte dann siegreich nach Hause zurück."

Aus dieser Darstellung erfahren wir, wo der hartnäckige dux oder primarius Theodericus seinen Sitz hatte: in der Feste Hocseburg. Aber wo hat diese gelegen? Und wie hat sie eigentlich geheißen? Die Metzer Annalen selbst nennen sie zum Jahre 743 Ocsioburg. Die anderen Annalisten und Chronisten haben für diese rätselhafte Burg noch andere Namensformen, nämlich Hoohseoburg, Hocseoburg, Hoeseoburg, Höhseoburg, Ohseburg, Ochseburg, Odiserburg, Sigiburg, Herochseburg, Hochsigburg, Oscioburg, Hasceburg, Hachseburg, Heaseburg, Heseburg, Saochseburg, Osenburg, Onseburg und noch einige andere. Keiner dieser Namen rührt von einer gleichzeitigen Quelle her. Diese gehören erst dem Ausgange des 8., dem 9. und 10., einige sogar erst dem 11. Jahrhundert an [1]). Die zahlreichen, zum Teil offensichtlich furchtbar entstellten Lesarten zeigen, daß schon die ältesten fränkischen Annalisten die Wortbedeutung dieses einer ihnen fremden Mundart angehörenden Namens nicht mehr verstanden. Sie haben deshalb zum Teil versucht, bekanntere Namen dafür unterzuschieben, z. B. das ihnen vom Jahre 775 her bekannte Sigiburg, oder Saochseburg, was an den Namen Saxones anklingt.

Seit Leibnitz' Zeit, also rund seit 200 Jahren, hat sich der Spürsinn der Gelehrten an der Auffindung dieser Burg versucht; eine ansehnliche Literatur knüpft sich daran. Hier können nicht alle Deutungsversuche aufgezählt werden; nur die seien erwähnt, die die Ansichten lange Zeit beherrscht und bis auf den heutigen Tag beeinflußt haben [2]). Die zuerst von v. Leutsch (Markgraf Gero 1828) ausgesprochene Vermutung, daß unsere Burg mit der Asseburg bei Wolfenbüttel gleichzusetzen sei, für die auch Wedekind (Noten zu einigen Geschichtsschreibern 1835), Bege (Gesch. einig. Burgen 1844), Böttger (Die Brunonen 1865) eingetreten sind, kann seit 1873 als von H. v. Strombeck (vgl. Fußnote 1 unten) beseitigt angesehen werden, obgleich der von diesem bekämpfte Gedanke, daß die Burg in dem Raume zwischen Bode und Oker

eorum (i. e. Saxonum) destruxit. Ann. Lauresham. zu 797 (Monum., Script. I, S. 37): Carlus....pervenit ad pagum qui dicitur Wihmuoti, ubi firmitas eorum facta fuit, et ipsa firmitate interrupta, introivit rex cum exercitu in pagum illum. C. Schuchhardt sieht die letztgenannte firmitas in der „Heidenschanze" und der „Heidenstadt" bei Sievern, Kr. Lehe. — Vermutlich ist Abel zu seiner Übersetzung gekommen in dem Bestreben, hier die Metzer Annalen in Übereinstimmung zu bringen mit Einhards Angabe: ex placito discesserunt. Vgl. Anm. 1 S. 203.

[1]) Einen ziemlich vollständigen Nachweis der Quellen für die einzelnen Namen geben K. C. v. Leutsch, Markgraf Gero, Leipzig 1828, S. 61 und H. v. Strombeck, Die Feste Hoohseoburg usw., wo lag sie? in der Zeitschrift d. Harzvereins f. Gesch. u. Altertumsk., Jahrg. 1873, S. 85 f. Die Lesarten verschiedener Kodizes bei Pertz, Monum. Script. I (1826), S. 134.

[2]) Ausführlicheres über die früheren Deutungsversuche findet sich in meinem Aufsatze „Wo lag die Hoeseoburg der fränkischen Annalisten?" im Braunschweigischen Magazin des Braunschweigischen Geschichtsvereins. Wolfenbüttel 1921, Nr. 9/10, S. 50.

Digitized by Google

liegen muß, sicher richtig ist und er selber zu keinem positiven Ergebnis kommt.

Hartnäckig hat sich aber die von Pertz in den Monumenten I (1826), S. 134 ausgesprochene Meinung, daß die Burg im Hohse- oder Hassegau im Mansfelder Seekreise zu suchen sei, bis heute gehalten. Pertz wollte aus dem Namen der Burg ein Hoch-Seeburg heraushören und nahm dieses für Seeburg am Süßen See zwischen Eisleben und Halle. Zwar wäre es, wenn der Name ein Wort von so durchsichtiger Bedeutung wäre, ganz unbegreiflich, wie daraus so fürchterliche Verunstaltungen hätten entstehen können, und ferner trifft auf Seeburg das Adjektiv „hoch" in keiner Weise zu, es ist auch niemals so genannt worden. Aber dieser Unstimmigkeit glaubte man begegnen zu können, wenn man „Hoch-Seeburg" als den Namen für den oberhalb des Ortes gelegenen Schloßhügel annehme (Größler, Harzzeitschr. 1874, S. 128 ff.). Und neuerdings (Voigt, Anfänge des Christentums zwischen Saale und Unstrut, 1921, S. 16) ist als weitere Entwickelung die Behauptung aufgetreten, das Wort bedeute Hochsee-Burg, Hochsee sei der alte Name für den Süßen See, weil dieser einige Meter höher liege als der Salzige See. Ein Beleg ist auch hierfür nicht vorhanden.

Von einer anderen Seite faßt Wilhelm Seelmann[1]) das Problem an: Er geht aus von der Form „Hohseoburg". Hohseo ist nach ihm der Genetiv Pluralis von Hohsi, einer Kurzform für Hohsingi, wie 852 die Bewohner des Hohse- oder Hassegaues (zwischen der Wipper-Schlenze-Linie und der Unstrut an der Saale entlang um Eisleben, Querfurt, Merseburg) genannt werden. Die zwei Dutzend anderen Namensformen sollen zum großen Teil mundartliche Nebenformen dieses Genetivs sein. Nach Seelmann muß also seine „Hohsiburg" in dem Raume zwischen der Wipper und der Unstrut nicht weit von der Saale liegen. Und um seine Leser zu überzeugen, zitiert er zwar auch die Metzer Annalen, aber nur bis zur Eroberung der Hocseburg. Den weiteren Feldzug zur Oker und das Ende desselben, die Geschichte mit dem Grippo verschweigt er dem Leser, so daß dieser, wenn er nicht die Monumenta dabei liegen hat, gar nicht merken kann, daß die Eroberung der Hocseburg bei der Weiterführung des Feldzuges über die Bode hinaus erfolgt und ein Vorgang in einer fortlaufenden Kette von Ereignissen ist, sondern glauben muß, daß sie eine nachträglich erzählte Episode aus den Kämpfen gegen die Nordschwaben sei[2]).

C. Schuchhardt findet die Seelmannsche Hypothese ganz ansprechend. Er sucht die Burg also auch zunächst bei Seeburg, und da er dort nichts findet, was einer so bedeutenden Herrenburg entsprechen könnte, glaubt er in Heft IX/X der „Vorgeschichtlichen Befestigungen Niedersachsens", 1916, S. 122, die Stelle der Burg 10 km nordöstlich von Eisleben auf dem steilrandigen Plateau von Bösenburg gefunden zu haben, wo noch so etwas ist, was als ein kurzer verwaschener Wallrest angesprochen werden kann, wenn man will. Die Bösenburg heißt zwar ursprünglich Bisinoburg, offenbar nach dem thüringischen Könige Bisinus oder Bisino um das Jahr 500 nach Chr. So

[1]) Seelmann, Zur Geschichte der deutschen Volksstämme in Norddeutschland und Dänemark. Jahresber. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung. XII, 1886. S. 58 ff.

[2]) In der Anknüpfung in eodem itinere bedeutet iter das, was es als militärischer Ausdruck oft bedeutet: Den Feldzug, die Gesamtheit der Kriegshandlungen bis zur Erreichung des Kriegszieles. Das aber war hier die Unschädlichmachung des Griffo, nicht die Unterwerfung der Nordschwaben. Das iter endete an der Oker, nicht an der Bode. Auch die Anknüpfung des folgenden Satzes inde proficiscens hat doch nur Sinn, wenn dafür eingesetzt wird a castro Hocseburc proficiscens.

Digitized by Google

heißt sie 1180, aber zwischendurch, so um 750, müßte sie Hohseoburg nach dem Namen des Gauvolkes genannt worden sein, bis man sich nach wiederum 400 Jahren an den alten, 700 Jahre vorher herrschenden sagenhaften König erinnert hat. Man braucht sich das Groteske dieses Gedankenganges nur einmal klar zu machen, um seine ganze Haltlosigkeit zu erkennen. Schuchhardt hat offenbar später das Bedenkliche desselben selber empfunden. In dem kleinen Werke von 1924, „Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen" (Niedersächsische Heimatbücher), läßt er die Bösenburg stillschweigend fallen. An der Meinung, daß die Burg im Hohsigau zu suchen sei, hält er fest.

In der Vorstellung, daß die älteste Sachsenfeste, die uns genannt wird, in der äußersten Südostecke des ehemaligen Sachsenlandes zwischen Unstrut und Wipper liegen soll, muß etwas Suggestives sein. Sonst wäre sie nicht so lange und mit so erkünstelten Mitteln zu halten versucht worden. Prüfen wir unvoreingenommen die Sachlage: Pippin hat es sehr eilig, es steht für ihn sehr viel auf dem Spiele, wenn er nicht rechtzeitig den Griffo unschädlich macht. Einhard erwähnt copiae, quae de Francia ad eum confluebant. Selbst der Flüchtling hatte Zulauf aus der Heimat. Was würde erst geschehen sein, wenn er einen Erfolg im Felde davongetragen hätte! Erst mit dem Einrücken in den Nordschwabengau nordwärts der Wipper kommt Pippin in Feindesland, hier findet er den ersten Widerstand; er schlägt ihn nieder und kommt so bis an die Bode. Inzwischen hat er offenbar erfahren, daß Griffo seinen Sammelplatz hinter der Oker hat. Selbstverständlich muß er dort hineilen. Aber was lassen ihn die Pertz und Seelmann und die anderen tun? Sie lassen ihn von der Bode erst noch einmal mehrere Tagemärsche nach Südosten in die Gegend von Eisleben zurückkehren, d. h. um ebensoviel zurückgehen, wie er noch von der Bode zur Oker vorzurücken hatte. Und warum? Um dort einen Sachsenhäuptling zu züchtigen. Was konnte ihm ein solcher, und wenn er noch so halsstarrig war, dort schaden? Der Hohsegau ebenso wie das westlich benachbarte Frisonofeld (ebenfalls zwischen Wipper und Unstrut um Sangerhausen) standen längst unter fränkischem Einflusse. Der Zusammenhang mit dem übrigen Sachsenvolke, der jedenfalls bei der Verschiedenheit der Abstammung immer nur gering gewesen sein kann, war unterbunden durch die Ausbreitung des Christentums in ihnen. In Wormsleben, am oberen Ende des Süßen Sees, bestand wahrscheinlich schon damals eine christliche Kirche [1]). Außerdem weiß der Continuator Fredegarii, daß dem Pippin nicht nur Wenden, sondern auch Friesen, also Bewohner des stets mit dem Hassegau gleiches Schicksal teilenden Friesenfeldes, zu Hilfe gekommen sind. Ein vereinzelter Frondeur konnte ihm da nicht viel schaden, und eine Bestrafung konnte aufgeschoben werden, bis Griffo erledigt war. v. Leutsch und Wedekind haben recht, die Burg in dem Raume zwischen Bode und Oker zu suchen. Und Pippin mußte rasch den uralten Verkehrsweg, der von Osten her über Schöningen zwischen dem Elm und dem Großen Bruche [2]) hindurch zur Oker führt, also den alten Heerwegs- oder Dietwegszug, zu gewinnen suchen.

Hier kommen uns nun die Lorscher und Einhards Annalen und Reginos Chronik zu Hilfe. Sie alle melden nämlich zum Jahre 747 (richtiger 748) nur kurz das Hauptergebnis des Feldzuges, die Vertreibung Griffos,

[1]) Voigt, Die Anfänge des Christentums zwischen Saale und Unstrut. Nr. 43 der Neujahrsblätter der histor. Kommission der Provinz Sachsen. 1921.

[2]) Der breite Sumpfstreifen, der sich vom nördlichen Bodeknie bei Oschersleben bis zur Oker bei Börßum zieht und durch den der Schiffgraben gelegt ist.

Digitized by Google

der sich bei Ohrum hinter der Oker verschanzt hatte; sie berichten aber dabei, daß Pippin durch Thüringen gezogen sei und sich an der Missau bei Schöningen festgesetzt und von da Verhandlungen mit den Sachsen angeknüpft habe [1]). Des Kampfes mit Theoderich geschieht nur Erwähnung zu den Jahren 743 und 744, in denen die Niederwerfung dieses Häuptlings das Kriegsziel war. Hätten wir nur diese Quellen, so würde sich uns der Feldzug des (berichtigten) Jahres 748 so darstellen: Pippin eilt seinem bei Ohrum an der Oker stehenden Stiefbruder ungehindert durch Thüringen und das südöstliche Sachsenland nach, aber nicht unmittelbar bis an die Oker, sondern nur bis Schöningen; hier, noch 30 km von Ohrum, macht er Halt, und von hier aus verhandelt er mit seinem Gegner. Warum, würde uns völlig unerklärlich bleiben. Wir müßten uns mit der Annahme begnügen, daß er hier auf ein Hindernis gestoßen sei, das ihn vorläufig wenigstens festgehalten hat. Die Metzer Annalen nennen uns das Hindernis: die Hocseburg.

Zum Jahre 743 nennen die Lorscher Annalen, in diesem Abschnitte geschrieben um 790, das castrum Hoohseoburg, ein Kodex derselben Hoeseoburc [2]). Einhard aber, der um 800 geschrieben hat und besonders in sächsischen Dingen, zumal in den Namen sich auffallend gut unterrichtet zeigt, so daß man annehmen muß, daß er sich von einem geborenen Sachsen hat beraten lassen, hat die Lesart Hôhseoburg [3]). Einer der späteren Geschichtsschreiber, Hermannus Contractus um 1050, schreibt in seinem Chronicon: Heseburch [4]).

Nun liegt in dem eben erwähnten uralten Völkerstraßentore zwischen dem Großen Bruche und dem Elm, durch welches einzig und allein Pippin von der Bode nach Ohrum gelangen konnte, wie geschaffen zu einer Sperre der bis zu 200 m, d. h. um 100 m über die Talweite aufsteigende Heeseberg mit dem alten Ringwall der Hünenburg unmittelbar östlich vom Dorfe Watenstedt (vgl. Karte 1). Die Bezeichnung Hünenburg ist bei der großen Verbreitung derselben kein Eigenname mehr, sondern ein Gattungsname für in der Erinnerung des Volkes nicht mehr geschichtlich festlegbare Wallburgen. Diese Hünenburg auf dem Heeseberge ist die Hoeseoburc der Lorscher Annalen, Einhards Hôhseoburg und des Kontraktus Heseburch. Der Name der Burg lebt im Namen des Berges weiter, von dem sie auch ursprünglich ihren Namen bekommen hat. Mit dieser Annahme fügt sich weiter aufs beste zusammen, was diese Autoren über Pippins Kriegsoperationen sagen: das eben genannte Skahningi, Schöningen, liegt nur 10 km nordöstlich von der Watenstedter Hünenburg, noch vor der eigentlichen Heesebergpforte.

Dort hatte also Pippin sein Hauptquartier, während er die wegesperrende Burg belagerte und gleichzeitig die bei Ohrum stehenden Sachsen seinem Bruder abspenstig machte, so daß dieser hilflos dastand und „weder den Sachsen noch den Franken trauen" konnte [5]). Insofern kann Einhard wohl sagen,

---

[1]) Gripho — collecta manu in Saxoniam profugit, collectoque Saxonum exercitu super fluvium Ovacra in loco qui dicitur Orheim consedit; et Pippinus cum exercitu Francorum per Thuringiam profectus, contra fratris dolos Saxoniam ingressus est, conseditque super fluvium Missaha in loco qui vocatur Skahningi. Proelium tamen non est inter eos commissum, sed ex placito discesserunt. Ann. Einh. Monum. German. historica. Script. I, 137.

[2]) Monum. Script. I, S. 134.

[3]) Monum. Script. I, S. 135.

[4]) Nach H. v. Strombeck l. c. S. 86. Nach den Monum. Script. V S. 98 haben die Codd. Aug. u. Monac.: Hoseburg u. Hoseburc.

[5]) ...nec Saxonibus nec Francis se credens. Ann. Fuld. Enh. Monum. I, S. 346.

Digitized by Google

daß keine Schlacht stattgefunden hat, aber ex placito sind sie keineswegs auseinandergegangen. Griffo entfloh zu seinem Blutsverwandten mütter-

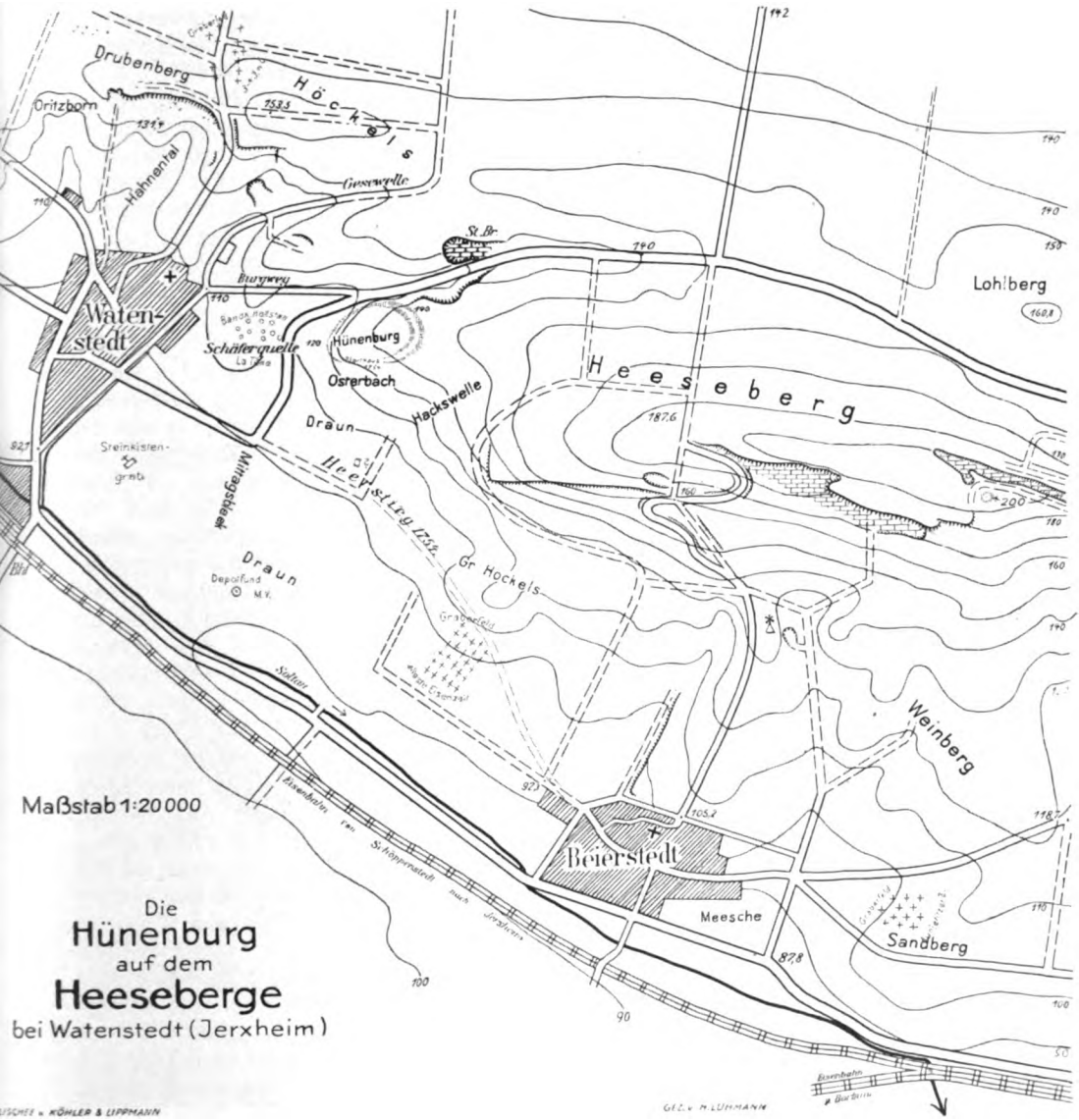


Abb. 1.

licher Seite, Herzog Tassilo von Baiern, und Pippin plünderte das wehrlos gewordene Land.

Bei den vorhergegangenen Verhandlungen muß letzterer übrigens noch eine besondere Niederträchtigkeit begangen haben. Das kann man zwischen

Digitized by Google

den Zeilen herauslesen, wenn man die folgenden drei Stellen nebeneinanderhält: Ann. Fuld. Enh.: Saxones occurrentes, Griphonem cum eo (scil. Pippino) pacificare cupientes. Ann. Einh.: ex placito discesserunt. Ann. Mett.: Pippinus vero totam paene Saxoniam per dies quadraginta vastavit et castella eorum destruxit. Man begreift dann die Abneigung der Sachsen gegen Franken und Christentum. Unwillkürlich drängt sich hier ein Vergleich mit den Ereignissen von 1918 auf, wo auch durch trügerische Versprechungen Deutschland zur Niederlegung der Waffen verführt und so wehrlos der Drangsalierung durch die Franzosen preisgegeben worden ist.

2. Die Hünenburg auf dem Heeseberge.

Die Hünenburg besteht noch aus einem Erdwalle, der, dem Gelände angepaßt, einen unregelmäßig ovalen Grundriß zeigt (vgl. Grundriß 2).

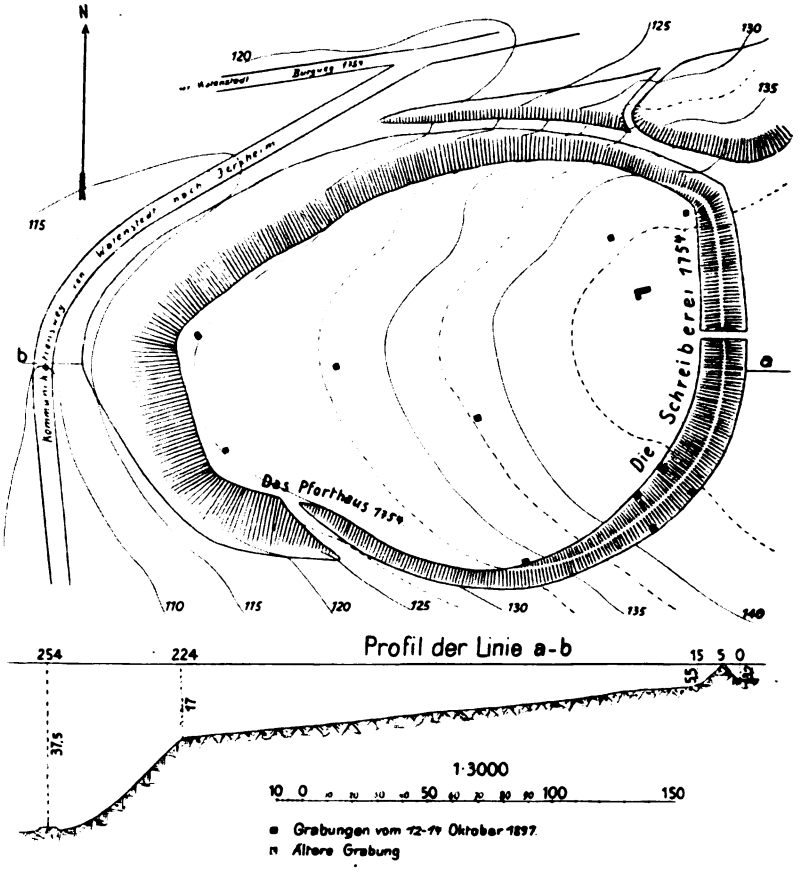


Abb. 2. Grundriß der Hühnenburg auf dem Heeseberge.
Aufgenommen von Fr. Grabowsky 1898, gezeichnet von H. Lühmann 1926.

Die Ostumwallung an der Halslinie auf dem Rücken des Berges erhebt sich um 3½ m über das Außengelände, um 5½ m über den Innenraum, der sich

Digitized by Google

von da um fast 15 m nach dem Westrande zu neigt. Die größte Länge des $2^1/_2$ ha großen Innenraumes von Osten nach Westen beträgt 210 m, die Breite von Norden nach Süden 160 m. Der Boden, der Formation des mittleren Buntsandsteins angehörig [1]), besteht aus rötlich-gelbem, grobkörnigem und leicht zerfallendem Sandstein mit Ton- und Mergeleinlagerungen, und aus diesem ist der Wall aufgeschüttet. An dem steil abfallenden Nord-, West- und Südrande verflacht er sich.

Hier hat Fr. Grabowsky schon vom 12. bis 14. Oktober 1897 im Auftrage des Braunschweigischen Geschichtsvereins Ausgrabungen vorgenommen, teils im Innenraum, teils im Walle selbst. Nur Scherben und Knochen von Haustieren sind dabei zum Vorschein gekommen. Der Innenraum hat nur geringe Ausbeute gegeben und dürfte auch fernerhin nicht viel mehr erwarten lassen, da er seit Jahrhunderten unter dem Pfluge ist. In riesiger Menge dagegen haben sich Scherben, darunter zusammengehörige Stücke, mit Kohlen, Asche und Tierknochen nesterweise gemischt, in dem Walle selbst in verschiedener Tiefe vorgefunden, so daß Grabowsky [2]) zu der Annahme geführt wurde, daß die Bewohner ständig viele Generationen hindurch ihre Abfälle auf den Wall geschüttet haben. Diese Scherben bilden nun freilich ein sehr gemischtes und deshalb schwer zu bestimmendes Inventar. Es ergibt sich, daß sich Typen von der jüngeren Bronzezeit an durch die Kulturen hindurch bis zur Merowingerzeit vorfinden, also von etwa 1000 vor Chr. bis 750 nach Chr. Die meisten, zum Teil weitbauchige Gefäße von gewaltiger Größe, gehören zu der „sächsischen", von Latène ohne wesentliche Änderung durchgehenden Gebrauchsware, deren mit grobem Sand und zerschlagenem Quarz durchsetzte rotgebrannte Masse außen durch Überschmierung mit Schlick gerauht ist, wie sie von vielen Stellen Südsachsens bekannt ist. Auch eine Scherbe mit dem slawischen Wellenornament, allerdings ziemlich hart gebrannt, fand sich. Auch diese Funde sprechen dafür: Die Hünenburg auf dem Heeseberge ist die alte Hoeseoburg.

Der große Innenraum ist sicher mit Gebäuden mit Block- und Flechtwänden besetzt gewesen, aber über die Lage und den Grundriß wird sich nichts mehr ermitteln lassen; sie werden auch wohl größtenteils 748 durch Feuer zerstört sein. Nach Grabowsky war „in etwa ½ m Tiefe eine über eine große Fläche sich ausdehnende, 10 cm dicke Schicht, die stark mit Asche und Kohlenresten durchsetzt war, in welcher auch eine Anzahl Topfscherben, Knochensplitter und Schlackenstücke lagen". „Die Wände der Hütten haben sehr wahrscheinlich aus einem Flechtwerk von Ruten bestanden, welches mit Lehm verkleidet war. Teile dieses Bewurfes, der bei einem gelegentlichen Brande einer Hütte erhärtet war und mit dem Abraum auf den Wall geworfen wurde, fanden sich; man sieht an demselben deutlich die Abdrücke von etwa fingerstarken Ruten. Auch vollständig verkohlte Stämme von 20 cm Dicke und $2^1/_2$ m Länge lagen in dem Wall, der aus Erde errichtet ist, die man von beiden Seiten desselben abgrub, wodurch dort bemerkbare Vertiefungen entstanden sind". Es ist schade, daß Grabowsky nichts über die Anordnung der Stämme sagt. Ob sie eine Stirnbekleidung des Walles gebildet haben? Es ist auch noch nachzutragen, daß auf der Halslinie das frühere Vorhandensein eines Außengrabens festgestellt werden konnte; über die Abmessungen des-

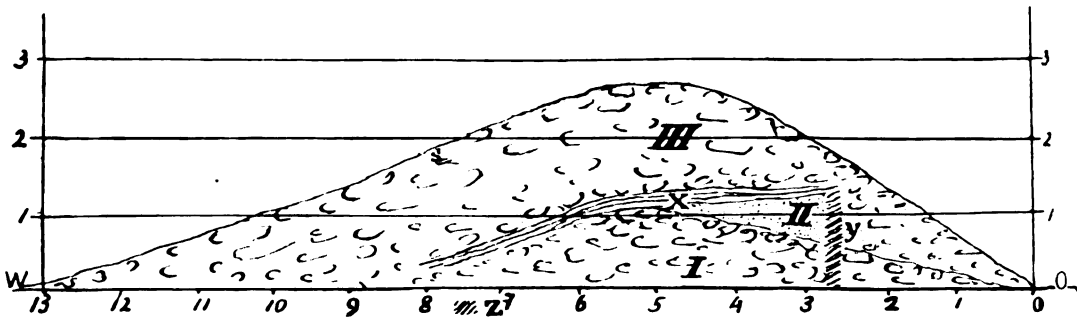
[1]) E. Hoehne, Stratigraphie und Tektonik der Asse und des Heeseberges. Jahrb. der Kgl. Preuß. Geolog. Landesanstalt, 1911. XXXII, T. 2, Heft 1.

[2]) Braunschw. Anzeigen 1898, 9. April. Sitz.-Bericht d. Ver. f. Gesch. u. Alt.

Digitized by Google

selben konnte nichts ermittelt werden, da er längst durch die Beackerung eingeebnet worden ist.

Der Einschnitt in der Halslinie bei a, der vor etwa 25 Jahren zur Erleichterung der Bewirtschaftung gemacht worden ist, läßt den Durchschnitt erkennen, der in der Abb. 3 dargestellt ist. An diesem Durchschnitt ist deutlich zu ersehen, daß drei Bauperioden unterschieden werden müssen: 1. Der niedrige Wall aus grober Brockenschüttung unten in der Mitte, der nur noch etwa 1 m hoch gewesen sein muß, als man das Bedürfnis hatte, ihn zu verstärken. 2. Diese Verstärkung, die dadurch bewirkt wurde, daß man eine Stirnwand aus Palisaden (y) von etwa $1\frac{1}{2}$ m errichtete und den Raum dahinter mit lockerer Oberflächenerde füllte. In diesem Zustande muß sich der Wall lange Zeit befunden haben, da sich während dieser Zeit eine starke Humusschicht auf seiner Oberfläche (x) bilden konnte. 3. Schließlich, nachdem vermutlich die Palisadenwand zum Teil eingestürzt war, hat die gewaltige, wieder durch tiefere Ausschachtung gewonnene Auftragung stattgefunden, bei der vermutlich erst die ungeheure Scherbenmenge von den seit Jahr-



I und III Mergel- und Sandsteinbrocken. II Steinfreie Erde. × Humusschicht. y Verkohlte Holzreste. z Schwarze Stelle im Boden.

Abb. 3. Hünenburg, Walldurchschnitt nördlich vom Durchstich bei a. 1 : 100.

hunderten benutzten Schuttablade- oder Grabstellen mit hineingekommen ist. Da die jüngsten Scherben merowingisch sind, kann die letzte Erhöhung nicht sehr lange vor der Zerstörung um 748 stattgefunden haben. Die beiden früheren Perioden zu datieren, ist nach dem Vorliegenden nicht möglich; die Stärke der Humusschicht gibt einen zu unsicheren Maßstab. Jedenfalls melden diese Schichten, daß zu wiederholten Malen kriegerische Vorstöße von Osten her erfolgt sind.

Nach der Feldbeschreibung von Watenstadt von 1754 bildete die Hünenburg eine besondere Wanne. Darin hatten siebe Höfe lange, schmale, von Westen nach Osten laufende Ackerstreifen. Der südlichste derselben, der unmittelbar an die schräg emporsteigende Einfahrt stieß, hieß „Das Pforthaus". Hier ist also das alte Tor gewesen, nicht in dem Einschnitte bei a, vor dem auch der unter der Ackerkrume jetzt verborgene Graben durchzugehen scheint. Am Innensaume des Halswalles entlang lief noch bogenförmig der Anteil eines achten Hofes mit der seltsamen Bezeichnung „die Schreiberei".

Das Wort „Hees" mit seinen Zusammensetzungen findet sich als Flur- und Forstortsname ziemlich häufig durch das ganze niedersächsische Gebiet bei den verschiedensten Bodenformen, Boden- und Kulturarten, anscheinend aber nicht in dem alten Ackerlande. Es wird wohl Gestrüpp, Busch, Busch-

Digitized by Google

wald bedeuten. Häufig findet sich ein r eingeschoben infolge der Anlehnung des unverständlich gewordenen Wortes an „Hirse", plattdeutsch Heese.

3. Die Umgebung der Hünenburg.

Wie dicht besiedelt die Umgebung der Hünenburg war und ein wie starker Verkehr sich bei ihr zusammendrängte, erkennt man an der Menge der vorgeschichtlichen Funde in ihrer unmittelbaren Nähe, wie die Karte 1 erkennen läßt: ein Steinkistengrab, Gräberfelder der Bandkeramik, der Aunjetitzer, der Hallstatt-, der Latène-, der späten römischen Kaiserzeit, ein kostbarer Depotfund aus Periode Montelius V, der in einem nordischen Hängebecken enthielt 2 Brillenfibeln, Sichelmesser, Armbänder, Armringe aus Doppeldraht mit Endschleifen, Nadeln mit zusammengerolltem Kopfe und anderes aus Bronze, außerdem Perlen und Bruchstücke eines zweiten Hängebeckens.

Von Beierstedt her aus Südosten kam noch 1754 der „Heerstieg" herauf und lief unmittelbar unter dem Westfuße der Burg hindurch. Von hier strahlten dann drei Heerwegszüge aus: Einer nordwestwärts am Fuße des Elms entlang in der Richtung auf Braunschweig zu. Ein mittlerer geradeaus nach Westen über die Asseköhe oberhalb Gr.-Dahlberg, weiter dann unmittelbar am Südhange der Asse entlang (wie die spätere Halberstädter Straße) zur Oker bei Wolfenbüttel und von dort sowohl über Hallendorf, Lesse, Nettlingen wie über Bleckenstedt, Broistedt, Dinklar nach Hildesheim, die älteste und für den zwischenvölkischen Verkehr wichtigste dieser Heerwegsstraßen. Und schließlich parallel mit dieser, aber weiter südlich noch ein dritter Straßenzug über Gr.-Biewende, der am Fuße des Oesels nahe der Oker gegenüber von Ohrum zusammenlief mit dem vom wegekundigen Abte Albert von Stade im Anfang des 13. Jahrhunderts als althergebrachter Weg beschriebenen südnördlichen Trockwege, der von Italien her über den Harz, Wernigerode, Hornburg, Braunschweig, Celle, Stade zur Elbmündung und nach Dänemark führte.

Von der uralten Bedeutung dieser ostwestlichen Heerwegs- oder Dietwegszüge kann uns die Tatsache überzeugen, daß nur an ihnen entlang vereinzelte —leben-Siedelungen, die sich östlich der Heesebergpforte im alten Nordthüringgau so massenhaft finden, offenbar thüringische Herrensitze in unterworfenem andersstämmigen Gebiete [1]), bis in die Nähe der Oker vorgedrungen sind. Und nur an diesen Dietwegen entlang hat die Bandkeramik in einem schmalen Streifen von Osten her den Okerlauf erreicht (vgl. Karte 4). Wenn auch der Name erst aus der Zeit der germanischen Landnahme stammen kann, die Wege selbst und der auf ihnen sich bewegende Völkerverkehr gehen bis in vorgermanische Zeit zurück. Und diesen ganzen Verkehr beherrschte die Heeseburg; daher das hohe Alter derselben. Solange menschlicher Verkehr im nordwestlichen Deutschland bestanden hat, ist diese Stelle hier einer der Brennpunkte desselben gewesen. Und von diesem hochragenden gewaltigen Ringwalle schweift frei der Blick über die fruchtbaren Lößfluren im Westen, nach Norden zu den waldigen Höhen des Elms und südwärts bis zu den fichtendunkeln Bergen des Harzes. Ein unvergleichlicher Herrschersitz! Hier in diesem Gebiet mit uralter hoher Kultur und regem Handelsverkehr hat sich schon frühe eine fürstliche Territorialgewalt bilden

[1]) Siehe Zusatz am Schluß.

Digitized by Google

können, die die Karolinger in ihrer imperialistischen Politik nicht unterlassen haben frühzeitig genug zu brechen.

Auf die kulturellen Verhältnisse des alten Sachsenvolkes fällt da ein Lichtstrahl, der uns einen Augenblick ein anderes Bild sehen läßt als es uns die fränkischen Annalisten zeigen, eins mit regem ostwestlichen Handelsverkehr und einem Ansatz zu fester staatlicher Ordnung. Diese Knospe wurde nun geknickt, ehe sie sich entfalten konnte. Noch mehrfach in den folgenden Jahren wird uns von Kriegszügen Pippins in Saxoniam berichtet, anscheinend aber alle nur die westlichen Teile des Landes heimsuchend. Des Theoderich und seiner Heeseburg geschieht keine Erwähnung wieder, sie sind verschollen.

Anhang: Die Elmsburg im Elm.

Ob der 3 km westlich von Schöningen tief im Walde versteckt, aber auf ebenflächigem Boden liegende Ringwall, der die schon im Anfang des 13. Jahrhunderts zuerst als welfischer, dann als Deutschordensbesitz nachweisbare Elmsburg oberhalb Twieflingen in weitem Abstande umzieht, mit den Ereignissen von 748 in Verbindung zu bringen, ob er überhaupt als vor- oder frühgeschichtlich anzusehen ist, muß unentschieden bleiben, bis Grabungen einmal ein positives Ergebnis liefern. Zwar sind in der Nähe bronzezeitliche Grabhügel festgestellt worden; aber der Ringwall hat eine so ungewöhnliche Größe (7½ ha), daß er damit kaum zusammenhängen kann. Als Wegesperre kann er bei seiner Ablegenheit und seiner strategisch keineswegs hervorragenden Lage auch nicht in Betracht kommen. Er könnte eine ungewöhnlich große Fluchtburg sein; doch schließt er einen weiten und etwa 15 m tiefen Erdfall und einen ziemlich ausgedehnten Sumpf ein, deren Nutzen für eine Fluchtburg nicht einleuchtet. Er kann schließlich auch einfach eine wie eine Landwehr weit vorgeschobene Wehrlinie der ehemaligen Deutschordenskommende sein, deren Grundmauern in der Mitte noch zu erkennen sind. Ein Außengraben ist rings vorhanden.

II. Die Schalksburg im Oder.

Es erhebt sich nun die Frage nach der in den Metzer Annalen erwähnten maxima firmitas, die den Sachsen hinter der Oker zum Schutze dienen sollte.

In ihrem Mittellaufe wird die Oker zwischen Börßum und Wolfenbüttel links auf einer Strecke von 12 km von einem bis zu 125 m über die Talsohle emporsteigenden, durchschnittlich wohl 6 km breiten Höhenzuge begleitet. Der 4 km breite, flache, von Plänerkalk gebildete und nur stellenweise von dünner Lößschicht bedeckte, ungegliederte Rücken trägt dichten Buchenwald. Das ist der Oder (vgl. Karte 4).

So unbeträchtlich seine Erhebung ist, so ist er doch von je her ein starkes Verkehrshindernis infolge seiner Bewaldung gewesen. Noch heute überschreiten ihn Fahrstraßen nur am äußersten Nordende und Südende, und auch diese stammen erst aus neuerer Zeit. Kein Hohlweg, kein Forstortsname deutet auf frühere Wegsamkeit. In vorgeschichtlicher Zeit, schon zur Zeit der germanischen Landnahme, muß der Oder einen so gut wie unpassierbaren breiten Urwaldgürtel getragen haben. Er bildet nämlich eine deutliche Mundartgrenze, nicht die Oker, deren Ufergelände auf beiden Seiten sprachlich und völkisch wie wirtschaftlich eine Einheit bildet. Nur den Urwald mit seinen Nöten und Gefahren achtete der Mensch der Frühzeit als Grenze; Flußläufe

Digitized by Google

haben in dieser Beziehung, wenn es sich nicht um sehr breite Wasserflächen handelte, nie eine Rolle gespielt.

So legte sich jedem, der von Osten her bei Ohrum, das gerade vor der Mitte des Oders liegt, die Oker überschreitet, sofort am andern Ufer eine Sperrschranke in den Weg und zwang ihn, zwischen Berg und Fluß eingeengt und Angriffen von der Bergseite her preisgegeben, weit nach Norden oder Süden ausholend sie zu umgehen. Nirgends am ganzen Okerlauf ist es von Osten her so schwer, den Übergang zu erzwingen, und von Westen her so

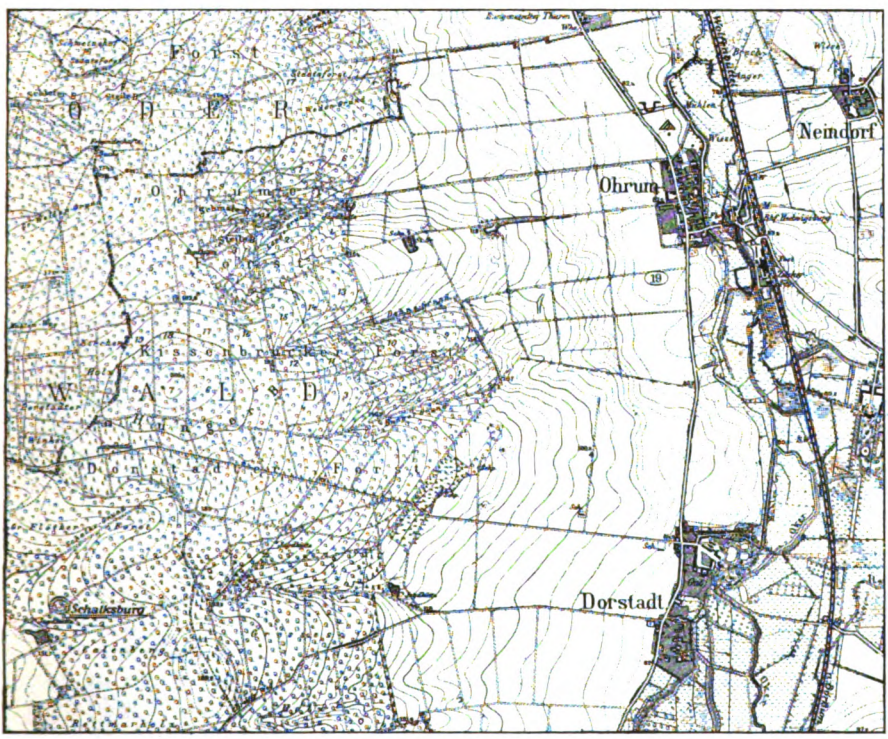


Abb. 4. Der mittlere Teil des Oders mit der Schalksburg.
Nach dem Meßtischblatt verkleinert in 1:50000.
▲ Die einzige bandkeramische Fundstelle links der Oker.
⌣ Sächsische Siedlung nördlich von Ohrum.

leicht, ihn zu belästigen und zu verhindern, als bei Ohrum. Daß hier einmal in der Frühzeit ein Hauptübergangspunkt, ja sogar, wie eine weit verbreitete Annahme will, die Übergangsstelle für den großen ostwestlichen Verkehr gewesen sein soll, ist ausgeschlossen. Die Örtlichkeit ist, weil die unmittelbar westliche Weiterführung des Weges durch den Oder verlegt ist, zu unbequem und bei einer Umgehung des Oders zu gefährdet. Der Verkehr der Frühzeit trotzte nicht den Schwierigkeiten, sondern umging sie, denn er hatte Zeit. Die diesen Bedingungen entsprechende Übergangsstelle war unterhalb Wolfenbüttels.

Unsere Hauptquelle, die Metzer Annalen, sagt von Ohrum überhaupt nichts. Ich halte trotzdem die Angaben der Lorscher Annalen und Einhards

Digitized by Google

für richtig. Griffo wird sich bei Ohrum festgesetzt haben, eben weil dort kein vielbesuchter Übergang war und ein dichtes Waldgelände sein Vorhaben verbarg. Er hatte alle Ursachen, seine Rüstungen geheim zu halten bis zum plötzlichen Hervorbrechen. So sind auch im letzten Kriege die Vorbereitungen zu großen Schlägen, z. B. bei Gorlice und am Isonzo, getroffen worden. In der Nähe von Ohrum, und zwar im Oder ist die maxima firnitas zu suchen, von der die Metzer Annalen sprechen.

Eine solche firmitas ist tatsächlich noch vorhanden in der Schalksburg, etwa 5 km südwestlich von Ohrum. Diese liegt freilich nicht unmittelbar auf der Rückenlinie des Oders, sondern etwas nach dem Westrande zu verschoben oberhalb Gr.-Flöthe. Diese Lage hat durchaus nichts Befremdliches, da sie so auch das außerordentlich fruchtbare Fuhsebecken westlich beherrscht und als Fluchtburg betreut. Durch nach Osten vorgeschobene Schanzen, als deren Überrest man vielleicht noch einen mit dem Ostrande des Oderwaldes abschneidenden Wallgraben oberhalb des Bungenstedter Turmes anzusehen hat, konnte auch das Okertal von hier aus gesichert werden. Außerdem wird Griffo zunächst gar nicht mit einem von Osten drohenden Angriffe gerechnet haben.

Alte Urkunden über diese Schalksburg sind nicht bekannt. A. v. Oppermann gibt im Heft II des Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen (1888), Textseite 16, nur eine kurze Beschreibung ohne Grundriß. Der „nutzbare Lagerraum" wird hier zu $1^1/_3$ ha angegeben, „ausreichend für reichlich 2000 Krieger". Dazu als strategische Bedeutung die Beherrschung des Fuhsetales und der ganzen westlichen Ebene, „während der dichtbewachsene Oderwald eine gute Deckung gegen Unternehmungen aus dem Okertal bietet". Th. Voges gibt im Braunschweiger Magazin 1898, S. 122 als Flächeninhalt rund 0,70 ha an. C. Schuchhardt bringt in Heft VI des genannten Atlas, Textseite 50 einen wenig anschaulichen Grundriß in 1 : 3125 und dazu nur die Angabe: „Die mäßiggroße Ringschanze, bestehend in starkem Wall mit Außengraben, trägt keine bestimmten Kennzeichen ihrer Entstehungszeit an sich". Eine neuere Aufnahme liegt dem Grundrisse Nr. 5 in 1 : 2000 zugrunde. Danach beträgt der Innenraum rund $^3/_4$ ha (3 Morgen), die Wallkrone hat durchschnittlich noch eine Höhe von annähernd $1^3/_4$ m über der Innenfläche, die Grabensohle etwas über $1^1/_4$ m Tiefe unausgeräumt [1]). Wo sich das Tor befunden hat, ist heute im Grundriß nicht zu erkennen, da der Wall an mehreren Stellen durchbrochen ist; jedenfalls war kein Tor an den heutigen Wegeinschnitten. Grabungen, die über das Alter Auskunft geben könnten, haben noch nicht stattgefunden.

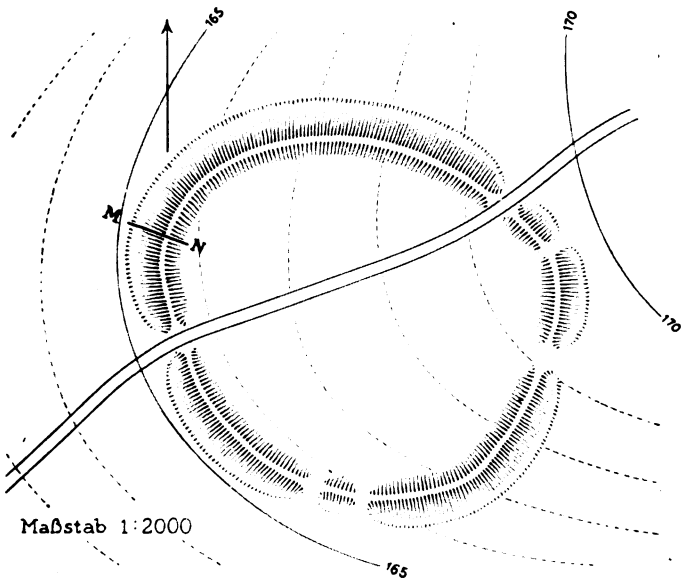
Ob man wirklich die Entstehung dieser Schalksburg auf das Jahr 748 festlegen kann, erscheint mir zweifelhaft, denn sie hat doch Erdarbeiten erfordert, die sich so in der Hast nicht bewerkstelligen ließen. Es ist vielmehr zu vermuten, daß Griffo sie schon vorfand und zu seinem Standquartier machen konnte, um welches er sein Heer zusammenzog. Als dann Pippin überraschend schnell heranzog, hat Griffo wohl während des Aufenthalts, zu dem jener vor der Heeseburg gezwungen wurde, rasch von hier aus noch Schanzen am Ostrande des Oders aufwerfen lassen, um ihn an der Überschreitung der Oker zu hindern. Ehe es aber dazu kam, lief sein noch ungeordnetes Heer auseinander. Ob aus Mutlosigkeit oder weil Verrat und Pippins Geld

[1]) Danach wird der ausgeräumte Graben die meist beobachtete Tiefe von $1^3/_4$ m, d. h. Mannshöhe haben.

Digitized by Google

dabei im Spiele gewesen ist, worauf einzelne leise Andeutungen der Annalenschreiber hinzuweisen scheinen, steht nicht zu beurteilen.

Sicher ist dann nachher noch einmal die Schalksburg von Bedeutung gewesen, nämlich vor der großen Massentaufe 780 in der Oker bei Ohrum, von der die Lorscher Annalen und Einhard berichten. Die anderen von diesen beiden unabhängigen Quellen sagen nichts davon, sondern melden nur von einem allgemeinen Bekehrungszwange, Einrichtung von Missionsbezirken und Erbauung von Kirchen im östlichen Sachsen. Sicher ist, daß



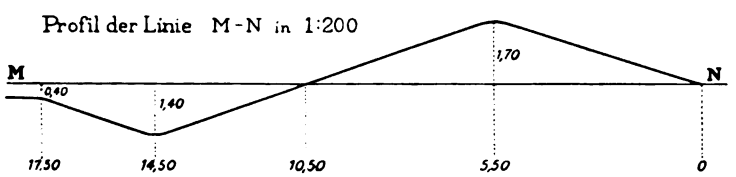


Abb. 5. Grundriß der Schalksburg im Oder.
Aufgenommen und gezeichnet von H. Lühmann.

Karl der Große in diesem Jahre von Lippspringe ostwärts bis an die Elbe gezogen ist und hier eine ausgedehnte Verwaltungstätigkeit entfaltet hat (ad Saxoniam disponendam). Eine durch unerhörten Massenbetrieb so drastisch wirkende Taufhandlung, daß sie sich der Erinnerung der Zeitgenossen eingeprägt hat und dann sagenhaft ins Unmäßige vergrößert worden ist, hat wohl hier an der Oker stattgefunden. Der zugrunde liegende Vorgang erklärt sich aus der Kriegslage. Karl kam von Westen über Hildesheim her. Auf seiner Marschlinie bis zur Oker lag hier eine Reihe von mindestens vier noch nachweisbaren Wallburgen, als letzte die Schalksburg. Diese Burgen, sicher vollgestopft von Flüchtlingen, mußten eine nach der andern genommen

Digitized by Google

und ausgeräumt werden. Den ganzen, mit jeder genommenen Burg wachsenden Schwarm wird er vor sich hergetrieben haben zum nächsterreichbaren größeren Wasser, und das war von der Schalksburg aus die Oker bei Ohrum. Hier wurden sie einfach in die Oker getrieben und die Formalität an ihnen vollzogen. Auf die Erreichung einer Sinnesänderung zielte das ganze Bekehrungswerk Karls bei den Sachsen gar nicht ab; es war ein Mittel seiner Politik. Blieben die Gemüter der Täuflinge bei solchem Verfahren verstockt, so sprang dabei für den König auch ein Vorteil heraus. Dann gab es nach zwei, drei Jahren bei der nächsten Heimsuchung eine große Zahl Rückfälliger, und er konnte unter dem Schein des Rechts all ihr Eigen, ihre paterna hereditas einziehen zur causa regis, zum Königsgut. Das war das dis-ponere Saxoniam, das Auseinanderteilen sächsischen Bodens inter regem et populares.

Ein Problem aber, worauf an dieser Stelle noch aufmerksam gemacht werden muß, steckt in dem Namen „Schalksburg", der jedenfalls alt ist. Sie war also eine Knechtsburg. Das Tal nördlich von ihr heißt „Schalksgrund". Und für das Gelände, in welchem der oben S. 211 erwähnte Wallgraben oberhalb des Bungenstedter Turmes ausläuft, hat zwar das Meßtischblatt heute die Benennung „Schacksgrund". Das wird eine Verstümmelung für „Schalksgrund" sein, denn eine ältere verbürgte Namensform für diese Örtlichkeit lautet „Schalksgraben". Nun haben wir weit ab von hier, nicht weit vom Harzrande bei dem Vorwerk Mulmke (d. i. Molenbeke, Mühlenbach) nahe dem Bahnhofe Heudeber-Dannstedt, ebenfalls eine alte Wallburg von etwa 1½ ha Flächeninhalt, für die der Name Scalkesborg schon durch Drübecker Urkunden des 13. Jahrhunderts belegt ist. Was sind nun Knechtsburgen? Und wieder begegnet uns für andere vor- oder frühgeschichtliche Burgen mehrfach der Name „Herrlingsburg". In welcher Beziehung stehen diese Namen zueinander? Welche alten, längst entschwundenen Rechtsverhältnisse mögen ihre Spuren in diesen Namen zurückgelassen haben? Waren die einen Herrenburgen, die anderen Fluchtburgen für die große Menge?

III. Die Burgen am Reitling.

1. Gelände und Bodenbeschaffenheit des Reitlingtales.

Aus Einhards Darstellung [1]) geht hervor, daß Pippin 748 die Oker nicht überschritten hat. Mit der Zerstreuung des Griffoschen Kriegsvolkes war der Zweck seines Feldzuges erreicht. Aber mit der Verwüstung sächsischen Landes — wenn auch das totam paene Saxoniam auf Rechnung der gebräuchlichen höfischen Schmeichelei vor dem Herrscherhause zu setzen ist — und sächsischer Burgen [2]) wird es wohl seine Richtigkeit haben, da ihm in diesem Augenblicke kein Heer mehr entgegentreten konnte. Das entsprach alter hundertjähriger fränkischer Tradition und ist auch nachher noch mehr als ein halbes Jahrhundert vom großen Karl so gehalten worden. Immerhin konnte es ihm auch ratsam erscheinen, sich für kommende Zeiten einen Weg in das östliche Sachsen von Thüringen her offenzuhalten.

Die Heeseburg war nun, nachdem es zweimal vergeblich versucht war, gebrochen. Das fruchtbare Land zwischen dem Elm und der Oker lag feindlichem Zugriff jetzt vom Osten wie von Westen her offen. Aber eine Gruppe

[1]) Vgl. S. 203, Anm. 1.
[2]) Vgl. S. 199, Anm. 2.

Digitized by Google

gewaltiger Befestigungsanlagen müssen bei der Heimsuchung Sachsens 748 eine Hauptrolle gespielt haben, wenn der Annalist auch nur ganz allgemein sagt: castella eorum destruxit. Vor allem muß diese Gruppe nachher in den Kriegszügen Karls des Großen einige Male wichtig geworden sein: Die gewaltigen und ausgedehnten Werke um das Reitlingtal im Elm.

Literatur.

1. Falke, Traditiones Corbejenses. S. 21.
2. Nachricht von dem Schlosse Reitling. Braunschw. Anz. 1753. Nr. 39.
3. Grupen, Observationes rerum et antiquitatum germanicarum et romanarum, 1763. Observ. II. Von dem Palatio Werle. S. 19.
4. Dünnhaupt, Beiträge zur niedersächs. deutschen Geschichte. 1778.
5. Hassel und Bege, Geographisch-statistische Beschreibung des Fürstentums Wolfenbüttel. 1802.
6. Bege, Geschichte der berühmtesten Burgen und Sam. d. Hzt. Br. 1844.
7. W. Bode, Der Elm, seine Umgebung und seine Denkmäler der Vorzeit. 1846.
8. H. v. Strombeck, Handschriftl. Aufzeichnungen über die Reitlingsburgen mit Zeichnungen von v. Zuccalmaglio, 1864 und Kybitz 1868. L. H. Archiv.
9. Noack, Untersuchungen im Elm. 1. Jahresbericht d. Ver. f. Naturw. zu Braunschweig. 1880.
10. P. J. Meier, Die Niederlassungen der Brüder v. deutsch. Hause in Elm. Br. Magazin 1898. Nr. 11 und 12.
11. Th. Voges, Vorgeschichtliche Befestigungen. Br. Magazin 1898. Nr. 16.
12. Lühmann, Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling (Elm). Korr.-Bl. d. deutsch. anthropol. Gesellsch. 1898. Nr. 11.
13. Th. Voges, Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling im Elm. Ebenda.
14. O. Hohnstein, Vorgeschichtliches vom Elm. Montagsbl. d. Magdeb. Zeitung. 1906. Nr. 2 und 3.
15. P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler d. Hzt. Braunschweig. III. 2. 1906. S. 176ff.

Karten.

1. H. Schröder, Special-Charte von einem theile hölzung so zu der Kommende Lucklum gehört und dieses Orths genannt wird der Eveser Berg mit dem Reitling, 1732. Registratur Lucklum.
2. v. Gerlach, Die Feldmark Lucklum und Reitling, 1772. Registratur Lucklum.
3. Kahle und Lühmann, Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling (Elm). 1898.

Der Elm[1]) ist ein an Flächenraum mehr als 100 qkm messender flacher Muschelkalkschild, dessen Längsachse sich 25 km in herzynischer Richtung von der S. 203 beschriebenen Heeseberglücke nach Nordwesten erstreckt, wobei seine Breite allmählich von 5 auf 10 km anwächst und gleichzeitig seine Hochfläche von 200 auf durchschnittlich 300 m, im höchsten Punkte auf 323 m ansteigt. Nur wenig weichen die Schichten von der Horizontalen ab. Abgesehen von der Randzone, in der die Schichten rings nach außen abbrechen und unter die umlaufenden jüngeren Schichten tauchen, geht nur ein erst auf größere Entfernungen merkbares unbedeutendes Einfallen nach Südosten vor sich. Daher wird das Südostende von den jüngsten Muschelkalkbildungen eingenommen, in der nordwestlichen Hälfte aber finden wir flach liegend die ältesten Schichten, den Wellenkalk, dessen größtenteils dünnplattige Mergel- und Kalkbänke an der Oberfläche scherbenartig zerfallen zu „Klappersteinen" und das auffallende Himmelswasser durch zahllose Spalten und Risse bis auf den liegenden Rötton herabsickern lassen.

[1]) A. v. Strombeck, Beitrag zur Kenntnis der Muschelkalkbildung im nordwestlichen Deutschland. Zeitschr. d. deutsch. geolog. Ges., Bd. I, 1849. — H. Lühmann, Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling (Elm). Korr.-Blatt der deutsch. anthropol. Ges. 1898, S. 134ff. — E. Harbort, Geolog. Karte von Preußen usw. Blatt Königslutter mit Erläuterungen. 1913.

Digitized by Google

Die ganze Elmplatte trägt nun noch, abgesehen von einzelnen Steilhängen, eine tiefgründige Lößlehmdecke. So beherrscht den Elm eine großzügige Einförmigkeit, die aber hohen landschaftlichen Reiz bekommt durch wundervollen Buchenwald und üppigen Krautwuchs, die ahnen lassen, daß hier in der Vorzeit ein Urwald von verschwenderischem Ausmaß ungebändigt gewuchert haben muß. Nur unter einer ungestörten Walddecke von Jahrtausenden kann sich aus dem Gemisch von Löß, Wurzeltorf und Lauberde der metertiefe schwarze Boden gebildet und gehalten haben, dessen Fruchtbarkeit hier den Waldmeister unabsehbare Rasen bilden läßt.

Selbst heute noch bildet der Elm eine solitudo im Sinne der karolingischen Verwaltungsbeamten. Der ganze 110 qkm große Raum beherbergt nur ein landwirtschaftliches Vorwerk, ein kleines Waldarbeiterdörfchen von acht Feuerstellen, einige Forstgehöfte und in neuerer Zeit ins Leben gerufene Wirtschaften mit zusammen vielleicht 150 Menschen. Sonst Wald und immer wieder Wald stundenlang. So hat er immer den Charakter eines Grenzwaldes gehabt und für sein dicht bevölkertes westliches Vorland eine sichere Deckung gegen Osten und alle von dort kommenden Völkerstürme gebildet. Daher reiht sich auch unmittelbar an seinem Westrande auf dem umlaufenden Keupersaume Dorf an Dorf in Abständen von kaum 2 km. Von Schöningen am Südostende bis Königslutter am Nordsaume auf einer 35 km langen Strecke schmiegt sich ein Kranz von 18 Ortschaften um seinen Fuß, und diesen begleitet in einem Abstande von nur 1—2 km eine zweite Reihe von Siedlungen. Auch als Spender von Holz und Steinen beherrscht er das Siedlungsbild seines Vorlandes bis zum Okergraben.

Nur an einer Stelle wird die landschaftliche Gleichförmigkeit des Elms durch ein tief eingerissenes Tal mit steilen Abhängen, die an Harzer Formen erinnern, unterbrochen. Das ist das Reitlingtal, das östlich von Erkerode beinahe 5 km tief in den Westrand einschneidet.

Zwei ansehnliche breite Bergrücken ziehen hier von Osten nach Westen und geben zwischen sich Raum für das Tal, in dessen äußerster Nordostecke die Wabe entspringt (vgl. Karte 6). Beide Rücken fallen steil zum Tale ab und in diesen Steilabfall dringen noch schluchtenartige Seitentäler ein, so daß hier schroffe Bergformen aus der sonst ungegliederten Masse der Rücken herausgeschnitten werden. Genau nördlich von dem die Mitte des Talkessels einnehmenden Teiche und von dem an ihm liegenden, zum Rittergute Cuckum gehörigen Vorwerke springt so aus der Fluchtlinie des nördlichen Rückens der im Nordwesten und im Südosten von zwei aufsteigenden Schluchten eingefaßte, oben fast ebenflächige Burgberg hervor, und einen ½ km talabwärts schräg gegenüber zweigt sich von dem südlichen Rücken der von diesem durch den Riesengrund geschiedene zungenförmige Kux ab. An absoluter Höhe, 310 m bzw. 306 m, kommen sie den Hauptmassen mit 313 m nördlich des Tales im Drachenberge und mit 323 m auf der Südseite im Eilumer Horn und in dessen nordwestlicher Fortsetzung, dem Hohen Hai [1]) beinahe gleich. Ihre Erhebung über die Talsohle beträgt mehr als 100 m. Dazu gesellt sich als dritter am oberen Ende des Tales noch der massige Herzberg, der von

[1]) Dies ist nach der Karte von Gerlach 1772 der richtige Name für den 322 m hohen Rücken, der jetzt das trigonometrische Signal „Kuxberg“ und auf dem Meßtischblatt Schöppenstedt fälschlich auch diesen Namen trägt. In seiner weiteren nordwestlichen Fortsetzung heißt der Rücken „Adamshai“. Auch diesen Namen hat das Meßtischblatt nicht an die richtige Stelle gesetzt: er umfaßt nicht nur den Südabhang, sondern auch die Kammhöhe darüber mit dem bekannten „Kammergrabe“. Auf dem Blatt Königslutter, dem die Karte 6 entnommen ist, steht der Name „Kux“ in Kursivschrift an richtiger Stelle.

Digitized by Google

den beiden Armen, in die ſich oben das Tal gabelt, von der Hölle und von der Teufelsküche, umklammert wird. Auch er erhebt ſich ſteil bis zu 311 m.

Am Reitling iſt auch der unterſte Horizont des Muſchelkalkes, der Wellenmergel, durchbrochen und der Rötton bloßgelegt. Dieſer rote Ton bildet hier den muldenförmigen Talboden, deſſen Breite in der beckenartigen Erweiterung um das Vorwerk bis zu einem Kilometer anwächſt, während das Tal an ſeinem Ausgange bei Erkerode keine 200 m breit iſt.

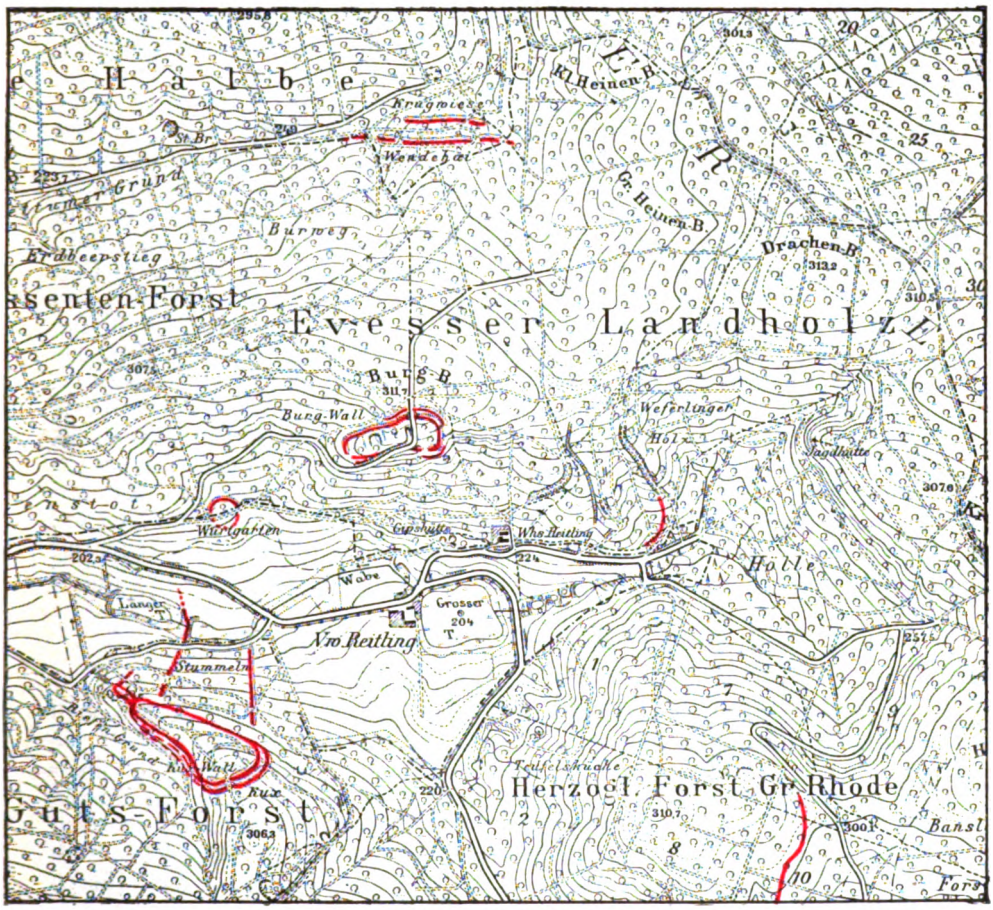


Abb. 6. Die Wälle um das Reitlingsbecken nach dem Meßtiſchblatt. 1 : 25000.

Die Bloßlegung des Röts unter der ungefalteten Muſchelkalkplatte iſt wohl auf lokale Auswaſchung ausgedehnter Gipslager in demſelben und nachherigen Einſturz der Kalkdecke über den ſo entſtandenen Hohlräumen zurückzuführen. So erklärt ſich ungezwungen das im Elm ſo vereinzelt daſtehende Auftreten von ſo ſteilwandigen Bergvorſprüngen trotz horizontaler Schichtenlagerung und die auffallende Erſcheinung, daß hier das Tal nicht am oberen Ende mit allmählich ſich verflachenden Böſchungen zur Hochfläche emporſteigt wie bei eigentlichen Eroſionstälern, ſondern auch im Oſten durch ſchroffe

Digitized by Google

Bergwände geschlossen ist wie ein Kar [1]). Da, wie die über den ganzen Elm zerstreuten nordischen Geschiebe (meist Quarzit) beweisen, der große Gletscher der vorletzten Eiszeit auch den Elm überschritten hat, so mag auch der noch an der Aushöhlung des Talkessels mitgearbeitet haben.

Am Fuße der Kalkberge, in dem „Quellenhorizont" über dem Röt, haben wir reichliche Quellenbildung. Besonders gilt dies von dem innersten, nordöstlichen Winkel des Reitlings, einer Sumpflandschaft, die den bezeichnenden Namen „Hölle" führt. Den Abfluß dieser Quellen bildet die Wabe, die Wasserader des Tales, die im Mittelpunkte des Kessels das Wasserbecken des Teiches bildet, dessen versumpfte flache Ufer dicht mit reit, d. i. Schilfrohr, umsäumt sind, dem das ganze Tal seinen Namen verdankt.

Die so gearteten und gelagerten Gesteinsschichten machen es leicht, die natürliche Wehrhaftigkeit des Geländes durch Kunstbauten noch zu vervollständigen und zu erhöhen. Sie setzen Erdarbeiten keine großen Schwierigkeiten entgegen und liefern Baustoffe sowohl von großer Festigkeit und glattem Bruche wie von ausgezeichneter Bindigkeit. Und wenn das gerade an Ort und Stelle anstehende Gestein nicht dem Zwecke entspricht, so sind ganz nahe auf den Höhen feste Schaumkalk- und Enkrinitenbänke und unten im Tale Ton. Ein Gelände, welches noch mehr als der Heeseberg zur Anlegung von Befestigungen herausfordert, denn hier ist auch das unentbehrliche Wasser in reichlicher Menge vorhanden. Die roten Striche auf Karte 6 zeigen, wie weitgehend von dem, was das Gelände bietet, Gebrauch gemacht worden ist.

Vorweg aber sei gleich darauf aufmerksam gemacht, daß alle diese Werke nicht gleichzeitig etwa nach einem bestimmten Plane angelegt worden sind. Je nach Bedürfnis ist das eine und das andere hinzugefügt worden. Im ganzen kann angenommen werden, daß zu karolingischer Zeit wohl diese Anlagen sich in der heutigen Anordnung schon darstellten und so ein refugium bildeten, in dem die ganze Bevölkerung des Elmvorlandes bis zur Oker hin, heute mit Ausschluß der beiden Okerstädte vielleicht 40000 Menschen, Aufnahme finden konnte.

2. Die Krimmelburg und ihre Nebenwerke.

a) Die Krimmelburg.

Das stärkste und eindrucksvollste aller dieser Werke ist der Ringwall im Evesser Landholze auf dem Burgberge, im Volksmunde einfach „de Borch" genannt. Grupen [2]) hat dafür den Namen „Krimmelburg" überliefert, ebenso für den Wall auf dem gegenüberliegenden Kux den Namen „Brunkelburg". Im folgenden sind diese Namen übernommen worden, obgleich heute im Volke nicht die leiseste Erinnerung daran mehr lebt. Auch noch aus einigen anderen Gründen, die hier zu erörtern zu weit führen würde, kann ich einigen Zweifel an der Echtheit dieser Namen nicht unterdrücken. Ich halte es deshalb für zwecklos, sich über die Etymologie den Kopf zu zerbrechen. Als eindeutige Benennungen sind sie aber brauchbar.

[1]) Daß Auswaschungen im Rötgips bei der eigentümlichen Ausgestaltung des Tales das Wesentliche beigetragen haben, läßt sich noch an dem heutigen Wasserumlauf erkennen. Am Südwestfuße des Herzberges entspringt ein kleines Wassergerinnsel, das Mönchespring, das aber die Hauptrinne des Tales nicht erreicht, sondern nach kurzem Laufe von wenigen hundert Metern am Weststrande des Berges in einem Erdfalle, der eigentlichen „Teufelsküche", wieder verschwindet. Auch die zahlreichen Erdfälle im Wendehai am oberen Ende des Dettumer Grundes lassen auf die gleiche Ursache schließen.

[2]) Chr. Ulrich Grupen, Observationes rerum et antiquitatum germanicarum et romanarum, 1763, Observ. II. Von dem Palatio Werle. S. 19.

Digitized by Google

Der Grundriß der Krimmelburg (Abb. 7) zerfällt in einen größeren eirunden und in einen kleineren westlich sich ansetzenden rechteckigen Teil. Da wo diese beiden ineinander übergehen, ist ein kleines quadratisches Stück des Innenraumes durch einen drei Seiten des Quadrats bildenden Graben

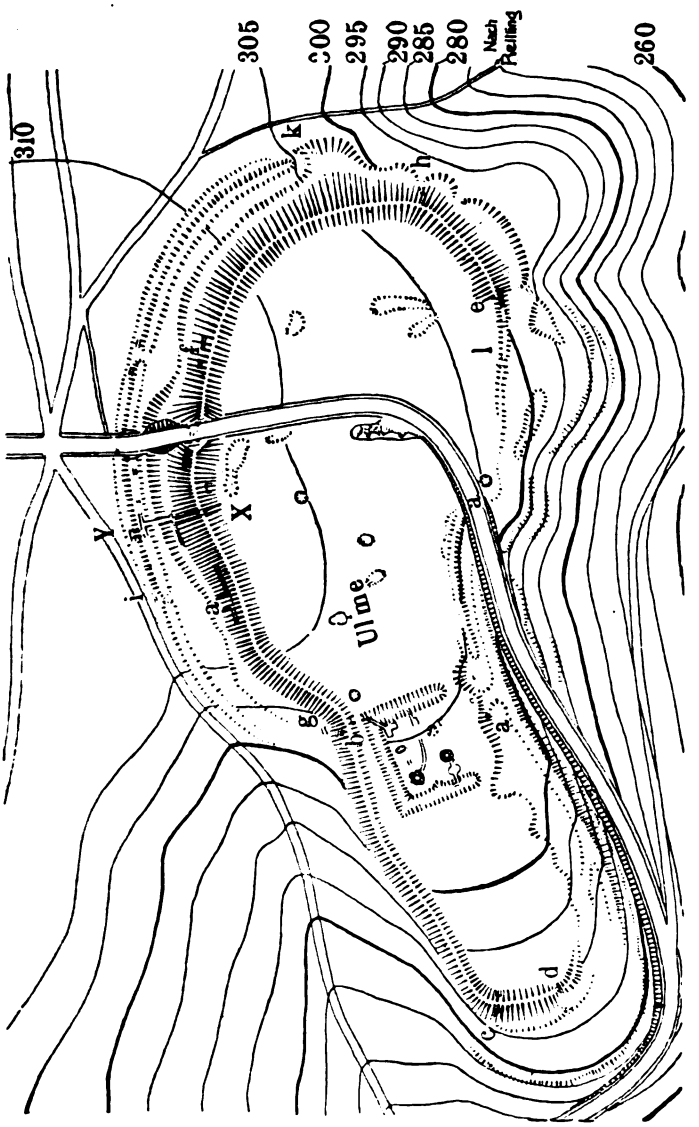


Abb. 7. Grundriß der Krimmelburg, aufgenommen und gezeichnet von H. Lühmann. 1 : 3000.

herausgeschnitten, das herkömmlicherweise im Schrifttum als Castrum bezeichnet wird und vorläufig diesen Namen weiterführen mag; aus der Beschreibung der Krimmelburg hat dieses Castrum auszuscheiden, da es eine spätere, völlig unorganische Zutat ist. Der größere eirunde Abschnitt wird im Norden und Osten, wo die vorspringende Klippe zwischen g und k mit dem

Digitized by Google

breitflächigen Rücken zusammenhängt, durch einen Doppelwall mit eingeschalteten Gräben begrenzt. Nach Westen zieht als Nord- und Westwehr des rechteckigen Burgteiles nur der innere Wall in allmählich abnehmender Höhe weiter (g bis d). In gleicher Weise schwenkt der Ostflügel des Innenwalles südwärts ein. Am Südrande des Burgplatzes über dem jähen Absturz verflachen sich die beiden Wallschenkel vollständig und werden hier durch Terrassenbildung ersetzt. Der Flächeninhalt des so eingeschlossenen Raumes beträgt mehr als $2^1/_2$ ha, die Breite im Osten etwa 100 m, im Westen 50 m, die Gesamtlänge über 300 m. Es ist aber besonders zu beachten, daß, während sich im allgemeinen die Wallinie ganz dem Umrisse der vorspringenden Bergfläche anschmiegt, der äußerste Zipfel dieser Fläche, dessen Rand etwa 25 m westlich der Wallstrecke c bis d verläuft, außerhalb der Umwallung bleibt, so daß hier noch einmal ein seichter Außengraben vorgelegt ist. Den großen östlichen Teil der Krimmelburg durchquert heute eine breite Forstchaussee, die von Norden eintritt, den Südrand unter scharfer Krümmung nach Westen verläßt, am Südabhange entlang läuft und dann weiter um den Westvorsprung herum durch die Schlucht in Windungen zu Tal zieht.

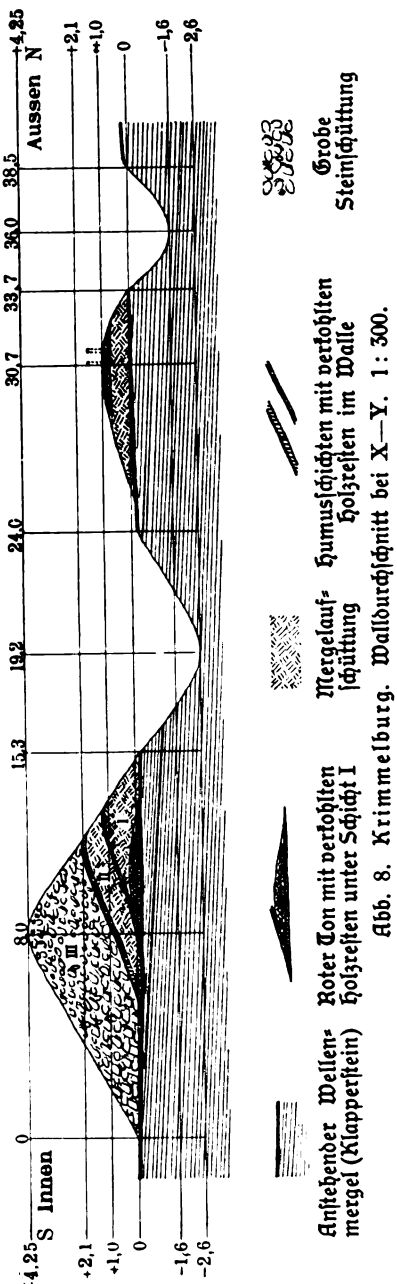


Abb. 8. Krimmelburg. Walldurchschnitt bei X—Y. 1 : 300.

Um zunächst ein vollständig ungestörtes Profil vom Aufbau des Innenwalles zu erhalten, ist bei den Grabungen zwischen X und Y 30 m westlich vom Wegeinschnitt ein 2 m breiter Durchstich ausgeführt worden (vgl. Abb. 8). Das Bild desselben wurde in allen Teilen bestätigt und ergänzt durch die Aufschlüsse in den beiden Stirnwänden des Walles am Wegeinschnitt selbst und durch Schürfungen bei f und a in der nördlichen Umwallung. Zwischen diesen beiden Punkten erhebt sich die Wallkrone mehr als 4 m über den gewachsenen Boden des Innenfußes, an der höchsten Stelle (Stirnwand westlich am Wege) bis zu 4,6 m. Nach Westen zu bis g und nach Südosten bis e senkt sie sich allmählich auf 3 m; in der weiteren westlichen

Digitized by Google

Fortsetzung sinkt sie langsam bis d auf 1 m, im Südosten aber bei dem eben genannten Punkte e fällt sie plötzlich auf 1 m, um dann in dieser Höhe noch etwa 50 m weiter nach Westen bis nahe an den südlichen Wegeinschnitt zu ziehen und sich dort in den Terrassen zu verlaufen.

Aus dem bei X—Y festgestellten Profil ergibt sich, daß zunächst auf dem Boden eine Unterlage von Knüppelholz (darunter Stücke von Esche, Ahorn, Ulme) und rotem Ton bis zu 30 cm Höhe und 3 m Breite unter dem Innenrande des aufzuführenden Walles geschichtet worden ist [1]), vermutlich als Widerlager für die aus dem Graben ausgehobene Schüttungsmasse. Aufgeschüttet wurde zunächst ein Wall aus den im Graben zu oberst anstehenden dünnen Mergelbänken, dem sog. „Klapperstein" (I). In der Höhe von 1 bis $1^1/_4$ m muß dieser Wall längere Zeit angedauert haben, denn er trägt eine deutliche Humusschicht oben mit Resten von Rotbuche und Ulme. Darauf ist eine Erhöhung des Walles auf die doppelte Höhe vorgenommen aus gleichem Material und unter Verwendung von Holz (Faschinen?) als Widerlager am Innensaum, indem das neue, ebenfalls dem vorliegenden Graben entnommene Material innen an den alten Wall an- und zuletzt aufgeschüttet wurde, so daß die Außenböschungslinie des alten Walles aufgenommen und bis zur neuen Wallkrone innegehalten wurde, die auf diese Weise sich etwas nach rückwärts verlegte (II). In diesem Zustande, d. h. in einer Höhe von etwa 2 m, muß der Wall viele Jahrhunderte gelegen haben, denn auf ihm hat sich eine Humusdecke von 30—40 cm, reichlich so viel wie die heutige Decke beträgt, mit Resten von Eiche, Ahorn, Rotbuche gebildet; auch das tiefe Eindringen von Baumwurzeln, die sich nach unten verzweigen, konnte beobachtet werden. Dann muß sich die Notwendigkeit herausgestellt haben, den Wall auf der gefährdeten Halslinie noch einmal auf das Doppelte zu erhöhen, ihm die Form zu geben, in der wir ihn heute sehen (III). Die Aufführung geschah wieder so wie bei der vorigen Erhöhung, nur daß man diesmal das Widerlager am Innenfuße und die Außenböschung aus einer ganz groben, nach oben weitergeführten Steinpackung herstellte. Das Material wurde zum Teil auch hierzu wieder aus dem Graben ausgehoben, in dem man in größerer Tiefe auf dickplattige, harte Kalkbänke stößt, die sich unter dem Plateau hindurchziehen. Im Grundriß 7 sind die Stellen, wo sie anstehend sind, mit a bezeichnet. Daneben ist eine Menge anderen Steinwerks in diesem Wallkörper, das von anderen Stellen herangeschafft sein muß, aus Gruben am Innensaum des Walles, von den Terrassen über dem Steilhang an der Südseite, aber auch Schaumkalk, Enkrinitenkalk, Kalktuff, rote Kalkplatten, die nur aus entfernteren Brüchen stammen können. Der Grund für diese nur durch großen Aufwand von Menschen- und Tierkraft auszuführenden Transportarbeiten ist wohl darin zu sehen, daß bei weiterem Abbau im Graben, der schon eine Tiefe von mehr als $2^1/_2$ m erreicht hatte, der Arbeitsraum zu eng werden mußte. Tatsächlich ist der Kubikinhalt des Walles in seiner jetzigen Form viel größer als dem Hohlraum des Grabens entspricht. Natürlich ist anzunehmen, daß die Krone der Wälle jedesmal noch eine Hecke oder Pallisaden als Brustwehr für die Verteidiger getragen hat, ebenso auch die Terrassen am Südrande.

[1]) Das Holz ist natürlich unter der Mergeldecke bei dem völligen Luftabschluß zu Kohle reduziert worden. Von einer Verbrennung zu Holzkohle kann keine Rede sein, der auf- und zwischenliegende Ton ist noch vollkommen plastisch. Die Holzuntersuchungen sind in dankenswerter Weise von Herrn Forstmeister Dörr ausgeführt worden.

Digitized by Google

Ganz anders ist der nur höchstens 1 m hohe und an mehreren Stellen unterbrochene Vorwall gebaut. Auf der Aufschüttung, mergeliges Klappersteinwerk aus dem ziemlich schmalen und flachen Vorgraben, liegt stellenweise roter Ton. Vor allem ließen sich auf eine große Erstreckung zwei etwa ½ m voneinander entfernte parallele Reihen abwechselnd gestellter Pfosten von 10 cm Dicke und 1 m Abstand voneinander in ihren Spuren nachweisen. Dazwischen muß eine Füllung von Reisig oder dergleichen gewesen sein. Auf einer kurzen Strecke wird diese Brustwehr aufgebrannt sein, die Füllung der hier anzunehmenden Pfostenlöcher war verschwunden, der rote Ton nicht mehr plastisch, sondern ebenso wie der dazwischen liegende Kalk bröckelig und pulverig. Besonders bemerkenswert ist, daß der Vorwall nicht durchaus parallel dem Hauptwall verläuft: Bei g verschwindet er mit einer leichten Krümmung nach innen gleichzeitig mit dem Graben vor dem Hauptwall. An der östlichen Schmalseite der Burg legt sich bei h wie ein Strebepfeiler ein nur wenige Meter langes niedriges Wallstück an, das als das Ende des Vorwalles anzusehen ist. Aber schon 50 m vorher bei k wird er von dem hier sehr breiten Hauptgraben unterbrochen. Um den Hauptwall zu erhöhen, ist das ganze Stück h—k geopfert worden. Spätestens also zur Zeit der letzten Erhöhung des Hauptwalles ist er als Wehrlinie wertlos geworden. Vielleicht ist er überhaupt gar kein Vorwall gewesen, sondern ein Vorläufer des Innenwalls, der nachher so liegen geblieben und verfallen ist. Von einem Tor ist in ihm nichts zu finden.

Ob an der Stelle, wo heute die Forstchaussee eintritt, jemals im Hauptwalle ein Tor gewesen ist, bezweifle ich. Der Verlauf der Humusdecken über den Wällen I und II birgt den Schlüssel zur Lösung der Torfrage für diese Wälle. Die Sache liegt, soweit bis jetzt sich feststellen läßt, so: An der östlichen Stirnwand am Wegeinschnitt liegt die Humusdecke über I 2 m, über II 3 m hoch; an der westlichen Stirnwand, d. h. in einem Abstande von annähernd 10 m Luftlinie sind die entsprechenden Zahlen 1,25 und 1,80. Die Humusdecken senken sich also nach Westen, was durch geringes Weiterarbeiten in diese letztere Stirnwand hinein sich bestätigte. Wenn die Senkung in gleicher Weise sich fortsetzt, müssen beide Humusschichten in einer Entfernung von 8—10 m westlich vom Wegeinschnitt auf dem gewachsenen Boden auslaufen. Bei X—Y, also nach weiteren 20 m sind die Zahlen wieder 1 und 2,1. Mittewegs zwischen a und g, wo später einmal zu einem nichtigen Zwecke ein Durchbruch durch den Wall in Angriff genommen wurde, nachher aber wieder zugeworfen werden mußte, konnte die Humusdecke über II in einer Höhe von 2,7 m festgestellt werden, worüber nur noch 0,30 m vom Wall III lag; die Decke über I war nicht aufgeschlossen. Danach muß man das Tor der beiden ersten Wallkörper zwischen 8 und 12 m westlich vom Wegeinschnitt suchen. Der Aufgang zu ihm war in der von Westen heranziehenden Schlucht.

Der Wall III hat im Norden, also an der gefährdeten Seite, überhaupt kein Tor gehabt. Nur im Südosten ist bei l in dem niedrigen Walle, der keine Erhöhung mehr erfahren hat, eine 2 m breite Öffnung vorhanden, die auf beiden Seiten von einer saubern Packung von Kalkplatten in einer Höhe von 40 cm mit Lehmzwischenmasse eingefaßt wird. Von einem Verschluß ist nichts aufzufinden. Bei der Aufführung des Walles III hat also ein vollständiger Umbau der Anlage stattgefunden und der riesige Graben, durchschnittlich 2½ m tief, ging ebenso wie die gewaltige Wallerhöhung ununterbrochen von e bis g. Von diesen beiden Punkten an übernimmt die Steil-

Digitized by Google

heit des Geländeabsturzes die Aufgabe des Grabens. Die Wallerhöhung muß nach dem zuletzt erwähnten Aufschluß sich bei oder kurz vor g allmählich auskeilen. Bei e bricht sie plötzlich ab; die Erdarbeiten machen hier den Eindruck, als ob die Zeit gefehlt habe, sie ganz fertigzustellen. Der Aufgang zu diesem Tor konnte nur erfolgen in der östlichen Schlucht bis auf die Höhe bei k, von da an mit scharfer Kehre hart am Grabenrande entlang über den beim Grabenauswurf vor e ausgesparten Steg.

An Einzelfunden sind hier oben neben Schlachttierknochen gehoben worden über das Gelände zerstreut und in der Wallmasse III altsächsische Scherben von zum Teil recht hartem Brande, in der Wallmasse II ältere undatierbare Scherbchen von Latène-Charakter. Der einzige Metallfund außerhalb des Kastrums war im Zuge des Walldurchschnittes X—Y im Humus des Hauptgrabens ein flaches kleines Hufeisen mit 5 Nagellöchern von der Form, wie sie bei J. Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn, 1905, I, S. 252 abgebildet ist.

b) Das Kastrum.

Das auf S. 218 erwähnte sog. Kastrum ist ein aus der Innenfläche der Krimmelburg durch Gräben herausgeschnittenes quadratisches Stück von 25 m Seitenlänge (vgl. Grundriß 7). Der nördliche Randgraben läuft hart am Fuße des Hauptwalles 40 m entlang, die Seitengräben im Osten und Westen haben je 30 m Länge, die Breite der Gräben beträgt am oberen Rande 10 m, die Sohle ist flach. Merkwürdig ist, daß die Sohle in allen drei Gräben gleiche Höhe innehält, während sich das Gelände nach Westen senkt; in der Nordostecke liegt die Sohle 4 m unter dem Fuße des Hauptwalles. Der östliche und der westliche Seitengraben öffnen sich nicht nach dem Südrande der Burgfläche, sie endigen einige Meter davor, so daß auf beiden Seiten ein Steg in das Innere des Kastrums führt. Der aus den Gräben ausgehobene Mergel ist zum größten Teil nach außen zu einem Außenwalle aufgeschichtet, zum Teil ist er aber auch nach innen geworfen, so daß sich deutlich unter ihm die alte Humusdecke mit ihren Einschlüssen abhebt. Von Mauerwerk ist keine Spur vorhanden. Dagegen finden sich im Humus der zahlreichen Vertiefungen im nördlichen Teile eine Menge schalenförmige, mit Mörtelresten behaftete Dachziegel von fast ½ m Länge, die teils an einem Ende einen Sporn, teils in der Mitte einen hakenförmigen Ansatz oder ein Loch haben (Mönch und Nonne). In der südlichen Hälfte und auf der davor liegenden Terrasse liegen unzählige Schieferbruchstücke, darunter solche von 12 cm Breite mit Nagellöchern. Auch zugehörige Nägel finden sich noch. An Tonsachen sind anzutreffen unten in der Humusdecke altsächsische Scherben, weiter oben die bekannte mittelalterliche blaue Ware. An einer Stelle nahe der Südwestecke wurden gefunden eine Anzahl der gröberen mittelalterlichen Scherben, unmittelbar darüber eine 10 cm dicke Schicht von Kohle (Eiche und Ahorn) und Asche, 3 m lang und 2 m breit, bedeckt mit einer mürben Schieferlage, in der noch einzelne Nägel saßen, offenbar herrührend von einem durch Brand zerstörten Holzbau. Ein ganz merkwürdiges Ergebnis ergab die Ausräumung einiger Vertiefungen. In der Nordwestecke war in einer derselben ein kreisrundes Loch von mehr als 3 m Durchmesser 65 cm tief in den gewachsenen Boden getrieben, so daß in der Mitte ein Stumpf von 2 m Durchmesser stehengeblieben war. Neben zahlreichen Ziegeln lag in diesem Loche auch ein Posten Raseneisenstein. Etwas südlich davon ist eine Vertiefung von 2 m Durchmesser 30 cm ir den gewachsenen Fels getrieben in der Form eines Halbringes,

Digitized by Google

so daß man annehmen muß, daß man hier dasselbe herstellen wollte wie bei dem ersteren Loche. Noch andere in den Fels gearbeitete Gruben sind vorhanden, die den Eindruck des Unfertigen machen, sich auch zu keinem Grundriß zusammenfügen lassen. In einigen liegen auch Dachziegel und Scherben. Das Ganze macht den Eindruck der Verwüstung. Die Reste können nicht weiter zurückdatiert werden als ins dreizehnte Jahrhundert und müssen in Beziehung stehen zum deutschen Orden, der 1260 in den Besitz des Reitlingtales gekommen ist. Der Orden ist auch als derjenige anzusehen, der den heutigen Wegdurchbruch durch die Nordumwallung der Krimmelburg geschaffen hat. Der Steg, der dort jetzt durch den Hauptgraben den Weg trägt, ist durch Aufschüttung der aus dem Wallkörper herausgeschafften Steinmassen hergestellt worden. Es fand sich in ihm in $1^1/_4$ m Tiefe ein mittelalterlicher Schwertknauf.

c) Der Würzegarten.

Südwestlich der Krimmelburg am Ausgange der Schlucht, die zu dieser emporführt, liegt im Rande des Evesser Landholzes von einem ehemals kreisrunden Walle von 120 m Durchmesser nicht mehr ganz die Hälfte; der größere Teil, der nicht durch den Wald geschützt war, ist 1856 bei der Separation an drei Anlieger gekommen, die ihre Anteile nacheinander von 1858 bis 1886 eingeebnet haben. Dieser Wall ist das einzige Stück aus dem ganzen Komplex von Befestigungen, das bis auf den heutigen Tag im Volksmunde einen Namen hat: Wötegaren, d. i. Wörtegaren, Würzegarten. Auf der Schröderschen Karte von 1732 heißt der Wall schon Wotegarten. Daß diese Deutung richtig ist, ergibt sich auch aus der Papenschen Karte, die hier den Namen Krautgarten hat, der offenbar eine Übersetzung des plattdeutschen Wortes sein soll. Auf den neueren Karten findet sich leider die auf einer ganz verfehlten Etymologie beruhende und erst literarisch geschaffene Benennung „Wurtgarten". Wurten hat es hierzulande weder der Sache noch dem Worte nach gegeben. Daß hier aber jemals ein Gemüsegarten gewesen wäre, ist trotz des Namens Würzegarten ausgeschlossen. Gerade der Volkshumor gefällt sich darin, für etwas Rätselhaftes und Unerklärliches eine triviale Deutung zu geben.

Der Aufbau des Walles ist hier in ganz anderer Weise ausgeführt als bei der Krimmelburg. Während bei dieser nach Abräumung der Waldhumusdecke sofort aus den festen Mergel- und Kalkbänken das Material für den Wall entnommen werden konnte, bot sich diese Möglichkeit beim Würzegarten nicht. Dieser liegt auf dem Röt, in dessen oberen tonigen Schichten noch zahlreiche Mergelbänke eingelagert sind und dessen Oberfläche mit Lößlehm durchmengt ist. Eine bloße Aufschüttung würde bald auseinandergeschwemmt worden sein. Man hat deshalb hier zunächst hinter dem Grabenrande eine 1 m breite Berme freigelassen und dahinter eine $^3/_4$ m hohe und $^5/_4$ m dicke Trockenmauer aus großen, ziemlich regelmäßigen Quadern von Bruchsteinen (Kalktuff vom Talausgange, Schaumkalk von den gegenüberliegenden Höhen) aufgeführt. Hinter diese ist dann der Grabenaushub, Mergel, Lehm und Ton, zu einem Walle von am Boden im ganzen 7 m Breite und von 2 m Höhe aufgeschüttet, so daß dessen vordere Böschung sich auf die Trockenmauer stützt und vorn mit einem von unten nach oben kleiner werdenden Steinpflaster bekleidet ist. Der flachsohlige Graben hat eine Tiefe von $1^3/_4$ m (Mannshöhe). Da, wo der am Waldrande entlangführende Weg von Westen her in den Wall eintritt, befand sich ein Tor, in dessen Wangen die großen

Digitized by Google

Quader durch Gipsmörtel miteinander verbunden waren. Über den Verschluß ließ sich nichts mehr ermitteln. Auch die noch vorhandene (linke) Torwange ist ziemlich verwüstet, sie hat wie die ganze eingeebnete Wallhälfte bis in die letzte Zeit als Steinbruch dienen müssen. Einzelfunde fehlen hier gänzlich. Nahebei südöstlich ist eine neolithische Fundstelle, und in unmittelbarer Nähe östlich hat eine Terra sigillata gelegen, was aber beides für die Datierung des Walles belanglos ist.

d) Die Wendehaiwälle.

Fast einen Kilometer nördlich der Krimmelburg im Forstorte Wendehai ziehen mit einem Abstande von etwa 90 m zwei Wälle von Osten nach Westen, beide etwa 450 m lang und mit ihren Westenden fast zusammenstoßend. (Die rote Signatur auf Karte 6 hat hier eine Lücke: das westlichste rote Endchen hängt nicht mit dem südlichen, sondern mit dem nördlichen Walle zusammen, der hier südwestliche Richtung annimmt; es fehlt das Verbindungsstück nach dem eben genannten westlichsten roten Endchen.) Der nördliche Wall begrenzt in seiner ganzen Länge eine sumpfige Einsattelung, die Krugswiese, die erst in neuerer Zeit durch Abzugsgräben trockengelegt und aufgeforstet worden ist. Sie gehört wie der Wendehai zur sog. „Halbe", einem Teil der Lucklumer Gutsforst. Von der Krugswiese aus verläuft bis an den Westrand des Elmes die 3 km lange Erosionsrinne des „Dettumer Grundes". Der Bach, der diese geschaffen hat, muß seine Quelle in der Krugswiese gehabt haben. Heute ist er versiegt, eine Quelle tritt erst nahe dem Ausgange des Dettumer Grundes hervor. Die zahlreichen Erdfälle, die die Krugswiese umschwärmen, zeigen an, daß hier unterirdische Auswaschungen, wie wir sie für die Entstehung des Reitlingtales in Anspruch nehmen, am Werke sind. Auf solche Auswaschungen wird es zurückzuführen sein, daß heute keine Quelle in der Krugswiese mehr hervortritt und der Bach oberirdisch verschwunden ist. Aber in vielleicht gar nicht so ferner Vergangenheit mag hier eine Quelle gesprudelt haben. Es sei noch hinzugefügt, daß in dieser flachen Senke eine ziemlich mächtige Schicht Lößlehm den Klappersteinmergel überdeckt.

Der nördliche Wall erhebt sich über seinen Fuß nur $^1/_2$ m, über die nördlich vorgelegte Grabensohle nur etwa $1^1/_4$ m bei einer Breite von 8 m am Grunde. Der Mutterboden wie das Aufgebrachte besteht ausschließlich aus sandigem Lehm. Funde sind in und an ihm an den zwei angeschnittenen Stellen nicht gemacht worden. Ob wir es wirklich bei ihm mit einem vorgeschichtlichen Wehrwall zu tun haben, erscheint zweifelhaft, zumal da der nördlich vorliegende Graben nach außen hin gar keinen besonderen Rand hat, sondern in das Gelände der Krugswiese übergeht.

Anders der südliche Wall. An den untersuchten Stellen zeigt er am Grunde auch eine Breite von 8—$8^1/_2$ m. Seine Krone erhebt sich jetzt um $^3/_4$ m über den Innen-, d. h. südlichen Fuß, muß aber ursprünglich bedeutend höher gewesen sein, denn der nördlich vorliegende, oben 4 m, an der Sohle ursprünglich 2,60 m breite Graben ist bis fast einen Meter hoch mit der vom Walle abgeschwemmten Masse (Lehm mit wenig Mergelbrocken) wieder ausgefüllt. Die ursprüngliche Sohle liegt 2,20 m unter der jetzigen Wallkrone. In dieser Tiefe steht der Klappersteinmergel an. Am Innenfuße scheint ein Widerlager von größeren Mergelplatten hingelegt zu sein. Die Ausräumung des Grabens ergab reichliche Funde, von denen die tiefsten, ziemlich dicht über der alten Grabensohle, sicher als Latène angesprochen werden können. Sie lagen über und zwischen einer ziemlich ausgedehnten

Digitized by Google

Kohlenschicht, die sich aus der Mitte des Grabens schräg an der Innenböschung etwas, aber nicht ganz bis zum alten Grabenrande emporzieht. Daß diese Schicht als Rest einer eingestürzten Pallisadenwand anzusehen sei, ist nicht wahrscheinlich, da am Grabenrande keine Pfostenlöcher zu sehen sind und überdies 15 cm höher in der Grabenfüllung eine zweite ausgedehnte Kohlenschicht mit undatierbaren Scherben von jüngerem (sächsischen?) Typus auftritt. Es können auch Feuerstellen gewesen sein, denen der tiefe Graben Schutz gewährte.

Das Merkwürdigste war der Aufschluß, den eine stark zerwühlte umfangreiche Stelle mit tiefen Gruben gab, durch die der Wall auf eine Strecke von etwa 10 m (auf der Karte die zweite Lücke von Westen her) unterbrochen wird. Hier wurden fünf Gruben von 2—3 m Durchmesser bis auf den Boden untersucht. Sie standen 1—2 m im Mergel und enthielten Kohleschmitzchen mit viel gelöschtem Kalk und drei derselben — Schlacken. Dabei ältere Scherben von der Art wie die an den Brandstellen im Graben und hellgraue dünnwandige des Mittelalters. Bei einer führte am Grunde ein Loch nach einer benachbarten Grube. Sie haben zum Kalkbrennen und zur Eisenverhüttung gedient. Zur Datierung dieser Gruben dürften wohl nur die mittelalterlichen Scherben herangezogen werden, zumal wenn man den Fund von Raseneisenstein im Kastrum der Krimmelburg mit berücksichtigt.

Der Zweck der ganzen Wallanlage muß in irgendeiner Weise mit der früheren Quelle in der Krugswiese zusammenhängen, sie sollte vielleicht für die Krimmelburg die Wasserversorgung sichern, die von hier aus weit bequemer war als aus dem Tal. Einen Schutz gegen von Norden kommende Feinde konnte sie nicht geben, da sie kein geschlossenes Werk bildete. Der Graben liegt bei beiden Wällen an der Nordseite.

e) Der Wall neben der Hölle.

Über den kurzen Wall neben der Hölle läßt sich nicht viel sagen. Es ist eine Mergelaufschüttung auf dem hier lehmigen Mutterboden in einer Höhe von 1,20 m über dem östlichen (= äußeren) Fuße und einer Breite von 7 m am Boden. Ein Graben ist nicht vorhanden, aus dem das Material stammen könnte. Es zieht aber dicht hinter ihm, d. h. westlich von ihm, ein natürlicher Mergelrücken entlang. Funde sind nicht gemacht worden, das Alter daher nicht zu bestimmen, ebensowenig der Zweck, denn das vorliegende Gelände, die Hölle, war früher ein nicht begehbarer Morast, der, wenn es überhaupt nach Osten hin nötig war, mehr Schutz gewährte als der Wall. Ob auch dieser mit dem Wasser, dem Rötquellenhorizont in der Hölle zu tun hatte?

3. Der Wall auf dem Herzberge.

Östlich vom Reitlingtal legt sich quer über den Herzberg, da wo dieser zwischen der Hölle im Norden und dem Herzberggrunde im Süden eine Einschnürung und geringe Einsattelung erfährt, noch ein Wall, der im Gelände nur wenig hervortritt. Er bildet einen schwach nach Osten vorgewölbten, in der Mitte etwas eingedrückten Bogen, so daß er die bis zu 311 m aufsteigende Hochfläche des Berges nach Osten abschließt. Die Krone des Walles erhebt sich über den Westfuß, der unmerklich in das etwas ansteigende Gelände übergeht, nirgends bis zu einem halben Meter. Im Osten wird er von einem flachen Graben begleitet, so daß zwischen dessen Sohle und der Wallkrone ein Horizontalabstand von etwa 5 m und ein Höhenunterschied

Digitized by Google

von 1—1¼ m ist. Die Masse des Walles besteht aus dem aus dem Graben ausgehobenen Klappersteinmergel; doch war zwischen dem Aufgebrachten und dem Mutterboden immer eine dünne lehmige Humusschicht zu erkennen. An einer Stelle 25 m südlich der Schneise, die auf der Karte 6 neben der Forstortsnummer 10 den Wall kreuzt, befand sich am inneren Grabenrande eine Kohlespur von 5 cm Durchmesser und 15 cm Tiefe. Von diesem vereinzelten Vorkommen ist kaum auf eine durchgehende Palisadenwand zu schließen. Auffallend war aber das massenhafte Vorkommen von Feuersteinklingen, Schabern und Kernen auf und im Walle, wie überhaupt auf der Hochfläche, die auf ein längeres Verweilen von Neolithikern schließen lassen. Funde aus späterer Zeit fehlen hier. Ein zeitlicher Zusammenhang mit den übrigen Werken kann nicht bestanden haben.

4. Die Brunkelburg und ihre Nebenwerke.

a) Die Brunkelburg.

Die merkwürdigsten Ergebnisse haben die Untersuchungen an der Brunkelburg auf dem Kuz südlich der Wabe in der Lucklumer Gutsforst zutage gefördert. Der Kuz oder Kuzberg (wohl aus Kuckucksberg entstanden), der sich von der Südwand des Reitlingstales abzweigt und zuletzt als schmaler Rücken nordwestlich wendet, springt zuletzt als ein scharfer Grat zwischen dem Riefengrunde und den „Stummeln" in das Tal vor und endet mit seiner äußersten Spitze, dem „Entenschnabel", gerade über einer kleinen, 15 m tiefer schon im Quellenhorizont des Röt liegenden Quelle, von der ein ausdauernder Wasserfaden zur Wabe rinnt. Sowohl der Absturz des Rückens nach Nordosten zu den Stummeln als besonders der nach Südwesten zum Riefengrunde ist außerordentlich steil. Dieser ganze Rücken ist nun befestigt worden. Von der Spitze des Entenschnabels 575 m aufwärts läuft ein Doppelwall mit vorliegenden Gräben quer über den hier 190 m breiten Rücken. (Vgl. Karte 6 und Grundriß 9.). So wird in Form eines schiefwinkligen Dreiecks ein Flächenraum von etwa 4 ha gesichert. Von den Enden des Doppelwalles ab werden die Ränder des Rückens von niedrigen Wällen eingefaßt, die aber die Spitze des Entenschnabels nicht mehr umfassen, sondern 55 m vorher in einem kurzen Bogen zusammenlaufen. Der 12 m breite scharfe Grat des Entenschnabels, der auf diese Weise außerhalb der Umwallung bleibt, ist aber der Länge nach in der Mitte so vertieft worden, daß in ihm ein „verdeckter Gang" zu der Quelle führt, der nach der gefährdeten linken (= südwestlichen) Seite hin durch einen 1½—2 m hohen Wall gesichert ist. Daß dieser Gang wirklich der Wasserversorgung gedient hat, ergibt sich aus dem Scherbenreichtum in ihm.

Der bisher rätselhaft und widersinnig erscheinende Umstand, daß bei dem Doppelwall an der Halslinie der Brunkelburg der Außenwall über 2 m höher ist als der Innenwall, hat bei der Aufdeckung eine überraschende Erklärung gefunden (vgl. Abb. 10). Auch hier haben sich drei Bauperioden ergeben, die ganz denen bei der Krimmelburg entsprechen. Zunächst ist aus einem kaum 1¾ m breiten und 1 m tiefen Graben der anstehende Klapperstein ausgehoben und dahinter zu einem unbedeutenden Walle I aufgeschüttet worden. Dieser hat später, nachdem sich auf ihm eine Humusschicht mit Holzresten gebildet hatte, eine Erhöhung II erfahren, aber ohne das Material dazu aus dem vorliegenden Graben zu entnehmen. Dieses wurde vielmehr aus gröberen,

Digitized by Google

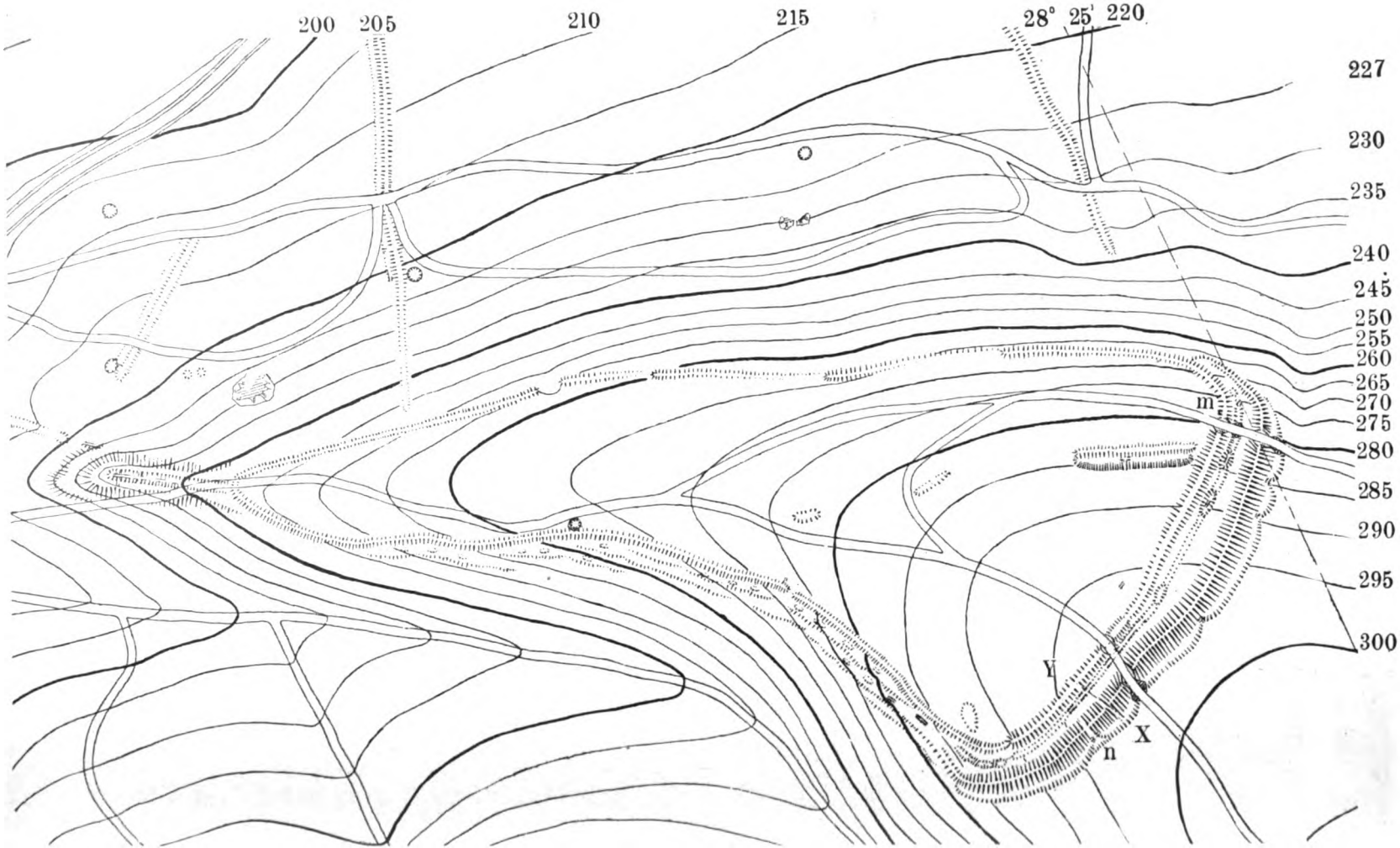


Abb. 9. Grundriß der Brunkelburg, aufgenommen und gezeichnet von H. Lühmann. 1 : 3000.

Digitized by Google

an anderen Stellen anstehenden Kalkbänken entnommen. Es kommt hierbei wohl ein tiefer und langer Graben in der Südostecke und der jetzige Außengraben in Frage. Um diese gröbere Schüttung an der Stirnseite zu halten, wurden in den Grabenrand vor dem alten Walle in Abständen von 40—50 cm Pfosten getrieben, die jedenfalls noch mit Flechtwerk oder Knüppelholz hinterlegt worden sind, und an diese die Schüttung gelehnt. Mit der Zeit haben die Pfosten und damit die ganze Stirnwand nachgegeben. Das Holzwerk hat sich auf die Innenböschung des Grabens gelegt, wo es als durchgehende Kohleschicht an sechs verschiedenen Stellen in meterlangen Strecken ebenso wie die Pfostenlöcher bei der Untersuchung noch nachgewiesen werden konnte. Die Steinschüttung ist hinterhergerollt und hat den Graben nahezu ausgefüllt. Der Vorgang hat natürlich nicht auf einmal den ganzen Wall ergriffen, sondern hat ihn nach und nach zum Verfall gebracht. An einer Stelle nahe der Südwestecke hinter n muß sogar die Pfostenwand durch Feuer zerstört sein, denn hier hatten die in den Graben gerollten Kalkbrocken ihre kristallinische Beschaffenheit verloren und waren zu bröcklichem gelöschten Kalk geworden. In diesem verwahrlosten und als Wehranlage gänzlich untauglichem Zustande wird der Wall II, der nun kein Wall mehr war, wohl ebensolange Zeit gelegen haben, wie der Wall II gegenüber auf dem Burgberge, der während derselben eine 30—40 cm starke Humusdecke ansetzen konnte. Als dann beim Herannahen einer neuen friedlosen Zeit die Krimmelburg ihre riesenhafte Verstärkung III bekam, wird man sich auch auf dem Kux vor die Notwendigkeit gestellt gesehen haben, die zerfallenen Anlagen zu erneuern. Hier aber wurde die Schicht III nicht auf-, sondern vorgelegt. Die Frage, warum man nicht unter gleichzeitiger Aufräumung und Vertiefung des Grabens das erstere, sondern das letztere getan hat, wird man schwerlich beantworten können. Es können da Imponderabilien wie Furcht vor einer Unglücksstelle zur Auswirkung gekommen sein. Es kann aber auch ein sehr realer Beweggrund vorgelegen haben. Unter dem neu errichteten Walle keilen sich mehrere dicke und feste Kalkbänke aus, die im Außengraben anstehen, im inneren aber fehlen. Der „alte Mann", der ja

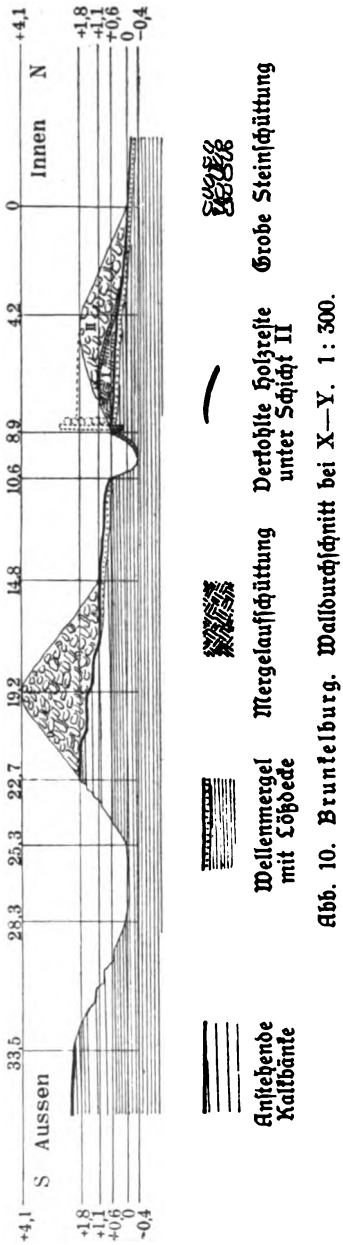


Abb. 10. Brunkelburg. Walldurchschnitt bei X—Y. 1:300.

Digitized by Google

in manchen Sachen eine sehr feine Nase gehabt haben muß, wird auch dies ermittelt haben und hat es für vorteilhafter gehalten, in diesem derben Material eine neue Anlage herzustellen als an der alten mit Flickarbeit sich abzumühen. Doch das sind selbstverständlich nur Vermutungen.

Greifbare Tatsache aber ist es, daß nun ein neuer Graben von 11 m Breite und 1,8 m Tiefe durch feste Kalkbänke getrieben und mit dem Aushub dahinter ein Wall aufgeführt worden ist, dessen Krone sich mehr als 4 m über die Grabensohle erhebt. Abb. 10 gibt den Wallquerschnitt so, wie er zwischen X und Y bei der Untersuchung bloßgelegt worden ist. Der Wegeinschnitt in der Südostecke bei m ist neu; auch der Steg durch den Außengraben ist neu aufgeschüttet. Doch haben wir es bei dem Wegeinschnitt auf der Rückenhöhe mit der alten Toranlage zu tun; der $2^3/_4$ m breite Steg durch den Hauptgraben ist hier bei dessen Auswerfung ausgespart worden. Von der Toreinrichtung ist weder im Innenwall noch im Außenwall etwas zu sehen; bei der Verbreiterung des stark benutzten Holzabfuhrweges ist alles dieses verwüstet worden. Flachliegende verkohlte Reste von Holz am Grunde des Walles in der östlichen Torbacke lassen nur darauf schließen, daß man auch hier wie an vielen anderen Stellen durch parallel mit der Wallrichtung gelegtes Knüppelholz das rollende Gestein festgehalten hat. Auch in dem kurzen Bogen an der Spitze, durch welchen ein Austritt in den verdeckten Weg des Entenschnabels gewesen sein muß, ließ sich, da auch hier der Holzweg durchgeht, nichts mehr finden. Wahrscheinlich ist hier nur eine Steige in dem Zaun oder der Hecke, womit wir uns alle Wälle gekrönt denken müssen, gewesen.

Aber auf seltsame Weise ist uns eine Torkonstruktion erhalten geblieben an einer Stelle, wo man eine solche gar nicht erwartet. Bei n, 30 m vom Haupttor, war im Walle eine Einsattelung und im Graben ein halbhoher, gewachsener Steg. Bei der Aufdeckung ergab sich, daß hier noch ein Nebentor für „Fußgängerverkehr" bestanden hatte. Der Wall hatte hier einen Einschnitt gehabt bis 15 cm über dem Mutterboden. Unten hatte dieser Einschnitt eine Breite von etwa $1^3/_4$ m, die Seitenwände stiegen mit sorgfältiger Packung ziemlich steil auf, in der Mitte des Walles bis 1,35 m, von da an gingen sie mit flacher Böschung allmählich in die noch etwa 1 m höher gelegene normale Wallkrone über. Die Seitenwände wurden auch unten nicht durch eine Verplankung gehalten, sondern durch zwei Reihen von hochkant gestellten mittelgroßen Kalkplatten, die zum Teil umgefallen waren. Im inneren wie im äußeren Eingange zu dieser Toröffnung lag je ein gewaltiger Steinklotz von 0,55 × 1,0 m bzw. 0,65 × 0,70 m Oberfläche. Da wo die steilen Seitenwände in die flache Böschung übergehen, war deutliche Humusbildung zu sehen, darüber war noch eine grobe Schüttung in einer Mächtigkeit von 35 bis 40 cm. Es ergibt sich aus dem Befunde, daß dieses Nebentor so lange bestanden hat, daß sich auf der flachen Böschung oben eine Vegetationsnarbe bilden konnte. Später ist das Tor zugeschüttet worden, und zwar so hoch, daß auch fast die durch die flache Böschung der Torwände verursachte Einsattelung des Walles noch ausgeglichen worden ist. Bei dieser Zuschüttung sind auch wohl erst die beiden großen Felsblöcke hineingebracht worden; der Steg im Graben wird vermutlich von vornherein die halbe Höhe, 0,90 m, gehabt haben. Wichtig ist nun besonders, daß uns unter der Zuschüttungsmasse der Torverschluß erhalten geblieben ist. Durch die Mitte des Torganges, wo dieser sich etwas erweitert, von beiden Eingängen ungefähr gleichweit entfernt, ging eine aus drei 10 cm dicken Eichenpfosten gebildete Sperre,

Digitized by Google

so daß die beiden Zwischenräume zwischen den drei Pfählen je 50 cm, die Zwischenräume zwischen den seitlichen Pfosten und den steinernen Torwänden je 35 cm maßen. Die Löcher dieser Pfosten gingen 25—35 cm tief. Vom mittleren lag ein 60 cm langes Stück noch in der Längsrichtung des Torganges. Der Verschluß geschah wohl in Form eines Schlings durch einen von den drei Pfosten getragenen schwebenden Balken; jedenfalls kann von Torflügeln keine Rede sein. In der Weise, wie hier beschrieben worden ist, wird der Torverschluß auch in den anderen Anlagen am Reitling anzunehmen sein. Nur wird nebenan im Haupttor hier oben die Handhabung des Verschlusses viel beschwerlicher gewesen sein, sonst hätte man nicht für solche Fälle, in denen ein rasches und leichtes Öffnen und Schließen nötig war, ein „Ausfallstor" geschaffen.

Die Brunkelburg hat auch wichtige Einzelfunde gebracht, besonders in der Verschüttungsmasse des Innengrabens, so eine etwa 12 cm lange, rostzerfressene, zerfallende Messerklinge von der Art, wie Mestorf, Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein, Taf. XI, Nr. 10, abgebildet hat, ziemlich oben mit sächsischen Scherben, ferner unten in der Masse das Bruchstück eines Bronzearmringes der Latènezeit mit großen flachen Buckeln auf der Außenseite. Im Außengraben an der Sohle die abgebrochene Spitze eines Messers, wie in dem genannten Werke XI, Nr. 17 abgebildet ist. In dem vertieften Gange des Entenschnabels lagen unter vielen sächsischen Scherben auch einige Latènesachen.

b) Die Seitenwälle am Kux.

An den nordöstlichen Steilabfall des Kux nach den Stummeln hin lehnen sich nun noch drei geradlinige Wälle, die sowohl in Beziehung zur Brunkelburg wie zur Wabe im Tale stehen; sie sollen offenbar die Wasserversorgung der ersteren sichern. Der westlichste von ihnen hat nur eine Länge von 75 m, er lehnt sich mit seinem südlichen Ende an die Quelle unter dem Entenschnabel und deckt auch noch mit seinem nördlichen Ende ein quelliges Gebiet. Nach Westen ist ihm ein Graben vorgelegt. Der östlichste Seitenwall ist mit seinem Südende gegen die Südostecke der Brunkelburg (Punkt m) gerichtet; das Nordende des 250 m langen Walles stößt an die Wabe, er hat weder nach Osten noch nach Westen einen Graben. Der mittlere steigt zunächst auch 250 m lang zur Wabe herab, ist hier in neuerer Zeit zu einem Staudamm für einen Teich umgestaltet und läuft dann auf dem rechten Ufer noch einige Meter in nordwestlicher Richtung weiter. Ursprünglich reichte er noch 150 m weiter nahe an die Reitlingchaussee; dies letztere Stück ist 1895 eingeebnet worden. Auch dieser Wall hat wie der erste seinen Graben an der Westseite, dem Talausgange zugekehrt. Sie sind alle drei aus dem hier anstehenden Rötton und den diesem eingelagerten, zum Teil rotgefärbten Mergelbänken, auch aus Kalktuff aufgeführt, der mittlere hat da, wo er die Wabe kreuzt, auch viel nordisches Geschiebe. Die Höhe ist bei keinem erheblich: die höchste Stelle des westlichsten Walles erhebt sich etwas über 2 m über die ausgeräumte Grabensohle, die des mittleren $1^1/_4$ m; der östlichste erhebt sich höchstens einen halben Meter über seine Umgebung. Am bedeutsamsten ist der mittlere Wall, er hat sich ursprünglich, so berichtet auch die Überlieferung, bis gegenüber an den Würzegarten gezogen und so eine vollständige Talsperre gebildet. Durch ihn sind die sämtlichen Werke um das Reitlingbecken erst zu einem System zusammengeschlossen worden. Er hat auch in seinem Graben auf der linken Wabeseite in den Stummeln als für die Datie-

Digitized by Google

rung wichtige Funde einen Spinnwirtel und unzweifelhaft sächsische Scherben, auf der rechten Wabeseite bei der Einebnung nach zuverlässigem Bericht mehrere der kleinen flachen Hufeisen und eine Wurfaxt geliefert von der Form, die J. Szendrei, Ungarische kriegsgeschichtliche Denkmäler, 1896, S. 54, abgebildet hat.

5. Rückblick auf die Gesamtheit der Anlagen am Reitling.

Keine Zimmerung. Von Pfosten oder sonstigem Zimmerwerk als einem konstruktiven Bestandteil der Befestigungsanlagen am Reitling ist außer bei dem verunglückten Innenwalle auf dem Kux nirgends etwas zu finden. Sie waren bei der Bindigkeit des anstehenden Mergels überflüssig. Als nach Jahr und Tag die Zuschüttung der Aufschlüsse vorgenommen wurde, mußte der Abraum wieder mit der Spitzhacke bearbeitet werden. Und ferner: So leicht sich eine einmal durchgeschlagene Mergel- oder Kalkbank bei der herrschenden horizontalen Schichtenlagerung nach allen Seiten hin abheben läßt, so beschwerlich ist das Durchschlagen selbst, auch heute noch. Pfostenlöcher in ausreichender Tiefe in den festen Kalkboden zu treiben, mußte bei dem unvollkommenen Gezäh, auf das der Mensch hier noch vor anderthalbtausend Jahren angewiesen war, eine Arbeit sein, deren Erfolg in gar keinem Verhältnis zu der aufgewandten Mühe stand.

Vorspringende Ecken außerhalb der Umwallung. Bei der Beschreibung der Krimmelburg ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß der äußerste Vorsprung des keilförmig nach Westen zulaufenden Geländes nicht mit in die Befestigung einbezogen ist. Auf dem Kux ist ein gleiches zu beobachten. Auf dem „Entenschnabel" führt zwar ein tiefer, seitwärts gedeckter Graben bis unmittelbar über die unter dem Abhange hervortretende Quelle; aber der eigentliche Ringwall geht schon 55 m vor der Spitze quer über diesen Graben hinweg und schließt diesen wenigstens für die spätere Zeit aus. Wie hat man sich dieses zu erklären? Ich kann darüber nur eine Vermutung äußern: Diese vorspringenden Ecken liegen hoch über der Umgebung zu beiden Seiten. Zu erreichen waren diese Stellen von einem Angreifer nur durch Wurfgeschosse, Pfeile oder Speere, und zwar in steilem Bogenschuß, denn vor einem geraden, „rasanten" Schusse schützte die Brustwehr, die wir uns auch an den Stellen denken müssen, wo die Steilheit des Berges das Aufwerfen eines Walles überflüssig machte. Bogenschüsse bedrohten aber dann, wenn die Befestigungslinien keilförmig aufeinander zuliefen, gerade die Verteidiger auf der anderen Linie im Rücken. Man mußte also, um die Verteidiger gegen ihnen in den Rücken fliegende Geschosse zu sichern, alle vorspringenden Ecken vermeiden. Ein Beweis also, daß bereits an die Stelle des Nahkampfes mit Schwert, Dolch und Streitaxt die entwickeltere Kampfart mit Fernwaffen getreten war. Karl der Große hat sich besonders die Ausbildung von Bogenschützen unter seinen technischen Truppen angelegen sein lassen.

Toranlagen. Die Toranlagen sind, soweit sich Einzelheiten erkennen lassen, nur Öffnungen im Walle mit sorgfältiger gepackten oder gemauerten Backenwänden gewesen, die auf einfache Weise, durch wagerecht liegende oder schwebend gehaltene Balken wie bei einem „Schling" verschlossen oder richtiger verrammelt wurden. In dem Nebentor auf dem Kux ist uns wohl ein Bild erhalten geblieben von den Vorrichtungen, wie wir sie uns auch in den Haupttoren vorstellen müssen. Auf das Vorhandensein von Torflügeln läßt nichts schließen.

Digitized by Google

Rote Kalke und Mergel kein Zeichen von Feuerwirkung. Eines Umstandes muß hier noch besonders gedacht werden, da er mehrfach zu falschen Deutungsversuchen Veranlassung gegeben hat und auch für andere Gegenden mit gleichem Gestein, d. h. unterem Muschelkalk, wichtig sein kann: **das Vorkommen von durch und durch intensiv roten Kalksteinen.** Am Reitling finden sie sich überall, besonders reichlich in der Brunkelburg auf dem Kux mit ihren Nebenwällen und in den Wendehaiwällen. Beim Anblick solches Wallmaterials pflegt sich leicht der Gedanke an Feuer und Brand einzustellen. **Noack** z. B. sieht in seinen „Untersuchungen im Elm", 1. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaften zu Braunschweig 1880, einer Arbeit, die in mangelhaften Beobachtungen und abwegigen Schlußfolgerungen allerhand leistet, in solchem roten Kalkgestein den Beweis daß die Wälle im Wendehai und auf dem Kux Schlackenwälle seien. Er erlag der zu seiner Zeit herrschenden Suggestion und beeilte sich, auch für Norddeutschland vitrified forts zu entdecken. In meiner Arbeit von 1898, „Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling" (Korresp.-Bl. d. d. Anthrop.-Ges.), die nur die durch **Kahles** und meine Vermessungen endlich festgestellte Form des Geländes und der Wälle behandelt, habe ich schon darauf hingewiesen, daß diese manchmal blutroten plattigen Steine Kalk von durchaus kristallinischem Gefüge sind, also ihre Farbe keineswegs einer Feuerwirkung verdanken können, da eine solche unfehlbar zuerst die Kristallinität zerstört haben würde. In den Erläuterungen zu der geologischen Karte von Königslutter wird trotzdem mit Berufung auf **Noack** gesagt: „Rotgebrannte Gesteinsstücke erinnern vielfach an alte Feuerstätten". Bei den Ausgrabungen ist gerade auf diese Sachen sehr geachtet worden. Auf dem ganzen Gebiete habe ich nicht **einen** Stein gesehen, der rot gebrannt wäre, natürlich außer den vorgeschichtlichen roten Scherben und den Ziegeln im Kastrum. Die recht häufig in den Wällen vorkommenden, stellenweise, zumal am Wallgrunde, sogar schichtenbildenden plattigen roten Steine sind durchweg ein ziemlich reiner, d. h. wenig mergeliger Kalkstein, der dem anstehenden unteren Wellenkalk, und zwar der sog. Oolithzone angehört. Meistens ist er so kristallinisch, daß auf frischem Bruche die Rhomboederflächen glitzern. Die Farbe, an der ursprünglichen Lagerstätte dunkelgelb, beruht auf einem Gehalt an Eisenkarbonat, das in der Walderde in den Wirkungsbereich der Pflanzenwurzeln gebracht, durch deren physiologische Tätigkeit in Eisenoxyd verwandelt wird und sich dabei tiefrot färbt, ohne daß sich das Gefüge des Gesteins ändert. Ein Vorgang, der gar nicht so ungewöhnlich ist, z. B. beim Verwittern der Toneisensteingeoden. Zur Kontrolle ist die Feuerprobe mit diesen Steinen angestellt worden. Dabei geht das kristallinische Gefüge verloren und die Farbe verändert sich in ein schmutziges Grau. Es ist an einigen Stellen Feuereinwirkung auf Kalkstein festgestellt worden in den Wällen, dann aber war der gebrannte Kalk durch Löschen mit der Bodenfeuchtigkeit bröcklich und pulverig zerfallen und von schneeweißem Aussehen, so am Innenwall auf dem Kux, in den Gruben des südlichen Wendehaiwalles, in den sog. Mardellen.

Sog. Mardellen. Mit dem Namen **Mardellen** hat man hier innerhalb der Befestigungen und in deren Nachbarschaft freigebig trichterförmige Vertiefungen bis zu 10 m Durchmesser belegt. Von der zerwühlten Stelle im südlichen Wendehaiwalle ist schon S. 225 gesprochen worden. Die Löcher haben sich herausgestellt als Schmelzöfen, in denen bis ins späte Mittelalter hinein Raseneisenstein, der verschiedentlich in der Umgegend vorkommt, handwerksmäßig verhüttet worden ist. Von wann an, läßt sich nicht bestimmen,

Digitized by Google

da die in ihnen mit den mittelalterlichen Scherben zusammen vorkommenden älteren Sachen auch zufällig bei der Beschickung mit hineingekommen sein können. An den bei weitem meisten Stellen waren die grubenartigen Vertiefungen zu irgendeiner Zeit bei der Entnahme von Gestein entstanden oder beim Stukenroden. Bei der sog. großen Mardelle oberhalb des Reitlingwirtshauses und bei mehreren am Nordfuße des Kux konnte festgestellt werden, daß in ihnen Kalk gebrannt war: Kohleschmitzchen unter pulveriger hellweißer Kalkmasse — gebrannter Kalk, der sich mit der Bodenfeuchtigkeit gelöscht hatte — fanden sich in ihnen nach Wegräumung der eingeschwemmten Laberde. Einmal fanden sich in einer geräumigen flachen Vertiefung in den Stummeln in der Mitte Kohlen mit einigen Knochen und rings im Kreise größere Steine, aber neben einem der letzteren die verrostete Klinge eines Klappmessers mit Messingnieten. Es war ein ganz rezentes Taschenmesser, und das ganze offenbar die Stelle, wo eine Kolonne Waldarbeiter sich für das Mittagessen auf längere Zeit eine bequeme Kochstelle hergerichtet hatte. Ich bin etwas mißtrauisch geworden gegen Mardellen in unserem Klima.

Aufstellung von Typen ethnographisch wertlos. Die Reitlingwälle zwingen den, der sich mit ihnen beschäftigt, zu der Aufstellung von Typen selber Stellung zu nehmen, vor allem zu der Frage, ob solche Typen ethnographisch verwertbar sind, auf bestimmte Stämme bezogen werden können. Die Überlegung sagt, daß die Form, der Grundriß sich nach dem Gelände, die Aufführung nach der Bodenart richten muß, daß Heidesand und Fels sich nicht über einen Kamm scheren lassen. Das ist für ein Gebiet wie Niedersachsen, das so verschiedene Geländeformen aufweist, bestimmend. Einheitliche Dienstvorschriften konnte es hier nicht geben, da es nie im alten Sachsenstamme, solange wir von ihm wissen, einen einheitlichen Willen gegeben hat. Einzelne tatenfrohe Führer sind mit ihrem Gefolge, über das sie monarchisch geboten, über die salzige See als Wikinge gefahren, haben Länder erobert und Reiche gegründet. In der Heimat hat selbst in den bitterernsten Kämpfen gegen Karl d. Gr. nie ein einheitlicher Wille, nicht einmal ein Gemeinschaftsgeist geherrscht. Jeder Gau, jede Markgenossenschaft wurstelte nach Gutdünken für sich hin. War das, was im Augenblicke nötig schien, getan, ging jeder unbekümmert um das Ganze wieder nach Hause. Wie Arminius vergeblich gegen die demokratische Schlamperei seiner Landsleute hat ankämpfen müssen, so mußten es die wenigen Führer, die in den Freiheitskämpfen gegen die Franken die Not der Zeit geboren hatte, bei den Sachsen. Sieben und ein halbes Jahrhundert hatten an dem Wesen des Volkes nichts geändert. Selbst das furchtbare Blutgericht von Verden hat nur die westlichen Gaue aufgerüttelt, und nach der Schlacht bei Detmold 783, die nach Einhards Darstellung mit einer Niederlage Karls geendet hat, gingen die meisten befriedigt wieder nach Hause. Ein sächsisches „Reich" hat es bis zur Zeit der Ludolfinger nie gegeben, eigentlich nicht einmal ein sächsisches Volk, Saxones und Saxonia waren nur geographische Begriffe. Wie hätte dieses Volk, bei großer persönlicher Tapferkeit jeder militärischen Disziplin bar, zur Ausbildung eines besonderen Festungstyps kommen oder gar den Vegetius studieren sollen!

Von den „sächsischen" Rundwällen, an denen man sogar einmal den angeblichen Eroberungszug der ptolemäischen Sachsen vom „Nacken der kimbrischen Halbinsel" ablesen wollte, ist es still geworden. Sie haben jetzt eine andere Rolle zugewiesen bekommen, in die aber der Rundwall im Reitlingtale auch nicht paßt.

Digitized by Google

Am Reitling keine Doppelwälle. Oft ist auch die Rede von einem für sächsische Anlagen typischen Doppelwalle an der gefährdeten, d. h. nicht durch das Gelände selbst schon ausreichend gesicherten Seite. Vor der Inangriffnahme der Grabungen schienen gerade die Reitlingsburgen diese These zu bestätigen. Sowohl auf dem Kuz die Brunkelburg wie auf dem Burgberge die Krimmelburg zeigen als Halsbefestigung einen Doppelwall. Aber auf dem Kuz haben die Grabungen sicher dargetan, daß, als der höhere Außenwall angelegt wurde, der Innenwall schon verfallen und wohl schon so weit eingeebnet war, wie er sich jetzt zeigt. Die beiden Wälle haben nicht gleichzeitig als Wehranlage gedient, sondern nacheinander, und jeder ist zu seiner Zeit der einzige gewesen. Bei der Krimmelburg ist umgekehrt der Außenwall wenigstens in der letzten Zeit, der Zeit der höchsten Vervollkommnung, dem Innenwalle geopfert worden. Auch hier ist es wahrscheinlich, daß die beiden noch sichtbaren Wälle einander überhaupt abgelöst haben. Es wäre zu wünschen, daß vom militärischen Gesichtspunkte einmal geprüft würde, ob bei den Angriffswaffen der Franken eine Doppellinie Wert hatte.

6. Die Datierung der einzelnen Anlagen.

Die Entstehung der Hünenburg auf dem Heeseberge ist nach den Bodenfunden in die jüngere Bronzezeit (um 1000) zu setzen. Andere Funde sowie die verschiedenen Erhöhungen und konstruktiven Umbauten, wenn diese letzteren selbst auch nicht unmittelbar zu datieren sind, beweisen, daß sie ununterbrochen bis in die merowingisch-karolingische Zeit benutzt worden ist zur Beherrschung wichtiger Straßenzüge. Vgl. S. 208.

Den nur undeutlich noch erhaltenen Wall auf dem Herzberge muß man wohl den Trägern der Megalithkultur, dem Ausgange der Steinzeit zuschreiben (um rund 2000—1800), der Zeit des „Grenztorfes", als ein Klima herrschte, das den Elm, wenn auch nicht gänzlich waldleer, so doch wohl im allgemeinen so dürftig bewaldet hielt, daß auch von Osten her mit einem feindlichen Vordringen bis zum Herzberge gerechnet werden mußte. Die Anlage würde dann als Wehr gegen die Träger der Bandkeramik aufzufassen sein. Vgl. S. 225 f. Nach dem Klimaumschwung und dem Vordringen des Waldes gegen Ende der Bronzezeit scheint der Wall überflüssig geworden und vernachlässigt liegen geblieben zu sein.

Nach zweifellosen Latènereesten, die auf dem Kuz wie im Wendehai, und zwar schon zwischen Trümmerschuttmassen der ersten Wallerhöhung sich finden, ist anzunehmen, daß die ersten Anlagen sowohl nördlich wie südlich vom Tal mindestens schon der älteren Eisenzeit angehören (um 800), als der Wald hier jedenfalls seine Herrschaft wieder angetreten hatte. Fuhse[1]) bringt die erste nachweisbare Verstärkung der Anlagen (die Wälle II an beiden Stellen) mit der Abwehr der Germanen gegen den Keltenvorstoß im 6. Jahrh. v. Chr. in Verbindung. Ob die dann erst nach langer Zeit wieder vorgenommene, nun aber wahrhaft riesige Erhöhung, die teilweise an beiden Stellen einen Umbau darstellt, auf drohende Einfälle von seiten der Römer (Drusus?) oder der Thüringer oder aber auf die entsetzlichen Heimsuchungen durch Pippin und Karl zurückzuführen ist, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Ich persönlich neige der letzteren Annahme zu und bringe sie geradezu mit dem Jahre 748 in Verbindung, da in diesem Jahre die Heeseburg, die

[1]) F. Fuhse, Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. Mannus, Bd. VIII, S. 208.

Digitized by Google

sonst den Schutz gegen Osten gewährt hatte, als Wehr vernichtet wurde. Es waren jedenfalls aus der Furcht vor einem militärisch weit überlegenen Feinde mit unerhörter Anstrengung geschaffene Werke. In diesen von Zeit zu Zeit je nach Bedürfnis vorgenommenen Anpassungen ist auch ein Beweis dafür zu sehen, daß der völkische Zusammenhang in der Besiedlung des nordharzischen Hügellandes schon anderthalb Jahrtausende vor Beginn der geschichtlichen Zeit hindurch nicht zerrissen worden ist. Immer kehrte man zu den gewohnten Schutzstätten, die auch wohl Kultstätten gewesen sein mögen, zurück. Dieser Gesichtspunkt, in solchen Anlagen nicht eine einmalige Schöpfung, sondern eine allmähliche Entwicklung vor sich zu haben, scheint mir bei den bisherigen Untersuchungen in Niedersachsen nicht genügend beachtet zu sein. Ich kann mir nicht denken, daß nur hier im Elm und auf dem Heeseberge solche Entwicklungsreihen zu sehen sind, im übrigen Niedersachsen aber Befestigungen erst aus frühgeschichtlicher Zeit, keine aus vorgeschichtlicher vorhanden sein sollen. Hier haben wir, auch wenn wir den neolithischen Herzberg ausscheiden, einen fortlaufenden Werdegang von 800 vor Chr. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Datierung des Würzegartens. Am wenigsten kommen uns keramische Funde zu Hilfe bei der Altersbestimmung der kreisrunden Schanze vor dem Ausgange der an der Nordwestseite der Krimmelburg herablaufenden Schlucht, des Würzegartens. Irgendwelche zeitlich bestimmbaren Funde sind in und an ihm nicht zum Vorschein gekommen. Nur aus der Lage im Gelände und aus dem Aufbau müssen wir Schlüsse zu ziehen suchen; zwischen denen aber ist ein gewisser Widerspruch. Der Aufbau (vgl. S. 223), eine ziemlich sorgfältige niedrige Trockenmauer mit dahinter und darauf sich stützender Aufschüttung von Ton und Mergel aus dem vorliegenden Graben, an dem zerstörten Tor anscheinend sogar mit Gipsmörtel, zeigt gegen die Konstruktion der Anlagen auf den Höhen einen Fortschritt. Eine fränkische Anlage, und zwar einen Wachtposten zur Kontrolle des Verkehrs zur Burg hinauf darin zu sehen, wie Schuchhardt im Bomhof am Aufgange zur Skidroburg bei Lügde auf Grund karolingischer Keramik sehen will [1]), fehlt mir jede Unterlage. Ich verstehe auch nicht, wer hier kontrolliert werden soll. Die Sachsen, damit sie nicht heimlich da oben zusammenkommen? Dazu wäre aber doch ein Posten oben auf der Burg tauglicher gewesen, denn ortskundige Eingeborene können vom Norden, vom Wendehai zur Krimmelburg kommen, ohne daß im Würzegarten etwas davon gemerkt wird. Der ganze Gedanke erscheint mir abwegig. Eher könnte man vielleicht an eine Anlage Heinrichs I. denken, wie wir noch sehen werden.

Wenn wir nun aber die örtlichen Beziehungen der Reitlingsbefestigungen berücksichtigen, so ergibt sich, daß der Würzegarten nur einen Sinn hat, wenn er in Verbindung mit wenigstens einem der Seitenwälle des Kux gestanden hat. Der mittlere derselben ist auch nachweislich bis 1895 nördlich der Wabe noch bis an die Chaussee gegangen (vgl. Karte 6). Von hier aus kann er sehr wohl, wie die Volksüberlieferung meldet, mit dem Würzegarten in Verbindung gestanden haben. Ja, dieser Wall hat auch erst wieder Sinn, wenn er diese Verbindung gehabt hat. Stumpf endigend, hätte sein Nordende in der Luft gehangen und wäre leicht zu umgehen gewesen. Es mußte ebenso wie das Südende sich an ein geschlossenes Werk anlehnen. Würzegarten und

[1]) Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen, 1924, S. 46, wo ausdrücklich auf unseren Würzegarten Bezug genommen wird.

Digitized by Google

mittlerer Kurzseitenwall bedingen sich gegenseitig, sonst kommt die Absperrung des Tales gar nicht zustande. Ersterer muß mindestens so alt sein wie der letztere. Und diesen letzteren können wir datieren. Da, wo er unter dem Steilhange des Kurz von dem Holzwege beim Schnittpunkte der Höhenlinie 220 gekreuzt wird (vgl. Grundriß 9), wurden im Graben 30 cm unter dem heutigen Waldboden einige zweifellos sächsische Scherben und ein Spinnwirtel gefunden, beiläufig der einzige Fund im ganzen Reitlingkomplex, der auf gelegentliche Anwesenheit einer „Zivilperson" schließen läßt. Damit rückt auch der Würzegarten in die sächsische Zeit. Ich kann eine Lösung dieses Widerspruches nur in der Annahme sehen, daß an Stelle des Würzegartens in seiner vorliegenden Konstruktion schon ein älteres Werk gelegen hat, welches durch die spätere Anlage verwischt ist. In der Tat ist unter dem heutigen Walle an den zwei untersuchten Stellen ein Kern von etwa 5 m Breite und $^3/_4$ m Höhe sichtbar, der mehr mergelig ist, während die darüber liegende Schicht von annähernd $1^1/_2$ m Höhe mehr tonig ist. Aber dieser Unterschied besteht nur in der Masse, kann also aus der Schichtenlagerung im Boden herrühren, eine zeitliche Verschiedenheit etwa durch eine Humusschicht war nirgends angedeutet. Einen auch für Andere überzeugenden Beweis kann ich für meine Vermutung nicht geben.

Den Würzegarten in seiner jetzigen Gestalt mit Heinrich I. in Verbindung zu bringen, wird näher gebracht durch gewisse Funde, die beim Einebnen des Sperrwallstückes im Jahre 1895 gemacht sind, eine Wurfaxt und Hufeisen von ungarischer Form (vgl. S. 222 und 231).

Datierung des Kastrums mit geschichtlichem Rückblick auf die Entwicklung der Eigentumsverhältnisse am Reitling. Ganz auf Vermutungen sind wir angewiesen, wenn wir uns eine Vorstellung von der Entstehung des Kastrums in der Krimmelburg zu machen versuchen. Es ist seltsam, daß das sicher jüngste Stück im Reitlingskomplex das rätselhafteste ist. Es muß, wenn wir eine annehmbare Lösung dieses Rätsels geben wollen, auf den Eigentumswechsel und die Eigentumsentwicklung zurückgeblickt werden.

Die Eigentumsverhältnisse im Sachsenlande haben durch Karls Dispositionen, d. h. durch die Aufteilung des Grund und Bodens inter regem et populares eine so vollständige Umgestaltung erfahren, daß sich aus den neu geschaffenen Verhältnissen keine bündigen Schlüsse auf den altsächsischen Zustand machen lassen. Wir müssen da auf Wahrscheinlichkeiten oder nur Möglichkeiten zurückgreifen.

Karl zog zunächst die solitudo, die Grenzeinöden ein, desgleichen von der Allmende und auch vom Privatbesitz, der paterna hereditas, alles, was ihm zweckdienlich erschien, indem er die Besitzer abführte und das so geschaffene desertum zur causa regis schlug. Die alten Volksburgen wurden, wenn sie ihm nicht passend lagen für seine Zwecke, aufgehoben, ihres genossenschaftlich-rechtlichen Charakters entkleidet und mit dem andern Boden verteilt. So ist die Stelle der Heeseburg bäuerlicher Besitz geworden, 1754 ein Zubehör von acht Höfen, nach der Separation in einer Hand, der des Herrn Hofbesitzers Schliephacke in Watenstedt, dem für seine Unterstützung der Forschungstätigkeit an dieser Stelle geziemend gedankt sei. Die Schalksburg im Oder liegt in der Gr.-Flöther Gemeindeforst, die Krimmelburg in dem den vier Gemeinden Evessen, Gilzum, Hachum und Erkerode gehörenden Landholze; die Brunkelburg und die Wendehaiwälle gehören zur Cuclumer Gutsforst, der Herzberg ist staatlich. Schuchhardt hat glaublich gemacht,

Digitized by Google

daß in sächsischer Zeit jede Fluchtburg mit dem zugehörigen Bezirke einem verantwortlichen Vorsteher unterstellt gewesen ist, der seinen meist auch befestigten Wohnsitz in der Nähe, möglichst am Fuße der großen Wallburg gehabt hat und daneben oder wenigstens in der Nähe seinen Wirtschaftshof, also das, was in karolingischer Zeit eine curtis, ein Herrenhof hieß. Als solche Burg- und Gauvorsteher hat man wohl die in den Annalen öfter genannten primarii oder primores zu verstehen. Gewiß wird auch wohl der primarius gelegentlich in der großen Fluchtburg selber gewohnt haben. So dürfte nach Grabowskys Funden jedenfalls die Heeseburg ziemlich bevölkert gewesen sein, sie war wohl die Dauerresidenz ihres primarius Theoderich. Dann könnte allerdings Fluchtburg für den Bezirk die oben S. 209 erwähnte Elmsburg gewesen sein.

Als Herrenburg für die Reitlingsbefestigungen kann nur die alte Burgstelle neben dem großen Reitlingsteiche, wo jetzt das Vorwerk ist, in Betracht kommen, die urkundlich 1260 als castrum quondam in Retlinge bezeichnet wird und noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts an Wällen zu erkennen war. Und zwar muß dies die Kommandantur für alle Anlagen gewesen sein, denn die oberste Befehlsgewalt über sie muß in einer Hand gelegen haben. Der zugehörige Wirtschaftshof kann dann nur das 1263 genannte 4 km entfernte officium sive ammecht (= Amt) in Lucklum, ein Haupthof, von dem aus eine Anzahl Nebenhöfe verwaltet wurden, gewesen sein, der immer mit dem Reitling in einer Hand geblieben ist. Von Otto I. wird 944 der Wildbann, also die Gerichtshoheit und das königliche Gut, im Elm zugleich mit dem in fünf anderen Forsten dem Bistum Halberstadt beigelegt. Wahrscheinlich wird 965 ebenso der „Evesser Berg" südlich der Wabe, von dem der Kuz eine Abzweigung bildet, dem Moritzstifte in Magdeburg, aus dem das spätere Erzbistum hervorgegangen ist, übergeben sein. In die Königshand können diese vergabten Stücke nur durch die Beschlagnahmungen Karls d. Gr. gekommen sein. Aus bischöflichem Besitz ist das wüste Schloß Reitling 1260, das officium in Lucklum 1263, der Evesser Berg 1267 in das Eigentum des Deutschen Ordens übergegangen. Bis 1316 hat der Orden durch Höfelegung das ganze Dorf in seinen Besitz gebracht; die hier eingerichtete Kommende ist nachher Sitz des Landkomturs bis zur Aufhebung des Ordens 1809 gewesen, dann ist sie in Privatbesitz übergegangen. Der jetzige Besitzer, Herr Kammerherr Cramer von Clausbruch, hat sich um die Erforschung der Vorzeit durch rege Unterstützung Dank verdient.

Versuch, das Rätsel des Kastrums zu lösen. Im Kastrum oben auf dem Burgberge haben die Ausgrabungen ergeben, daß es nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden sein kann, also auf den deutschen Orden zurückzuführen und erheblich jünger ist als das castrum Retlinge unten im Tal, dessen Ursprung vermutlich in sächsischer Zeit zu suchen ist. Urkunden über das Kastrum oben fehlen vollständig. Die Entstehung wird oder kann wenigstens so vor sich gegangen sein: Der Orden hatte in Lucklum schon vor dem Erwerb des bischöflichen Haupthofes Grundbesitz erworben in der Absicht, hier eine Niederlassung zu gründen. Nach der Ordensregel gehörte dazu ein festes Haus. Das Befestigungsrecht war ein dem Könige oder dem Landesherrn vorbehaltenes Regal; das verliehene Recht haftete an der Örtlichkeit. Wollte der Orden in Lucklum ein festes Haus anlegen, bedurfte er der Zustimmung des Landesherrn, des Herzogs von Braunschweig, die natürlich erkauft werden mußte. Brachte er einen Ort in seinen Besitz, wo nachweislich einmal eine Befestigung bestanden hatte, brauchte er keinerlei Zustimmung

Digitized by Google

zum Bau. Diese Gelegenheit bot sich ihm 1260 durch die Erwerbung des wüsten Schlosses Reitling mit Zubehör. Die Burg selber — ursprünglich eine Wasserburg — war verfallen. Da war es für die Ordensbrüder verlockender, statt unten in dem ablegenen Tale die Burg oben auf der Höhe aufzuführen, aber ehe diese Absicht zur Vollendung kam, sind sie dabei gestört worden.

Zwar gehörte ihnen das Landholz nicht, die zum Reitling gehörige Waldung lag weiter nördlich, jenseits des Dettumer Grundes in der sog. „Halbe". Aber sie glaubten wohl eine Handhabe für ihr Unternehmen in dem Umstande zu finden, daß ihnen als den Inhabern gewisser Ländereien („der sechsten hufe Landes auf dem Reitlinge") die Achtwort, d. h. ein bestimmtes Nutzungsrecht, „an dem Holz der Landleute" zustand. Wir erfahren dies zwar erst aus einer Urkunde vom Jahre 1455 [1]), die ausgestellt ist von Jan v. Ampleben, „Holzgrefe auf dem Elme der Landleute des Gerichtes zu Evessen". Darin bezeugt er, daß der Landkomtur und der Hauskomtur von Lucklum sich mit den Landleuten vertragen haben wegen der Achtwort. Die Vertragsbestimmungen tun hier nichts zur Sache. Man ersieht nur aus ihnen, daß offenbar bisher der Orden sich Übergriffe erlaubt hat und nun seine Ansprüche ausdrücklich auf halbe Achtwort festgesetzt, also gemindert werden. Diese Achtwort kann er nur gleichzeitig mit der Länderei, also 1260, erworben haben. Wir sehen ferner, daß die Ansprüche der Achtwort abgestuft sind, volle und halbe. Dem Orden stand nur die halbe zu. Die volle Achtwort konnte unter Umständen das Recht geben, sich einen Bifang abzusondern aus der Allmende. Vielleicht hat der Orden versucht, auf diese Weise in der Krimmelburg festen Fuß zu fassen und die augenscheinliche Tatsache, daß dort oben schon eine Befestigungsanlage vorlag, zu benutzen, um das Regal des Landesherrn zu umgehen. Diesem Übergriffe werden sich die Landleute widersetzt haben und den da oben begonnenen Bauarbeiten mit Gewalt entgegengetreten sein. Die angefangenen Ausschachtungen, der Mangel an jeglichem Mauerwerk, die mit Schiefer bedeckte Kohlenschicht, die zerstreut liegenden Ziegel machen ganz den Eindruck, als seien angefangene Bauten samt der Bauhütte verwüstet worden und die Werkleute aus der Arbeit davongelaufen. Nach der Erwerbung des wertvollen bischöflichen Haupthofes in Lucklum mochte es dem Orden auch wichtiger sein, nun die Kommende dorthin zu verlegen. Nach einem abermaligen fehlgeschlagenen Versuche, sich um das landesherrliche Regal zu drücken, hat er das Recht, die Niederlassung in Lucklum zu befestigen, erst 1281 erlangt. Da verzichteten die männlichen Mitglieder des herzoglichen Hauses gegen Zahlung von 14 Mark reinen Silbers auf jeden Einspruch sive pro muris seu pro sepibus an pro fossatis.

Wenn der Hergang so oder ähnlich gewesen ist, erklärt es sich auch, warum nichts davon in Urkunden steht: keine der beiden Parteien, am wenigsten der Orden, hatte Ursache, das Ereignis an die große Glocke zu hängen. Mir aber bleibt noch übrig, den Leser, der bis zum Schluß ausgeharrt hat, um Verzeihung zu bitten, daß ich nun zum Schlusse doch dem löblichen Vorsatz, nichts vorzubringen, was nicht augenscheinlich oder schwarz auf weiß zu beweisen ist, untreu geworden bin. Für den Historiker und noch mehr für den Prähistoriker kommen Augenblicke, wo es nicht anders geht, wo man nicht mehr

[1]) C. Bege, Geschichte der berühmtesten Burgen usw. 1844, S. 132 (Lucklumer Copialbuch aus dem 16. Jahrh.).

Digitized by Google

selbstbewußt sagen kann: „So ist es gewesen", sondern ganz bescheiden: „So kann es gewesen sein". Und ich wollte gern den Leser lückenlos durch die lange Reihe menschlicher Werke am Reitlingtal führen, in welchem auch gesagt werden kann: „Von diesen Höhen blicken vierzig Jahrhunderte auf uns herab".

Zusatz zu S. 208: „thüringische Herrensitze in unterworfenem andersstämmigen Gebiete".

Verschwinden muß endlich aus der ernsthaften Geschichtsdarstellung der Bericht, den Widukind von Corvey und einige mit ihm aus der gleichen Quelle Schöpfende (wie der Verfasser der Translatio Sancti Alexandri) vom fränkisch-thüringischen Kriege und von dem dadurch herbeigeführten Sturze des Thüringerreiches im Jahre 531 vier Jahrhunderte nach diesem Geschehnis geben. Paul Höfer hat in zwei Veröffentlichungen [1]) diesen Widukindschen Bericht als aus einer sächsischen Sage geschöpft erwiesen. Als ernsthafte Quellen für die Ereignisse des verhängnisvollen Jahres kommen in Betracht nur die geschichtlichen Darstellungen des Gregor von Tours und des Venantius Fortunatus, beide noch im 6. Jahrhundert lebend, beide der Radegunde, der Letzten vom thüringischen Königsstamme, nahestehend und deshalb gut unterrichtet, beide als vornehme Römer von Geburt den Merowingern kühl gegenüberstehend. Damit entfallen die schon von vornherein ganz unsinnig lokalisierten Schlachten von Ronnenberg und Ohrum; das als entscheidend hingestellte Eingreifen der Sachsen zugunsten des fränkischen Königs wird zu einem Mittun durch Abschüttelung der bisherigen thüringischen Oberherrschaft, und die fabelhafte Eroberung der stolzen Königsburg verblaßt zur Einnahme einer bescheidenen Grenzfeste.

Verschwinden sollte aber auch wieder der luftige Bau der ebenso sagenhaft anmutenden Seelmannschen Warnen-leben-Hypothese, die O. Bremer [2]) schon 1899 zurückgewiesen hat mit dem verständigen Hinweise, „daß es eben hier Dänen, dort Thüringer gewesen sind, welche diesen —leben-Orten den Namen gaben". Die —leben-Namen deuten ein freies Sondereigentum an, das sich aus der Masse der anderen, herrschaftlich oder genossenschaftlich gebundenen Siedlungen heraushebt. In Mitteldeutschland sind es thüringische Herrensitze, geschaffen und vergeben von der thüringischen Königsgewalt an ihre Getreuen, vornehmlich im Norden des Reiches, das um 500 bis an die Ohre reichte, zwischen diesem Flusse und der Unstrut aber nicht von Nationalthüringern, sondern von unterworfenen und tributpflichtigen Gauvölkern sächsischer Abstammung bewohnt war. Östlich des Elms haben diese —leben-Sitze das Gebiet vollständig durchdrungen und es zu einem Nordthüringen gemacht, aber die Grundbevölkerung war, wie sich aus ihrem alten Rechte ergibt, sächsisch und ist es nördlich der Bode, wie die Sprache noch zeigt, bis auf den heutigen Tag geblieben. Westlich des Elms hat die thüringische Herrschaft nur einige Vorposten an den Dietwegszügen vorschieben können, ohne die Oker zu erreichen. Ehe sie sich hier befestigen konnte, kam der Zusammenbruch von 531, der übrigens den nordthüringischen Sachsen

[1]) P. Höfer, Die sächsische Legende zum thüringisch-fränkischen Kriege 531. Zeitschrift für thüringische Geschichte u. Altertümer. 1906.
Derselbe, Wider alte und neue Legenden. Ebenda 1909.

[2]) O. Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme. Pauls Grundriß der germanischen Philologie. 1899. S. 851.

Digitized by Google

durchaus nicht die dauernde Unabhängigkeit brachte, sondern nur andere Herren gab. Der Frankenkönig betrachtete sie so wenig als schätzbare Bundesgenossen, daß er ihnen alsbald seinerseits Tributpflicht auferlegte. Also nicht sind Sachsen 531 in die in Rede stehenden Gebiete eingedrungen, sondern vorher in diese von Haus aus sächsischen Gebiete als Eroberer eingedrungene Thüringer sind wieder verdrängt, wenigstens aus ihrer Herrenstellung in die von Laten verdrängt worden. Weder die römische noch die Völkerwanderungszeit noch das Jahr 531 haben einen völkischen Wechsel in der Besiedlung des südlichen Sachsenlandes gebracht, einen wirtschaftlichen höchstens im Osten, im Gebiet der —leben-Orte.

Digitized by Google

Digitized by Google

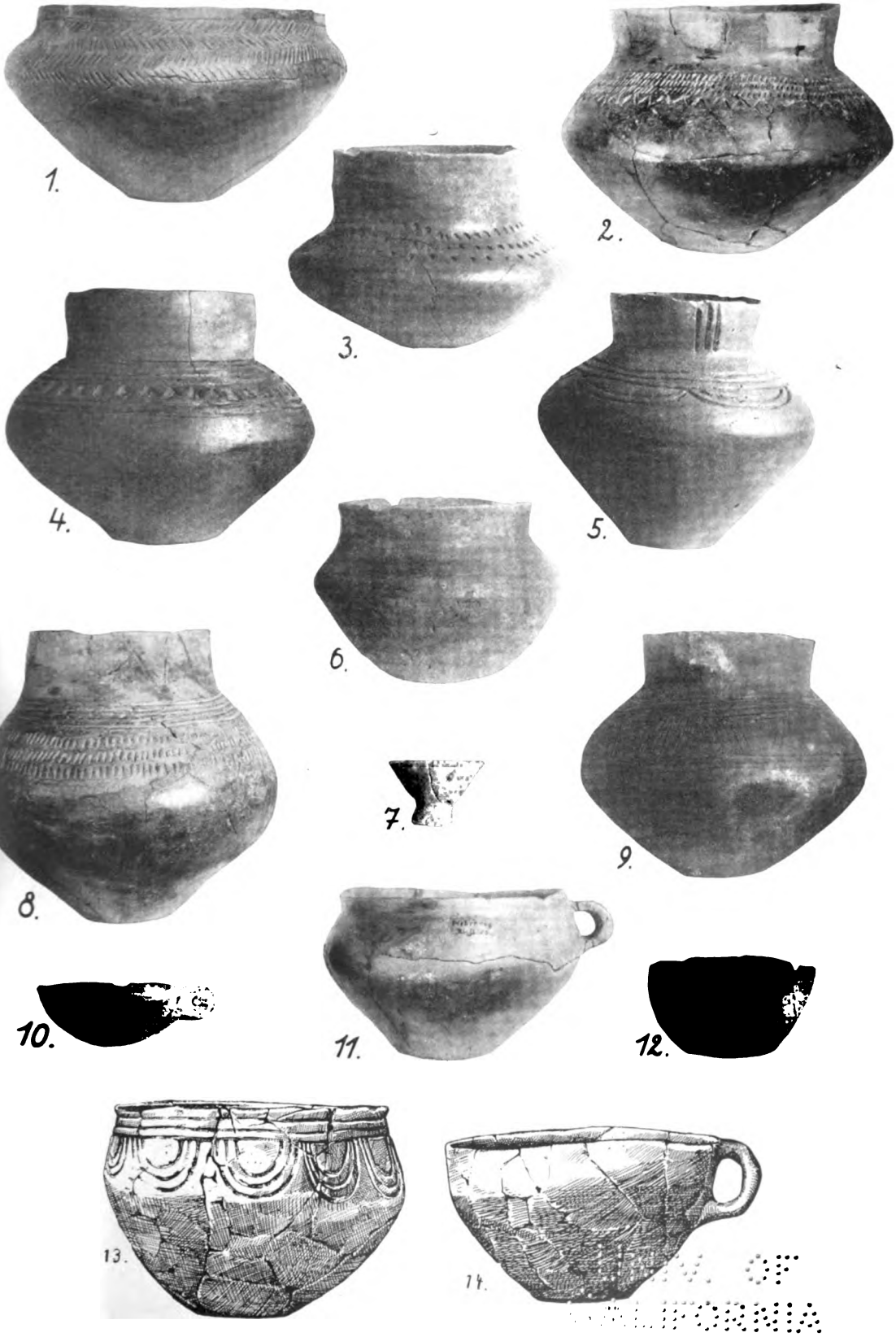


Abb. 1—14 Grabfunde von Mehrhoog; alles 1/4 nat. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

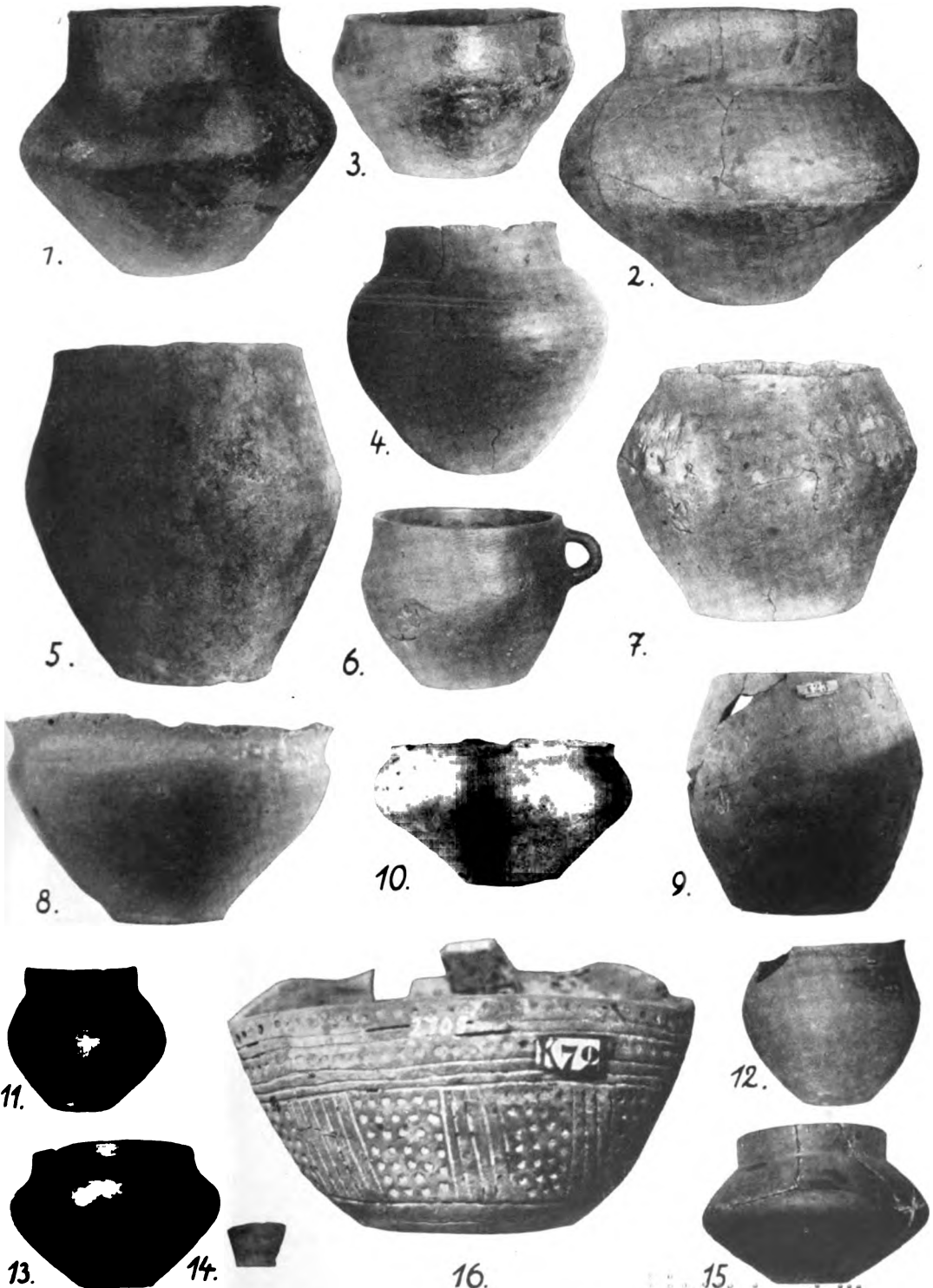


Abb. 1—7 Mehrhoog, Grabfunde; 8 u. 9 Nierenberg b. Emmerich; 10 Wesel; 11 u. 12 Haldern; 13—15 Mehrhoog; 16 Kalbeck. 1—10 = 1/4 nat. Gr.; 11—15 = 1/8 nat. Gr. u. 16 = 1/2 nat. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

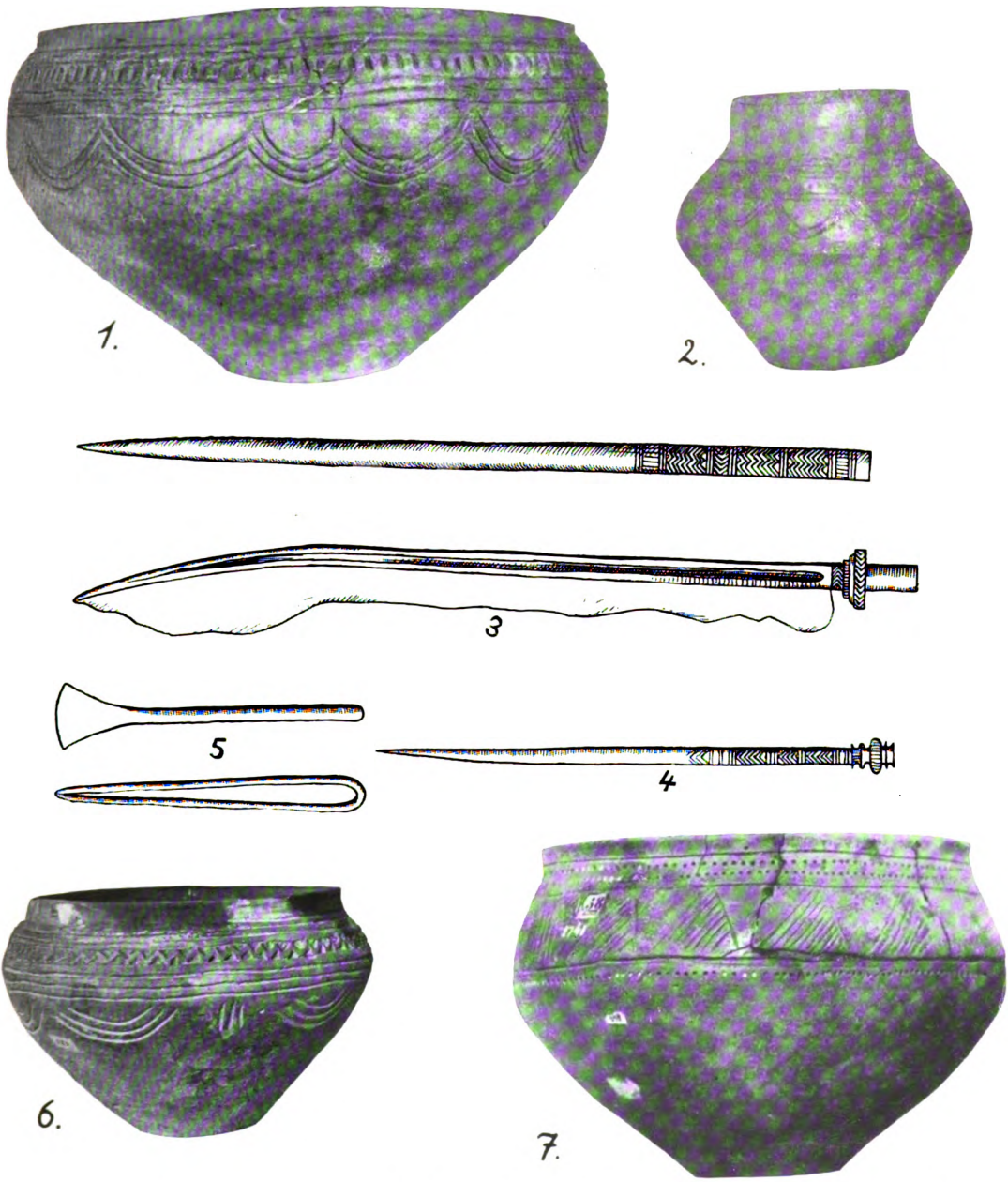


Abb. 1—5 Grabfund von Wesel. 1—2 Ton, 3—5 Bronze; 6. Schalenurne von Emmerich; 7 desgl. von Kalbeck; 1, 2, 6 u. 7 = 1/4 nat. Gr., 3—5 = 1/2 nat. Gr.

Univ. of California

Digitized by Google

Digitized by Google

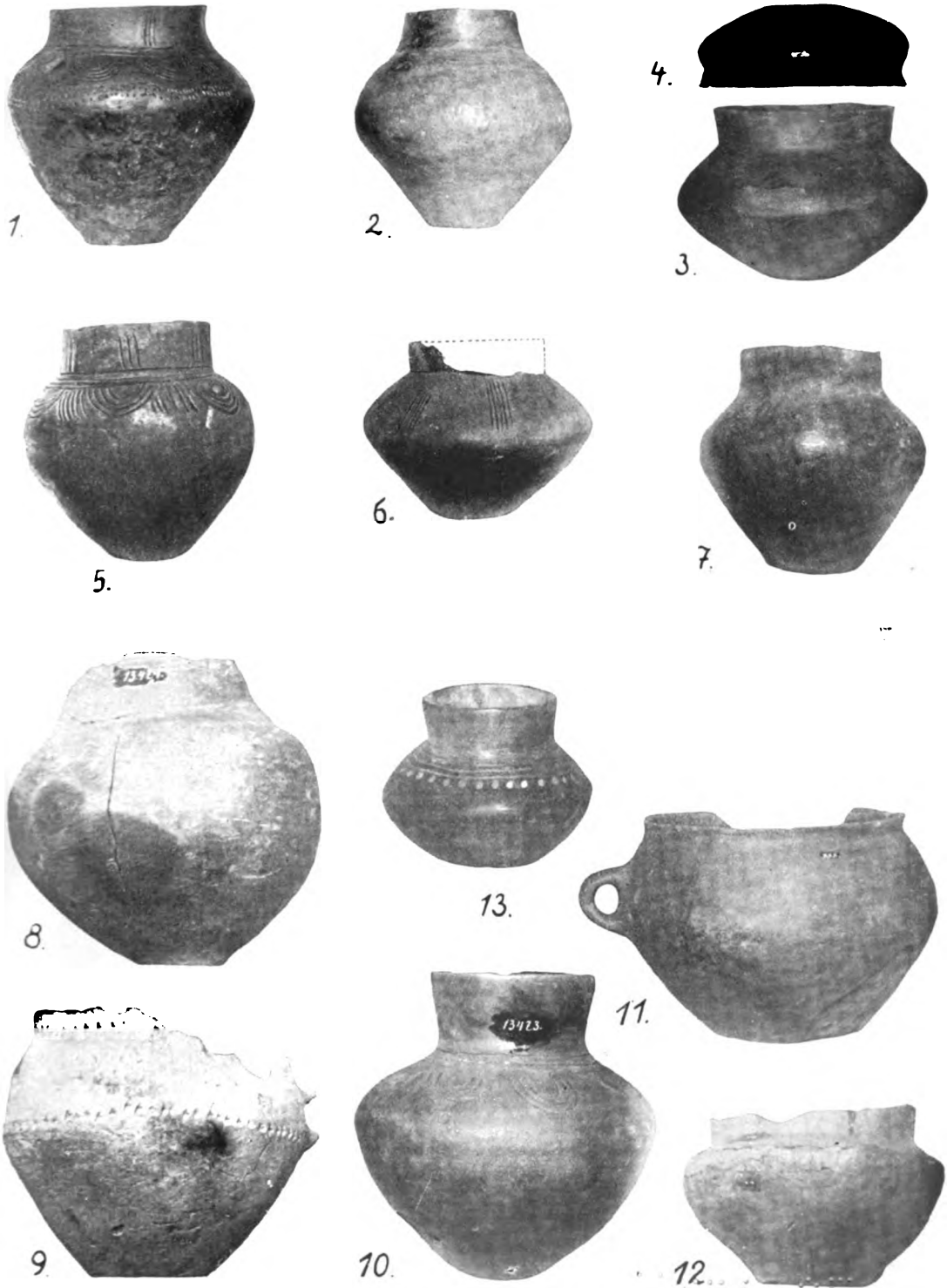


Abb. 1—7 Diersfordt; 8—12 Emmerich; 13 Haldern. 1—7 = 1/8 nat. Gr., 8—13 = 1/4 nat. Gr.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

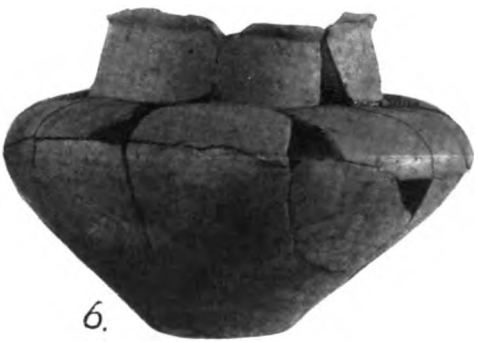


Abb. 1—6 Düsseldorf, Friedhof am Tannenwäldchen (Golzheimer Heide); 7 Mülheim a. Ruhr; 8 Dettweiß. 1—6 u. 8 = 1/4 nat. Gr.; 7 = etwa 1/4 nat. Gr.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

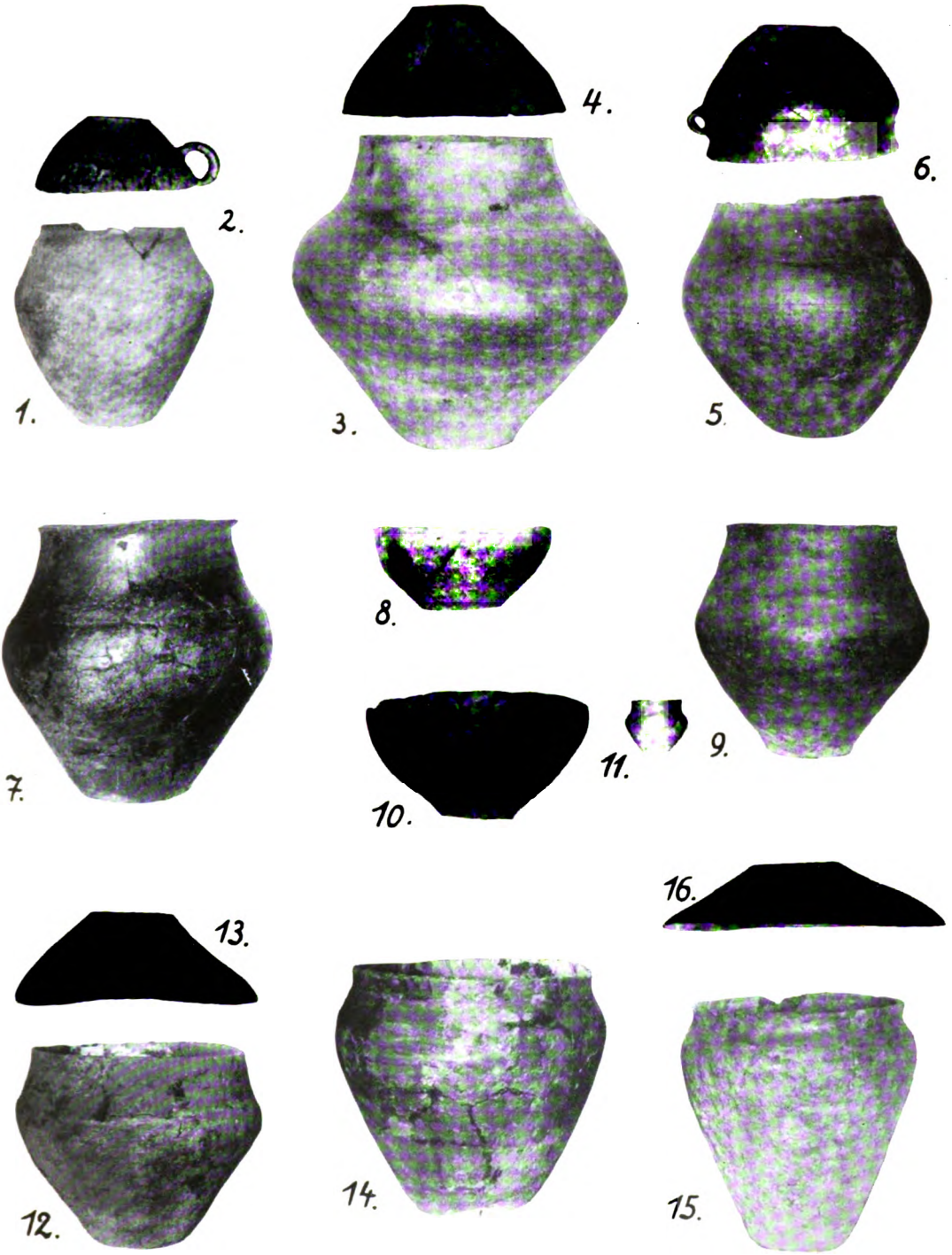


Abb. 1—16 Germanische Gefäße von Diersfordt. 1/8 nat. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

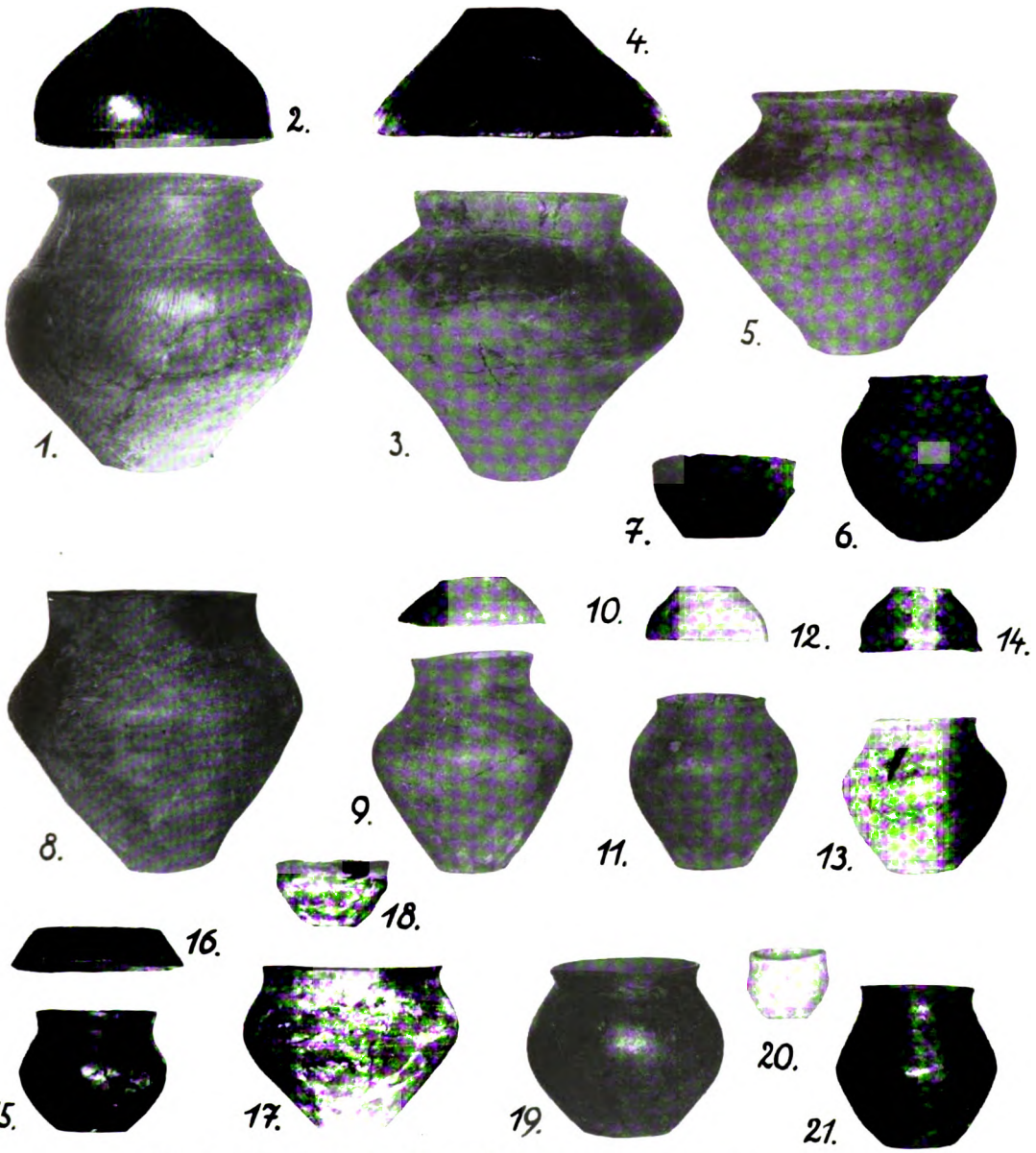


Abb. 1—7 Grabfunde der älteren Hallstattzeit von Diersfordt, 1/8 nat. Gr.
Abb. 8—21 Grabfunde der jüngeren Hallstattzeit von Diersfordt, 1/8 nat. Gr.

Univ. of California

Digitized by Google

Digitized by Google

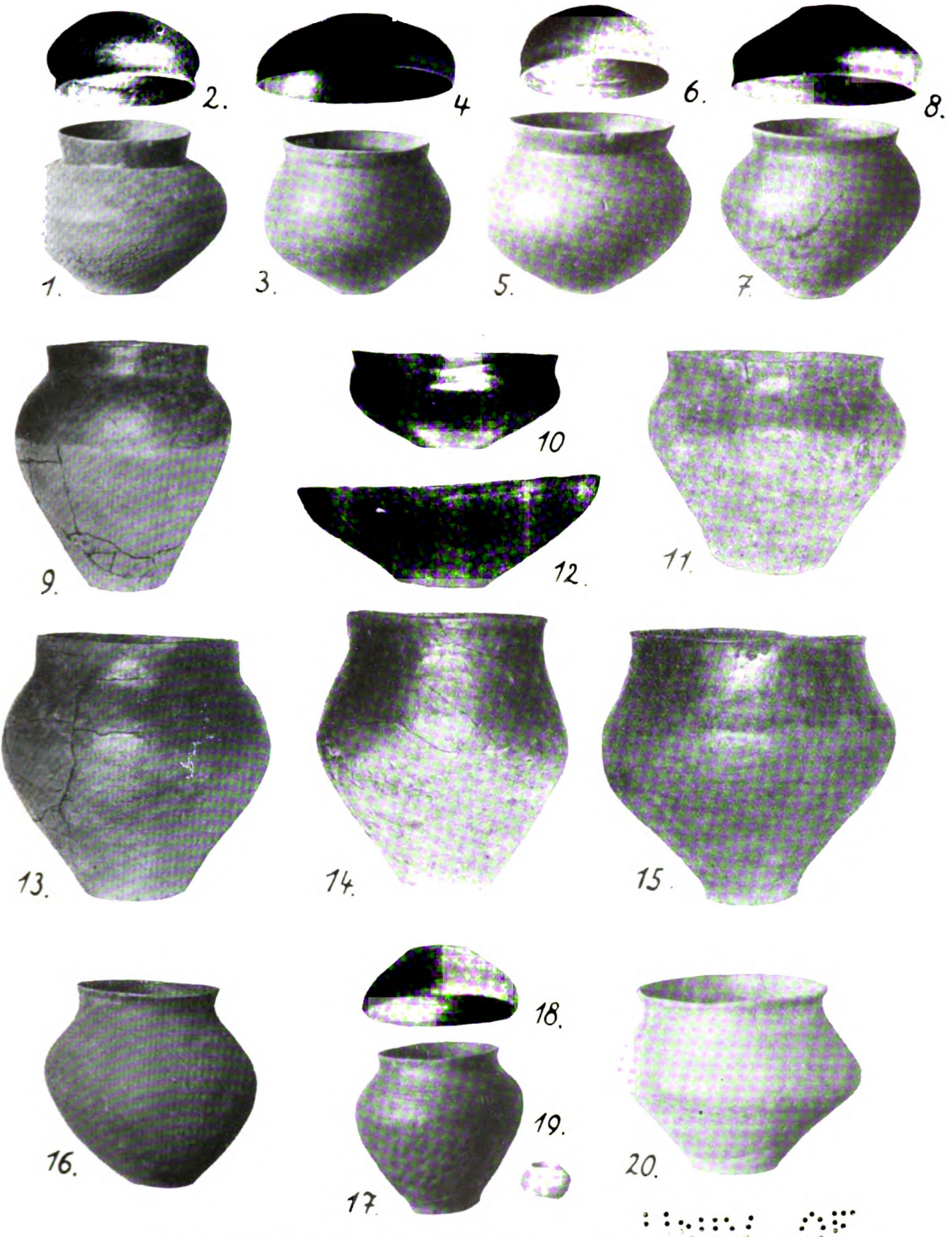


Abb. 1—8 Grabfunde der älteren Hallstattzeit von Duisburg. 1/8 nat. Gr.
Abb. 9—15 Mischtypen, ältere bis jüngere Hallstattzeit von Diersfordt. 1/8 nat. Gr.
Abb. 16—20 Grabfunde der jüngeren Hallstattzeit; 16 Dünnwald; 17—19 Sieburg; 20 Heumar. 1/8 nat. Gr.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Abb. 2. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Früheste erste Eisenzeit H 1.

Abb. 3. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Früheste erste Eisenzeit H 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 4. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 2.

Abb. 5. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 2.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

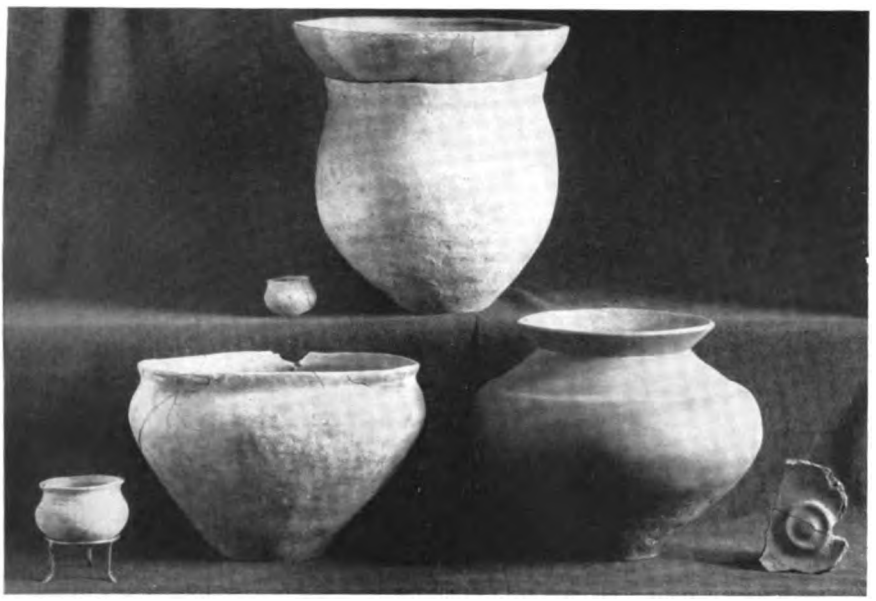


Abb. 6. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 2.

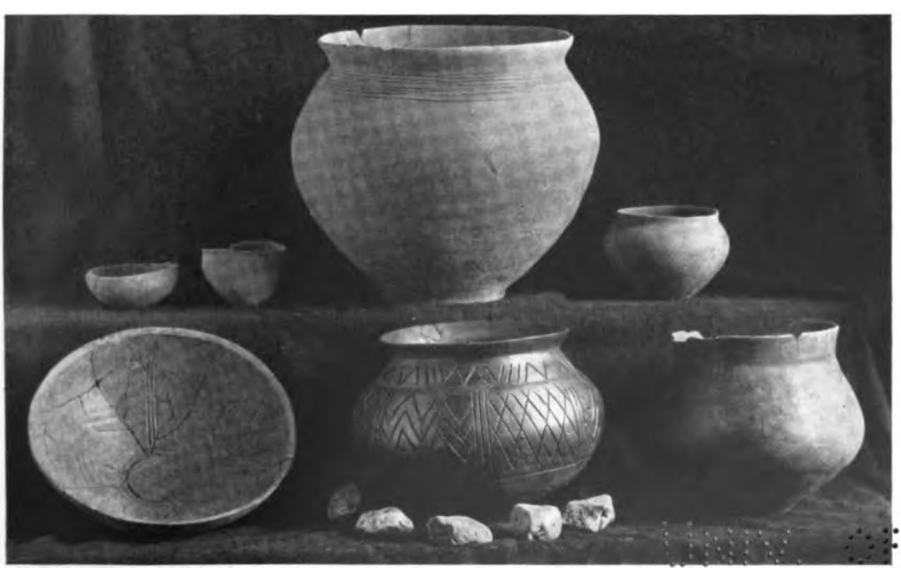


Abb. 7. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 8. Bemalte Gefäße der mittleren ersten Eisenzeit H 2 aus dem Sieg-Wupper-Gebiet. (Bemalung auf einem Ölbild ergänzt.)

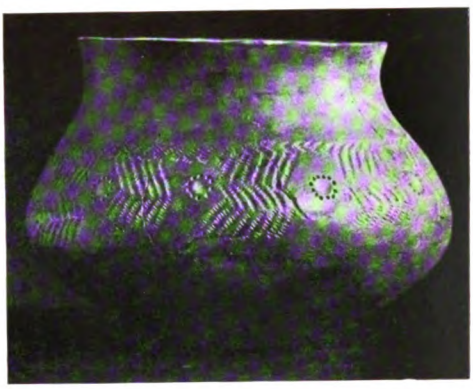


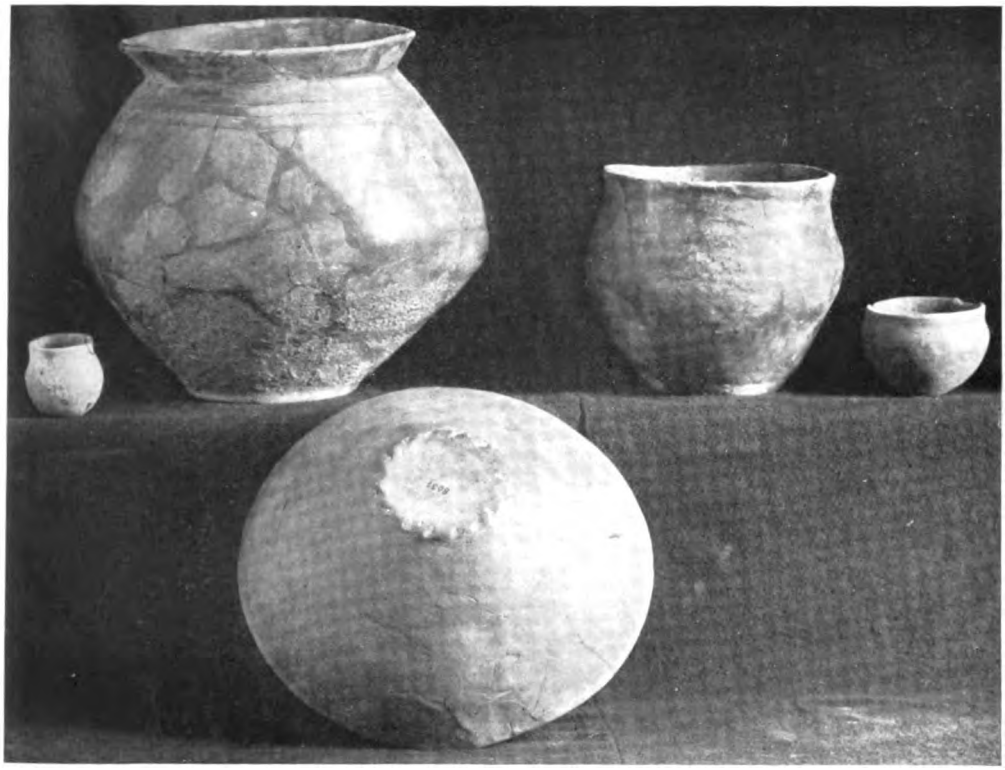
Abb. 9. Gefäß zu den Bronzen des Grabfundes vom Ende der ersten Eisenzeit (Taf. XIV).

Abb. 10. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 3.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



1 2

Abb. 11. Hügel mit Nachbestattung im Sieg-Wupper-Gebiet.
1 Hauptgrab, mittlere Hallstattzeit; 2 spätere Nachbestattung.

Abb. 12. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Ende der ersten Eisenzeit. H 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

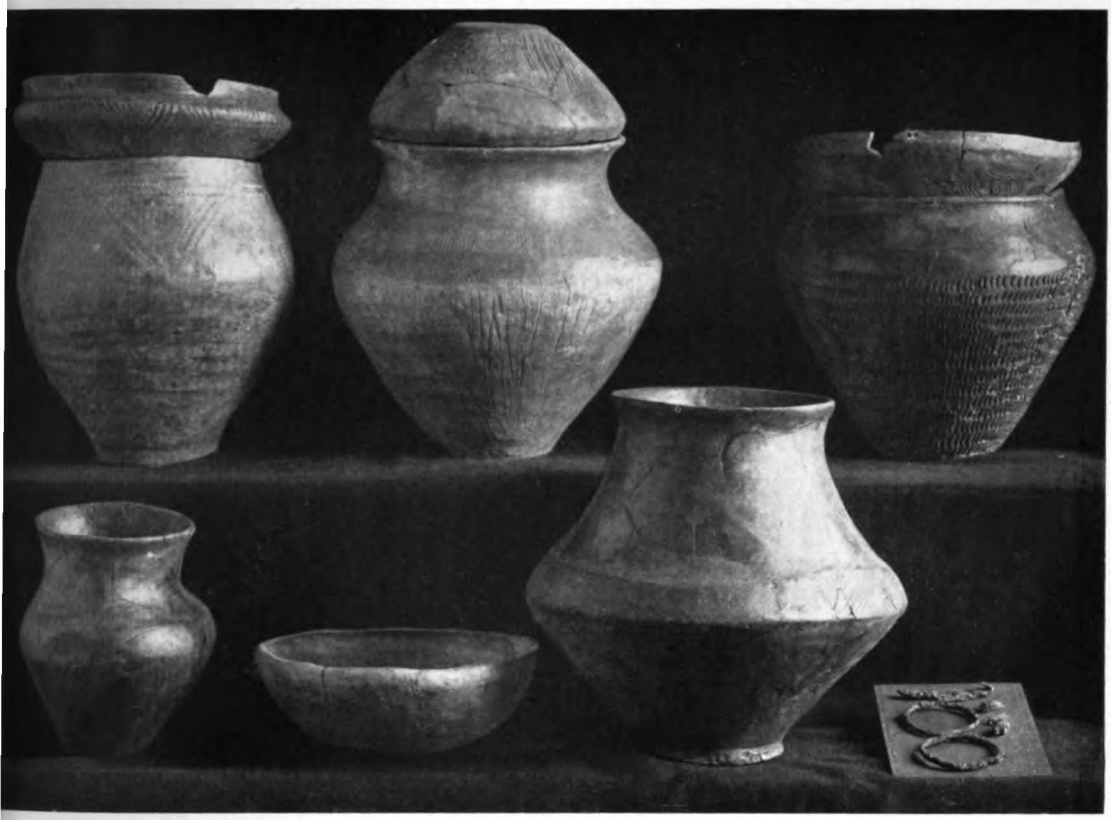


Abb. 13. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Ende der ersten Eisenzeit, H 4.

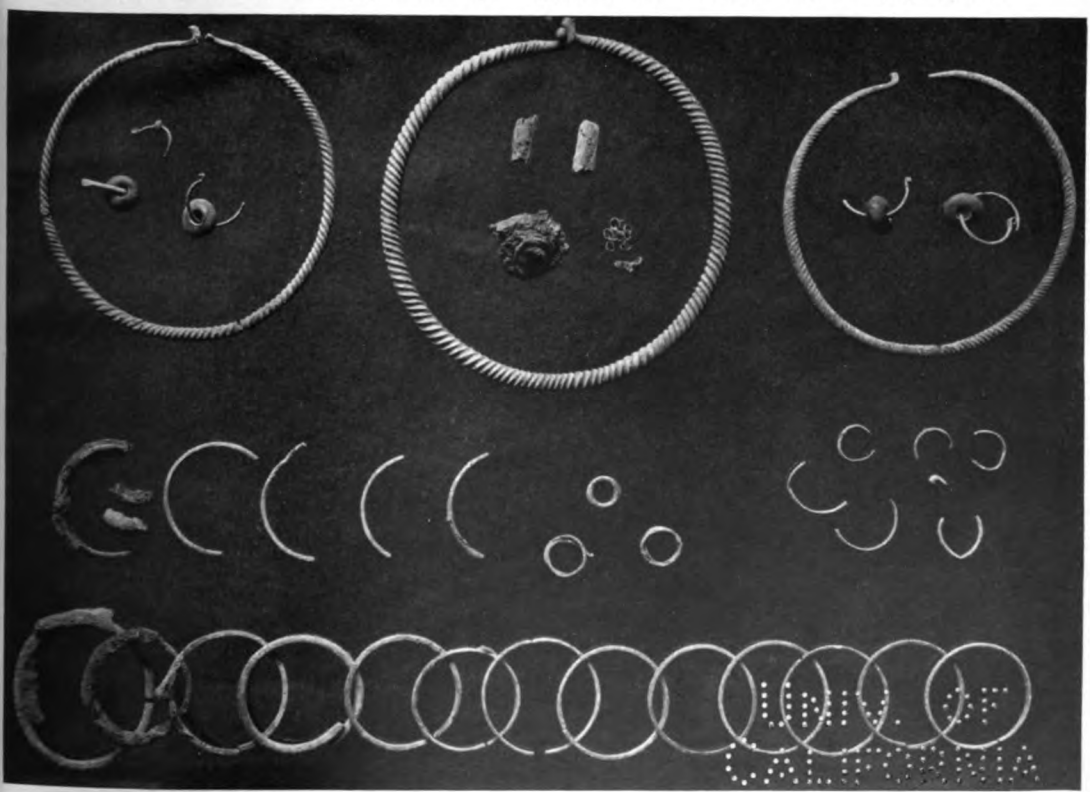


Abb. 14. Geschlossener Grabfund vom Ende der ersten Eisenzeit im Sieg-Wupper-Gebiet. Skelettbestattung. Gefäß und Bronzen. H 4. Gefäß Taf. XII.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Einer der beiden silbernen Becher aus Grab 2 (1925) von Lübkow, Kr. Greifenberg. — Neben dem Becherfuße die Ober- und die Unterseite je einer Henkelplatte des anderen Bechers; bei diesem waren die Verspreißungen nur angelötet, während die Henkel des abgebildeten Bechers aus einem Stück gearbeitet sind. — Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 2. Der Grabfund von Großgrünow, Kr. Dramburg. Oben: Terra-sigillata-Teller des Cocus, Bronzekanne, Henkelkrug, Scherbe, Riemenzunge, Pinzette, Schnalle; unten: Weinsieb, Terra-sigillata-Teller des Petrullus, Weinkelle, Sporen (Maßstab gleich dem der oberen Reihe). — Unter Austausch von Nachbildungen teils in der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer, teils im Kreismuseum in Dramburg.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Abb. 3. Die Grabfunde von Wedderwill, Kr. Regenwalde. Oben: Glasschale, silberner Halsring, Unterkiefer, Scherben; unten: Tongefäße (das Ornament eines dritten Tongefäßes im Text). — Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin.

Abb. 4. Grabfunde von Luggewiese, Kr. Lauenburg. Fünf silberne, goldplattierte Gewandnadeln, bronzene Nadelbruchstücke, bronzenes Armband. — Kreismuseum in Lauenburg, doch noch Privateigentum.

Digitized by Google

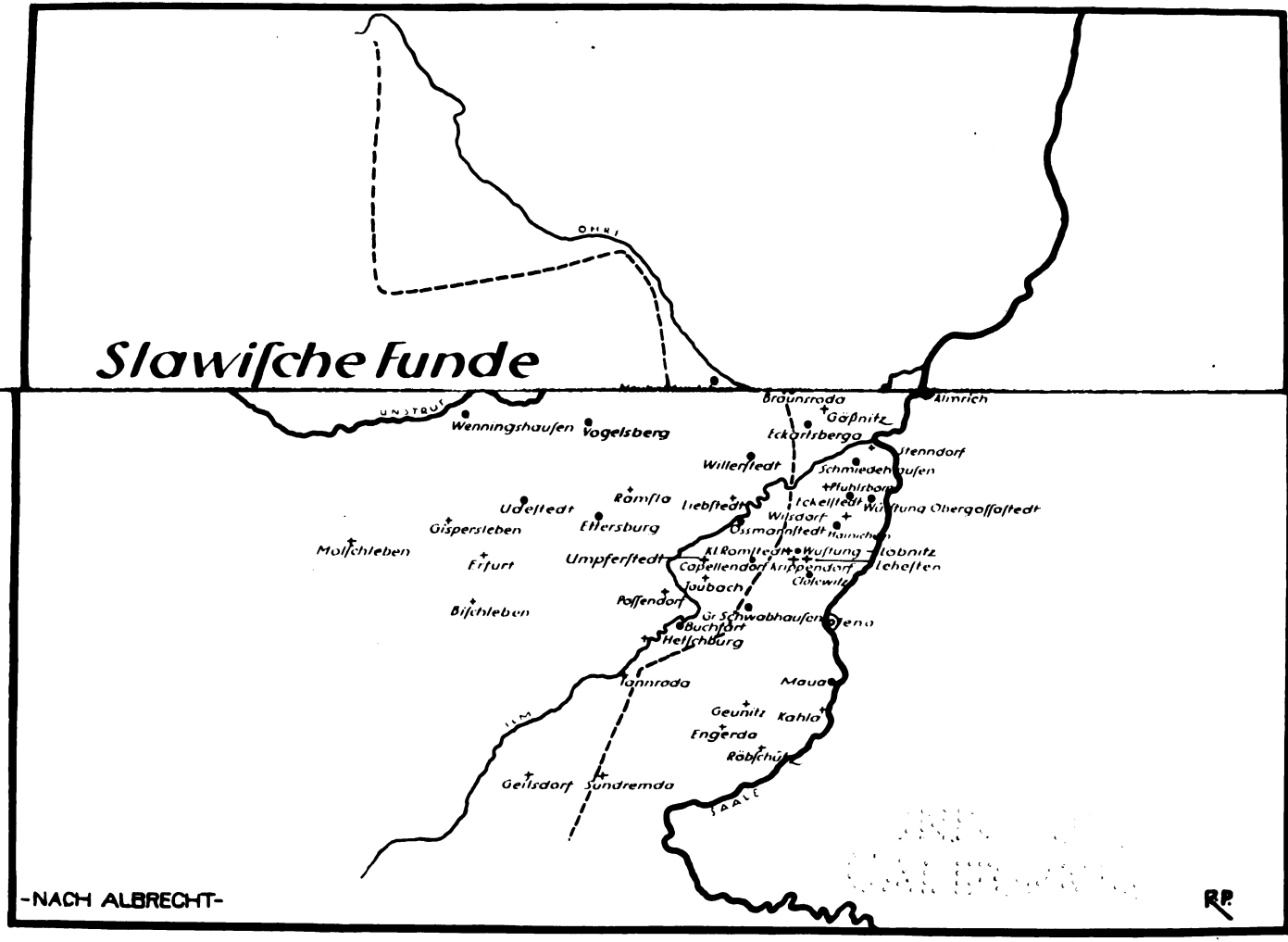
Digitized by Google

Abb. 5. Grabfunde von Luggewiese, Kr. Lauenburg. Zwei tönerne Spinnwirtel, zwei Bernstein- und zwei Glasflußperlen, Bruchstücke von Gewandnadeln und Armbändern (unten links aus Silber, sonst Bronze), Setzen von wollenem Köperstoff. — Überweisung an die Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin bevorstehend.

Abb. 6. Der Denarschatzfund von Regenwalde-Ausbau. Das Tongefäß ergänzt (als Maßstab vgl. die Münzen). — Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin.

Digitized by Google

Digitized by Google

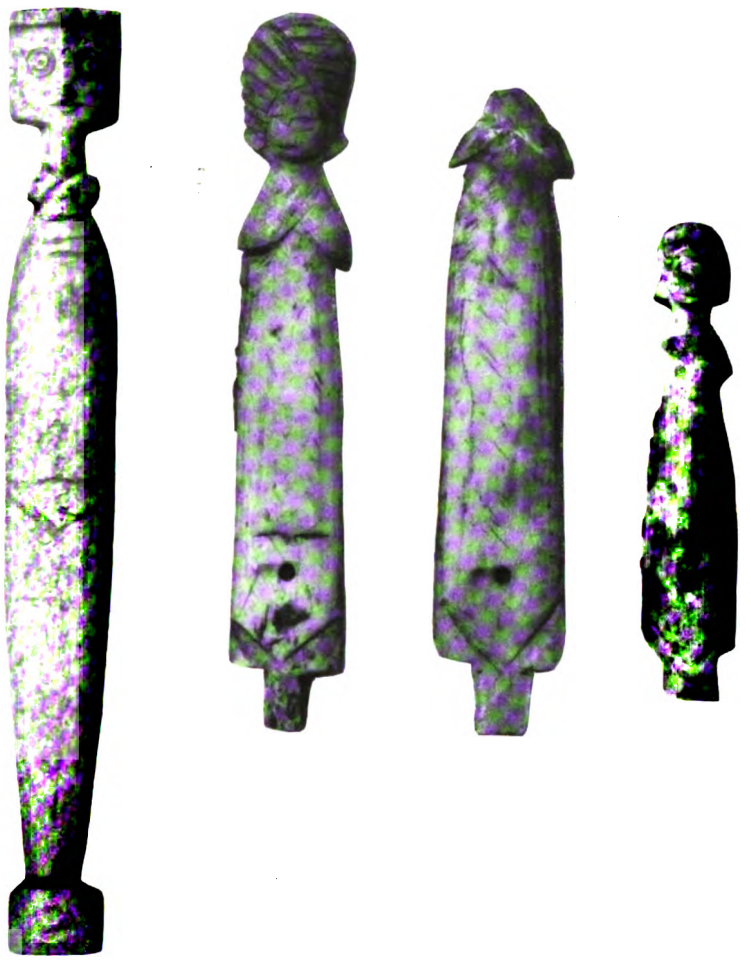


Albrecht, Die westliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

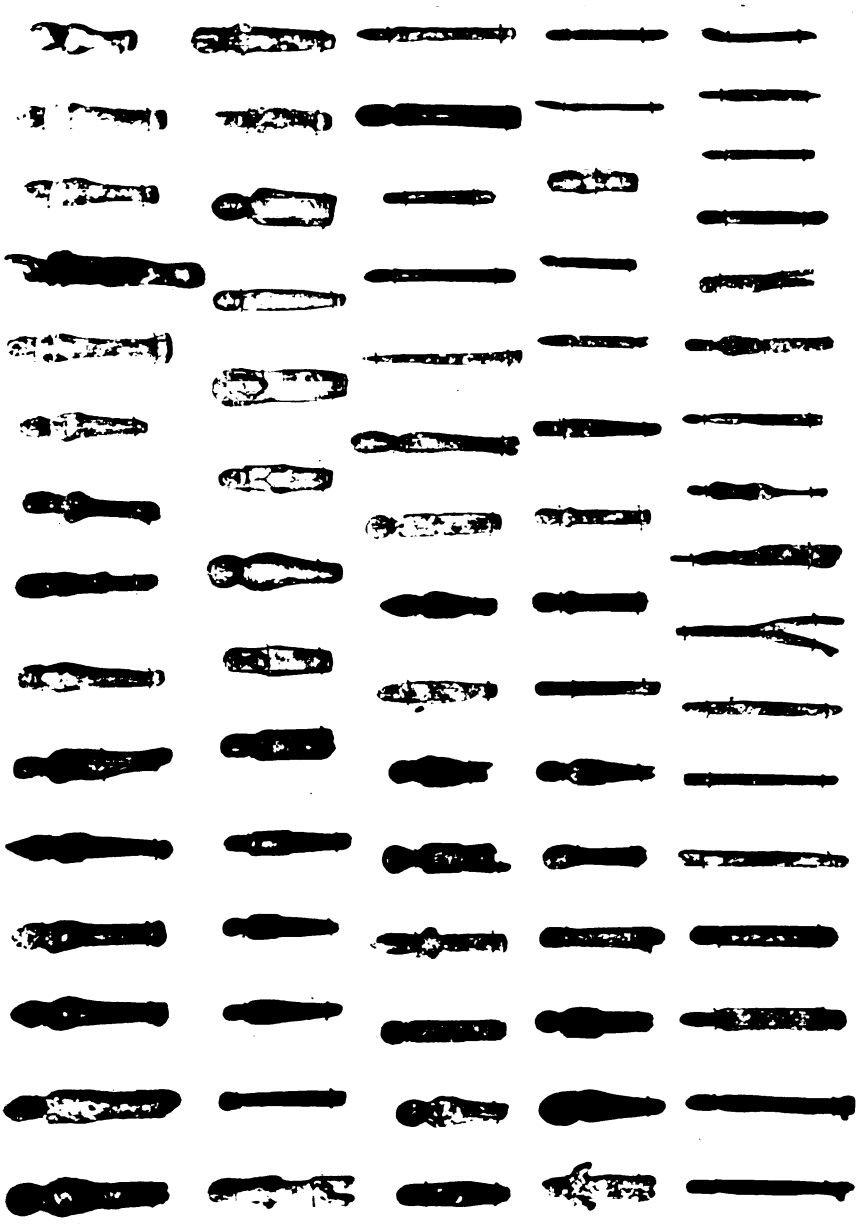


Kupferzeitliche Skulpturen Spaniens (Extremadura).

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google



Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

Univ. of California

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

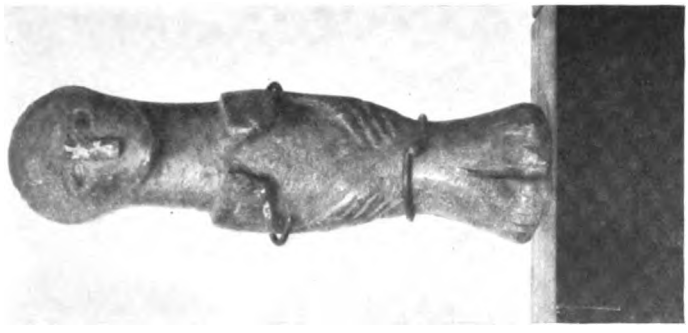


Abb. 4.

Abb. 3.

Abb. 2.

Abb. 1.

Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 4.

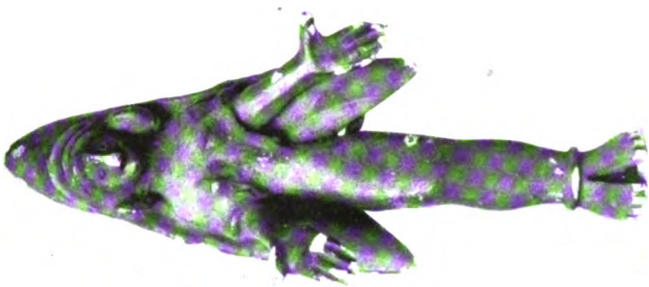


Abb. 3.

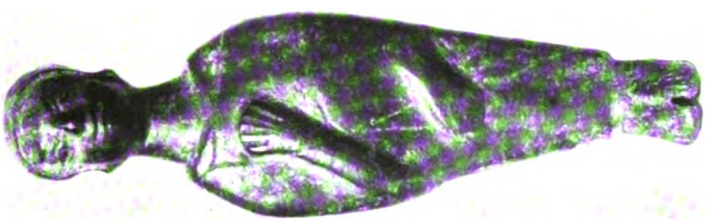


Abb. 2.

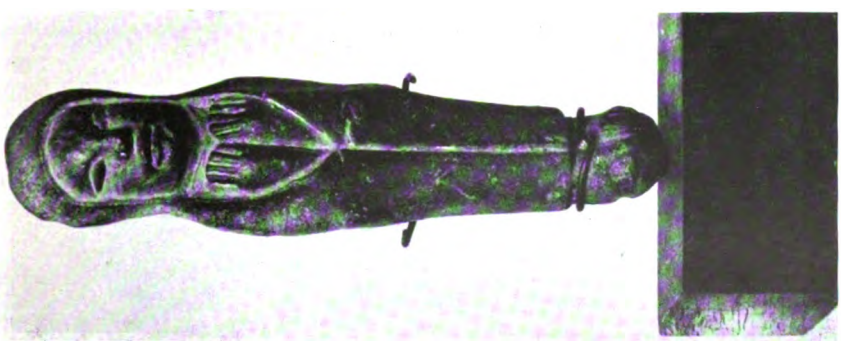


Abb. 1.

Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

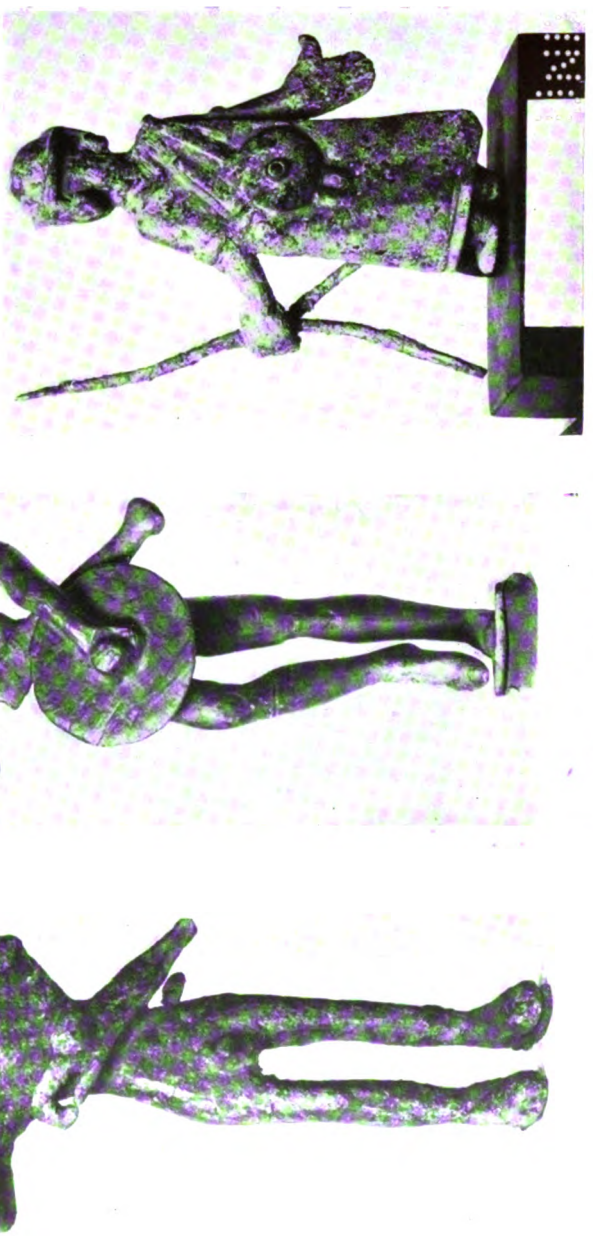
Digitized by Google

Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

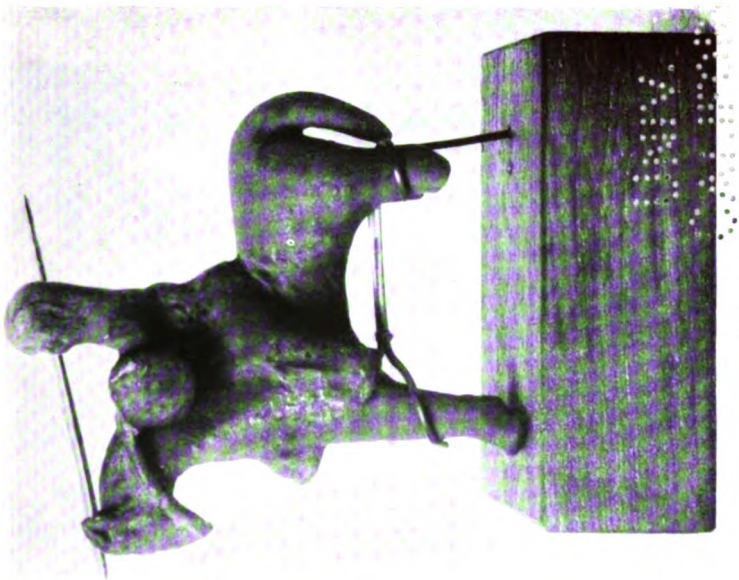


Abb. 3.

Abb. 2.

Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

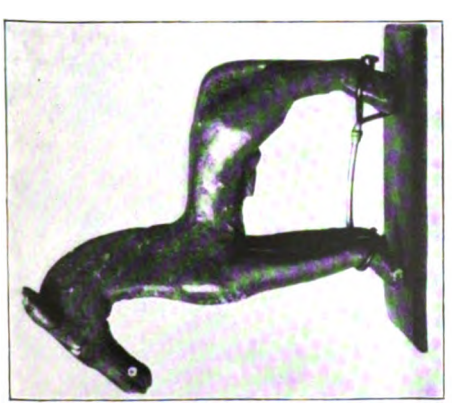


Abb. 4.

Abb. 1.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Despeñaperros (Jaen).

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

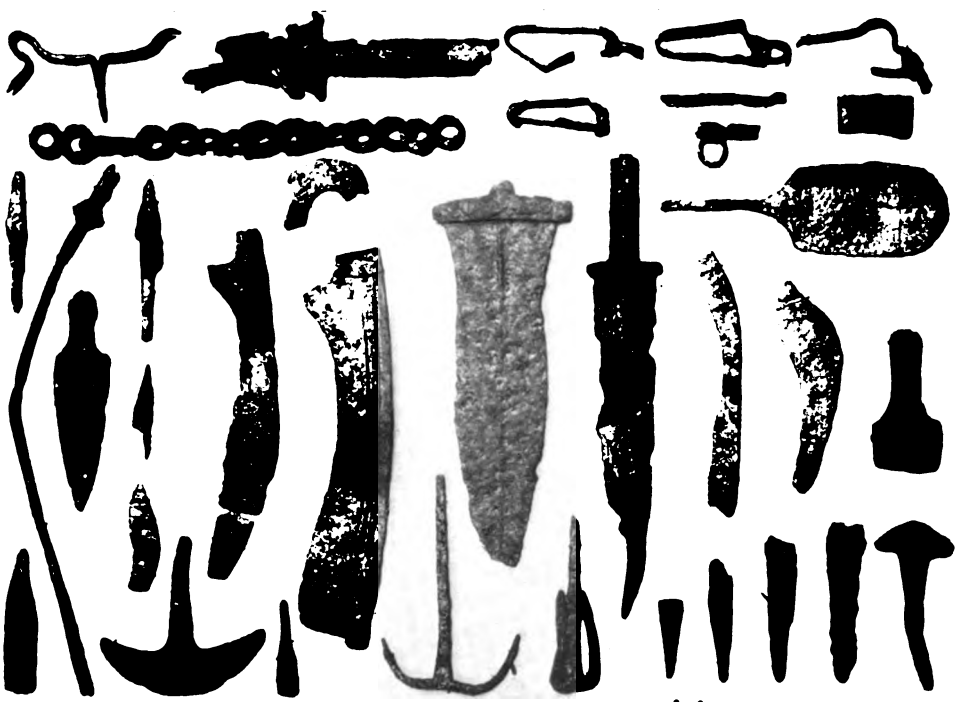
Almedinilla (Córdoba).

M. OF MICHIGAN

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google



Despeñaperros.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Bände der Mannus-Bibliothek.

Herausgegeben von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Soeben erschien als Band 39:

Rassenlehre.

Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik

Von

K. F. Wolff.

251 Seiten mit 40 Abbildungen im Text, 16 Tafeln und 3 Karten. 1927.
RM. 10.—, geb. RM. 12.50, Vorzugspreis RM. 8.—, geb. RM. 10.50.

Der **Vorzugspreis** wird ausnahmsweise **allen Mitgliedern der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte** zugestanden, auch wenn nur dieser eine Band bestellt wird.

Grundsätzliches zur Rassenforschung, Widerlegung von Günther's Standpunkt, ein Bekenntnis zum deutschen Volkstum, ein Hoffnungsstrahl für die durch das Versailler Diktat abgegrenzten Volksstämme und ein Bekenntnis zum Selbstbestimmungsrecht, um das man das deutsche Volk betrogen hat.

Als Nr. 40 wird im Februar 1927 erscheinen:

Das fränkische Mesolithikum.

Steinzeitliche Besiedlung an der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien.

Von

Carl Gumpert-Ansbach.

115 Seiten mit 177 Bildern.
Etwa RM. 5.—, Vorzugspreis etwa RM. 4.—.

Als Nr. 41 ist in Vorbereitung:

Der Urnenfriedhof auf der Schanze bei Großromstedt.

Von

Dr. G. Eichhorn-Jena.

Etwa 250 Seiten mit etwa 300 Bildern.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Die germanische Familie in der Vorzeit

Von

Prof. Dr. W. Schulz, Halle a. Saale

IV, 37 Seiten mit 26 Abbildungen im Text. 1925

Einzelpreis Rm. 2.50, Vorzugspreis Rm. 2.—*)

Bildet Nr. 3 der Vorzeit-Bücherei herausgegeben von Prof. Hans Hahne, Halle a. S.

Inhalt: Einleitende Bemerkungen über die vorgeschichtlichen Germanen. Der Familienaufbau. — Die Frau. — Die Ehe. — Die Hausgemeinschaft. — Der verwandtschaftliche Zusammenhalt.

Aufgabe dieses Buches ist, in möglichst knapper Form die altgermanischen Familienverhältnisse darzulegen. Vielen steht nicht die Zeit zur Verfügung, große wissenschaftliche Werke durchzuarbeiten, und sie werden dem Verfasser danken, daß er ihnen einen Überblick auf Grund wissenschaftlicher Tatsachen für wenig Geld bietet. Vielfach hat Verfasser die Germania des Tacitus als Quelle heranziehen müssen, die man als übertrieben idealisiert bezeichnet hat. Es scheint jedoch, als sei diese Darstellung sehr oft lebenswahrer, als das Bild des germanischen Familienlebens, das vom juristischen Standpunkt auf Grund der nüchternen Rechtssatzungen entworfen worden ist.

Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit

Von

Prof. Dr. W. Schulz, Halle a. Saale

IV, 52 Seiten mit 30 Abbildungen im Text und 2 Karten. 1926.

Einzelpreis Rm. 3.50, Vorzugspreis Rm. 2.80*)

Bildet Nr. 4 der Vorzeit-Bücherei herausgegeben von Prof. Hans Hahne, Halle a. S.

Verfasser zieht Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit in den Kreis seiner Betrachtungen. Er bietet keine neuen Forschungen, sondern das, was die Vorgeschichtswissenschaft als bisherige Ergebnisse buchen kann in knappster Form, aber unter Anfügung eines Schriftenverzeichnisses, sodaß jeder, der Aufschlüsse über Einzelheiten wünscht, diese leicht zu finden vermag. Nicht nur für die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse zeigt sich Interesse, man möchte auch etwas über die früheste Zeit der germanischen Länder erfahren und etwas wissen über die damaligen staatlichen Verhältnisse, Entstehung der Völkerschaften, Besiedlung, Völkerzahl, die Oberhäupter, Gerichtswesen, Verwaltung, über Adelige, Freie und Unfreie, Kleidung, Waffen, Würdezeichen, Reichtum, Beschäftigung usw. Hier gibt nun Prof. Schulz willkommene Aufschlüsse und zwar keine Hypothesen, sondern durch die Vorgeschichts- und Geschichtsforschung erwiesene Tatsachen. Es empfiehlt sich, den 3. Band der Vorzeit-Bücherei (Germanische Familie) mitzubeziehen, beide bilden eine knappe Schilderung der altgermanischen Kultur und sind in einem Band zusammengebunden zu haben. Werden auch die ersten beiden Bände der Vorzeit-Bücherei abgenommen, so tritt der um ein Fünftel billigere Vorzugspreis in Kraft.

Verzeichnisse stehen zu Diensten.

Beide Nummern in einem Band gebunden Einzelpreis Rm. 7.50, Vorzugspreis Rm. 6.30.

*) Der Vorzugspreis wird zugestanden, wenn alle 4 bisher vorliegenden Bände der Vorzeit-Bücherei abgenommen werden.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b.

Mit einem Prospekt über „Bayer, Der Mensch im Eiszeitalter" der Firma Franz Deuticke, Wien.

Universitätsdruckerei H. Stürtz A.G., Würzburg.

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

OCT 31 1928

Zeitschrift für Vorgeschichte
VI. Ergänzungsband

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Festgabe

für den 70 jährigen Gustaf Kossinna

von

Freunden und Schülern

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzsch
1928

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Werke von Gustaf Kossinna

Die deutsche Vorgeschichte
eine hervorragend nationale Wissenschaft

Von Geh.-Rat Professor Dr. Gustaf Kossinna, Berlin

Vierte, verbesserte Auflage. VIII und 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925. Gr.-8°. Rm. 12.—, geb. Rm. 14.40
***Vorzugspreis Rm. 9.60, geb. Rm. 12.—**

(Mannus-Bibliothek Nr. 9, herausgegeben von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

*Der Vorzugspreis wird den Abonnenten der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bibliothek" oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Heften gewährt

Wir staunen, was unsere Vorfahren alles geleistet haben, wenn wir Kossinnas Beweise durch die zahlreichen Abbildungen sehen. Sie waren keine nomadischen Jäger, wie man sich heute etwa die Sioux-Indianer vorstellt, sondern schon seit dem 2. Jahrtausend vor Christus ein Volk von Ackerbauern und Viehzüchtern, das — wenn es auch keine Städte besaß — alles hatte, was man mit Kultur zu bezeichnen pflegt. Schon in der Bronzezeit sind herrliche kunstgewerbliche Leistungen vollbracht worden, alles kann der Leser anhand der vielen hundert Bilder selbst nachprüfen, nichts braucht er auf Treu und Glauben hinzunehmen. Er wird schon beim bloßen Durchblättern des Buches einen ganz anderen Begriff von den alten Germanen bekommen, als er ihn von der Schule mitbrachte.

Das deutsche Buch:

Ein Buch wie dieses Werk braucht keine Empfehlung. Es hat sich in seinen früheren Auflagen bereits genugsam selbst empfohlen, denn wer sich über die Vorgeschichte Deutschlands unterrichten will, für den ist das vorliegende Werk zweifellos das beste, was zur Zeit darüber geschrieben ist. Nicht nur Kossinnas Anhänger, sondern auch alle übrigen werden das ohne weiteres zugeben müssen. Sein mit allem Rüstzeug moderner Wissenschaft und mit Begeisterung für den Gegenstand verfaßtes Buch mit über 500 großen, deutlichen Abbildungen ist dabei für jeden Bildungsgrad verständlich und wird allen, die es zur Hand nehmen, einen klaren Einblick verschaffen in das Werden und Wachsen der reichen altgermanischen Kulturen von der Steinzeit an bis hinein in die Anfänge der Geschichte. Dr. Richter

Akademische Blätter:

Mit einem schier erdrückenden Tatsachenmaterial, unterstützt von mehr als 500 prachtvollen Abbildungen, die im Gegensatz zu den früheren Auflagen in den Text eingeschlossen sind, ruft dies Werk die stolze deutsche Vorzeit ans Licht, beweist dabei nicht nur ihre Selbständigkeit, sondern findet hier den Ursprung und den Ausgang für Anregungen, die erst später von den sogenannten antiken Völkern aufgenommen wurden. Benno Kettner

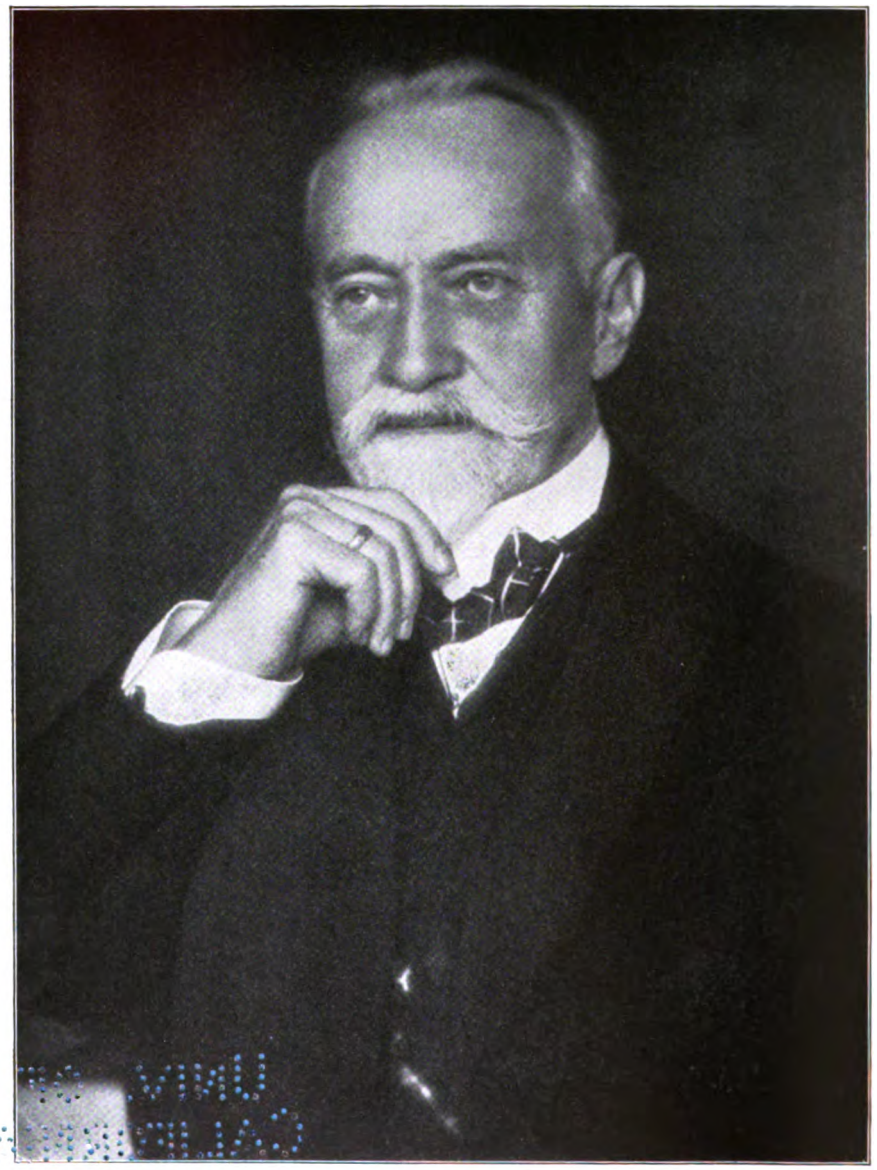
---

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

Univ. of
California

Digitized by Google



Gustaf Kossinna

Digitized by Google

Festgabe

für den 70jährigen Gustaf Kossinna

von

Freunden und Schülern

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

VI. Ergänzungsband

Mit 4 Porträts
und 276 Abbildungen im Text

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzsch
1928

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Printed in Germany.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Geleitwort.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Wieder bringen Ihnen Freunde, Schüler und Mitarbeiter einen Glückwunschstrauß! Die Saat Ihres arbeitsharten Lebens ist längst aufgegangen und Sie dürfen, selbst zu verdienter größerer Ruhe schreitend, täglich neu die Gewißheit erleben, daß Ihr Beitrag am großen Weitergang der Erkenntnis der Vorzeit groß war! Vor allem haben Ihre Forschungen die Blicke Vieler ungeahnt geweitet, und nicht nur im engeren Kreise der Vorgeschichtsforschung. Sie sind ja zuerst bewußt über Grenzen gegangen, die unverrückbar schienen. Seit wir durch Sie gelernt haben, auf sicheren Wegen ins fast schon unbestrittene „Dunkel" der Vorzeit vorzudringen, ist weite Sicht über der Frühzeit der Menschheit. Eine erste bewußte Führertat wird Ihnen zu danken bleiben; und daß die gezeigten Wege nun weiter gesichert und fortgeführt werden von Denen nach Ihnen, erhöht Ihr Verdienst. Daß die meisten sich dessen bewußt sind, soll dieser Band zeigen.

Mancher ist aus zwingenden Zufallsgründen verhindert gewesen, einen Beitrag zu geben: Sie wissen ja, daß Viele um Sie stehen in dankbarer und verehrungsvoller Arbeitsverbundenheit, die auch über menschliche — oft allzumenschliche Hinderungen dauert und wirkt: in die Zukunft, die über die Wege und Leistungen der Heutigen richten wird. Seit die Tore zur Vorzeit, nicht zum wenigsten durch Sie, geöffnet worden sind, schließt sich auch der Kreis der natürlich zusammengehörigen Einzelforschungen um die Frage der Herkunft unseres Volkes und seiner Artung mit Blicken in ungeahnte Fernen; und Forschungszweige erkennen sich als engverschwistert, weil dienend den Einzelzweigen des einen Stammes, dessen Anfänge in der fernsten Vorzeit liegen. Ihr Ruf, dem „Indogermanen"-Problem in Erweiterung der Frage nach der Herkunft der Germanen auf Grund der Kulturgeschichte nachzugehen, hat erfrischend, aufstöbernd, belebend, erfreuend gewirkt auf Forschung

Digitized by Google

und Anteilnahme im Volke; und schon ist auch in Ansätzen eine „angewandte Vorzeitforschung" möglich und Volkskunde mit geschichtlich-vorgeschichtlicher Weitsicht! Was schadet es, daß frischer Wind auch Staub und gröbere Sachen aufwirbelt; selbst Gewitter sind nur natürlich nach frohem Stürmen! Nehmt Alles nur in Allem: es ist seitdem eine Lust, als Vorzeitforscher zu leben — und als Volkheitsforscher. Dieser Geburtstagsstrauß ist aus vielen Gärten zusammengetragen: Erdgeschichte, Menschenleibeskunde, Volkskunde, Glaubenstumskunde, Kunstgeschichte und Wortgeschichte und die Mutter Geschichte wissen Ihnen Dank! Die meisten Gaben bringen natürlich die Arbeiten im Felde des Spatens! Alle deutschen und viele fernere Länder sind vertreten. Alle Geber haben denselben Willen; die Verantwortung für seine Gabe trägt jeder gern ausdrücklich selbst. Wären der deutschen Vorzeitforschung schon größere Mittel zur Verfügung, wäre der Geburtstagsstrauß stattlicher! Nun, so solls der nächste werden! Die Aussichten sind zwar mäßig, aber der Wille desto besser; also tun Sie nun noch das notwendige Ihre dazu bis zur Fünfundsiebenzig!

Deutschland über alles! Unbeschadet des weitesten Blickes in alle Welt, wie ihn ja gerade unsere Wissenschaft lehrt und anerzieht, sei unserer Kräfte Maß der deutschen Vorzeit gewidmet und der Erkenntnis der Wurzeln und Erbgänge, die aus ihrem Mutterschoße in unsere Gegenwart und Zukunft steigen! In diesem Zeichen werden wir siegen!

Hahne.

Digitized by Google

Gustaf Kossinna Bruder Richard
Urzeit (in Tilsit)

1883 in Halle

1907

Zur Typologie und Chronologie von Gustaf Kossinna

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Geleitwort von H. Hahne V
I. Vor- und Frühgeschichte 1
1. Funde 1
a) Norddeutschland 1
Ein mesolithischer Fundhorizont auf Sylt und seine Analyse auf Grund der steintechnischen Typologie. Studie von H. Hahne. Mit 4 Abbildungen im Text 1
Über frühneolithische Baggerfunde der Ellerbek-Kultur aus der Eckernförder Bucht. Von H. Heß von Wichdorff. Mit 4 Abb. im Text 20
Ein Megalithgrab bei Ellershagen im Kreise Ostprignitz. Von Walter Matthes. Mit 3 Abbildungen im Text 27
Eine neue ostpommersche Pfahlhausurne. Von Otto Kunkel. Mit 3 Abbildungen im Text 32
Das spätrömische Holzeimerchen von Wutike (Ostprignitz). Von Jörg Lechler. Mit 1 Abbildung im Text 36
b) Nordostdeutschland 39
Zwei germanische Grabfunde aus Rondsen, Kr. Graudenz (Römische Kaiserzeit). Von Wolfgang La Baume. Mit 11 Abb. im Text . 39
Skelettgräber zwischen Weichsel und Memel aus der römischen Kaiserzeit. Zur ostpreußischen Gotenfrage. Von Wilhelm Gaerte. Mit 1 Karte 45
c) Ostdeutschland 49
Ein Grab der Stein-Bronzezeit bei Bautzen. Von Walter Frenzel. Mit 4 Abbildungen im Text 49
Ein bemerkenswertes Grab der Periode „Göritz II" in Wiesenau (Landkreis Guben). Von M. M. Lienau. Mit 4 Abbildungen 53
Eine spätlatènezeitliche Siedlung aus Niederschlesien. Von Ernst Petersen. Mit 7 Abbildungen im Text 59
Zwei neue verzierte Lanzenspitzen der Kaiserzeit aus Oberschlesien. Von H. Kurtz. Mit 4 Abbildungen im Text 6
Germanische Krausengefäße des 4. Jahrhunderts n. Chr. aus der Provinz Oberschlesien und ihre weitere Verbreitung. Von B. v. Richthofen. Mit 7 Abbildungen im Text 73
d) Mitteldeutschland 96
Ein Prachtstück neolithischer Töpferkunst. Von Nils Niklasson. Mit 10 Abbildungen im Text 96
Die triangulären Dolche der ältesten Bronzezeit im Freistaat Sachsen. Von Gotthard Neumann. Mit 3 Abbildungen im Text 102
Bronzezeitliche Sibelgußformen. Von O. F. Gandert. Mit 7 Abb. im Text 109
Die Gesichts- und Cürurne von Rietzmeck in Anhalt. Von M. König. Mit 6 Abbildungen im Text 117
Ein Krötengefäß aus einem früheisenzeitlichen Gräberfeld von Halle-Trotha. Von Friedrich Holter. Mit 5 Abbildungen im Text . . . 121
Zur Frage nach der Enddatierung der Billendorfer Kultur in Sachsen. Von Georg Bierbaum. Mit 14 Abbildungen im Text 127
Die „Schwurschwerter" der Wartburg — Taleae ferreae. Von Alfred Götze. Mit 2 Abbildungen im Text 138
Eine Silberfibel der spätrömischen Zeit von Leuna, K. Merseburg. Ihre Einordnung und Bedeutung. Von Walther Schulz. Mit 12 Abbildungen im Text. 145
Ein Merowingergrab in der Burgauer Kiesgrube bei Jena. Von Gustaf Eichhorn. Mit 7 Abbildungen im Text 151
e) Westdeutschland 160
Ein neuer Fund der Sirgensteiner Stufe in Westfalen und die Frage der Herkunft dieser Kultur. Von Julius Andree. Mit 4 Abb. im Text 160
Ein Knochen mit Tierzeichnung aus dem Rheinland. Von Carl Rademacher. Mit 10 Abbildungen im Text 168
Germanische und gallische Kulturen am Niederrhein. Unter besonderer Berücksichtigung neuer Mittel-Latène-Funde. Von Erich Rademacher. Mit 13 Abbildungen im Text 176

Digitized by Google

Seite

Germanenfunde der Latènezeit am nördlichen Niederrhein. Von Rudolf Stampfuß. Mit 7 Abbildungen im Text 184
Die hannoversch-englischen Henkelgußurnen der Völkerwanderungszeit. Von Fritz Roeder. Mit 15 Abbildungen im Text 190
f) Schweiz 202
Die schnurkeramischen Totenhäuser von Sarmenstorf. Von Hans Reinerth. Mit 17 Abbildungen im Text 202
g) Banat 221
Zur Chronologie des Schatzes von Nagy St. Miklós. Von Walter Schmid. Mit 8 Abbildungen im Text 221
h) Siebenbürgen 232
Ein Knochenidol vom Priesterhügel bei Brenndorf, Siebenbürgen. Von Hermann Schroller. Mit 1 Abbildung im Text 232
i) Griechenland 236
Lausitzische Elemente in Griechenland. Von V. Gordon Childe. Mit 4 Abbildungen im Text 236
k) Irland 240
Ein Wikingerschwert mit deutschem Namen aus Irland. Von Adolf Mahr. Mit 5 Abbildungen im Text 240
2. Zusammenfassungen 253
a) Aus der Urgeschichte des Menschen 253
Die Kultur des Neanderthalers. Von Eduard Beninger 253
b) Vorgeschichtliche Völker und Wanderungen 258
Zur Keltenfrage. Von Pedro Bosch-Gimpera und Georg Kraft. Mit 4 Abbildungen im Text 258
Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit in Schlesien. Von Martin Jahn. Mit 3 Karten im Text 271
Grundsätzliches zur Erschließung urgeschichtlicher Wanderungen. Von Helmut Preidel 278
II. Vorgeschichte und Nachbarwissenschaften 284
1. Anthropologie 284
Anthropologische Aufgaben aus der Vor- und Frühgeschichte Süddeutschlands. Von Eugen Fischer. 284
Natürliche Stammeskunde als Hilfswissenschaft der Vorgeschichtsforschung. Von Hermann Albert Prietze 287
2. Volkskunde 293
Die vorgeschichtlichen Graburnen im Volksglauben. Von Paul Sartori 293
Gleitsteine Norddeutschlands und ihre Beziehungen zu religiösen Anschauungen der Vorzeit. Von Martin Schultze. Mit 3 Abbildungen im Text . . 299
3. Ortsnamenkunde 307
Der Name des Großvendigers. Ethnologische Skizze. Von K. H. Wolff 307
4. Religionsgeschichte. 310
Sturmgott und Sternengott. Von Friedrich Solger 310
Thors Bergung. Von Wolfgang Schultz 316
Oddi Helgason und die Bestimmung der Sonnenwenden im alten Island. Von Otto Sigfrid Reuter. Mit 1 Zeichnung im Text 324
Altgeweihte Stätten. Archäologische Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte und Glaubensgeschichte. Von Erich Jung. Mit 14 Abbildungen im Text . 333
5. Klassische Archäologie 350
Ein kretisches Ornament. Von G. Rodenwaldt. Mit 5 Abbildungen im Text 350
6. Kunstgeschichte 357
Ornamentik und darstellende Kunst. Von Nils Åberg. Mit 8 Abbildungen im Text. 357
Die Entstehung der germanischen Flechtbandornamentik. Von Herbert Kühn. Mit 20 Abbildungen im Text 368
Neue Begriffe zur Erfassung der deutschen Kunst. Von Maria Grunewald 376
7. Geschichtsschreibung 384
Teutonen und Kimbern. Ein gemeinsames Arbeitsfeld der deutschen und klassischen Altertumskunde. Von Hans Philipp. Mit 15 Abb. im Text 384
Mitarbeiter-Verzeichnis 397
Spender-Verzeichnis. 399
Schlußwort von Walther Schulz 402

Digitized by Google

I. Vor- und Frühgeschichte.

1. Funde.

a) Norddeutschland.

Ein mesolithischer Fundhorizont auf Sylt und seine Analyse auf Grund der steintechnischen Typologie.

Studie von Hans Hahne.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Als Einleitung zu der vorliegenden Mitteilung ein Stückchen Erinnerungen eines Prähistorikers als Beitrag zur Geschichte unserer Wissenschaft bei Gelegenheit des Rückwärtsschauens zu Ehren des heutigen Tages!

Die Erforschung des Mesolithikums ist jung: um 1900 begann der „Hiatus" zwischen Paläolithikum und Neolithikum sich zu füllen; um 1902 lernten wir die vorneolithischen nacheiszeitlichen Kulturen in ancyluszeitliche und litorinazeitliche zu scheiden, die einen dem westeuropäischen Tardenoisien, die anderen dem Campignien verwandt, — jene Klingen-Kulturen mit Knochenwerkzeugen, diese Kulturen gröberen Zuschnittes, den älteren Muschelhaufen verwandt —, jene im ganzen westeuropäisch, im Norden seiner Zeit nur erst in Spuren vorhanden, diese hier häufiger.

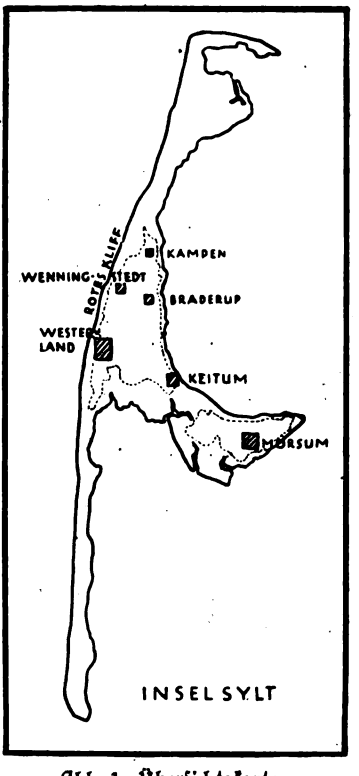


Abb. 1. Übersichtskarte.

Im Jahre 1891 habe ich (16jährig) meine ersten Schritte in die Vorgeschichte getan mit der Auffindung einer Silex-Schlagstätte in einem Dünental nördlich dicht beim Kronprinzenhotel bei Wenningstedt auf der Insel Sylt. Um einen Granitblock lagen viele typische neolithische Späne, in der Nähe auch ausgesprochene neolithische Geräte: Dolchbruchstücke, Schwalbenschwanzpfeilspitze u. a. m.; alles auf einer an ihrer Oberfläche intensiv schwarzen, amorphen Feinsandschicht, unter der sich feine horizontalgeschichtete gröbere Sande mit aufrechtstehenden Resten vermoderter, vertorfter Pflanzen fanden. In der nächsten Nähe war die obere Sandschicht von Wind und und Regen zerstört, bis hinab auf die Schotterschicht, die die diluviale Serie

Digitized by Google

abschließt; hier sammelte ich gröbere Geräte; ähnliche an verschiedenen Stellen auf Sylt in gleicher Lage (Kliff und Binnenland). Ich nahm alles für das, als was es damals „Wissende" ansahen: „atypische neolithische Geräte"; an der Schlagstätte waren nur charakteristische Schlagklingen vertreten. Mit bestimmten „Kulturen" des damaligen Schemas war das von mir gefundene gröbere Inventar nicht vergleichbar; einige schöne Rundschaber glichen zwar denen des Neolithikums und älterer Steininduſtrieen bis ins Paläolithikum.

Im folgenden Jahrzehnt lernte ich die Silexfunde vieler deutscher Gegenden aus Literatur, Museen und eigener Sammeltätigkeit kennen; an manchen Stellen, wie z. B. auf Rügen, traf ich auf Ähnliches wie meine Sylter Stücke, in Museen und Veröffentlichungen waren diese „rohen" Formen kaum vertreten und beachtet bis auf wenige Ausnahmen von „fraglichem Depotmaterial". Im „altneolithischen" Inventar der nordischen Länder traf ich jedoch immer wieder auf einige „Sylter Typen", zumal in Materialien der Muschelhaufenzeit und „fraglicher neolithischer Fundstellen" im Nord- und Ostseegebiet.

Die Eolithenforschung um 1900 hat manchem Prähistoriker, mehr noch zunächst den teilnehmenden „praktischen Laienforschern", zu denen ich bis 1905 auch noch gehörte, die Augen für das Technische der Steinzeitkulturen, zumal für die Silexschlagkunst geöffnet. Es tauchten seitdem auch hier und da bereits Funde und Fundkomplexe von bisher unbekannten „primitiven Steininduſtrien" auf: ich erinnere an Eugen Brachts Trostyfunde[1]). Bracht war einer der eifrigsten Sucher und Forscher gerade solcher, bisher vernachlässigter Dinge. Er, mein väterlicher Freund seit den gemeinsamen Eolithenjahren 1902—1905, ermutigte mich auch zu weiteren Untersuchungen auf Sylt, wo er später auch selbst sammelte; seine Funde aus den Jahren 1900 und folgenden sind jetzt mit meiner Sammlung in den Besitz der Landesanstalt für Vorgeschichte gekommen. In die Geologie des nordeuropäischen Diluviums und Alluviums hat mich dann besonders E. Wüst eingeführt; wir haben 1911/12 auch in Sylt zusammen gearbeitet und durch Grabungen den geologischen Fundhorizont der Syltfunde (wir sprachen vom „Syltien"!) festgestellt. Eine Grabung 1912 brachte ein endgültiges Ergebnis. Mittlerweile wurden mir dem „Syltthorizont" zugehörige Funde von Wyk und auch sonst aus Schleswig-Holstein bekannt; die Gruppe galt mir von nun ab sicher als postglacial und mesolithisch. In wiederholten Sommeraufenthalten habe ich auf Sylt weiter gesammelt; stellte mittlerweile immer wieder zweifellose „Sylttypen" in Fundgruppen aus Skandinavien, auch aus Polen (von Koslowski mitgeteilt) fest und fand „Beziehungen" zu Vorkommen in Ägypten, Italien, Palästina, auch zu Japan. Auffällige Einzelheiten der Bearbeitungsart der Sylttypen lernte ich zweifellos in La Micoque und Taubach kennen. Immer deutlicher schied sich gleichzeitig die mit dem Campignien verwandte mesolithische Fundgruppe Nordeuropas von den mesolithischen Klingenindustrien, wie sie in den letzten Jahren immer zahlreicher mitgeteilt wurden. Das von uns sog. „Haide-Paläolithikum" von Wehlen u. a. fand sich an immer zahlreicheren Stellen und wurde Prototyp für die mesolititischen Klingenindustrien Nordeuropas. In Halle wurden mir die Funde vom Galgenberg und Kriegstedt die ersten Belege. Mit den Syltfunden Verwandtes war noch nicht in gesicherter

[1]) Bericht über Tagung in Coblenz. Mannus 1912. IV. S. 36.

Digitized by Google

geologischer Lagerung bekannt. Auf Sylt habe ich bisher meine Untersuchungen nur bei den kurzen Sommeraufenthalten ausgeführt; die typologischen Ergebnisse wenigstens sind nun soweit gefördert, daß sie wohl veröffentlicht werden dürfen.

Die Anthropologentagung in Hamburg 1928 schien mir die rechte Gelegenheit, endlich meine 35jährigen Beobachtungen bekannt zu geben, zumal da das norddeutsche Mesolithikum auf dem Tagungsplane stand. In der Sonderausstellung waren die Funde vom Schalensee[1]) und andere zweifellos verwandt meiner Syltstufe. Allerdings trat die Zusammengehörigkeit nicht so entschieden in die Erscheinung infolge einer grundsätzlich anderen Auswahl und Typensonderung, als ich sie für richtig halten muß. Ich betone hier schon im voraus, daß sich mir eine ganz induktive, rein vom örtlichen Material ausgehende Erkenntnisart der „Steinindustrien" jeden Alters als richtig erwiesen hat, die ich die technische Typologie nennen möchte. Ich habe sie mittlerweile auf viele Steinzeitfundstellen und -Fundkomplexe, besonders auch des Paläolithikums angewandt: mit wichtigen Ergebnissen, die ich zunächst in die museale Ausstellung in Halle eingearbeitet habe. Bei meiner Veröffentlichung über Taubach-Weimar-Ehringsdorf, auch bei Gelegenheit der Eolithenbesprechungen habe ich sie bereits angedeutet, ohne bisher rechtes Verständnis zu finden, wohl wegen der Vorherrschaft der alten Formen = Typologie. — Hier sei sie zuerst veröffentlicht!

Die Insel Sylt ist der nördlichste 37 km lange deutsche Anteil der in der Vorzeit zerissenen südjütischen Westküste; die mittleren etwa 7 km des Nordseestrandes der Insel werden vom roten Kliff gebildet; es ist der Steilabsturz einer großen Scholle diluvialen Blocklehmes, der hier auf tertiären Schichten liegt; an der höchsten Stelle ragt das Kliff bis über 30 m über die Nordsee empor. Nördlich bei Kampen und südlich bei Westerland, östlich etwa mittwegs zwischen Wenningstedt und Braderup sind die Grenzen des Kliffblocklehmes. In dem gewaltigen Küstennordsüdprofil sind südlich von Wenningstedt einige Eintalungen im oberen Diluvium sichtbar, eine davon ist heute noch wasserführend und steht mit hochgelegenen Quellengebieten bei Wenningstedt in Verbindung, unter anderem mit dem Teich am Denghoog, dem wundervoll erhaltenen Megalithgrabe nördlich bei Wenningstedt; sonst ist die Diluvialhöhe fast schildartig glatt.

In allen Aufschlüssen liegt auf dem Blocklehm eine vielgestaltige Serie von Kiesen und Sanden der Abschmelzperiode, die ihrerseits oben abgeschlossen wird von einer Anreicherungszone großer und kleiner Gerölle, von denen viele, besonders auf Kliffhöhe, stark windgekantet sind. Der gesamte diluviale Komplex ist rot bis gelb gefärbt. Die Windkanterzone zeigt allerlei Verwitterungserscheinungen durch Hitze, Kälte, Wasser und Wind: ist also sichtlich Ergebnis einer stürmischen Trockenzeit. Über ihr lagert überall eine um 0,50 m schwankende Feinsandschicht, der „Haidsand" nach älterer geologischer Bezeichnung. Er findet sich nämlich überall in der von Haide bedeckten Landschaft der Insel Sylt und der Nachbarinseln, sowie auf dem benachbarten Festlande. Meine Annahme, daß weit hinein nach Norddeutschland, zumal auch in der Lüneburger Haide geologisch, geographisch und mineralogisch derselbe Haidsand nachweisbar ist, wenn auch mit örtlichen Verschiedenheiten geringfügigerer Art, scheinen spezialgeologische Untersuchungen der letzten

[1]) Siehe Festschrift zum 50jähr. Bestehen d. Hamburg. Mus. f. Völkerkunde 1928. S. 159f.

Digitized by Google

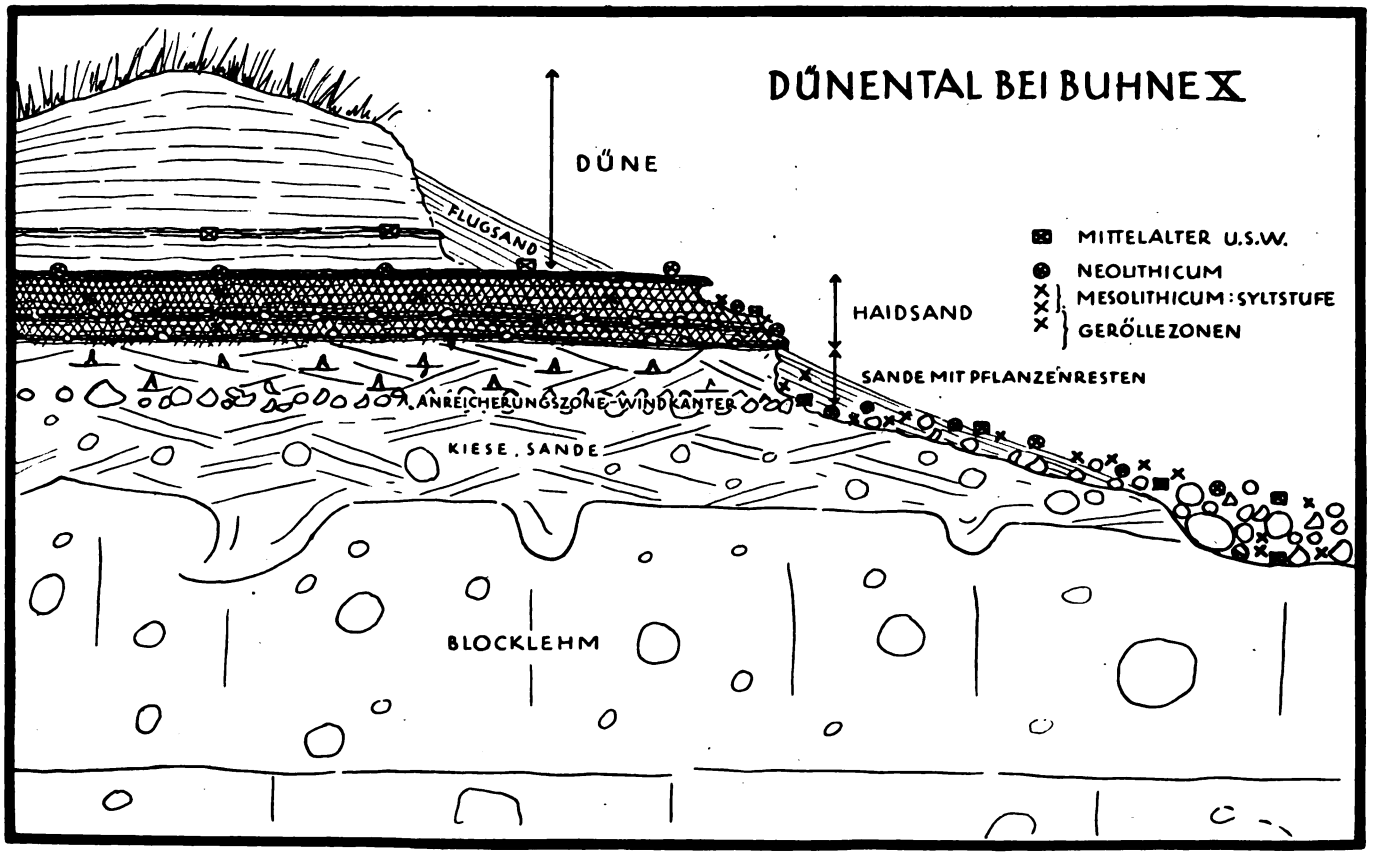


Abb. 2. Übersichts-Profil.

Digitized by Google

Jahre zu bestätigen. Es sei hier bereits bemerkt, daß in und dicht unter (?) diesem Haidsand überall in Norddeutschland mesolithische Funde sowohl der Klingenkulturgruppe, als auch der Syltstufe vorkommen. Lavenstedt und Wehlen gehören meines Erachtens hierher und auch Schalensee.

Der Haidsand zeigt zu oberst intensive Schwärzung, fast anmoorige Beschaffenheit, besonders stark auf Sylt. Dieser Horizont ist die Oberfläche zur Zeit der neolithischen Besiedelung gewesen, auf ihm stehen die Steinzeitgräber Sylts und hier finden sich eindeutige neolithische Stücke. Mein Werkstättenfund von 1891 gehört hierher.

Das unterste Drittel des Haidsandes zeigt 1—2 wohlerkennbare Geröllzonen in graubrauner Sandmasse mit Andeutung von Schichtungen. Die oberen Zweidrittel sind mehr oder weniger tiefbraun verfärbte feine ungeschichtete Sande. Zwischen den Geröllzonen (z. T. in die obere hineinragend) und der schwarzen Oberfläche liegen die Funde meiner Syltkultur. Über dem Haidsand liegen flächige Dünensande und Dünen; auf und in ihnen „rezente" Kulturreste bis zur Gegenwart.

Knochen von Menschen und Tieren, Knochengeräte, Keramik fand sich im „Sylthorizont" nirgends, wohl aber zerstreute Holzkohle; viele der Werkzeuge und bearbeiteten Gesteinstrümmer sind zerbrannt.

Der jährliche Kliffabbruch durch Seeangriff beträgt durchschnittlich 5 m; dabei weichen auch die Küstendünen zurück und geben, wenn Sturm und Regen sie bearbeiten, immer weitere Haidsandflächen frei, die dann ebenfalls, weil der Sand leicht beweglich ist, schnell abgetragen werden. Die im Sand enthaltenen Gesteine bleiben liegen und vermischen sich allmählich mit den ebenfalls schwer beweglichen groben Massen der Windkanter- und Anreicherungszone. Wird auch die Moräne (Blocklehm), die bei Kliffhöhe 14 m dick ist, von oben her angegriffen, so sinkt der ganze grobe Gesteinsteppich schließlich weiter in die Tiefe derartiger atmosphärilischer Erosionsmuldengebiete. Die Flugsande und Wanderdünen verdecken zeitweilig alles wieder; die dauernden Sandwehen und Sandstürme polieren alle Gesteinstrümmer und die Geräte bei ihrem Verweilen an der neugebildeten Oberfläche.

Die sekundären Anreicherungszonen dieser Art auf dem Kliff sind die leichtest zugänglichen Fundstellen der Syltstufe. An frisch zerstörten Haidsandstellen haben die Stücke „frischeres" Aussehen; aus der Schicht genommene sind noch „duff", und die Absplisse zeigen bisweilen noch Luftgehalt unter den feinen Absplißschüppchen, z. B. an den Kernsteinen und an gedengelten Rändern.

In verschiedenartigen Aufschlüssen, wie Wegerändern, Baustellen usw. im Inneren des Landes werden freigelegte Geräte der Syltstufe, ohne windpoliert zu werden, bisweilen patiniert: bei erdfrischen Stücken mit milchiger bis hochweißer Farbe.

Die meisten Geräte der Syltstufe sind aus Silex hergestellt, besonders dem schwarzgrauen Mukronatensilex und oft aus Bryozoënfeuerstein; seltener aus verschiedenen anderen Gesteinen.

Um manche Eigenarten der Syltstufe zu verstehen, die zugleich paradigmatisch sind für andere Fundgruppen, ist es nötig sich zunächst auch noch zu vergegenwärtigen, was das Grundmaterial dieser Steinindustrie „geologisch erlebt" hat, bis es in Menschenhand zu Geräten geformt wurde.

In der Grundmoräne sind zahlreiche mehr und weniger zerschundene Silexknollen und -brocken verhanden; viele sind zerquetscht und zeigen den

Digitized by Google

auf „Gletscherdruck" zurückzuführenden Zustand: Schrammen, Kritzen, Schälabsplisse, Stufenbrüche, Drucksteilbuchten, Pseudoranddengelungen und andere Zerschindungen (vgl. meine Ausführungen z. B. Korrespondenzbl. d. dtsch. anthr. Ges. Tagungsberichte: Greifswald 1904; Salzburg 1905; besonders Tübingen 1911; Bericht d. Tagung d. Naturf. u. Ärzte: Breslau 1904; Prot. d. Arch. geol. Ges. XII, 1905; Tagung d. Ges. f. dtsch. Vorgesch. Hannover 1909; Zeitschr. f. Ethnol. 1904, S. 53, 1905, S. 1024).

Viele Gesteine sind zerklüftet und zu annähernd rechtwinkligen Trümmerformen zerfallen, zeigen auch Abplatzungen von flächenschuppen („cupules") meist mit Versteinerungen und anderen Einschlüssen im Zentrum, um das annähernd konzentrische Wellungen laufen. Es sind das Zerspellungen durch Atmosphärilien, die heute noch geschehen.

Innerhalb des Mergels ist wenig Patina und wohl gar keine Glanzbildung an Knollen und Trümmern von Silex vorhanden, vielmehr häufig Rauhungen, d. h. Oberflächenzersetzung durch Verwitterung. Viele Silexstücke aus dem Mergel sind gut schlagbar im Sinne der Herstellung von Steingeräten. Menschliche Geräte kenne ich aus den diluvialen Schichten nicht, — auch nicht aus dem obersten Gerölle-, Sand- und Kiesschichten, die wohl der Epiglazialzeit angehören. Auch die (früheft-postglaciale?) Anreicherungszone und die mit ihr wohl identische Windkanterzone ist, wo sie intakt unter wohlerhaltenem Haidsand liegt, ohne menschliche Spuren, ebenso die untere, wahrscheinlich auch die zweite Geröllzone des unteren Haidsanddrittels. Hier tritt sehr häufig matte milchige, dicke Patina an den natürlichen Silextrümmern und Geröllen auf, die fast alle wenig geeignet als Ausgangsmaterial für Herstellung von Steingeräten sind. Geräte, die gelegentlich schon nahe der Geröllzone gefunden werden, sind duff, wie die übrigen im oberen Haidesande.

Die zahllosen Trümmerformen der Anreicherungszone dagegen müssen herausgefordert haben zur Verwendung als Geräte, wenn Menschen sie fanden (eventuell auch durch Aufgrabung gewannen), die mindestens die „eolithische Mentalität" hatten, also die Fähigkeit, Naturtrümmer ohne weiteres oder nur unter Hinzufügung geringfügiger nachhelfender Bearbeitung als Gerät zu benutzen. Verlockend mußte dieses Material, unter dem sich viel gut schlagbare Knollen und größere Trümmer finden, auch sein für Menschen, die im Besitz erfahrungsmäßiger Werkzeugsvorstellungen fortgeschrittener Art waren. Uns, die wir nach dem bisher üblichen Schema in Steinindustrien jeden Alters die üblichen Formentypen der Klopfsteine, Kernsteine, Messer, Bohrer, Kratzer und Schaber zu suchen gewöhnt sind, ist es leicht, alle diese Formen sozusagen natürlich vorgebildet hier zu finden. Eine leichte Herrichtung läßt durch Schlagen, Pressen, passive Retouche u. dgl. auch mit geringer experimenteller Erfahrung schnell allerlei Geräte herstellen. Auch wenn Wagen über solche Schichten fahren und andere natürliche zertrümmernde Einwirkungen auftreten, werden die Kanten und Schärfen dieser Naturtrümmer pseudo-retouchiert, aber immer in der wohlbekannten sinnlosen, unregelmäßigen Art der „nichtintentionellen" Zerschindung [1]).

Kernsteine und gute Absplisse und mancherlei nunmehr als Typen erkannte Stücke entstehen weder auf natürliche Weise, noch durch solche Zufälle.

[1]) Auch Übungsexperimente von Kollegen und Kollegoiden treten gelegentlich auf! Es wäre nützlich, daß sie an so wichtigen Fundstätten nicht liegen gelassen würden.

Digitized by Google

Das Gesamtbild der Syltstufe zeigt vielmehr eine technisch-typologische Einheit vom Rohmaterial bis zu den feinsten und vollkommensten Geräten. Es sei im voraus betont, daß sämtliche Typen zum Teil aus Naturtrümmern mit deutlich verfolgbarer geringer Herrichtung entstanden sind, zum größeren Teil unter Anwendung zielbewußter weitergehender, oft geradezu genialer Anwendung geschickter Nachhilfe durch Schlag und grobe Drucktechnik; sehr viele sind hergestellt aus absichtlich geschlagenen Absplissen von der gröbsten bis zur feinsten Art. So könnten Trümmergeräte, Kernsteingeräte und Abschlaggeräte innerhalb der Typenserien unterschieden werden.

Wichtig ist die sich sofort erhebende Frage: Sind die aus Naturtrümmern „ohne weitere Formungsbearbeitung" gefertigten Stücke nur bequeme Nachahmungen von den anderen, aus absichtlich hergestellten Schlagtrümmern gemachten, — oder umgekehrt? Besaßen also die betreffenden Menschen der Syltstufe bereits eine regelrechte „Steininduſtrie", die sie infolge der Auffindung des bequem vorbereiteten Rohmateriales sozusagen ins Eolithische bzw. Archäolithische zurückfallen ließen, — oder bildeten sie auf Sylt und an entsprechenden Stellen infolge der Hilfeleistung der Natur und ihrer Bereitstellung verlockender Trümmerformen eine ihnen bereits zugehörige altertümliche Steininduſtrie weiter aus bis zu der Sylter Stufe? Die Anwendung einer möglichst strengen technischen Typologie wird Klärung schaffen und den Sonderfall zeigen, daß die Sylter Nacheiszeitleute Menschen mit bestimmten Gerätevorstellungen waren und einer typischen Formgewöhnung, die ihre Zugehörigkeit zu dem Umkreis der weitverbreiteten Kulturstufe der Campigniengruppe erweist. In Anpassung an ihr örtliches Steinmaterial und sicher aus Notwendigkeiten ihrer Sylter Lebensbedingungen „modifizierten" sie ihr „Vorstellungserbe" weitgehend, fast bis zur Unkenntlichkeit, als sei ein „eolithisches Erbe" in ihnen lebendig.

Dieser Fall muß während aller Steinzeitperioden immer wieder vorgekommen sein; er ist mir seither deutlich geworden, z. B. in Taubach und an anderen Fundorten, wo ein örtlicher Materialmangel herrschte. Sowohl sehr schlechtes als sehr gutes Ausgangsmaterial wird etwaige in seinem Bereich eingewanderte Steintechniken örtlich wandeln. Besonders leicht waren bisher schon solche Beobachtungen an Industrien mit auffälligen wohlerkennbaren Gerätformen zu machen, so an den Klingenindustrien verschiedenen Alters. Aber diese Gruppen sind erfahrungsgemäß so hartnäckig in der Wahrung ihres Formkreises gewesen, daß sie fast immer nur Kaliber und Schönheit ihrer Geräteformen beeinflussen ließen. Ein schönes Beispiel ist eine fast unmöglich kleinkalibrige Klingenkultur von Rauschen in Samland (durch P. S. Krause gefunden), deren Ausgangsmaterial kleine Strandgerölle waren. Andererseits sind aus den Aurignacstufen und anderen Horizonten des Dezèretalgebietes mit seinem schönen Silexgrundmaterial vielfach auffällig „primitive", richtiger urzeitlich großzügige Geräte bekannt geworden, die fast die ganze damals „moderne" Typenreihe der betreffenden Stufen über den Haufen geworfen haben: z. B. aus Abri Lausel.

Anders schon verhalten sich die altpaläolithischen Gruppen, zumal die Faustkeilkulturen und auch die noch etwas als archäologische Rumpelkammer behandelte Le Moustier-Kulturfolge. Das „Primitiv-Moustérien" z. B. scheint ein Kümmer-Moustérien (übrigens mit Syltstufenähnlichkeit einiger Typen!) zu sein infolge Materialmangels, z. B. im Sirgenstein. Für die

Digitized by Google

Frage der Einordnung von Taubach-Weimar-Ehringsdorf[1]) sind mir diese Feststellungen besonders wichtig geworden, denn dort herrschte in den untersten Horizonten (Taubach und Weimar) sichtlich Materialkümmernis, während zur Zeit der klassischen Ehringsdorfhorizonte, und auch schon an gewissen Stellen des Taubachhorizontes besseres Grundmaterial zur Verfügung gestanden haben muß, was allein schon den schnellen Formenwandel zum klassischen Ehringsdorfinventar erklärt. Gerade in Taubach „unten" treten auch Ähnlichkeiten mit der Syltstufe auf und bleiben in Ehringsdorf andeutungsweise bestehen, vielleicht wieder eine „Erb-Beziehung".

Auch in La Micoque hat die Grundmaterialgüte gegenüber sonstigen Moustérienhorizonten: typologische Verheerungen angerichtet, wenigstens in den Köpfen mancher heutigen Bearbeiter! Das berühmte „Typengemisch" ist allerdings nur zum Teil tatsächlich vorhanden und zwar als Mischung von ausgesprochenen Spätmoustierformen, unter denen z. B. infolge der Materialgüte aus sehr großen, dicken Abschlägen nicht nur Spitzen, sondern durch zweiflächige feinste Bearbeitung Pseudofaustkeile, die bekannten klassischen faustkeilartigen Spitzen, geschlagen werden konnten; wie ich schon an anderer Stelle und vielfach mündlich und bei musealer Darlegung betont habe, ist nun aber in La Micoque in großem Umfange auch natürliche Zertrümmerung und Zerschindung der massenhaften Abschläge und Abfälle geschehen, gelegentlich auch fertiger Geräte der Moustierart![2]) Alles das sinnlose groß- und klein- und ganz kleinkalibrige „Steingemüse", das eben nicht menschlicher Absicht entsprungen ist, ist also auf komplizierte Weise entstanden! Die gleiche Beobachtung konnte ich in Le Moustier machen: dort ist durch eine Moustérienschicht eine Zeitlang offenbar ein Höhlenbach geflossen und hat ähnliche Verheerungen angerichtet. Auch für gewisse Erscheinungen in Taubach-Weimar-Ehringsdorf habe ich den gleichen Verdacht. Meine Beobachtungen am Seestrand von Rügen und in den Kreidemühlen lieferten die gleichen sinnlosen Produkte, wenn absichtlich geschlagene Silextrümmer kurze Zeit, nicht bis zur Verstumpfung der Ränder in die Schwemmbottiche bzw. die Brandung gerieten. Ganz besondere Bedeutung haben solche Erfahrungen und Experimente, z. B. meine Hochdruckversuche, wie für die Klärung der sog. Eolithenfrage, so auch für die Feststellung natürlicher Zertrümmerungs- und Zerschindungsformen des Silex überhaupt, die zu kennen notwendig ist, wie man sieht.

Es ist eine an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit, alle diese Dinge in Veröffentlichungen allgemein verständlich klarzulegen, so lange nicht die Möglichkeit sehr ausgedehnter zeichnerischer Darstellung und Wiedergabe und weitgehender Beifügung vergrößerter photographischer Aufnahmen vorhanden ist. In der praktischen Unterweisung, weiß ich, sind alle diese Dinge schnell weiterzugeben, natürlich nur an dafür „Begabte". Die Formenkreise des Préchelleen bzw. des Eolithikums und Archäolithikums sind gar nicht zu verstehen und zu entwirren ohne alle diese Kenntnisse. Sie sind auch geradezu die Prototypen für die hier angedeuteten Zusammenhänge zwischen Materialverschiedenheit und Variabilität der Geräteformen und der Geräteherstellungstechnik; denn für die Menschen dieser Stufen stand im Vordergrunde ihrer Gerätebeschaffung durchaus der

[1]) Vgl. u. a.: Zeitschr. f. Ethn. 1907, S. 261; Zentralbl. f. Mineralogie usw. 1908, Nr. 7, S. 197; Tagung Hannover 1909. Mannus Bericht; Prähist. Versammlung Köln 1907. Korr.-Bl. dtsch. anthr. Ges. S. 10.

[2]) l. c. Tübingen.

Digitized by Google

Gerätezweck, d. h. die Arbeitsabsicht, noch nicht die Formabsicht; es bestand zwar eine vorgefaßte, technisch-typologisch zu verstehende Gerätevorstellung, aber nicht eine die Gesamtform der Geräte betreffende „Forme préconçue"!

Ein merkwürdiges Wiederhinneigen zu „primitivem" Verhalten bei der Geräteherstellung liegt nun zweifellos auch in der Syltstufe vor. —

Ganz zweifellos ist die Feststellung, daß sich die Geräte stellenweise in größerer Anzahl angesammelt vorfinden; hie und da um große Blöcke und in der Umgebung von Ansammlungen mittlerer Gerölle, die vielleicht Herdstellen oder irgendwelche Begrenzungen innerhalb von Wohnplätzen gebildet haben. Die Klippenhöhe hat bisher am wenigsten Gerät geliefert und dabei auffallend gute; es machte mir den Eindruck, als seien an den Hängen und in den Mulden des Diluvialplateaus die eigentlichen Wohn- und Arbeitsplätze gewesen, in die zum Zweck der Verarbeitung alles brauchbare Grundmaterial zusammengeschleppt worden ist. Daher auch die vielen, nach wenigen charakteristischen Schlägen offenbar als unbrauchbar liegen gelassenen Arbeitsstücke. In der Umgebung und entfernt von den Siedelungen hat naturgemäß ebenfalls mancherlei Arbeit stattgefunden, aber mehr mit fertigen Geräten.

Noch eine Beobachtung scheint mir wichtig zu sein, nämlich daß immer wieder eine bestimmte Typengesellschaft an den verschiedenen Haupt-Ansammlungsstellen oft ganz dicht beieinander auftrat, z. B. eine Anzahl rundschaberartiger Geräte bei zahlreichen schneidenden und einigen spitzen bohrerartigen Formen; dabei dann in größerer Zahl die zackigen Formen (siehe unten); oft von jedem Typ auch nur ein Stück! „Balken" und beilförmige Geräte fanden sich ganz vereinzelt, mehrere der mir bekannten außerhalb der größeren Ansammlungen. Die zerbrannten Geräte sind häufig in den Ansammlungsstellen; es ist sehr natürlich, daß Geräte ins Herdfeuer geraten sind. Naturtrümmer sind kaum zerbrannt gefunden, wohl aber große Gerölle, die wohl zum Herdrand gehört haben.

Der Übersicht halber seien nun die technisch-typologischen Hauptformen in der Reihenfolge genannt, wie sie die steintechnische Untersuchung ergab. Der Silex reagiert in grundsätzlich bestimmter Weise auf Gewalteinwirkungen, die ihn treffen; Absplißformen und Zerklüftungen an sich entstehen weitgehend gleichartig bei natürlichem zufälligem Zertrümmern wie bei sinnvollem Bearbeiten; der Unterschied besteht in der Anordnung der Bearbeitung, der Vermeidung gewisser das Gerätbild störender Zertrümmerungen und vor allem in der Auslese geeigneter Ausgangsstücke.

I. Klopfsteine bestehen überwiegend aus Quarzit und Felsgesteinen. Manche sehr große Formen mit starker, fast zu Abplatlungen führender Benutzung einer Stelle scheinen mir Ambosse für passive Bearbeitungen zu sein (Nr. 1 u. 2.) Vielleicht sind auch manche der „Balken" (IX) Bearbeitungsgeräte. Das Kaliber der zweifellosen rundlichen, gut handlichen Klopfsteine ist verschieden: von Faustgröße bis zu kleinen, ganz zierlichen, sehr gut gewählten handlichen Stücken. Die nächsten Folgen der Steinschlagekunst mit solchen Klopfsteinen verschiedenen Kalibers, sind überall zu unterscheiden: grobe Abschläge (IV) und grobe Schlagnarben in Form der bekannten Halbmonde und Ringe an den Klopfflächen besonders der Kernsteine und feine und feinste Klopfspuren und Abschläge von allen Typen.

II. Kernsteine sind in großer Menge und von sehr verschiedener Größe vorhanden und zeigen drei Hauptformen gemäß der verschiedenartigen

Digitized by Google

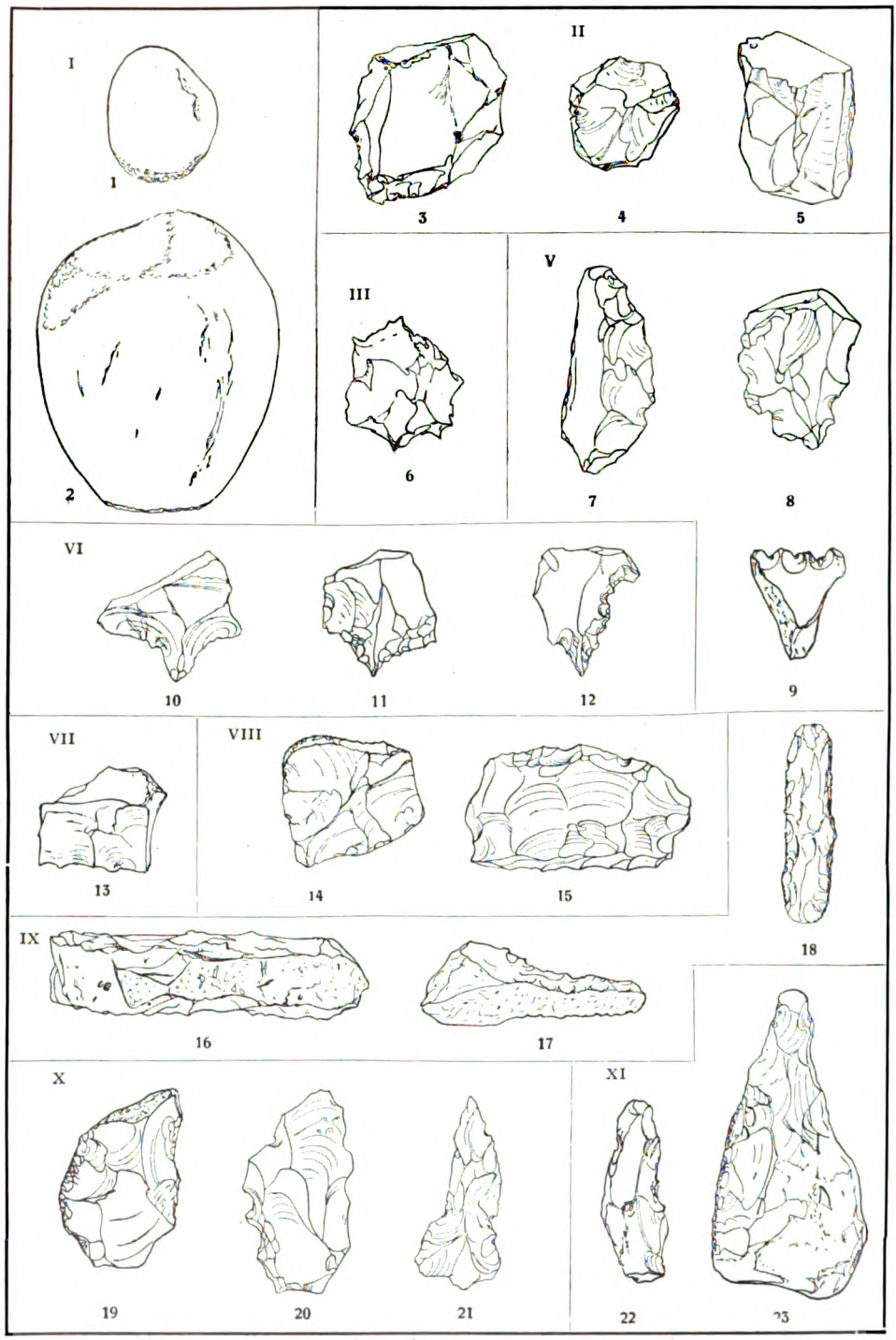


Abb. 3. Gerättypen. 1/3 nat. Gr.

Digitized by Google

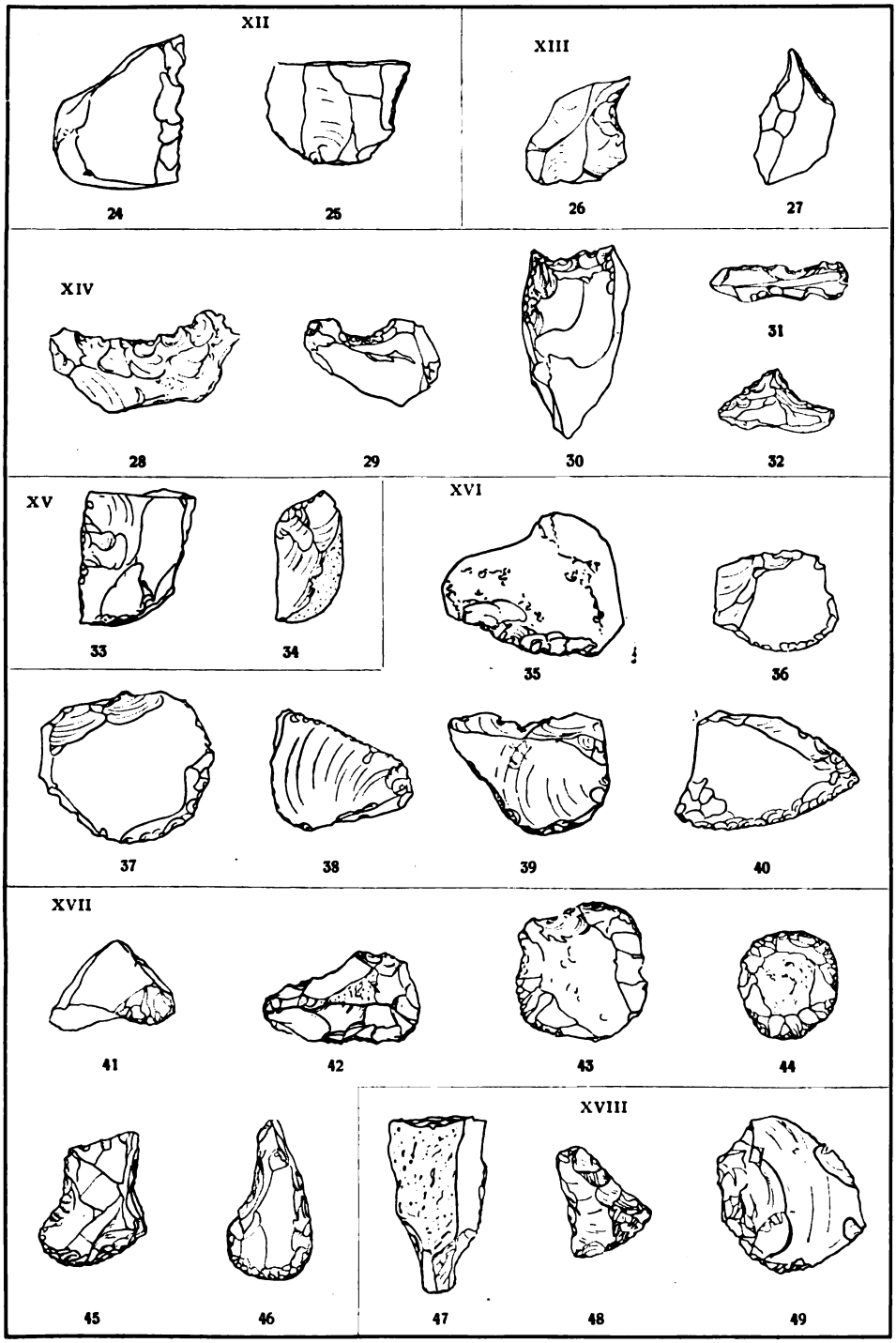


Abb. 4. Gerättypen. 1/3 nat. Gr.

Digitized by Google

Herrichtung, die auf Erzielung bestimmter Abschlagformen beruht: 1. unregelmäßige Kerne, von denen Abschläge „wie sie sich gerade ergaben" gewonnen worden sind; die stark zerarbeiteten Stücke zeigen den gleichen Charakter wie die angefangenen. 2. Eine ganz charakteristische zweite Form nimmt ihren Ausgang von flachen Knollen, von denen in die Flächen hinein ringsherum Absplisse geschlagen sind. Es entstanden so Stücke, die an die diskusförmigen Kernsteine des Moustérien erinnern, die aber auch in Ägypten, Italien, den nordischen Bezirken des gesamten Steinalters, häufig in La Micoque und Taubach-Weimar-Ehringsdorf vorliegen. Das Ergebnis sind „lindenblattförmige" und rundliche Abschläge, zur Herstellung von Spitzen und Rundformen gut geeignet und von einer Regelmäßigkeit der Form, die bei gröberen Kernsteinen schwieriger zu erhalten ist. 3. Langformen, meist von annähernd zylindrischen, schon von Natur prismatischen Stücken abgearbeitete Abschläge, Langabsplisse, die bisweilen schon durch die Beschaffenheit der Knollen und des Materiales als gute Lamellen entstanden sind; aber ganz selten sind sie von der Feinheit der aus den Klingenindustrien her bekannten. An allen Stücken ist deutlich, daß Schlagtechnik, nicht Drucktechnik angewandt worden ist. Aufschlußreich sind Stücke, die weggeworfen sind, weil ein in der Masse liegendes Hindernis weitere Abspellungen vereitelte. (Nr. 3, 4 u. 5.)

III. Kernformen besonderer Art, die anscheinend nicht (oder nicht mehr!) zur Gewinnung von Abschlägen gedient haben, sind die „Polyeder", bei deren Herrichtung es offenbar darauf ankam, möglichst viele unregelmäßige scharfe Kanten und Spitzen zu gewinnen. Derartiges wird in anderen Steinindustrien als Wurfsteine angesehen. Manche von ihnen sind länglich, auch annähernd scheibenförmig und kegelförmig. (Nr. 6.)

IV. Die Abschlagformen sind entsprechend den Kernsteinformen rundlich, blattförmig, lamellenartig oder unregelmäßig. Auffallend viele zeigen „Schnabelform", was für die Formgebung gewisser Instrumente (XIII, XVI) wichtig wurde. Entsprechend dem im Ganzen klein- und mittelkalibrigen Grundmaterial sind ganz große Abschlagformen selten; sie sind auffälligerweise meist nicht weiter bearbeitet, bis auf die lamellenförmigen, die als Messer wieder erscheinen.

Es folgt nun eine für die Sylterstufe ganz besonders kennzeichnende Gruppe (V—IX), deren Einzelformen ebenso häufig aus Knollen und groben Naturtrümmern, wie aus groben Abschlägen hergestellt worden sind.

V. Zackenkantige. Meist recht grobe Stücke verschiedenen Kalibers, die dadurch gekennzeichnet sind, daß eine oder mehrere Kanten mittelst weniger großer Schläge grobzackig geschlagen sind, meist so, daß die Zackenreihe längs einer Flachseite des Stückes angeordnet ist. Es gibt Zwischenformen zu den Polyedern hin; vielleicht gehören als Geräte auch III und V zusammen. Manche Stücke sind sichtlich „Sägegeräte". (Nr. 7, 8 u. 9.)

VI. Spitzzackige. Auch diese Gruppe ist mit III und V verwandt; ihre Eigenart besteht darin, daß eine Spitze besonders herausgearbeitet worden ist; bisweilen ist rechts und links neben ihr noch je eine kleinere vorhanden. Die Stücke sind im ganzen oft dreieckig pyramidenförmig; sie haben Form- und offenbar Gerätbeziehung zu XII und XIV. Manche sind offensichtlich „Bohrer". (Nr. 10, 11 u. 12.)

VII. Steilgeschlagene. Meist plattenförmige oder quaderförmige Stücke, an einer oder mehreren langen Flächen durch aneinandergereihte sorgsame Abschläge bearbeitet und zwar nur mit großen, nicht mit darauf-

Digitized by Google

geschichteten kleineren und kleinsten Abschlägen. Sehr oft liegen nur zwei sehr regelmäßige und gleichgroße Abschläge nebeneinander. Längere Stücke sehen aus wie Gebißreihen. (Nr. 13.)

VIII. Flachgeschlagene. Mit den vorigen (VII) verwandte Stücke, aber sichtlich das Bestreben zeigend, an sich schon flache Knollen und Trümmer noch flacher zu gestalten, meist durch Bearbeitung einer Fläche, die dann auffallend regelmäßig von allen Kanten her laufende Flachabschläge aufweist. Meist sind es annähernd rechtwinklige Stücke. Einige größere Stücke tragen diese Bearbeitungsart an zwei Flächen; es entsteht dadurch etwas den sog. „Vorarbeiten" neolithischer Flachbeile Ähnliches, wie es aber auch in der Campigniengruppe vorkommt und in paläolithischen Industrien. Manche Stücke lassen an Verwendung als geschärfte „Wurfscheiben" denken! (Nr. 14 u. 15.)

IX. Balken. Stücke in der Technik von VII und VIII, aber ausgesprochen formgewollt. Mehrere mir bekannte Stücke haben eindeutig gewollten rechtwinkligen Längs- und Querschnitt, sind also Balkenformen im engeren Sinne. Vielleicht sind es Feuerschlagsteine? Andere sind vielleicht nur infolge Materialversagens unregelmäßiger; einige haben sichtlich Neigung zu Spitzformen, mehrmals mit linsenförmigem Querschnitt. Diese Stücke könnten auch zu XI gestellt werden. (Nr. 16, 17 u. 18.)

X. Mandelformen. Eine nicht geringe Anzahl verschiedenen Kalibers. Die meisten zeigen ganz ausgesprochen die Absicht, aus bearbeiteten Kernstücken faustkeilartige Geräte herzustellen, deren eines Ende stumpf, dick und wenig bearbeitet ist, deren anderes Ende eine meist breite schneidende „Spitze" darstellt. Dieser offenbar als „Arbeitsstelle" des Gerätes gedachte Teil verdankt seine Beschaffenheit häufig feinerer Bearbeitung, meist aber ist es der unbearbeitet gelassene scharfrandige bis schneidend-flache Teil eines großen natürlichen Trümmers oder künstlichen Abschlages oder die Stelle, wo zwei Schlagflächen, die an dem Stück angebracht worden sind, in einer Schneide zusammenlaufen. Die Materialkümmernis hat es mit sich gebracht, daß sehr verschiedene, oft geradezu grotesk anmutende, aber von überlegener Materialbeherrschung zeugende Schlagmaßnahmen angewendet worden sind, um den Gerätezweck zu erreichen. Auch diese Formen könnten kümmerliche Ausführungen im Sinne von Gr. XI sein. (Nr. 19, 20 u. 21.)

XI. Langbeilformen. Stücke von eindeutiger Artung, gekennzeichnet durch dreieckigen oder linsenförmigen Querschnitt, dickes „Griffende" und spitz-scharfes „Arbeits-Ende". Einige Stücke sind völlig gut gelungene Kernbeilformen des Schemas der Pics aus dem Campignien. Mehrfach kommen aus groben Abschlägen hergestellte Stücke vor mit einer fast löffelförmigen, aber nicht gesondert bearbeiteten Spitze. Wieder sind es meist, wohl infolge des Materialmangels, kleinere Stücke. Das einzige von mir gefundene Stück in der Länge von fast 20 cm trägt an der äußersten Schneidespitze beiderseitig Schliff! Es ist nicht in der intakten Schicht, also nicht an primärer Lagerstelle gefunden; demnach ist auch nicht sicher auszuschließen, daß es seinen Schliff erst später, vielleicht im Neolithikum, bekommen hat. (Nr. 22 u. 23.)

Die folgenden Formen XII und XIII sind wieder sozusagen eine Sippe im schlagtechnischen Sinne; als Geräte scheinen sie der gleichen Absicht entsprungen; infolge der Materialeigenart sind sie technisch-typologisch verschiedenartig.

Digitized by Google

XII. Grobe Bogenspitzen. Aus Knollen, Trümmern und Abschlägen in sehr verschiedenem Kaliber hergestellt. Kennzeichen für alle ist die Bogenform der bearbeiteten Gerätspitze. Das ganze erinnert an die Papageienschnabelformen des Paläolithikums, die aber auch im Mesolithikum und Neolithikum überall häufig sind; in Sylt sind sie besonders grob. (Nr. 24 u. 25.)

XIII. Schneide- und Reißspitzen. Ähnlich XII, aber von feinerer Ausführung, meist aus von vornherein schnabelförmigen Spitzabschlägen hergestellt, bisweilen mit ganz geringer Nachhilfe zum Besten der Gesamtform; meist mit Handlichkeitsanpassungen an der Basis oder am Rückenteil. Die Arbeitsstelle, die Hohlspitze, ist meist gar nicht, gelegentlich aber auch sehr fein, sogar flächig gedengelt, so daß die Absicht, eine Schneidespitze zu erhalten, ganz deutlich wird. Andere Stücke scheinen mehr zur Verwendung als Bohrer verschiedener Feinheit bestimmt gewesen zu sein. (Nr. 26 u. 27.)

XIV. Hohlgeschlagene. Auch diese Formen haben ganz grobe und ganz feine Vertreter: aus Knollen, Trümmern und Abschlägen hergestellt. Schon unter den steilgeschlagenen Stücken (VII) und den Zackenformen (V) sind vielleicht hierher gehörige Gerättypen. Das kennzeichnende ist die zweifellos gewollte Herstellung einer konvexen Arbeitsstelle von der Art der Hohlschaberkanten; es sind aber sehr grobzackig-geschlagene Stücke nicht selten; andere wieder sind von großer Feinheit der Arbeit an der Arbeitsstelle. Die großen Kaliber sind nie sehr fein gedengelt; sie sind also nicht etwa nur „Vorarbeiten", sondern eben grobe Typen! Die Gesamtformen sind sehr verschieden: Querformen und Langformen; die Kerben nehmen öfters die ganze Quer- oder Längsseite eines Stückes ein; diese Typen sind am meisten verwandt mit VII, bisweilen sitzen an Langformen mehrere Kerben nebeneinander; oder sie sitzen bei Langformen an einer Querseite. Oft liegen zwei sorgsam geformte Kerben nebeneinander, während die Spitze keine Bearbeitung zeigt. (Nr. 28, 29, 30, 31, 32.)

Die Formen XV und XVI sind wiederum eine Sippe, ebenfalls von groben und feinen Formen und mit wenig oder feiner Bearbeitung.

XV. Messerformen. Natürliche und künstliche Abschläge. Zweck und Hauptformenanteil ist eine schneidende Kante. Häufig sind Lamellenformen. Aus unregelmäßigen Abschlägen sind oft Dreieck- und Trapezformen durch einfaches Zerschlagen hergestellt. Die Schneidekante ist auch bei groben, dicken Stücken oft durch feine und feinste Flächendengelung (passive Retouche oder Druckretouche) erzeugt. Manche Späne zeigen nur an den Griffstellen etwas Anpassungsbearbeitung, an den Arbeitsstellen keinerlei Herrichtung, wohl aber ausgesprochene Zerarbeitung, Abnutzung, gelegentlich sogar bis zum Hochglanze gesteigert. (Nr. 33 u. 34.)

XVI. Schneideplatten (E. Bracht). In allen Steinzeitindustrien eine kaum beachtete, aber zweifellos äußerst wichtige Gerätsippe. Es handelt sich oft um sehr grobe Messerformen, die aber nicht die Langform erstreben, sondern eher rundliche Schneiden, vergleichbar den Ledermessern der Schuster auch u. a. dem bekannten „Frauenmesser" der Eskimo. Häufig sind auch Formen, bei denen die runde Schneide neben einer Spitze liegt und Spitze und Schneide aus dem Gerätstück pflugscharähnlich hervorragt. Manche Stücke sind ringsum grob „geschärft", vielleicht, um als „Wurfscheiben" zu dienen (vgl. bei VIII). Ich möchte für Sylt und andere Steinindustrien grundsätzlich scheiden zwischen Scheibenformen und Pflugscharformen. Beide können dick sein, die Scheibenformen sind dann den gemeinhin als Rundschaber aufgefaßten flachen Rundformen von Geräten mit gedengelter Kante

Digitized by Google

formal nahestehend. Gemeinsames Kennzeichen dafür, daß sie zu meiner Form XVI gehören, ist überall die Gesamtform, die auf Handlichkeit im Sinne der Schneideplatte hindeutet. Auffällig oft ist die schneidende Rundung nur ein kleiner Teil einer großen im übrigen nicht bearbeiteten Kante des Gerätes; dem Schneideteil liegt dann eine für das Anfassen mit gestrecktem Zeigefinger besonders geeignete stumpfe oder stumpfgemachte Längskante gegenüber. Das gleiche gilt von den Pflugscharformen, nur daß diese sehr häufig eine sichtlich gewollte feine Schneidespitze haben, die oft nicht nur an der eigentlichen Schneidelängskante gedengelt ist, sondern auch jenseits: dann aber nicht bis hin zu der Greifstelle (Fingerauflage). (Nr. 35, 36, 37, 38 u. 39)

Diese Formen müssen künftig überall besonders beachtet werden. In La Quina, La Micoque, Ehringsdorf u. a. m. haben sie meines Wissens sogar ausschlaggebende Wichtigkeit für Typologie und Technik der betreffenden Industrien. Auch unter den sog. Faustkeilen spielt diese Gerätform eine große Rolle. Es hat sich mir ergeben, daß wir vom Spätmoustérien ab keineswegs alles was Mandelform hat, für Faustkeile halten dürfen, vor allem nicht in La Micoque. Die Schneideplatten spielen eine große Rolle; sehr viele Keile und der größte Teil der sog. Moustierspitzen sind Pflugscharformen der Schneideplatten. — Es ist kein Zufall, daß in Sylt eine geradezu klassische „Moustierspitze" gefunden ist, aus einem sehr schön geratenen Blattabspliß von ausgezeichnetem Material hergestellt; also ein „Idealstück", welches diesen Form- und Gerätwillen deutlichst zeigt. (Nr. 40.)

In diesem Zusammenhange ist zu betonen, daß unter den so vielgestaltigen natürlichen und künstlichen Absplißformen der Syltstufe wie aller anderen Steinindustrien jeden Alters überall die für diese Schneideplatten in Scheiben- oder Pflugscharformen geeigneten Stücke geschickt ausgewählt sind und durch ihre oft nur geringfügige Formnachhilfe und Arbeitsstellen-Dengelung zu ausgesprochenen Geräten geworden sind. Auch hier sind aber die Abnutzungserscheinungen oft das einzig auffällige Anzeichen ihrer Zugehörigkeit zu diesen Gerättypen.

XVII. Rundformen. In dieser Gruppe, deren Kennzeichen die rundbogige, sorgsam gedengelte Arbeitskante ist, seien aus technisch-typologischen Gründen offensichtlich verschiedene Gerättypen zunächst zusammengefaßt. Am deutlichsten unterscheiden sich

a) Kahnformen, die zweifellos formale und technische Beziehungen zu den „Kielkratzern" haben. Sie sind aus Naturtrümmern oder ganz groben Abschlägen hergestellt. Einige zeigen sehr deutlich Abnutzungsspuren als Hobelgeräte wie jene. Auch die formale Ähnlichkeit ist groß; sogar die im Aurignacien und Magdalénien nachweislich gewollten kleinen „Nasen" und Kerben neben der rundgedengelten Querkante sind unter den Syltformen auch vorhanden. Die Kieldengelung ist oft besonders fein und dünnspänig, fast gelegentlich aurignacartig. (Nr. 41 u. 42.)

b) Rundscheibenformen, an denen sich eine einzelne Rundkante, bisweilen zwei sich gegenüberstehende, gelegentlich von verschiedenen Flächen her bearbeitete (wechselständige) Bogenkanten befinden. Manche Stücke sind ringsherum völlig gedengelt! (Nr. 44 u. 45.)

Auch diese Stücke sind aus Naturtrümmern oder Abschlägen hergestellt.

c) Gestielte Formen. Bereits manche der Rundscheibenformen, zumal die aus Abschlägen hergestellten sind länglich, wobei die Schlagstelle des ursprünglichen Abschlages der Rundkante gegenüberliegt. Sind die

Digitized by Google

Stücke aus Lamellenabschlägen geformt, ergibt sich die Langform bzw. Stielform von selbst; immer liegt hierbei die Rundkante dem Schlaghügel des Abschlages gegenüber. Bei einer Anzahl der Rundformen ist aber der Stiel ganz offensichtlich ausdrücklich gewollt und durch Sonderbearbeitung erzielt worden. Einige Stücke tragen gegenüber der Rundkante Herrichtungen im Sinne schneidender Spitzen; sie sind vielleicht zu den kombinierten Geräten zu zählen (XIX). (Nr. 45 u. 46.)

Diese Rundformen sind, zumal für wenig Geübte und Liebhabersammler überall die auffallendsten und daher begehrtesten Stücke. Es ist mir auf Sylt immer wieder aufgefallen, daß sie, zumal am Ende der „Badesaison", selten zu finden sind, desto häufiger im Besitz von Gelegenheitssammlern!

XVIII. Meißelformen. Hier seien seltene, vielleicht zum Teil zufällig bei der Absicht, andere Geräte herzustellen, entstandene Stücke hingestellt. Manche sind aus Knollen (nucleigen) oder Trümmern entstandene Langformen; die Meißelkante ist schmal und liegt an der Spitze des Gerätes; sie könnten auch kümmerliche Langbeilformen sein. Andere aber sind zwar grob hergerichtete, aber ausgesprochene Meißelformen, vielleicht allerdings auch als geradkantige Kratzer bzw. Schaber zu verwenden gewesen. Wieder andere sind grobe, an ungeschickte Mandelform erinnernde Stücke, deren auffallendster Bestandteil die bisweilen durch seitliche Herausarbeitung betonte meißelartige Schärfe ist: vielleicht ganz kümmerliche Beilformen. (Nr. 47.)

Einige Stücke aber sind ganz ausgesprochen wohlbearbeitete Meißelgeräte, die an die sog. queren Pfeilspitzen erinnern. (Nr. 48.)

Es muß hier betont werden, daß unter den vielen Hunderten der mir bekannten Stücke nicht ein einziger ausgesprochener Scheibenspalter sich befindet, obwohl die Herstellung dieses Gerätes nach Ausweis der Abschlagformen sehr leicht möglich gewesen wäre! Ganz wenige Stücke scheinen mir verdächtig, eine Kümmerform eines Scheibenspalters zu sein und somit die typologische Verbindung zu den nordischen Campignienkreise der Muschelhaufen noch sicherer herstellen zu können. (Nr. 49.) In einem Falle aber handelt es sich um einen regelrechten Flintenstein; die sind natürlich zur Zeit des Flintenschlosses auch auf Sylt hergestellt worden, und mein Stück stammt von einer Stelle, wo auf der Kliffoberfläche der Haidsand längst zerstört ist und Kulturreste aller Zeiten bis in die Gegenwart lagen.

XIX. Kombinierte Formen sind in der Syltstufe sichtlich sehr selten; ich erwähnte sie schon vermutungsweise bei XVII c. Unter den formal kaum hergerichteten Geräten mögen naturgemäß manche mehreren Zwecken gedient haben, etwa gleichzeitig zum Schneiden, Bohren, Kratzen u. dgl.

Die Erklärung der Seltenheit hängt zusammen mit der Frage nach der Gerätebestimmung der einzelnen technisch-typologischen Formen.

XX. Hier seien einige fragliche Stücke eingeordnet, die möglicherweise verfehlte Vorarbeiten zu neolithischen Beilen sind, obwohl nicht ausgeschlossen ist, daß sie besonders symmetrische Balkenformen (XIV) der Syltstufe sind. Allerdings sind sie dick patiniert, wie die neolithischen Funde auf Sylt es häufig sind. —

Bei der Beschreibung der steintechnisch-typologischen Formengruppen ergab sich der Hinweis auf ihre Benutzung fast überall von selbst. Es sei hier ausdrücklich betont, daß es an der Zeit ist, von den alten schematischen Analogiebezeichnungen wie Messer,

Digitized by Google

Beile, Kratzer, Schaber nicht allzu schulmeisterlichen und schematischen Gebrauch zu machen. Schon die Bezeichnung Beil, Axt, Faustkeil sind vielfach irreführend gewesen und werden es immer bleiben. Vor allem aber bindet und beengt solche Einteilung, die doch nur die Folge einer Übertragung aus Metallformen rückwärts in die Steinformen zum Ausgang gehabt hat, die kulturarchäologischen Begriffe und Anschauungen von vornherein und verhindert nur allzu oft, die rechte Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse: vor allem bei Denjenigen, denen nicht technische, visuell betonte Auffassungsgabe bei ihren Studien an Steinindustrien zur Seite steht. Immer wieder muß betont werden, daß wir künftig systematisch vom örtlichen Typenmaterial und in letzter Linie von dem örtlichen Rohmaterial bei der Analysierung von allen Steinzeitfundgruppen ausgehen müssen.

Andererseits ist die gar zu freigiebige Verwendung der Begriffe der „Handlichkeit" und mutmaßlicher Gerätverwendbarkeit der technisch-typologischen Typen zu einem Arbeitszweck ebenso leicht irreführend, zumal wenn es sich um Stücke handelt, die nach dem bisherigen Schema „atypisch", ungewöhnlich und neuartig sind. —

Wir wollen es für die Syltstufe zunächst bewenden lassen bei der gegebenen Einteilung, die sich auf den Nachweis zweifelloser menschlicher Bearbeitung örtlichen Rohmateriales begründet und der Feststellung zweifelloser technisch-typologischer Formengruppen mit verschiedener Variationsbreite. Meine 35jährige Erfahrung auch bei der Einführung von Fachleuten und Laien in die Erkennung von Steinzeitindustrien jeden Alters hat mich immer wieder gelehrt, daß meine technisch-typologische Methode, weil sie alle Erscheinungen der Steinschlagtechnik der örtlichen Fundgruppe vom Rohmaterial bis zum „schönsten", vollkommenst gelungenen Stück zu berücksichtigen zwingt, der beste Ausgangspunkt ist für alle weiteren Versuche, Werkzeugtypen und ihre Verwendung im Sinne von archäologischen Gruppierungen zu bestimmen. Das kann dann mit Hilfe von Analogieschlüssen aus gegenwärtigen „primitiven", sozusagen steinzeitlichen Kulturen innerhalb der Völkerkunde geschehen oder rückschließend aus jungsteinzeitlichen und altsteinzeitlichen, auch technisch wohldurchforschten Fundgruppen. Für die Erkenntnis der in neuerer Zeit mehr und mehr zum Vorschein kommenden, dem bisherigen Wissen „ungewöhnlichen" Steinindustrien, zu denen auch unsere Syltstufe gehört, ist dies ein sicherer, rein induktiv und daher vorsichtigerer Weg zur Klärung als bisherige Formtypologien.

Ohne weiteres erkennbar in ihrer Bestimmung als Geräte sind für die Syltstufe die schneidenden, sägenden, bohrenden Typen; Schaber und Kratzer mögen manche der bogenkantigen und scharfkantigen Stücke gewesen sein, einige Formen sogar ganz gewiß! Klopfsteine und Beilformen sind eindeutig; auch Kernsteine und Abschläge. Es braucht kaum betont zu werden, daß bei der Sonderbeschaffenheit des Rohmateriales auf Sylt die genaueste Kenntnis der möglichen Naturtrümmerformen Voraussetzung für jede Forschung ist. Immer wieder fällt dem Wissenden in dieser Beziehung in allerlei Steinindustrieveröffentlichungen gröbstes Fehlgreifen auf, selbst seitens geologisch Geschulter und seitens geübter Archäologen; aus vielen, besonders der „ungewöhnlichen" Steinindustrien jeden Alters kenne ich in Literatur und Museen allerlei Naturgebilde, die als Geräte gehen! Von den „eolithischen" Materialien ganz zu schweigen, seien nur die nachgerade zur Landplage werdenden norddeutschen Diluvialfunde aus den Moränenkomplexen

Digitized by Google

genannt, die dadurch nicht menschlicher werden, daß sie geschäftig zu „Paläolithikum" umgefaselt werden!

Ich habe mich absichtlich auf einige Andeutungen bezüglich der archäologischen Vergleichung der Syltfunde beschränkt. Geologisch-archäologisch ist der Hinweis auf die Beziehungen zur Campigniengruppe hier zunächst ausreichend; es muß jedoch betont werden, daß die zweifellosen Kernbeile nicht aus intakter Schicht stammen! Meine Untersuchungen müssen künftig noch durch weitergehende Grabungen ergänzt werden. — Die gelegentliche Erwähnung von technischen und Formähnlichkeiten mit alt-, mittel- und jungsteinzeitlichen Gruppen soll zunächst nur vorbereiten und anregen! Wir beginnen ja gerade erst mutig zu werden gegenüber den altehrwürdigen Schemata; müssen uns natürlich hüten vor blindwütigem Umstürzen; die allmählich selbstverständliche Mitberücksichtigung größerer Gesichtspunkte der Völker- und Rassengeschichte hilft uns zu weiterem Ausblick: desto sicherer muß aber der Untergrund gestaltet werden für die „rein archäologische", auch für die technisch-typologische Beurteilung besonders solcher Fundgruppen, wie der Syltstufe. Sie ist meiner Meinung bei künftigen Fragestellungen unentbehrlich, gerade wegen ihrer weitweisenden „Beziehungen" zu Lebensraum, Erbe und Anpassungserscheinungen, die sie mit anderen „biologischen" Kriteriengruppen in der heutigen Menschheitsforschung gemein haben.

Einige gerätetechnisch-archäologische Bemerkungen seien zum Schluß gestattet, die wegweisend sein könnten. Die flach-, hohl- und zackiggeschlagenen Typen sind auffällig genug, um weiter beachtet zu werden, zumal da sie, ob nun als Konvergenzerscheinungen oder als Erbe, sehr weitverbreitet sind. Das gilt auch von den „Diskusformen" der Kernsteine; auch von den „Polyedern" (Wurfsteinen?). Nochmals weise ich aber besonders auf die „Schneideplatten" hin, die geradezu eine Art „Völkergedanke" der Steinschlagtechnik sind! Auch die etwaigen Wurfscheiben haben große zeitliche und geographische Verwandtschaftsumkreise.

Zuletzt noch ein Sonderfall! Bekannt ist die altägyptische Sichel mit Holzschaft und aus steinmesserartigen Silexplatten zusammengesetzter Schneide. In unserem „nordischen" und mittel-europäischen Neolithikum habe ich zweifellos entsprechende Klingenstücke in großer Zahl in Wohnstätten nachgewiesen; Bearbeitung und Abnutzung machen die Diagnose sicher. Die aus Spänen zusammengesetzten Schneiden mancher nordisch-mesolithischer Harpunen sind technisch ähnliche Typen, außerdem auch nahe verwandt im Gerätezweck, der die lange Schneide durch Zusammensetzung aus Einzelschneiden erzielt. Eine verwandte Vorrichtung sind die von Wetzstein und Virchow bekanntgegebenen nordafrikanischen rezenten eggenartigen Dreschgeräte aus Holzbohlen mit eingesetzten Reihen von Steinzähnen [1]). Der Gedanke der Werkstückreihung mußte wohl nahegelegen haben, sobald die Technik des Schäftens von den Steinzeitmenschen erfunden worden war. Bei Steinindustrien mit erstaunlicher Häufung gleichartiger Gerättypen und zwar gerade von Formen ohne ausgesprochenen Einzelgerätcharakter war mir immer wieder der Gedanke gekommen, ob da wohl die Herstellung von „Reihungsgeräten" jener oder anderer grob-sägeförmiger Arten vorliegen könnte. Das gilt z. B. auch von den massenhaften „Spitzen" der Moustíerform. Auch von den groben Spitzen- und Zackentypen aus der

[1]) Zeitschr. f. Ethn. 1873, Wetzstein S. 270; Virchow S. 166.

Digitized by Google

Syltstufe, vielleicht auch den „pflugscharförmigen" Schneidespitzen! Man könnte auch an Waffen denken: etwa wie Heifischzahnschwerter der Südsee!

Für die gestielten „Schaber" ist Schäftung ja wohl nicht nur im Neolithikum zweifellos anzunehmen; Herrichtungsspuren in Form symmetrisch seitlich angebrachter Kerben, sowie Abnutzungsspuren weisen meiner Meinung schon im Aurignacien darauf hin; auch z. B., daß an vielen solchen „Schabern" in allen Steinzeitstufen stärkere Zerarbeitung nur auf dem einen Endteile der „Schabekante" deutlich sichtbar ist, und außerdem diese so asymmetrisch gearbeitet ist, daß ihre Benutzung gewolltermaßen nur lokalisiert war und zwar mit bestimmter Geräthaltung. Experimentell ist das leicht nachahmbar. Die Sylter Stücke zeigen diese Bearbeitungsart auch. Man fragt sich oft: „was haben diese Steinzeitmenschen nur immerzu geschabt, gekratzt und zerrissen?" Vielleicht ist hier eine Wegweisung zu weiteren Untersuchungen! Sägen und gröbere reißende Geräte sind und waren vielfach nützlich; bei der Acker- und Oberflächenbereitung im Gras- und Haideboden, auf Eis u. s. f. denkbar. Ich erinnere an die Ödlandeggen die heute noch in Norddeutschland, allerdings mit Holzzähnen benutzt werden. Man mag auch bedenken, daß „Eßbestecke", d. h. bestimmte Zusammenstellungen von Geräten zur Verwendung bei der Speisebereitung sich herausgebildet haben mögen: so würde sich das von mir auch anderweitig beobachtete öftere Beisammenliegen bestimmter Geräte erklären, wie etwa von Messerformen, Kratzern („Lösern"), Spitzen und Klopfsteinen! Auf solche Gerätgesellungen muß künftig mehr geachtet werden, um Hinweise auf Gewerbe und anderen Gewohnheits-Gerätegebrauch in Steinzeitkulturen zu gewinnen!

Die wichtige Frage der genaueren Einordnung der Syltfunde in ein allgemeines archäologisches Schema wird von dem Endurteil der Geologie abhängen, das bei der derzeitigen lebhaften Postglazialforschung wohl bald zu erwarten ist. Auch die Pollenanalyse habe ich schon aufgeboten, da die Haidsandschichten, z. T. auch die tieferen Horizonte mit den Pflanzenstümpfen stark humös sind.

Soviel läßt sich zusammenfassend schon sagen: die Syltstufe ist postglazial, älter als das lokale Neolithikum, gehört in einen Schichtenkomplex, der als Haidsand auf einer Windkanter- und Verwitterungszone liegt, die Trockenheit und Wärme in hohem Maße erlebt hat; die unteren Teile des Haidsandes weisen Verschwemmungsfolgen auf, wie Gerölleſtreifen und Wasserschichtung; der eigentliche Fundhorizont hat Winddünensandcharakter. Über ihm folgt die fast anmoorige neolithische Oberfläche des Haidsandes. Ich glaube sagen zu können, daß Lavenstedt, Wehlen und Verwandtes z. T. in tieferen Postglazialschichten liegen; auch die Galgenbergfunde von Halle und verwandte postglaziale Klingenkulturen. Kalbe a. M. dagegen liegt wieder in anmoorigen Sanden dicht unter der heutigen Oberfläche. Auf die bereits hier und da angeschnittene Frage der Wurzelzusammenhänge der mesolithischen Kulturen wird mit größerer Aussicht auf Erfolg als heute einzugehen sein, wenn ihre Typenkunde gesicherter sein wird, wozu hoffentlich diese Mitteilung der Syltfunde dient, zumal die Hinweise auf die technische Typologie.

Digitized by Google

Über frühneolithische Baggerfunde der Ellerbek-Kultur aus der Eckernförder Bucht.

Von H. Heß von Wichdorff.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Schon vor einer Reihe von Jahren sind mir durch einen Freund, Herrn Kunstmaler C. Krafft in Berlin-Charlottenburg, eine Anzahl bisher in der vorgeschichtlichen Wissenschaft unbekannter, wichtiger bearbeiteter Knochenfunde zugänglich gemacht worden. Dringende geologische Aufgaben haben indessen die Veröffentlichung dieses neuen Fundpunktes der Ellerbek-Kultur verzögert. Wie aus einer im Besitz des Herrn Krafft befindlichen Urkunde des preußischen Zollverwalters Lau in Eckernförde aus dem Monat Juli des Jahres 1896 hervorgeht, sind die Fundgegenstände im Juni 1891 und im Juli 1896 bei Ausbaggerungsarbeiten im Eckernförder Hafen aus einer 20 Fuß unter dem Meeresspiegel liegenden Moorschicht an das Tageslicht gefördert worden. Die genaue Fundstelle ist bekannt. Sie liegt im Eckernförder Hafen zwischen der Eckernförder Bucht und dem Windebyer Noor an der schmalsten Stelle des Außenhafens, östlich nahe der Holzbrücke, die den Außenhafen vom Binnenhafen trennt, an der Borbyer Seite gegenüber dem Zollamt. Eine auf der Borbyer Seite mündende Regenwasserschlucht bringt gelegentlich starke Abschlämmassen in das Hafenbecken herab, die von Zeit zu Zeit zur Erhaltung der Wassertiefe ausgebaggert werden müssen.

Die Funde wurden bereits im März 1905 vom Verfasser dem bekannten, leider vor wenigen Jahren verstorbenen Wirbeltierkenner Geheimen Bergrat Prof. Dr. Henry Schröder an der Preußischen Geologischen Landesanstalt in Berlin zur Bestimmung der in Betracht kommenden Tierarten vorgelegt. Der nachfolgenden Beschreibung sind die Bestimmungen H. Schröders zugrunde gelegt.

Beschreibung der einzelnen Funde.

Nr. 1. Hirschgeweihhacke. Rechte Abwurfstange eines mittelstarken Hirschgeweihes mit gut entwickelter, vollständig erhaltener Rose (7×6 cm). Die Augensprosse ist auf natürliche Weise ausgebrochen und nur noch 6 cm lang erhalten und am ziemlich scharfen Ende augenscheinlich nicht benutzt worden. Die erste Sprosse über der Augensprosse (Eissprosse) ist 2 cm von der Hauptstange bis zur Hälfte scharf abgesägt und dann nach hinten abgebrochen worden, wobei zwei kleine spitze Höcker stehen geblieben sind. Hinter der Eissprosse setzt sich die Hauptstange noch 5 cm lang fort in deutlich hackenförmiger Gestalt, wobei nur die eine Hälfte der Hauptstange erhalten

Digitized by Google

ist. Unmittelbar hinter der Eissprosse zieht eine scharfe, durchaus einwandfrei von Menschenhand herrührende, noch unvollendete Sägerille quer über die Hauptstange und weist bemerkenswerterweise noch reichliche Spuren des rötlichen Sägemehles auf. An dieser Stelle ist die Rückseite der Hauptstange abgebrochen. Die poröse Innenmasse des Geweihes ist anscheinend absichtlich beseitigt worden. Der Sägeschnitt geht über die Umbiegung des Geweihes hinweg weiter und ist auf der Schmalseite der Hauptstange als 6—7 mm breite Sägerille besonders deutlich entwickelt, sie reicht hier in einem Loch bis in das hohle Innere der Hauptstange. Augenscheinlich sollte der Gegenstand (ebenso wie Nr. 2) als Hirschgeweihhacke dienen. Besonders auffällig bei diesem Werkzeug ist nun der Umstand, daß der Hersteller versehentlich viel zu weit sägte und dadurch die Gebrauchsfähigkeit stark beeinträchtigte. Das Arbeitsstück ist demnach wohl sofort nach Herstellung von seinem Bearbeiter als unbrauchbar für den beabsichtigten Zweck erkannt und weggeworfen worden. Darauf deutet auch der Umstand hin, daß noch nicht einmal das Sägemehl entfernt wurde (Abb. 1).

Abb. 1. Hirschgeweihhacke aus dem Eckernförder Hafen. (Gezeichnet von C. Krafft, Charlottenburg.)

Nr. 2. Hirschgeweihhacke. Mittleres Hauptstangenstück von 32 cm Länge mit einer 7½ cm langen Seitensprosse, die innen ausgehöhlt ist. Von Wichtigkeit ist, daß die Höhlung dieser Seitensprosse nicht durch die gegenüberliegende Außenwand der Hauptstange hindurchgebohrt ist. Es handelt sich also nur um eine Vorarbeit für Typus II der Hirschgeweihhacken. Die Hauptstange ist an beiden Enden durch scharfe Sägeschnitte zur Hälfte abgetrennt worden, wobei das kürzere Ende hackenförmig ausläuft und am Rande etwas abgestoßen ist. Die Ausläufer der Sägeschnitte sind an beiden Enden als ¾ mm breite, deutliche Rillen erkennbar. Die Seitensprosse ist in einer Entfernung von 7½ cm von der Hauptstange quer vollkommen durchsägt und zeigt dort eine glatte Sägeschnittfläche. Die poröse Innenmasse des Geweihes ist überall entfernt worden und die Höhlung ist künstlich rund ausgeschabt worden (Abb. 2).

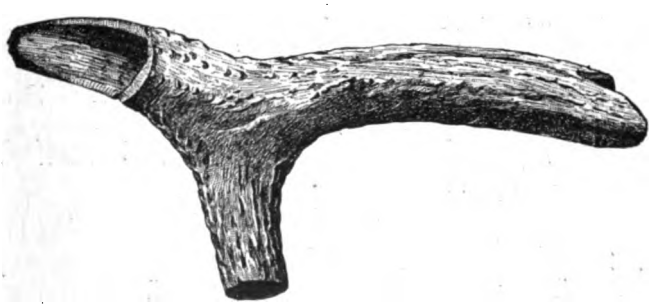


Abb. 2. Hirschgeweihhacke aus dem Eckernförder Hafen. (Gezeichnet von C. Krafft, Charlottenburg.)

Digitized by Google

Nr. 3. Unterkiefer eines Rindes mit den drei letzten Zähnen, unbearbeitet.

Nr. 4. Fellschaber (?), flachgerundetes, abgespaltenes Stück von der Hauptstange eines sehr starken Hirschgeweihes, 13½ cm lang und 6 cm breit, mit einer gleichmäßig bogenförmigen, spitzwinklig abgeschliffenen 5 cm breiten Schneide. Am oberen Ende ist der Gegenstand ganz unregelmäßig ausgesprungen. Es handelt sich um ein zweifelloses Werkzeug, das vielleicht als Fellschaber, aber mehr in Hobelart, verwendet worden ist (Abb. 3a und 3b).

Nr. 5. Hirschgeweihhacke, gearbeitet aus Rose, Hauptstange und Augensprosse, 13 cm lang. Die Augensprosse ist als 8 cm, also handbreiter Griff benutzt worden, während die schwache Hauptstange durch Abschlagen bis 2 cm über der Rose, als 6 cm lange, spitz zulaufende Hacke geformt ist. Nirgends sind an dem Gegenstand Sägespuren zu sehen. Das ganze Werkzeug hat, wie die intensive Rötung neben fleckiger Schwärzung durch benachbart gewesene Holzkohlen einwandfrei erweist, zweifellos im Feuer gelegen und ist völlig durchgebrannt worden.

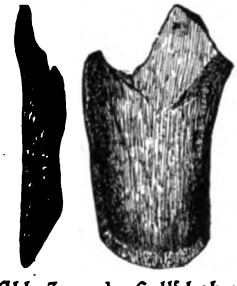


Abb. 3a u. b. Fellschaber aus dem Eckernförder Hafen. (Gezeichnet von C. Krafft, Charlottenburg.)

Nr. 6. Bearbeitete Augensprosse eines Hirschgeweihes, in der Sehne gemessen 22 cm lang, schwach gebogen, vollständig erhalten mit einem kurzen Stumpf der Hauptstange, von der die Augensprosse scharf abgeschlagen worden ist. Die Augensprosse ist vollkommen ausgehöhlt und die Höhlung rund ausgeschabt, um als Schafttülle zu dienen. Die Spitze ist an der inneren Seite geglättet und ganz am Ende etwas beschädigt.

Nr. 7. Augensprosse eines Hirschgeweihes, 19 cm lang, mit abgebrochenem Stumpf der schwachen Eissprosse. Das Stück ist deutlich angekohlt, die äußerste Spitze durch Gebrauch deutlich geglättet. Die poröse Innenmasse des Geweihes ist noch größtenteils erhalten, nur der innerste Teil scheint eine spitze, nach vorne abgerundete Schafttülle getragen zu haben. Nach der Hauptstange zu ist der durch Brand mürbe gewordene Gegenstand in neuerer Zeit, wahrscheinlich beim Ausbaggern, zackig abgebrochen, so daß man die ursprüngliche Beschaffenheit dieses Werkzeuges nicht mehr feststellen kann.

Nr. 8. Augensprosse eines Hirschgeweihes, 17 cm lang, mit vollständig erhaltener, innerer poröser Masse, sehr stark kalziniert, vielleicht durch Feuereinwirkung. Infolge seiner mürben Beschaffenheit ist der Gegenstand beim Ausbaggern beschädigt und seiner natürlichen Oberfläche verlustig gegangen.

Nr. 9. Abgebrochene Spitze einer Hirschgeweihsprosse, 11 cm lang. Der Gegenstand weist deutlich sichtbare Feuereinwirkung auf, die sich durch auffällige Rötung und Schwärzung kundgibt. Infolgedessen ist die ursprüngliche Beschaffenheit des Werkzeuges nicht mehr erkennbar. Es ist stark beschädigt.

Nr. 10. Meißel mit polierter Schneide, aus der Augensprosse eines Hirschgeweihes gefertigt, stark gebogen, 11½ cm lang. An der Innenseite der Spitze ist die rauhe Oberfläche 2½ cm weit durch Absplisse abgeglättet und breit zugeschärft, an der Außenseite ist die Spitze 5 cm lang durch Gebrauch außerordentlich deutlich abgeglättet. Am dicken Endteil ist das Werkzeug durch scharfe, schief nach der Hauptstange zu laufende Schnitte vom Rest der Augensprosse abgetrennt, so daß eine gleichmäßige runde Öffnung

Digitized by Google

entstanden ist. Die poröse Innenmasse ist vollständig entfernt, die Höhlung rund ausgeschabt oder möglicherweise auch durch den sicher früher hier angebrachten Holzgriff des Werkzeuges allmählich entfernt (Abb. 4a und 4b).

Nr. 11. Eberzahn, in der Sehne 8 cm lang, mit abgenutzter Spitze.

Nr. 12. Kleinerer Eberzahn, in der Sehne 6½ cm lang.

Nr. 13. Mittelfußknochen eines Rindes, 21 cm lang, an der einen Schaftseite stark geglättet, sonst unbearbeitet. Unterhalb der Gelenkrollen an der Oberfläche anscheinend mit Schlagspuren bedeckt, vielleicht möglicherweise infolge Benutzung des Gegenstandes als Keule; andererseits können auch beim Ausbaggern ähnliche Einwirkungen entstanden sein.

Nr. 14. Bruchstück eines Oberschenkels vom Hirsch, 13 cm lang, teilweise geglättet und nach Ausweis der schwarzen Flecken anscheinend im Feuer gewesen.

Nr. 15. Schädelechtes Stück eines Hirschgeweihes mit Rose und Stirnbein, also keine Abwurfstange wie bei den anderen Funden, sondern von Menschenhand erlegter Hirsch. Das Geweih ist vom Menschen vom Schädel abgeschlagen worden. Hauptstange und Augensprosse sind 11 bzw. 10 cm lang erhalten und scharf abgebrochen. Der ganze Gegenstand ist allem Anschein nach vollständig unbearbeitet.

Abb. 4a u. b. Meißel mit polierter Schneide aus dem Kieler Hafen. (Gezeichnet von C. Krafft, Charlottenburg.)

Nr. 16. Prächtig bearbeitete Steinkeule aus sehr hartem, schwärzlichgrünen, stark chloritisierten Diabas, der infolge starken Gehaltes an Magneteisenerz und Schwefelkies ein besonders hohes spezifisches Gewicht aufweist, 19 cm lang. Das Gestein eignet sich wegen seiner außerordentlichen Schwere zu einer Keule hervorragend gut. Der 7½ cm lange Keulenkopf ist flaschenförmig mit 15 Längsrippen versehen, zwischen denen 15 Rillen entlang ziehen. Oben ist er glatt abgeschnitten. Der 11½ cm lange Griff ist vollkommen glatt, im Durchschnitt ein Rechteck mit flachgewölbten Breitseiten, die oben 3½ cm, unten 3 cm messen. Die ebenen Schmalseiten sind oben 1 cm und unten ½ cm breit. Das stumpfe Griffende ist glatt abgeschnitten und noch ½ cm breit. An der einen Schmalseite beginnt 3,2 cm unter dem vorspringenden Keulenkopf eine 1 cm breite Einkerbung von 4 mm Tiefe, eine Erscheinung, die sich in gleicher Ausbildung auch bei einem Keulenkopf von der Insel Fünen wiederfindet. Diese besonders schöne Steinkeule aus dem Untergrund des Eckernförder Hafens ist vor kurzem erstmalig von G. Kossinna beschrieben und abgebildet worden [1]). Sie gehört zu einer Gruppe von Steinwaffen, die nach G. Kossinna auf Jütland und Schleswig beschränkt ist und als eigengeschaffenes Gerät bei den Finno-Indogermanen auftritt [1]).

Auswertung der Eckernförder Funde.

Was nun zunächst die ursprünglichen Lagerungsverhältnisse der Gegenstände anlangt, so ist allgemein zu bemerken, daß bei Baggerfunden die genaue Fundschicht nie ganz sicher angegeben werden kann. Es erscheint

[1]) G. Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Leipzig, Verlag von C. Kabitzsch 1928), S. 216—222. Die Abbildungen der oben geschilderten Eckernförder Steinkeule (Abb. 268a und 268b) befinden sich auf Seite 220.

Digitized by Google

durchaus klar, daß die einer viel jüngeren Kulturstufe der Steinzeit angehörige Steinkeule nicht genau in der gleichen Kulturschicht gelegen hat wie die bearbeiteten Hirschgeweihe. Wichtig aber ist andererseits das in der oben genannten Urkunde niedergelegte Urteil des Zollverwalters Lau, daß die Funde einer Moorschicht in 20 Fuß Tiefe unter dem Meeresspiegel entstammen, da er sofort nach der Hebung der Funde an Ort und Stelle auf dem Bagger sorgsame Beobachtungen und Erkundigungen nach den näheren Fundumständen anstellte und das gleichzeitig mit emporgebrachte Moor-Baggermaterial selbst noch vor Augen hatte, wie aus den Mitteilungen des Zollverwalters Lau an seinen Enkel Krafft klar hervorging. Hier bei den Baggerarbeiten im Eckernförder Hafen waren aber die Fundumstände nicht so günstig wie bei den Ellerbek-Funden im Kieler Hafen, wo ein so ausgezeichneter Moorkenner wie C. A. Weber sofort die einzelnen Moorschichten feststellen und unterscheiden, auch gleichzeitig die genaue Fundschicht moorbotanisch festlegen konnte. Das verhinderte hier schon die Vermengung der Schichten durch den Baggerapparat. Es erscheint so ohne weiteres verständlich, daß die Steinkeule einer oberen andersartigen Moorbank ursprünglich angehörte als die in einer etwas tieferen anderen Moorschicht lagernden Hirschgeweih-Artefakte der Ellerbek-Kultur.

Das Auftreten einer Torfmoorablagerung im Untergrund des Eckernförder Hafens ist vom geologischen Standpunkt aus recht erklärlich. In der vollkommen gleichartig entstandenen Bucht des Kieler Hafens sind in den Jahren 1901—1903 eine ganze Reihe (157) Bohrungen zur Untersuchung des Untergrundes desselben für die Anlage des neuen Ausrüstungsbassins ausgeführt worden. Die Bohrproben dieser zahlreichen Bohrungen im Kieler Hafen sind vom Verfasser in den Monaten Februar bis April 1904 eingehend untersucht worden. Das Ausrüstungsbassin, in dessen ganzen Bereich die Bohrungen regelmäßig verteilt sind, liegt auf der östlichen Seite der Kieler Bucht vor den Ortschaften Ellerbek und Wellingsdorf links von der Einmündung der Schwentine in die Kieler Föhrde. An vielen Stellen sind unter dem Wasserspiegel unmittelbar die Fortsetzungen der diluvialen Bergzüge der benachbarten Höhenrücken der Küstenlandschaft entwickelt. Auf anderen, weit ausgedehnten Strecken des Ausrüstungsbassins sinkt der diluviale Untergrund oft recht steil und plötzlich in die Tiefe. Hier sind unter dem Meereswasser der Kieler Bucht mächtige rezente Meeresschlickablagerungen zum Absatz gelangt. Unter diesem recht jungen Meeresschlick sind aber größere zusammenhängende Torflager vorhanden und durch die Bohrungen in weiter Verbreitung nachgewiesen worden. Im allgemeinen werden diese submarinen Torflager von dem diluvialen sandig-kiesigen Untergrund unmittelbar unterlagert. An manchen, oft ausgedehnten Stellen liegt aber unter dem Torflager und über dem liegenden Diluvialsande noch eine mehr oder minder mächtige Süßwasser-Ablagerung, die teils als Wiesenkalk, teils als Moormergel mit Süßwasserschnecken und schließlich seltener auch als Diatomeenmergel entwickelt ist. Die geologischen Profile, die vom Verfasser auf Grund der Bohrergebnisse längs der geraden Bohrlinien entworfen wurden, lassen nun klar erkennen, daß es bei allen diesen ausgedehnten Torflagern im Untergrunde des Kieler Hafens und eben erst recht bei ihren liegenden Süßwasser-Ablagerungen sich um ehemalige Bildungen auf dem Festlande handelt. Wo heute die Wellen des Kieler Hafens gegen die Küste von Ellerbek und Wellingsdorf branden, war ursprünglich Festland. Zwischen den Bergrücken waren damals einzelne kleine Süßwasserseen vorhanden. Auf ihrem Grunde

Digitized by Google

setzten sich, wie noch heute in vielen unserer norddeutschen Seen Seekalk (oder auch Wiesenkalk) genannt ab. Dann verlandeten die flacher gewordenen Seen im Laufe der Zeiten völlig und versumpften zu Torfmooren. Da heute diese ursprünglich auf dem festen Lande entstandenen Torflager mit ihren liegenden Süßwasserablagerungen unter mächtigen Meeresschlick-Absätzen und einer Reihe Meter Wasserbedeckung unter dem Meeresspiegel liegen, können sie nur durch eine spätere Landsenkung in ihre gegenwärtige Lage gebracht worden sein. Geologisch, moorbotanisch und zoologisch durch den Befund von Süßwasserschnecken und Süßwassermuscheln sind diese submarinen Torflager, Wiesenkalk- und Moormergel-Absätze einwandfrei als Landbildungen, als Süßwasserbildungen, erwiesen worden, ihre heutige Lage in solcher Tiefe unter dem Meeresspiegel ergibt demnach den einwandfrei sicheren Beweis einer nach ihrem Absatz erfolgten späteren Landsenkung im Bereich des Kieler Hafens.

Schon im Jahre 1904 hat C. A. Weber [1] [2] auf Grund eingehender moorbotanischer Untersuchungen an Ort und Stelle die nachträgliche Senkung der Kieler Föhrde nachgewiesen und den Betrag der Senkung ihres Bodens auf mindestens 14 m veranschlagt. C. A. Weber und J. Mestorf [1] haben nun im gleichen Jahre die zahlreichen Funde beschrieben, die bei den Baggerarbeiten im Kieler Hafen im Bereich des Ausrüstungsbassins vor Ellerbek geborgen wurden. Nach Webers Angaben stammen sie sämtlich aus einer Tiefe von 8,5—9 m unter dem Mittelwasser der Föhrde. Sie lagen in Waldtorf, Schneidentorf und Moostorf unter einer Schicht von Erlen-Bruchwaldtorf.

Diese Fundgegenstände von Ellerbek bestehen zunächst aus Kernbeilen von Feuerstein, rundherum aus einem großen Feuersteinstück durch Behauen gefertigt, aus Feuerstein-Flachbeilen und aus Feuerstein-Schabern und Bohrern, also typischen Feuersteinzeugen von altertümlichem Charakter, der an paläolithischen Formen erinnert. Ferner befinden sich unter den Ellerbeker Funden merkwürdige Tongefäße mit spitzem Boden in Gestalt großer Kruken. Sehr häufig sind dann Hirschgeweihhacken, ferner aus Knochen hergestellte Ahlen, Pfriemen, Angelhaken und Dolche. Außerdem enthalten die Ellerbeker Baggerfunde Knochen, Schädel- und Geweihreste von Edelhirsch, Reh, Elch, Bos primigenius, Bos taurus, Wildschwein, Pferd, Hausschwein, Rind, Haushund, Schwan, Seehund und Dorsch, ein Beweis, daß die frühneolithischen Ellerbek-Leute [3] sich von Jagd und Fischerei ernährten, aber andererseits bereits fest angesessen waren und Haustiere besaßen.

Vergleicht man die Ellerbeker Funde mit denjenigen von Eckernförde, so fällt zunächst auf, daß in Eckernförde sowohl die charakteristischen Feuersteinwaffen wie auch die Tonkruken mit spitzem Boden fehlen. Das mag mit dem Umstand zusammenhängen, daß der damalige Eckernförder Bagger nur eben gerade bis auf die frühneolithische Kulturschicht hinabreichte (20 Fuß = $7^1/_3$ m unter Wasserspiegel). Die Hirschgeweihfunde und die Knochen der Haustiere haben aber eine so außerordentliche Ähnlichkeit mit den Ellerbeker Funden, daß es sich zweifellos um eine völlig gleichalterige Kulturstufe handelt,

[1] C. A. Weber und J. Mestorf: Wohnstätten der älteren neolithischen Periode in der Kieler Föhrde. (43. Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel. Kiel 1904, S. 9—30.)

[2] C. A. Weber: Über Litorina- und Prälitorinabildungen der Kieler Föhrde. (Englers Botanische Jahrbücher, XXXV, 1904, S. 1—54.)

[3] G. Kossinna: Die Indogermanen. I. Teil. (Leipzig 1921, Mannusbibliothek Nr. 26), S. 27.

Digitized by Google

wofür ja auch der Einklang mit den geologischen Verhältnissen spricht. So stimmt z. B. unsere Eckernförder Hirschgeweihhacke (Abb. 1) mit Fig. 10 der Mestorfschen Abbildungen aus der Kieler Föhrde überein, von der dort fünf Exemplare aufgefunden wurden. Weiterhin ist die Eckernförder Hirschgeweihhacke (Abb. 2) mit Fig. 3 von Ellerbek gleichartig und schließlich entspricht unser Eckernförder Meißel mit polierter Schneide (Abb. 4a und b) in allen Einzelheiten der Fig. 8 der Kieler Funde. Was die Haustiere anlangt, so ist auch in der frühneolithischen Kulturschicht im Eckernförder Hafen Rind und Schwein nachgewiesen.

Die vorliegend besprochenen Eckernförder Funde gehören somit zweifellos der frühneolithischen Ellerbek-Kultur an.

Auf einen wichtigen Punkt aber muß zum Schluß noch hingewiesen werden, auf den Widerspruch zwischen dem geologischen Befund bei Ellerbek und ebenso bei Eckernförde und andererseits der Eingliederung der Ellerbek-Kultur in die Litorina-Zeit. Schon bei der Auffindung der Ellerbeker Funde in der Kieler Föhrde war die auffällige Ähnlichkeit mit der Fundstätte von Ertebölle am Limfjord in Jütland festgestellt worden. Dieser letztere Fundort war aber nach dem Urteil der dänischen Forscher als in die volle Litorinazeit gehörig erkannt worden. Man war also schon im Jahre 1904 bei der Herausgabe der Ellerbek-Funde in einer schwierigen Lage. C. A. Weber hatte auf Grund seiner eingehenden moorbotanischen Studien der Fundschichten einwandfrei nachgewiesen, daß die Ellerbek-Funde zweifellos in einer Süßwasser-Moorablagerung auf dem Festlande lagern, daß die Ellerbekleute also auf dem Festlande wohnten. Er hatte ferner festgestellt, daß *nach* ihrer Zeit das Land im Bereich der Kieler Föhrde eine Senkung von mindestens 14 m erfahren hat und mächtige echte Litorina-Meeresablagerungen über den Kulturschichten der Ellerbekleute sich später abgesetzt haben. Die Ellerbek-Kultur ist demnach unbedingt älter als der Litorina-Meereseinbruch in die Kieler Föhrde bzw. die diesem Ereignis vorangegangene Landsenkung. Genau zu den gleichen geologischen Anschauungen ist der Verfasser im Frühjahr 1904 auf Grund seiner Bohrprofile vom Kieler Hafen gekommen, unabhängig von C. A. Weber und vor Erscheinen seines Werkes. Es erscheint wichtig, auf diesen einwandfreien geologischen Befund [1]) an dieser Stelle besonders hinzuweisen. Die vorgeschichtliche Wissenschaft wird aus dieser Erkenntnis und gerade aus den bisher bestehenden Widersprüchen, wie die Erfahrung lehrt, zweifellos im Laufe der Zeit zu wichtigen Schlußfolgerungen gelangen.

[1]) Fehlerhaft würde es sein, die Ellerbek-Kultur nun einfach der Ancyluszeit zuzuweisen. Dazu liegt kein zwingender Grund vor. Die Kultur entwickelte sich auf dem Festland, und zwar an Einzel-Süßwasserseen, die bereits zu Einzelmooren verlandet waren.

Digitized by Google

Ein Megalithgrab bei Ellershagen im Kreise Ostprignitz.

Von Walter Matthes.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Der Kreis Ostprignitz, im Nordwesten der Provinz Brandenburg gelegen, hat seit dem Ende der älteren Ganggräberzeit eine umfangreiche steinzeitliche Besiedlung aufzuweisen. Er gehörte in den Bereich der nordischen Kulturgruppe und war in der Hauptsache von den Trägern der „jütländischen Einzelgrabkultur" bewohnt, wie an der Entwicklung der Äxte, der Keramik und der Grabformen deutlich zu sehen ist. Die Gräber sind in der Hauptsache Einzelgräber, welche Körperbestattung oder auch schon Brandbestattung aufzuweisen haben. So ist es von besonderem Interesse, wenn in dieser Umgebung auch die Reste eines Megalithgrabes anzutreffen sind. Es sind die „Brotsteine" im Tooken von Ellershagen, die in der Literatur erst wenig Beachtung gefunden haben [1]).

Der erste Hinweis ergab sich bei der Aktendurchsicht im Märkischen Museum bei den Vorarbeiten für die archäologische Landesaufnahme des Kreises Ostprignitz. Hier lagen zwei Berichte vor: der eine von Landwirt C. Sonnenberg, der andere von der Hand Friedels; sodann machte mich während der Landesbereisung noch Lehrer Erhard Müller (Blesendorf) auf die Steine aufmerksam. Ihre genaue Lage ist bei den Bewohnern der umliegenden Dörfer heute völlig in Vergessenheit geraten. Doch konnten sie nach den vorhandenen Angaben ohne Schwierigkeiten wieder aufgefunden werden. Zunächst aber lassen wir die beiden Berichte des Märkischen Museums sprechen [2]).

1. Bericht von Landwirt C. Sonnenberg (25. Juni 1877): „Ein in kurzen Krümmungen sich windendes Fließ begrenzt eine zum Dominium Warensdorf gehörige Wiesenparzelle, welche sich an einen kleinen, mit mächtigen Bäumen bestandenen Eichenwald anreiht. Hier an der Grenze, am Fuße eines dieser stolzen Baumriesen, stehen schräg und teils ganz in die Erde versunken, 5 bemooste, unbehauene erratische Granitblöcke. Dieselben sind, soweit sie über der Erde meßbar, durchschnittlich 165 cm lang (5 Fuß) und alle von ziemlich gleichmäßiger Mannesstärke. Die Seitenwände sind, ohne Spuren

[1]) Vgl. Sprockhoff, Kulturen der jüngeren Steinzeit, S. 142. — Ferner E. Müller, Die Bedeutung der Prignitzer Sagen und ihre Stellung in der deutschen Geschichte und Mythologie. Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins zu Heiligengrabe. Bd. 10 (1927), S. 21.

[2]) Für die freundliche Genehmigung zur Publikation schulde ich Herrn Direktor Dr. Kiekebusch ergebenen Dank.

Digitized by Google

von Bearbeitung aufzuweisen, bei rohem Bruch, demnach leidlich gerade und flach, das ganze Terrain ist welliger Natur und ist dieses offenbar durch Menschenhand errichtete Erinnerungszeichen auf dem höchsten Teil einer dieser kleinen Hügel angelegt. Erkundigungen hierüber, die auf mehreren Stellen einzuziehen meine knapp bemessene Zeit erlaubte, liefen alle darauf hinaus, daß hier in unbestimmter Vorzeit 3 Kinder vom Blitz erschlagen worden seien. Dem Anschein nach aber haben wir es hier mit einem alten, vorgeschichtlichen Bauwerk zu tun, das entweder in Rücksicht auf die romantische Gegend als Götter verehrende Stätte oder als Felsengrab (nordische Dolmen) seinen Zweck zu erfüllen hatte. Gänzlich unbeachtet und unbekannt, verdient dieser Ort, der nur mit einer gewissen Scheu seiner nächsten Umwohner betreten wird, wohl die Beachtung unserer Altertumsfreunde. — Der kleine Eichenwald gehört dem Herrn Regierungsrat und Stiftshauptmann von Avelmann, der schon aus der Hand seines Vaters dieses wohlgepflegte Gut übernommen hat".

2. Bericht von E. Friedel: „Zu dem Gut des Ritterschaftsdirektors von Avelmann gehört ein umflossener, uralter Eichenhain, auf den sich allerhand Sagen beziehen; inmitten desselben stehen drei Steine unbehauen und sehr groß aufrecht, die im Munde des Volkes als ein Opferaltar gelten. Früher hat darauf eine große Decksteinplatte gelegen, die jedoch herabgeworfen und verbraucht worden ist. Mitgeteilt von Frau Hauptmann von Brietzke, geb. von Avelmann am 8. 11. 1877."

Beide Berichte, deren Niederschrift nunmehr 50 Jahre zurückliegt, machen Aussagen über die Lage im Gelände, über Zahl und Zustand der Steine und über Sagen, die sich darauf beziehen. In den Hauptzügen stimmen sie überein; doch weichen sie darin voneinander ab, daß Sonnenbergsche Bericht von 5[1]) und der Friedelsche von 3 Steinen spricht. Die Dreizahl kehrt auch bei Sonnenberg wieder bei der Erwähnung der drei Kinder der Sage. Sonnenberg weiß auch nichts von dem „Deckstein", den der Friedelsche Bericht erwähnt. Friedel spricht allgemein von „allerhand Sagen" und einer Volksüberlieferung, welche die Steine als Opferaltar anspricht, während Sonnenberg eine Sage von 3 Kindern erwähnt, die durch den Blitz erschlagen seien und außerdem die eigene Vermutung anschließt, daß es sich hier um eine „Götter verehrende Stätte" handeln könnte.

Die Sage von den 3 Kindern ist in ursprünglicher Form in der Schulchronik des Nachbardorfes Sadenbeck aufgezeichnet. Den Hinweis darauf verdanke ich Herrn Lehrer Erhard Müller und die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung Herrn Lehrer Köhn (Sadenbeck).

Hier heißt es folgendermaßen: „Schon vor 50 Jahren hörte ich von alten Leuten in Sadenbeck auch noch folgende Sage: Eines Sonntags hüteten mehrere Knaben aus diesem Orte die Pferde auf der wüsten Feldmark in der sog. „Foßkuhl", nahe an der Grenze von Ellershagen, die hier die Temnitz als Bach bildet. In Sadenbeck und Rohlsdorf läutete es zur Kirche. „Jetzt gehen die Leute bei uns und in Rohlsdorf zur Kirche, sagte der eine Knabe, was wollen wir unterdessen tun?" „Wir wollen kegeln," sagte ein anderer. „Wir haben aber keine Kegeln und Kugeln," sagte ein dritter Knabe". „O, sagte der erste, wir haben ja noch Brot und Käse bei uns, daraus wollen wir uns Kegel und Kugeln schnitzen!" Dies geschah. Sie wählten ihren Spielplatz jenseits des Baches im Ellershäger Token. Während sie nun kegelten,

[1]) Darauf fußend spricht auch Sprockhoff von 5 Steinen. A. a. O., S. 142.

Digitized by Google

zog ein Gewitter herauf und die drei Knaben wurden vom Blitz erschlagen und in Steine verwandelt. Diese drei Steine, welche vermutlich zum Andenken dahin gelegt wurden, waren in neuerer Zeit noch da zu sehen."

Es ist das alte und mit mannigfachen Abwandlungen häufig vorkommende Motiv, daß Kinder, die den Sonntagsfrieden nicht heiligen und freventlich Brot und andere Nahrung mißbrauchen, in Steine verwandelt werden. Für unsere Untersuchung ist von besonderer Bedeutung, daß auch hier die Dreizahl wiederkehrt. Wann diese Sage in der Sadenbecker Schulchronik niedergeschrieben wurde, ist nicht vermerkt; nach der Handschrift zu urteilen, geschah es im 19. Jahrhundert. Und der Aufzeichner bemerkt selber, daß er „schon vor fünfzig Jahren" die Sage von „alten Leuten" gehört habe. Es liegt hier demnach eine Tradition vor, die bestimmt in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückreicht und somit älter ist als die beiden oben

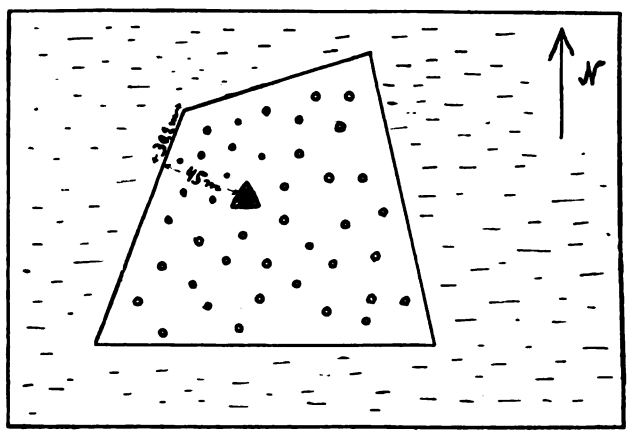


Abb. 1. Die Lage der Steine.

angeführten Berichte. Daraus ergibt sich, daß die Erzählung von den drei Knaben, die sich bei Sonnenberg findet, alte Volkssage ist. Ferner ist der Flurname „Tooken" belegt und der Name „Brotsteine" verständlich geworden. Ob die Mitteilung von Friedel, daß die Steine als Opferaltar angesehen werden, tatsächlich auf eine ältere einheimische Tradition zurückgeht oder nur auf Mutmaßungen von Personen, die zu Friedels Zeit die Steine gesehen haben, muß unentschieden bleiben. Wahrscheinlicher ist mir das letzte.

Und jetzt gehen wir zu dem heutigen Befund über auf Grund der Besichtigung vom 20. 4. 1926 [1]). 3 Steine sind heute noch vorhanden. Sie liegen auf einer flachen diluvialen Erhebung, die rings von Wiesen umgeben ist, sich südwestlich vom Gute Ellershagen befindet und von diesem 1300—1400 m entfernt liegt. Westlich davon fließt in unmittelbarer Nähe ein kleines Bächlein, die Dömnitz, vorbei. Die Erhebung hat eine Länge von rund 200 m und eine Breite von 130—140 m. Nach Ausweis der geologischen Karte (Blatt Schmolde, Nr. 1311) besteht sie aus lehmigen Sand auf sandigem Lehm, Ablagerungen der letzten Eiszeit. Ebenso wie vor 50 Jahren ist sie auch heute noch bewaldet,

[1]) Eine Skizze von der Feldmark Ellershaben mit einer Einzeichnung des Fundplatzes wird in der „Urgeschichte des Kreises Ostprignitz" gebracht, die vom Kreisausschuß herausgegeben wird. Eine Sonderskizze siehe auf Abb. 1.

Digitized by Google

Abb. 2. Die Steine von Nordwesten gesehen.

Abb. 3. Die Steine von Norden gesehen.

Digitized by Google

doch stehen dort nicht mehr die „uralten" und „mächtigen" Eichen, sondern es findet sich ein Baumbestand, der sich aus jungen Eichen und Birken (siehe Abb. 2 und 3) und wenigen alten Buchen zusammensetzt. An einigen Stellen geht das Wäldchen ein wenig über den diluvialen Boden hinaus und sein Grundriß bildet ein unregelmäßiges Viereck.

Auf dieser Erhebung liegen die 3 Steine an der höchsten Stelle. Diese befindet sich nicht genau in ihrer Mitte, auch nicht in der Mitte des Wäldchens, sondern ist dem westlichen Rand näher als dem östlichen (Entfernung vom Westrand des Waldes 45 m. Vgl. Abb. 1).

Die Größe der 3 Steine läßt sich nicht ermitteln, da nur ein Teil von ihnen aus der Erde herausragt. Bei dem ersten Stein beträgt die Länge des frei liegenden Teiles 2 m, bei dem zweiten 1,80 m und bei dem dritten, 1,60 m. Die Steine zeigen scharfe Kanten und glatte Flächen. Sie stehen schräg und es hat den Anschein, als ob sie nach außen umgefallen sind (vgl. Abb. 2).

Altertumsfunde sind von diesem Platz nicht bekannt. Nachgrabungen sind auch noch nicht vorgenommen worden. So müssen wir unsere Schlüsse aus der Beschaffenheit der Steine, ihrer Lage im Gelände und den vorhandenen Berichten ziehen, wenn wir über Ursprung und Zweck der Steinsetzung Gewißheit haben wollen.

1. Auffällig sind die glatten Flächen und die Kanten, die auch auf der Abb. 2 deutlich zu sehen sind. Bei zwei Steinen liegen sie an der Innenseite der Anlage. Diese Beschaffenheit spricht dagegen, daß es sich um Findlinge in ihrer natürlichen Form handelt und läßt uns erkennen, daß der Mensch irgendwie seine Hand hier im Spiele gehabt und die Steine für einen bestimmten Zweck verändert hat.

2. Bemerkenswert ist ferner, daß 3 Steine dicht zusammen liegen und daß sie gerade auf dem höchsten Punkt der flachen Erhebung zu finden sind. Es ist ja eine Tatsache, die sich bei Geländeuntersuchungen immer wieder beobachten läßt, daß urgeschichtliche Denkmäler an auffälligen Stellen des Geländes und gerade an den höchsten Punkten kleiner Erhebungen angelegt sind. So werden unsere Steine auch durch ihre Lage im Gelände als Reste eines alten Denkmals verdächtig.

3. Von entscheidender Bedeutung ist die Bemerkung, die Friedel über den Deckstein macht. Der Satz: „Früher hat darauf eine große Decksteinplatte gelegen, die jedoch herabgeworfen und verbraucht ist," ist eindeutig und klar. Und da dieser Bericht auf die Mitteilung einer Dame zurückgeht, die mit dem Besitzer verwandt war, braucht man an der Richtigkeit dieser Angabe nicht zu zweifeln.

Die ursprüngliche Anlage bestand also aus 3 Tragsteinen und einem Deckstein und kann mit gutem Grund als ein steinzeitliches Megalithgrab angesprochen werden. Zu welchem Typus dieses Grab gehörte, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, daß es eine Steinblockkiste gewesen ist, wie sie aus der Uckermark bekannt sind.

Digitized by Google

Eine neue ostpommersche Pfahlhausurne.

Von Otto Kunkel.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Die drei bekannten Pfahlhausurnen aus dem Kreise Lauenburg in Ostpommern, die eine von Obliwitz, die beiden anderen von Woedtke, sind längst ausreichend abgebildet und besprochen [1]). Auch das Fußbruchstück von Bychow im selben Kreise, das als Beleg für eine sonst verschollene vierte Urne ähnlicher Form genügen dürfte, ist im Schrifttum schon erwähnt [2]). Hier sei die demnach fünfte ostpommersche Bestattung mit einer Pfahlhausurne veröffentlicht (Abb. 1—3) [3]).

Es handelt sich wieder um ein Steinkistengrab bei Obliwitz. Die Scherben der Hausurne samt einem gut erhaltenen Beigefäß und einer Bronzenadel sind durch Vermittlung des Herrn Regierungsrat Willnow-Lauenburg (jetzt Pyritz) als Geschenk des Rittergutsbesitzers Herrn Holtz-Obliwitz in das Provinzialmuseum Pommerscher Altertümer gelangt. Die Zusammensetzung und die in allen Einzelheiten gesicherte Ergänzung der Hausurne, sowie der Türabguß, der die Innenkonstruktion erkennen läßt, werden dem Römisch-germanischen Zentralmuseum verdankt.

Das dreihenkelige Beigefäß mit rauhem Unterteil und glattem Hals (Abb. 3 links) zählt zu den selteneren Formen der ostpommerschen Steinkistengräberkultur, ist aber schon mehrfach in Gesellschaft von Mützen- oder Gesichtsurnen offenbar jüngeren Typs angetroffen worden. Das gleiche gilt für die Bronzenadel mit einfach profiliertem Köpfchen und leicht geriefeltem Hals (Abb. 3 rechts unten). Das Grabinventar gibt also im wesentlichen nur eine Bestätigung der bisherigen Anschauungen über die Zeitstellung unserer Pfahlhausurnen. Für die neue Obliwitzer Hausurne im besonderen

[1]) S. Behn: Hausurnen. Berlin 1924, S. 31—36 mit Taf. 12—14 (hier sind auch die älteren Veröffentlichungen angeführt). — Ferner: S. Behn: Artikel „Dach", „Haus" und „Hausurne" in Eberts Reallexikon, II, S. 340 f.; V, S. 160 ff. und S. 221 ff. — J. Kostrzewski: Etat actuel des recherches sur l'architecture préhistorique en Pologne et dans les pays limitrophes, in: Institut international d'anthropologie, IIe session Prague 14—21 septembre 1924. Paris 1926. — W. Schulz: Über Hausurnen, in: Mannus XVII, 1925, S. 81—87. — C. Schuchhardt: Vorgeschichte von Deutschland. München-Berlin 1928, S. 197 f.

[2]) G. Kossinna: Mannus, Erg.-Bd. IV, 1925, S. 51.

[3]) Alles, was aus den Abbildungen klar ersichtlich ist, wird im Text nicht mehr besonders erwähnt. Denn es bedeutet unnütze Raumvergeudung und Zeitverschwendung für den Verfasser wie für den Leser, wenn derartige Mitteilungen mit ermüdenden Maßangaben und langweiligen Beschreibungen belastet werden, die überdies eine Materialveröffentlichung nur noch ungenießbarer und unübersichtlicher machen, als sie gar zu oft an sich schon sein muß. Auch im vorgeschichtlichen Schrifttum könnte vieles „rationalisiert" werden!

Digitized by Google

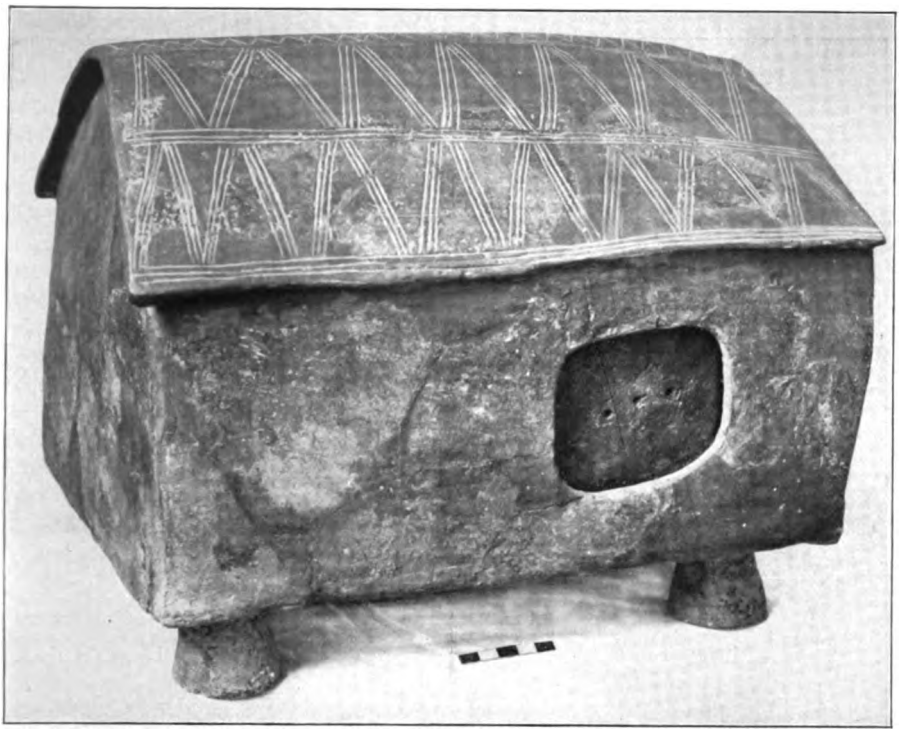


Abb. 1. Die Hausurne B von Obliwitz (Kr. Lauenburg). Die Tür iſt verkehrt eingeſchoben, da ſonſt zwei der drei Verſchlußlöcher links hinter der Wand verſchwunden wären.

läßt es die Möglichkeit offen, daß ſie die jüngſte Vertreterin ihrer kleinen Familie iſt, wofür auch manche Eigenheiten am Gefäße ſelbſt zu ſprechen ſcheinen.

Die Hausurne (Abb. 1 und 2) kommt an Größe ihrer Schweſter vom gleichen Fundort ziemlich nahe. Sie ſteht wie dieſe auf nur vier Füßen. Durch ihr Material, die verhältnismäßig dünne Wandung und die Dachverzierung erweckt ſie viel ſtärker als die anderen oſtpommerſchen Hausurnen den Eindruck einer feinen handwerksgerechten Töpferarbeit. Dadurch wird aber zugleich der weſentlich ſchematiſchere Charakter der Geſamtdarſtellung betont. Vom tragenden und ſtützenden Holzgerüſt des Baues iſt weder an den Wänden noch am Dache etwas angedeutet. Die ziemlich niedrigen Füße laſſen die eigenartigen, wohl mit Recht als Steinplatten erklärten Wulſte vermiſſen, die ſich ſelbſt an der kleinen Urne von Woedtke noch finden. Der Firſt iſt wenig ausgeprägt und nur zum rechten Giebel hin ſchärfer geſtaltet. Etwas hervorgehoben wird er lediglich durch zwei ſchmale eingeritzte Zickzackbänder. Die Form der Dachhaut erinnert beinahe an ein Tonnengewölbe. Der Eingang, wieder an der rechten Hälfte der einen Langſeite, iſt als Schiebetür in bekannter Weiſe gebildet. Sie iſt nebſt der Lauf- und Stoßnute und einem Vertikalpfoſten an der Innenwand vollſtändig erhalten (Abb. 3 rechts). Drei Löcher bezeugen das ehemalige Vorhandenſein einer Verſchlußvorrichtung. Mit ihrer Hilfe muß man die Tür auch zugeſchoben haben, was anders

Digitized by Google

Abb. 2. Rückansicht der Hausurne B von Obliwitz.

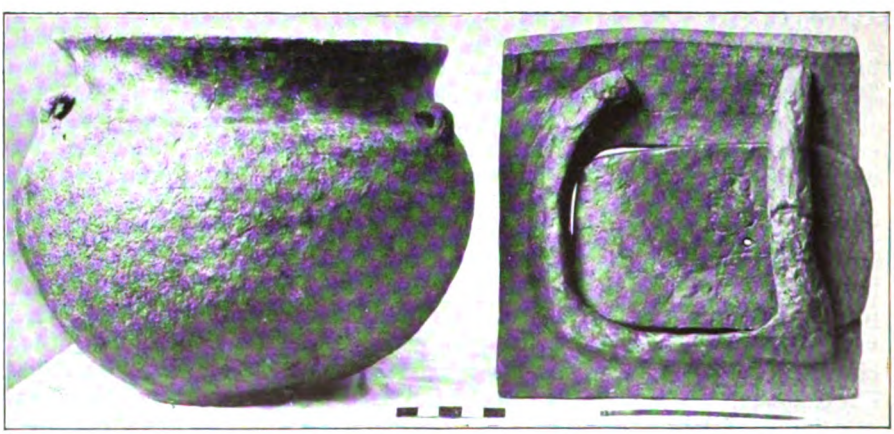


Abb. 3. Rechts Innenansicht der Tür (nach Abguß); darunter die Bronzenadel. Links das dreihenkelige Beigefäß.

Digitized by Google

von außen unmöglich gewesen wäre. Ob man freilich in diesem Teil der Urne, der in unserem Falle allein als neue baugeschichtliche Quelle höheren Ranges in Frage kommen könnte, eine annähernde Wiedergabe der Wirklichkeit erblicken darf, wird wohl immer Ansichtssache bleiben. Die auffallende Dachzeichnung endlich, die wir uns aus begreiflichen Gründen so naturalistisch wie möglich wünschen möchten, ist offensichtlich dem üblichen Zierschatze jener Zeit entnommen. Gleichwohl halte ich die Auswahl, Verteilung und Anordnung der wenigen dabei benutzten Einzelmotive für höchst bemerkenswert: das Ornament ist trotz seiner rein geometrischen Erscheinung in seinem Gerippe nichts anderes als eine bis zum äußersten stilisierte schematische Darstellung eines Stroh- oder Schilfdaches mit seinen noch heute zum Festhalten der Decke mitunter gebräuchlichen Behelfen. Abgesehen von ihrem Werte für die Denkmälerstatistik und Siedlungskunde ist die neue Pfahlhausurne also in erster Linie kunstgewerblich interessant, vielleicht auch allgemein lehrreich, z. B. für die Betrachtung der mannigfachen Ornamente an den Gesichtsurnen. Als Urkunde vorgeschichtlicher Baukunst allerdings steht die Obliwitzer zweite unter unseren Pfahlhausurnen gewiß an letzter Stelle. Wenn wir sie ihrer ganzen Art nach für die jüngste in der Reihe halten, können wir uns zur Bestätigung wohl auch auf die Beigaben berufen [1]).

[1]) Die Hausurnen des Kreises Lauenburg gehören sämtlich dem Provinzialmuseum Pommerscher Altertümer, das aus den Sammlungen der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde hervorgegangen ist und Mitte August im eigenen Hause (Luisenstraße = Ecke Königsplatz) eröffnet wird. An dem Gelingen dieser gewiß begrüßenswerten Neugründung ist G. Kossinna insofern nicht unbeteiligt, als gerade er die Bedeutung unserer vorgeschichtlichen Abteilung durch die wissenschaftliche Verwertung eines großen Teiles ihres Fundbestandes ins rechte Licht gesetzt hat. Daher darf das Provinzialmuseum Pommerscher Altertümer in dieser Festschrift nicht unvertreten bleiben, wenn auch infolge der Umzugs- und Einrichtungsarbeiten nur eine kleine Mitteilung beigesteuert werden kann.

Digitized by Google

Das spätrömische Holzeimerchen von Wutike (Ostprignitz).

Von Jörg Lechler.

Mit 1 Abbildung im Text.

Das Heimatmuseum in Heiligengrabe (Prignitz) bringt dem Altmeister der deutschen Vorgeschichte diesen kleinen Beitrag als Zeugnis dafür, wie „gute Taten fortzeugend Gutes gebären müssen", und wie die Wissenschaft, wenn es richtig angefaßt wird, nicht nur eine Sache der Gelehrten bleibt, sondern im breiten Volke Widerhall findet, lebendig wird und der Stärkung des Heimatgefühls und der Belebung der Heimatpflege dient. Als Paul Quente Schüler von Kossinna wurde, trug er die Begeisterung für die deutsche Vorzeit in die Bauernbevölkerung der Ostprignitz. Im Laufe seiner zweijährigen Tätigkeit schuf er im Kloster Heiligengrabe unter Mithilfe der gesamten Landbevölkerung im Handumdrehen ein stattliches Museum, das manchen wertvollen Fund birgt, gründete den Museumsverein, dem bald über 500 Bauern angehörten und der sozusagen das finanzielle Rückgrat für das Museum bildete. Durch die Tätigkeit des Museums, die auch nach dem Heldentod von Paul Quente nicht zum Stillstand kam, ist der Begriff „Vorgeschichte" derartig im Kreise lebendig geworden, daß der Gedanke immer mehr Platz greifen konnte, eine archäologische Landesaufnahme von Kreis wegen zu unternehmen. Durch die Tatkraft des Landrats Egidi vom Kreise Ostprignitz wurde sie Tatsache und steht heute vor dem Abschluß. Die archäologische Landesaufnahme wieder belebte das Interesse für die Vorgeschichte ganz außerordentlich, da Dr. Walter Matthes, den man mit dieser Aufgabe betraut hatte, Ort für Ort bereiste und Fragebogen und Mitteilungen an alle interessierten Kreise, Lehrer usw. gehen ließ; so auch nach Wutike, wo im Schulunterricht Lehrer Häntsch eingehend alle Kinder nach Beobachtungen im Gelände befragte und ihnen als Aufgabe stellte, zu Hause über bei Landarbeiten gefundene Gegenstände nachzufragen. Nur dieser Methode ist es zu danken, daß der schöne Fund eines spätrömischen Eimers nicht verloren gegangen ist, denn beim Besuch in Wutike ergab sich, daß die Enkelkinder des Altsitzers Legde angegeben hatten, daß beim Sandabfahren in einer Sandgrube Holz und Scherben gefunden wären, daß sie diese nicht hätten wegwerfen lassen, sondern für das Museum aufgehoben hätten. Die Besichtigung ergab, daß es sich um einen recht schönen Fund handelte, da tatsächlich von dem Holzeimer der größte Teil des Holzes sehr gut erhalten

Digitized by Google

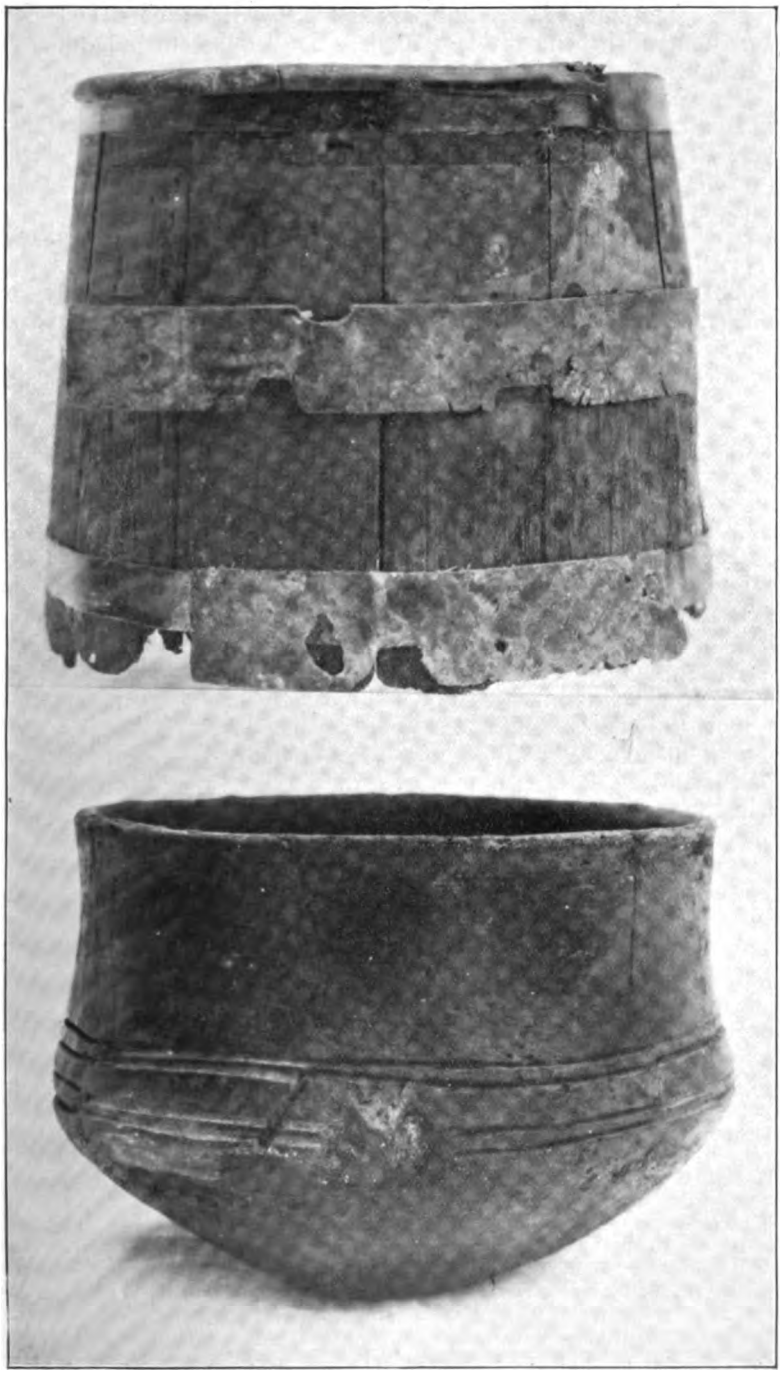


Abb. 1. Der Fund von Wutike.

Digitized by Google

war. Die Zusammensetzung und Konservierung übernahm das Zentralmuseum Mainz in liebenswürdiger Weise. So ist aus dem Zusammenwirken vieler Ursachen dieser schöne Fund geborgen worden.

Das Eimerchen hat jetzt, da der Boden fehlt, eine Höhe von 11 cm, oberer Durchmesser 11,2 cm, unterer Durchmesser 13 cm, Bronzebeschlag: der obere Reifen 0,6 cm, die dunklere Stelle darunter, auf der der obere Beschlag gesessen haben muß, ist 1,8 cm breit. Der mittlere Beschlag hat die gleiche Breite, der untere ist 2,1 cm breit. Das Holz ist sehr gut erhalten und zeigt eine helle Färbung, an den Stellen, wo der Beschlag saß, dunkler. Nach der Untersuchung von Dr. Egelhuber, Berlin, handelt es sich um Eibenholz. Das dazugehörige Gefäß hat eine Höhe von 11,2 cm, oberer Durchmesser 14,8 cm, unterer Durchmesser 5 cm. Farbe: schwarzgrauglänzend.

Digitized by Google

Zwei germanische Grabfunde aus Rondsen, Kr. Graudenz (Römische Kaiserzeit).

Von Wolfgang La Baume.

Mit 11 Abbildungen im Text.

Im Staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig (ehemals Westpr. Prov.-Museum) werden zwei aus Rondsen stammende Grabfunde aufbewahrt, von denen bisher nur einzelne Stücke beschrieben und abgebildet worden sind, während andere nicht minder wichtige keine genügende Berücksichtigung in der Literatur gefunden haben [1]). Deshalb sollen beide Funde hier vollständig und im Zusammenhange, was ebenfalls noch nicht geschehen ist, behandelt werden. Die Anregung dazu verdanke ich meinem Kollegen Dr. Jahn (Breslau).

Die in Rede stehenden Grabfunde stammen nicht etwa von dem bekannten großen, germanischen Friedhofe bei Rondsen (südlich vom Dorfe gelegen), der mehr als 1000 Gräber enthielt (873 Fundstellen sind untersucht worden) und von der Spätlatènezeit bis zum Ende der älteren Kaiserzeit reicht, sondern aus einer Kiesgrube nördlich des genannten Ortes (Skizze bei Anger Gräberfeld von Rondsen und Zeitschrift für Ethnologie 1885, S. 2). Beide Friedhöfe sind etwa ½ km voneinander entfernt. Über die Fundumstände ist fast nichts bekannt. Grab I wurde laut Museumskatalog im Jahre 1879 beim Kiesgraben gefunden und 1881 durch den um die Vorgeschichte Westpreußens hochverdienten Landrat C. von Stumpfeldt in Kulm (Westpr.) dem Danziger Museum geschenkt. Die Beigaben aus Grab II kamen 1882 in 1,5 m Tiefe zum Vorschein (wahrscheinlich ebenfalls bei der Kiesentnahme) und wurden 1884 von dem Stadtrat Bohm in Graudenz dem Danziger Museum als Geschenk überwiesen. Es handelt sich höchstwahrscheinlich um zwei Skelettgräber; wenn ältere Autoren und

[1]) Sitzungs-Bericht Anthrop. Sekt. Danzig vom 30. 3. 1881, S. 14 (v. Stumpfeldt). Ebdt. vom 10. 1. 1883 (Conwentz). — Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. 1884, S. 9. — Zeitschrift f. Ethnol. 1885, S. 2 mit Karte (Bohm). — Lissauer, Prähist. Denkm. Westpr. (1887), S. 147/148, Taf. IV, 22 (Br.-Kanne). — Schr. Phys. Oek. Ges. Königsberg 1889, Sitz.-Ber. S. 12 (Tischler). — Anger, Das Gräberfeld von Rondsen, Graudenz 1890, S. 3 u. 4 mit Karte. — Zeitschr. f. Ethnol. 1897, Verh. S. (178) Lissauer. — Conwentz, Vorgeschichtliche Wandtafel von Westpreußen V, Nr. 41 u. 43 (Kanne und Schöpfkelle). — Derselbe, Mitt. Westpr. Gesch. Verein Danzig I, 1902, S. 12, Abb. 1 (Cypraea-Anhänger). — Nachr. über deutsche Altertumsforsch. 13, 1902, S. 92 (Hub. Schmidt). — Conwentz, Das Westpr. Prov.-Museum 1880—1905, Danzig 1905, Taf. 68, Fig. 1 (Bronze-Kanne). — Blume, Die germanischen Stämme I, 1912, S. 94, 139, 140, 141, 152, 157, 158; II, S. 160. — Almgren, Nordeuropäische Fibelformen (2. Aufl.) 1923, S. 148 u. 219, Nr. 86; Taf. II, Fig. 37 (Silberfibel).

Digitized by Google

ſelbſt Blume (a. a. O. II, 160) Grab II als Urnengrab anſehen, weil es in dem Bericht des Stadtrates Bohm (1885) heißt, die Kanne ſei „mit Sand und Aſche“ angefüllt geweſen, ſo muß demgegenüber betont werden, daß das Wort „Aſche“, wenn es ein Laie gebraucht, nicht unbedingt Knochenaſche (Leichenbrand) bedeuten braucht, und daß auch der Geſamthabitus der Beigaben offenkundig für ein Skelettgrab ſpricht (vgl. dazu Mannus X, S. 4/5 Almgren). Es iſt ferner ſehr wahrſcheinlich, daß beide Gräber noch mehr Beigaben enthalten haben als beim Kiesabgraben zufällig gefunden wurden.

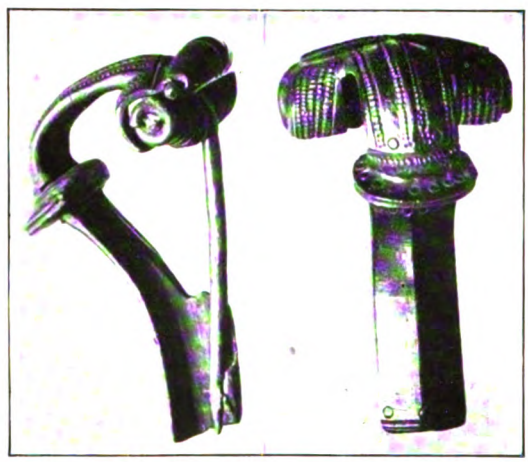


Abb. 1. Rondſen, Kr. Graudenz.
Zwei ſilberne Fibeln aus Grab I. Nat. Gr.

Abb. 2. Rondſen, Kr. Graudenz. Goldener Anhänger aus Grab I. Nat. Gr.

In das Weſtpreußiſche Provinzial-Muſeum ſind folgende Gegenſtände gelangt:

Grab I. Gefunden 1879. Muſeum Danzig IV, 152a—c und 153. (Geſchenk 1881.)
2 ſilberne Fibeln,
1 Anhänger aus Gold,
1 Bronze-Schöpfkelle.

Grab II. Gefunden 1882 (Muſeum Danzig III, 236—248. Geſchenk 1884.)
1 Bronze-Weinkanne,
1 Bronze-Schale mit Griff,
3 Bronze-Fibeln,
2 große Bronze-Anhänger aus Drahtgeflecht,
1 Cypraea-Anhänger mit Ring,
1 Bronze-Beſchlag mit Ring,
2 geſchlitzte Bronze-Röhrchen.

Die Beigaben aus Grab I.

Die beiden Silberfibeln (Abb. 1 und Almgren Fibelformen, Fig. 37) ſind reich verzierte, faſt gleiche Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülſe; ſie gehören der öſtlichen Hauptſerie Almgrens an und ſind nach ihrer Verbreitung (Oder- und Weichſelgebiet mit dem Zentrum in

Digitized by Google

Westpreußen) offensichtlich ostgermanisch. Da Fibeln dieser besonderen Art in anderen Gräbern nur mit den frühesten Formen der anderen Fibelgruppen

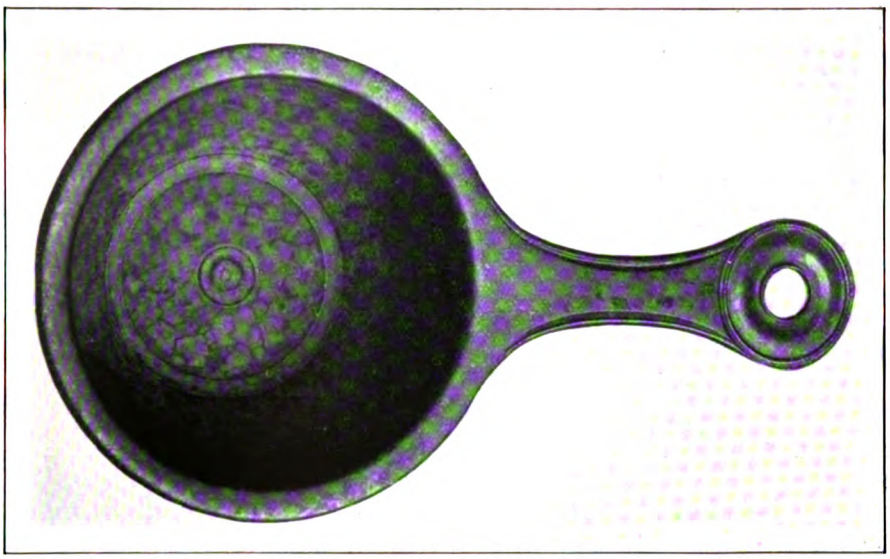


Abb. 3. Rondsen, Kr. Graudenz. Bronze-Schöpfkelle aus Grab I. 1/3 nat. Gr.

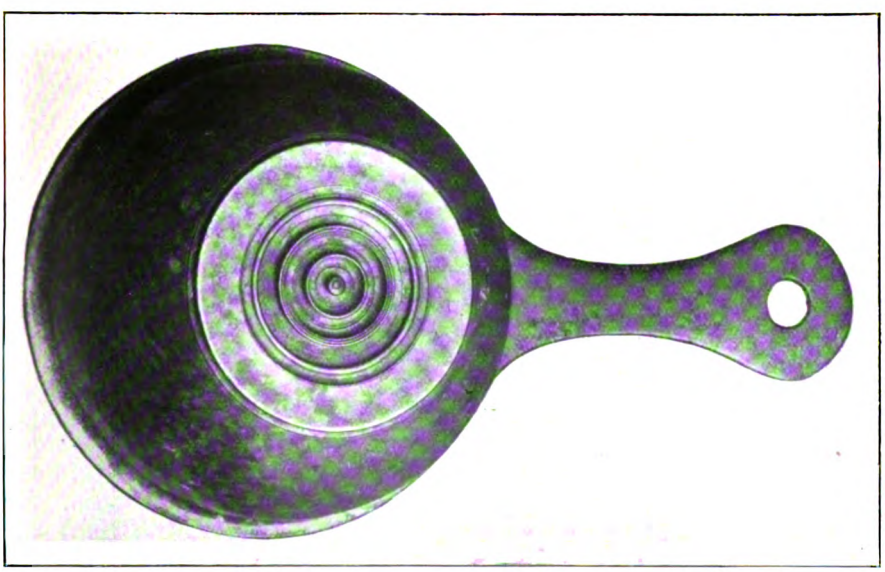


Abb. 4. Dieselbe Schöpfkelle von unten gesehen (Grab I). 1/3 nat. Gr.

zusammen vorkommen, ist danach Grab I in den Anfang des älteren Abschnittes der römischen Kaiserzeit, also in das 1. Jahrh. nach Chr. zu setzen. —

Digitized by Google

Der wundervolle Goldanhänger (Abb. 2), der bisher noch nirgends abgebildet wurde, besteht aus einer hohlen Kugel, an die oben eine filigranverzierte Öse, unten ein ebenso verziertes Kügelchengehänge angesetzt sind. — Die aus Grab I stammende vorzüglich erhaltene Bronze-Schöpfkelle (abgebildet bisher nur Vorgeschichtliche Wandtafel von Westpreußen V, 41) zeigen unsere Abbildungen 3 und 4 in zwei Ansichten.

Abb. 5. Rondsen, Kr. Graudenz. Bronze-Weinkanne aus Grab II. 1/2 nat. Gr.

Die Beigaben aus Grab II.

. Während die prächtige Bronzekanne wiederholt abgebildet worden ist (vgl. Abb. 5), ist die mindestens ebenso bemerkenswerte Bronzeschale (Abb. 6 und 7) bis jetzt noch niemals im Bilde veröffentlicht worden. Sie hat einen langen, mit sternförmig verbreiterter Basis angelöteten und mit Längs- und Querrillen verzierten Griff, der am Ende in einen Widderkopf ausgeht. Wie aus einer Lötstelle ersichtlich ist, die der Griffbasis genau gegenüber am oberen Rande der Schüssel liegt, hat hier eine Verzierung gesessen, die verloren gegangen ist. Drei weitere Lötstellen an der Unterseite, die übrigens mit eingravierten konzentrischen Kreisen verziert ist, lassen erkennen, daß die Schale drei Füße gehabt hat. Der Boden der Schale zeigt

Digitized by Google

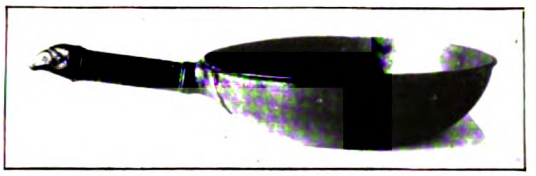


Abb. 6. Rondsen, Kr. Graudenz.
Bronze-Schale aus Grab II. 1/6 nat. Gr.

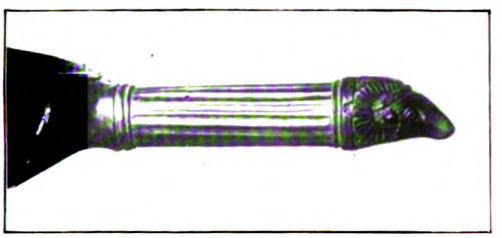


Abb. 7. Griff der Bronze-Schale aus Grab II.
1/3 nat. Gr.

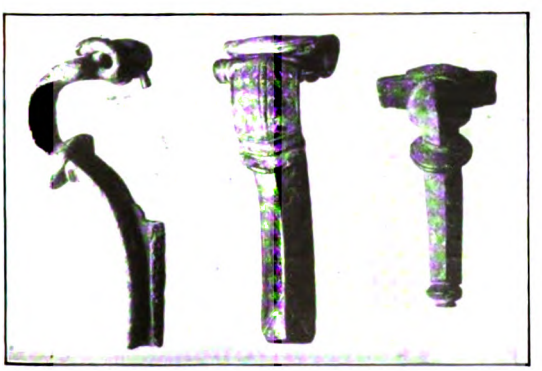


Abb. 8. Rondsen, Kr. Graudenz. Drei Bronze-Fibeln
aus Grab II. 2/3 nat. Gr.

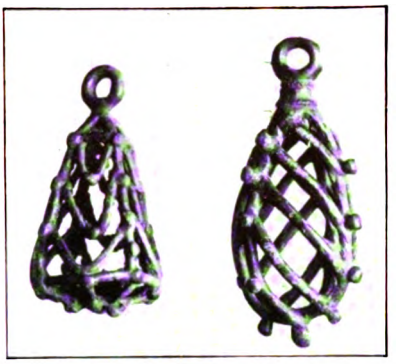


Abb. 9. Rondsen, Kr. Graudenz.
Zwei Bronze-Anhänger aus Grab II.
1/2 nat. Gr.

Abb. 10. Rondsen, Kr. Graudenz.
Anhänger (Cypraea) aus Grab II.
1/2 nat. Gr.

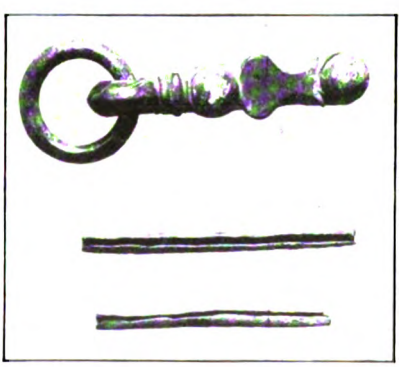


Abb. 11. Rondsen, Kr. Graudenz.
Gürtelschließe und Riemenfenkel
(Bronze) aus Grab II. 3/5 nat. Gr.

Digitized by Google

innen ein eingraviertes Sternmuster, das von einem Palmettenkranz umgeben ist.

Von den drei in Grab II gefundenen Bronze-Fibeln (Abb. 8) sind zwei ganz gleich; es sind frühe Augenfibeln (Almgren Gruppe III, ältere Form, ähnlich Almgren, Abb. 45) mit geschlitzten Augen am Bügelkopfende, die dritte ist eine „kräftig profilierte" Bronzefibel mit verbreitertem Haken und Stützplatte [Almgren Gruppe IV, Nebenform Fig. 71 (nicht Nebenform Fig. 72, wie Blume II, 160 angibt)].

Die beiden großen körbchenartigen Anhänger aus Bronze (Abb. 9) sind verschieden geformt, wenn auch in der gleichen Technik ausgeführt. Ein dritter Anhänger (Abb. 10) besteht aus einer 7,5 cm langen Cypraea pantherina (Mitt. Westpr. Gesch. Ver. I, 1, S. 12 Conwentz) mit Bronzering, ein Schmuck, der gewiß nicht zum Pferdegeschirr gehört hat, wie Conwentz angibt. Über die Lage der Anhänger im Grabe ist nichts bekannt geworden, jedoch möchte ich annehmen, daß die beiden Bronzeanhänger (Abb. 9) am Gürtel gehangen haben, wie z. B. andere große Anhänger, die in Praust, Grab 45 in der Gürtelgegend gefunden wurden (Blätter für deutsche Vorgeschichte, Heft 4, 1926, Taf. IIIA La Baume).

Der Gürtel selbst ist offenbar mit Hilfe der aus Bronze gearbeiteten Gürtelschließe (Abb. 11) verschlossen worden (das Gegenstück, wohl ein Haken, fehlt). Zum Riemenzeug (Gürtel?) gehören endlich die beiden röhrenförmigen Bronzehülsen (Abb. 11), die offenbar Riemensenkel vorstellen.

Zusammenfassung. Bei den beiden oben behandelten Gräbern aus der Kiesgrube von Rondsen handelt es sich, wie die Fibel-Beigaben dartun, um ostgermanische Skelettgräber aus der frühen Kaiserzeit, und zwar aus dem 1. Jahrh. nach Chr. Geburt. Nach ihren Beigaben kann man sie gewiß als „reich ausgestattete" Gräber bezeichnen, wenn auch Almgren (Mannus X, 1 ff.) nur diejenigen, die mindestens zwei römische Gefäße enthalten, als solche ansehen will, was bei Grab I nicht zutrifft. Mir scheint aber, daß Almgren sich zu eng auf die Zahl der römischen Gefäße festgelegt hat; wenn die Frage des Importes von römischen Bronzegefäßen nach Ostgermanien einmal unter Erfassung des gesamten bekannten Materiales in Angriff genommen werden sollte, wird sich dann wohl ein anderes Bild ergeben als das, zu dem Almgren gelangte. Jedenfalls füllen die Funde aus der Kiesgrube Rondsen bereits die von Almgren angenommene Lücke aus, insofern sie einmal aus der älteren Kaiserzeit und zweitens aus dem von Almgren als in dieser Hinsicht „fundarm" bezeichneten gotisch-burgundischen Kulturkreis stammen (Almgren a. a. O. S. 7).

Ist Grab I durch seinen Reichtum an Edelmetall (2 Silberfibeln, 1 Goldanhänger; wer weiß, was verloren gegangen sein kann?) bemerkenswert, so Grab II durch die beiden römischen Gefäße, von denen die eigenartige Schale mit widderkopfverziertem Griff bisher wohl ohne Parallele unter allen germanischen Funden ist, ferner durch seltene Formen von großen Anhängern und eine ebenfalls seltene Art des Gürtelverschlusses.

Digitized by Google

Skelettgräber zwischen Weichsel und Memel aus der römischen Kaiserzeit.

Zur ostpreußischen Gotenfrage.

Von Wilhelm Gaerte.

Mit 1 Karte[1]).

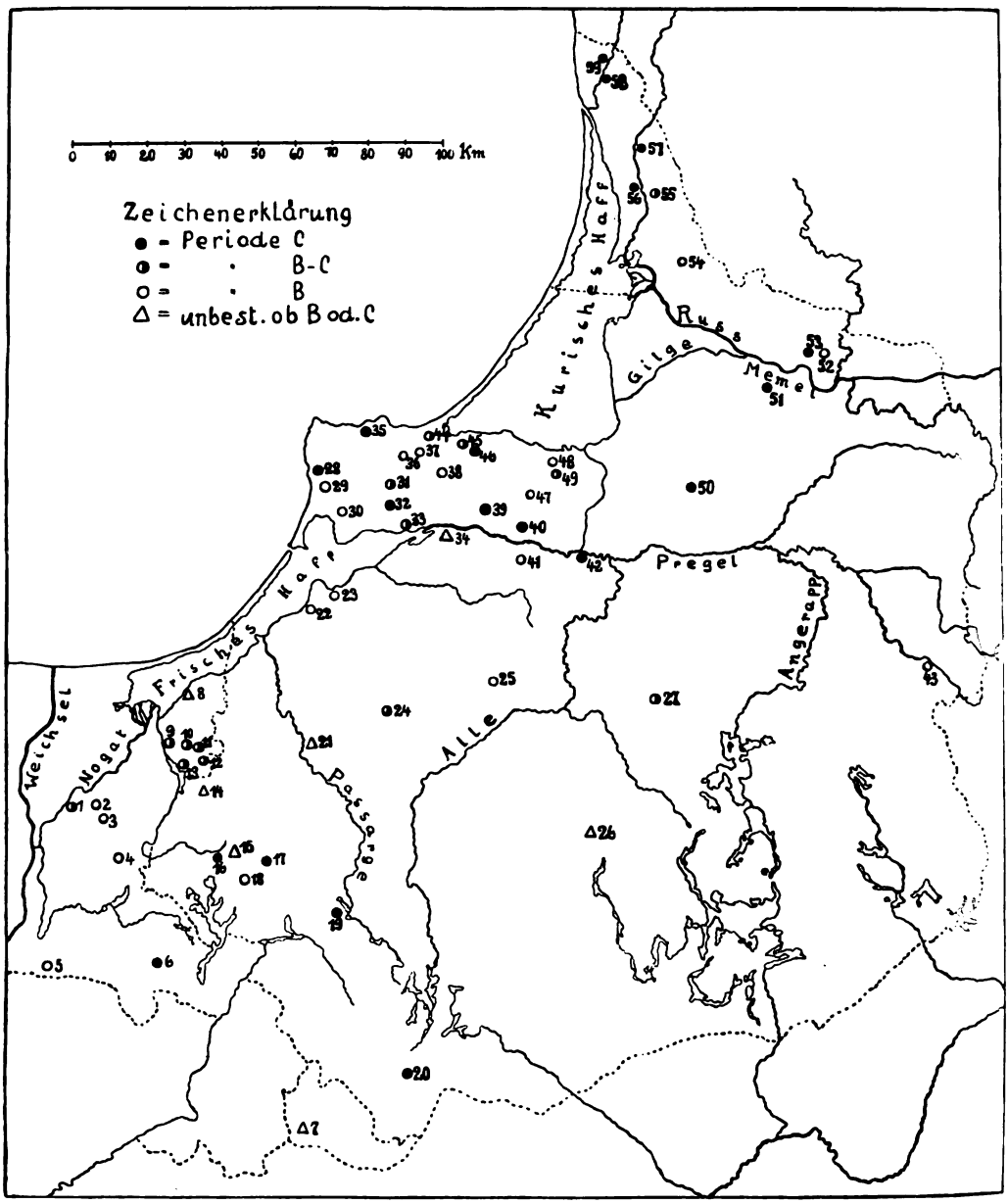
In seinem Aufsatz „Castrum Weklitze, Tolkemita, Truso" (Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927, S. 115 ff.) nimmt M. Ebert kurz Stellung zum Problem der Goten in Ostpreußen. Er stellt fest, „daß die immer wiederholten Behauptungen von einem kaiserzeitlichen Gotenreich im östlichen Ostpreußen ..... am archäologischen Material keine tragfähige Unterlage habe" (a. a. O. S. 117). Hinsichtlich der samländisch-natangischen Kultur während der römischen Kaiserzeit will M. Ebert nur eine „friedliche, kulturelle Beeinflussung von seiten der überlegenen germanischen Kultur des Westens auf die altpreußisch-aistische, wobei die Einsprengung ethnischer Splitter gotischer Herkunft innerhalb des aistischen Siedlungsgebietes nicht ausgeschlossen sei", gelten lassen.

Ich glaube nicht, daß auch nach diesen Ausführungen Eberts das Gotenproblem in Ostpreußen gelöst ist. Dazu bedarf es eingehenderer, umfassenderer Studien an dem kaiserzeitlichen Material, als sie bisher geliefert sind. Die vorliegende Arbeit will nun einen kleinen Beitrag zu der Gotenfrage liefern. Sie knüpft an die Behauptung an, „daß der am dichtesten besiedelte Teil, der Kreis Fischhausen, fast nur reine Brandbestattung bietet" (M. Ebert, a. a. O. S. 115). Ebert verweist auf Almgren (Mannus 8, S. 287 ff.), der eine Karte der ostpreußischen Gräberfelder aus der römischen Kaiserzeit mit Hervorhebung der Skelettgräber entworfen hat. Nun hat aber Almgren selber, bereits Mannus 10, 1919, S. 9 Gelegenheit genommen, bezüglich der erwähnten Karte „einen sehr bedauerlichen Fehler zu berichtigen". Er schreibt: „In dem fundreichen ostpreußischen Kreis Fischhausen sollten nämlich die Skelettgräber der Periode B viel stärker zum Vorschein kommen (mit 4 oder 5 Zeichen, statt 1)".

Da gerade die gemischten Gräberfelder für die ostpreußische Gotenfrage äußerst wichtig sind, sei hier eine Liste der bisher bekannt gewordenen Skelettbestattungen zwischen Weichsel und Memel aus der römischen Kaiserzeit (mit Karte) gegeben. Seit den Veröffentlichungen von E. Blume: Die germanischen Stämme und E. Hollack: Erläuterungen ist eine Anzahl neuer Fundplätze hinzugekommen.

[1]) Gezeichnet von Museumspraktikantin M. Toschke.

Digitized by Google



Fundstellen der Skelettgräber in Ostpreußen aus der römischen Kaiserzeit; Periode B = 1.—2., C = 3.—4. Jahrh. n. Chr.

Digitized by Google

Verzeichnis der Fundstellen.

1. **Willenberg,** Kr. Stuhm. Grabung durch Stadtrat Voigtmann, Marienburg. Unveröffentlicht. Inv. Städt. Museum in Marienburg.
2. **Liebenthal,** Kr. Marienburg. Lit. Blume II S. 154. Inv. Prussia-Museum, Staatl. Museum f. Naturkd. u. Vorgeschichte, Danzig.
3. **Laase,** Kr. Stuhm. Lit. Blume II S. 154.
4. **Mienten,** Kr. Stuhm. Lit. Blume II S. 156.
5. **Garnseedorf-Abbau,** Kr. Marienwerder. Lit. Blume II S. 141. Inv. Staatl. Museum Danzig.
6. **Goldau,** Kr. Rosenberg. Lit. Blume II S. 147.
7. **Klein-Lensk,** Kr. Neidenburg. Lit. Hollack, S. 71.
8. **Kickelhof,** Kr. Elbing. Lit. Blume II S. 151. Inv. Städt. Museum Elbing.
9. **Elbing-Neustädter Feld.** Lit. Blume II S. 146. Inv. Städt. Museum Elbing, Staatl. Museum Danzig. Völkerkunde-Museum Berlin, Museum Nürnberg.
10. **Wöklitz,** Kr. Elbing. Lit. Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6. 1927. S. 123ff.
11. **Wolfsdorf-Höhe,** Kr. Elbing. Lit. Blume II S. 168. Inv. Städt. Museum Elbing.
12. **Pomehrendorf,** Kr. Elbing. Feststellung durch Prof. Dr. Ehrlich, Elbing.
13. **Hansdorf,** Kr. Elbing. Lit. Blume II S. 150. Inv. Staatl. Museum Danzig, Städt. Museum Elbing.
14. **Crossen,** Kr. Pr.-Holland. Lit. Blume II S. 152. Hollack, S. 23.
15. **Banditten,** Kr. Mohrungen. Besichtigung durch Dr. Gaerte im April 1928. Zum größten Teil zerstört. Inv. Prussia-Museum.
16. **Pollwitten,** Kr. Mohrungen. Grabung durch Dr. Gaerte 1926/27. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.
17. **Gr. Bestendorf,** Kr. Mohrungen. Lit. Prussia, Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Prussia, Heft 26, S. 310 ff. Privatbesitz.
18. **Höfen,** Kr. Mohrungen. Besichtigt durch Dr. Gaerte im April 1928. So gut wie ganz zerstört. Unveröffentlicht.
19. **Woenicken,** Kr. Osterode. Grabung durch Dr. Gaerte im Juni 1928. Fast vollständig zerstört. Inv. Prussia-Museum.
20. **Littfinken,** Kr. Neidenburg. Grabung durch Prof. Peiser 1910. Protokoll und Inv. im Prussia-Museum. Unveröffentlicht.
21. **Wusen,** Kr. Braunsberg. Lit. Hollack, S. 188. Inv. Sammlung Blell, Marienburg.
22. **Keimkallen,** Kr. Heiligenbeil. Lit. Hollack, S. 66. Schr. d. Ph.-Oek.-Gesellschaft. Bd. X S. 138. Inv. Prussia-Museum.
23. **Wolittnick,** Kr. Heiligenbeil. Lit. Hollack, S. 186. Inv. Prussia-Museum.
24. **Schatzberg,** Kr. Pr.-Eylau. Lit. Hollack, S. 142. Inv. Prussia-Museum.
25. **Legden,** Kr. Pr.-Eylau. Lit. Hollack, S. 88. Inv. Prussia-Museum und Sammlung des Oberl. Geschichtsvereins Mühlhausen.
26. **Widrinnen,** Kr. Rastenburg. Lit. Hollack, S. 179. Inv. Prussia-Museum.
27. **Heinriettenfeld** Kr. Gerdauen. Lit. Hollack, S. 58. Zeitschr. f. Ethnol. 1908, Bd. 40, S. 173. Inv. Prussia-Museum.
28. **Grebieten,** Kr. Fischhausen. Sitz.-Ber. d. Altertums-Gesellsch. Prussia XIII S. 176.
29. **Corjeiten,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 22. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XX S. 47. Inv. Prussia-Museum.
30. **Bludau,** Kr. Fischhausen. Peiser, Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XXIII 1, S. 212, 6; 214, 14; 216, 24 und 217. Inv. Prussia-Museum.
31. **Wiekau,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 179. Inv. Prussia-Museum.
32. **Rogehnen,** Kr. Fischhausen. Grabung durch Dr. Gaerte 1926. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.
33. **Margen,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 97. Inv. Prussia-Museum.
34. **Rosenau,** Kr. Königsberg (Pr.). Lit. Hollack, S. 136. Inv. Prussia-Museum.
35. **Cobjeiten,** Kr. Fischhausen. Grabung durch Dr. Gaerte 1926. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.
36. **Eisliethen,** Kr. Fischhausen. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia Heft 20, S. 46. Schr. d. Phys.-Oek.-Ges. XXXVII S. 122. Inv. Prussia-Museum.
37. **Dollkeim,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 28. Inv. Prussia-Museum.
38. **Steinerkrug,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 142. Inv. Prussia-Museum.
39. **Neidkeim-Fürstenwalde,** Kr. Königsberg (Pr.). Lit. Hollack, S. 102. Sitz.-Ber. d. Phys.-Oek.-Gesellsch. IX S. 42 und XVIII S. 41. Inv. Prussia-Museum.
40. **Willkühnen,** Kr. Königsberg (Pr.). Grabung durch Dr. Gaerte im März 1928. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.

Digitized by Google

41. **Gr. Ottenhagen,** Kr. Königsberg (Pr.). Grabung durch Dr. Gaerte im April 1928. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.
42. **Kleinhof-Tapiau,** Kr. Wehlau. Lit. Hollack, S. 70.
43. **Rominten,** Kr. Goldap. Lit. Hollack, S. 136. Inv. Prussia-Museum.
44. **Wiskianten,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 184. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XXII S. 207 ff. Inv. Prussia-Museum.
45. **Lobitten,** Kr. Königsberg (Pr.). Lit. Hollack, S. 91. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XX S. 46. Inv. Prussia-Museum.
46. **Correynen,** Kr. Königsberg. Lit. Hollack, S. 23. Inv. Prussia-Museum.
47. **Caymen,** Kr. Labiau. Lit. Hollack, S. 21. Inv. Prussia-Museum.
48. **Moritten,** Kr. Labiau. Lit. Hollack, S. 100. Inv. Prussia-Museum.
49. **Löbertshof,** Kr. Labiau. Lit. Hollack, S. 92. Inv. Prussia-Museum.
50. **Mehlawischken,** Kr. Labiau. Lit. Hollack, S. 98. Inv. Prussia-Museum.
51. **Bendiglauken,** Kr. Tilsit-Ragnit. Lit. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XXIII 1, S. 139. Inv. Prussia-Museum.
52. **Polompen,** Kr. Tilsit-Ragnit. Lit. Hollack, S. 120. Inv. Prussia-Museum.
53. **Lumpönen,** Kr. Tilsit-Ragnit. Lit. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XXII S. 130 f. Inv. Prussia-Museum.
54. **Barsdohnen,** Kr. Heydekrug. Lit. Hollack, S. 11 f. Zeitschr. f. Ethnol. 1908, S. 175. Inv. Prussia-Museum.
55. **Wilkieten,** Kr. Memel. Lit. Hollack, S. 181 f. Inv. Prussia-Museum, Insterburger Museum.
56. **Pleschkutten,** Kr. Memel. Lit. Hollack, S. 116. Sitz.-Ber. d. Altert.-Ges. Prussia XXIII S. 149 f. Inv. Prussia-Museum.
57. **Schernen,** Kr. Memel. Lit. Hollack, S. 143. Inv. Prussia-Museum.
58. **Oberhof,** Kr. Memel. Lit. Hollack, S. 106. Inv. Prussia-Museum und Völkerkunde-Museum Berlin.
59. **Andullen,** Kr. Memel. Hollack, S. 6. Inv. Insterburger Museum, Berliner Mus., Prussia-Museum.

Nachtrag.

60. **Schlakalken,** Kr. Fischhausen, Lit. Hollack, S. 144; Skelettbestattung aus Periode B. Inv. Prussia-Museum. Nach freundlichem Hinweis durch stud. präh. Jankuhn-Tilsit. Auf der Karte nicht verzeichnet.

Digitized by Google

Ein Grab der Stein-Bronzezeit bei Bautzen.

Von Walther Frenzel.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Die jüngere Steinzeit ist in der Oberlausitz, abgesehen von einigen megalithischen Grabfunden, vornehmlich durch die Schnurkeramik vertreten. Obwohl das Vorkommen der Bandkeramik durch die Auffindung einer größeren Zahl dieser Kultur zugehöriger Steinwerkzeuge sich anzeigt, ist doch ein bandkeramischer Siedlungsplatz in dem dicht von vorgeschichtlichen Wohnstätten durchsetzten Bautzener Gefilde noch nicht nachgewiesen worden, eine Tatsache, die uns umsomehr in Verwunderung setzen muß, als im anschließenden, nur durch einen 20—30 km tiefen Urwaldgürtel von der Oberlausitz abgetrennten Elbtal die Bandkeramik reich vertreten ist.

Es war andererseits schon seit längerer Zeit beobachtet worden, daß sich in unmittelbarer Nähe schnurkeramischer Grabstätten, mehrfach in nur wenigen Metern Entfernung, die Gräber der ältesten Bronzezeit Aunjetitzer Kulturzugehörigkeit vorfanden. Eine unmittelbare Beziehung zwischen beiden Kulturen war auch für die Oberlausitz höchstwahrscheinlich, nur fehlte es bislang an einem Grabe, das die Kulturgüter beider Kreise in sich vereinigt.

Im Sommer 1927 beobachtete ich vom Staatskraftwagen Bautzen-Kamenz aus während der Fahrt auf der Dresdener Straße in der Sandgrube Schiffner, die an der Flurgrenze nach Rattwitz auf Stiebitzer Ortsmark liegt, zwei dunkel verfärbte Mulden unter der deckenden Humusschicht. Ein Versuch, sie zu untersuchen, mußte unterbleiben, weil durch die sömmerliche Hitze der sandige Lößlehm derart trockenhart geworden war, daß bei der Grabung die etwaigen Kulturreste aus der Mulde hätten herausgebrochen werden müssen. Ein späterer Versuch des Herrn Oberlehrer Wilhelm mißlang gleichfalls. An beiden Tagen wurden einige kleine unverzierte Scherben aufgelesen, die dem Habitus nach teils als bronzezeitlich, teils als steinzeitlich angesprochen wurden.

Als Ende August die Sandgrubenarbeit sich den Mulden bedrohlich näherte und Gefahr bestand, daß ihr Inhalt durch Unterhöhlung herabbrechen werde, mußte der Versuch einer Notgrabung erneuert werden. Ein Abdecken der Oberfläche war völlig unmöglich, wir mußten uns vielmehr darauf beschränken, die Mulde in senkrechten, mit der Sandgrubenwand gleichlaufenden Schnitten zu untersuchen.

Der größte Teil der Mulde war früher schon zu Bruch gegangen, die benachbarte hatte das gleiche Schicksal erlitten. Wir konnten durch Befragen der Arbeiter nur feststellen, daß „einige Schüsseln" und viele Scherben in

Digitized by Google

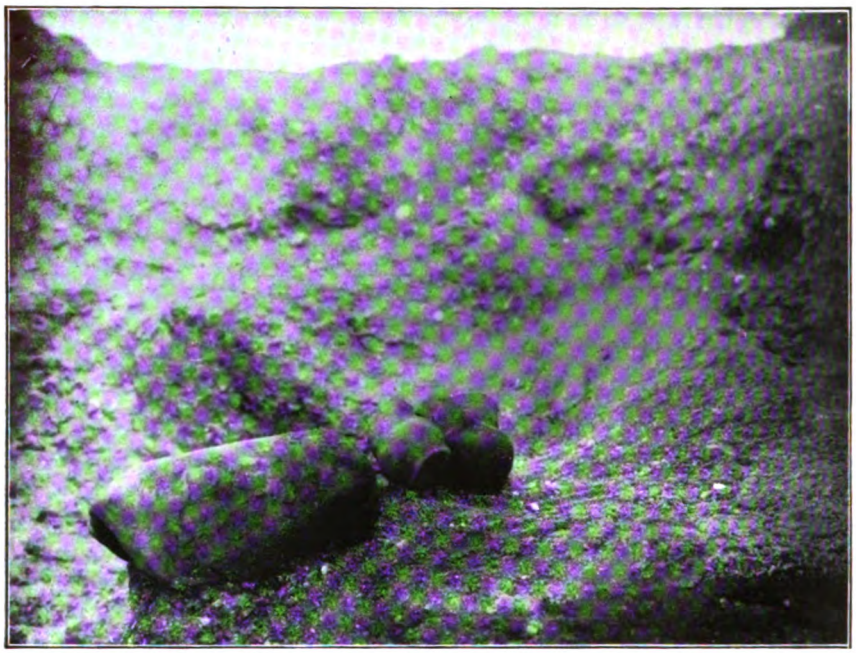


Abb. 1.

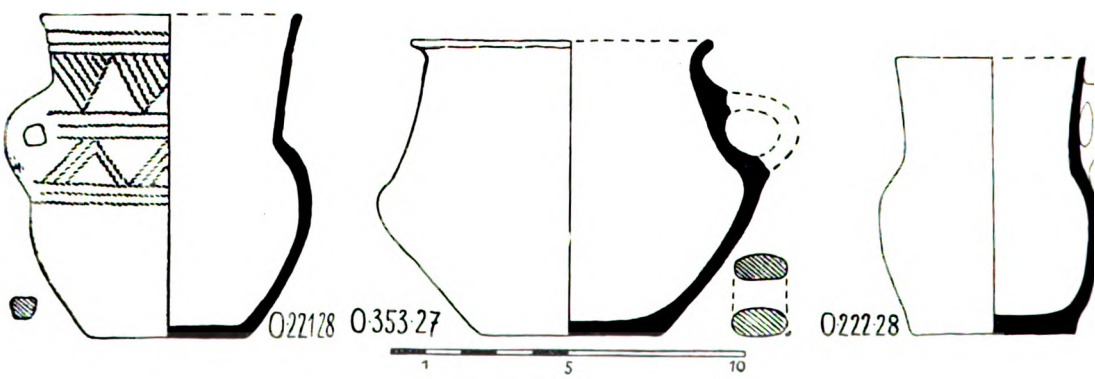


Abb. 2.

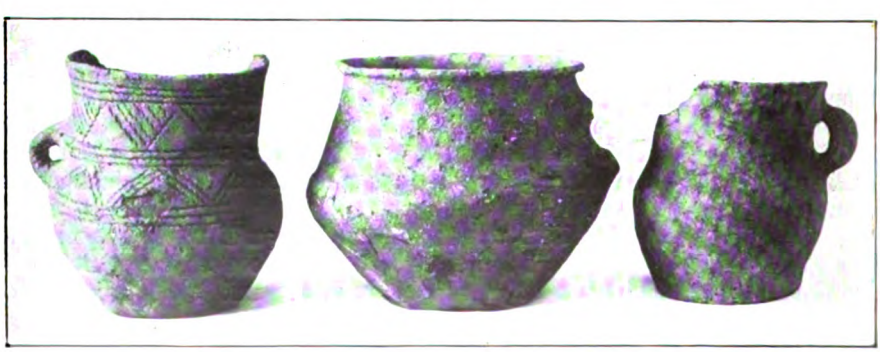


Abb. 3.

Digitized by Google

dem heruntergefallenen Erdreich gelegen hätten, die sie nicht weiter beachteten [1]). Die Mulde war im größten erhaltenen Durchmesser 3 m breit. Die Durchschnittstiefe betrug 0,30—0,50 m, nur an der Nordseite befand sich eine Kuhle von 0,70 m Tiefe. Der geglättete und von allen Unebenheiten befreite Querschnitt zeigte sechs braunrot verfärbte Ortsteinbänder übereinander in etwa gleichlaufender Führung. Sie durchzogen das gesamte Gebiet der Mulde und wiesen an keiner Stelle Abweichungen auf, die auf eine nachträgliche Störung schließen ließ. (Eines der Bänder hat z. B. das schnurverzierte Krügel, welches schräg in der Erde lag, verfärbt. Dies ist auf dem Lichtbilde deutlich zu erkennen. Die Verfärbung läuft vom rechten Rande quer über das Gefäß nach dem linken Bodenteile zu.) Die Kuhle enthielt einen Pferdeunterkiefer, dessen Knochenteile äußerst mürbe und nur in Resten zu erhalten waren. Die Zähne sind geborgen worden. Herr Schlachthofdirektor Dr. med. vet. Langhoff-Bautzen hat die Bestimmung vorgenommen. In der Nähe dieser tierischen Reste wurden einige unbearbeitete Feuersteinsplitter und mehrere Scherben angetroffen, die dem Habitus nach zunächst als früh- oder mittelslawisch angesprochen werden konnten. Es sei an dieser Stelle auf die oft am Fundorte beobachtete Ähnlichkeit, ja Gleichheit unverzierter früh- und mittelslawischer Scherben mit solchen der Schnurkeramik hingewiesen; selbst dem geübten Auge ist es oft schwer, sofort eine Entscheidung zu treffen.

Die Form der Mulde und einige dicht unter der Oberfläche gefundene, sicher bronzezeitliche Scherben verstärkten in uns die Überzeugung, daß die Anlage etwa der jüngeren Steinzeit oder der Aunjetitzer Kultur zuzuteilen sei. Nach äußerst anstrengender Arbeit hatten wir nunmehr über die ganze 3 m lange Fläche hin in drei Schichten die Mulde durchgearbeitet, so daß sie jetzt um 0,40 m von der Sandgrubenwand zurückstand und eine Einbruchsgefahr bei plötzlich auftretendem Regen vermieden war. Nur noch die letzten Schichtteile waren abzulösen. Kaum hatte ich meinen eifrigen Helfer, Herrn Rasch, zugerufen: „Nun finden Sie aber endlich den Aunjetitzer Topf!" — da zeigte sich in 0,30 m Tiefe aufrecht stehend der Randteil der auf den Abbildungen in der Mitte dargestellten Aunjetitzer Tasse. Sie stand auf dem Boden der Mulde auf, enthielt außer einigen winzigen Holzkohleteilchen keine Kulturreste und war an einer Seite stark zerbrannt, so daß der Ton schon beim Abpinseln schalig abzubröckeln begann. Sie wurde geborgen und wieder hergerichtet. Die Henkelbruchflächen sind alt. Trotz eifrigen Suchens wurde kein Rest des Henkels gefunden. Nach diesem bisherigen Befunde waren wir der Ansicht, daß hier eine Siedlungsstelle der Aunjetitzer Kultur vorliege.

Im Anfang September war das Erdreich endlich so weit erweicht, daß die Grabung vollendet werden konnte. Mit Herrn Medizinalrat Dr. Herbach, Herrn Studienrat Bartko und seinen eifrigen Schülern wurde nun die Oberfläche abgedeckt und die Breitenausdehnung der noch erhaltenen Mulde auf 1,20 m festgestellt. In der Mitte derselben vor dem Absturz zur tieferen

[1]) Beim Fehlen eines Denkmalschutzgesetzes in Sachsen ist es überaus schwierig, der Bevölkerung eine Vorstellung von der Wichtigkeit der Bodenfunde zu vermitteln. Alle opferwillige Mitarbeit, besonders der Landlehrerschaft, die freudig und dankbar anerkannt sei, rettet nur einen geringen Bruchteil der täglich bedrohten Altertümer. Solange nicht der sächsische Staat durch Erlaß eines Gesetzes den Wert der Altertümer für die Volksgemeinschaft anerkennt, solange sind unsere Bemühungen um deren Erhaltung von geringer Wirkung, solange auch werden „gebildete" Kreise über die Arbeit der sächsischen Vorgeschichtler ihren wohlfeilen Spott ausschütten können.

Digitized by Google

Kuhle lag ein Quarzitgeschiebe von Kopfgröße. Von da aus zog sich in die Kuhle hinein ein Streifen schwarzen Sandlehms, der mit weißen Teilchen untermengt war. Im ganzen hatte er bei einer Längsausdehnung von 0,40 m und einer größten Breite von 0,15 m eine Tropfen- oder Beutelform. Hinter dem Stein entdeckten wir in 0,40 m Tiefe zwei kleine Gefäße, eben das schnurverzierte und das unverzierte Krügel. Leider war deren Ton durch die anhaltenden Regengüsse wieder so stark erweicht, daß die Randteile beschädigt wurden. Beide Krügel lagen schräg, mit der Öffnung nach Nordosten zeigend in der Mulde. Über ihnen fand sich noch der Rest eines der für die jüngere Steinzeit bezeichnenden Tonlöffels. Die beiden Gefäße lagen in 0,30 m Entfernung von der Aunjetitzer Tasse gleichfalls auf dem Grunde der Mulde. Der Abstand nach der Breite zu betrug nur 0,10 m.

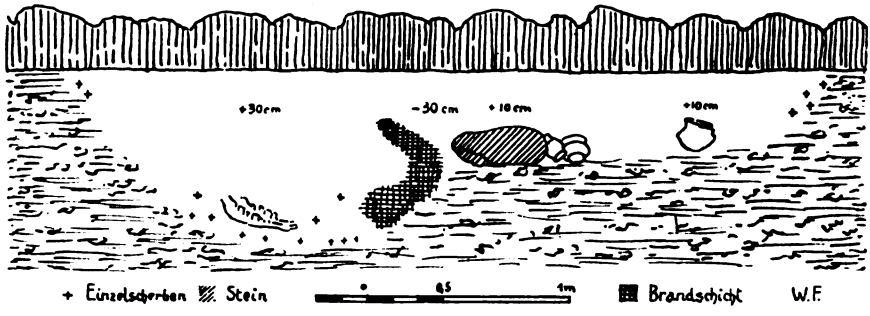


Abb. 4. NS-Querschnitt durch die Mulde Stiebitz I bezogen auf die Schnittebene der steinzeitlichen Gefäße (+ = Abstand nach vorn, — = Abstand nach dem Hintergrunde).

Nach diesem Befunde ist die Mulde als eine Bestattungsgrube der ältesten Bronzezeit nach Art der Brandgruben der jüngeren Steinzeit anzusehen [1]), die Brandbestattung ist auf dem Lichtbilde in der Mitte hinter dem Steine erkennbar, sie besteht in jener tropfen- oder beutelförmigen Schicht schwarzen, mit weißlichen (Knochen-)Bröckeln vermengten Sandes. Der Befund gleicht in seiner Beschaffenheit durchaus den Brandresten aus Gräbern der Schnurkeramik der Oberlausitz. Für eine Skelettbestattung, die wir für die Aunjetitzer Kultur, z. B. in Burk nördlich Bautzen erweisen konnten, fanden sich hier nicht die geringsten Anhaltspunkte. Der gesamte Befund ist als einheitlich anzusehen.

[1]) Vgl. Mannus 1927, S. 16, Abb. 4.

Digitized by Google

Ein bemerkenswertes Grab der Periode „Göritz II" in Wiesenau (Landkreis Guben).

Von Michael Martin Lienau.

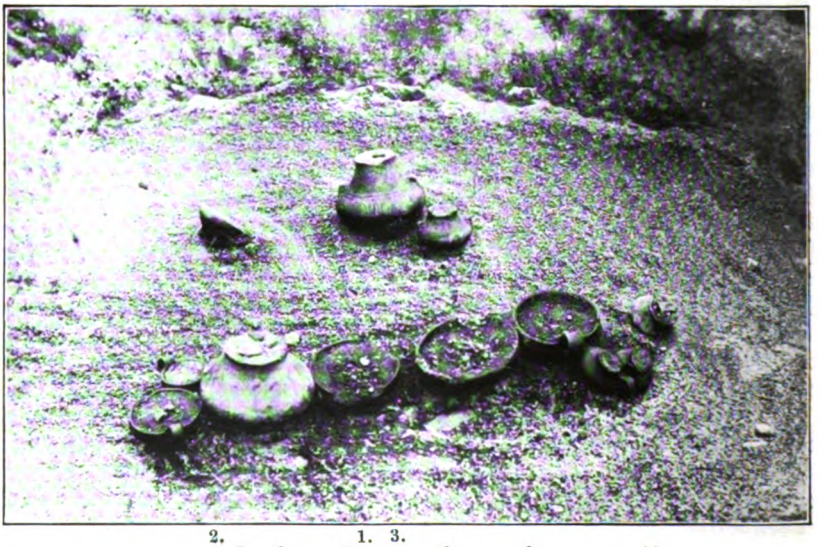
Mit 4 Abbildungen.

Wiesenau (ehemals Krebsjauche) liegt im Landkreise Guben hart an der Südgrenze des Kreises Lebus. Die Grenze der beiden Kreise verläuft im Zuge Ost-West zwischen Wiesenau (Guben) und Finkenheerd (Lebus). Auf der Heide der Witwe Lantzke (hinter dem Ottoschen Mühlengrundstück) in Wiesenau sind wiederholt beim Stubbenroden Urnen gefunden und zerstört worden, ohne daß die Forschung davon Kenntnis bekam. Im Frühjahr 1927, als Kinder beim Spielen wiederum (und zwar diesmal bronzezeitliche) Urnen zerstörten an einer anderen Stelle dieser Heide, wurde ich endlich gerufen und sah bei Herrn Müller Otto eine früheisenzeitliche Urne vom Areal, von dem die wiederholten, jetzt verschollenen früheren Funde stammten. Dort hatte ich das Glück, bei den ersten Spatenstichen auf mein Grab 1 zu stoßen, von dem hier hauptsächlich die Rede sein soll. Nach langem Suchen gelang es mir, noch ein unberührtes Grab (Nr. 7) aufzudecken, dessen 4 Gefäße (eine Urne mit Leichenbrand und Deckelschale und drei größere Beigefäße, die im rechten Winkel zu der an einen großen Stein gelehnten Urne standen) freilich gänzlich zerscherbt waren; ein weiteres Grab (Nr. 2) war bis auf eine tiefstehende Schale gestört, um die halbkreisförmig eine Kette von blauen Glasperlen dreierlei Größe zum Teil in situ lag; die Perlen wechselten augenscheinlich (wenn auch die gefundene Spirale nicht mehr in Reih und Glied lag) mit kleinen Bronze-Spiralröhren ab. Es konnte beobachtet werden, daß die blauen Glasperlen so folgten: eine große (mit weißer umlaufender Wellenlinie) eine kleine blaue, mehrere kleine blaue ringförmige, dann wahrscheinlich (es zeigte sich eine entsprechende Lücke) eine Bronzeröhre, dann wieder in umgekehrter Reihenfolge (zur großen mit weißer Einlage aufsteigend) die Glasperlen. Ein kleines Eisenfragment mit bandförmigem Eisenring ist vielleicht ein Verschlußstück. Dicht bei der Schale befand sich ein schwärzlicher rechteckiger Opferfleck von 0,20 : 0,25 m, in welchem die gleichen Perlen, 2 Bronze-Spiralröhrchen und etwas Leichenbrand (anscheinend vom Menschen) lagen . . . . . hier ohne Anordnung). (Vgl. hierzu die Abb. 143/144 (Göritz II) bei „Götze, Kreis Lebus", wo ähnliche Spiralröhrchen und ringförmige Bronzeperlen gezeigt werden. Die blaue Glasperle mit weißem Wellenband ist bekanntlich ein typisches Inventarstück der „Göritzer"-Kultur (Götze, a. a. O., S. XIV). Die übrigen Scherbenfunde aus den sehr zerstörten Gräbern 3, 4, 5, 6, 8 (alle mit Resten von Leichenbrand) zeigen, wie auch Grab 7, die für

Digitized by Google

1. 5. 6. 8. 9.
2. 4. 10.

Abb. 1.



2. 1. 3.
5. 6. 7. 8. 9. 11.
4. 10.

Abb. 2.

„Göritz II" typischen Ornamente und Gefäßformen, so daß wir es in Wiesenau mit den Resten eines Urnenfeldes „Göritz II" zu tun haben.

Nun wollen wir uns mit Grab 1 (Abb. 1, 2, 3 und 4) beschäftigen: Abb. 2 zeigt das völlig freigelegte Grab mit seinen 11 Gefäßen.

Digitized by Google

Abb. 1 zeigt $^3/_4$tel der die beiden Gefäßaufstellungen (die nördliche mit 8 Gefäßen fast schnurgerade, die südliche mit 3 Gefäßen unregelmäßiger) trennenden Steinpackung, an deren Westende zwei große und ein kleinerer Stein aufrecht (ragend) stehen. Der vordere Teil ($^1/_4$tel) der Steinpackung ist absichtlich vor dem Photographieren entfernt, um die Situation der Gefäße in ihrer Beziehung zur Steinpackung anschaulich zu machen. Die beiden Reihen sind von Ost nach West orientiert, die Gefäße 4/5 stehen im Osten, Gefäß 11 im Westen; die Reihe mit den 8 Gefäßen ist die nördliche und ist knapp 1 m lang, während die Steinpackung 1,20 m lang ist. Der Abstand der beiden Gefäßreihen beträgt im Mittel 0,50 m.

Die Abb. 3 bringt die einzelnen Gefäße (bis auf Gefäß 7), deren Numerierung derjenigen auf Abb. 2 (bzw. Abb. 1) entspricht. Alle Gefäße bis auf Nr. 7 konnten, soweit dies nötig war, wieder hergestellt werden — aber man bekommt durch Abb. 2 auch von diesem durch und durch brüchigen Gefäße eine klare Vorstellung. Es handelt sich um eine Schale (mit vielleicht herausgebrochenem Henkel), die der Schale 9 bis auf den fehlenden Henkel gleicht. Die Schichtenfolge besteht aus Waldhumus 0,20 m, rotem grobkörnigem Kies 0,20 m, schwächer gefärbtem, sandhaltigem Kies 0,22 m und darunter einer mächtigen Schicht reinen weißen Sandes. Das Grab war bis auf den weißen Sand eingetieft, über den man eine dünne Lage kräftig gefärbten Kieses (augenscheinlich aus der obersten Kiesschicht nach Entfernung größerer Steine) gebreitet und darauf die Gefäße gestellt hatte. Über die Ornamente der Gefäße mich zu verbreiten, wird erübrigt durch die Abb. 4.

Viermal (1, 4, 9, 11) tritt „imitierte Schnur" auf, viermal sind die Gefäße ohne Ornament (2, 6 bis auf die zwei plastischen Knöpfe, 7 (Abb. 2), 8. Die Farbe der Gefäße ist größtenteils hellbraun, sonst schmutzig grau.

Weshalb ist nun unser Grab 1 bemerkenswert?

1. Weil es dem bisher südlichsten Urnenfelde der Göritzer Perioden I/II angehört[1]).

Das vordem südlichste Grab (1 km südlich des Lossower Burgwalles) lag 4 km nördlich Wiesenau auf den Oderbergen. Es gehört gleichfalls zu „Göritz II" (Götze, a. a. O., S. 34 unter Lossow). Auch auf dem rechten (östlichen) Oderufer liegen im Kreise West-Sternberg zwei „Göritz II"-Fundstellen südlich Frankfurt — eine neuere (ein reiches Grab mit imitierter Schnur) in Reipzig (gegenüber Lossow) und als südlichste (Wiesenau gegenüber, jedoch ein wenig nördlicher) eine ältere in Aurith mit den in „Göritz II" häufig vorkommenden rohen Bronzehohlbommeln mit Ornamentkreuz auf der Unterseite, die im Halbkreis am Fuße einer (verschollenen) Urne lagen. (Schmuckband mit den Bommeln: im Frankfurter Museum.)

2. Wegen der selten beobachteten Anordnung in 2 durch Steinpackung getrennten Gefäßreihen.

3. Wegen des gänzlichen Fehlens von Leichenbrand (der Inhalt sämtlicher Gefäße wurde fein durchsiebt). Sämtliche Gefäße enthielten nur den anstehenden grobkörnigen (nicht entsteinten) roten Kies, während die

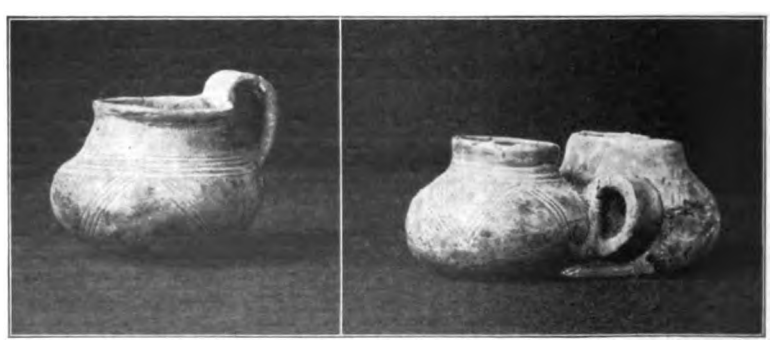
[1]) Das Gubener Stadtmuseum mit seiner reichen Billendorfer (der Göritzer gleichzeitigen) Keramik, die, wie die übrigen vorgeschichtlichen keramischen Bestände, ausschließlich aus dem Stadt- und Landkreise Guben stammt, besitzt nur zwei birnenförmige Gefäße „Göritz II" mit Girlandenverzierung. Das eine Gefäß (ohne Leichenbrand) stammt vom Lubstberg bei der Stadt Guben, von dem auch zwei „Göritz II"-Schalen mit Girlandenverzierung in der Berliner Prähistorischen Staatssammlung sich befinden; das andere Gefäß (mit Leichenbrand) stammt „angeblich" auch aus der Stadt Guben selbst.

Digitized by Google

2 1 3

4 6 5

9 8



11 10

Abb. 3.
Grab 1. Wiesenau.
Die Numerierung entspricht den Nummern auf Abb. 2. Die beiden oberen Reihen $^1/_4$ n. Gr., die beiden unteren $^1/_3$ n. Gr. (Wegen Gefäß 7 s. Text!)

Digitized by Google

Beigaben (nur Fragmente), wie folgt, lagen: hinter der Standfläche von Gefäß 1 (im Inneren des Grabes) in einem schwärzlichen Fleck (von der 1½fachen Größe eines Fünfmarkstückes) zwei Bronzefragmente (Abb. 4, rechts); hinter den Gefäßen 9/10 (nach außen) in einem etwa gleichgroßen schwärzlichen Fleck ein durch Rost aufgequollenes Eisenfragment mit dem Reste einer dünnen Bronzeauflage (vielleicht der bronzeplattierte Kopf einer gekröpften Eisennadel) und ein kleiner gebrannter Knochen (Abb. 4, links); schließlich lag hinter Gefäß 3 (nach innen) ein kleiner Tierzahn (nach Dr. Hilzheimer Zahnwurzel vielleicht von Hund oder Fuchs).

Sämtliche drei schwarze Flecke lagen im selben Niveau in der roten dünnen Kiesschicht, von der sie sich scharf abhoben, unmittelbar über der weißen anstehenden Sandschicht. Für diesen Befund gibt es zwei Deutungsmöglichkeiten, von denen mir das Kenotaphion eine weit größere Wahrscheinlichkeit zu haben scheint als das Skelettgrab zwischen zwei Beigefäßaufstellungen: schon deshalb, weil sich in dem roten Kiese „skelettige Erde“, die ich während meiner Studienzeit bei Grabungen in Jütland zu beobachten reichlich Gelegenheit hatte, wohl hätte feststellen lassen, insbesondere aber deshalb, weil wir aus der frühen Eisenzeit im Osten keine Skelettgräber kennen, abgesehen vom östlichen Oberschlesien, dem angrenzenden Gebiet von Klein-Polen (Umkreis von Krakau) und in Böhmen-Mähren (Bylaner Kultur), wo gemischte Gräberfelder (Brandgräber und Skelettgräber) vorkommen. Man vergleiche hierzu „Eberts Reallexikon unter Adamowitz (Seger) und Iwanowitzer Typus (Kostrzewski)“. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß nach einer mündlichen Mitteilung aus der Berliner Prähistorischen Staatssammlung (Völkermuseum) in den Katalogen bei Göritzer Gräbern öfters der Vermerk zu finden ist: „Kein Leichenbrand“. Dagegen ergibt sich für die Ansprache unseres Grabes als Kenotaphion eine große Wahrscheinlichkeit, wenn man zwei durch die Steinpackung getrennte Scheinbestattungen (für ein verschollenes Menschenpaar) annimmt, bei denen die großen Gefäße 1 links und 6 rechts die Leichenbrandurnen vertreten würden. Jeder der Verschollenen würde auch seine übliche Beigabe (bei 1 und 9/10) haben — sei es, daß deren sehr fragmentarische Eigenschaft beabsichtigt war oder durch die Einwirkung eines Schein-(Ehren-)Scheiterhaufens hervorgerufen ist. Die Scheinbestattung links mit den 3 Beigefäßen hat außerdem noch einen kleinen Opferfleck (bei 3) mit einem Zahn als Rest von einem Opfer eines Tieres. Diese Verteilung der Beigaben auf beide Gefäßreihen spricht auch gegen nur eine (Skelett-)Bestattung.

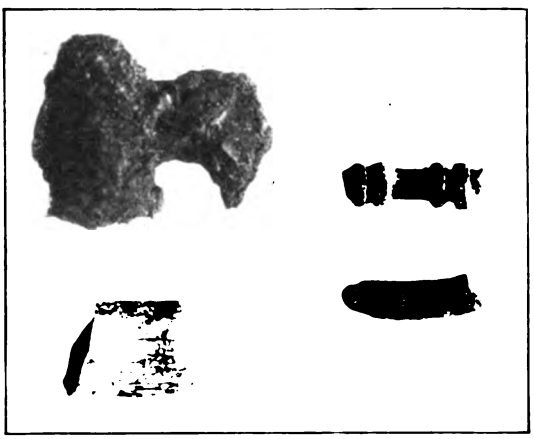


Abb. 4. Nat. Gr.

Bekanntlich hat Professor Götze („Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus“ — Seiten XI—XVI) gezeigt, daß der

Digitized by Google

Göritzer[1]) Typus aufzuteilen ist in zwei Stilarten (A/B = I/II), von denen Stil B = Göritz II, mit dem wir uns heute beschäftigen, der jüngere ist . . . . . und Geheimrat Kossinna (Mannus 16, S. 169/170) hat, diese Zweiteilung anerkennend, dem „Göritzer Stil II“ die Kreise Soldin, Landsberg a. Warthe, Königsberg i. N. (als Zentralgebiet), ferner die Kreise Lebus, Angermünde und in geringerem Maße auch noch den Oberbarnim zugewiesen. Die Funde von Göritz II in Reipzig und Auritz (beide hart am rechten Oderufer) zeigen, daß der Göritzer Stil II seine Ausläufer auch längs des rechten Oderufers im Kreise West-Sternberg aussendet. Auch die Urnengräber mit „Göritz II“ in den Lebuser Loosen liegen rechts der Oder („Götze-Festschrift“ 1925, S. 155/164). Über etwaige Ausstrahlungen nach Pommern schreibt Dr. Kunkel: „Eine genaue Nachprüfung kann ich zur Zeit wegen Umzuges unseres Museums nicht vornehmen; ein etwaiges vereinzeltes Vorkommen von „Göritz II“ halte ich jedoch nur im Kreise Pyritz und seiner nächsten Nachbarschaft für möglich“. Einige Beispiele von birnenförmigen Gefäßen mit imitierter Schnur, die vielleicht auf Beziehungen zu „Göritz II“ hinweisen, bringt Dr. W. Lega in seiner Arbeit (Polnisch mit kurzem französischem Resumé) „Etudes“ sür la Civilisation „Lusacienne“ en Poméranie Polonaise“ (Jahrg. XXXII, 1925, der Jahrbücher des Wiss. Vereins zu Thorn —; man vgl. auch „Kostrzewski“ Slavia Occidentalis, Jahrg. III/IV, S. 245, Abb. 5). Die angeführten Funde beschränken sich auf das östliche rechte Weichselufer' und zwar auf die Kreise Kulm und Graudenz.

Völkisch spricht Geheimrat Kossinna (a. a. O. S. 169/70) die Träger der „Göritz II“-Kultur als eine besondere kleine Germanengruppe an, wozu in der „Literatur nach 1924“, dem Erscheinungsjahr von Mannus 16, noch kein Pro oder Kontra von anderen Forschern, die dazu berufen wären, meines Wissens vorgebracht ist. Meine eigenen Beobachtungen verdichten sich zu der Überzeugung, daß zu der Zeit, als der jetzt viel besprochene Lossower Burgwall verlassen wurde, also etwa 600 vor Chr., die Träger der „Göritz II“-Kultur sich in einer Südwärtsbewegung über Frankfurt hinaus, die sich auf beiden Oderufern vollzog, befanden[2]). Innerhalb der Stadt Frankfurt möchte man auf Grund von alten und neuen Funden „Göritz II“ dies Durchwandern gen Süden deutlich nachfühlen.

Sämtliche Wiesenau-Funde werden dem Gubener Stadtmuseum überwiesen, dieser ganz persönlichen Schöpfung des liebenswürdigen, um die Erforschung der Lausitzer Kultur so hoch verdienten Professors Jentsch.

[1]) Göritz liegt im Kreise West-Sternberg, und zwar in dessen Nordwestecke, die an die 3 Kreise Landsberg, Königsberg und Lebos grenzt.

[2]) Unter Berücksichtigung des in Anmerkung 1 Gesagten würde, falls sich durch zukünftige Funde die Lücke zwischen Wiesenau—Auritz und Stadt Guben noch ausfüllen sollte, diese der Oder folgende Südwärtsbewegung bis tief in den Landkreis Guben hineingegangen sein, während es sich bei dem vereinzelten Vorkommen von „Billendorf“ im Kreise Lebus (Brieskow, Podelzig, Platkow und nördlichst, Großneuendorf im Oderbruch), abgesehen vielleicht von Podelzig, lediglich um einzelne nach Norden versprengte Gefäße handelt.

Digitized by Google

Eine spätlatènezeitliche Siedlung aus Niederschlesien.

Von Ernst Petersen.

Mit 7 Abbildungen im Text.

Im Gegensatz zum westgermanischen Gebiet, das in der Spätlatènezeit eine Reihe kleinerer Siedlungen aufweist, die erstmalig von W. Schulz zusammengestellt worden sind [1]), sowie in der Hausanlage von Dehlow (Ostprignitz) einen gesicherten Hausgrundriß besitzt, der in einer früheren Festschrift zu Ehren Gustaf Kossinnas veröffentlicht wurde [2]), ist über die Siedlungen der Ostgermanen aus gleicher Zeit bisher wenig bekannt geworden [3]). Insbesondere fehlte es an einem Hausgrundriß, der Anhaltspunkte für die Bauweise der damaligen Zeit hätte bieten können. Diesem Mangel vermag das Ergebnis einer größeren Siedlungsgrabung, die in Carolath, Kreis Freystadt von Herrn Wilhelm Hoffmann, Breslau, und dem Verfasser im Auftrage des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer ausgeführt wurde, nunmehr in wesentlichen Punkten abzuhelfen.

Die Fundstelle ist der westlich des Dorfes Carolath gelegene „Hirseberg", eine sandige Erhebung nördlich eines heute „Költschsee" genannten Altlaufes der Oder. Schon vor Jahren kamen dort u. a. Spätlatènescherben zutage, bis neuerdings beim Ackern gefundene größere Lehmbewurfstücke die Aufmerksamkeit auf die Stelle lenkten. Die im Herbst 1927 erfolgte Untersuchung förderte die Grundrisse dreier Häuser zutage, die der Reihenfolge ihrer Auffindung nach mit A, B und C bezeichnet werden. Ihre Form und Lage zueinander ist aus dem beigegebenen Plan ersichtlich (Abb. 1), für dessen sorgfältige Anfertigung Herrn Fritz Geschwendt ergebenst gedankt sei, der auch liebenswürdigerweise einen Rekonstruktionsversuch der Anlage beigesteuert hat (Abb. 7).

Haus A.

Um eine langgestreckte, unregelmäßig geformte Grube verteilen sich neun Pfostenlöcher, die sich zu einem länglichen Viereck verbinden lassen. Die westliche Schmal- und südliche Längsseite erscheinen unsicher; hier traten Störungen durch den Pflug auf. Die östliche Schmalseite besaß einen kräftigen,

[1]) W. Schulz, Das germanische Haus. Mannusbibliothek 11, S. 29—41.

[2]) Quente-Lechler, Mannusbibl. 22, S. 67ff. Die freilich etwas unklare Anlage scheint bis in die römische Kaiserzeit hinabzureichen.

[3]) Die letzte Zusammenstellung bei Kostrzewski, Spätlatènezeit I, S. 244, vgl. auch W. Schulz, a. a. O., S. 23ff.

Digitized by Google

bis in 1,10 m Tiefe reichenden Mittelpfosten, der von Eckpfosten flankiert wurde. Die nördliche Längsseite zeigte eine leichte Auswölbung; sie wurde durch vier einzelne und einen Doppelpfosten gebildet. Drei zu ihr parallel laufende Pfostenlöcher stellen vielleicht die Reste einer Vorhalle dar. Gleich

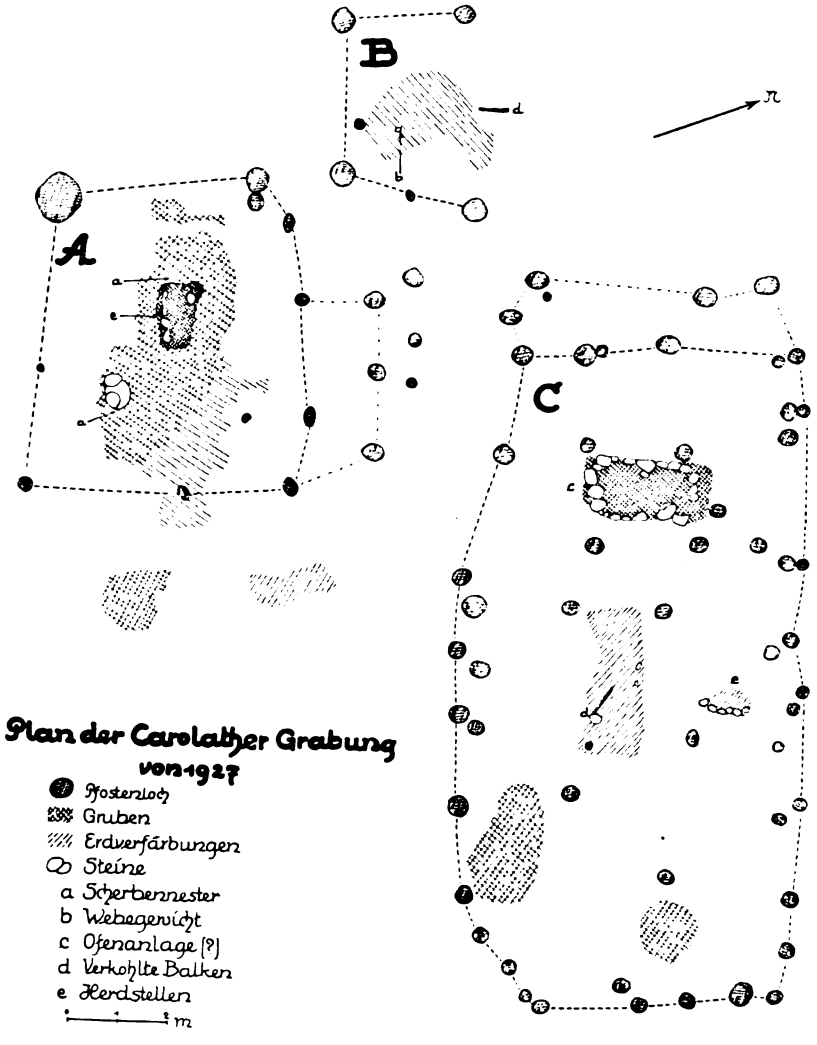


Abb. 1.

der Grube hoben sich die Pfostenlöcher deutlich vom gewachsenen Boden ab. Ihre Tiefe schwankt zwischen 0,50 und 1,10 m. Die Grube war auffallend stark durchsetzt mit verziegelten Lehmbewurfstücken, die vielfach Abdrücke der Hauswand, sowie Fingerspuren aufweisen (Abb. 3 und 4). An der Südkante der Grube, etwa in ihrer Mitte, lagen drei Granitblöcke übereinandergetürmt inmitten einer tiefschwarzen Schicht, die Tierknochen, darunter einen Kiefer-

Digitized by Google

teil vom Hausschwein [1]) enthielt. Dicht daneben lag eine Anzahl eng aufeinander gepreßter Scherben, aus denen zwei Gefäße größtenteils zusammengesetzt werden konnten.

1. Graues, halsloses Vorratsgefäß mit weiter Mündung und verdicktem Rand. Die Wandung ist bis auf einen glatt gelassenen Streifen unterhalb des Randes gerauht. Teile der Wandung und des Randes ergänzt. Höhe: 24,5 cm, Mündung: 34 cm (Abb. 2a).
2. Oberteil eines grauen, kugeligen Topfes mit verdicktem, facettiertem Rand und einem x-förmigen Henkel unter dem Rande; nur teilweise erhalten, Boden fehlt. Höhe noch 18 cm, Mündung: 18 cm (Abb. 2b).

Der westliche Teil der Grube enthielt eine Herdanlage, in deren Umgebung die größte Grubentiefe mit 1,12 m erreicht wurde. Der Herd bestand aus einem im Feuer rot geglühten Lehmsockel, der durch Beimischung von Granitschotter besondere Festigkeit erhalten hatte; auf der Oberseite trug

a b

Abb. 2. Gefäße aus Haus A. (1/6).

er einen nur noch unvollständig erhaltenen Kranz von hochkant gestellten Steinen. Am Westende der Anlage lagen wieder Scherben in größerer Zahl, aus denen jedoch kein Gefäß mehr zusammenkam. Haus A war 6,75 m lang, seine Breite betrug einschließlich der angenommenen Vorhalle 7,25 m, ohne diese 6,00 m.

Östlich davon lag eine Abfallgrube, deren Gleichzeitigkeit aus ihr stammende Spätlatènescherben erweisen.

Haus B.

Der zweite Grundriß schloß sich nordwestlich an den zuerst aufgefundenen an. Sechs Pfostenlöcher umgaben hier in etwa rechteckiger Anordnung eine nierenförmige Grube. Mit Rücksicht auf die geringe Größe (4×3 m) muß die Vollständigkeit der Anlage bezweifelt werden. Jedoch verbot ein an der Fundstelle vorbei führender öffentlicher Weg eine weitere Untersuchung nach Westen hin, nach Norden und Süden war der Boden steril. Die Pfostenlöcher besaßen eine Tiefe von 0,55—0,70 m. Die fast vollständig ebene Grube reichte

[1]) Die Bestimmung sämtlicher Tierknochen aus der Carolather Siedlung wird Herrn Dr. La Baume, Danzig, verdankt.

Digitized by Google

bis zu 0,75 m hinab. Ihren Inhalt bildeten neben Holzkohleresten und vereinzelten kleinen Lehmbewurfstücken einige Tierknochen, darunter ein Kieferteil von Hausschaf oder Hausziege. Weiterhin kamen Spätlatènescherben

a b

Abb. 3. Lehmbewurfstücke aus Haus A. a mit Rundholzabdrücken, b mit Abdruck einer Riemenbefestigung. (Etwa 1/3).

Abb. 4. Lehmbewurfstück aus Haus A mit Abdruck eines Pfostenendes auf der einen und Fingerspuren auf der anderen Seite. (Etwa 1/3).

(Abb. 6, 8—9), sowie ein auf der Seite liegendes Webegewicht zutage. Außerdem gehört ein kleiner Spinnwirtel zu den Kleinfunden dieses Grundrisses.

1. Dunkelbraunrotes Webegewicht aus bröckligem Ton, das die Form einer vierseitigen Pyramide hat; die abgestumpfte Spitze trägt eine kleine Eintiefung, während das obere Drittel des Stückes eine wagerechte Durchbohrung aufweist. Höhe noch 10 cm, Breite 7 cm.

Digitized by Google

2. Schwarzbraun gefleckter Spinnwirtel von kugeliger Gestalt mit einer trichterförmigen Eintiefung an der Oberseite und runder Durchbohrung. Höhe 2,3 cm, Durchmesser 2,5 cm (Abb. 6, 17).

Haus C.

Nördlich von Haus A kam als dritter ein Grundriß von besonders stattlichen Ausmaßen zum Vorschein. Über eine Fläche von 15,50 m Länge und 7,25 m Breite waren 54 Pfostenlöcher und 5 Gruben verteilt. Der größte Teil der Pfostenlöcher, von denen häufig zwei nebeneinander lagen, konnte zu einem ostwestlich gerichteten, langgestreckten Viereck verbunden werden; der Rest verteilt sich auf zwei den Innenraum durchziehende Pfostenreihen. An der westlichen Schmalseite ermöglicht die Anordnung der Pfosten die Annahme einer Vorhalle. Die nördliche Längsseite bildet eine annähernd gerade Linie, gleichfalls die östliche Querseite, die mit einer Abschrägung an der Südostecke in die leicht ausgewölbte südliche Längsseite übergeht. Die Tiefe der Pfostenlöcher schwankte zwischen 0,37 cm und 0,70 cm, im allgemeinen betrug sie etwa 0,60 m. Der Innenraum beherbergte fünf Gruben, unter denen die westlichste das größte Interesse beansprucht. Unter den vier übrigen ist die langgestreckte, annähernd viereckige Grube in der Mitte des Hauses zunächst bemerkenswert. Sie reichte bis in eine Tiefe von 0,80 m und enthielt neben dem Rest eines verkohlten Balkens (vgl. Abb. 1) eine Anzahl im Feuer zerplatzter faustgroßer Steine in regelloser Anordnung. Lehmklümpchen, Holzkohlereste, mehrere Rinderzähne und Tierknochen bildeten den weiteren Inhalt der als Abfallgrube anzusehenden Eintiefung. Eine zweite Grube mit dem gleichen Inhalt, der durch einige hart gebrannte Scherben vervollständigt wurde, lag in der Nordostecke des Grundrisses und erreichte schon in 0,70 m Tiefe ihr Ende. Eine dritte Abfallgrube war langgestreckt und lag an der Südwand des Grundrisses; aus ihr stammen im Feuer zerplatzte Steine, Holzkohlereste, Tierknochen, sowie Scherben, teilweise mit verdicktem Rand. Als Herdanlage dürfte die kleine ovale Grube an der Nordseite des Grundrisses anzusprechen sein. Sie enthielt einen Kranz faustgroßer Steine, der etwa in 0,35 m Tiefe lag und zum Teil durch den Pflug gestört worden war. Eine eigenartige Anlage erschien in der am weitesten nach Westen gelegenen, quer zur Längsrichtung des Grundrisses verlaufenden Grube. Diese besaß in 0,50 m Tiefe einen Kranz großer Steine, der auf einem Pflaster aus gleichartigen Steinen ruhte und eine ovale Gestalt aufwies (siehe Abb. 1 und 5). Das Innere war mit hellgrauer Asche und rot geglühtem Lehm angefüllt, über der ganzen Anlage lagerten Holzkohlereste und Lehm in einer zusammenhängenden Schicht. Die Sohle des Pflasters lag 0,90 m tief.

Abb. 5. Ofenanlage in Haus C.

Recht zahlreich sind die aus dem Grundriß stammenden Kleinfunde. Das Scherbenmaterial gehört, nach den verschiedenen Randstücken zu urteilen,

Digitized by Google

von denen nur ein Teil abgebildet werden konnte (Abb. 6, 1—7 und 10—13), zu etwa 20 verschiedenen Gefäßen. Aus der Umgebung der beiden großen Gruben im Innenraum stammen sodann ein Webegewicht und zwei Spinnwirtel.

1. Gelbbraunes Wegegewicht von der Form einer vierseitigen, oben abgestumpften Pyramide. Im oberen Drittel eine wagerechte Durchbohrung. Boden nur teilweise erhalten. Höhe noch 10,2 cm, Breite 7,5 cm.
2. Schwarzer, doppelkonischer Spinnwirtel mit kreisrunder Durchbohrung, an beiden Seiten trichterförmig eingedellt. Höhe 2,6 cm, Durchmesser 4,5 cm (Abb. 6, 15).

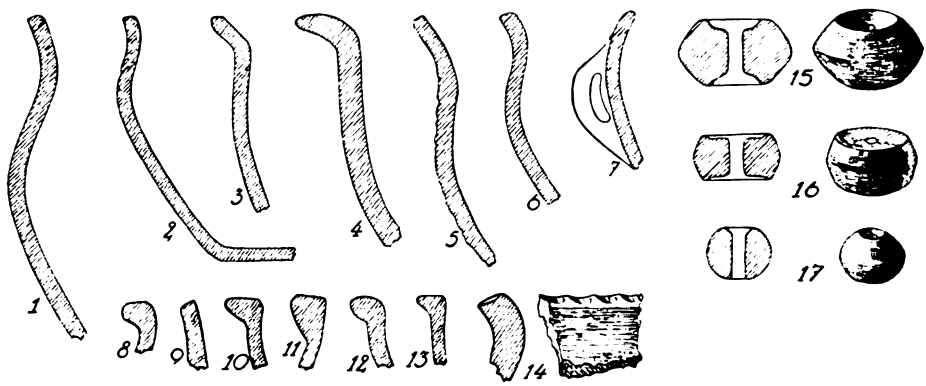


Abb. 6. Scherbenprofile und Spinnwirtel. 1—7, 10—13, 15, 16: Haus C, 8, 9, 17: Haus B, 14: Haus A. (1/3).

3. Grauer Spinnwirtel von zylindrischer Gestalt. Ober- und Unterseite besitzen einen etwas erhöhten Rand, der Mantel ist annähernd doppelkonisch. Nur zur Hälfte erhalten. Höhe 1,8 cm, Durchmesser 3,4 cm (Abb. 5, 16).

Auf die Würdigung der Carolather Anlage, die noch nicht in vollem Umfange ausgegraben ist, kann nur mit wenigen Worten eingegangen werden. Unter den Kleinfunden zeigt das keramische Material zahlreiche Übereinstimmungen mit den bekannten Typen der Spätlatènezeit, weist jedoch Unterschiede von den in Gräbern üblichen Gefäßformen auf. Das große Vorratsgefäß aus Haus A (Abb. 2a) ist auf ostgermanischem Gebiet bisher nicht vertreten, erscheint jedoch in fast gleicher Größe mehrfach auf dem Gräberfelde von Großromstedt in Thüringen [1]); auch in dem Hause von Dehlow kam ein ähnliches Gefäß zum Vorschein [2]). Der kugelige Topf aus Haus A (Abb. 2b) ist am ehesten mit einem Gefäß aus Nossewitz [3]) vergleichbar, wenn er auch im Gegensatz zu diesem nur einen Henkel trägt. Von den Scherbenfunden aus Haus B und C zeigen die Stücke mit verdicktem oder facettiertem Rand (Abb. 6, 3, 4, 8, 10—13) nichts Auffallendes. Das Randstück einer Schüssel mit eingezogenem Rand und x-förmigem Henkel (Abb. 6, 7) besitzt

[1]) Eichhorn, Großromstedt, Mannusbibl. 41, S. 54, Abb. K 20, E 29.
[2]) Quente-Lechler, a. a. O., Taf. VI, 11d.
[3]) Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. Taf. 5, 12.

Digitized by Google

Ähnlichkeit mit einem Napf aus Noßwitz[1]). Seltenere Formen sind Gefäße mit sanft geschwungenem Randprofil (Abb. 6, 1, 6), deren Körper manchmal gerauht ist (Abb. 6, 5). Vergleichsmaterial enthält wiederum die Siedlung von Oehlow[2]); auch ein Vorratsgefäß aus Mertschütz[3]), ebenfalls aus einer Siedlung stammend, gehört einem verwandten Typ an. Auf ostgermanischem Gebiet einzig dastehend ist der Teil einer schwarzen Schale mit steilem Hals, der vom Körper durch eine Rille getrennt ist (Abb. 6, 2); das Stück ist sehr feintonig und erinnert fast an kaiserzeitliche Schalen. Gefäße mit Tupfenreihen scheinen in latènezeitlichen Siedlungen nicht selten vorzukommen. Aus Carolath, Haus A, stammt ein Scherben, dessen Rand eine Tupfenreihe trägt (Abb. 6, 14). Bei der Erwähnung eines ähnlichen Stückes aus einer Mertschützer Siedlung wies von Richthofen[4]) bereits auf den Zusammenhang dieser Formen mit ähnlich verziertem Scherbenmaterial aus einer Siedlung in Plaidt a. d. Nette[5]) hin. Ähnliche Scherben kamen auch in den neuerdings untersuchten Siedlungen von Cosel und Wiltschau, beide Kreis Breslau, zutage. Webegewichte gehören zu den in allen Siedlungen häufigen Fundstücken. Die drei verschiedenen Spinnwirtel bieten ebenfalls wenig Auffallendes; seltener von ihnen ist nur der flache Wirtel (Abb. 6, 16), während der doppelkonische gleichzeitige Gegenstücke auf wandalischem Gebiete in Schlesien[6]) und Posen[7]) besitzt. Kugelförmige Wirtel nach Art des aus Haus B stammenden (Abb. 6, 17) sind seltener, doch ist ein ähnliches Stück aus Westpreußen bekannt[8]).

Wichtige Hinweise auf die Bauart der Carolather Häuser bieten einige mit deutlichem Abdrücken versehene Lehmbewurfstücke. Das größte der hier abgebildeten Stücke (Abb. 3a) muß man sich wohl als Eckteil einer von innen auf die Wand gestrichenen Lehmschicht vorstellen. Dagegen zeigt das kleinere Stück (Abb. 3b) in trefflicher Weise die durch Riemenverschlingung bewerkstelligte Befestigung der die Hauswand bildenden Rundhölzer und bestätigt so in überraschendem Maße die römischen Darstellungen von zopfartigen Wandverbindungen[9]). Anzunehmen ist wohl auch, daß die Rundhölzer senkrecht gestanden haben. Das bestätigt auch ein weiteres Lehmbewurfstück (Abb. 4), auf dessen Außenseite die Spuren der glättenden Hand hervortreten, die zu dem auf der Innenseite erscheinenden Abdruck eines flach abgeschrägten Pfostens parallel laufen[10]).

Der Carolather Fund gewinnt seine Bedeutung in erster Linie durch den Grundriß von Haus C, der zahlreiche Rückschlüsse auf die ostgermanische Hausform der Spätlatènezeit gestattet. Ohne Zweifel ist er der Überrest eines hallenartigen großen Viereckhauses, das in drei Schiffe geteilt zu sein scheint, wie aus den zwei Stützenreihen im Innern hervorgehen dürfte. Die Tür wird im Westen anzunehmen sein, auch wenn man eine Vorhalle für zweifelhaft hält. Dafür würde auch die Ofenanlage im westlichen Teil des

[1]) Tackenberg, a. a. O., Taf. 5, 4.
[2]) Quente-Lechler, a. a. O., Taf. VI, 11a, VIII, 11 m.
[3]) Altschlesien I, Taf. IX, 3.
[4]) Altschlesien I, S. 60 und Anm. 1.
[5]) Bonner Jahrbücher 122 (1912), Taf. 37, 8—13, 15. Besonders der letzte Scherben gleicht dem aus Carolath.
[6]) Tackenberg a. a. O., Taf. 4, 1, 2.
[7]) Kostrzewski, Wielkopolska (2. Aufl.) 1923, Abb. 578.
[8]) Kostrzewski, Spätlatènezeit I, Abb. 168.
[9]) Z. B. auf der Markussäule vgl. Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau, Abb. 27—31.
[10]) Wertvolle Hinweise auf die Art der Wandkonstruktion bei den Carolather Häusern gab Herr Vermessungsrat Hellmich, dem dafür ergebenst gedankt sei.

Digitized by Google

Grundrisses sprechen, deren Anordnung in der Nähe der Tür heizungstechnisch richtig wäre. Ähnliche Ofenanlagen kennt man aus Buderose, Kreis Guben [1]), Mertschütz, Kreis Liegnitz [2]), sowie neuerdings aus Heyersdorf, Kreis Fraustadt; sie liegen ausnahmslos auf wandalischem Gebiet. Die Anordnung der Ofenanlage zwischen den beiden Stützenreihen, sowie die Form von Haus C überhaupt sind auch von großer Bedeutung bei der Frage nach der Eingliederung der Carolather Siedlung in die germanische Hausform insgesamt. Auch die Zusammenstellung mehrerer Häuser zu einem Gehöft, wie sie sich in Carolath ergab, gibt wertvolle Fingerzeige in derselben Richtung. Alle diese Merkmale treffen nämlich auf nordgermanische Siedlungen aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu, die in Aevestad „utmark" (Norwegen) und Åby (Gotland) gefunden worden sind [3]). Für die nordgermanischen

Abb. 7. Versuch einer Rekonstruktion der Häuser von Carolath.

Gehöfte wird eine Einteilung in Sommer- und Winterhäuser angenommen; auch gegen eine solche Annahme würde bei der Carolather Siedlung nur wenig sprechen, wenn man Haus A mit seiner Fülle von Lehmbewurfstücken, die auf eine festere Bauart hindeuten, den beiden anderen Häusern, in denen auffallend wenig Lehmbewurf gefunden wurde, gegenüberstellt.

Übereinstimmungen der Form skandinavischer Hausgrundrisse mit der archäologisch und durch Sprachquellen belegten Hausform der Ostgermanen in der Völkerwanderungszeit veranlaßten W. Schulz schon vor Jahren zu der Annahme enger Verwandtschaft zwischen beiden Typen [4]). Diese Annahme wird durch die Carolather Hausgrundrisse vollauf bestätigt und dürfte als weiterer Hinweis auf die skandinavische Herkunft des wandalischen Stammes zu bewerten sein.

[1]) W. Schulz, a. a. O., S. 23 u. 24.
[2]) Tackenberg, a. a. O., S. 16—18.
[3]) W. Schulz, a. a. O., S. 13—22, Abb. 6—8.
[4]) W. Schulz, a. a. O., S. 28 u. 29, vgl. auch 2. Aufl. S. 120.

Digitized by Google

Zwei neue verzierte Lanzenspitzen der Kaiserzeit aus Oberschlesien.

Von Heinrich Kurtz.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Zum ersten Male ist durch Kossinna eine zusammenfassende Untersuchung der verzierten Lanzenspitzen des ostgermanischen Gebietes gegeben worden [1]). In dieser grundlegenden Arbeit wurde die Zeitstellung dieser Waffen behandelt und eine latène- und eine kaiserzeitliche Gruppe festgestellt. Für Schlesien, dessen wandalische Kultur eingehend erforscht ist, hat Jahn die verzierten Waffen zusammengestellt [2]). Aus Oberschlesien lagen zur Zeit dieser Veröffentlichung nur zwei verzierte Lanzenspitzen der Kaiserzeit vor, nämlich aus Klein-Grauden, Kreis Cosel und Groschowitz, Kreis Oppeln [3]). Ein weiteres Stück aus Kalinowitz, Kreis Groß-Strehlitz scheint nach den Ergebnissen Jahns nicht verziert zu sein, sondern nur Abdrücke eines angerosteten Gewebes aufzuweisen [4]). Diese geringe Zahl verzierter Waffen entsprach dem damaligen Stande der Bodenforschung in Oberschlesien. Nachdem die Provinzialverwaltung in dankenswerter Weise vor 3 Jahren eine eigene Provinzialstelle für oberschlesische Bodendenkmalpflege eingerichtet hatte und so der Weg für eine geregelte Altertumspflege geebnet war, wuchs die Zahl der germanischen Bodenfunde bedeutend. Es war möglich, mehrere kaiserzeitliche Gräberfelder zu untersuchen und Siedlungsplätze auszugraben. Von den reichen Ergebnissen der jungen oberschlesischen Forschung seien hier drei neugefundene verzierte Lanzenspitzen behandelt.

Die Gräberfelder, von denen die Lanzen herrühren, liegen, kaum 1 km entfernt, auf den Oderufern einander gegenüber. Der eine Grabfund wurde auf der linken Oderseite auf der Gemarkung Rogau, Kreis Oppeln, der andere auf dem rechten Ufer bei Chorulla, Kreis Groß-Strehlitz gehoben [5]).

Tischlermeister Kasperek ackerte auf seinem Felde, das südöstlich vom Orte Rogau auf dem sanft nach Osten abfallenden Hochufer der Oder liegt, im Frühjahr 1926 eine Urne mit Leichenbrand aus. Neben dem Gefäß lagen mehrere Eisensachen, die, Topf und Knochen wurden leider vernichtet, durch Ver-

[1]) Kossinna: Über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Zeitschr. f. Ethnol., 1905, S. 369ff.

[2]) Jahn: Die schlesischen verzierten Waffen der Eisenzeit. Schles. Vorzeit., N. F. VII, S. 93ff.

[3]) Jahn, a. a. O., S. 96, Taf. II, 2 und Jahn: Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit. Prähist. Zeitschr. X. Bd., 1918, S. 130.

[4]) Jahn, a. a. O., S. 109.

[5]) H. Kurtz: Die Germanenfunde des Krappitzer Landes. Oppelner Heimatblatt, Jg. 3, Nr. 10 gibt eine volkstümliche Darstellung des Rogauer Fundes.

Digitized by Google

mittlung von Lehrer Gamroth-Rogau, dem Beuthener Museum überwiesen wurden. Wenn auch bei der unsachgemäßen Bergung mancher Kleinfund übersehen sein kann, so haben wir doch einen geschlossenen Grabfund vor uns, von dem folgende Beigaben geborgen wurden (vgl. Abb. 1):

Abb. 1. Eisenbeigaben eines kaiserzeitlichen Grabfundes aus Rogau, Kreis Oppeln. 1/3 nat. Gr.

1. Eiserner Stangenschildbuckel mit rötlichbrauner Brandrostschicht. Der untere Teil abgebrochen und im Feuer verzogen. Gleichfalls ist die oberste Spitze der Stange nicht völlig erhalten. H. 13,5, Dm. 12,5, Rand 1,5, Kragen 1,5, Stange 6—7 cm lang.

2. Eiserne Schildfessel mit rötlicher Brandrostschicht, gewölbtem Mittelstück, das spitz in zwei rechteckige Nietplatten ausläuft, von denen die eine zur Hälfte abgebrochen ist. Der Mittelteil ist an den Enden durch zwei bzw. drei Riefen verziert. L. 15, Breite der Nietplatten 2 cm.

3. Bruchstück einer Schere von der üblichen Form, nur eine Hälfte erhalten, die stark von Rost zersetzt ist. Stiel an der beginnenden Rundung abgebrochen. Gesamtlänge 17,2, Länge des Scherenblattes 10 cm.

4. Eiserne Lanzenspitze mit flachem Blatt, der Mittelgrat nur an der Tülle hervorstehend. Tülle rund mit Niete. Auf der z. T. gut erhaltenen Oberfläche finden sich Verzierungen, die bereits auf dem rhombisch gearbeiteten Übergang von Tülle zu Blatt zu erkennen sind. Es handelt sich um eingepunzte Riefen von durchschnittlich 6 mm Länge. Auf dem unteren Teil des Blattes, in der Nähe des Grates, sind auf beiden Seiten Verzierungen zu erkennen, die aus ineinandergestellten Zickzackbändern bestehen. Der obere Teil der Lanzenspitze ist verbogen und zeigt starke Verwitterungsspuren. L. 11,7 gr., Dm. des Blattes 3,5, Dm. der Tülle 1,5, Länge der Tülle 3,5 cm.

5. Eiserne Lanzenspitze von gleicher Form wie Nr. 4, nur beträchtlich größer. Auch hier beginnt die Verzierung auf dem Übergang von Tülle zu Blatt und ist auf der einen Seite bis in beträchtliche Höhe zu erkennen. Das Ornament besteht aus parallellaufenden Reihen eng nebeneinandergesetzter Punzeinschläge. Die zweite Seite weist ein Feld auf, das durch eine Einfassungslinie gegen den Blattrand abgegrenzt und durch parallellaufende Punzreihen ausgefüllt ist. An der Einfassungslinie ist ein Feld in Form eines Halbmondes mit nach dem Blattrand gekehrter Öffnung ausgespart. Der Halbmond ist nicht durch Punzen ausgefüllt. Der obere Teil der Lanzenspitze ist verbogen und zeigt starke Verwitterungsspuren. L. 16,5 gr., Dm. des Blattes 4,5, Dm. der Tülle 1,7, L. der Tülle 4,5 cm.

Unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen die verzierten Lanzenspitzen. Das kleine Stück ist leider zum größten Teil verrostet, so daß nur wenig von den Verzierungen erhalten geblieben ist. Doch zeigen uns die Reste ein Muster, das bisher auf kaiserzeitlichen Waffen nicht angetroffen wurde: In gleicher Richtung zum Mittelgrat laufen Zickzacklinien, die dicht nebeneinandergestellt sind (Abb. 2). Die Zickzacklinie ist bei den Ostgermanen nicht selten als Zierat angewandt worden. Wir finden sie häufig einfach oder mehrfach

Digitized by Google

übereinander auf Gefäßen [1]) oder Knochenkämmen [2]). Auch auf Eisengeräten sind Zickzacklinien eingeprägt worden; so z. B. auf Scheren, Messern, Feuerstahlen und Schlüsseln [3]). Als Verzierung des Blattes einer Lanzenspitze ist, abgesehen von der Lanzenspitze von Rondsen, die flüchtig ausgeführte, quer über das Blatt gehende Zickzacklinien besitzt [4]), dieses Muster bisher nicht beobachtet worden. Es ist jedoch eine typisch kaiserzeitliche Verzierung, die sich leicht in Punztechnik auf Metallgeräten anbringen läßt.

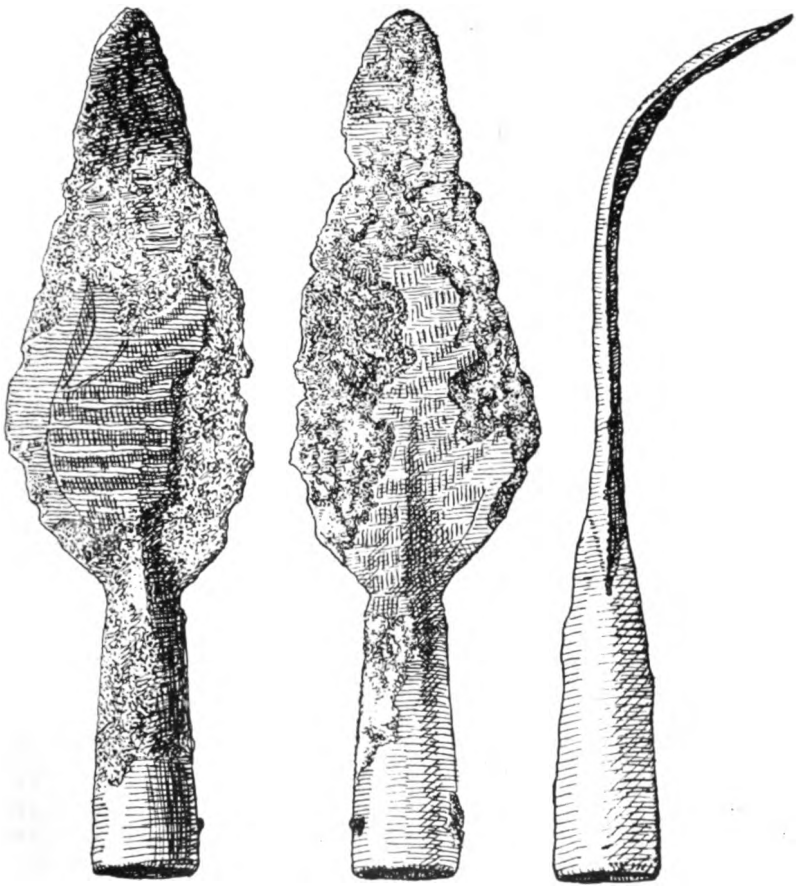


Abb. 2.

Die zweite Lanzenspitze von Rogau weist auf der einen Seite ein häufig auftretendes Muster auf: Punzeinschläge, die in parallele Reihen vom Mittelgrate nach der Schneide zu gesetzt sind. Dieses Ornament, oft recht flüchtig ausgeführt, findet sich auf einem großen Teil der verzierten kaiserzeitlichen

[1]) Vgl. Tackenberg: Die Wandalen in Niederschlesien, z. B. Taf. 9, Abb. 5.
[2]) Vgl. Tackenberg: a. a. O., Taf. 6, Abb. 10.
[3]) Vgl. z. B. Tackenberg: Heilzeichen der schlesischen Wandalen. Altschlesien, Bd. I, S. 81—85, Abb. 10.
[4]) Zeitschr. f. Ethnol., 1885, Taf. I, Abb. 29.

Digitized by Google

Lanzen und ist aus Schlesien und Brandenburg in mehreren Fällen bekannt [1]). Eine ungewöhnlichere Zier ist auf der anderen Seite angebracht. Hier ist auf dem Blatte eine Fläche, die durch eine eingepunzte Linie begrenzt wird, mit reihenweise angeordneten Punzeinschlägen gefüllt. Nur auf der linken Seite ist ein Teil der Fläche in Form eines Halbmondes ausgespart. Der Umriß der Zeichnung ist durch eine Linie besonders betont (Abb. 3).

Vergleichsstücke zur Rogauer Lanze fehlen in Schlesien nicht, so zeigen eine Lanzenspitze ein, eine Lanzenspitze zwei Mondbilder [2]). Die Frage nach der Bedeutung dieser Zeichen haben Tackenberg und Böhlich behandelt [3]).

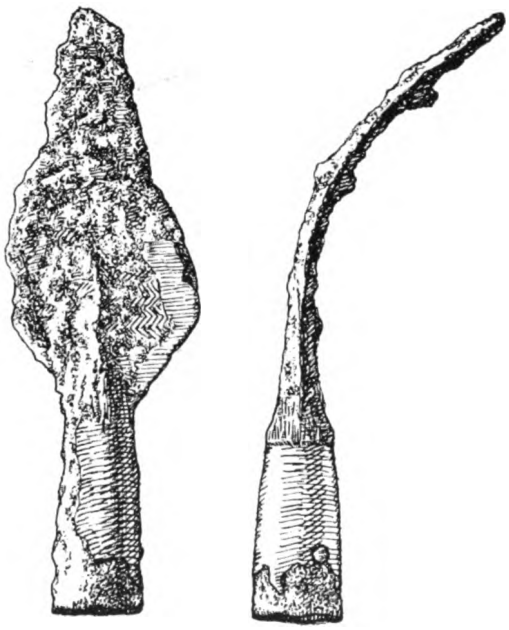


Abb. 3.

Böhlich glaubt die Monddarstellung mit dem Götterpaar der Alkis, die von den Ostgermanen Schlesiens auf dem Zobten verehrt wurden, in Beziehung setzen zu können. Er deutet sie als siegbringende Symbole dieser Gottheiten. Das wäre wahrscheinlich, wenn stets zwei Halbmonde dargestellt wären. Da wir aber häufig wie auch hier in Rogau nur einen Halbmond finden, scheint die Frage der symbolischen Bedeutung durch Böhlichs Annahme nicht geklärt.

Das andere kaiserzeitliche Gräberfeld, von dem der Neufund einer dritten verzierten Lanzenspitze stammt, liegt auf dem rechten Oderufer südwestlich vom Dorfe Chorulla. Dieser Ort ist einer der reichsten Fundplätze Oberschlesiens. Zahlreiche Siedlungen und Friedhöfe aus verschiedenen Stufen der Urgeschichte sind hier entdeckt und z. T. untersucht worden. Besonders reiche Funde rühren von einem wandalischen Urnengräberfelde des 2. und

[1]) Jahn: Verzierte Waffen, führt 4 Stücke an.

[2]) Vgl. Jahn a. a. O., und Tackenberg und Boehlich: Verzierte Lanzenspitzen der schlesischen Wandalen und die Bedeutung der Mondbilder. Schles. Monatsh., 2. Jg. 1925. S. 524ff.

[3]) Tackenberg und Boehlich, a. a. O., S. 525ff.

Digitized by Google

3. Jahrhunderts her. Bisher sind 46 Grabfunde geborgen worden [1]). Grab 41 enthielt eine verzierte Lanzenspitze. Wie fast alle Männergräber, war es reich ausgestattet (vgl. Abb. 4):

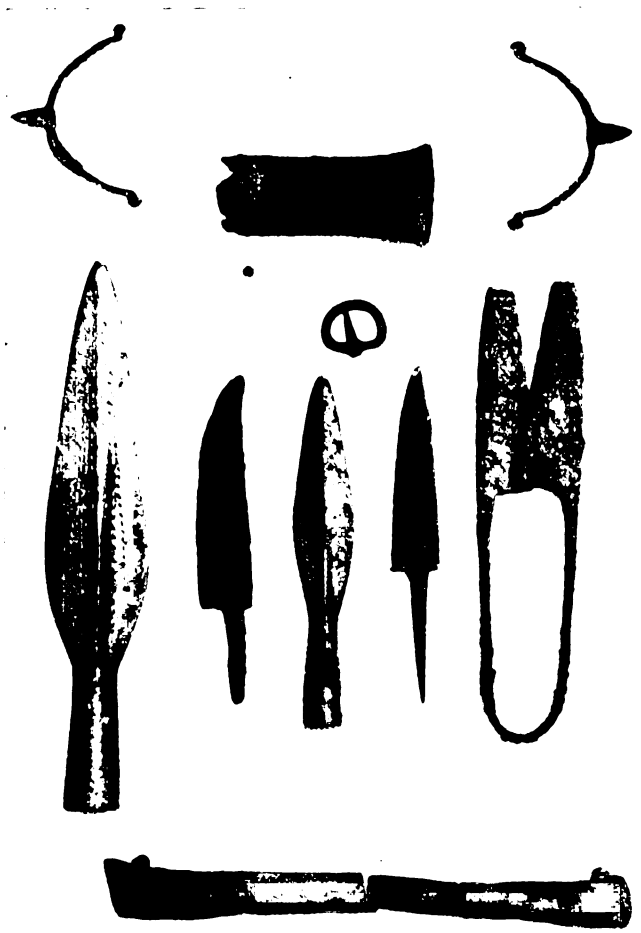


Abb. 4. Eisenbeigaben des Grabes 41 vom kaiserlichen Gräberfelde aus Chorulla, Kreis Groß-Strehlitz. 1/3 nat. Gr.

1. Reste eines großen Gefäßes mit abgesetztem Boden von gelblicher Farbe, das nur z. T. erhalten ist.
2. Leichenbrand, der die Urne füllte.
3. Eiserne Schere der üblichen Form, stark verrostet, die Spitzen der Blätter sind abgebrochen. Die Blätter biegen vom Griff aus rechtwinklig ab. Gesamtlänge 18,6, Br. d. Blattes 2,5, L. d. Blattes 8,3 cm.
4. Eisernes Messer mit gerader Schneide und Rücken und doppelt abgesetzter, langer

[1]) Vgl. Richthofen: Neue Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung in Oberschlesien. Altschlesien, Bd. I, S. 185—198, Taf. 23.

Digitized by Google

Griffangel. Über dem Griffdorn am Ende der Schneide ist eine dünne Bronzeplatte geschoben. Länge 13,8, Br. 1,9, Lg. d. Griffangel 5,7 cm.

5. Eiserne Messer mit leicht nach oben gebogener Spitze, geradem Rücken und doppelt abgesetztem Griff, z. T. stark verrostet. Lg. 13,5, Br. 2,2, Lg. des Griffes 4 cm.

6. Eiserne Schnalle von halbrunder Form mit vierkantigem Bügel. Die Spitze des Dornes ist leicht verbreitert. Lg. 2,6, Br. 2,5 cm.

7. Zwei eiserne Knopfsporen mit bandförmigem Bügel und umlaufender Rille um den Stachel. Lg. des Stachels 1,7 cm, Bügelspanne 8 cm.

8. Eiserne Röhre, aus Blech geschmiedet mit offener Naht. Das obere Ende leicht ausladend, das untere abgesetzt und abgebrochen. Lg. 8,2, oberer Dm. 4,1 cm.

9. Eiserne Schildfessel in zwei Teile gebrochen mit breitem, runden Mittelteil, das in zwei Spitzen endet. Die trapezförmigen Nietplatten haben gerade Längsseiten und leicht gewölbte Breitseiten. Die zwei Nieten enden in einen halbkugeligen Kopf. In der Wölbung des Griffes ist ein verbrannter Knochen angeschmolzen. Lg. 20,6, Br. d. Nietplatten 3,7, Lg. d. Nieten 1,6 cm.

10. Eiserne Lanzenspitze mit dachförmigem Blatt und rhombischem Übergang zur runden Tülle. Lg. 13,9, größte Br. 2, Dm. d. Tülle 1, Lg. d. Tülle 4,5 cm.

11. Eiserne Lanzenspitze mit runder Tülle, die sich spitzwinklig auf dem unteren Drittel des Blattes als hoher Grat fortsetzt. Längs des Grates laufen von der Spitze aus zwei Reihen von Punzeinschlägen, denen sich von der Mitte des Blattes ab eine dritte Reihe anschließt. Auf dem Übergang von Tülle zu Blatt sind zwei übereinanderstehende Reihen von Punzeinschlägen angebracht. Lg. 22,5, gr. Br. 4,2, Lg. d. Tülle 5,8, Br. 2 cm [1]).

Die Bedeutung des Chorullaer Fundes liegt nicht so sehr in der Verzierung der Lanzenspitze, denn gerade das Muster der Punzeinschläge, die in Reihen parallel zum Mittelgrat angeordnet sind, tritt wohl am häufigsten auf [2]). Besonders wichtig ist es, daß wir hier eine verzierte Lanzenspitze in einem zeitlich genau festzulegenden geschlossenen Grabfunde haben. Die Schildfessel, die Knopfsporen, die halbkreisförmige Schnalle zeigen Formen, wie sie für die Mitte des 3. Jahrhunderts kennzeichnend sind.

Ein merkwürdiges, bisher in Schlesien nicht beobachtetes Gerät ist die eiserne Röhre, die sich unter den Beigaben fanden. Obwohl kein Nietloch zu erkennen ist, das für irgendeine Befestigung spräche, scheint es sich um einen Lanzenschuh zu handeln. Durch die offene Naht hat offensichtlich in gleicher Weise wie die Schlitztülle bei Lanzenspitzen der Schuh federnd am Schaftende gehalten.

Überblicken wir die Neufunde der verzierten Lanzenspitzen Oberschlesiens, so ergeben sich mehrere wichtige Beobachtungen. Zunächst tritt eine Monddarstellung zum ersten Male in Oberschlesien auf und erweitert das bisherige Verbreitungsgebiet derartiger verzierter Lanzenspitzen sehr stark nach Osten [3]). Ferner gibt der Chorullaer Grabfund uns ein sicher datiertes Stück, das die Kossinnasche Zeitstellung vollauf bestätigt. Weiterhin ist es auffällig, daß bei den zahlreichen Grabfunden von Chorulla, denen wir eine Fülle von Lanzenspitzen verdanken, bisher erst ein verziertes Stück gefunden wurde. Auch reicher ausgestattete Gräber, wie 41 weisen keine verzierten Waffenstücke auf. Es scheinen also die Verzierungen nur aus einem bestimmten Grunde, der sich nicht feststellen läßt, angebracht worden zu sein.

Die zwei neuen verzierten Lanzenspitzen der Kaiserzeit beweisen uns, wie die zahlreichen anderen Neufunde der letzten Jahre, daß Oberschlesien bis in die Völkerwanderungszeit hinein ein dicht von Wandalen besiedeltes Gebiet war. Nicht spärlich verstreut lagen hier die Siedlungen, Oberschlesien gehörte zum Dichtegebiet des wandalischen Siedlungsbereiches, dessen Grenze weit gegen Osten in Mittelgalizien sich befand.

[1]) Die Funde liegen im Beuthener Museum und werden z. Zt. inventarisiert.

[2]) Jahn, a. a. O. führt vier schlesische und fünf außerschlesische Stücke an.

[3]) Die von Jahn a. a. O. und Boehlich a. a. O. ausgesprochene Vermutung der südöstlichen Herkunft der kaiserzeitlichen Verzierung wird hierdurch offensichtlich gestärkt.

Digitized by Google

Germanische Krausengefäße des 4. Jahrhunderts n. Chr. aus der Provinz Oberschlesien und ihre weitere Verbreitung.

Von Bolko Freiherr v. Richthofen, Ratibor.

Mit 7 Abbildungen im Text.

Die erste Scheidung west- und ostgermanischer Altertümer und ihres Verbreitungsgebietes verdanken wir den grundlegenden Arbeiten Kossinnas. Immer klarer ließen sich seither die Funde in Verbindung mit den geschichtlichen Quellen auch für die weitere Erhellung der germanischen Stammesgeschichte auswerten. So gelang es bekanntlich u. a. den wandalischen Kulturkreis unter den Altertumsfunden gut zu begrenzen [1]). Die Kultur der Wandalen Schlesiens ist in den letzten Jahren besonders durch Arbeiten von Jahn und Tackenberg näher beleuchtet und gegliedert worden. Für Oberschlesien bleibt grundlegend Jahns Aufsatz: „Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit" im 10. und 13.—14. Bande der Prähistorischen Zeitschrift. Hier werden alle seinerzeit bekannten einschlägigen Funde in der vorbildlichen Arbeitsweise der Kossinnaschen Schule mit genauen Fundnachweisen erschöpfend behandelt. Die Zahl der Altsachen aus dem 4. Jahrhundert nach Chr. war damals in Oberschlesien allerdings noch gering. Nach der Gründung einer selbständigen Provinz nahm hier die Provinzialverwaltung in Ratibor bereits 1925 die Einrichtung einer eigenen oberschlesischen Denkmalpflege für kulturgeschichtliche Bodendenkmäler tatkräftig

[1]) Gegen die Richtigkeit dieser Tatsache und sogar gegen die archäologische Unterscheidung von Ost- und Westgermanen hat kürzlich ein junger tschechischer Prähistoriker, J. Neustupny, in zwei führenden böhmischen Zeitschriften entschieden Stellung genommen (Obszor praehist. VI, 1927, S. 138—139 und Pamatky Arch. 35, 1926, S. 294), u. a., weil Mäandergefäße nicht nur bei den Wandalen vorkommen und in Böhmen Stuhl- und Knopfspuren vertreten sind. Neustupny hält sich an Einzelheiten, die überdies nicht nur archäologisch, sondern z. T. auch historisch (Beziehungen der Markomannen zu den Ostgermanen) leicht erklärlich sind, ohne daß die gesicherten archäologischen Hauptergebnisse der germanischen Stammesforschung der deutschen und skandinavischen Wissenschaft dadurch irgendwie berührt werden. Daß uns auch die kleineren geschlossenen Kulturkreise als ganzes in der Regel Stammesgebiete anzeigen, wird jetzt auch von maßgebenden Historikern durchaus anerkannt. Als eins der vielen Beispiele sei hier nur die neueste Auflage von Ludwig Schmidts „Geschichte der germanischen Frühzeit" (Bonn 1925) erwähnt. Die gleiche Bejahung des Wertes der kaiserzeitlich germanischen Altertümer für stammesgeschichtliche Siedlungsfragen finden wir übrigens z. T. auch in der tschechischen Wissenschaft. Dies zeigt besonders deutlich die treffliche Übersicht Schránils in seinem neuesten Werk: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Grundriß der slawischen Philologie und Kulturgeschichte, herausgegeben von R. Trautmann und M. Vasmer, Bd. 4. (Berlin 1927—28, de Gruyter).

Digitized by Google

in Angriff. Hierdurch begann alsbald eine verstärkte Werbearbeit und Landesforschung und dadurch bedingte Vermehrung der Funde in allen Teilen der aufstrebenden, jungen Provinz. Unter den außerordentlich vielen neuen germanischen Altertümern Oberschlesiens stammt eine beträchtliche Anzahl von in den letzten Jahren entdeckten Fundstellen des 4. Jahrhunderts nach Christus. Auf ihre allgemeine Bedeutung, sowie auf eine besondere Art an mittelalterliche Tonware erinnernder Scherben dieser Gruppe ist bereits an anderen Stellen näher hingewiesen worden [1]).

Auch für die erste Herausarbeitung der schlesischen wandalischen Siedlungstonware des 4. Jahrh. nach Chr. durch Jahn war ein oberschlesischer Fundort, Ellguth Kr. Grottkau, maßgebend [2]). Als Leitform der jüngeren seiner beiden Fundgruppen des 4. Jahrhunderts in Schlesien, der Höckrichter Stufe, konnte Jahn hierbei eine Sonderart großer, bauchiger Gefäße mit kuglig gewölbter Schulter, engem Hals und ausladendem, verdicktem, meist oben abgeplattetem Rande nachweisen [3]). Er bezeichnet sie als Krausen. Da dieser Form für die Kenntnis der völkerwanderungszeitlich-wandalischen Kultur eine besondere Bedeutung zukommt, dürfte vielleicht eine Übersicht über die bisherigen einschlägigen Funde Oberschlesiens verlohnen, um so eher, als dabei auch auf die weitere Verbreitung ähnlicher Funde, besonders in Galizien, und deren Bedeutung etwas näher einzugehen sein wird. Wir bringen nunmehr zunächst eine Liste der bisherigen Funde von Krausenscherben in Oberschlesien.

1. Lohnau, Kr. Cosel, Fundstelle 7.

Lehrer Tittko fand 1927 durch planmäßiges Scherbensuchen auf der Ackeroberfläche mit Hilfe der Schulkinder germanische Siedlung des 3.—4. Jahrh. nach Chr., 0,9 km nordöstlich von Lohnau, hart östlich der Straße nach Dzielnitz. Unter den Scherben kennzeichnende Stücke, z. B. auch der feintonigen grauen Art des 4. Jahrhunderts, ferner u. a. dickes, graues, unverziertes Krausenrandstück, Wandstärke 17 mm. Museum Ratibor, Kat.-Nr. 1013: 1928. Profil: Abb. 1, i. Auf dem abgeplatteten Rande oben an der Außenseite umlaufende Rille.

2. Podlesch, Kr. Cosel.

Lehrer Tittko entdeckte 1928 durch planmäßiges Scherbensuchen auf der Ackeroberfläche germanische Siedlung des 4. Jahrhunderts, nordwestlich vom Dorfe am Westabhang der Höhe 179,3. Unter den Scherben neben kennzeichnenden Stücken der feintonigen, glatten, grauen Ware auch dickes, graues, unverziertes Krausenrandstück. Wandstärke etwa 8 mm. Museum Ratibor. Kat.-Nr. 1012: 1928. Profil: Abb. 1, k.

3. Chorulla, Kr. Groß-Strehlitz. Fundstelle 2a.

Der Verfasser fand bei planmäßigem Scherbensuchen zwischen dem vom Steinbruch zur Oder verlaufenden Feldweg mit Feldbahngleis und dem benachbarten Wäldchen südlich von Chorulla, südwestlich des Punktes 164,2 ein unverziertes, gelbliches Stück einer Krause mit stark verdicktem, oben abgeplattetem Rand. Profil: Abb. 1, u. Museum Beuthen, z. Zt. noch nicht katalogisiert. Es handelt sich wohl an der Fundstelle um eine Siedlung des 3.—4. Jahrhunderts, da auf dem Nachbarfelde schon ein Hausgrundriß des 3. Jahrhunderts (s. Altschlesien 1, S. 192 und Taf. 24, Abb. 4, hier als 4. Jahrhundert) ausgegraben wurde.

[1]) Richthofen in: Altschlesien I, S. 192ff, Der Oberschlesier 1926, S. 118—119 und Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. Wien 1926—1927, S. (81)ff.

[2]) Altschlesien I, S. 86 und Mannus, 4. Erg.-Bd., S. 147—156. — Die Ansicht Böhms, Jahn habe die neue germanische Gruppe nicht überzeugend genug herausgearbeitet, Pamatky Arch. 35 (1926), S. 293, können wir nicht teilen. Überdies sind seit dem ersten Bericht Jahns, der auf den Ergebnissen planmäßiger Grabungen von Drescher und Jahn in Ellguth, Kr. Grottkau beruht, Jahns Ergebnisse immer wieder durch neue geschlossene Funde, z. B. von Tarnau, Kr. Oppeln und Ellguth, Kr. Rosenberg, bestätigt worden.

[3]) A. a. O., S. 150.

Digitized by Google

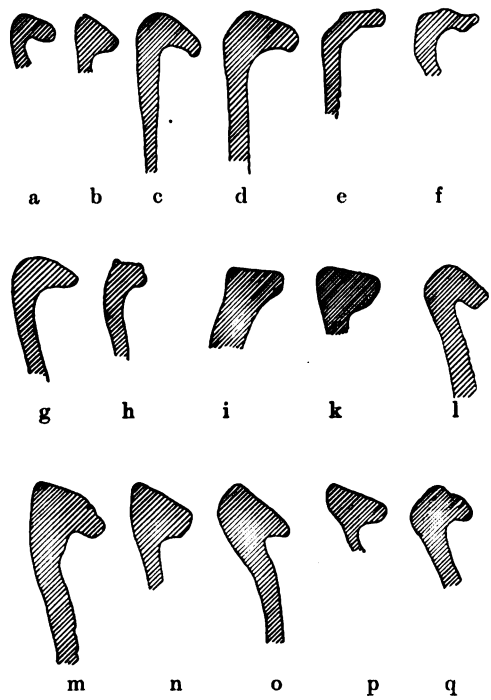
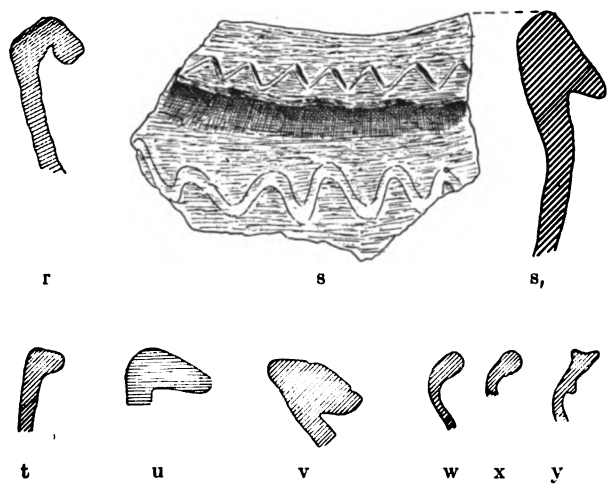


Abb. 1. a—q Profile gedrehter oberschlesischer „Krausen" des 4. Jahrhunderts. (Fundorte und Katalognummern vgl. Fundliste.) 1/4 nat. Größe.



r—s und u—v Profile gedrehter oberschlesischer Krausen. (Fundorte und Katalognummern vgl. Fundliste.) w—y Profile pseudomittelalterlicher germanischer Scherben des 4. Jahrh., vgl. Abb. 5 f, g und m. t ungedrehter verdickter Randscherben. Ellguth 2, Kr. Grottkau. r und t—y 1/4, s—s, 1/3 nat. Größe.

Digitized by Google

4. Groß-Strehlitz.

Lehrer G. Hoffmann stellte 1928 durch planmäßiges Scherbensuchen etwa 0,5 km nördlich Groß-Strehlitz und dicht nördlich der Bahnlinie nach Peiskretscham germanischen Siedlungsplatz des 4. Jahrhunderts fest. Unter den Scherben Bruchstücke einer reich verzierten Krause mit „Sternstempel", der z. B. auch in Laugwitz, Kr. Brieg (siehe Mannus 4. Erg.-Bd., Taf. 15) vertretenen Abart. Außen schwärzlich, innen grau. Wandstärke 9½ mm. Museum Groß-Strehlitz, z. Zt. noch nicht katalogisiert; Abb. 6, e.

5. Stubendorf, Kr. Groß-Strehlitz.

Oberförster von Monkewitz und Graf Strachwitz entdeckten Hügelgräberfeld mit noch über 20 Hügeln. Beim Fuchsgraben fanden sie in einem Hügel Scherben, der z. Zt. weiter untersucht wird. Er lieferte bereits in einem Brandfleck neben verstreuten Leichenbrandteilchen eine Anzahl Scherben des 4. Jahrhunderts, darunter ein unverziertes bräunliches Krausenrandstück. Wandstärke 7 mm. Museum Beuthen, noch nicht katalogisiert, Profil: Abb. 1, e. Lage der Fundstelle etwa 600 m nordöstlich der Oberförsterei Stubendorf im Walde Jagen 15 südöstlich des Waldweges zwischen Jagen 15 und 19.

6. Ellguth, Kr. Grottkau, Fundstelle 1 (Nakelberg).

Bisherige Berichte, auch über Fundstelle 2, vgl. Jahn, Altschlesien 1, S. 86—87, Mannus, 4. Erg.-Bd., S. 149 ff. und Prähist. Zeitschr. 13—14, S. 134.

Major a. D. Drescher, Ellguth entdeckte hier durch planmäßiges Scherbensuchen 1,5 km westlich Ellguth auf der Höhe 224,9 germanische Siedlung des 4. Jahrhunderts und barg gefährdete Funde.

Diese lieferten u. a. die Reste einer reich verzierten großen Krause, Museum Breslau, Kat.-Nr. 181: 1922, Abb. 6a (Profil: Abb. 1, g) und Scherben von einer Anzahl weiterer Krausen. Sie stammen z. T. aus den gleichen Siedlungsstellen, wie kennzeichnende, glatte gedrehte feintonige germanische Ware des 4. Jahrhunderts. Dies zeigt z. B. Abb. 2, i, Museum Breslau, Kat.-Nr. 183: 1922. Genannt sei hier auch ein ungedrehter verdickter Randscherben, Mus. Breslau. Kat.-Nr. 186: 1922, Wandstärke 6 mm, der wohl von einem krausenartigen Gefäß herrührt, Abb. 2 l. Profil Abb. 1, t, ferner Kat.-Nr. 184a: 1922, weißlich-grauer, hart gebrannter, körniger Scherben mit Wellenlinien, Abb. 5, n (ob Krausenrest?, Wandstärke nur 3½ mm, bei Krausen bisher sonst stets größer) und Kat.-Nr. 184b: 1922 schwärzlicher Scherben mit zwei einzeiligen Wellenlinien und Furchenbändern (desgl., Wandstärke nur 4 mm, Abb. 2k).

An sicheren Krausenscherben erwähnen wir noch: Kat.-Nr. 184c: 1922, mit zwei dünn eingeritzten einzeiligen Wellenlinien, schwärzlich-grau, Wandstärke 8 mm. — Kat.-Nr. 185: 1922, von sehr großem Gefäß, schwärzlich mit Stempeleindrücken. Mannus, 4. Erg.-Bd., Taf. 15, Abb. 18. — Kat.-Nr. 187: 1922, bräunliches Randstück mit Kerbung der Außenseiten des Randes und Wellenbändern auf der abgeplatteten Oberseite, Mannus, 4. Erg.-Bd., Taf. 15, Abb. 13. — Kat.-Nr. 187: 1922, bräunlicher Schurb mit einzeiliger Wellenlinie und Resten eines Bandes umlaufender Furchen, Mannus a. a. O., Taf. 15, Abb. 5. — Noch im Besitze von Major Drescher befinden sich dagegen z. B. ein schwärzlich-grauer Krausenscherben mit einzeiliger Wellenlinie und umlaufender Furche, ferner scharfgebrannter dunkelgrauer Scherben mit doppelfurchiger Wellenlinie und umlaufender Furche darüber, sowie zwei Scherben mit Sternstempeln (Sterne bei dem einen nur aus kleinen unverbundenen Eindrücken bestehend, bei den anderen aus einem Kreis mit acht radspeichenartig angeordneten erhabenen Linien), Mannus a. a. O., Taf. 15, Abb. 10 und 16—17.

7. Ellguth, Kr. Grottkau, Fundstelle 2 (Schneiderlehne).

Major a. D. Drescher fand hier südlich der Bahnlinie am Ostende der Flur Ellguth bis zum Steilabfall nach der Neißeniederung durch ausgepflügte Scherben germanische Siedlung. 1922 Probegrabung von Major Drescher und anschließende Untersuchung des Breslauer Museums durch Dr. Jahn, gemeinsam mit Major Drescher. In einheitlicher Kulturschicht fanden sich auch an dieser Stelle wiederholt Krausenscherben neben anderen kennzeichnenden germanischen Stücken des 4. Jahrhunderts. Als Beispiel geben wir noch einen schwärzlichen feintonigen Scherben mit eingeglättetem Muster wieder, Abb. 4c, Museum Breslau, Kat.-Nr. 272: 1922.

An Krausenresten seien erwähnt: Museum Breslau, Kat.-Nr. 197: 1922, schwärzlich-braun, Wandstärke 1 cm, mit Eindrücken eines doppelzinkigen Stempels und seichter umlaufender Furche darunter, von der Schulter einer großen Krause, Abb. 2a. — Kat.-Nr. 192: 1922, hellgrauer hart gebrannter Scherben von der Schulter einer kleineren Krause mit umlaufenden Furchen und ähnlichen Stempeleindrücken von einem dreizinkigen Werkzeug. Wandstärke 7 mm, Abb. 2d. — Kat.-Nr. 271: 1922, dicker, schwarzgrauer Randschurb mit umlaufender Furche nahe der Außenseite auf dem oben abgeplattetem Rande, Wandstärke 1,2 cm. Abb. 2, c. Profil: Abb. 1, m. — Kat.-Nr. 198: 1922, grauer Scherben, Rand oben

Digitized by Google

Abb. 2. a—h Ellguth 2 (Schneiderlehne), Kr. Grottkau. i—l Ellguth 1 (Nakelberg), Kr. Grottkau. a—l ½ nat. Größe.

Digitized by Google

an der Seite gekerbt, auf der Innenseite des abgeplatteten Randes in der Mitte umlaufende rillenartige Verzierung, Wandstärke 7 mm. Abb. 2 h. Profil: Abb. 1 f. — Kat.-Nr. 271a: 1922, schwärzlich braungraues Randstück, umgelegter Rand oben an beiden Seiten gegen die Mitte leistenartig erhaben. Profil: Abb. 1 h. — Kat.-Nr. 271b: 1922, bräunlich-grauer dicker Randscherben, umgelegter Rand an der Außenseite mit rillenartiger Vertiefung in der Mitte. Abb. 3 h. Profil: Abb. 1 q. — Kat.-Nr. 190: 1922, hell bräunlich-grauer Scherben mit umlaufenden Furchen, umgelegter Rand nach innen abgekantet. Wandstärke 7 mm. Abb. 3 l. Profil: Abb. 1 e. — Kat.-Nr. 230: 1922, kleineres, schwärzliches Bruchstück vom Oberteil eines ähnlichen Scherbens, Abb. 4 b.

Abb. 2, n, Kat.-Nr. 191a: 1922, innen schwärzlich-grauer, außen gelblich-grauer Scherben von anscheinend nicht gedrehtem Gefäß, mit rundlichen Tupfen umlaufender Furche und Rest eines Wellenbandes. Ob von Krause? Wandstärke 6,5 mm. Abb. 2, g. Kat.-Nr. 191b: 1922, innen schwärzlicher, außen rötlicher Schurb eines kleineren Gefäßes, gedreht, mit umlaufenden Furchen und Rest einer Wellenlinie. Ob von Krause? Wandstärke nur 4 mm. Abb. 2f. — Kat.-Nr. 243: 1922, ungedrehter schwärzlicher Schurb eines kleinen Gefäßes mit Stempelverzierung. Ob von krausenartigem Topf? Wandstärke nur 4 mm. Abb. 2e.

8. Schönwald, Kr. Kreuzburg, Fundstelle 2.

Lehrer Fryssch barg Altsachen aus einer durch Schachtarbeiten im Dorfe angeschnittenen germanischen Siedlungsgrube des 4. Jahrhunderts, und zwar Lehmbewurfstücke, z. T. mit Balkenabdrücken, sowie Scherben derber Gefäße, u. a. von zwei Töpfen mit leicht abgesetzten Böden. Einige Scherben stark verschlackt. — Funde im Museum Ratibor. — Kat.-Nr. 31—32: 1928, darunter Kat.-Nr. 30: 1928, unverziertes Randstück einer bräunlichen Krause, Wandstärke 1,1 cm.

9. Branitz, Kr. Leobschütz.

Lehrer Lehmann und Gärtnereibesitzer Schmeltz entdeckten als Fundstelle 16, 1,5 km nördlich von Branitz, hart östlich des Weges nach Bleischwitz und unweit der Bleischwitzer Grenze durch planmäßiges Scherbensuchen germanische Siedlung des 4. Jahrhunderts. Unter den Scherben neben kennzeichnendem, feintonigem, gedrehtem grauschwarzem Bodenstück (Museum Ratibor, Kat.-Nr. 2648: 1927) auch schwärzliches Krausenrandstück mit Rest eines Bandes von drei umlaufenden Furchen dicht unter dem Rande. Kat.-Nr. 2646: 1927. Wandstärke 10 mm. Profil: Abb. 1, r.

10. Gläsen, Kr. Leobschütz.

Frl. G. Sage ermittelte durch planmäßiges Scherbensuchen germanischen Siedlungsplatz des 4. Jahrhunderts, dicht nördlich vom Dorfe. Museum Breslau, Kat.-Nr. 44: 1925, schwärzliches, unverziertes Krausenrandstück. Wandstärke unter dem Rande 8 mm. Profil: Abb. 1 n. — Kat.-Nr. 44b: schwärzlicher Krausenscherben mit Rest einer umlaufenden Furche, Wandstärke 8 mm.

11. Jernau, Kr. Leobschütz.

Vollständig veröffentlicht Prähistorische Zeitschrift 10, S. 111—112, mit Ergänzung Mannus, 4. Erg.-Bd., S. 149.

Rest eines geschlossenen Fundes, vermutlich eines Skelettgrabes, von dem keine Knochen beobachtet wurden aus 2:2 m großer, 1,25 m tiefer Grube, etwa 1 km nordwestlich des Bahnhofs Bauerwitz 1908 beim Bahnbau ergraben. Spärliche Siedlungsfunde von derselben Stelle dürften nicht gleichzeitig sein. Zu den Altsachen aus dem vermutlichen Skelettgrab gehört neben einem Topf der feintonigen gedrehten Ware, Prähist. Zeitschr. 10, Taf. 14, 2 u. a. auch eine fast vollständige Krause. Rand fehlt. Wandung für Krausen ausnahmsweise dünn, nur 6 mm stark. Farbe grauschwarz. Ziemlich rohe Drehscheibenarbeit. Drehrillen auf der Außenseite und z. T. auch innen kenntlich. Unterster Teil auf der Oberfläche in senkrechter Richtung abgestrichen. Auf der Schulter und dem oberen Gefäßbauch fünf Bänder von Wellenlinien verschiedener Form und Größe. Das zweite von unten zickzackartig. Höhe noch 26 cm. Mündung etwa 24 cm. Bodendurchmesser 12 cm. Mus. Breslau, Kat.-Nr. 288: 1908, Abb. 1 a. a. O.

12. Czarnowanz, Kr. Oppeln, Fundstelle 18.

Lehrer Strecke traf durch planmäßiges Scherbensuchen mit Schulkindern südöstlich Czarnowanz zwischen dem Bache Swornitze und dem Wege nach Krzanowitz auf germanischen Siedlungsplatz des 4. Jahrhunderts. Unter den Scherben kennzeichnendes, verziertes graues Krausenbruchstück. Museum Oppeln, z. Zt. noch nicht katalogisiert, Wandstärke 8 mm. Abb. 4, e.

13. Krappitz, Kr. Oppeln.

Vgl. H. Kurtz, „Die Germanenfunde des Krappitzer Landes, Oppelner Heimatblatt 1928, Nr. 10. Auf unserer Karte Abb. 7 steht versehentlich das Zeichen für Brandgrab statt Skelettgrab.

Digitized by Google

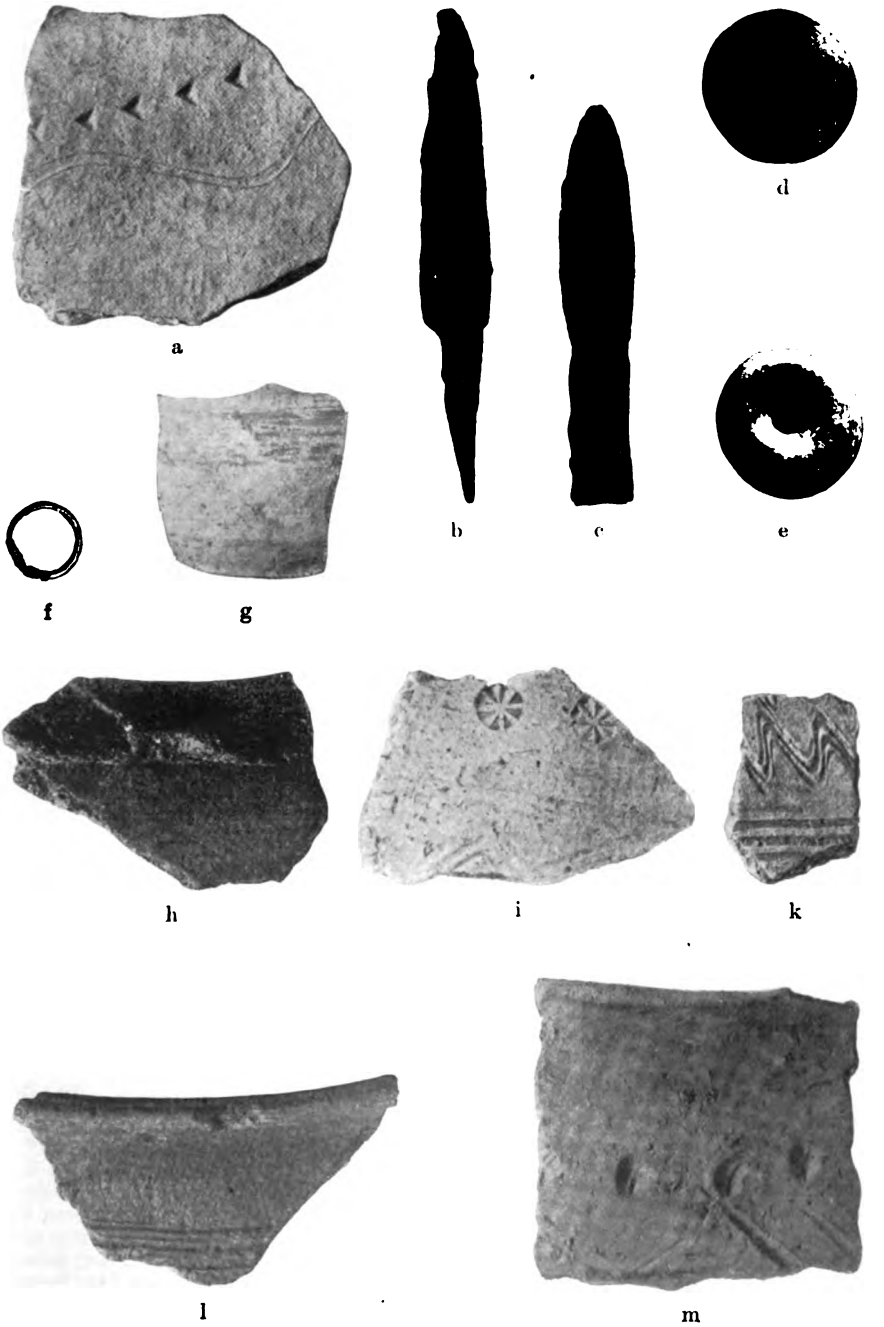


Abb. 3. a—g Ellguth, Kr. Rosenberg, O.-S. Haus c. — h Ellguth 2 (Schneiderlehne), Kr. Grottkau. i und m Krappnitz, Kr. Oppeln. k Tarnau 3, Kr. Oppeln, Grab 3. l Ellguth 2 (Schneiderlehne), Kr. Grottkau. a—m ½ nat. Größe.

Digitized by Google

Landwirt Pietzyk fand 1927 bei Anlage einer Weidenpflanzung etwa 3 km nordwestlich von Krappitz, hart westlich der Straße Krappitz-Oppeln an der Rogauer Grenze Steinsetzung mit Scherben und einer angeblich vollständigen Krause. Die Anlage enthielt keinen Leichenbrand und dürfte auch entsprechend ihrer Ausdehnung wohl als Bestattung mit vergangenem Skelett anzusprechen sein. Sie wurde leider vom Finder aus Unkenntnis vernichtet. Nur ein Teil der Scherben blieb erhalten. Diese barg Lehrer Gamroth. Sie befinden sich im Museum Beuthen und sind z. Zt. noch nicht katalogisiert. Die meisten Scherben stammen von einer bräunlichen, verzierten Krause, Wandstärke 0,8 cm, Bodendurchmesser etwa 18 cm. Vgl. Abb. 3, i. Ein dunklerer Randscherben rührt von einem andersartigen, auch verziertem, aber ungedrehtem Gefäß her, Abb. 3, m.

14. Tarnau, Kr. Oppeln. Fundstelle 1.

Beim Wegebau wurde von Arbeitern 1925, etwa 4 km nordnordöstlich Tarnau am kurzen Verbindungsweg, der von der neuen Kunststraße nach Raschau abzweigt, vollständige Krause gefunden und aus Unkenntnis zerschlagen. Weitere Funde nicht beobachtet. Ein Teil der Scherben verloren. Die meisten rettete Lehrer Hollmann. Einige wurden auch von Schulkindern an Lehrer Zacher abgegeben. Alle erhaltenen Stücke liegen jetzt im Museum Beuthen, Kat.-Nr. 259: 1925, und ermöglichen die Ergänzung des Gefäßes. Nur zwischen den erhaltenen Randscherben und dem nächst hohen vorhandenen Teil der Schulter fehlt ein kleines Stück von wohl aber nur geringer Ausdehnung. Farbe bräunlich. Wandstärke 1 cm, Höhe 68 cm. Mündungsweite 36 cm, Abb. 6a.

15. Tarnau, Kr. Oppeln, Fundstelle 3.

Vgl. Altschlesien 1, S. 193ff.

Großes, germanisches Gräberfeld des 3.—4. Jahrhunderts, hart östlich des mittleren Dorfteils, westlich des Weges nach Nakel. Erste Fundmeldung an Museum Beuthen durch Lehrer Hollmann und Obergärtner Lichy. Planmäßige amtliche Rettungsgrabung durch Sandschachtungen gefährdeter und z. T. schon zerstörter Gräber unter Mitarbeit von Lehrer Hollmann 1925. Vgl. auch Przegląd Arch. III, 1 (1925) S. 57—58.

Einige Krausenscherben an einer Stelle schon an der Oberfläche gefunden. Sie gehörten zu weiteren des großen Grabes 3. Dies enthielt neben anderen kennzeichnenden Altsachen des 4. Jahrhunderts auch pseudomittelalterliche germanische Scherben, vgl. Abb. 5 e—h, und die Profile Abb. 1 w—x. — Funde im Museum Beuthen, Kat.-Nr. 106—149: 1925.

Grab 3:

Ausgedehnte Grabanlage. Unter dem Ackerboden oberste Steinsetzung mit über 350 Steinblöcken. Ungefähr rechteckig. Ausdehnung durchschnittlich 8:6 m. Grabgrube von besonders mächtigen Blöcken innerhalb dieser Steinsetzung überlagert. Ausmaße dieser Grube oben 4:2,80 m. Über der Grabgrube unter der ersten noch zwei weitere Steinsetzungen. Die zweite 1 m tief, doppelteilig, aus zwei rundlich angeordneten Steingruppen bestehend und etwas größer als die Grabgrube. Darunter eine dritte von nur einigen Steinblöcken in der Mitte der Grabgrube in 1,60 m Tiefe. Sohle der Grabgrube anscheinend in 2 m Tiefe. Darunter allerdings noch Reste eines ganz vergangenen Kranzes von Kalkstein und einer z. T. mit vergangenen Steinen ausgesetzten, anschließenden schachtartigen, Anlage, Sohle 3,65 m tief, Durchmesser des Steinkranzes 1,35 m, Tiefe unter der Oberfläche 2,50 m. Ob diese Anlage dem Grabe gleichzeitig oder älter, vielleicht von steinzeitlicher Siedlung, nicht gesichert. Funde allerdings nur noch ein germanischer Scherben und zwei winzige Leichenbrandteilchen innerhalb des Steinkranzes. Sollte die Anlage mit dem Schacht wirklich älter sein als die kaiserzeitliche Bestattung, etwa ein steinzeitlicher enger Brunnen, so müßten die in ihr ganz oben gefundenen erwähnten, mit der Bestattung zusammenhängenden Gegenstände nur zufällig beim Anlegen der Grabgrube hineingeraten sein. Allerdings bliebe dabei sehr auffallend, daß die Grabgrube gerade an der Seite, unter der sich die merkwürdige Anlage befand, etwas tiefer war als auf der anderen Seite und mit dieser Anlage in Verbindung stand.

Größe der Grabgrube von Grab 3 für Körperbestattung geeignet. Von einem Skelett aber keinerlei Spuren zu bemerken. Vereinzelte Teilchen Leichenbrand zwischen der Steinsetzung und in der Grabgrube dürften jedoch von zerstörten Brandgräbern des 3. Jahrhunderts herrühren, die am Rande der obersten großen Steinsetzung noch z. T. erhalten waren. Unter der kleinen Steinsetzung in 1,60 m Tiefe fanden sich nur noch wenige Scherben, dabei der kennzeichnende Henkel, Kat.-Nr. 118: 1925, Abb. 5b. — Hauptmenge der Scherben zwischen der ersten Steinsetzung und tiefer bis unter den Steinen der zweiten. Beigaben ferner u. a.: Rest eines Knochenarmbandes von später Form, Kat.-Nr. 109: 1925, Abb. 5a, (ähnliches Stück z. B. aus schon merowingerzeitlichem Grab mit Fibel von Nikitsch im Burgenland, im Naturhistorischen Museum Wien), eiserne Riemenzunge, Kat.-Nr. 124: 1925, Abb. 5d, kleiner doppelkegelförmiger Spinnwirtel, Kat.-Nr. 152:

Digitized by Google

Abb. 4. a und d—g. Tarnau, Kr. Oppeln, Fundstelle 3, Grab 3. (Abb. d, f, g von ein und derselben Krause.) b—c Ellguth 2 (Schneiderlehne), Kr. Grottkau. e Czarnowanz, Kr. Oppeln. a $^1/_8$ nat. Größe, b—g $^1/_2$ nat. Größe.

Digitized by Google

1925 —, gedrehter eiserner Bügel, Kat.-Nr. 130: 1925, Abb. 5c, sowie schwärzlicher provinzialrömischer Scherben mit Reliefverzierung, Kat.-Nr. 127b: 1925 und Randscherben aus grünlichem Glase von provinzialrömischer Art mit zwei umlaufenden Rillen, Kat.-Nr. 126: 1925. An pseudomittelalterlichen Scherben seien erwähnt die Stücke Kat.-Nr. 116: 1925 (vgl. Abb. 5, e—h, rötlich). Ein Stück dieser Art stammt auch aus der eigentlichen Grabgrube.

Zahlreiche Scherben gehören zu einer großen, reich verzierten schwärzlichen Krause, die sich aber nicht mehr ergänzen läßt, Kat.-Nr. 108: 1925, Wandstärke 9 mm. Vgl. Abb. 4a.

Besonders bemerkenswert auch Scherben schön verzierter, hart gebrannter grauer Krause mit ungewöhnlich ausgebildetem Rand, Wandstärke 11—12 mm, größte Randdicke 2 cm, Kat.-Nr. 110: 1925, vgl. Abb. 4, d, f und g. Profil: Abb. 1w, Stärke 9 mm, Breite des oberen dachförmigen Randes 5,4 cm, größte Dicke des Randes 2 cm.

Weitere Krausenscherben von mindestens 5 Krausen unter Kat.-Nr. 132: 1925; 2 Scherben 132a: 1925, hellbräunlich, Stärke 9 mm. Abb. 3, k, 2 Scherben graubraun mit Zickzacklinien, Wandstärke 8 mm und 2 Stück hellgrau mit Wellenlinien 9 mm, — 137: 1925 dunkelgraues, unverziertes Randstück einer Krause.

16. Ellguth, Kr. Rosenberg, Fundstelle 2.

Bei amtlicher Flurbegehung durch Scherbensuchen 1925 vom Verfasser ausgedehnte durch Tiefpflügen gefährdete germanische Siedlung des 4. Jahrhunderts festgestellt. Lage auf den zur Prosna abfallenden Äckern hart südöstlich der Schule. Planmäßige amtliche Ausgrabung unter Mitarbeit von Lehrer Klonek, Frau Klonek, Inspektor Staron und Spediteur Arndt ergab bereits vier Hausstellen mit Pfostengrundrissen und eine als Backofen deutbare Steinsetzung.

Haus c:

Pfostengrundriß nicht eindeutig, größte Ausdehnung der Hausgrube etwa $7\frac{1}{2}$:4 m. Im Haus unregelmäßige Steinsetzung (Herd ?). Funde im Museum Ratibor, Kat.-Nr. 2817 — 2836: 1927. Die zahlreichen Scherben stammen meist von ungedrehten Töpfen, einige aber auch von gedrehten Gefäßen der feintonigen für das 4. Jahrhundert kennzeichnenden Art, so ein Stück mit sehr schwach eingeglättetem Wellenband, Kat.-Nr. 2819: 1927, Abb. 3g, Kat.-Nr. 2824 ist ein 7 mm starker, verzierter, gedrehter, grauer Krausenscherben, hart gebrannt, Abb. 3a. Erwähnt seien noch zwei ganze und ein unvollständiger Spinnwirtel, ein Eisenmesser, Kat.-Nr. 2820: 1927, eine eiserne Lanzenspitze, Kat.-Nr. 2823: 1927, sowie ein kleiner Silberring von später Art, Kat.-Nr. 2817a: 1927, vgl. Abb. 3b—f.

Der Inhalt der zuletzt genannten Hausgrube c von Ellguth, Kreis Rosenberg gehört also ebenso wie z. B. auch Grab 3 von Tarnau, Fundstelle 3, die Siedlungen von Ellguth, Kr. Grottkau und der Fund von Jernau, Kr. Leobschütz zu den geschlossenen Funden, mit deren Hilfe sich die Krausen sicher ins 4. Jahrhundert setzen lassen. Im Gegensatz zu den provinzialrömischen Gebieten kommt nach Ausweis aller bisherigen Funde das 3. Jahrhundert im freien Germanien für Krausen noch nicht in Frage.

Aus der obigen Zusammenstellung geht hervor, daß unsere Krausengefäße an Siedlungsplätzen sowie in Gräbern auftreten. In Ellguth, Kr. Rosenberg handelt es sich um eine Dorfanlage, die bereits fünf vollständige Hausgrundrisse lieferte, darunter einen mit durchaus eindeutigem Pfostengrundriß, und zwar von einem kleinen Dorhallenhaus [1]).

Eine der Hausgruben von Ellguth, Kr. Rosenberg, und zwar die des Hauses a, lieferte auch einige rötliche Randscherben, die in Ostdeutschland an mittelalterliche Gefäße aus dem 14. Jahrhundert erinnern. Noch wichtiger für die sichere Bestimmung dieser nur scheinbar mittelalterlichen Töpfen entsprechenden Gruppe wurde von den oben berücksichtigten Funden Grab 3 aus Tarnau. Es scheint sich nach der Größe der Grabgrube hier wohl um eine Körperbestattung zu handeln, bei der vom Skelett keinerlei Spuren erhalten waren. Die vereinzelten, in der Tiefe der Grabgrube gefundenen Leichenbrandstückchen müßten dann von einem zerstörten, älteren Brandgrabe herrühren. Da Brandbestattungen vom Beginn des 3. Jahrhunderts unter den Randsteinen der großen Steinsetzung des Grabes 3 gefunden wurden und sich auch unter den Steinen in der Mitte einzelne Leichenbrandteilchen und verschlackte Scherben aus dem 3. Jahrhundert nachweisen ließen, ist

[1]) Vgl. G. Raschke: Wandalen ansässig im Rosenberger Kreise. Heimatkalender des Kreises Rosenberg 1926. — Richthofen: Ausgrabung eines altgermanischen Dorfes in Ellguth, Kr. Rosenberg. Oberschlesischer Heimatkalender, herausgegeben von der Oberschlesischen Provinzialverwaltung, Jg. 1928. — A. Klonek: Wie ein Germanendorf ausgegraben wird. Im Druck für: „Der Oberschlesier" 1928. (Alle drei Aufsätze mit Abbild.)

Digitized by Google

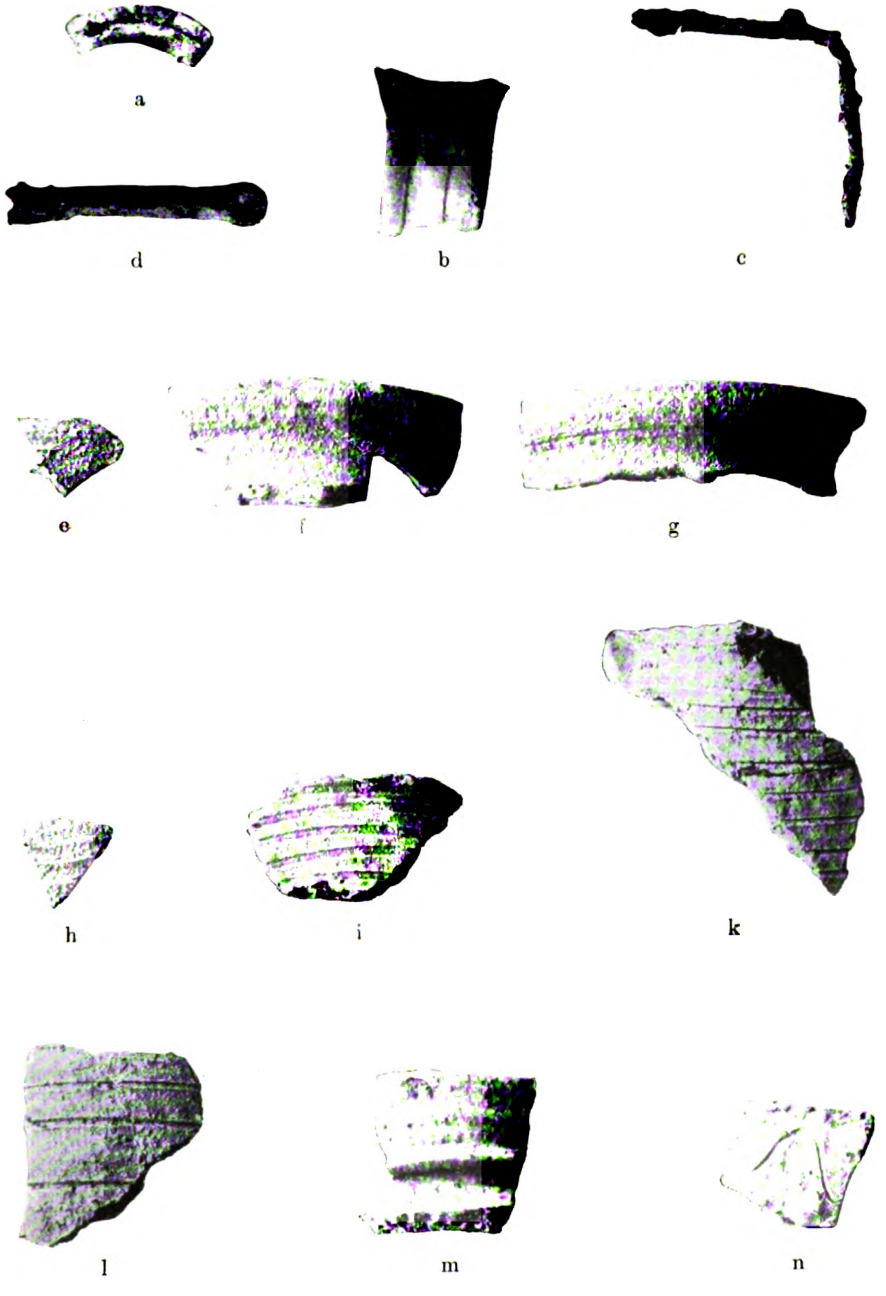


Abb. 5. a—h Tarnau 3, Kr. Oppeln, Grab 3. i—m Tarnau 3, Kr. Oppeln, Grab 4. n Ellguth 1, Kr. Grottkau. a—n ½ nat. Größe.

Digitized by Google

diese Annahme um so eher möglich. Durch neuere Funde wissen wir, daß die Bestattungsart bei den Wandalen des 4. Jahrhunderts nach Chr. nicht einheitlich war. Neben den schon länger bekannten Skelettgräbern treten auch reine Brandgräber und brandgrubenartige Bestattungen auf [1]). Eine zeitliche Verbindung zwischen dieser Brandgrubengruppe und den in die frühe Kaiserzeit übergehenden Brandgruben des 1. Jahrh. vor Chr. [2]) ist noch nicht erwiesen. Wahrscheinlich enthält auch der Friedhof von Tarnau z. T. Brandgruben des 3.—4. Jahrhunderts. Doch waren die meisten entsprechenden Bestattungen bisher dort so gestört, daß es sich nach dem daher unsicheren Grabungsfund auch um einstige Urnengräber handeln könnte. Wohl erhalten zeigte sich dagegen hier u. a. eine Grab 3 ähnliche zweite Anlage mit mehreren Steinsetzungen (Grab 4). Die Grabgrube enthielt hier eine eiserne Lanzenspitze, wenig Scherben und wieder einige Leichenbrandteilchen. Ihr Füllboden war größtenteils tiefschwarze Branderde, so daß man trotz des wenigen Leichenbrandes nicht an ein Körpergrab denken möchte. Merkwürdig bleibt die äußerst geringe Leichenbrandmenge, doch sind ähnliche Fälle gelegentlich auch sonst bei Brandgruben beobachtet worden. Von älteren Funden wurde an der gleichen Stelle unter den Steinsetzungen des 4. Jahrhunderts ein Brandschüttungsgrab des 3. Jahrhunderts gefunden. Dies war aber völlig unberührt, und sehr gut erhalten. Der Leichenbrand aus der jüngeren Grabgrube könnte also nicht etwa aus dieser älteren Bestattung herrühren. — Auffallend tiefe, große völkerwanderungszeitlich-germanische Brandgruben mit wenig Leichenbrand fanden sich z. B. auch in Chorulla, Kr. Groß-Strehlitz [3]). Eine ähnliche Bestattungsart scheint auch ein Hügelgrab von Stubendorf im Kreise Groß-Strehlitz mit Krausenscherben (Prof. Abb. 1a) aufzuweisen, dessen Ausgrabung noch nicht abgeschlossen ist. Auf Beziehungen dieser Brandgrubengräber zu der Posener Hügelgräbergruppe vom Siedleminer Typ im Kreise Jarotschin und zu flachen Brandgruben des 3. bis 4. Jahrhunderts von Ciazenie, Kr. Slupca in Nordwestkongreßpolen wurde vom Verfasser bereits an anderer Stelle hingewiesen [4]).

Daß Brandgrubenbestattungen den spätkaiserzeitlichen Wandalen nicht fremd waren, zeigten neuerdings auch Funde in den Provinzen Niederschlesien und Grenzmark Posen-Westpreußen. Erwähnt seien hierfür zwei Gräberfelder von Stroppen, Kr. Guhrau [5]) und Ulbersdorf, Kr. Fraustadt [6]).

Doch kehren wir zu den Krausen zurück. Ihrer Größe entsprechend handelt es sich meist um ausgesprochen starkwandige Gefäße. Manche sind faßartig. Der Ton ist in der Regel körnig, von einer für viele Gefäße der völkerwanderungszeitlich-wandalischen Tonware kennzeichnenden Eigenart [7]).

Die Krausen waren meist stark gebrannt, zuweilen sogar derart, daß die Scherben zu der an mittelalterliche Töpfe erinnernden Gruppe gerechnet werden dürfen, z. B. die weißlichgrauen Stücke der einen Krause von Tarnau (Abb. 4 d—g). Der grauen Farbe begegnen wir z. B. auch bei Krausenscherben aus einer Siedlung von Szczonowo, Kr. Jarotschin (Mus. Posen) und einigen Scherben von Ellguth, Kr. Grottkau. Noch häufiger findet sich ein schwärz-

[1]) Jahn: Funde aus dem 4. Jahrh. nach Chr., Altschlesien I, 86—89 und Richthofen: „Bestattungsbräuche der germanischen Urzeit Oberschlesiens" in: „Der Oberschlesier" 1928. Sonderheft: „Aus Oberschlesiens germanischer Urzeit". Oppeln 1928 (im Druck).

[2]) Tackenberg: Die Wandalen in Niederschlesien, S. 74—75 und 127.

[3]) Altschlesien I, S. 196. Es handelt sich wohl um verschleifte Hügelgräber. Über das Grab 4 von Tarnau vgl. ferner ebenfalls Altschlesien a. a. O.

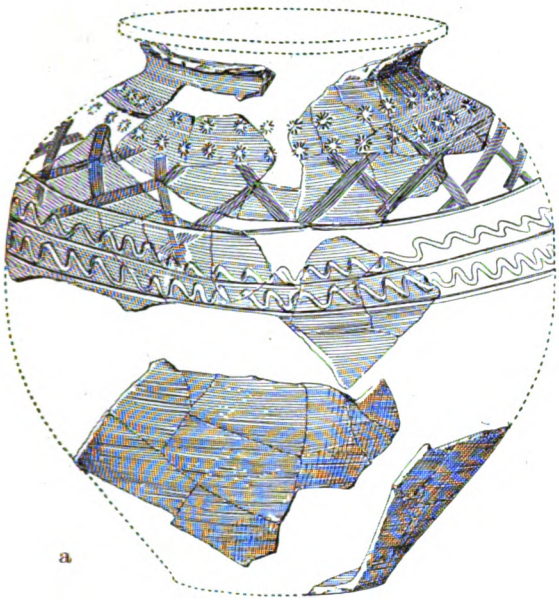
[4]) Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien a. a. O. Die Bemerkung Kostrzewskis, Vorgeschichtliches Jahrbuch III, S. 192, Blume habe die Gräberfelder vom Siedleminer Typ als nachgermanisch anerkannt, entspricht nicht der letzten Stellungnahme Blumes. Dies geht aus dessen Arbeit, Die germanischen Stämme, I, S. 203 deutlich hervor. Der Versuch Kostrzewskis, die z. B. Jahrbuch für Kultur- und Geschichte der Slawen, Breslau, II, 2 (1926), S. 93—94 näher widerlegte Anschauung von der slawischen Volkszugehörigkeit der germanischen Gräber vom Siedleminer Typ durch ein Sichberufen auf Blume zu stützen, berücksichtigt nicht einmal die Angaben in dem Vorgesch. Jahrbuch a. a. O. angezeigten Werk von Karpinska selbst, die hier Blumes Stellungnahme richtig wiedergibt!

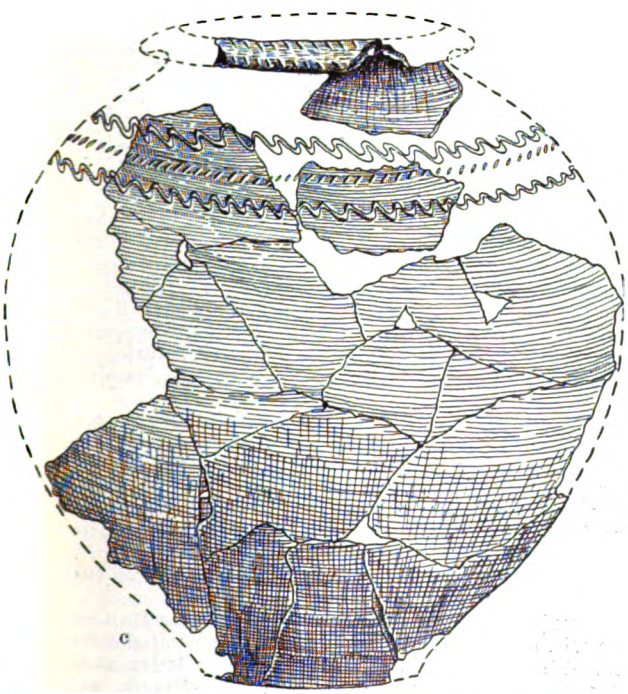
[5]) 3. Jahrh. nach Chr., Grabungsbericht von Dr. Petersen und Funde im Museum Breslau.

[6]) 4. Jahrhundert, Grabungsbericht von Rektor Pfützenreiter im Mus. Breslau, Funde im Museum Fraustadt.

[7]) Vgl. Jahn in: Mannus, 4. Erg.-Bd., S. 150 und 152.

Digitized by Google





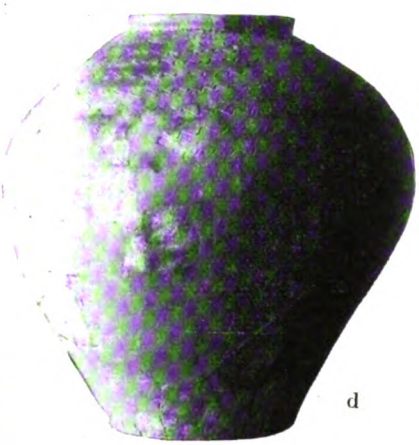


Abb. 6. a Ellguth 1, Kr. Grottkau (Nakelberg). b Wasserring bei Amstetten (Niederösterreich). c Tarnau 1, Kr. Oppeln, Fundstelle 1. d Pfünz in Bayern. e Groß-Strehlitz (Oberschlesien). a und c $^1/_8$, b $^1/_5$, d etwa $^1/_8$ und e $^1/_2$ nat. Größe.

Digitized by Google

licher Farbton, der mitunter leicht ins bläuliche spielt, so u. a. bei zahlreichen Scherben aus Ellguth, Kr. Grottkau und einer fast vollständigen Krause von Walischewo, Kr. Jarotschin [1]). Neuerdings wurde dieses Fundstück von Kostrzewski auch richtig in der spätkaiserzeitlichen Abteilung des Posener Museums untergebracht. Daß Altertümer aus der Kaiserzeit Posens germanisch sind, wird dort allerdings in der erklärenden Beschriftung ebensowenig wie bei anderen germanischen Funden erwähnt, während es für deutsche Museen selbstverständlich ist, sicher slawische Funde auch als slawisch auszustellen. Und selbst Kostrzewski hält doch einen wesentlichen Teil der kaiserzeitlichen Funde Posens — wenn auch irrig, nicht alle — für germanisch.

Neben den vorhin genannten Farben kommt bei Krausen öfters auch eine bräunliche Tönung der Oberfläche vor, wie z. B. der große, fast vollständige Vorratstopf der Siedlung von Fundstelle 1 bei Tarnau, Kr. Oppeln (Abb. 6c) zeigt.

Unter der wandalischen Keramik des 4. Jahrhunderts können wir zunächst mit Jahn rein äußerlich zwei besonders wichtige Gruppen unterscheiden. Dies sind eine derbe, ungedrehte Ware und eine feintonige, von meist grauer oder tiefschwarzer Farbe. Die Gefäße der zweiten Gruppe sind auf der Töpferscheibe gearbeitet und größtenteils an provinzialrömische Vorbilder anzuschließen. Die Krausen wurden auch „gedreht", gehören jedoch, wie schon erwähnt, einer grobtonigen Art von Töpfen an.

Da im Zusammenhang mit den Krausen auch in diesem Bericht mehrfach Scherben von Gefäßen erwähnt wurden, deren Technik an mittelalterliche, mitunter sogar geradezu neuzeitliche, blumentopfartige Stücke erinnert, bilden wir auch einige Beispiele dieser beachtenswerten, neuen germanischen Gruppe des 4. Jahrhunderts ab (Abb. 5e—n). Eine ganz genaue Vorstellung vermag allerdings hier nur eigene Anschauung zu geben. Die fraglichen Scherben sind in der Regel — im Gegensatz zu manchen wellenlinienverzierten Krausenscherben — auch für den Laien nicht mit frühgeschichtlich slawischer Tonware zu verwechseln, sondern nur mit noch jüngeren Scherben, besonders deutschmittelalterlichen des 14. Jahrhunderts. Legt man z. B. das eine Randstück aus dem Grabe 3 von Tarnau, Abb. 5g, — also einem ohne jede Frage geschlossenem, zeitlich einwandfrei bestimmten Fund des 4. Jahrhunderts — zwischen ähnliche, rötliche Scherben des 14. Jahrhunderts von Ottmachau, Kr. Grottkau (Museum Beuthen), so dürfte wohl fast jedem nur auf Grund der Signatur möglich sein, den germanischen Scherben von den mittelalterlichen zu unterscheiden! Daher sei auch an dieser Stelle nochmals betont, wie wichtig es ist, daß allenthalben auf solche germanische Scherben geachtet wird. Vielleicht sind sie in manchen Gegenden nur deshalb nicht bekannt, weil man sie für geschichtlich hielt, und, wenn sie gelegentlich in ein Museum eingeliefert wurden, nicht aufhob. Bei einem Vergleich mit provinzialrömischer Ware ähnlicher Art bietet aber unsere Gruppe nichts, was in bezug auf die schon durch mehrere geschlossene Funde völlig gesicherte Zeitstellung noch irgendwelches Bedenken verursachen könnte. Die Färbung ist meist rötlich (Abb. 5e—h), gelblich (Abb. 5l—m), oder weißlich grau (Abb. 5i—k und n).

Die meisten in der obigen Liste angeführten oberschlesischen Krausenscherben gehören sicher der Gruppe mit besonders dickem, oben abgeplattetem, ausladendem Rande an, soweit Randteile vorliegen. Dabei bleibt aber zu beachten, daß gerade die Randscherben dieser Art vollkommen unverkennbar für die Krausengruppe sind. Dagegen können nicht oben abgeplattete, weniger stark umgelegte Randstücke und andere Scherben des 4. Jahrhunderts unter Umständen von Krausen herrühren, ohne daß sich dies mit Bestimmtheit sagen läßt. Solche mindestens unsicheren Fälle sind hier nicht mit berücksichtigt. Bei manchen Scherben ist allerdings Wandstärke und Verzierung für die Einreihung unter die Krausenteile auch dann ausreichend, wenn keine Randstücke vorliegen.

Die häufigste Verzierung der Krausen bildet die einzeilige oder mehrfache Wellenlinie und die umlaufende Furche, die z. T. an die sog. Gurtbandverzierung der mittelalterlichen ostdeutschen Tonware des 13.—14. Jahrhunderts erinnert. Mitunter treten noch andere Muster auf, z. B. eingestempelte, besonders sternartige, wie u. a. in Ellguth, Kr. Grottkau, Groß-Strehlitz, Rogau und Tarnau. Auf die Herkunft und die Bedeutung dieser Verzierungen ist bereits in anderem Zusammenhang von Jahn und Richthofen kurz ein-

[1]) Museum Posen. Vgl. Altschlesien I, S. 196, Anm. 2.

Digitized by Google

gegangen worden[1]). Ihr Ursprung ist zweifellos provinzialrömisch. Ähnliche Muster sind bekanntlich aus der provinzialrömischen Keramik auch in andere Gruppen übergegangen, u. a. die merowingerzeitliche germanische Keramik. Auch innerhalb der frühgeschichtlich slawischen Tonware leitet man ja die Wellenlinie aus der provinzialrömischen Keramik her. Irgendein Einfluß unserer wandalischen Gruppe des 4. Jahrhunderts auf die Slawen läßt sich aber mindestens vorläufig nicht nachweisen. Bei dem großen zeitlichen Abstand zu der in Schlesien bisher ältesten slawischen Keramik ist dies auch nicht überraschend, zumal die stärksten Ähnlichkeiten zu unserer wandalischen Gruppe in Schlesien gerade bei der bereits spätslawischen Ware auftreten und den formenkundlich früheren slawischen Stilen fremd zu sein scheinen. Möglich wäre auch nur eine mittelbare Einwirkung unseres Stiles auf die Slawen, und zwar durch eine z. Zt. noch nicht näher bekannte anschließende jüngere germanische Gruppe der nicht mit abgewanderten Wandalen, da für das 4. Jahrhundert ein Zusammentreffen von Wandalen mit Slawen in Schlesien infolge der erst späteren slawischen Einwanderung nicht in Frage kommt.

Zu den einfacheren Verzierungsarten, die auf den Krausen gelegentlich verwandt wurden, gehören auch die Tupfen. Wir sehen sie z. B. auf Scherben der einen Krause aus dem Grab 3 von Tarnau, Kr. Oppeln (Abb. 4b). Gleichartige Tupfen zeigt z. B. auch ein Krausenscherben aus einem Siedlungsplatz von Púcho, Bezirk Trentschin, in der Nordslowakei (Museum Turčiansky Sventy Martin) und zwar ein bräunliches Randstück mit einzeiliger Wellenlinie, ferner ein weißlicher Krausenscherben der „pseudomittelalterlichen" Art mit zwei umlaufenden Furchen unter einer Tupfenreihe vom gleichen Fundort. Derselben Gruppe gehören allem Anschein nach noch Scherben von zwei anderen slowakischen Fundorten in demselben Museum an. Es sind dies ein schwärzliches Randstück und ein rötlicher Schurb mit Spuren von Wellenlinienverzierung aus Alt Sohl (Zwolen), Südslowakei, sowie ein braunes Randstück von Rakša bei Stubniansky Teplice, Bez. Turčiansky Sv. Martin, Nordslowakei. Bei den Scherben von Rakša stehen die Tupfen ausnahmsweise nicht wagerecht, sondern senkrecht übereinander. Die Ostslowakei lieferte einen Krausenscherben mit Tupfenverzierung am Rand und einzeiliger Wellenlinie darunter, vom Jerusalemberg bei Käsmark (Kežmarok), Museum Deutschendorf (= Poprad). Die zuletzt genannten slowakischen Scherben stammen von Gefäßen mit nur schwach verdicktem, nicht umgelegtem und nicht oben abgeplattetem Rand. In diesem Zusammenhang verdient auch ein glatter, feintoniger, grauer Scherben aus dem Kastell Carnuntum (Museum Carnuntum in Deutschaltenburg, Niederösterreich) genannt zu werden. Er zeigt eine einzeilige Wellenlinie und darüber dicht unter dem Rande eine Reihe eingestempelter Dreiecke ganz ähnlich wie ein Ellguther Scherben (Abb. 3a). Wir sehen hieran besonders deutlich, wie auch zwischen der feintonigen Ware von provinzialrömischem Schlage und den Krausen starke Beziehungen bestehen. Dies betonte auch bereits Jahn auf Grund eines Scherbens von Laugwitz, Kr. Brieg. Allerdings dürfte er wohl kaum eine Urform der derben Krausen zeigen, wie Jahn für denkbar hält. Diese stammen vermutlich — auch Jahn hob das bereits hervor — unmittelbar von gröberen provinzialrömischen Töpfen her[2]). Es ist aber möglich, daß die Verzierungsmuster der Krausen erst nach dem Vorbild der gut geglätteten Ware auf die einfacheren Töpfe der krausenartigen Form übergingen, allerdings bereits im provinzialrömischen Gebiet. Besondere Erwähnung verdient hier auch sonst das Muster aus eingestempelten Dreiecken des schon erwähnten wellenlinienverzierten Krausenscherbens von Ellguth, Kr. Rosenberg. Eingestempelte Dreiecke begegnen uns vielfach in der völkerwanderungszeitlich germanischen Zeit in den verschiedensten Gegenden, bei den oberschlesischen Krausenscherben ferner noch in Ellguth, Kr. Grottkau[3]).

[1]) Mannus, 4. Erg.-Bd., bzw. Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. Wien a. a. O. — Auffallend früh finden sich übrigens ähnliche Stempel in der germanischen Keramik aus Dänemark und zwar bei Töpfen aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. (Beispiele im Museum Kopenhagen), so von Hjermtslev, Amt Hjörring, Nordjütland, während im allgemeinen die „Sternstempel" auch im Norden eine späte Erscheinung sind und sie hier ganz besonders in der ersten Zeit nach der Völkerwanderung häufig auftreten.

[2]) Mannus, 4. Erg.-Bd. a. a. O.

[3]) Vgl. z. B. die Urne eines Brandgrabes von Oberhollabrunn in Niederösterreich. Nat.-hist. Museum Wien, sowie Scherben von einer Siedlung des 3.—4. Jahrhunderts n. Chr. aus Wrchoslawitz (Vrchoslavice) bei Prerau, Museum Olmütz. Im nordisch germanischen Gebiet treten die eingestempelten Dreiecke auch im 5. Jahrhundert n. Chr. auf. Zahlreiche Beispiele u. a. in den Museen von Oslo und Bergen. Besonders zu beachten ist auch die Technik der dreieckigen Stempel bei zwei Scherben von Ellguth, Kr. Grottkau, Abb. 2a und 2d. Diese sind gruppenweise mit einem mehrzinkigem kammartigem Stempel eingedrückt. Eine ganz gleichartige Ausbildung dieser Verzierung kommt übrigens auch auf norwegischen germanischen Bechern in Blumentopfform der bekannten Art aus dem 4.

Digitized by Google

Eine deutliche eigene Weiterentwicklung provinzialrömischer Vorbilder können wir an der Verzierung der schon mehrfach abgebildeten Krause [1]) von Ellguth, Kr. Grottkau erkennen [2]). Unrömisch ist daran z. B. das Band von Zickzacklinien, ebenso wie die Anordnung der zahlreichen verschiedenen Verzierungsgruppen. Bereits Jahn hob auch treffend hervor, daß besonders die einzeilige Wellenlinie bei unserer Gruppe häufig ist, allerdings findet sich doch die mehrzeilige ebenfalls öfter als es zuerst schien.

Sicher unverzierte germanische Krausen des 4. Jahrhunderts sind bisher anscheinend nicht belegt. In verschiedenen Fällen lassen allerdings die fraglichen Scherben keine Verzierung erkennen, z. B. auf dem einen gelblichen Randstücke des Siedlungsplatzes von Chorulla (Fundstelle 2a), Kr. Groß-Strehlitz und grauen Randstücken aus Lohnau und Podlesch, Kr. Cosel, doch könnte dies an der mangelnden Größe der betreffenden Scherben liegen. Im allgemeinen haben die Krausen eine mehr oder minder reiche Verzierung der Schulter und der oberen Bauchung mit Wellenlinien und umlaufenden Furchen. Nur durch einige solche Furchen verziert ist z. B. dagegen eine der wenigen bisher völlig erhalten gefundenen ostgermanischen Krausen, ein Gefäß aus rötlichem Ton mit umgelegtem, oben abgeplattetem Rande von Przemęczany, Kr. Miechów in Südkongreßpolen (Museum Krakau).

Eine Vorform besitzen die Krausen in der wandalischen Tonware wohl nicht [3]) und man wird sie daher — wie schon erwähnt — mit Jahn von den provinzialrömischen ähnlich geformten Töpfen herleiten können —, zumal auch Verzierungen und Technik zum großen Teile in dieser Richtung weisen. Am ehesten dürfte schon auf Grund der geographischen Lage bei unserer Gruppe hierbei an einen Zusammenhang mit dem provinzialrömischen Donaugebiet zu denken sein. Wir bilden als Beispiel für die provinzialrömischen Vergleichsstücke zu den germanischen Krausen zunächst einen Topf mit einzeiligen Wellenbändern auf der Schulter von Wasserring am Inn ab (Nat.-histor. Museum Wien) [4]). Er zeigt eine Fortentwicklung der schon im Gräberfeld von Reichenhall vertretenen älteren Art mit Wellenlinien zur Krause mit abgeplattetem, umgelegtem Rand.

Wohl wesentlich jünger als die Funde von Wassering ist z. B. ein großes, faßartiges, provinzialrömisches, rötliches Vorratsgefäß mit Wellenlinienverzierung aus Wien (Mus. Vindobonense in Wien). Der kräftig verdickte abgeplattete Rand trägt hier, wie schon an anderer Stelle erwähnt [5]), auf seiner Oberseite eine eingeritzte Wellenlinie. Das ist auch ein häufiges Merkmal bei den wandalischen Krausen. Wir finden einen Randscherben mit Wellenlinie darauf z. B. ferner in Ellguth, Kr. Grottkau. Dieses Stück zeigt außerdem noch, ebenso wie die Krause von Tarnau, Fundstelle 1 eine Kerbung der äußeren Randseiten [6]). In Tarnau sind Krausen mit Wellenbändern auf dem Rande mehrfach vertreten.

---

bis 5. Jahrhundert n. Chr. vor, die z. T. auch weitere Stempelmuster aufweisen. Als Beispiel nennen wir einen Topf von Valmestad in Vestagder aus einem Grabe der Zeit um 500 (Museum Bergen).

[1]) Altschlesien I, 87 — Mannus, 4. Erg.-Bd., Teil XVI, 17 — Franz, Wandalische Siedlungsspuren in Niederösterreich? Jahrb. f. Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien. 1926—1927, I, S. 133. — Unsere Abb. 6a.

[2]) Vgl. Jahn in Mannus, IV. Erg.-Bd.

[3]) Der bei Krausen häufige verdickte Rand kommt — von noch älteren Vergleichsstücken, die sicher keine unmittelbare Beziehung zu unseren Krausen aufweisen, abgesehen — allerdings schon in der ungedrehten germanischen Keramik des 3. Jahrhunderts vor, wie z. B. ein Scherben aus Scharley bei Beuthen (Oberschl.) im Museum Breslau, Kat.-Nr. 1775; 1914, zeigt. Ähnlich diesem ist auch ein Scherben des 4. Jahrhunderts aus Ellguth, Kreis Grottkau, Abb. 2 l. Profil Abb. 1A.

[4]) Für Erlaubnis zur Wiedergabe und die Bildvorlage habe ich den Herren Direktor Bayer und Dr. Mahr besonders zu danken. Der Topf stammt aus Hügel 4 eines Gräberfeldes mit Altsachen aus dem 1.—2. Jahrhundert. Vgl. Mitteilung d. prähist. Kommission Wien I (1893) S. 162ff mit Abbildungen.

[5]) Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien a. a. O.

[6]) Mannus, 4. Erg.-Bd., Taf. XV, 13.

Digitized by Google

Einzelne provinzialrömische Scherben mit Wellenlinienverzierung aus Niederösterreich sehen auch manchen wandalischen Krausenscherben außerordentlich ähnlich. Erwähnt seien hier dicke, gelbliche und graue Scherben mit Wellenlinien aus Pöchlarn im Museum Melk. Weiter möchten wir auch die wellenlinienverzierten Scherben und großen Töpfe aus der Gegend von Eichstätt in Bayern in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen[1]).

Es scheint, daß auch Scherben, wie die von Pöchlarn z. T. ins 3. und noch nicht 4. Jahrhundert gehören und damit die Verbindung zwischen den Krausen des 4. Jahrhunderts und ihren älteren provinzialrömischen Vorbildern aus dem 1.—2. Jahrhundert herstellen.

Man wird kaum annehmen können, daß so einfache und auch so große Gefäße, wie die den Krausen am ähnlichsten aussehenden provinzialrömischen Stücke, etwa öfter bis nach Schlesien eingeführt worden wären. Bei der Entstehung unserer wandalischen Krausen handelt es sich vielmehr wohl um Einflüsse über das zwischen Schlesien und dem provinzialrömischen Donaugebiet liegende Land. Da hier jedoch im wesentlichen nicht Wandalen, sondern andere Germanen als Verfertiger von Krausen in Frage kamen, ist es natürlich besondes leicht möglich, wenn auch nicht mit Sicherheit zu erwarten, daß dortige Krausen mit unseren schlesischen nicht völlig übereinstimmen. Die bisher gefundenen entsprechenden Scherben erlauben allerdings noch keine solche Feststellung. Die wandalischen Krausen bilden vermutlich eine besondere Gruppe. Hierfür spricht auch ihr Vorkommen im wandalischen Siedlungsgebiet Posens. Ob die ähnlichen Stücke aus dem freigermanischen Anteile Niederösterreichs, von Stillfried an der March, auch den Wandalen zuzuschreiben sind, bleibt dagegen bisher fraglich[2]).

Auch in Böhmen gibt es germanische Scherben des 4. Jahrhunderts, die wohl von krausenartigen Töpfen herrühren, mit Wellenlinien und Stempelmustern, obgleich sonst die böhmische germanische Tonware der Markomannen deutlich und stark von der wandalischen abweicht[3]). Aus Mähren ist mir bisher erst ein Krausenscherben, ein Randstück mit drei einzeiligen Wellenbändern auf der Schulter von Witzomělitz (Dicomělice), Bez. Wischau bekannt (Museum Brünn).

Sehr verbreitet waren die wandalischen Krausen auch im Gebiet der jetzigen Provinz Niederschlesien (Regierungsbezirke Liegnitz und Breslau). Ohne Anspruch auf Vollständigkeit geben wir hier, hauptsächlich nach Beständen des Breslauer Museums, eine Fundliste von Krausen und Krausenresten aus Niederschlesien. Die betreffenden Stücke befinden sich, soweit nichts besonders vermerkt ist, im Museum Breslau. Es handelt sich meist um Einzelfunde von der Oberfläche.

Gandau, Kr. Breslau; Schmardt, Kr. Breslau; Schmiedefeld, Kr. Breslau; Laugwitz, Kr. Brieg; Alt Tschau, Kr. Freystadt; Groß Vorwerk, Kr. Glogau; Ludwigsdorf, Kreis Ols, Chursangwitz, Kr. Ohlau; Graduschwitz, Kr. Ohlau; Jungwitz, Kr. Ohlau; Zottwitz, Kr. Ohlau; Gränowitz, Kr. Liegnitz; Leschwitz, Kr. Liegnitz (Museum Liegnitz); Würchwitz, Kr. Liegnitz; Birkkretscham, Kr. Strehlen; Großburg, Kr. Strehlen; Gurtsch, Kreis Strehlen;

---

[1]) Vgl. Winkelmann im 20. Band der Abhandl. der naturhist. Gesellsch. Nürnberg, Festschrift 1913, hier als frühgermanisch und berichtigt ders. in: Katalog West- und Süddeutscher Altertumssammlungen, VI, Eichstätt, S. 222ff. Mit freundlicher Genehmigung von Herrn Dr. Winkelmann ist eine nach den Fundverhältnissen ins frühe 3. Jahrhundert zu setzende Krause aus einem provinzial-römischen Hause von Pfünz auch in unserer Abb. 6d wiedergegeben.

[2]) S. Franz a. a. O.

[3]) Vgl. Mitteil. d. Wiener Anthrop. Gesellsch. a. a. O. und Pič, Starožitnosti. Bd. II, 3, Sp. 203ff. und Abb. 79—78 und 82—83; sowie Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. 1890, S. 209. Fundort z. B. Prag-Podbaba.

Digitized by Google

Frauenwaldau, Kr. Trebnitz (Urnengrab mit Schleifstein und Eisenfibel mit umgeschlagenen Fuß); Heidersdorf, Jordansmühl, Karschau und Rudelsdorf, Kr. Nimptsch.

Unter den niederschlesischen Krausenfunden ist als vollständig erhalten ein Stück von Chursangwitz besonders hervorzuheben. Von dem Vorkommen von Krausenscherben im wandalischen Siedlungsgebiet Posens war bereits oben die Rede. (Waliszewo und Szczonowo, Kr. Jarotschin.) Hierzu kommt zunächst eine stark ergänzte vollständige Krause aus dem Gräberfeld von Ulbersdorf, Kr. Fraustadt, Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen (Museum Fraustadt). Das Stück zeigt drei durch Furchenlinien begrenzte Bänder einzeiliger Wellenlinien auf der Schulter und einen scharf abgesetzten leicht ausladenden Hals. Die Krause von Chursangwitz hat dagegen einen viel kürzeren, nicht abgesetzten Hals und auch im Gegensatz zur Ulbersdorfer keinen sich verjüngenden, sondern kugeligen Bodenteil. Es handelt sich bei Chursangwitz wohl um eine jüngere, schon etwas entartete Form. — Vermutlich dürften auch die Scherben mit Wellenlinie und Stempelmuster aus dem Siedlungsplatz von Latkowo, Kr. Hohensalza (Inowraclaw) von Krausen herrühren [1]). Das wäre dann bisher deren nordöstlichstes Vorkommen.

Die gotische Tonware Westpreußens und des westlichen Ostpreußens (die Träger der Kultur des östlichen Ostpreußens halten wir im Anschluß an Ebert im wesentlichen nicht für germanisch, sondern für baltisch) [2]), scheint keine ähnliche Erscheinungen aufzuweisen. Auch sonst sind ja bei dieser Gruppe die provinzialrömischen Einflüsse geringer und z. B. Töpfe der glatten, gedrehten Ware nach provinzialrömischem Vorbild selten. Von solchen erwähnen wir hier nur nebenbei eine niedrige, große, graue bauchige Urne voll Leichenbrand vom Neustädter Feld bei Elbing (Museum Elbing) und einen schwarzen Randscherben vom gleichen Fundort (Museum Elbing). Seine Verzierung besteht aus eingeglätteten Rautengittern, getupften schmalen Leisten und einzeiligen, eingeglätteten Wellenlinien.

Ganz gleichartige Krausen wie in Schlesien gab es auch im wandalischen Siedlungsgebiet Südkongreßpolens und Westgaliziens. Nach Beständen des Museums Krakau erwähnen wir folgende Fundorte.

Westgalizien.

Höhle von Mników bei Krakau (von der gleichen Stelle auch glatte, graue Ware mit eingeglätteten Mustern);
Siepraw, Bez. Krakau;
Skawina, Bez. Krakau (hier auch „pseudomittelalterliche" Ware, z. B. gelblicher Boden);
Dzików, Kr. Tarnobrzeg (desgleichen, z. B. grauer Boden).

Südkongreßpolen.

Prandocim, Kr. Miechów;
Przemęczany, Kr. Miechów, Grabfund?. (Die anderen hier erwähnten Stücke sind wohl alle sicher Siedlungsfunde.) (Von hier und Tropiszów an Krausenresten nur wellenlinienverzierte Scherben ohne Rand, in allen anderen erwähnten Fällen sind Randscherben mit stark verdicktem, umgelegtem, oben abgeplattetem Rand dabei.)
Tropiszów, Kr. Miechów, (Von der gleichen Stelle auch feintonige graue und gelbliche Ware, z. T. mit eingeglätteten Mustern; vgl. Wiadomości Arch. IX, S. 104—105 mit Abb.)

Zu den ostgermanischen Krausenscherben ist wohl auch noch ein unverziertes, graues Randstück aus Boguslawka, Kr. Rawa im mittleren Kongreßpolen zu rechnen (Museum für Handel und Landwirtschaft, Warschau).

Die Verbreitung ähnlicher Krausen reicht aber noch viel weiter nach Osten, als wir bereits festgestellt haben. Besonders bedeutsam sind hier die reichen Siedlungsfunde von Grabarka Niesluchowska, Kr. Kamionka Strumi-

[1]) Kostrzewski, Wielkopolska II, S. 209. Vgl. auch Mannus VII, S. 162.
[2]) M. Ebert, Castrum Weklitze, Tolkemita, Truso, Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927.

Digitized by Google

lowa in Ostgalizien (Dzieduszycki Museum Lemberg). Der Fundplatz ist bisher besonders durch Hadaczeks Bericht [1]) und die dortigen germanischen Töpferöfen des 4. Jahrh. nach Chr. bekannt. Diese entsprechen übrigens fast völlig dem keltischen Töpferofen des 1. Jahrh. v. Chr. von Bieskau, Kr. Leobschütz und seinen Vergleichsstücken aus Höchst am Main [2]).

Den Töpferöfen von Grabarka gleicht auch ein weiterer ostgalizischer aus Kalusz. Zu den Begleitfunden gehört eine Krause mit mehrzeiliger Wellenlinie auf der Schulter und umgelegtem Rand [3]).

Leider liegen bei Grabarka Niesiuchowska Funde aus verschiedenen Zeitabschnitten vor, die z. T. bei der Grabung nicht näher geschieden wurden. Neben völkerwanderungszeitlich-germanischen sind besonders zahlreich frühgeschichtlich-slawische vorhanden. Selbst bei den wellenverzierten Scherben macht jedoch die Trennung bei der Eigenart der beiden Hauptgruppen, z. B. in der Ausbildung der Ränder, der Art des Tonbrandes usw. keine Schwierigkeiten. Ein unmittelbarer, zeitlicher Anschluß slawischer Ware an die germanische erscheint auch hier zur Zeit nicht möglich. Die meisten slawischen Scherben sind sicher spät, etwa 11.—13. Jahrhundert, und auch bei den formenkundlich ältesten Stücken liegt mindestens vorläufig keinerlei ausreichender Grund vor, über das 9. Jahrhundert hinaufzugehen. Die Funde von Grabarka werden z. Zt. von einer Schülerin Kozłowskis, cand. prähist. A. Neschel-Lemberg, bearbeitet und daher hoffentlich bald besser veröffentlicht. Für die Beurteilung der Krausen sind sie besonders deshalb wichtig, weil wir nach der Lage des Fundorts und auf Grund von Einzelheiten anderer Scherben die Siedlung nicht als wandalisch, sondern als gotisch ansprechen dürfen. Es entsteht nun zunächst die Frage, wie weit etwa bei der galizisch-ukrainischen gotischen Tonware der Völkerwanderungszeit in bezug auf die Krausen wandalische Einflüsse vorliegen könnten oder wie weit es sich nur um eine entsprechende Entwicklung auf Grund provinzial-römischer Vorbilder handelt. Diese müßten dann für den gotischen Kreis im Gebiet am Schwarzen Meer gesucht werden [4]). Zum Entscheid sind leider noch zu wenig gotische Funde aus der Ukraine veröffentlicht, die näheren Aufschluß geben könnten. Auch germanische Siedlungsplätze kennt man aber dort schon in nicht unbeträchtlicher Zahl, z. B. in der Gegend von Kiew [5]), doch harren sie noch ganz der Bearbeitung. Vergleichsstücke zu der besseren Ware von Grabarka bietet anscheinend auch das berühmte, wohl etwas frühere bei Tschernigow, Bez. Kiew gefundene Urnenfeld [6]). Die fein gedrehte gotische Tonware nach provinzialrömischen Vorbildern zeigt in diesem Gebiet häufig, ebenso wie die wandalische in Schlesien, eingeglättete Wellenlinien, Rautengitter usw. Die Scherben sehen z. T. den entsprechenden wandalischen Siedlungsfunden außerordentlich ähnlich, z. B. Stücke von Kniascha Hora bei Kiew (Ukrainisches Lemberger Schewtschenko-Museum). Jedoch sprechen die vollständig erhaltenen Gefäße der fraglichen gotischen Gruppe, z. B. aus dem ostgalizischen Gräberfeld von Lipica, Kr. Rohatyn (Museum Krakau) [7]) mit seinen starken Beziehungen zu dem

[1]) Teka konservatorska, Lemberg, Bd. II (1900). — III, 1 (1904) u. bes. Bd.

[2]) Vgl. Richthofen in Altschlesien I, S. 191 und Einführung in die Ur- und Frühgeschichtl. Abteilung des Museums Ratibor, Ratibor 1927. Ein ähnlicher Ofen unsicherer Zeitstellung (keltisch, 1. Jahrh. vor Chr. oder wohl eher ebenfalls spätkaiserzeitlich germanisch) stammt auch von Hatvan Boldog, Kom. Pest — Kiskun-Halas in Ungarn, Arch. Ertésitö 1895, S. 5, Abb. 4.

[3]) Wiadomości Konservatorskie Lemberg I, 2 (1924—1925), S. 65—69 mit drei Abbild. Januszs hält den Fund hier irrig für frühgeschichtlich-slawisch.

[4]) Danilewitsch, Archeologitschna minuwschina Kiiwschtschini (= Archäologische Vergangenheit des Kiewer Landes) (ukrainisch). Kiew 1925, S. 102ff. und 142.

[5]) In diesem Zusammenhang sei an die von Schuchhardt in der Dobrudscha in Castellen des 4. Jahrhunderts gefundene, z. T. mit Wellenlinien verzierte Keramik erinnert, siehe derselbe: Alteuropa, 2. Aufl., S. 270 und in: Abhandl. d. preuß. Akademie d. Wissensch. 1918, philos.-histor. Klasse, Nr. 12.

[6]) Chwojko, Polja pohrebeny w srednim Pridnieprowi (= Urnenfelder im mittleren Dnieprgebiet). Petersburg 1904. — Krausenartige Gefäße mit Wellenlinien kommen übrigens auch im kaukasischen Gebiet vor und zwar nach Schuchhardt in der Zeit von Troja VI, vgl. Schuchhardt, Alteuropa S. 250.

[7]) Die außerordentlich wertvollen alten Funde sind leider noch unveröffentlicht. Kurze Angaben mit ungenauer Zeit- und Stammesbestimmung (2.—4. Jahrhundert einheimische, weder gotische noch slawische Bevölkerung) bei Hadaczek, Kultura dorzecza Dniestru w epoce cesarstwa rzymskiego (= Die Kultur des Dniestrgebietes in der römischen Kaiserzeit) Materialy Krakau XII, S. (23)—(33).

Digitized by Google

Friedhof von Marosszentanna in Siebenbürgen [1]) dafür, daß die Gefäßformen hier im allgemeinen — trotz starker, durch die verschiedenen „klassischen" Vorbilder bedingter Anklänge in Technik und Verzierung — von der ähnlichen wandalischen Ware durchaus abweichen. Auf alle Fälle haben wir aus den obigen Gründen keinerlei Ursache, etwa die feingeschlemmten, glatten Scherben von Grabarka mit wandalischem Einfluß zusammen zubringen. Wie gesagt, ist dies auch für dortige Krausen wohl mindestens ebenfalls fraglich, wenn nicht sogar unwahrscheinlich. Der oben abgeplattete Rand einzelner Krausenscherben von Grabarka, der ganz schlesischen und anderen vorhin genannter Funde entspricht, ist ebenfalls sicher auch der gotischen Tonware in Ostgalizien und den benachbarten Teilen der Ukraine auch sonst nicht fremd. Dies beweisen u. a. niedrige, dreihenklige, bauchige Urnen einer bekannten Form, z. B. zwei Stücke aus Trembowel [2]) und aus Celiiw, Kr. Kopyczyńce und eine steilere, mehr krausenartige Urne mit stufenförmig dreimal abgekantetem Hals aus der Gegend von Borszczow, Kr. Kopyczyńce [3]).

Das Breslauer Museum besitzt übrigens auch einen Topf der einen Leitform von Lipica, und zwar einen feintonigen, gedrehten, grauen Henkeltrug aus dem Gebiet der ehemaligen Provinz Posen! Der nähere Fundort ist leider unbekannt. Die Muster sind eingeglättet und bestehen u. a. aus senkrechten Wellenliniengruppen derselben Art wie bei dem Stück aus einem Grabe des 4. Jahrh. in Murga, Kom. Tolna [4]) und ähnlichen aus Lipica in Ostgalizien.

Man könnte bei der örtlichen und sachlichen Verbindung unserer schlesischen Krausen mit Galizien und dem weit östlichen Auftreten ähnlicher Gefäße übrigens vielleicht auch daran denken, daß es sich bei den schlesischen Krausen um einen der östlichen Einflüsse aus dem Bereiche des gotischen Gebietes nördlich des Schwarzen Meeres handelt, die sich so deutlich in Funden aus den wandalischen Fürstengräbern von Sacrau, Kr. Öls, zeigen. Freilich ist es nicht begründet — wie hier nebenbei im Gegensatz zu Antoniewicz bemerkt sei [5]) — diese Gräber für Bestattungen rückwanderner Goten anzusehen! — Auch abgesehen davon, möchten wir vielmehr den Ursprung unserer wandalischen Krausen vorläufig doch lieber aus dem näher liegenden provinzialrömischen Donaugebiet herleiten, zumal hier auch sonst — wie oben hervorgehoben — manche Verbindungen mit dieser Gegend bestehen.

An ostgalizischen Krausen seien ferner noch zwei faßartig große, vollständig erhaltene Stücke genannt, beide mit Wellenlinienverzierung auf der Schulter. Das eine stammt von Zwenijhorod (polnisch Zwinogród), Kr. Bobrka und befindet sich im Schewtschenko-Museum zu Lemberg. Das zweite wurde in Tarnogóra, Kr. Nisko, also nahe der Grenze von Ost- gegen Westgalizien ausgegraben und steht jetzt im Museum Przemysl [6]). Ebenfalls verdickte, oben abgeplattete Ränder wie die beiden „Fässer" besitzen aus Ostgalizien auch noch Krausenscherben von Horodacza und Wygmianka, Kr. Czortkiw (Museum

[1]) Vgl. Brenner in: 6.—7. Bericht der Römisch-germanischen Kommission, 1910—12.

[2]) Vgl. auch Materialy Krakau XII, Taf. 9a (Werbki, Kr. Jampol), sowie Bd. IV, S. 93, Fig. 7 (Trembowel) und Hadaczek a. a. O., Bd. XII, S. (28).

[3]) (Schtschepytzki Museum Lemberg, die anderen eben genannten Gefäße: Schewtschenko Museum Lemberg. Auch das erste dieser beiden Museen ist ukrainisch. Urgeschichtliche Funde besitzt es allerdings nur wenige.)

[4]) Arch. Értésitö N. F. Bd. 16, S. 96, Abb. 1.

[5]) Antoniewicz in: Z dziedzinie organisacii nauki (vgl. hierzu die Besprechung des Verfassers in Ostlandberichte Danzig, II, 1928,) und „Polska jej dzieje i Kultura (Sammelwerk in Lieferungen, im Erscheinen bei Trzaski, Evert und Michalski, Warschau. Bd. I, Heft 1 und 2 enthalten eine Übersicht über die Urgeschichte des ganzen jetzigen Polens durch Antoniewicz. Ein umfangreiches Werk des gleichen Verfassers über denselben Stoff ist in Vorbereitung). Hinsichtlich der Bedeutung der gotischen Rückwanderung auch für die Slawenfrage und in der Überschätzung des Zusammenhangs von Funden mit dieser Rückwanderung vermögen wir überhaupt dem verdienten polnischen Forscher Antoniewicz nicht beizustimmen. Dieser läßt die Westslawen statt nach der „Völkerwanderung" schon im Gefolge rückwandernder Goten in ihre späteren Sitze einrücken, hält die Besiedlung Schlesiens im 4. Jahrhundert für überwiegend gotisch usw., wozu weder die Geschichte noch die Funde berechtigen. Dagegen erkennt Antoniewicz die Przeworsker Funde richtig als wandalisch, scheint aber auch hier gotischen Einfluß zu überschätzen.

[6]) Roczniki przemyski tow. przyj. nauk. III, Przemysl 1913—1922, ist auf dem Bild mit Blick in die Sammlungsräume die Form des großen Topfes zu erkennen.

Digitized by Google

Krakau). Einige zugehörige Stücke von diesen beiden Fundorten sind mit ein- und mehrzeiligen Wellenbändern verziert.

Die Frage einer zeitweisen wandalischen Besiedlung Westgaliziens ist übrigens von der galizischen Forschung bisher nicht genügend beachtet worden. Hadaczek hielt sogar den bekannten kennzeichnend wandalischen Brandgräberfriedhof von Przeworsk für gotisch. In der gleichen Weise ist auch die Stammesbestimmung gotisch in Oszińskis dankenswerter Veröffentlichung wandalischer Funde des 3. Jahrhunderts aus der Gegend von Łańcut (Landshut) nicht zutreffend [1]).

Bei Hadaczek verdient aber aus seiner fraglichen Arbeit ein anderes Urteil Hadaczeks infolge seiner klaren Sachlichkeit im Ablehnen westlicher Ursitze der Slawen hier wiederholt zu werden, wenn wir auch nicht in allen Einzelheiten mit Hadaczek übereinstimmen können. Es handelt sich, wie gesagt, um die Slawenfrage. Leider hat bekanntlich in bezug auf die Meinung über die Herkunft der Slawen Kostrzewski der polnischen Wissenschaft einen bedauerlichen Rückschritt gebracht. Erfreulicherweise scheint dieser aber bei verschiedenen polnischen Forschern jetzt überwunden zu sein, so bei Antoniewicz. Hadaczek sagt an der betreffenden Stelle u. a. wörtlich [2]).

„Angesichts dieser unbestreitbaren Tatsachen ist während der römischen Kaiserzeit auf diesem Gebiet für die Slawen kein Platz; sie konnten auch aus leicht verständlichen Gründen nicht damals bereits die Sudetenländer bewohnen. Wenn man mit Gewalt hier Slawen schon in einer so frühen Zeit ansetzen will, müßte man also angesichts der durch die Gräber bewiesenen Kriegstüchtigkeit germanischer Stämme annehmen, daß sie die unterworfene Unterschicht bildeten, die unter der Aufsicht germanischer Frauen zur Fronarbeit verwandt worden wären. Aber auch in diesem Falle müßten sich im Boden Spuren ihrer Wohnsitze und ihrer andersartigen Gräberfelder erhalten haben, müßten wir sogar auf den germanischen Gefäßen manchmal die Wellenlinienverzierung finden, die ein so sehr bekanntes Verzierungsmittel der ältesten Tonware der slawischen Stämme ist [3]). Weil wir ähnliche Beweise nicht finden, muß man aber vielmehr annehmen, daß die Wohnsitze der Slawen damals weiter östlich von dem Lauf des Bug begannen und sich im mittleren Europa in gewisser Entfernung von der Ostsee und dem Schwarzen Meer vielleicht bis zum Ural sich erstreckten".

Hoffentlich werden sich Kostrzewski und seine Anhänger wenigstens von dem von vornherein verfehlten Versuch freihalten, etwa unsere wellenlinienverzierten, durch ihre Eigenart und geschlossenen Funde als germanisch gesicherten Krausen auf Grund der oberflächlichen Ähnlichkeit mit spätslawischer Tonware für slawisch zu erklären [4]) und für ihre irrige Beweisführungen auszunutzen.

Eine Scheidung von gotisch und wandalisch ist bei den galizischen und kongreßpolnischen Krausen vorläufig auf archäologisch formenkundlicher Grundlage nicht möglich.

[1]) Roczniki przemyski tow. przyj. nauk a. a. O. S. 1—32.

[2]) Hadaczek Cmentarzysko ciałopalne koło Przeworsku, Teka Konservatorska Lemberg III, S. 20.

[3]) In bezug auf die Wellenlinie irrte allerdings bekanntlich Hadaczek, da sie bei Slawen und Germanen vorhanden und bei beiden provinzialrömischen Ursprungs ist. Jedoch hat er durchaus Recht, daß sich eine etwaige Unterschicht unter den Germanen nachweisen lassen müßte, wenigstens für die Anfangsabschnitte eines Zeitraums mit solchen Verhältnissen. Alle Versuche Kostrzewskis in diesem Sinne ein Fortleben der Lausitzer Kultur „unter der Oberfläche" germanischer Herrschaft zu erweisen, sind jedoch so völlig verfehlt und derart oft klar widerlegt, daß hier nicht mehr darauf eingegangen zu werden braucht. Im übrigen verweisen wir mit Bezug auf Kostrzewski's Arbeitsweise in der Slawenfrage auf eine Übersicht des Verfassers dieser Zeilen, die demnächst vom Danziger Ostlandinstitut als Sonderheft herausgegeben wird.

[4]) An die verdickten, abgeplatteten, umgelegten Ränder bei Krausen erinnert überdies auch eine in Österreich vertretene Gruppe mittelalterlicher Tonware aus der Babenberger Zeit. Auf dem abgeplatteten Rand finden sich hier häufig mehrere umlaufende Rillen. Vgl. z. B. Funde aus Wien, Plankengasse, im Museum Vindobonense in Wien. Die gleiche Ware kommt u. a. auch in der Slowakei vor, wie Scherben von einem mittelalterlichen Siedlungsplatz mit Laufrädchenkeramik aus Zselitz (Zeliezovce) bei Parkány-Parka Nana zeigen. (Sammlung Gräfin Coudenhove in Zselitz.)

Digitized by Google

Aus geschichtlichen Rücksichten können wir aber annehmen, daß alle oder die meisten Stücke unserer Fundliste für Westgalizien und Kongreßpolen im Gegensatz zu den weiter unten erwähnten ostgalizischen Stücken wandalisch sein dürften. Auch die von einigen der fraglichen Fundstellen, wie Mników und Tropiszów, bekannten feintonigen germanischen Scherben der gleichen Zeit scheinen nicht dagegen zu sprechen, obwohl sie allerdings auch zu einer sicheren stammlichen Bestimmung nicht ausreichen. Daß z. B. die „Sternstempel" der für Schlesien belegten Art in Ost- und Westgalizien noch fehlen, könnte auf Zufall beruhen.

Von Krausenscherben in der Slowakei war bereits oben die Rede. Zu den dort genannten Stücken kommt noch ein wellenlinienverzierter Scherben mit mehrzeiliger Wellenlinie von Mateovce in der Zips (Museum Delka). Wenn auch bei der Bearbeitung dieser nicht hinreichend großen Gefäßreste Vorsicht geboten ist, so steht doch dem nichts im Wege — auch vom geschichtlichen Standpunkt aus — die slowakischen Krausenreste als wandalisch anzusehen. Jedenfalls fehlen andere sicher nicht wandalische germanische Funde, abgesehen von in diesem Zusammenhang nicht störenden provinzialrömischen Einfuhrstücken aus Puchó, anscheinend bei den betreffenden Fundplätzen, während diese z. T. Stücke lieferten, die wandalischen Scherben aus Schlesien durchaus entsprechen, z. B. auch Teile von Gefäßen mit fußförmig abgesetztem Boden vom Jerusalemberg bei Käsmark (Museum Deutschendorf-Poprád).

Verbreitet waren Krausengefäße des 4. Jahrhunderts auch weiter südlich in Ungarn, wie z. B. der Scherben, Kat.-Nr. 66. 476, 1906 des Nationalmuseums Budapest mit abgeplattetem, umgelegtem Rande und Wellenlinienverzierung[1]) von Dunapentele zeigt. Noch im Gebiet der ungarischen Tiefebene liegt auch ein zur Zeit zu Rumänien gehöriger germanischer Fundplatz des 4. Jahrhunderts mit Krausenscherben vom „Großen Schanzberg" bei Pécska Bez. Arad (Arch. Értesitö 21, 1903, S. 327). Freilich ist bei den einschlägigen geschichtlichen Verhältnissen in Ungarn eine genauere stammliche Bestimmung der betreffenden Reste bisher nicht möglich. Daß Krausen des 4. Jahrhunderts bei den Germanen nicht nur auf die Wandalen beschränkt waren und etwaige stammliche Unterschiede hier erst weiterer Klärung bedürfen, ergab sich bereits aus der obigen Betrachtung gotischer Funde aus Galizien. Unter den Altsachen von Pécska befinden sich z. B. neben Krausenscherben auch Fußschalen, die u. a. in dem oben schon erwähnten ostgalizischen gotischen Gräberfeld von Lipica, Kr. Rohatyn Vergleichsstücke haben.

Auch aus Siebenbürgen können wir Krausenscherben mit abgeplattetem umgelegtem dickem Rande erwähnen. Sie stammen aus Bystritz. Der eine trägt eine mehrzeilige Wellenlinie. (Kunsthistorisches Museum Wien.)

Die obigen Ausführungen dürften gezeigt haben, daß den oberschlesischen germanischen Krausen des 4. Jahrhunderts auch für weitere Fragen eine besondere Beachtung zukommt. Es scheint übrigens, wie Jahn feststellte[2]), daß diese Gefäßform bei den Wandalen eine Weiterentwicklung bis ins 5. Jahrhundert erlebte.

Bei den völkerwanderungszeitlichen Funden Oberschlesiens ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß einige der schon jetzt bekannten Fundplätze auch bis ins 5. Jahrhundert reichen. Freilich fehlt dafür noch jeder sichere Beweis. Immerhin weichen z. B. solche Scherben, wie die aus den langen Brandgrubengräbern von Chorulla[3]) von der sonstigen Ware des 4. Jahrhunderts zum Teil so stark ab, daß sie daher vielleicht weder der Sacrauer noch der Höckrichter Stufe Jahns angehören und jünger sein könnten.

Hoffentlich werden neue geschlossene Funde hierüber und auch über die Dauer und letzte Entwicklung der germanischen Krausen in Oberschlesien noch näheren Aufschluß geben.

Die starke Vermehrung von Funden des 4. Jahrhunderts aus Oberschlesien ist auch noch in anderer Hinsicht methodisch wichtig. Sie bildet eines der vielen Beispiele dafür, welche Vorsicht geboten ist, wenn man enger

[1]) Vgl. auch Arch. Értesitö 41, 1927, Taf. 12, Abb. 1—2, Krausenscherben von Bodrog Keresztúr. Sie wurden mit glatten grauen gedrehten Scherben zusammengefunden, die Tompa für latènezeitlich hält. Vielleicht kommt aber auch für sie die späte Kaiserzeit in Frage.

[2]) Mannus, 4. Erg.-Bd. a. a. O. (Gefäße von Weidenhof, Kr. Breslau.), Abgeb. Schlesische Monatshefte 1924, S. 279.

[3]) Altschlesien I, S. 193 und Taf. 16.

Digitized by Google

begrenzte Gebiete auf Grund eines anfänglichen Fehlens von entsprechenden Funden für einen kurzen Zeitraum als in der betreffenden Spanne siedlungsleer erklären will, falls dies nicht geschichtliche Erwägungen oder archäologische Gründe in weiterem Rahmen wahrscheinlich machen. Bei allen Gegenden, wo die Denkmalspflege nicht jahrelang das planmäßige Scherbensuchen in derselben Weise betrieben hat, wie dies jetzt z. B. in den beiden schlesischen Provinzen geschieht, dürfte bei solchen Schlüssen stets doppelte Zurückhaltung notwendig sein.

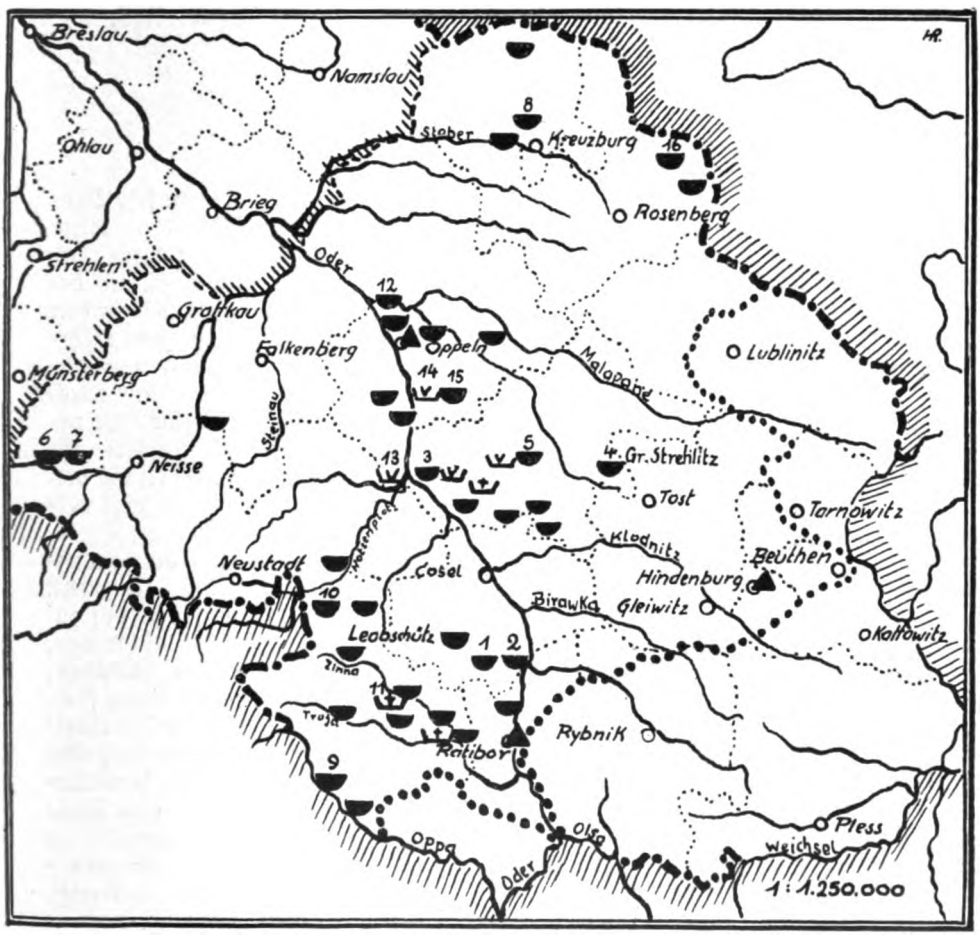


Abb. 7. Germanische Besiedlung Oberschlesiens im 4. Jahrh. nach Chr. nach den bisherigen Funden. (Das scheinbar fundleere Ostoberschlesien harrt nur noch näherer Erforschung.) ⩛ Brandgräber. ⩛ Skelettgräber. ◒ Siedlungsfunde. ▲ Einzelfunde (röm. Münzen.)

Zum Schluß bringen wir eine Karte der jetzt bekannten Fundorte des 4. Jahrh. nach Chr. aus Oberschlesien. Die Fundorte mit Nummern sind die mit Krausenscherben in der Reihenfolge der oben angegebenen Liste.

Digitized by Google

Ein Prachtstück neolithischer Töpferkunst.

Von Nils Niklasson.

Mit 10 Abbildungen im Text.

Das an keramischen Erzeugnissen so überaus reiche mitteldeutsche Neolithikum weist immer noch neue Überraschungen auf. Wohl werden kaum neue Stilarten auftreten, aber innerhalb der schon bekannten kommen ab und zu neue Typen und Formen zum Vorschein, die unsere Kenntnis bereichern und dazu beitragen, die Probleme zu klären. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf ein Stück hinweisen, das vor nicht langer Zeit seinem mehrtausendjährigen Versteck in dem mitteldeutschen Boden entnommen wurde und das zu einer Stilgruppe gehört, die bis jetzt in unserem Gebiet nur durch kleinere oder größere Bruchstücke vertreten war. Auch dieses Stück war ursprünglich nur teilweise erhalten, es konnte jedoch Form und Dekoration mit Sicherheit festgestellt werden. Durch den Bildhauer Herrn H. Keiling von der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle wurde es in geschickter und verständnisvoller Weise ergänzt. Die Abb. 1 gibt das Stück wieder.

Das etwa 25 cm hohe Gefäß hat einen weiten, trichterförmig ausladenden Hals oder Rand, herabfallende Schulter und konischen Unterteil. Die sehr reiche, fast die ganze Gefäßwand deckende Verzierung setzt sich zusammen aus einem Mündungsmuster, bestehend aus stehenden, schmalen, querschraffierten Dreiecken, die nach unten durch eine wagerechte Stichlinie, bei welcher die Stiche quer gegen eine vorgezogene Linie eingestochen sind, begrenzt werden. Die von dem Mündungsornament senkrecht herunterhängende Wanddekoration, welche ohne Rücksicht auf die Gliederung der Wandung über die Schulter hinweg bis kurz oberhalb des Bodens herunterreicht, wird durch Bänder aus mehrfachen, dicht aneinanderlaufenden Stichlinien in breite Felder oder Streifen aufgeteilt. Die Streifen sind abwechselnd gemustert und zwar in der Art, daß in dem einen durch je drei herunterhängende, ganz schmale Bänder — sog. Leiterornamente — das senkrechte Moment in der Verzierung zum Ausdruck gebracht wird, während in dem anderen durch doppelte, querlaufende Winkellinien eine horizontale, im Gegensatz zu jener stehende Wirkung angestrebt ist. Die ganze Verzierung ist mit einer feinen Spitze eingestochen. Am Halsansatze sind zu jeder Seite je zwei kleine, winkelig geknickte Henkel angebracht. Der Ton ist ganz fein und hart, die Außenseite dunkelbraun, fast schwärzlich und geglättet.

Es ist sicher nicht zuviel gesagt, wenn man dieses Gefäß als ein Prachtstück der neolithischen Töpferkunst bezeichnet. Der Künstler, der es geschaffen hat, baut zwar auf eine alte, schon vorhandene Tradition und hält sich streng an den Stil seiner Zeit, aber innerhalb dieser ihm gegebenen Grenzen schafft

Digitized by Google

er ein Stück, das durch Feinheit und Sauberkeit in der technischen Ausführung sowie durch die harmonische und streng ausgewogene Verteilung der Dekoration auf der Fläche dieses Stück vor anderen derselben Zeit auszeichnet. Die zeitgenössige, etwa in derselben Art ornamentierte Tonware [1]) ist meistens sowohl in der Auffassung wie in der Ausführung gröber; das zeigt sich in Formgebung und Ornamentierung, welche nicht den wirkungsvollen Gegensatz zwischen dem Ornament und der glatten Fläche genügend zum Ausdruck kommen läßt. In dieser Hinsicht hat der Verfertiger des Flötzer Gefäßes ein

Abb. 1. 1/3.

ausgesprochen künstlerisches Empfinden gezeigt. Aus Deutschland ist mir nur ein einziges Stück derselben Stilperiode bekannt, das ein ähnlich hochentwickeltes Stilempfinden aufzuweisen hat — das hochhalsige Trichtergefäß aus dem Gingster Moore auf Rügen [2]).

Die Scherben, aus denen das vorhin beschriebene Gefäß ergänzt worden ist, wurden mir bei einem Besuch in Flötz am 7. Februar d. Js. von dem

[1]) Z. B. die großen Töpfe oder Satten von der Rosmarienbreite bei Neuhaldensleben. Ich verweise auf eine in einem der nächsten Hefte des Mannus erscheinende Arbeit, die diese Keramik näher behandeln wird; weiter auf die einschlägigen Arbeiten von Kupka in den Stendaler Beiträgen, Bd. IV, S. 365 u. f., Bd. V, S. 61 u. f., S. 131 u. f. und S. 213 u. f.

[2]) Abgebildet von Seger in „Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens", S. 52, Abb. 205 (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Bd. VII, 1919) und von Kossinna im Mannus, Bd. 13, 1921, S. 34, Abb. 20.

Digitized by Google

dortigen Lehrer Herrn O. Möller nebst einer großen Menge anderer Scherben, die zu demselben Funde gehören, für die Landesanstalt übergeben. Über die Fundverhältnisse gab Herr Möller folgenden schriftlichen Bericht ab:

„Im September 1927 fand Herr Landwirt Robert Friedrich beim Pflügen einige Scherben, die er mir übersandte. Am 22. IX. unternahm ich mit einigen Kindern eine Nachsuche. Der frischgepflügte Acker zeigte unweit des Weges eine schwarze Branderdestelle. Nach Festlegung der Fundstelle (siehe Abb. 2) [1]) fanden sich nur wenige Gefäßreste. Nach dem Forträumen des lockeren Erdreiches hob sich eine fast kreisrunde, schwarze Fläche von dem sonst hellen Sande ab. Ihr Durchmesser betrug 1,10 m in der Richtung O-W, 1,20 m in der Richtung N-S. Durch das Pflügen waren die Scherben durcheinander gewühlt. Sie wurden sämtlich geborgen. 20 cm unter der Pflugfurche erschien wieder der helle Sand und es zeigten sich keine Scherben mehr."

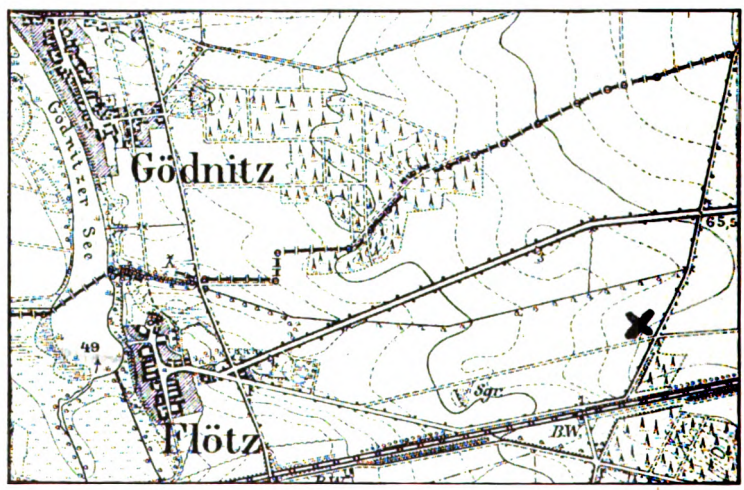


Abb. 2. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Nr. 2239.
× Fundstelle.

Die Fundstelle liegt, wie aus dem Kartenausschnitt (Abb. 2) hervorgeht, etwas mehr als 1 km östlich von Flötz (Kr. Jerichow I), zwischen der Landstraße Flötz-Güterglück und dem Eisenbahndamm.

Nach den Fundangaben von Herrn Möller handelt es sich anscheinend um einen Siedelungsfund. Die im Durchschnitt nur etwa $1^1/_4$ m weite und 20 cm — unter der Pflugfurche — tiefe Grube ist wahrscheinlich als Herdgrube oder — wegen der Menge der Scherben — als Abfallgrube zu deuten. Ein Grab ist es sicher nicht gewesen.

Außer Bruchstücken zu dem in Abb. 1 wiedergegebenen Prachtgefäße fanden sich unter der Menge der Scherben auch mehrere Fragmente anderer verzierter Gefäße, die sich aber nicht ergänzen ließen, und deren Typus sich nur vermuten läßt.

Abb. 3 zeigt den größeren Teil vom Rande nebst Schulter eines Gefäßes mit ausladendem Rande — Trichterrand. Die Verzierung, die auf die Schulter beschränkt ist, besteht aus hängenden, gefüllten Dreiecken, hergestellt durch ziemlich feine Stichreihen oder Stichlinien, und senkrechten, quer gestrichelten

[1]) Eine Skizze, die die genauen Einmessungen des Herrn Möller zeigt, wird im Archiv der Landesanstalt aufbewahrt.

Digitized by Google

Linien, die wahrscheinlich über den Schulterumbruch heruntergereicht haben. Auf der Schulter befinden sich zwei breite Ösen, die an der entgegengesetzten, nicht mehr vorhandenen Seite ihre Gegenstücke gehabt haben müssen. Die Ösen zeigen die bei den Trichtergefäßen übliche paarweise Anordnung. Der Randdurchmesser wird auf etwa 23—25 cm geschätzt. Das Gefäß hat die Form eines weitmundigen Trichtergefäßes gehabt.

Die übrigen verzierten Scherben sind alle klein und geben hauptsächlich nur Aufschluß über Einzelheiten in der Verzierung, weniger über die Form der Gefäße.

Die Scherbe Abb. 4, die anscheinend vom oberen Teil eines steilwandigen Gefäßes ohne abgesetzter Schulter stammt, trägt eine Randverzierung — der eigentliche Rand fehlt, aber nach ähnlichen bekannten Gefäßen muß das abgebrochene Stück ziemlich unbedeutend gewesen sein —, welche aus stehenden,

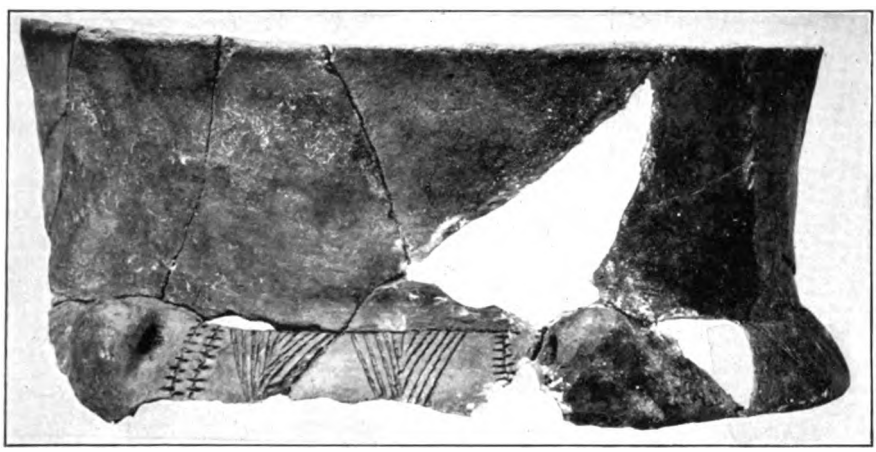


Abb. 3. $^1/_2$.

schmalen Dreiecken, ausgefüllt mit kräftig eingestochenen Stichen, besteht. Die der Randverzierung sich anschließende Dekoration setzt sich zusammen aus winkelig gegeneinander gestellten Schrägstichen, die ein breites Feld ausfüllen, das vom nächsten — ob in derselben Art verzierten läßt sich aus dem vorhandenen Stück nicht sagen — durch ein breites, senkrechtes Band, gebildet durch schräg gezogene Stichreihen oder Stichfurchen, getrennt wird. Im Gegensatz zu den Begrenzungslinien der Randdreiecke, die eingestochen sind, sind die Begrenzungslinien des senkrechten Bandes eingeschnitten. Nach der in wagerechter Richtung kaum bemerkbaren Krümmung muß dieses Gefäß eine beträchtliche Weite gehabt haben.

Vom Unterteil eines Gefäßes, ebenfalls von ziemlich großen Ausmaßen, rührt die Scherbe Abb. 5 her. Die Wandung scheint schwach bauchig gewesen zu sein. Die senkrecht angeordnete Verzierung ist in breiten Feldern aufgeteilt, die durch breite Bänder derselben Art wie die bei der vorhin beschriebenen Scherbe getrennt sind. Die Einzelornamente sind quer gestrichelte Doppellinien und dichtgestellte Stichfurchen. Nach der Art und Orientierung der Verzierung sowie nach der schwachen Krümmung des Bruchstückes sowohl in horizontaler als in senkrechter Richtung könnte dieser Scherbe

Digitized by Google

von einer großen Amphore und zwar von dem Teil unterhalb des Schulterumbruches stammen.

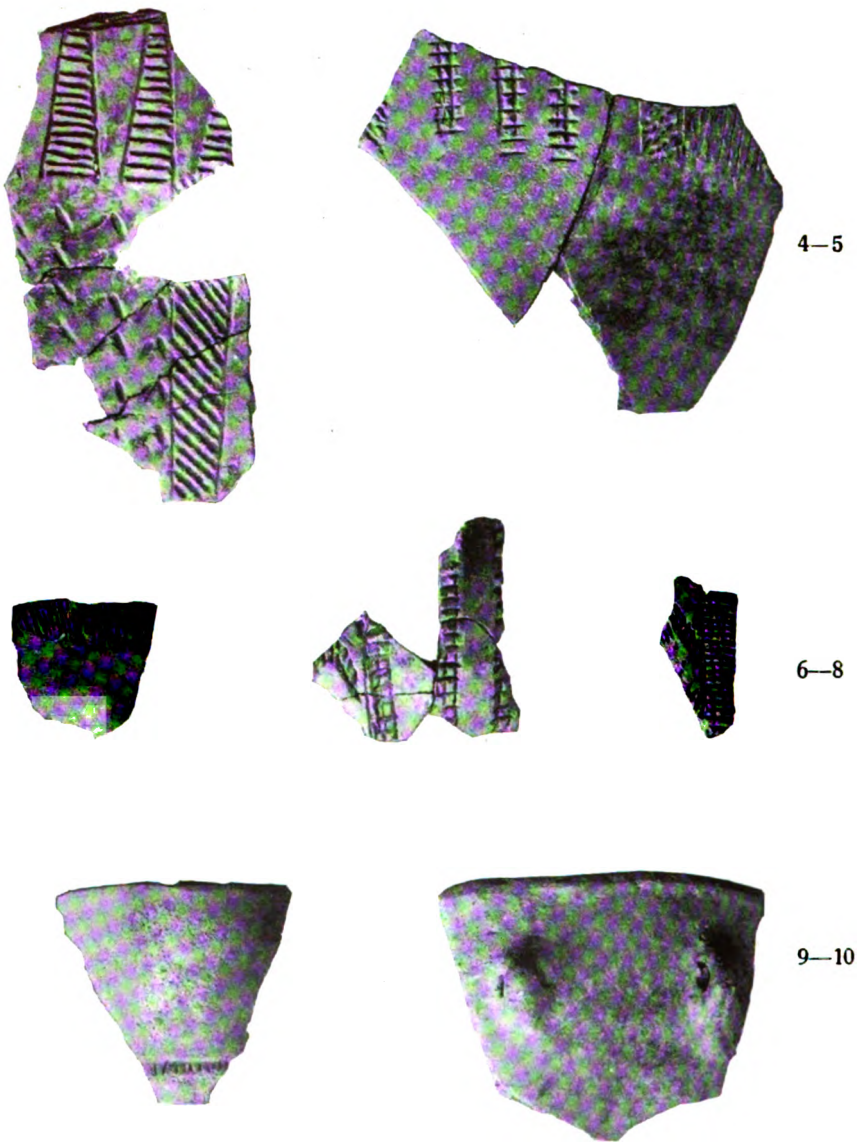


Abb. 4—10. 1/2.

Die Abb. 7 zeigt eine Scherbe vom Schulterumbruch eines großen Gefäßes, das wahrscheinlich dieselbe Form gehabt hat wie das Stück Abb. 1, obgleich der Umbruch mehr abgerundet gewesen ist. Auch hier finden wir die

Digitized by Google

quergestrichelten Parallellinien wieder, die ebenfalls eingestochen sind, jetzt drei- bis vierfach, und als neues Verzierungselement die kurze Winkellinie, ausgeführt durch nebeneinander angesetzte kräftige Stiche, die gegen eine vorher eingestochene Linie angebracht sind. Eine ähnliche Verzierung trägt auch die kleine Scherbe (Abb. 8).

Die bis jetzt behandelten Bruchstücke rühren alle von größeren Gefäßen her. Aber auch von kleineren, charakteristischen Formen waren Bruchstücke vorhanden.

Das unverzierte Randstück (Abb. 10) gehört zu einer tiefen Schüssel oder Schale mit zwei nebeneinander gestellten Schnuröse.

Anscheinend von kleineren Trichterbechern stammen die Scherben (Abb. 6 und 9), wovon die letztere den abgesetzten Rand, dessen Ansatz durch feine Stiche, die gegen eine wagerechte Stichlinie angesetzt sind, darstellt, während jene, die durch senkrechte Stiche verziert ist, vom Unterteil eines anderen Stückes desselben Typus herrührt.

Zu diesen durch ihre Verzierung charakteristischen Scherben kommt noch die große Masse der unverzierten. Trotz mehrfacher Versuche ist es aber nicht gelungen, aus ihnen bestimmte Gefäßformen zu rekonstruieren. Größtenteils handelt es sich um eine ziemlich dickwandige Tonware. Als Gefäßform scheint hauptsächlich die große Amphore mit breiten Bandhenkeln unmittelbar unterhalb des Schulterumbruches — Bruchstücke von solchen Henkeln sind vorhanden — in Betracht zu kommen, daneben sind aber wohl auch kleinere Amphoren mit dicken Ösen etwa von derselben Art wie die auf der Schulter des Gefäßes (Abb. 3) vertreten.

Digitized by Google

Die triangulären Dolche der ältesten Bronzezeit im Freistaat Sachsen.

Von Gotthard Neumann.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Von den reichen Metallfunden der ältesten Bronzezeit im Freistaat Sachsen sind die triangulären Dolche eine eigene Veröffentlichung wohl wert, zumal dann, wenn der Nachdruck dabei auf die technische Frage nach deren Entstehung gelegt wird. Das soll hier geschehen.

Zwei Einzelfunde kommen in Betracht, die Dolche von Sollschwitz, Ah. Bautzen und von Dresden-Briesnitz, dazu die Fragmente einer Klinge aus dem Depotfunde von Wauden, Ah. Meißen (Abb. 1). Sie bilden zur Zeit den ganzen Bestand dieser Gattung in Sachsen [1]). Ein eigener Reiz liegt nach meinem Gefühle in der Gegenüberstellung der beiden Dolche von Sollschwitz und Briesnitz. Ich möchte dementsprechend an dieser Stelle, wo es auf Vollständigkeit weniger ankommt, die Behandlung der Fragmente von Wauden zurücktreten lassen.

Der Dolch von Sollschwitz (Abb. 1a u. 2) wurde im Frühjahr 1913 auf einem Feldstück südwestlich des Rittergutsparkes, das heute als Koppel dient, gefunden. In der Verwahrung des Rittergutsbesitzers Ernst Wuttig blieb er 14 Jahre lang unbemerkt. Erst im vorigen Jahre kam er durch die höchst anerkennenswerte Aufmerksamkeit des Herrn Wuttig als Leihgabe an das Städtische Museum in Bautzen (0. 27. 69) und wurde von Walter Frenzel im Jahrbuch der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen 1927, S. 71 f. kurz veröffentlicht [2]). Das Stück ist bis auf weiteres als Einzelfund zu betrachten, da es ohne Begleitfunde beim Eggen zutage gefördert wurde. Herr Wuttig selbst hat es aus den Zähnen der Egge gezogen. Die Fundstelle liegt auf einer Hügellehne, die sich nach Nordosten zur Aue des Schwarzwassers senkt, und zwar oberhalb einer starken Straßenböschung nur 40—50 m von der Parkmauer entfernt. Der Untergrund ist schwerer Lehm. Eine genauere Untersuchung der Örtlichkeit ist für den Herbst 1928 in Aussicht genommen. Der schlanke, kräftige Dolch (L.: noch 22,4;

[1]) Als Nachkomme unserer triangulären Dolche ist ein Klingenfragment aus Grab IV von Naundorf, Amtsh. Meißen, im Staatlichen Museum für Vorgeschichte zu Dresden, anzusehen, welches noch das hängende Dreieck zeigt, jedoch nur 2,4 cm breit ist und durch ein Absatzbeil vom böhmischen Typus nach Montelius II datiert wird. Vgl. G. Bierbaum, Vorgeschichtlicher Überblick, Nordsächsisches Wanderbuch, Dresden 1925, S. 243: „Klinge eines bronzenen Kurzschwertes". Zum Dolche von Groß-Dölzig, Amtsh. Leipzig, vgl. man K. H. Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens, Halle 1911, S. 182, Tafel XIX, Fig. 123. Die Klinge dieses Stückes erinnert an die Kupferklingen der Glockenbecherkultur.

[2]) Für die Aufforderung an dieser Stelle eine ausführlichere Veröffentlichung zu unternehmen, bin ich W. Frenzel besonderen Dank schuldig.

Digitized by Google

gr. Br.: 6,45 cm; Gew.: noch 600 g) beſteht aus einer triangulären Klinge (ſichtb. L.: noch 13,6 cm) mit breiter, ſtarker Mittelrippe und einem ſchweren, für ſich gegoſſenen Griff mit Knaufplatte und halbrundem

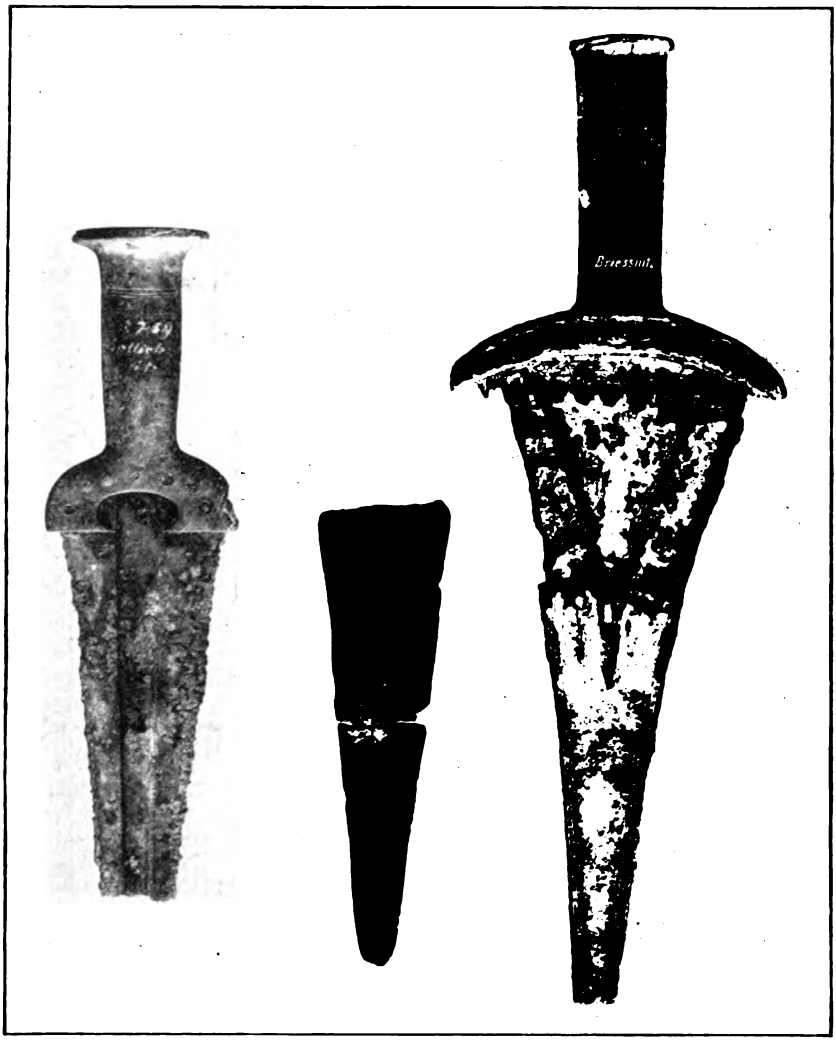


Abb. 1. Die triangulären Dolche Sachſens. Etwa 1/3. a Sollſchwitz, Ah. Bautzen, b Wauden, Ah. Meißen; c Dresden-Briesnitz.

Klingenbügel. Klinge und Griff ſind nicht unweſentlich beſchädigt. Ein Bügelarm und die Knaufplatte ſind ausgebrochen. Die Schneiden ſind ſchartig. Vor allem aber fehlen etwa 5 cm vom unteren Klingenende. Sämtliche Brüche ſind modern. Der erhaltene Teil der Klinge iſt lebhaft blaugrün patiniert, zum Teil durch die Patinierung zerfreſſen, zum Teil aber noch mit der ſchönſten Politur erhalten. Der Griff ſcheint einen höheren Prozentſatz

Digitized by Google

Zinn zu enthalten als die Klinge, da er sich durch seine bleiartig grauolive Färbung von ihr merkbar abhebt. Griff und Klinge sind durch 7 Nieten verbunden, die einen breitovalen Griffausschnitt (Durchm.: 1,3×2,7 cm) in flachem Bogen umfassen. Je 3 Niete stehen rechts und links vom 7., der die

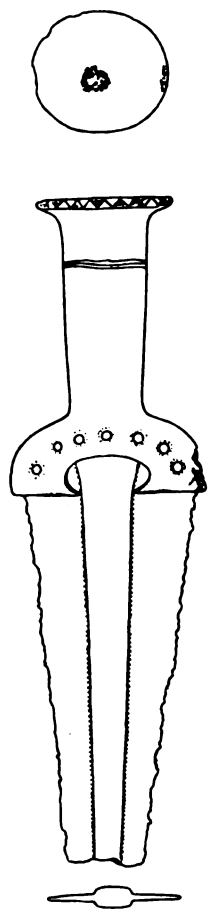


Abb. 2. Etwa 1/3. Fundort Sollschwitz, Kr. Bautzen. Zeichnung von H. Dengler.

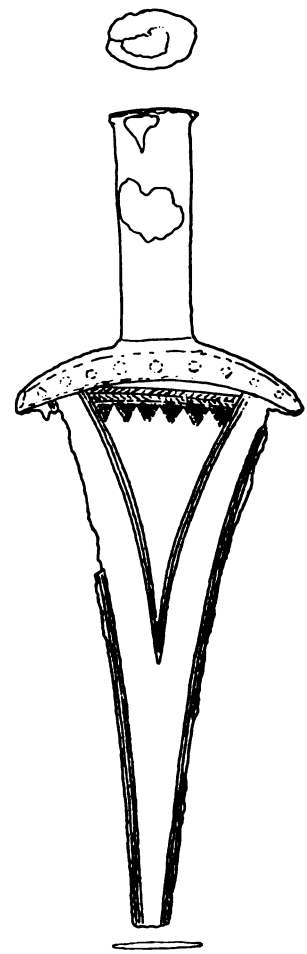


Abb. 3. Etwa 1/4. Fundort Dresden-Briesnitz. Zeichnung von H. Dengler.

Mittellinie hält, gruppenartig einander besonders nahe. Die Mittelrippe der Klinge verjüngt sich nach unten nur wenig (Br.: 1,5—0,9 cm) und verläuft nach oben hin erst im Griffausschnitt. Die Schneiden sind scharf abgesetzt. Die Griffstange mit bikonvexem bis elliptischem Querschnitt schwillt im ganzen gesehen von unten nach oben hin an (Br.: unten: 2,4; Mitte: 2,7; oben: 2,7 cm; St.: 1,5; 2 und 2,9 cm), ihre größte Breite erreicht sie jedoch bereits einmal in etwa halber Höhe. Sie trägt auf sanftgeschweiftem

Digitized by Google

„Mundstück" eine 0,4 cm starke, ovale Knaufplatte (Durchm.: 4,1×4,6 cm). Die Griffstange ist auch [1]) für die Hand des Verfassers zu kurz.

An Griff und Klinge sind Verzierungen angebracht. An der Klinge bestehen sie in zwei einfachen gepunzten Punktreihen, welche die Mittelrippe gegen das Blatt hin abgrenzen. Die Griffstange zeigt etwa 2 cm unter der Knaufplatte ein 2—3 mm breites Bändchen aus drei umlaufend eingeschlagenen Riefen. Der senkrechte Rand der Knaufplatte ist durch eine Zickzacklinie in kleine verzahnte Dreiecke aufgeteilt, von denen jedes Vierte schraffiert ist, und zwar das stehende allemal rechtsläufig, das hängende linksläufig. Die Oberseite der Knaufplatte ist ornamentfrei. Dagegen sind sämtliche Nietköpfe von einfachen Punktkränzen umsäumt. Der untere Rand des Griffes mit dem Ausschnitt ist feingekerbt. Über den gewölbten Rücken der beiden Griffarme laufen je vier Reihen kleiner Querstriche hinunter. Sie entsprechen ebensoviel schwachen Gußfazetten. Der Dolch scheint viel benutzt worden zu sein, denn einzelne Ornamentteile sind fast vollständig abgegriffen.

Von besonderem technischen Interesse ist an diesem Stücke ein kleines „Pförtchen" (vgl. Abb. 2), das etwa in der Mitte der Knaufplatte liegt und mit einem beweglichen Bronzeklümpchen nur halb verschlossen ist. Es gewährt einen, wenn auch sehr bescheidenen Einblick in das Griffinnere. Wir erkennen hier unter dem Tür-„Tropfen" in einen engen Griffkanal eingeklemmt einen zweiten Bronzetropfen. Das Pförtchen, die Tropfen und der Kanal lassen Rückschlüsse auf den Werdegang des Dolches zu. Er mag etwa folgendermaßen zu denken sein:

Nachdem die Klinge gegossen war, wurden durch Eindrücken eines anderen Dolchgriffes oder aber freihändig modellierend in Ton die Negative der beiden Griffhälften geschaffen. Sie wurden jedoch nicht, wie wohl sonst üblich, mit Wachs ausgegossen, mit einem Tonkern versehen und dann zusammen gesetzt, sondern das Wachs blieb fort, die Form wurde geschlossen, und der Tonkern durch einen Stab (oder dergleichen) von der Stärke des Griffkanals ersetzt. Dieser wurde durch den äußeren Tonmantel gestoßen und ragte frei in den Hohlraum der zusammengepaßten Negative hinein. Er stand offenbar in Verbindung mit einer Membran, welche die Öffnung des heutigen Klingenschlitzes ausfüllte. Der Einguß erfolgte wohl vom höchsten Punkte des Knaufplattenrandes aus, wobei wir uns den Griff natürlich liegend zu denken haben. Nach dem Erstarren des Metalles wurden Stab und Membran entfernt, und so entstand einmal der Klingenschlitz und zweitens jene kleine Öffnung in der Knaufplatte, von der wir ausgingen. Diese versuchte man zu schließen, indem man von oben her Metall eintropfen ließ. Der erste Tropfen erstarrte schnell, der zweite schloß die Öffnung. Sie wurde überarbeitet, und die dadurch geschwächte Decke brach eines Tages wieder ein. In den Griffschlitz wurde die Klinge eingeschoben und dort mit den Nieten befestigt. Diese scheinen ihrer Patina nach wie die Klinge einen geringeren Zinngehalt zu besitzen als der Griff. Das beim Einschlagen der Nietlöcher an deren Rändern aufgeworfene Metall wurde mit Hammer und Schleifstein abgeglättet. Für die Benutzung eines Steines als Feile sprechen ganze Gitter von feinen Kritzlinien, die unter dem Binokular deutlich zu sehen sind. Ganz zuletzt wurden die Punktkränze und der übrige Schmuck eingeschlagen.

[1]) Vgl. W. Frenzel, a. a. O., S. 71. Von Professor Dr. B. Struck, Dresden, werde ich darauf hingewiesen, daß auch die Schwertgriffe gewisser Eingeborenenstämme Afrikas sehr eng sind, ohne daß man deren Hände kleiner als die unseren nennen könnte.

Digitized by Google

Der Briesnitzer Dolch (Abb. 3) ist von J. V. Deichmüller in den Sitzungsberichten der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis, Dresden 1901, S. 7, zum ersten Male erwähnt, von G. Bierbaum in seiner „Vorgeschichte des Plauenschen Grundes", 1927 [1]) zum ersten Male abgebildet worden. Er wurde im Jahre 1900 beim Lehmstechen in der Ziegelei von Maximilian Nötzold gefunden und ein Jahr später der vorgeschichtlichen Staatssammlung in Dresden zum Geschenk gemacht. Auch er muß als Einzelfund gelten, wiewohl aus derselben Ziegelei ein Randbeil vom sächsischen Typus bekannt ist [2]). Es wurde Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts gefunden. Die Dampfziegelei von Max Nötzold liegt am Nordostabhang eines Berges, der ziemlich steil unmittelbar zur Elbe abfällt. Der Dolch von Briesnitz übertrifft mit 42 cm Länge und 11,2 cm größter Breite den Sollschwitzer wesentlich. Dagegen ist er viel flacher (Gr. St.: 2,3 gegen 4,1 cm) und leichter (Gew.: 323 gegen 600 g) gearbeitet als jener. Wir unterscheiden auch bei ihm die trianguläre Klinge (sichtb. L.: 30 cm) und das Heft mit Bügel und Knaufplatte. Die Klinge ist ziemlich stark beschädigt. Es fehlen beide Schneiden, und die Spitze ist 8,5 cm lang abgebrochen. Der Bruch ist modern. Der ganze Dolch ist giftgrün patiniert, die Klinge schimmernd weißgrün, die Griffstange dunkler und stumpf oder glänzend und dann überarbeitet. Die Griffstange mit spitzovalem Querschnitt schwillt von unten nach oben hin leicht an (Br.: 2,9—3,2; St.: 1—1,6 cm). Sie trägt eine kleine, ovale Knaufplatte (Dm.: 3,6×2,3 cm) mit abgeschrägtem Rand, deren Oberseite leise gewölbt ist. Der schmale (Gr. Br.: 1,5 cm) halbmondförmige Griffbügel ohne Ausschnitt wird nach oben hin durch eine Randleiste begrenzt und fällt nach der Klinge zu steil ab. Er ist auf beiden Seiten des Dolches mit je neun Trugnieten geschmückt, die sich jedoch selten einmal genau gegenüberstehen. Die Klinge ist vollständig flach (St.: 0,25 cm) und sehr breit (Gr. Br.: 10,6 cm). Ihre Langseiten sind stark eingezogen. Die Spitze ist abgerundet.

Reicher Schmuck bedeckt das Dolchblatt. Er besteht in zwei großen hängenden Dreiecken mit eingezogenen Seiten, deren Schenkel von je drei parallelen Riefen gebildet werden. Das größere markiert die Grenze zwischen Klingenblatt und Schneide und schließt das kleinere in sich. Die Basis dieses eingeschlossenen Dreiecks lehnt sich an den Griffbügel an und kann als ein Bändchen aufgefaßt werden, das mit einem Tannenzweigmuster gefüllt ist. Von ihm hängen sechs kleine linksläufig schraffierte Dreiecke herab.

Besonderes technisches Interesse beansprucht die Griffstange. Sie ist dem Gießenden durchaus mißglückt. Das zeigt sich allenthalben. Die Bronze ist nicht überall dicht geflossen, sondern zum Teil lungenartig porös geblieben, die Oberfläche zeigt Buckel und Gruben. Und dabei sind die größten Unregelmäßigkeiten schon beseitigt. Das untere Ende der Stange ist stark beschnitten, und an wenigstens drei Stellen weiter oben hat man versucht, durch Aufgießen neuen Metalles Gußfehler auszugleichen (vgl. Abb. 3) Wir finden hier dasselbe „Aufgußverfahren" angewandt wie bei dem Dolche von Sollschwitz, freilich noch weniger virtuos. Der Briesnitzer Dolch ist überhaupt kein Meisterstück. So ist es ganz deutlich, daß die beiden Hälften der Gußform während des Gusses nicht genau aufeinander saßen. Nicht nur die beiden Bügelhälften sind treppenartig um 2—3 mm gegeneinander

[1]) Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden, Mitteilungen, Bd. XVI, 1927, S. 133, Abb. 6.

[2]) Vgl. Sitzungsberichte der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis, Dresden, 1901, S. 8 und A. Lissauer, 2. Typenkartenbericht, Z. f. E., Bd. 37, 1905, S. 844, Nr. 105.

Digitized by Google

verschoben, es treten sogar Nahtspalten an Bügel und Knaufplatte hervor. Diese Tatsache weist uns auf den richtigen Weg, wenn es gilt, den Werdegang auch dieses Dolches zu bestimmen. Er muß folgendermaßen gedacht werden: Man goß in offener Form die eine Griffhälfte und legte die erhitzte Klinge in das noch nicht ganz erstarrte Metall ein. Dann goß man die andere Griffhälfte auf. So konnte eine Verschiebung der beiden Griffhälften leicht stattfinden, so in mancher Weise der Guß mißlingen; so kam es, daß Griffachse und Klingenachse nicht genau in einer Flucht liegen und die Ornamente schief sitzen, wie man auf Abb. 3 leicht erkennt. Wir finden also bei diesem Dolche das Aufgußverfahren in größtem Stile angewandt. Freilich zeigen sich dessen Schattenseiten damit in demselben Maßstabe.

Die beiden Dolche von Sollschwitz und Briesnitz verraten bei gleichen technischen Voraussetzungen zwei sehr verschiedene Grade von Können des Arbeiters. Sie scheinen aber auch ganz verschiedener Absicht entsprungen zu sein. Der Dolch von Briesnitz bildet das letzte Glied einer durchaus mitteldeutschen Reihe, die sich frühzeitig von der Canena-Gruppe abgespalten hat, auf jede Versteifung der Klinge verzichtet und vor allem versucht, den „Renommierwert" des Stückes zu erhöhen. Sie zeigt die Entwicklung einer Waffe zum Paradegerät, wie wir sie aus der Ethnologie vom Wurfeisen in Afrika kennen. Der Sollschwitzer Dolch hingegen ist eine Waffe von höchstem sachlichen Wert.

Fragen wir nach der Heimat seines Typus, so scheidet Mitteldeutschland entschieden aus. Der Dolch von Briesnitz und die Fragmente von Wauden [1]) stellen zwar gewissermaßen die örtliche Verbindung mit dem mitteldeutschen Gros der triangulären Dolche her. Sie kommen jedoch als Anknüpfungspunkte nicht in Frage, der Briesnitzer aus den bezeichneten Gründen, die Waudener Fragmente, weil sie, soweit man das überhaupt beurteilen kann, zu der gleichen Reihe gehören wie der Briesnitzer Dolch. Sie stellen nämlich das untere Ende einer triangulären Klinge mit hängendem Dreieck ohne Versteifung dar. Freilich scheinen sie zu einem recht sauber gearbeiteten Stücke gehört zu haben. Die Dreiecksschenkel zu je vier Riefen sind scharf eingeschlagen. Auch zwei Blutrinnen entlang den Schneiden fehlen nicht. Wir dürfen also annehmen, daß der Waudener Dolch typologisch und technisch vor dem Briesnitzer zu rangieren hat. Der Dolch von Sollschwitz steht mit seinem hochgerundetem Bügel, mit seinem breitovalen Griffausschnitt und der starken Klingenversteifung dem Canenatypus am nächsten. Allein die Art seiner Klingenversteifung durch eine ausgesprochene Rippe ist nicht mitteldeutsch. Wir finden sie dagegen bei vier Dolchen von Falkenwalde, Kr. Prenzlau, Prov. Brandenburg [2]), bei zwei Dolchen von Malchin in Mecklenburg-Schwerin [3]) und dann bei einigen skandinavischen

[1]) O. Montelius, Antiquités suédoises, Stockholm 1873—1875, S. 445. — G. Caro, Über den Metallfund von Jessen, Sitzungsberichte der Naturwiss. Gesellschaft Iris, Dresden, 1884, S. 75 ff. — H. Messikomer, Der Metallfund in Jessen, Antiqua 1885, S. 79 f. — J. D. Deichmüller, Sachsens vorgeschichtliche Zeit, in R. Wuttke, Sächsische Volkskunde, Dresden 1900, S. 34, Abb. 41; 1901, S. 35, Abb. 41. — O. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, Braunschweig 1900, S. 40 f., Abb. 97 (Dolch), Abb. 95 f., 98—102. — G. Bierbaum, Nordsächsisches Wanderbuch, Dresden, 1925, S. 244. (Hier zum ersten Mal genauer unter Wauden geführt.)

[2]) J. O. v. d. Hagen, Der Depotfund von Falkenwalde i. d. Uckermark. Mannus, Bd. 18, 1926, S. 358 ff., bes. S. 360—362, Figg. 6—10 u. Tafel XXIX.

[3]) Montelius, a. a. O., S. 48 f., Fig. 134 und R. Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Schwerin 1910, S. 155, 160, Tafel 19, Fig. 8.

Digitized by Google

Stücken [1]) wieder. Auch Süddeutschland hat verwandte Formen [2]). Am nächsten dürfte unserem Stücke aber das Fragment eines Dolches von Prieschendorf in Mecklenburg-Schwerin [3]) stehen. Dieser Dolch ist im Gegensatze zu den übrigen Vergleichsstücken in zwei Teilen gegossen und mit Nieten versehen wie der Sollschwitzer. Seine Rippe ist noch etwas breiter als die der übrigen. Er und seine Parallelen im nordischen Kreis sind als lokale Nach- und Fortbildungen der sog. italienischen Importdolche aufzufassen [4]). Auch der Dolch von Sollschwitz ist eine solche lokale Fortbildung aus dem Randgebiete Mitteldeutschlands, wobei es wenig verschlägt, ob er in der Oberlausitz selbst gegossen ist oder nicht. Seine zeitliche Stellung wird durch ein Randbeil und einen glatten Halsring mit rundem Querschnitt und verjüngten Enden, die zusammen mit dem Dolche von Prieschendorf gefunden worden sind [5]), gekennzeichnet. Der Sollschwitzer Dolch ist ans Ende der ersten Bronzeperiode nach Montelius zu stellen [6]). Etwa in dieselbe Zeit gehören auch die Dolche von Briesnitz und Wauden, da mit den Waudener Fragmenten zwei Randäxte vom sächsischen Typus, 19 Ösenhalsringe, schwere ovale Fußringe und andere gleichzeitige Fundtypen gehoben wurden [7]).

[1]) Vgl. z. B. Montelius, a. a. O., S. 109, Fig. 273 (Bronzedolch von Emb, Jütland) u. S. 85, Fig. 229 (Bronzedolch von Säter, Dal).

[2]) Vgl. a. a. O., S. 27, Fig. 64 (Dolch von Gaubickelheim, Kr. Oppenheim) und G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, Kataloge des Römisch-Germanischen Centralmuseums 6, Mainz 1916, S. 8, Nr. 36 f., Abb. 2 u. 5 (derselbe Dolch) oder G. Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland. Augsburg 1926, Tafel VIII, Fig. 3 (Dolch von Rottenburg, Schwarzwaldkreis).

[3]) Vgl. Montelius, a. a. O., S. 50, Abb. 137.

[4]) So schon Montelius, a. a. O., S. 26.

[5]) Vgl. Anmerkung 11.

[6]) Montelius, a. a. O., S. 26 u. S. 127 f.

[7]) Siehe Anmerkung 1.

Digitized by Google

Bronzezeitliche Fibelgußformen.

Von Otto-Friedrich Gandert.

Mit 7 Abbildungen im Text.

Es ist ein guter Brauch, als Festgabe etwas Besonderes, sei es nun durch Schönheit oder durch Seltenheit ausgezeichnet, darzubringen. Ihm glaube ich zu folgen, wenn ich hiermit einige Gußformen vorlege, die wohl als Seltenheiten anzusehen sind; denn so groß auch die Anzahl bronzezeitlicher Fibeln der norddeutsch-skandinavischen Gruppe ist, Gußformen dazu wurden meines Wissens bisher nur ganz ausnahmsweise beobachtet [1]). Der Grund hierfür wird darin zu suchen sein, daß man die meisten älteren Fibelformen durch Schmieden, die komplizierten jüngeren dagegen durch Guß in der verlorenen Form erzeugte. Dauerhafte, öfters benutzbare Gußformen sind also nur von solchen Fibeln oder Fibelnadeln zu erwarten, die eine einfache, für die Schmiedetechnik jedoch zu schwierige Gestalt haben.

Die drei Gußformen, die hier zu besprechen sind, werden in der Sammlung der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle aufbewahrt.

Kröbeln, Kr. Liebenwerda.

Im Jahre 1887 wurde von dem damaligen Gastwirt L. Seligmann in Kröbeln dem Halleschen Provinzialmuseum mit Gegenständen verschiedener Zeitstufen, aber dem gemeinsamen Fundvermerk „Flur von Kröbeln" auch eine Gußform aus weißlichgrauem Sandstein eingeliefert [2]). Es handelt sich offensichtlich um einen auf dem Felde aufgelesenen Einzelfund, denn Oberfläche und Kanten der Steinform sind stark abgerieben und verwittert. Die Höchstmaße sind: Länge 5,4 cm, Breite 3,8 cm und Dicke 1,9 cm.

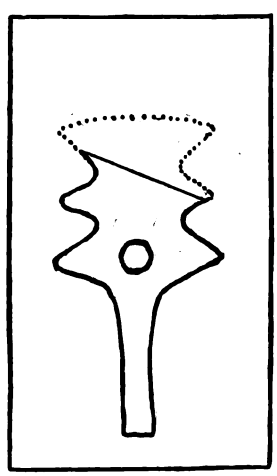


Abb. 1c.

Auf der einen Seite ist in einer Länge von 3,8 cm das unvollständige Negativ einer Fibelnadel eingetieft (Abb. 1a). Wie Abdruck (Abb. 1b) und ergänzte Zeichnung (Abb. 1c) zeigen, stellt die Nadel eine Form dar, die typologisch als Vorbereitung zum Kreuzbalkenkopf anzusehen ist. Die lappige Ausbildung der Sprossen sehen wir bei der Fibel von Güssefeld, Kr. Salzwedel wieder [3]).

[1]) So in dem dänischen Haag-Funde; vgl. C. Neergaard: Aarbøger for nordisk Oldkyndighet 1908, S. 307 ff.

[2]) H. K. 10594.

[3]) Vgl. Bd. IX, 1910, Taf. I, Fig. 4 bei Kupka: Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder.

Digitized by Google

Sie geht auf Formen wie Abb. 238 und 235 (Wellersdorf, Kr. Sorau) (bei Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte) zurück.

Ein altertümlicher Zug des Kröbelner Stückes besteht darin, daß der Nadelkopf seine größte Breite dort hat, wo das Loch angebracht ist. Gerade an alten jütischen Fibeln wie Abb. 230 und 231 bei Kossinna, a. a. O. läßt sich dieses beobachten.

Wie die ebene Fläche der Sandsteinform verrät, ist sie durch Bedecken mit einer Platte für den verdeckten Herdguß [1]) benutzt worden. Der Einguß-kanal dürfte sich an der Nadelspitze befunden haben. Für den Holz- oder Ton-stift, der das Nadelloch aussparen sollte, ist ein 0,8 cm tiefes Loch, vom Innern des Negativs aus gemessen, eingebohrt. Der Nadelschaft, der bei diesem Verfahren eine platte Seite erhielt, wurde nachträglich rundgeklopft. An zahlreichen Fibelnadeln kann man das Aushämmern, das zugleich eine Streckung der Nadel bewirkte, erkennen.

Schwierigkeiten bereitet die Deutung des Negativs auf der anderen Seite der Gußform (Abb. 1d). Sie erscheint durch die Verwitterung stark verwaschen. Der Abdruck (Abb. 1e) zeigt den Teil einer runden Platte und anschließend eine winklig gebogene Rinne mit beginnender Verbreiterung. Es liegt nahe, hierin die Form einer Plattenfibel mit wahrscheinlich band-förmigem Bügel zu sehen. Unter dieser Voraussetzung soll eine Deutung versucht werden. Da beim Guß Platten und Bügel in eine Ebene zu liegen kamen, mußte der Bügel nachträglich durch entsprechende Drehungen auf-gerichtet werden. Der Durchmesser des Plattenausgusses beträgt 2,4 cm (Abb. 1e). Es lassen sich daran ein einfassender, schwach erhöhter Rand und ein zentraler winziger Buckel erkennen, beides Merkmale, die auf den Platten-fibeln der IV. Periode voll ausgebildet sind. Plattenfibeln kommen bereits in der III. Periode vor, wie die Variante E der „Spiralplattenfibel mit Kreuz-balkennadelkopf" zeigt [2]), allerdings mit einer Nadelform, die typologisch das Endglied einer Reihe bedeutet, die mit unserer Nadelform beginnt. Die Größe des Kröbelner Nadelkopfes mit den drei zipfelförmigen Sprossen würde gut zum Durchmesser der Platte passen. Völlige Klarheit können hier nur künftige Funde von entsprechenden „positiven" Fibeln bringen.

Die Frage, wie die enggelochte Nadel und der Bügel vereinigt wurden, könnte in dem Sinne beantwortet werden, daß man die fertig gegossene Fibel durchschnitt und, nachdem man den drahtförmigen Teil des Bügels durch das Nadelloch geführt hatte, durch Anguß die getrennten Teile wieder vereinigte [3]).

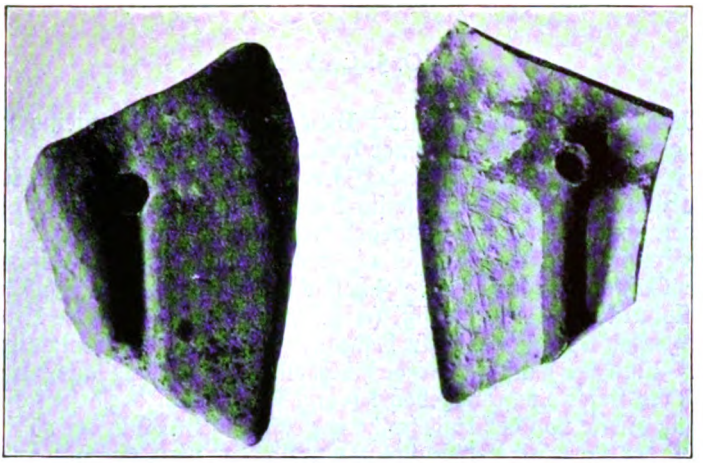
Für die Datierung der Gußform von Kröbeln bietet, von der problemati-schen Plattenfibelform abgesehen, der Nadelkopf eine sichere Handhabe. Er verweist die Gußform in die III. Periode der Bronzezeit, zu deren Beginn ja bereits norddeutsche Fibeln in der Lausitz auftreten (z. B. Wellersdorf, Kr. Sorau).

Fundort unbekannt.

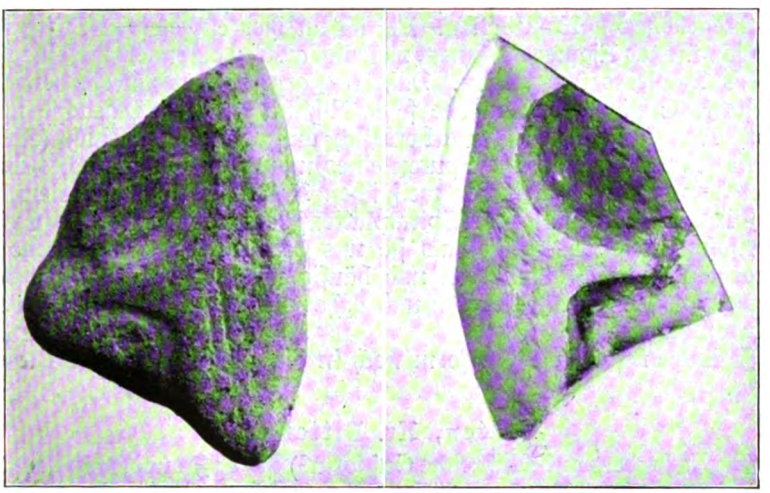
Die zweite Gußform, ohne Angabe des Fundortes, stammt aus alten Beständen des sächsisch-thüringischen Geschichtsvereins in der Halleschen Samm-lung, die bekanntlich bis in den Beginn des vorigen Jahrhunderts zurück-

[1]) Vgl Götze: „Bronzeguß" in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte.
[2]) Beltz: VI. Typenkartenbericht. Zeitschr. f. Ethnol. 1913, S. 671.
[3]) Im Angußverfahren hatte man seit der frühen Bronzezeit genügend Erfahrung, so daß diese Schwierigkeit leicht zu überwinden war. Vgl. Götze: „Bronzetechnik" in Eberts Reallexikon.

Digitized by Google



1a. 1b.



1d. 1e.

Abb. 1a—e. 1/1. Kröbeln, Kr. Liebenwerda.

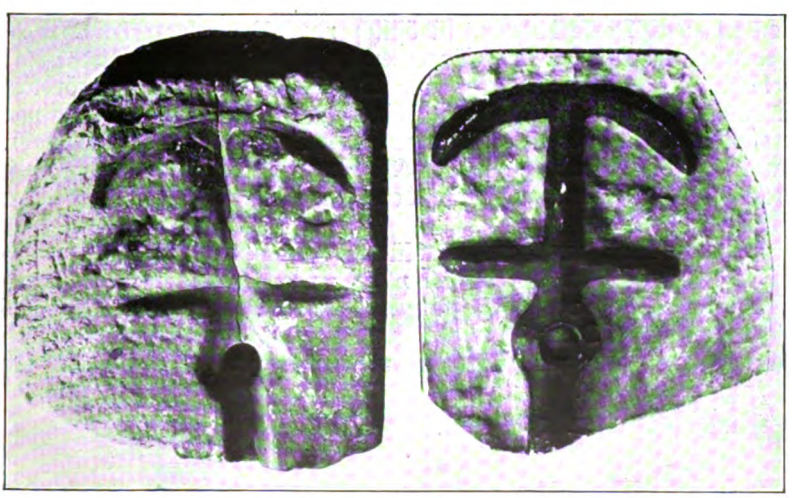


Abb. 2a—b. 2/3. Fundort unbekannt.

Digitized by Google

reicht. Das Material ist ein dicker Block weißgrauen Kalksteins mit einer geraden, einer gebogenen und einer abgebrochenen Seitenfläche. Die Maße betragen in der Länge 8,3 cm, in der Breite 7,9 cm und in der Dicke 5,5 cm. Unter Salzsäure braust der Stein stark auf. Man wird deshalb nicht fehlgehen, wenn man als Herstellungsort das sächsisch-thüringische Muschelkalkgebiet annimmt, etwa den Mansfelder Seekreis, wo derartiges Gestein ansteht.

Die Gußform war für eine Fibelnadel mit Kreuzbalkenkopf bestimmt, wie der Abdruck klar erkennen läßt (Abb. 2a und b). Der obere Kreuzbalken ist, der äußersten Spirale der dafür bestimmten Spiralplattenfibel entsprechend, gebogen. Für den Zapfen, der das Nadelloch beim Guß aussparen sollte, ist ein 0,8 cm tiefes Loch ausgebohrt (gemessen wie bei der ersten Gußform). Der Einguß dürfte von der Nadelspitze her erfolgt sein. Aus der völlig ebenen Oberfläche der Form ist als Herstellungsweise der verdeckte Herdguß zu entnehmen. Schnürrinnen zur Befestigung des Decksteins sind nicht vorhanden, wohl aber ein 1 cm tiefes Loch auf der gebogenen Schmalseite, in gleicher Höhe mit dem gebogenen Kreuzbalken. Bei einem hier eingesetzten Stifte konnte der umschnürende Riemen beginnen, vielleicht auch zu einem ebenso eingesetzten Stift des Decksteins übergreifen. Daß die Form benutzt wurde, beweist die durch starke Erhitzung entstandene feine Rißlinie in der Längsachse und im geraden Kreuzbalken. Diese markiert sich auf dem Gipsausguß (Abb. 2b) wie eine feine Gußnaht. Die Spuren eines modernen Gußversuches würden sich bei der Empfindlichkeit des weißlichen Kalksteins noch erkennen lassen.

Für die Beurteilung der Spiralplattenfibelgruppe ist unsere Gußform noch insofern von Bedeutung, als sie uns den Unterschied der gegossenen und deshalb mehr formenstarren und häufig wiederkehrenden Kreuzbalkenkopfnadeln von den geschmiedeten und daher viel variableren Fibeln deutlich vor Augen führt.

Zeitlich dürfte diese Gußform noch in die III. Periode der Bronzezeit gehören.

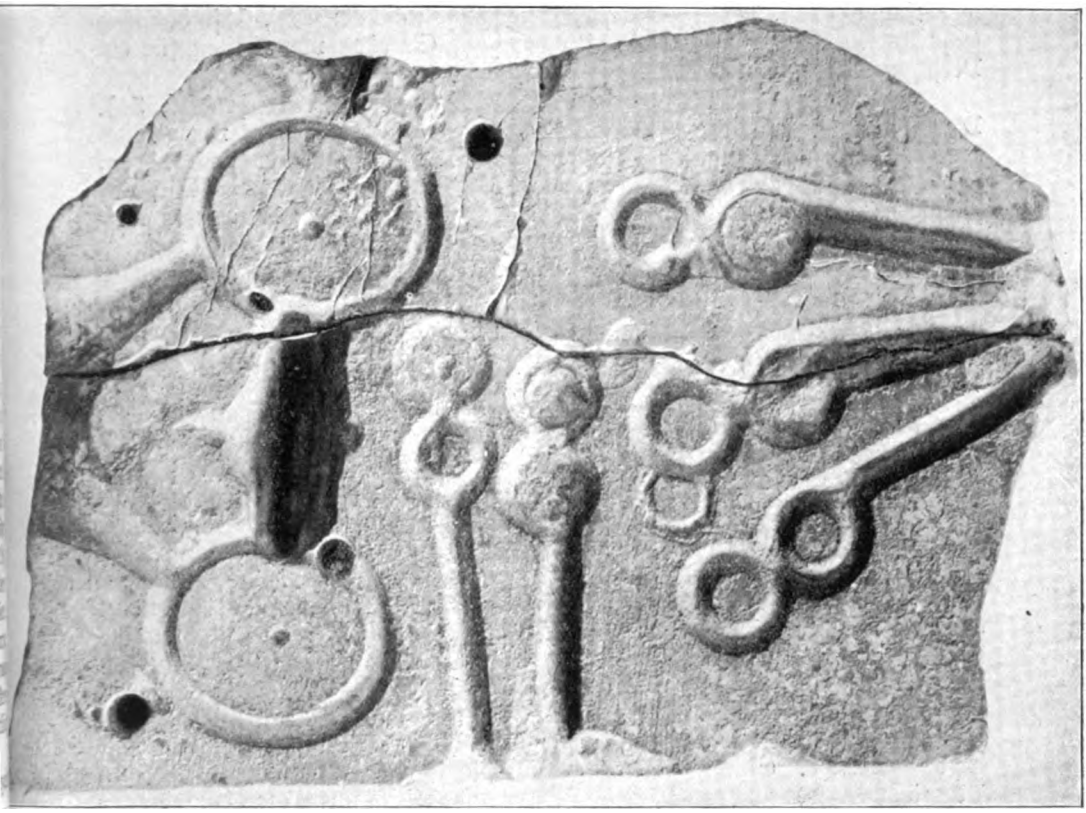
Kütten, Kr. Bitterfeld.

Eine besonders aufschlußreiche Gußform[1]) ist der Freundlichkeit des Herrn Gutsbesitzers Armin Reuter-Kütten zu verdanken, der kürzlich (Juli 1928) eine kleine Sammlung von Altertümern, die von seinem verstorbenen Vater, dem Herrn Rittergutsbesitzer O. Reuter und ihm selbst zusammengebracht worden war, dem Halleschen Museum schenkte. Die Form wurde vor vielen Jahren in dem Dorfe Kütten, südöstlich vom Petersberg bei Halle beim Ausheben eines Pflanzloches für einen jetzt noch vorhandenen Birnbaum freigelegt. Die Fundstelle liegt am Westrande des Dorfes, nördlich der Höhe 139,1[2]), auf dem Rande der Teichaer Straße, 20 m südlich von der Abzweigung des Weges zum Rittergut. Der Besitzer hat bei Nachgrabungen schwarze Erde und Steine gefunden. Hieraus geht hervor, daß die Gußform einer Siedelung entstammt, die auf der gleichen Anhöhe lag wie das heutige Dorf Kütten.

Das Material, aus dem die Küttener Gußform hergestellt wurde, ist eine helle, gelbgraue dichte Kalksteinplatte. Sie reagiert auf Salzsäure nicht ganz so heftig wie die vorige Gußform. Die Höchstmaße sind: Länge 19,6 cm, Breite 13,9 cm und Dicke 3,8 cm. Beide Seiten sind mit Negativen versehen, im übrigen aber ganz platt und zum verdeckten Herdguß bestimmt. An den

[1]) H. K. 28:51.
[2]) Meßtischbl. 2532. Halle-Nord.

Digitized by Google



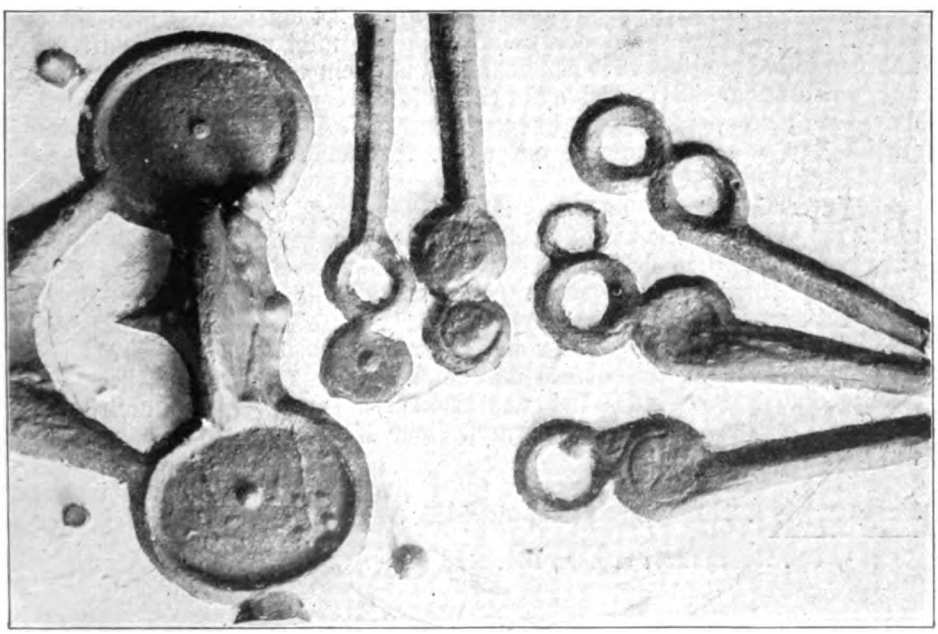


Abb. 3a–b. Etwa 1/3. Kütten, Kr. Bitterfeld.

Digitized by Google

vier Schmalseiten, deren eine gerade abgeschnitten erscheint, befinden sich sechs durchschnittlich 1,5 cm tiefe Löcher zum Einsetzen von Stiften für die Verschnürung des Decksteines.

Die eine Seite ist überaus reichlich für Gußzwecke ausgenutzt (Abb. 3a). Vier Gußkanäle führen zu Doppelringen, deren Mittelteile in vier Fällen durch plötzliches Erhitzen abgesprungen sind. Diese Beschädigungen rühren, wie auch die sonstigen mehr oder weniger starken Sprünge und Risse, anscheinend von modernen Bleigußversuchen her. Die kleinen Ringe mit dreieckigem Querschnitt, die aus diesen Gußformen gewonnen werden konnten und sämtlich etwa 2 cm Durchmesser haben, mußten nachträglich auseinander geschnitten werden. Für den mittelsten war der kleine Nachbarring wohl als Öse gedacht.

Unser besonderes Interesse erregt jedoch die Form für eine flache Plattenfibel. Betrachten wir zuerst das Positiv (Abb. 3b). Es mißt 11,8 cm in der Länge. Die ovalen Platten sind mit erhöhtem, nach außen schrägem, nach innen steiler abfallendem Rande und einem Knöpfchen in der Mitte versehen. Der Bügel ist gleichmäßig breit und steigt beiderseits mit einer Verstärkung nach Art eines Strebepfeilers auf, um dann einen Halbkreis zu bilden. Die Rast für die Nadel erhebt sich als kleiner Zapfen im Winkel zwischen Bügel und Plattenrand. Auf dem Negativ (Abb. 3a) ist seine Lage besser zu erkennen als auf der Abbildung des Gipsabgusses. Dieser Zapfen ist massiv und hat nicht mehr die Ösenform, die ein typologisches Rudiment der einstigen vom Bügel gebildeten Schlinge darstellt. Zwei Eingußkanäle laufen bei dem Negativ nach jeder Platte hin. Für das Entweichen der heißen Luft ist bei der Platte, die das Loch für die Nadelrast hat, ein Abzugskanal vorgesehen. Die Plattenschalen selbst sind in leichter Wölbung hergestellt, jedoch immerhin noch so flach, daß der Hohlraum bis zum Deckstein voll gegossen wurde. Es war also nicht nötig, an der Deckplatte entsprechende Vorwölbungen anzubringen, wie sie die eine Lehmform aus dem Haagfunde besitzt [1]).

Für den Bügel senkt sich das Negativ auf 2,4 cm Tiefe in den Stein hinab. Damit jedoch dieser ganze Hohlraum sich nicht mit Bronze anfüllen und den Bügel unnötig verdicken konnte, mußte ein entsprechend geformtes, nach innen verschmälertes Lehmstück eingesetzt werden. Um es frei schwebend anbringen zu können, hat man in der Mitte der Form zwei Kerben als Lager für die Zapfen des Lehmkernes ausgefeilt. Auf dem Ausguß (Abb. 3b) markieren sich diese dornartig.

Zu erwähnen sind nun noch vier Löcher, deren Tiefe zwischen 0,8 cm und 2 cm schwankt. Sie werden im Deckstein entsprechende Vertiefungen zum Einsetzen von Stiften gehabt haben. Merkwürdigerweise ist das eine Loch genau auf dem Rande der einen Fibelplatteneinfassung angebracht. Durch nachträglichen Ausguß bei der fertigen Fibel konnte dieser Schönheitsfehler beseitigt werden. Vielleicht aber ist die Anbringung dieses Loches als ein Mißgriff zu deuten, der dadurch wieder gut gemacht wurde, daß man die Bronze auch hier einlaufen ließ und den entstandenen Zapfen nachträglich beseitigte, genau so, wie die Gußzapfen der Kanäle abgeschnitten werden mußten.

In nächster Nachbarschaft der Fibel ist das Negativ der zugehörigen Nadel zu sehen. Diese zeigt im Abdruck (Abb. 3b) den Ring mit anschließender

[1]) Vgl. Neergaard: a. a. O., Abb. 11.

Digitized by Google

gebuckelter Scheibe. Der Schaft der in dieser Form gegossenen Nadel wurde plump und dick. Er mußte ausgehämmert werden und erhielt sodann eine größere Länge, die ja auch dem entspricht, was wir von derartigen Plattenfibeln kennen. Erst die jüngeren, stärker gewölbten Plattenfibeln treten mit der kurzen Nadel auf, die die Mitte der gegenüberliegenden Platte nicht mehr erreicht [1]).

Es erhebt sich jetzt noch die Frage, wie Fibel und Nadel vereinigt wurden. Die einfache Art unserer Gußform schließt den Gedanken aus, daß die bereits

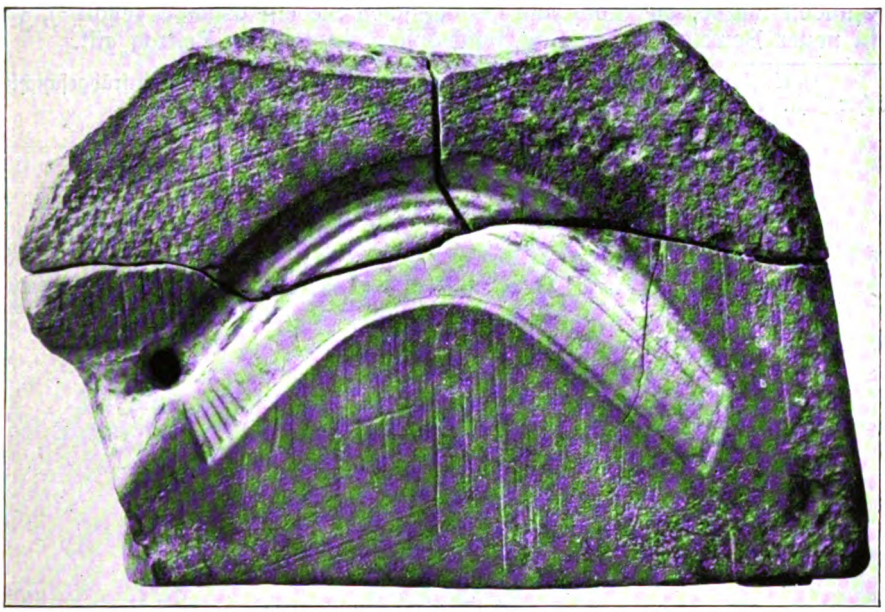


Abb. 3c. Etwa 1/3. Kütten, Kr. Bitterfeld.

fertige Nadel durch Guß in der Technik der Kettenherstellung mit dem Fibelbügel verbunden wurde. Es bleibt nur die Annahme übrig, daß man den Ring aufschnitt, auseinanderbog und den Fibelbügel einführte. Hierauf konnte der Ring wieder durch Druck oder durch Anguß geschlossen werden. Vielleicht hat man auch hierauf verzichtet und ihn in einem kleinen Spalt offen gelassen. Zwei Fibeln von Sinsleben, Mansfelder Gebirgskreis [2]) zeigen sogar einen ziemlich weiten Ausschnitt im Ring der Nadel. Ein anderer Ausweg noch gewaltsamerer Art wäre der gewesen, die eine Platte vom Bügel zu trennen, den Ringkopf aufzuschieben und durch Anguß den Schaden zu heilen. Möglicherweise hängen die so oft an Plattenfibeln zu beobachtenden Flickstellen zwischen Bügel und Platte hiermit zusammen.

Für die Zeitstellung der Küttener Gußform dürfte das Ende der vierten Bronzeperiode in Anspruch zu nehmen sein. Die schon ovale Plattenform verbietet eine Höherdatierung.

[1]) Vgl. Abb. 20 und 21 bei Beltz, a. a. O.
[2]) Museum Halle, H. K. 6032 und 6033.

Digitized by Google

Dem widerspricht auch nicht die andere Seite (Abb. 3c), die zur Herstellung von Knopfsicheln bestimmt war. Der Abdruck weist längs der dachförmigen Außenkante zwei niedrige Rippen und unterhalb des Knopfes sehr feine, ziemlich parallele Leisten auf. In der Sehne gemessen hat das Negativ eine Länge von 11,8 cm.

Gußformen als Zeichen bodenständigen Handwerks sind für die Frage der Abgrenzung von Kulturkreisen ungleich wertvoller als die beweglicheren Bronzen selbst. Die Küttener Gußform für germanische Plattenfibeln, die im äußersten Westen des Kreises Bitterfeld und somit in einem Gebiete gefunden wurde, das noch zum germanischen Siedelungslande gehört [1]), ist ein neuer Beweis für den Scharfblick dessen, dem dieser Beitrag gilt.

[1]) Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Mannusbibl. Nr. 6. 1928. Abb. 52.

Digitized by Google

Die Gesichts- und Türurne von Rietzmeck in Anhalt.

Von Max König.
Aus dem Schloßmuseum zu Zerbst.

Mit 6 Abbildungen im Text.

Vorausgeschickt sei, daß es sich um die Urne handelt, deren Nase, Ohr und Tür schon im Mannus, IV. Ergänzungsbd. 1925, Hinze und König, Bemerkenswerte Funde, S. 173, abgebildet sind.

1. Nachweis.

Im Mai 1920 fanden Herr Lehrer Korn und Herr Lehrer Wolff bei Rietzmeck im Kreise Zerbst eine Gesichtsurne, die in Scherben ging. Am

Abb. 1.

folgenden Tage untersuchten Herr Dr. Hinze und Herr Dr. Seelmann die Fundstelle, eine Steinkiste, aus der die Scherben schon herausgenommen waren[1]). Bisher waren von der Gesichtsurne nur Nase, Ohr und Tür sicher-

[1]) Vgl. Hinze, Die anhaltischen Hausurnen. Anhaltische Geschichtsblätter 1925.

Digitized by Google

geſtellt und im Zerbſter Schloßmuſeum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Trotz jahrelangen Forſchens waren die Urnenreſte nicht mehr zu ermitteln, bis beim Ordnen eines Magazins Scherben zum Vorſchein kamen, die von einem Türrahmen ſtammten. Es gelang mit Hilfe der andern beiliegenden Scherben eine Türurne aufzubauen, ſo daß die Form geſichert war. Nur einige Teile am Halſe fehlten. Nun paßte in eine Lücke des oberen Türrandes die Naſe der Rietzmecker Geſichtsurne genau hinein, Bruch an Bruch. Dasſelbe traf auch bei einem Ohr zu, welches aufgeklebt worden war und bei einem

Abb. 2.

Abb. 3.

Reſte des zweiten Ohres. Außerdem entſpricht die Türöffnung den Ausdehnungen der Tür. Nachdem einige unwichtige Lücken und das zweite Ohr ergänzt worden ſind, ergibt ſich die Form der Rietzmecker Geſichts- und Türurne, wie ſie in den Abb. 1, 2 und 3 wiedergegeben iſt.

2. Die Entſtehung der Urne.

Dadurch, daß die Urne in Scherben gegangen war, konnte die Technik der Herſtellung erkannt werden. Als Grundform kommt ein Gefäß aus dem Hoymer Hausurnenfelde in Frage (Abb. 4). Noch ähnlicher iſt die Urne Abb. 5 vom Froſer Hausurnenfelde. Gerade ſie iſt der Grundtyp für die Rietzmecker Geſichts- und Türurne. — Bekanntlich hat die Froſer Hausurne C jedoch Rechteckform, deren Dach kegelförmig iſt und einen Firſtbalken trägt[1]). — Bei der Zuſammenſetzung der Rietzmecker Geſichts- und Türurne ergab ſich zuerſt die Form, wie ſie Abb. 5 zeigt, alſo eine Froſer. Der Beſchauer ſieht auf Abb. 3 einen faſt wagerechten Riß, es iſt die Stelle, wo Urnenrand und Kuppel aufeinanderſtoßen. Der Urnenrand iſt mit Fingereindrücken verſehen, die ihn wohl feſtigen ſollten. So war alſo eine übliche damalige Urne entſtanden, nur daß ſie eine Türöffnung hatte und vier ſeitliche Öſen. Auch die Naſenpartie iſt gleich mit hineingearbeitet worden, die alſo über den Urnenrand wegragte. Erſt nachträglich war die Kuppel aufgeſetzt, eine Form, wie ſie auch als loſer Deckel in dieſer Zeit vorkommt. Die Ohren ſind dann auf den

[1]) Mannus, Bd. 17. Tafel XXIII und XXIV. König, Hausurnenfund bei Froſe i. A.

Digitized by Google

Hals und teilweise auf die Kuppel aufgeklebt worden. Sie sind dreimal durchbohrt, haben also zusammen wohl sechs bronzene dünne Ohrringe getragen, von denen einer erhalten ist (Abb. 1, 2, 3).

3. Maße.

Die Höhe der Rietzmecker Gesichts- und Türurne beträgt 32,8 cm; nehmen wir die Kuppel ab, so ist die ursprüngliche Urne 29 cm hoch. Der größte Bauchdurchmesser ist 29 cm und der Bodendurchmesser 12,5 cm. Der Rand der ursprünglichen Urne ist oval, und zwar ist der Breitendurchmesser (Abb. 2) etwas größer als der Tiefendurchmesser.

Die Türöffnung hat eine Breite von 6,6 cm und eine Höhe von 6,7 cm, Die Ecken sind etwas abgerundet. Die Tür trägt in der Mitte einen Zapfen, und parallel zum oberen Rande läuft eine Ritze, die wohl von einem bronzenen Verschlußstab

Abb. 4.

Abb. 5.

herstammt, den man durch die oberen zwei Ösen gesteckt hatte, um die noch ungebrannte Tür einzupassen. Und tatsächlich muß der Stab gedrückt haben; denn die Tür steht an der oberen, rechten Ecke etwas vor. Die Ösen für die Verschlußstäbe sind in den Hals der Urne eingelassen. Die lichte Weite der Ösenöffnungen beträgt bis zu 7 mm.

4. Besprechung.

Beigefäße sind leider nicht vorhanden, sollen nach Aussage der Finder auch nicht in der Steinkiste gewesen sein. So geht uns eine direkte Zeitbestimmung verloren. Da aber die Rietzmecker Tür- und Gesichtsurne nachweislich aus einem Gefäßtypus des Groser Hausurnenfeldes entstanden ist, hätten wir damit eine Zeitangabe. Es erhebt sich nun die Frage, wie lange sich der Typus (Abb. 5) gehalten hat. Neben diesem Gefäß tritt im Groser Hausurnenfelde eine Urnenform auf, die Kupka in die Latènezeit setzt (Mannus Bd. 17, Tafel XXIII, Abb. 2 unten das letzte rechts). Würden wir also die Urform der Rietzmecker Tür- und Gesichtsurne danach zeitlich bestimmen,

Digitized by Google

kämen wir auf eine der Latènezeit nahe Periode. Nun hat das Groser Feld auch einen Typus (a. a. O. oben rechts), der sowohl in Kleckewitz wie in Beierstedt vorkommt, also mit Billendorfer Gefäßen zusammen, die noch in die Periode V gehören. Demnach sind wir wohl berechtigt anzunehmen, daß die Rietzmecker Tür- und Gesichtsurne noch in die Zeit um 800 vor Chr. zu setzen ist.

In der Gesamtform ähnelt sie der Türurne Kleckewitz A, nur hat diese einen abgeschwächteren Halsansatz (Abb. 6). Denken wir uns hier die Kuppel weg, so erhalten wir eine Gefäßform, die sowohl in Grose wie in Hoyen vorkommt. Demnach sind die Rietzmecker Gesichts- und Türurne und die Kleckewitzer Türurne (Erdkuppelhütte nach Behn) ziemlich gleichzeitig. Formähnlich ist die Burgkemnitzer, Unseburger, Großkühnauer Hausurne. Alle die bisher genannten sind nach Behn „Erdkuppelhütten". Also wäre die Rietzmecker eine Erdkuppelhütte mit Gesicht.

Abb. 6.

Nachdem ich vergeblich versucht hatte, innerhalb der Erdkuppelhütten eine typologische Reihe festzustellen nach Abschwächung des Halsansatzes, Entstehung der Türleisten usw., bin ich nun zu der Überzeugung gekommen, daß viele Erdkuppelhütten sich je auf einer besonderen Urnenform aufbauen, die gleichzeitig lebte. Die Unseburger und Großkühnauer sind dann Abarten der bestehenden Türurnen (Erdkuppelhütten). Solche Abarten sind auch die Behnschen Zelthütten (Rundzelte) von Dessau, Polleben und Tochheim. Behn sagt mit Recht, daß sich die birnenartigen Eilsdorfer und Klein-Katzer Gesichts- und Türurnen von nordischen (germanischen) Grundtypen (gewöhnlichen Urnen) ableiten lassen. Diese Gesichts- und Türurnen sind ebenfalls Behnsche Zelthütten, wie auch die eine Wulfener, die kein Gesicht hat[1]).

Es zeigt sich also die Einwirkung der ursprünglichen Urne auf die Hausurnen- oder auf die Gesichts- und Türurnenform in so starkem Maße, daß man nur sehr bedingt von Nachbildungen einer Erdkuppelhütte oder Zelthütte reden kann. Wie die Tür, also der Hauscharakter, zu der Urne getreten ist, und wie das Gesicht, das Symbol des Menschlichen, an die Urne kam, ist schon sehr reichlich erörtert worden. Von Interesse ist zu wissen, ob zuerst die Tür erschien und dann später das Gesicht. Mir scheint, als wenn diese Reihenfolge tatsächlich festzustellen wäre. Dann hätten wir als erste germanische Komponente die Tür und als zweite germanische Komponente, die durch Beeinflussung von Süden her entstanden ist, das Gesicht. Die dänischen und schwedischen Hausurnen widersprechen dieser Ansicht nicht.

[1]) Vgl. Hinze, a. a. O.

Digitized by Google

Ein Krötengefäß aus einem früheisenzeitlichen Gräberfeld von Halle-Trotha.

Von Friedrich Holter.

Mit 5 Abbildungen im Text.

Unter dem keramischen Gut eines vom Verfasser untersuchten früheisenzeitlichen Gräberfeldes von Halle Nord [1]) (Trotha) fand sich in einem geschlossenen Grabfund ein zierliches kleines Beigefäß, das besondere Beachtung verdient.

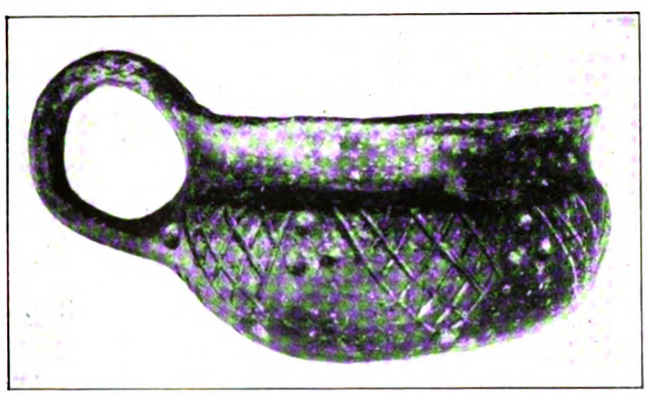


Abb. 1. 1/1.

Es konnte nachgewiesen werden, daß das Beigefäß zu einem Kindergrab gehörte, wie aus der Untersuchung der Brandreste hervorging. Das Gefäß erweckte infolge seiner Kleinheit und Zierlichkeit schon ohnehin den Eindruck, daß es nur einem Kinde gehört haben könne. Es ist außerordentlich fein geformt. Das Material ist gut geschlämmter, sandvermischter Ton von graubrauner dunkler Farbe. Die Wandung des Täßchens ist sehr zart. Der Form nach ist das Gefäß eine kleine Henkeltasse (Abb. 1, 3 u. 5). Der Boden wird durch einen verhältnismäßig großen Omphalos gebildet, der einen Durchmesser von 2 cm und eine Tiefe von 0,5 cm hat. Von ihm aus steigt die Wandung fast im Halbrund auf. Im scharfen Profil setzt darauf der eingekehlte, glatte,

[1]) Veröffentlichung für die Jahresschrift der sächsisch-thüringischen Länder vorbereitet: Holter, Fr.: „Studien über Kulturerscheinungen der Späthallstattzeit im sächsisch-thüringischen Kulturbecken".

Digitized by Google

unverzierte Hals auf, an dem an einer Stelle mit allmählich verlaufenden Rändern ein verhältnismäßig großer bandförmiger, bis zum Umbruch reichender Henkel sitzt. Durch seine weite Öffnung kann ein Kinderfinger bequem hindurchgreifen. Das Gefäß ist nur 2,5cm hoch, die Weite der Mündung und des Umbruches beträgt je 4,7 cm. Entsprechend der sorgsamen Formbehandlung durch feine Hand ist die Verzierung in einzigartiger Feinheit und Fülle durchgeführt. Gemäß ihrer durchdachten Struktur scheint sie mehr als eine aus dem horror vacui entstandene, angenehm gelöste Flächenfüllung zu sein.

Wenn man das Täßchen auf die Öffnung legt, erscheint der Omphalos als Mittelpunkt eines sechsstrahligen Sternes, der durch sechs kleine, vom Halsansatz herablaufende dreieckige Wolfzahnfelder gebildet wird (Abb. 2). Diese letzteren sind parallel zu beiden Kathedenflächen schraffiert, so daß 6 Rautenfelder entstehen. Die Linienritzungen sind sehr prägnant und fein. Die Spitzen jedes dieser kleinen Dreiecke werden durch je ein kleines kreisrundes tiefes Kegelgrübchen gebildet, das mit einem flächigen, spitzen Gegenstand eingedreht worden sein muß. Dagegen sind bis auf eine die Spitzen des so entstehenden glatten sonst unverzierten Sternes im Mittelfeld, der durch die eben beschriebenen Rautenfelder eingeschlossen wird, je mit einem kleinen Dreieck aus drei ebenfalls kreisrunden tiefen Kegelgrübchen ausgefüllt. So entstand ein Ziermuster von reicher Mannigfaltigkeit. Bemerkt sei noch, daß der Omphalos primär ein Element des Gefäßtypus und erst sekundär ein solches der Verzierung ist (Abb. 2 und 4).

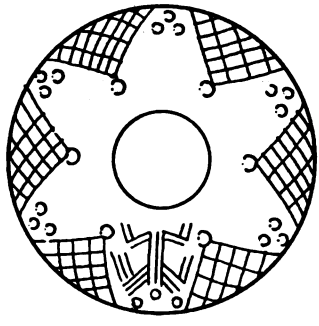


Abb. 2. 2/3.

Nur eine Sternspitze, die unter dem Henkel, hat eine einzigartige Zier erhalten. Diese stellt eine — wenn man so sagen darf — in den Omphalos hüpfende „Kröte" oder ein froschähnliches Tier dar (Abb. 2 u. 5).

Die drei Kreisgrübchen unter dem Henkel haben mit der Zeichnung des Tieres nichts zu tun, sondern sind verzierte Markierungen des Henkelansatzes. Das wird auf den Abbildungen genügend scharf zu erkennen sein. Die eigentliche Kröte ohne besondere Kopfmarkierung setzt sich aus alleinstehenden Ritzungen zusammen. Der Leib wird zunächst aus drei parallelen Linien gebildet. An seinem abgekehrten, dem Henkel zugewendeten Teile sitzen die hinteren Extremitäten, die wie der Körper auch durch je drei parallele Linien angedeutet werden. Sie weisen die bei Kriechtieren charakteristische Rück- und Vorwärtsknickung in bezug auf die Körperachse auf. Vorn am Körperteil sitzen die Vorderextremitäten, die bezeichnenderweise mit nur je zwei parallelen Ritzlinien dargestellt werden. Hier muß eine sehr naturnahe Beobachtung zugrunde gelegen haben, denn auch in Wirklichkeit sind die hinteren, die Sprungbeine bei Kröten und Fröschen bedeutend kräftiger, massiger und größer entwickelt gegenüber den schwachen greifenden Vorderextremitäten.

Diese naturwahre, die Wirklichkeit ausdrückende Projektion der Kröten- bzw. Froschgestalt schließt meines Erachtens jede Erörterung, ob das Ornament wohl auch anders herum gesehen werden könnte, aus. Neben der

Digitized by Google

dann unsinnigen Extremitätenstellung wäre auch der Widersinn der gesamten Proportionierung nicht zu erklären.

Dürfen wir nun in der schematisierten Darstellung eine uns inhaltlich vielleicht noch nicht bekannte Symbolik mit tieferem Sinn suchen? Nach meinem Dafürhalten müssen wir uns zunächst einmal Mühe geben, die sinngemäß einfachsten, naivsten Bedingungen für das Zustandekommen solcher Darstellungen zu finden. Wir haben festgestellt, daß das Täßchen einem Kinde gehört. Es liegt nahe, daß man dem Kinde bei der Herstellung des Gefäßes vorgefabelt haben kann, der Omphalos sei ein kleiner Teich und die Kröte hüpfe da hinein. So könntem an sich auf die einfachste natürliche Weise diese Zier entstanden denken.

Dagegen nun, daß dieser Vorgang allein maßgebend gewesen sei, spricht die übrige Behandlung des Gefäßes, obwohl ihm Zierelemente eigen sind, die damals sämtlich im „Hallstättischen" Kreise gebräuchlich waren. Vor allem aber ist zu berücksichtigen, daß Kröte und Frosch Tiere sind, die im Volksglauben eine Rolle spielten und noch spielen. In der Hauptsache handelt es sich dabei immer um Beziehungen zur Frau dem weiblich Sexuellen und zum Kinde. Sei es, daß die Kröte als Symbolisierung des Uterus, als Kindbringer oder als Sympathietier des Kindes auftritt. Was sich darüber noch an lebendigem Gut aus eigener Erfahrung oder der Literatur zusammentragen ließ, soll uns weiter unten beschäftigen. Sehen wir uns zunächst einmal nach weiteren urgeschichtlichen Frosch- bzw. Krötendarstellungen um.

Abb. 3. $^1/_1$.

Kern [1]) schreibt: „Unter den vielen Gefäßscherben einer Leitmeritzer brandkeramischen Wohngrube mit rein Spiral-Mäander-Keramik fand ich als Seltenheit auch einen figürlich verzierten Fund. Er trägt die primitive Darstellung eines frosch- oder krötenähnlichen Tieres. Die Darstellung mit gestrecktem, in einer Lage befindlichen Ober- und Unterschenkel der Hinterbeine gibt der Gestalt etwas Emporstrebendes und die Stellung des Bildes am Gefäßrande, den Kopf dem Rande zugekehrt, verstärkt den Eindruck, das Tier versuche, an dem Gefäße hinaufzuklettern, es strebe der Schüsselmündung zu.

Von einer weiteren Darstellung, der wie der unsrigen, die Andeutung des Kopfes, fehlt, berichtet Pič [2]):

„Ein ganz vereinzeltes Vorkommnis bei unserer Keramik ist das Tier-Ornament, und zwar an einem kleinen birnenförmigen Gefäßchen mit kleinem Nabel aus Podbaba. Auf dem Gefäßbauch stellen einfach regelmäßige

[1]) Kern: Ein Tierbild auf einem Gefäßscherben der Spiralmäander-Keramik Böhmens. Mannusband IX, 1917, S. 55 ff., Abb. 1.

[2]) Pič, Jl.: 2 Starožitnosty čeme česke. Prag 1899, Bd. 1, Bl. 51, S. 94.

Digitized by Google

Linien ein Tier ohne Kopf dar, etwa wie ein springendes Fröschlein, das von Weinzierl Eidechse benannt, nach Anmerkung von H. Hašcovez ein sitzendes Männlein darstellt".

Endlich macht uns Kossinna[1]) noch mit einem eisenzeitlichen Krötengefäß bekannt, das im Graudenzer Museum aufbewahrt wird und aus Stussendorf, Kreis Flatow, im südwestlichen Westpreußen, der heutigen Grenzmark Posen-Westpreußen stammt. Auch hier fehlt der Kopf, aber die Zehen sind angedeutet.

Ist, wie wir sehen, die Anzahl von Frosch- oder Krötenbildern auf urgeschichtlichen Gefäßen nicht bedeutend, so kann doch die grundsätzliche Gleichartigkeit der Darstellungsweise bei chronologischer und örtlicher Entfernung bedeutungsvoll sein. Erstaunlich wirkt jedenfalls bei Berücksichtigung der Verbreitung des noch lebenden Symbolgebrauchs dieses Tieres die beinahe völlige Kongruenz dieses Bereiches mit dem Kreise, aus dem urgeschichtliche Darstellungen bekannt geworden sind. Es sind schon bei anderen Gelegenheiten Daten über die geradezu ungeheure Zähigkeit der Überlieferung von Volkswissen, das aus elementarem Leben und Erleben gewonnen wurde, bekannt geworden. Es sei an Geschichten erinnert, die um eindrucksvolle Grabstätten spinnen, in denen selbst Einzelheiten über Jahrtausende mit ihrem Kulturwechsel bewahrt wurden. Genau dasselbe begegnet uns häufig im alten Brauchgut.

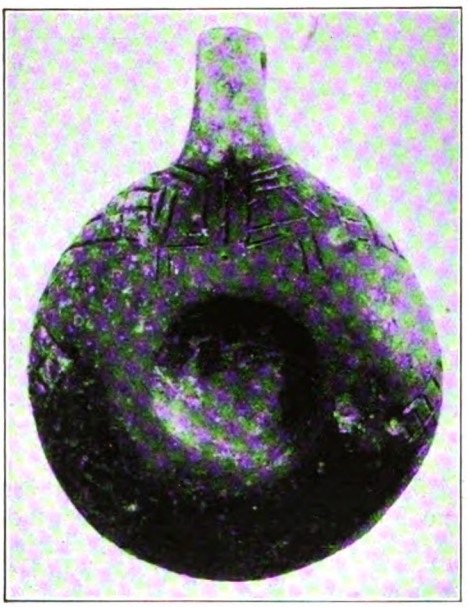


Abb. 4. 1/1.

Im folgenden werden wir im heutigen Glauben und Aberglauben, der Kröten oder Frösche in mystifizierender oder überkraftbegabter Gestalt zum Gegenstand hat, als grundlegenden Zug die Beziehungen zum weiblichen Geschlecht als solchem, zu Mutter und Kind feststellen können. Fast im ganzen Süddeutschland ist noch heute die Kröte Symbol des erkrankten Uterus (Andree)[2]): „noch heute im Süden Deutschlands von durchaus lebendiger Vorstellung, daß die Gebärmutter ein lebendiges selbständiges Wesen sei, welches im Körper umherwandeln könne... (l. c., S. 130). In Süddeutschland, den Alpenländern und bis ins Elsaß ist es nun die Kröte, welche die Gebärmutter repräsentiert und geradezu als solche gedacht wird, als ein beißendes, kratzendes, schlagendes Wesen, welches auf- und niedersteigt und auch gefüttert werden muß, und die hysterischen und sonstigen Krankheiten der Frauen herbeiführt.

[1]) Kossinna, G.: Noch eine Krötenurne. Mannus Bd. XI und XII, 1919—20, S. 173ff. u. Abb.

[2]) Andree: Votive und Weihegaben Braunschweig 1914, S. 128ff. Die Opferkröte und Stachelkugel, l. c., S. 129.

Digitized by Google

Als Weihegabe wird dann eine wächserne, silberne oder eiserne Kröte gegeben.

Krötenfleisch [1]) (l. c., S. 261) wird offizinell als Geburtswehen erzeugendes Mittel angewendet. Ein „verkrottetes" Kind wird für ein dämonenhaftes Wesen elbischer Abstammung gehalten. Gegen die elbischen Einflüsse glaubt man als Prophylaktikum ein Krötenzeichen mit Erfolg anwenden zu können. Weiter wird die Kröte als Symbol der Gebärmutter aufgeführt und heißt auch selber „Muter". Ferner wird bei mutersiechen Frauen der Krötensegen in Anwendung gebracht. Beim Kindmahl oder Wochenbettschmaus wird ein Krötenmodellgebäck gereicht. Schließlich wird a. a. O. aufgeführt, daß die Bewohner der Bukowina die Kröten fürchten. Abend ist es nicht ratsam, in Gegenwart von Kindern von Kröten Erwähnung zu tun, denn dieses könnte irgendeinem der Kinder schaden. Wenn man über Kröten gesprochen hat, so kann das Schlechte wieder gut gemacht werden, indem man die Worte „Knoblauch unter der Zunge des Kindes" spricht. Jener, der über eine Kröte tritt oder eine Kröte tötet, wird seine eigene Mutter töten. Deshalb darf nur jener eine Kröte töten, dessen Mutter bereits gestorben ist.

Abb. 5. (Stark vergrößert.)

Gegen Vergiftung helfen Kröten als Entziehungsmittel, die an den Frauentagen gefangen, gespießt oder gedörrt sind.

Nach einer anderen Lesart [2]) schneidet man einer Kröte mit einem Frauentaler den Kopf ab, schneidet ihr lebendig den Bauch auf und siedet sie im Frauendreißiger mit Öl.

Als Aphrodisiakum [3]) und Mittel zu einem Kinde zu verhelfen, tritt ferner noch Krötenzauber auf. Derjenige gewinnt unfehlbar die Liebe jedes Mädchens, der zur rechten Zeit und Stunde eine Kröte bzw. einen Frosch fängt, tötet, ihre Pfote bei sich trägt und dem Mädchen, ohne daß dieses davon weiß, einmal damit über das Gesicht streicht [4]).

[1]) Hovorka-Kronfeld: Vergl. Volksmedizin. Stuttgart 1908. Bd. I und II — Bd. I, S. 260ff.

[2]) Zeitschrift für österreichische Volkskunde, S. 437. Urquell, N.-F., Bd. I, Heft 6 und 7, S. 168ff.

[3]) M. Höfler: Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer.

[4]) Wilke: Mannus Bd. VI, 1914, S. 19, Abb. 13, S. 30 und 218. — Derselbe: Mannus Bd. VII, 1915, S. 3.

Digitized by Google

Nach einer anderen Version muß zu diesem Zweck vor Sonnenaufgang am Freitag zur Stunde der Venus eine Kröte an den Hinterbeinen in den Rauchfang gehängt und danach pulverisiert werden (l. c., Hovorka-Kronfeld, S. 168). In Dölzig in der Mark weiß man, daß derjenige, der eine Kröte ausgräbt, bals ins Kindelbier kommt [1]).

Schließlich wird ein Krötenpfötchen beim Zahnen der Kinder gebraucht. Hier sei eingefügt, daß im Leichenbrand der zu unserem Krötengefäß gehörigen Urne durchbohrte Hunde- bzw. Wolfszähne gefunden wurden. Das ist in diesem Zusammenhang immerhin bemerkenswert. Als elbisches Wesen erzeugt die Kröte den Krötenalb (Krottolf) oder Abortusmole. Sie hat böse, menschenfeindliche Züge und wird andererseits von Menschen auch als ein guter Hausgeist betrachtet. Im deutschen Märchen spielt neben anderem die Kröte auch noch die Rolle eines Sympathietieres des Kindes.

Aus dem Vorausgegangenen wird deutlich ersichtlich, daß trotz oberflächlicher Verschiedenheit der Überlieferungsträger und Benutzer des Krötensymbols sowohl eine kulturelle Beziehung zu den uralten südöstlichen Kulturkreisen, und andererseits die enge symbolische, gemeinsame Beziehung zum Weiblichen als Geschlecht, Frau und Mutter, zum Gebärakt und dem Kinde auftritt.

In diesem kleinen Veröffentlichungsaufsatz sind alle anderen krötenähnlichen Darstellungen figürlicher Art (Plastiken wie z. B. der Ägäischen BZ; eine aus einem frühminoisch-kretischen Grabe — 3 Jahrtausende —, eine andere aus einem Kuppelgrabe von Kakovatos [2]) — 15. Jahrhundert — beide aus Gold) und Zeichnungen (wie auf nordischen Harpunen des Mesolithikums, z. B. Mannus Bd. II, Tafel IV, 1) die nichts mit Gefäßen zu haben, unberücksichtigt geblieben. Eine umfassende Untersuchung würde an dieser Stelle zu weit führen. So möge die Aufdeckung einiger wahrscheinlicher, merkwürdiger Zusammenhänge genügen.

Da in unserem Funde die Beziehungen so einwandfrei und klar zutage treten, glaube ich, sind die obigen Ausführungen und Hinweise nicht abwegig. Eigenartig ist auf jeden Fall, daß im Süden und Südosten, wo aus urgeschichtlicher Zeit symbolische Krötendarstellungen bekannt geworden sind, die Krötensymbolik noch heute im hohen Maße mit der erörterten Bedeutung lebendig ist. Vielleicht bringen uns einmal weitere, genau beobachtete Funde von so seltenem Vorkommen noch nähere Einblicke und Aufschlüsse.

[1]) H. Prahn: Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. Zeitschr. des Vereins für Volkskunde. Berlin, Bd. I; 1891, S. 191.

[2]) Nach freundlichen Mitteilungen von Prof. Caro, Halle.

Digitized by Google

Zur Frage nach der Enddatierung der Billendorfer Kultur in Sachsen.

Von Georg Bierbaum.

Mit 14 Abbildungen im Text.

Gegenüber der Anschauung A. Götzes[1]), daß sich der Endtermin des Billendorfer Typus „vorläufig nicht genau erkennen" lasse; „auf alle Fälle war er schon verschwunden, als die Germanen das Gebiet besiedelten", treffen wir auf zwei andere Meinungen, sobald die Frage nach der unteren Begrenzung der Billendorfer Kultur erörtert wird. Auf der einen Seite steht W. Frenzel[2]). Aus sprachlichen Gründen, aus Gründen der Völkerwanderungsmechanik, der Urlandschaftsforschung, der kultischen Überlieferung, aus dem Vorhandensein von Billendorfer Wehranlagen usw. will er die Billendorfer Kultur in der Oberlausitz infolge des Mangels an latènezeitlichen Funden wenigstens auch auf die letzten vorchristlichen Jahrhunderte ausgedehnt sehen. Auf der anderen Seite steht H. Seger[3]). Nach ihm endet „das Zeitalter der Urnenfriedhöfe .... in Schlesien .... um 500 vor Chr. Hier und da mag die Besiedlung etwas länger gedauert haben, einzelne Funde vom Typus des 5. Jahrh.,..... deuten darauf hin. Ganz haltlos ist die oft erhobene Behauptung, die Urnenfriedhöfe ragten noch in die nachchristlichen Jahrhunderte hinein". Trotz der in Schlesien wie anderwärts beobachteten längeren Nachblüte der Hallstattmode „muß ... betont werden, daß wir mit diesen Zugeständnissen höchstens an die untere Grenze von Frühlatène gelangen, aber keineswegs die Kluft überbrücken können, die zwischen der Gesichtsurnenkultur und der spätlatènezeitlichen der Brandgrubengräber liegt".

Ich möchte heute einen Fund vorlegen, der m. E. doch einen Anhaltspunkt zur Klärung der Frage, wenigstens in Sachsen, darbietet:

Am 4. Oktober 1926[4]) meldete der Amtsstraßenmeister Kluttig dem Museum für Mineralogie, Geologie und Vorgeschichte telephonisch einen Urnenfund in Dresden-Stetzsch. Da ich an diesem Tage nach Köllmichen abgereist war, fuhr der damalige Handwerksmeister und jetzige Präparator M. Trenkler sofort hinaus. Herr Kluttig übergab ihm eine Urne mit Leichenbrand und Erde (Abb. 1), sowie die Trümmer einer Deckelschüssel (Abb. 2), die sich in der Erde der Urne und an der Seite des Gefäßes befunden hatten.

[1]) Ebert, Reallexikon, Bd. 2, 1925, S. 23.
[2]) Mannus, Bd. 19, 1927, S. 51ff.
[3]) Ebert, Reallexikon, Bd. 11, 1927, S. 279f., § 34 und 36.
[4]) Bierbaum, G., Nachrichtenbl. f. d. Vorz., 3. Jg., 1927, H. 4, S. 60.

Digitized by Google

Über die Fundumstände machte Herr Kluttig folgende Angaben: Beim Neusetzen eines elektrischen Leitungsmastes an der Bordkante gegenüber, d. h. nördlich des Hauses „Am Urnenfeld" Nr. 7 — die frühere Schulstraße heißt seit 1. VI. 1926 „Am Urnenfeld" — war auf 2 m nach Osten hin die Kanalisation nachgesehen worden. Die Arbeiter waren dabei in 0,6 m Tiefe unter der Bordkante auf die obersten Scherben des Grabes gestoßen; sie hatten das Grab freigelegt und Urne und Scherben der Deckelschüssel herausgenommen. Als Herr Kluttig dazukam, beschlagnahmte er den Fund und übergab ihn an Herrn Trenkler. Dieser hat bei seinem Eintreffen nur noch die Tiefenlage der obersten Scherben unter der Oberfläche der Bordkante nachmessen können, da sonst alles bereits wieder zugeschüttet war. Nach Aussage der Arbeiter seien einige etwa faustgroße Steine in der Umgebung des Grabes gefunden worden; von einer Steinsetzung jedoch könne keine Rede sein. Das Gefäß habe auch nicht auf einem Stein gestanden, wovon sich die Arbeiter durch tieferes Graben überzeugt hätten, sondern in z. T. schwärzlich verfärbtem Sand. Irgendwelche Beigefäße wurden nicht beobachtet.

Abb. 1. Stetzsch.

Beim Ausschlemmen des Gefäßes im Museum fand sich darin nur sehr wenig Leichenbrand, in diesem die durch die Patina sehr in Mitleidenschaft gezogene bronzene Fibel (Abb. 3a u. b).

Die Urne ist tonnenförmig und wohl erhalten; nur am Rande waren geringfügige Ergänzungen notwendig. Die einzige Verzierung besteht in einer Wulstleiste, von der ein Stück von 12,5 cm Länge fehlt. Unterhalb der Wulstleiste ist das Gefäß rauh. Der Ton ist hier in seinen oberflächlichen Lagen horizontal gestrichen worden, wie aus seichten Riefungen hervorgeht. Oberhalb der Wulstleiste ist das Stück im Halsteil sorgfältig geglättet. Im Innern wird die Oberfläche vom ziemlich glatten Halsteil nach dem Boden zu etwas rauher. Färbung: grau- bis rötlichbraun mit schwarzen Tönen, die im Halsabschnitt vorherrschen. Bruch: rötlich, körnig; Brand: gut.

Abb. 2. Stetzsch.

Höhe: 24,4; Höhe (Wulstleiste): 18,5—19,0; Höhe (größter Durchmesser): 13,0; Durchmesser (Mündung): 18,2; Durchmesser (Wulstleiste): 25,6; größter Durchmesser: 27,1; Durchmesser (Boden): 15,4; Durchmesser (Wand): 0,6—0,9 cm.

Die unverzierte Deckelschüssel hat etwas größere Ergänzungen im Randteile erfahren. Der Rand ist leicht eingezogen und etwas verdickt. Die Oberfläche ist wie der Hals der Urne außen und innen geglättet. Färbung: vorwiegend braunschwarz. Bruch: rötlich, körnig; Brand: gut.

Höhe: 8,6—9,1; Durchmesser (Mündung): 19,2; Durchmesser (Boden): 10,1; Durchmesser (Wand): 0,6/0,7 cm.

Die offenbar gegossene Fibel ist nicht besonders gut erhalten. Die Patina ist schmutzig graugrün mit millimetergroßen, pockenartigen, hellgrünen Wucherungen und Vertiefungen namentlich im Fußabschnitt. Sie ist unverziert. Der Fuß scheint aber 2 bezw. 4,5 mm vor dem Ende zwei leichte Einschnürungen besessen zu haben. Wie die Aufsicht (Abb. 3b) zeigt, verlaufen vom Bügel 3 volle Windungen nach links, von da ab zieht die Sehne unter der Feder und Nadel von links-außen nach rechts-außen und von da ab gehen 3 volle Windungen linkshin zum Bügel und Übergang in die Nadel. In der Gegend der Nadelrast ist der bis auf die höchste Erhebung des Bügels ziemlich gleichmäßig dicke

Digitized by Google

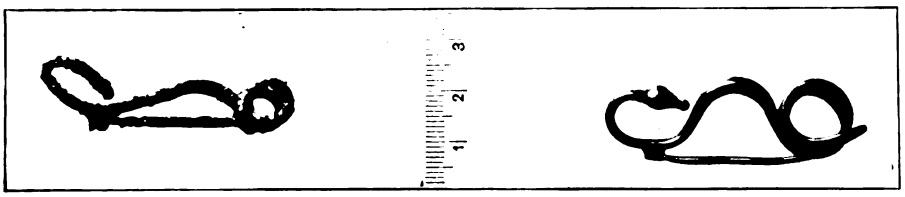
(4,08 mm) Draht flach gehämmert (2,05 mm). Dadurch scheint die Nadelrast gewonnen worden zu sein (Abb. 3a).

Länge: 4,9 cm. Die Breite schwankt zwischen 1,1 (Kopfteil, infolge der Verzerrung), 0,95 (höchste Erhebung des Bügels) und 1,5 cm (höchste Erhebung des Fußes bis zum unteren Ende der Nadelrast). Durchmesser der Spirale: 0,6 cm. Gewicht: 4,5 g.

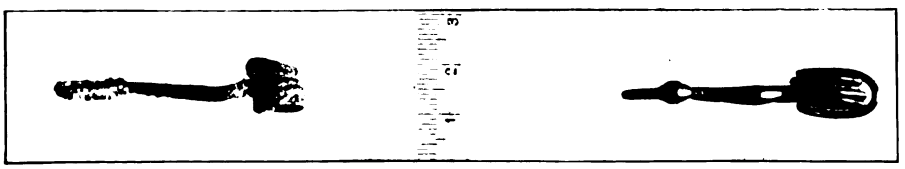
Das Museum für Vorgeschichte in Dresden besitzt aus der Preuskerschen Sammlung eine weitere Fibel von Nünchritz, Ah. Großenhain, die ohne Frage die engsten Beziehungen zu der Stetzscher Fibel hat (Abb. 4a und b). Über die Fundumstände dieser Fibel schreibt C. B. Preusker[1]):

„Bronzene Kleiderspange von Draht, in Nünchritz ungefähr 1808 von dem dortigen Einwohner Gottlieb Heinrich auf seinem Waldstück auf dem Wolfsberge, in einer Urne mit Knochen gef., die mit Steinlagen umgeben und bedeckt war".

Das offenbar ebenfalls gegossene Stück ist wohl erhalten — sogar die Federung ist noch intakt — und von einer gleichmäßigen, tiefgrünen Patina überzogen, die nur auf



a



b

Abb. 3. Stetzsch.

a

b

Abb. 4. Nünchritz.

den Außenseiten der Spiralen, dem Bügel und der Nadel den Goldton der Bronze durchschimmern läßt. Wie die Aufsicht (Abb. 4b) erkennen läßt, gehen vom Bügel zwei volle Windungen nach links, von da ab verläuft die Sehne vor der Feder von links-außen nach rechts-außen, darauf folgen zwei volle Spiralwindungen nach innen zum Bügel und Übergang in die Nadel. Die Nadelrast scheint voll mitgegossen und dann ausgehöhlt (ausgefeilt?) worden zu sein.

Die Fibel ist unverziert bis auf das Fußende, das in einem langgezogenen tropfenartigen Gebilde von 0,9 cm Länge und 4,66 mm Dicke besteht. Kurz vor dem Übergang des Drahtes in dieses Gebilde schwillt dieser etwas an. Darauf folgt ein erhabener Ring als Grenze gegen die Anschwellung. 0,4 cm von diesem Ring entfernt liegen im bereits wieder sich verjüngenden Teile zwei seichte, nicht im ganzen Umfang gleichmäßig deutliche Ringfurchen. Vor diesen befinden sich etwa in der Mitte zwischen ihnen und der Einschnürung für das Endknöpfchen nach links von der Mittellinie noch zwei nur 1 mm lange, parallel zu den Ringfurchen verlaufende Striche — vielleicht Anfänge weiterer, jedoch unvollendet gebliebener Ringfurchen. Nach zwei weiteren, wenigstens in der Aufsicht erkennbaren Furchen schließt das Endknöpfchen das ganze ab.

Länge: 5,05; Breite: 1,5 (Kopfteil), 1,7 (höchste Erhebung des Bügels) und 1,45 (höchste Erhebung des Fußes bis zum unteren Ende der Nadelrast); Durchmesser (Spirale):

[1]) Im zweiten Viertel des Verzeichnisses seiner vaterländischen Altertümer-Sammlung als Anhang zu Bd. XIII der „Erinnerungen aus meinem Leben", Landesbibliothek Dresden: Mjc. Dresden 265, S. 47b unter Nr. 298.

Digitized by Google

1,05 cm; Durchmesser des Drahtes: 1,56 mm (Spiralwindung), 3,96 mm (Bügel, quer), 1,82 mm (Fußrundung), 1,66 mm (Nadelmitte); Gewicht: 7,5 g.

Die Fibel von Nünchritz ist im 5. Typenkartenbericht [1]) nach J. V. Deichmüllers Angabe unter den Frühlatènefibeln Variante E aufgeführt worden, nachdem Preusker [2]) sie erwähnt und abgebildet hatte. Nach meinem Dafürhalten besteht diese Einordnung in die Variante E zu Unrecht. Möglich wäre ein Vergleich höchstens mit der sogenannten Marzabottofibel, wenn man von der besonderen Nadelrast absieht, die sowohl das Nünchritzer wie das Stetzscher Stück auszeichnet. Eine solche Nadelrast finden wir bei den meisten der sogenannten Tierkopffibeln der Stufe Latène A (zwischen 550 und 420 vor Chr.) nach P. Reinecke [3]), wenn man die Abbildungen im 5. Typenkartenbericht von R. Beltz [4]) betrachtet, bisweilen auch bei Certosafibeln [5]). Dagegen tritt sie bei Fibeln vom Typus Latène B (420—300 vor Chr.), den sog. Frühlatèneformen im Sinne der Tischlerschen Terminologie, nicht mehr auf. Wir werden daher unsere beiden Stücke von Nünchritz und Dresden-Stetzsch mindestens in den Übergang von Latène A nach B, d. h. um 400 vor Chr., ansetzen dürfen.

Parallelen zu unseren beiden Fibeln sind mir [6]) nur von zwei Fundstellen bekannt. Nach A. Götze kommen auf der Steinsburg bei Römhild Fibeln dieser Art mehrfach vor [7]). Vom sog. „Bauernfelde" bei Leitzkau, Kires Jerichow I in der Provinz Sachsen stammt ein Exemplar [8]). Es ist sehr zu bedauern, daß die Fundumstände dieser Fibel nicht genau bekannt sind, weil das Gräberfeld von Leitzkau nach Latène B und C gehört [9]). Es wäre sonst vielleicht möglich gewesen, den Nachweis zu führen, daß unsere Fibelform sogar bis Latène C, d. h. bis nach 300 vor Chr., hinabreicht. Während die Steinsburg bei Römhild im keltischen Bereich liegt, der vielleicht auch als Ursprungsort für diese Fibelform in Betracht kommt, gehören Leitzkau, Nünchritz und Stetzsch in das westgermanische Gebiet.

Eine Durchsicht der Keramik unserer Billendorfer Gräber auf Parallelen zu unserer Stetzscher Urne ergibt die überraschende Tatsache, daß sich solche doch ziemlich selten zeigen. In der Form des eiförmigen zweihenkligen Topfes scheint mir unser Gefäßtypus etwas häufiger aufzutreten (Abb. 5 und 6 von Dresden-Kaditz). „Als Ausgangspunkt für die zweihenkligen Töpfe

[1]) 1911, S. 738 unter Nr. 380.
[2]) Blicke in die vaterländische Vorzeit, Bd. 3, 1844, S. 83 und Tafel VI, Fig. 61.
[3]) Der Bayerische Vorgeschichtsfreund, V, 1925, S. 50.
[4]) 1911, S. 673f.; vgl. auch Ebert, Reallexikon, Bd. 3, 1925, Taf. 106a.
[5]) Scheidemandel, Heinr.: Über Hügelgräberfunde bei Parsberg, Oberpfalz, II. Teil, Nürnberg 1902, Taf. 4, Abb. 6: aus Grab I bei Steinmühle. Dieses Grab ist dadurch besonders interessant, daß es daneben noch 4 Vogelkopffibeln und 1 Marzabottofibel mit großer Spirale enthielt.
[6]) Einer freundlichen Zuschrift von W. Schulz gelegentlich der Korrektur verdanke ich noch folgende Nachweise solcher Fibeln: Nohra, Landkreis Weimar, aus Skelettgrab (Sächs. Jahresschr. XV, 1927, S. 62 f.; Museum für Urgeschichte Weimar) und Möbisburg, Stadt- und Landkreis Erfurt Götze-Höfer-Zschiesche, Thüringen, Würzburg 1909, S. 251; Museum Halle, Sammlung Zschiesche).
[7]) Götze, A., Führer auf die Steinsburg bei Römhild. Hildburghausen 1922, S. 25, 31 (Tafel, Abb. 23).
[8]) Hirt, Nachr. ü. D. A., 6. Jg., 1895, H. 5, S. 79, Fig. 21a: mit einer Tonperle an der Nadel; Beltz, R., 5. Typenkartenbericht, 1911, S. 745, Nr. 515; vgl. auch Kiekebusch, A., Prähist. Zeitschr., VIII, 1916, S. 111, Abb. 5, Fig. 21a.
[9]) Bauer, Fr., Nachr. ü. D. A., 7. Jg., 1896, H. 6, S. 83ff. und Kupka, P., Sächs. Jahresschr., IX, 1910, S. 17.

Digitized by Google

ist .... die westgermanische Kultur zu bezeichnen, in der diese Form schon vor 600 vorkommt" [1]).

Es gibt aber auch Parallelen zu unserer tonnenförmigen Urne von Dresden-Stetzsch. So gleich von Stetzsch selbst (Abb. 7). Das Stück ist deshalb besonders interessant, weil es mit der Deckelschüssel (Abb. 8) und dem Fragment eines Tontellers (Abb. 9) aus einem Grabe stammt, eine Angabe, die für Stetzsch leider zu den Ausnahmefällen gehört. Dieses Grab ist am 29. VIII. 1890 von dem bekannten Verfasser der Arbeit „Zur Geschichte der Besiedlung der Dresdner Gegend" (Dresden 1912) O. Trautmann selbst auf dem Beyerschen Felde ausgegraben worden. Die Graburne (Abb. 7) enthielt Leichenbrand; ihr Boden befand sich 1,20 m unter der Oberfläche. Das Grab [2]) besaß eine Steinpackung aus zum Teil sehr großen Steinen. Die 3 Stücke sind noch im Jahre 1890 dem staatlichen Museum für Vorgeschichte geschenkt

Abb. 5.

Abb. 6.

Dresden-Kaditz. Etwa 1/6.

worden (Alter Katalog S. 266, Nr. 219—221). Dabei findet sich die Anmerkung: „Nr. 219—221 aus einem Grabe, in dem noch mehrere kleinere, auch eine größere Urne sich befanden, die nicht ins Museum gelangten". Diese anderen Gefäße müssen leider als verschollen gelten, wie ich dieser Tage durch eine Aussprache mit Herrn Trautmann festgestellt habe. Die Deckelschlüssel besitzt an Stelle eines Henkels zwei schräg vom Rande (bei nach unten gerichteter Mündung) nach rechts-oben verlaufende, mondsichelförmige Wülste und einen eingezogenen Rand (Rostspuren an ihr beweisen, daß sie mit Eisen in Berührung gestanden hat). Wegen der Wülste werden

[1]) Tackenberg, K., Altschlesien, I, 1926, S. 155, Taf. XII, Abb. 7 (Gr. Beckern, Kr. Liegnitz), Taf. XIII, Abb. 10 (Lindau, Kr. Freystadt); vgl. dazu Schwantes, G., Prähist. Zeitschr., I, 1909, Taf. XV, 1 (Stufe Wessenstedt), Taf. XVI, 2 (Stufe Jastorf b); Wahle, E., Sächs. Jahresschr., X, 1911, S. 117f., Taf. XIV, Fig. 4a (Golpa bei Bitterfeld; vgl. dazu auch Gandert, O.-F., Die Dübener Heide, Nr. 3, 1927, S. 58, Abb. 3, Fig. 2); Rodrian, H., Mannus, XVII, 1926, S. 315, Vd, S. 317, VIIIa 1, S. 323, XId und XIk (Kreis Schweinitz, Prov. Sachsen); betr. einer germanisch-illyrischen Mischbevölkerung vgl. vor allem S. 330—332.

[2]) Grab D der Trautmannschen Notizen in Deichmüllers Grabungsprotokoll; vgl. dazu die Angaben in diesem auf S. 21.

Digitized by Google

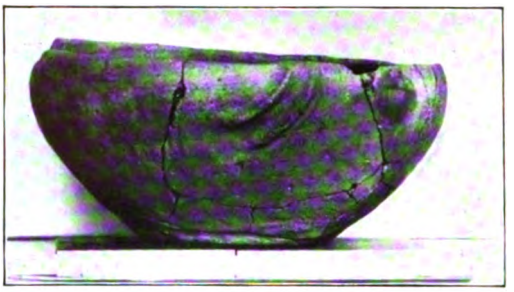


Abb. 8.

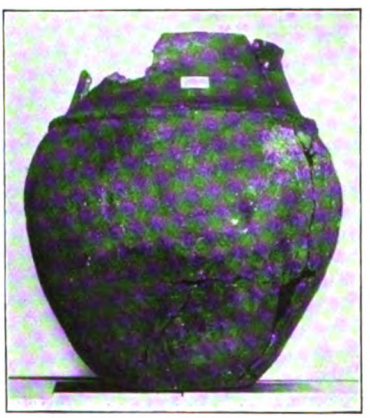


Abb. 7.

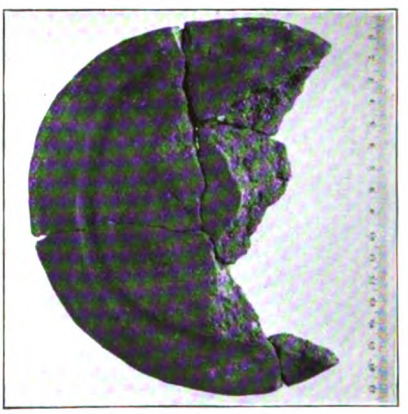


Abb. 9.

Abb. 7 u. 8. Etwa $^1/_{12}$ n. Gr. Abb. 9. 1 cm des beigegebenen Maßstabes = 2,3 cm in n. Gr.

Abb. 10. Zeithain, Ah. Großenhain. Etwa $^1/_{12}$ n. Gr.

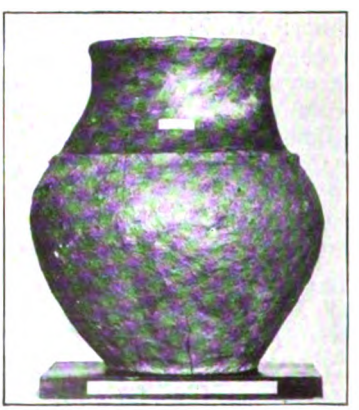


Abb. 11. Klein-Saubernitz, Ah. Bautzen. Etwa $^1/_{12}$ n. Gr.

Digitized by Google

wir sie unbedenklich nach Latène setzen dürfen. Im Gegensatz dazu gehört der Tonteller zum eisernen Inventar Billendorfer Gräber.

Als weitere Parallelen zur Stetzscher Urne bringe ich ein Gefäß von Zeithain, Ah. Großenhain (Abb. 10; alter Katalog, S. 222, Nr. 127), bei dem schon die Abbildung sehr deutlich den Unterschied zwischen dem bis zum Wulst hin geglätteten Hals und dem übrigen rauhen Teil des Gefäßes erkennen läßt. Ganz ähnliche Stücke besitzt unser Museum von Klein-Saubernitz, Ah. Bautzen (Abb. 11) und Gohlis bei Dresden, Ah. Dresden. Auch die Stücke von Klix, Ah. Bautzen [1]) kommen für einen Vergleich in Frage. Außerhalb Sachsens wären zu nennen: Walsleben, Altmark [2]), Südende, Kreis Teltow [3]), Merzdorf, Kreis Breslau [4]), Waldheim, Kreis Steinau [5]) und Noßwitz, Kreis Glogau [6]). Gerade das Noßwitzer Stück entspricht wohl am allerbesten unserer Stetzscher Urne.

Sehen wir uns die genannten Fundorte auf der Karte an, dann liegen sie entweder in westgermanischem Gebiet oder in ehemals illyrischem Gebiet,

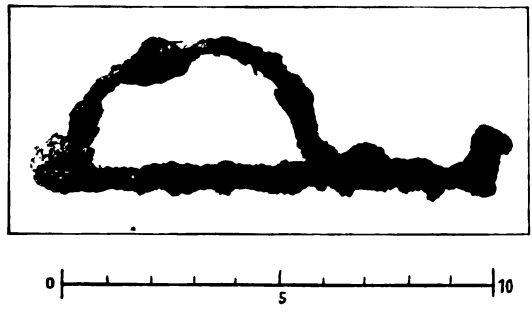


Abb. 12. Stetzsch.

in dem später Westgermanen anzutreffen sind, oder endlich in ostgermanischem Gebiet. Dort werden sie jedoch von den einheimischen Forschern als westgermanische Typen bezeichnet.

Tackenberg [7]) hat in bezug auf Schlesien von einer frühgermanisch (im Sinne von ostgermanisch) -illyrischen Mischgruppe gesprochen; wir werden für Sachsen von einer westgermanisch-illyrischen Mischgruppe sprechen dürfen. Daß daran für Sachsen illyrischerseits die Billendorfer Gruppe besonders stark beteiligt ist, beweist der Trautmannsche Grabfund von Dresden-Stetzsch mit dem Billendorfer Teller. Dafür spricht aber auch das Auftreten von Gefäßen, die unserer Stetzscher Urne nahestehen, in den Billendorfer Gräberfeldern, z. B. von Klix [8]) und Kleinsaubernitz. Denn das Gefäß von Kleinsaubernitz stammt nach den Angaben von dem bekannten großen Gräberfelde

[1]) Herbach, K., Bautzener Festschrift, 1926, S. 79, Taf. IX, Abb. 5 und 8.
[2]) Kupka, P., Sächs. Jahresschr., X, 1911, S. 48 mit Taf. V, Abb. 14.
[3]) Kiekebusch, A., Präh. Zeitschr., VIII, 1916, S. 118, Abb. 11, ferner Landeskunde der Provinz Brandenburg, Bd. III, 1912, S. 417, Abb. 230, sowie Tackenberg, K., a. a. O., S. 155.
[4]) Mertins, O., Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, 2. Aufl., 1906, S. 94, Abb. 242 (Skelettgrab!).
[5]) Tackenberg, K., a. a. O., S. 155 und Taf. XIII, 9.
[6]) Tackenberg, K., a. a. O., S. 155, Abb. 39 aus Grab 68.
[7]) Tackenberg, K., a. a. O., S. 121.
[8]) Herbach, K., a. a. O., S. 79, Taf. IX, 5.

Digitized by Google

in der Sandgrube vom Lorenzberg. Und das Grab von Klix erweist sich nach Herbachs Angaben[1]) mit seinen 11 Beigefäßen als absolut billendorfisch.

Wenn die von uns gegebene Datierung der beiden Fibeln zutrifft, dann wäre damit der Beweis erbracht, daß im Elbgebiete Sachsens die westgermanisch-illyrische Mischkultur noch um 400 vor Chr., unter Berücksichtigung des Leitzkauer Stückes wohl sogar noch nach 400 vor Chr., bestanden hat. Dann würde aber auch angenommen werden dürfen, daß damals noch Illyrier bei uns gewohnt haben.

Wir können diese Annahme noch von einer anderen Seite her stützen. Das Gräberfeld von Stetzsch hat die einzige bisher aus Sachsen bekannt gewordene Certosafibel geliefert[2]). Das Stück (Abb. 12) ist aus Eisen und hat eine untere Sehne. Der Bügel ist oben rund, unten flach. Der Fuß ist ein aufrecht stehender Knopf. Das Billendorfer Grab, das die Fibel enthielt, wurde von J. D. Deichmüller am 29. August 1890, also am gleichen Tage wie das Grab D Trautmanns und nur 4,4 m westlich von diesem, auf dem östlich des Maurer Zeißigschen Grundstückes gelegenen Felde von Beyer (Parzelle Nr. 126e) als Nr. VIII ausgegraben. Die Ansicht des Grabes von NO gibt die Abb. 13 (die vor der Haupturne gelegenen Steine sind weggenommen).

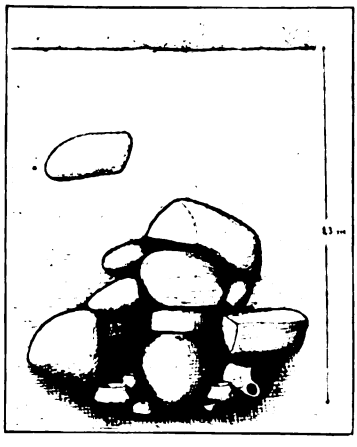


Abb. 13. Stetzsch.

Nach Deichmüllers Angaben im Grabungsprotokoll[3]) befand sich der Boden der Haupturne 1,30 m unter der Erdoberfläche. Außer ihr und ihrer ungehenkelten Deckschüssel (einem gewölbten Napf) enthielt das Grab 14 kleine Beigefäße, das Fragment eines weiteren Beigefäßes und die Fibel, welche SW neben der Haupturne zwischen den dort befindlichen Beigefäßen lose im Sande lag, welcher ringsherum rostrot verfärbt war. Die Graburne ist ein großer Topf, der an der Grenze von Hals und Schulter statt der Henkel zwei kurze knopfartige Ansätze hat. Die braune Außen- und die schwarze Innenseite sind wie poliert, so glatt gestrichen sind die Flächen. Etwa 1,50 m südlich von der Haupturne fanden sich — auf der Abb. 13 nicht mehr dargestellt — 0,60 m unter der Erdoberfläche drei weitere Gefäße, die z. T. mit Steinen umgeben waren. In einer henkellosen Schale stand eine mit Erde angefüllte Terrine, mit schräglaufenden Rippen und Punktreihen verziert. Bedeckt war diese mit einer im Innern mit einem vierstrahligen Stern verzierten einhenkligen Schale.

Mit den Certosafibeln hat sich erst unlängst G. von Merhart[4]) in seiner Arbeit „Archäologisches zur Frage der Illyrer in Tirol" auseinandergesetzt. Er stellt fest, daß „jeder Fund in den Alpen oder nördlich derselben, sofern er in geschlossenem Inventar Certosafibeln enthält, im Sinne der Stufenteilung Reineckes latènezeitlich und frühestens der Stufe A, zum Teil auch wohl noch der Stufe B parallel zu setzen ist, wobei es zunächst gleichgültig bleibt, ob Grabform oder Inventar hallstättisch sind."

[1]) A. a. O., S. 84: Grab XVII mit Skizze auf S. 87, Taf. XI.
[2]) Belz, R., 6. Typenkartenbericht, Berlin 1914, S. 886, Nr. 47 auf Grund des Nachweises von J. D. Deichmüller.
[3]) S. 12—19.
[4]) Wien. Prähist. Zeitschrift XIV, 1927, S. 106ff.

Digitized by Google

Auf unsere Billendorfer Gräber von Dresden-Stetzsch übertragen heißt das aber, daß wir mit ihrer unteren Grenze wenigstens bis zum Übergang von Latène A nach B, möglicherweise sogar nach Latène B zu gehen haben.

Für die letzte Ansicht sprechen m. E. folgende Überlegungen: Belz [1]) betont den „östlichen Charakter" der Certosafibeln für ihr Auftreten in Deutschland. Und A. Mahr [2]) sagt im Anschluß an B. Niese [3]): „Eine zweite Verschiebung nach dem Osten habe durch bayrisch-sudetenländisches Gebiet um die Wende der Stufen A und B, also etwa um 400 stattgefunden ...." Würde also die Kenntnis der Certosafibeln erst um diese Zeit nach Schlesien und von da aus weiter nach Posen gelangt sein, dann wäre es durchaus wahrscheinlich, daß unser Stetzscher Stück — selbst wenn es eine lokale Nachbildung darstellen sollte, für die es ja auch eines Vorbildes bedurft hätte — erst im 4. Jahrhundert, also in einer ziemlich späten Phase der Billendorfer Kultur, von Osten her nach Sachsen gekommen ist. Denn vom Osten kam ja die Billendorfer Kultur ins Land.

Gegenüber der noch immer ungeklärten Frage nach dem Verbleib des großen illyrischen Volkes stellt sich Tackenberg [4]) für Schlesien auf den Standpunkt, daß „der Rest im Lande blieb und als hörige Bevölkerung mit den Einwanderern allmählich zu einer Einheit verschmolz". Wenn dieser Verschmelzungsprozeß in Schlesien nach Tackenbergs Angaben so verlaufen ist, daß die Frühgermanen „unter dem Einfluß der alten Bevölkerung ihre Bestattungssitten" aufgaben und „zur illyrischen Flachgräberform" übergingen, daß sie auch „das Mitgeben von mehreren Beigefäßen" entlehnten, „wie die Sitte, Seelenlöcher anzubringen", daß „selbst auf keramischem Gebiet ... Angleichungen" stattfanden, wobei „die illyrische Kultur meist die gebende war", dann hat man bei der beiden Kulturen eignenden Gemeinsamkeit der „meisten Schmuckstücke, Toilettengegenstände, Waffen und Werkzeuge" eigentlich nicht den Eindruck, daß die Illyrier die „hörige Bevölkerung" gewesen sind [5]). Im Gegenteil! Weiter: je schwerer wir die einzelnen Komponenten der neuen Mischkultur durch die Bodenfunde zu erfassen vermögen, desto mehr werden wir damit zu rechnen haben, daß sie von längerer Dauer gewesen ist. Von einem Ende derselben werden wir erst dann sprechen dürfen, wenn innerhalb der bisherigen Grenzen der Mischkultur eine neue Kultur archäologisch gut greifbar geworden ist.

Mutatis mutandis dürften sich aber die schlesischen Verhältnisse auf Sachsen übertragen lassen, auch ohne daß wir eine absolute Chronologie der Billendorfer Keramik besitzen, für welche unsere Stetzscher Gräber von erheblicher Bedeutung sind. Die sächsischen Verhältnisse während der Latènezeit würden dann folgendermaßen erklärt werden können:

Abgesehen von einigen wenigen rechtselbischen Latènefunden (Gohlis bei Riesa, Nünchritz, Okrilla, Röderau und Zeithain) bildet die Elbe die Grenze zwischen westgermanischem Volkstum und westgermanisch-illyrischer Mischbevölkerung. Das linkselbische Gebiet, nach Ausweis der Fundkarte an und für sich schon arm an illyrischer, d. h. Billen-

[1]) 6. Typenkartenbericht, Berlin 1914, S. 696.
[2]) Mitt. prähist. Kom., Bd. 2, Nr. 3, 1915, S. 358.
[3]) Zur Geschichte der keltischen Wanderungen in: ZfdA., Bd. 42, 1898, S. 129ff.
[4]) Tackenberg, K., a. a. O., S. 154f.
[5]) Vgl. dazu die Ausführungen W. Schmids, Mitt. präh. Kom., Bd. 2, Nr. 3, 1915, S. 280 betr. Vermischung einer numerisch schwächeren keltischen Herrenbevölkerung mit den erbgesessenen illyrischen Einwohnern; ferner L. Franz, Germania, XI, 1927, S. 8.

Digitized by Google

dorfer Bevölkerung wird durch immer neuen Zustrom im Verlaufe der Latènezeit unter vollkommener Aufsaugung aller etwa noch zurückgebliebenen illyrischen Volksreste immer mehr westgermanisch.

Ganz anders im ostelbischen Gebiet, im Bereich der sächsischen Oberlausitz, wo von Anfang an illyrisches Volkstum in reicher Fülle durch die von Osten ins Land kommenden Billendorfer sich ausbreitete. Gewiß ist es auch hier, wie die Funde von Klix und Kleinsaubernitz beweisen, zu einer Vermischung mit westgermanischen Zuwanderern gekommen. Jedoch dominierte hier das Illyriertum so stark, daß uns die westgermanische Besiedlung während der Latènezeit in illyrischem, d. h. in Billendorfer, Gewande entgegentritt. Der gesicherte Fund einer einzigen Latène C oder D-Fibel in einem ostsächsischen Billendorfer Grab würde zum Beweis dieser Darlegungen ausreichen.

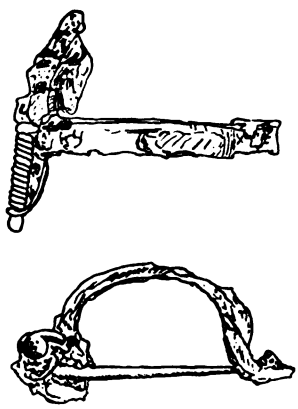


Abb. 14. Dresden-Leuben. 1/1.

In dieser Verbindung möchte ich hier noch auf einen Fund hinweisen, der auf dem Gelände des Gartenbaubetriebes Max Ziegenbalg in der Flur Dresden-Leuben zutage kam.

Ende Februar 1926 wurde etwa 85 m nordwestlich und 20 m südwestlich des südwestlichsten Betriebsgebäudes beim Pflügen in etwa 40 cm Tiefe das Fragment des Unterteiles (und ein einzelner Wandscherben) von einem großen Topf freigelegt und vom Obergärtner Karl Seichter geborgen. Der Boden des Fragmentes ist leicht abgesetzt und durchgebogen, die Oberfläche außen schokoladebraun mit schwarzen Tönen, geglättet; innen graubraun, eben. Das Bruchstück enthielt einen harten Klumpen von Brandknöcheln und Asche, ferner die eiserne Fibel (Abb. 14) sowie zwei Reste eines Armringes aus Bronze von unsymmetrischem, bikonvexem Querschnitt. Das Material befindet sich als Geschenk der Herren Ziegenbalg im Staatlichen Museum für Vorgeschichte in Dresden.

Die Fibel ist eine zweiteilige Armbrustfibel mit breiter, dünner Spitze, Spiralachse, die in Knöpfen endigt, und bandförmigem, bogenförmigem Bügel von ovalem Querschnitt. Der Fuß mit der Rast ist zum größten Teil verloren. Eine schadhafte Stelle auf der Höhe des Bügels könnte darauf hindeuten, daß der zurückgebogene Fuß den Bügel berührt hätte (Mittel-Latène = Schema!). Eine Spiralhälfte ist stark beschädigt.

Verschiedene Grabungen G. Neumanns auf dem Gelände, die Ende März 1928 zu einem vorläufigen Abschluß gelangt sind, haben ergeben, daß es sich um ein rein billendorfisches Gräberfeld handelt. Und innerhalb der südlichen Randzone dieses Gräberfeldes — also nicht am Rand! — liegt inmitten anderer Billendorfer Gräber unser Fibelgrab als Nr. 36 des Planes. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß Gefäß und Fibel so schlecht erhalten sind, daß eine absolut einwandfreie Datierung ausgeschlossen ist. Wir würden sonst vielleicht in der Lage gewesen sein, zu beweisen, daß die Billendorfer Kultur bis etwa 200 vor Chr. heruntergereicht hat.

Jedenfalls müssen wir danach die Billendorfer Kultur Sachsens in geringerem Maße für den Westen, in erheblichem Umfange für den Osten — die Elbe als Grenze gerechnet — ebenso als eine retardierende Hallstatt-

Digitized by Google

oder Späthallstattkultur ansehen, wie das von W. Schmid[1]), A. Mahr[2]), von G. Bersu und P. Goeßler[3]) und von G. von Merhart[4]) für das Bacherngebiet in Steiermark, für Oberösterreich, die schwäbische Alb und Tirol geschehen ist.

Und soviel Schlesien angeht, sollte sich nicht auch hier im Sinne dieser und der Tackenbergschen Ausführungen die Möglichkeit ergeben, die Kluft zu überbrücken, „die zwischen der Gesichtsurnenkultur und der spätlatènezeitlichen der Brandgrubengräber liegt?"

[1]) Mitt. präh. Kom., Bd. 2, Nr. 3, S. 301.

[2]) Mitt. präh. Kom., Bd. 2, Nr. 3, S. 309. — nach J. Szombathy, MAGW., XVIII, 1888, S. (93), der als erster „auf die ganz charakteristische Erscheinung, daß die südalpinen Funde der Latènezeit mit einer ganz augenscheinlichen Verspätung einsetzen, ... aufmerksam gemacht" hat —; ferner a. a. O., S. 358f.

[3]) Fundb. Schwaben, N. F., II, 1924, S. 102.

[4]) Wien. präh. Zeitschr., XIV, 1927, S. 106—108, bes. S. 107.

Digitized by Google

Die „Schwurschwerter" der Wartburg — Taleae ferreae.

Von Alfred Götze, Berlin.

Mit 2 Abbildungen im Text.

Ein Latènefund eines auf dem europäischen Kontinent äußerst seltenen Typus dürfte das Interesse der Vorgeschichtsforscher und insbesondere unseres Jubilars finden. Er ist in der vorgeschichtlichen Literatur noch nicht eingeführt, obgleich er schon vor etwa 80 Jahren gehoben wurde und in der historischen Literatur eine Rolle spielt — freilich in seiner wahren Bedeutung unerkannt. Eine besondere Note bekommt er dadurch, daß er an einem jedem Deutschen wohlbekannten und jährlich von Tausenden besuchten Ort zutage kam und dort aufbewahrt wird und daß er mit einer ebenso bekannten Sage verknüpft ist.

Es sind die sog. Schwurschwerter oder mythischen Schwerter der Wartburg.

Erinnern wir uns kurz der Sage [1]): Ludwig der Springer kam auf der Jagd in die Gegend von Eisenach und rief in Betrachtung des steilen Felsenberges: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Der Berg gehörte aber nicht ihm, sondern den Herren von Frankenstein. Da ließ er des Nachts von seinem Grund und Boden in Körben Erde hinauftragen und auf dieser eine Burg bauen. Darauf wurde er von den Herren von Frankenstein verklagt und ihm der Eid zugeschoben, sein Eigentum zu beschwören. „Da erkor der Graf seine zwölf Ritter zu Eideshelfern, trat mit ihnen auf den Berg, steckten ihre Schwerter in die zuvor hinaufgetragene Erde und schwuren, daß ihr Herr, Graf Ludwig, auf dem Seinen stände und schon von Alters dieser Boden zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe. Damit behielt er den Berg". Soweit die Sage. Die Wartburg wurde von Ludwig dem Springer in den Jahren 1067 bis 1070 erbaut.

Auf Anregung der Großherzogin Maria Paulowna beschloß ihr Sohn, der damalige Erbgroßherzog und spätere Großherzog Carl Alexander von Sachsen in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts den Wiederaufbau der stark verfallenen Burg, von der nur noch wenige Gebäude standen. Als Vorarbeit wurden 1845 und 1846 durch den Wiedererbauer der Wartburg, Dr. H. v. Ritgen und den Burghauptmann B. v. Arnswald Ausgrabungen zur Gewinnung von Bauteilen und Aufdeckung der Fundamente vorgenommen und der Schutt — ungefähr 7000 cbm — von der Burgfläche entfernt. Dabei

[1]) Ludwig Bechstein: Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. 1. Teil. 1835. S. 25 f.

Digitized by Google

fand man, wie die Berichte sagen, 13 eiserne Schwertklingen, die als die in der Sage genannten Schwurschwerter angesehen wurden. v. Ritgen äußert sich hierüber folgendermaßen: „Merkwürdigerweise hat man vor mehreren Jahren in einem in den Felsen gehauenen Loche auf der Burg 13 halbzerstörte Schwerter ältester Form gefunden, welche mit einem Drahte umwunden waren. Sollten sie nicht zum Andenken jenes Schwures dort versenkt worden sein?" [1]). In dem großen Wartburgwerk [2]) berichtet der Großherzog Carl Alexander etwas ausführlicher: „Der merkwürdigste Fund von allen ist aber der von 13 Ritterschwertern gewesen, welche, mit Draht zusammengebunden, in der Mitte des Burghofes in der Nähe des größten Turmes in einem Loch im Felsen gefunden wurden. Herr v. Ritgen war auf den glücklichen Gedanken gekommen, den Hof des Schlosses ausgraben zu lassen. Hierbei fand man eine Menge Brandschutt und plötzlich jene Schwerter.... Als ich nach gethanem Funde auf die Wartburg kam, hob ich mit meinem Sohne die 13 Schwerter empor und legte sie samt dem Draht in die unter Glas verwahrte Platte eines Tisches in der Kemenate der hl. Elisabeth nieder, wo sie noch sind" [3]). In Abschnitt 10 des Wartburgwerkes schreibt Baumgärtel anscheinend auf Grund der Monatsrapporte v. Arnswalds: „In dem mittleren Hofraum zwischen Brauhaus und Palas, ungefähr vor der Mitte des letzteren, wurde unter dem Schutt eine in den Felsen eingehauene quadratische Vertiefung von etwa 4 m Seitenlänge entdeckt, innerhalb deren sich jene 13 Schwertklingen fanden" [4]). Schließlich Paul Weber im Abschnitt 12: „Von den wenigen, jetzt auf der Wartburg aufbewahrten Ausgrabungsfunden aus der Zeit der Wiederherstellung sind die interessantesten die 13 mittelalterlichen Schwertklingen..... Alle 13 waren bei der Auffindung durch Draht zu einem Bündel zusammengeschnürt. Diese Umschnürung und der Umstand, daß die Klingen augenscheinlich nie „gefaßt", d. h. mit Griffen versehen gewesen sind, legen die Vermutung nahe, sie könnten in alter Zeit durch irgendeinen Zufall aus der Rüstkammer der Burg verloren gegangen sein. Der Form und Technik nach scheinen sie dem 13. Jahrhundert anzugehören" [5]). Seit der Auffindung lebten die Klingen in der waffenkundlichen Literatur [6]) als die Schwurschwerter Ludwigs des Springers, bis Karl Kötschau [7]) dem ein Ende machte in einer Besprechung des Werkes von Diener-Schönberg (Die Waffen der Wartburg, 1912), indem er den Verfasser lobte, daß er den mysteriösen Fund der sog. Schwurschwerter ausschloß, „da sie nur der Phantasie der Romantiker des 19. Jahrhunderts ihre Deutung und wahrscheinlich auch ihre Entstehung verdanken".

---

[1]) Dr. H. v. Ritgen: Der Führer auf die Wartburg. Leipzig. 3. Aufl. 1876. (1. Aufl. 1859.)

[2]) Die Wartburg, ein Denkmal deutscher Geschichte und Kunst. Dem deutschen Volke gewidmet von Großherzog Carl Alexander von Sachsen, dargestellt in Monographien von Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, Richard Voß, Carl Wenck, Paul Weber, Ernst Martin, Wilhelm Oncken, Max Baumgärtel, Otto v. Ritgen, August Trinius. Berlin 1907.

[3]) Ebenda S. 10, mit Abbildung eines der Schwerter.

[4]) Ebenda, S. 298.

[5]) Ebenda, S. 596.

[6]) Erwähnt sei: Graf Wilczek, Erinnerungen eines Waffensammlers. Wien 1908 (2. Aufl.), weil er S. 5 eine Variante über die Sage und die Auffindung bringt: 12 Schwerter aus der Wende des 11. Jahrhunderts seien strahlenförmig liegend aufgefunden worden und ein reicher verziertes Schwert in der Mitte senkrecht in der Erde stecken. — Ein Beispiel für die noch in der Gegenwart lebendig gestaltende Kraft der Sage.

[7]) Zeitschrift für historische Waffenkunde. VI, 1912—1914, S. 71.

Digitized by Google

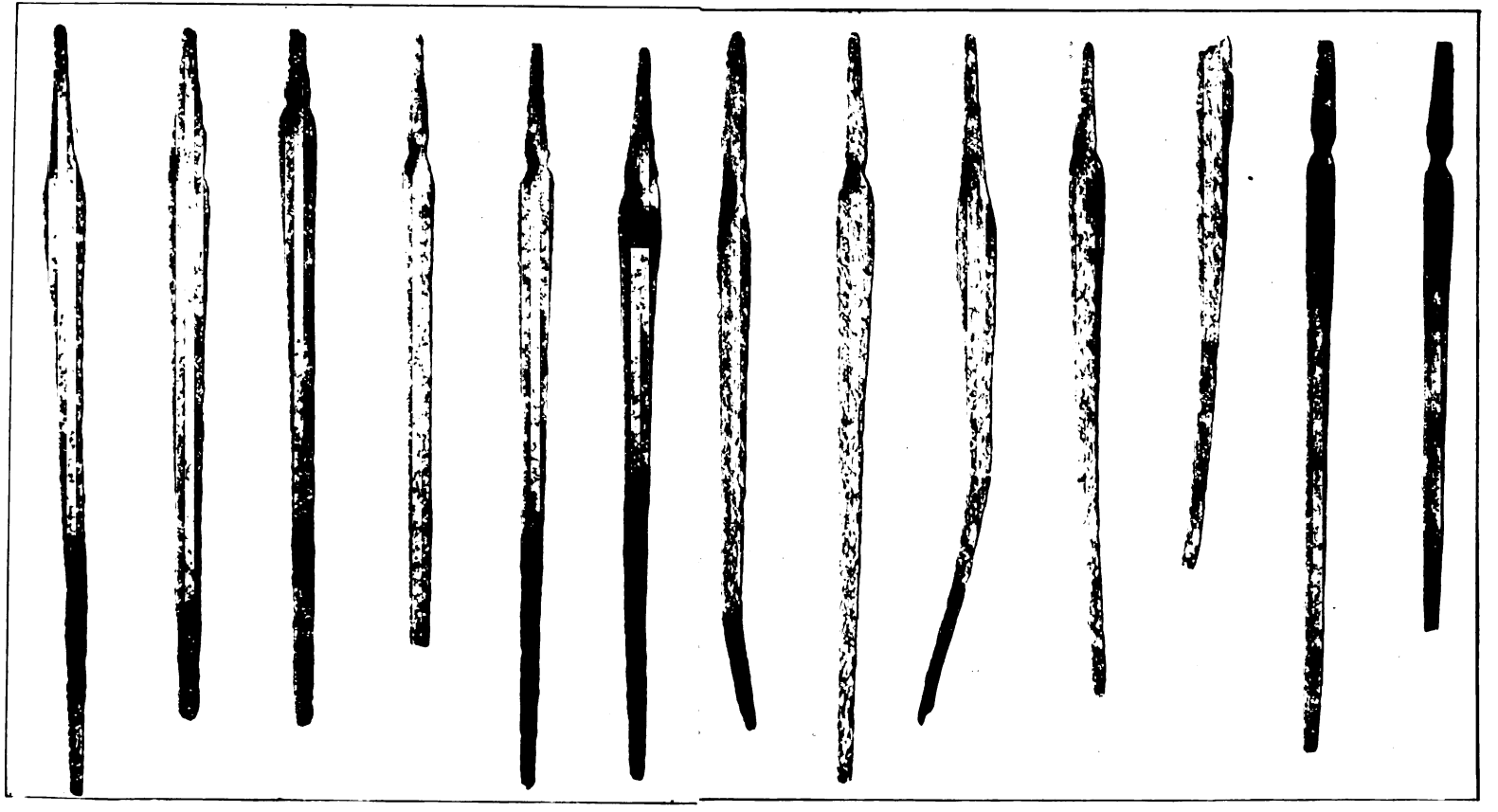


Abb. 1.

Digitized by Google

Was hat es nun mit diesen merkwürdigen Klingen für eine Bewandnis? Gehörten sie Ludwig dem Springer und seinen Eideshelfern, sind es überhaupt „mittelalterliche" Schwerter des „11. Jahrhunderts" oder Erzeugnisse des „19. Jahrhunderts" — oder etwas ganz anderes?

Im Sommer 1909 hatte ich durch die Güte des Oberburghauptmanns Freiherrn v. Cranach Gelegenheit, die „Schwurschwerter" zu sehen. Sie lagen nebst Stücken des Drahtes in der Kemenate noch in dem Tischkasten, in den der Großherzog Carl Alexander sie hineingelegt hatte.

Die folgende Beschreibung stützt sich auf die damalige Besichtigung und die Photographieen, für die ich Herrn v. Cranach dankbar bin und nach denen die hier wiedergegebenen Abbildungen 1 (Nr. 1—13) hergestellt ist; die Maße und Gewichte verdanke ich Herrn Burgwart H. Nebe. Von den dreizehn Klingen sind elf Stück (Nr. 1—11) stark verrostet und befinden sich in einem Zustand, in dem die Substanz in abbröckelnde Platten sich aufzulösen beginnt; solche abgesplitterte Stücke lagen in ziemlicher Menge im Kasten bei den Schwertern. Obgleich der Oxydationsprozeß ziemlich weit fortgeschritten ist, enthält doch der Kern metallisches Eisen in nennenswerter Menge. Nasse Tröpfchen zeigten sich nur in verschwindender Anzahl, so daß man annehmen kann, daß der Aufbewahrungsort verhältnismäßig günstig ist und die starke Verrostung nicht erst nach der Auffindung, sondern vorher vor sich gegangen ist. Ganz anders verhalten sich die beiden Klingen Nr. 12 und 13. Ihre Oberfläche ist nicht rauh, es fehlt vollständig die Neigung zum Absplittern und die Verrostung dringt nicht in die Tiefe. Die Ecken und Kanten sind gut erhalten, überhaupt machen die beiden Stücke einen wesentlich frischeren Eindruck.

Die Form der „Schwurschwerter" ist die einer langgestreckten dünnen Lamelle, die einer Schwertklinge mit Griffangel ähnelt. Der Eindruck kommt dadurch zustande, daß in 10—20 cm Abstand vom oberen Ende beide Ränder nach einer Seite hin umgelappt sind, wie es bei den bronzenen Lappenäxten aber auch an manchen Eisengeräten der Latènezeit (Äxte, Pflugschare, Picken u. dgl.) der Fall ist, um eine Schäftung zu befestigen; Holzspuren sind indessen an den „Schwurschwertern" nicht zu bemerken, die Umlappung ist für einen solchen Zweck auch viel zu gering und manchmal überhaupt nur leicht angedeutet. Durch diese Abschnürung des oberen Teils wird der Eindruck einer Griffangel hervorgerufen und das Schwertartige wird weiter dadurch betont, daß von der breitesten Stelle aus, die wenig unter der Umlappung liegt, die Klingen sich nach oben und unten verjüngen; sie endigen unten, soweit erkennbar, stumpf. Die Seitenränder bilden keine Schneide.

Nr.	Länge	gr. Breite	Gewicht	Nr.	Länge	gr. Breite	Gewicht
1	97 cm	5,7 cm	750 g	7	88 cm	4,4 cm	700 g
2	88 „	5,5 „	750 „	8	95 „	5,3 „	750 „
3	89 „	5,1 „	650 „	9	89 „	5,5 „	750 „
4	79 „	4,6 „	500 „	10	84 „	4,8 „	625 „
5	97 „	5,0 „	500 „	11	68 „	5,0 „	400 „
6	95 „	6,0 „	750 „	12	91 „	3,7 „	425 „
				13	75 „	3,7 „	325 „

Für die Materialuntersuchung, die Herr Prof. Dr. Hanemann an der Technischen Hochschule Charlottenburg dankenswerter Weise ausführte, standen nur einige abgebröckelte Roststücke von den Schwurschwertern und ein Stückchen Draht von der angeblichen Umwicklung zur Verfügung. Der Draht besteht aus Schweißeisen und ist gezogen. Die Analyse

Digitized by Google

des Roſtes ergab: Eiſen 62,40%, Silizium 1,04%, Mangan 2,46%, Phosphor 0,070%, Schwefel 0,068%. — Da Silizium und Mangan in derartigen Stählen nicht über etwa 0,1 bis 0,3% vorkommen, muß man annehmen, daß aus dem Roſt viel Eiſen ausgelaugt iſt. Das Ergebnis iſt daher für die archäologiſche Beurteilung nicht verwendbar.

Daß dieſe Gegenſtände Nr. 1—11 (12—13 ſcheiden vorläufig aus der Erörterung aus) die Schwerter Ludwigs des Springers und ſeiner Ritter, daß es überhaupt mittelalterliche Schwerter ſind, hat Kötſchau mit Recht abgelehnt, denn etwas ähnliches gibt es im Mittelalter nicht. Daß ſie aber, wie er meint, neuzeitlich ſeien, halte ich wegen Art und Grad der Oxydation für ausgeſchloſſen. Vielmehr entſprechen ſie vollkommen einem der vorgeſchichtlichen Archäologie wohlbekannten Typus, nämlich den keltiſchen ſchwertförmigen Geldbarren aus Südengland (vgl. Abb. 2). Die Übereinſtimmung iſt derart, daß ein Zweifel an der Identität nicht möglich iſt.

Dieſe engliſchen Barren (currency-bars), mit denen Reginald A. Smith[1]) ſich eingehend beſchäftigt hat, kommen im mittleren Teil Südenglands in einem Gebiet, das etwa durch die Punkte Portsmouths, Northampton, Malvern und Torquay umgrenzt wird, in großer Menge vor, häufig als zuſammengepackte Schatzfunde von manchmal hunderten von Exemplaren. Der größte Fund iſt der von Meon Hill (Glouceſterſhire), wo im Jahre 1824 in der Mitte der Befeſtigung 394 Stück auf einem Haufen gefunden wurden. Bei Malvern (Worceſterſhire) lagen 150 Stück zu einer feſten Maſſe zuſammengeroſtet 3 Fuß tief mit Steinen bedeckt (1856). Im nächſten Jahre fand man einige Meter davon ein weiteres Depot mit ebenfalls 150 Stück. Bei Bourton-on-the-Water (Glouceſterſhire) auf einem „the Camp", genannten Platz lagen 147 Stück dicht zuſammengepackt 1½ Fuß tief, dabei ſollen Reſte einer Kiſte (box) geweſen ſein. Bei Ham Hill (Hamdon, Somerſet) wurde im Mai 1845 eine große Anzahl ausgepflügt. Zwiſchen der Befeſtigung von Holne Chaſe bei Aſhburton (Devon) und dem Dartfluß ſtieß man 1870 beim Kaninchengraben auf 1 Dutzend Stück, zuſammengepackt auf einem Stein und mit einem andern bedeckt. In der Befeſtigung von Hod Hill (Dorſet) 17 Stück. Bei Maidenhead (Berks) an der Themſebrücke um 1894 ein Bündel von 7—8 Stück. Bei St. Lawrence (Ventnor) 2 Stück 6 Fuß tief in einem Felsſpalt (1880). Als weitere Fundſtellen ſolcher Eiſenbarren werden genannt Spettisbury (Dorſet, bekannt als Crawford Caſtle), Wincheſter (Hants), Glaſtonbury (Somerſet), Hunsbury (Danes Camp, Northants), Littleton bei Evesham, der Lyneham barrow bei Chipping Norton (Oxfordſhire) und wahrſcheinlich ein zweiter Fund aus der Themſe (im Muſeum in Aylesford).

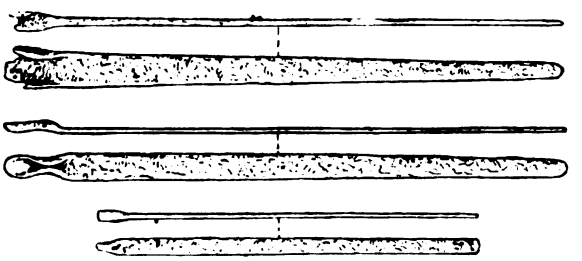


Abb. 2. Südengland.

[1]) Proceedings of the society of antiquaries of London 2. Ser., Vol. XX, S. 179 bis 194; Vol. XXII, S. 38, 337—343; British Museum. A Guide to the Antiquities of the Early Iron Age (1905), S. 148 f. — Vgl. auch Déchelette: Manuel II, 3. Teil, Seite 1557 ff.; Regling: Art. „Geld" in Pauly-Wiſſowa, Realenzyklopädie und in Eberts Reallexikon der Vorgeſchichte; Bremer: Art. „Eiſenbarrenfunde" in Eberts Reallexikon der Vorgeſchichte.

Digitized by Google

Für die Zeitbestimmung wichtig sind die beiden Barren von Glastonbury, weil sie von der rein spätlatènezeitlichen Sumpfsiedlung herrühren; ferner der Fund von Spettisbury[1]), wo sie als Beigaben in einem Friedhof der späten Latènezeit innerhalb der vorgeschichtlichen Befestigung vorkommen. Aus älteren Perioden oder der römischen Kaiserzeit ist kein einziger Fund bekannt, sie müssen also der späten Latènezeit zugewiesen werden.

In diesen englischen Barren hat man die von Caesar (Bell. Gall. V, 12) erwähnten Taleae ferreae erkannt. Er sagt von den Einwohnern Britanniens: „Utuntur (aut aere) aut nummo aureo aut taleis ferreis ad certum pondus examinatis pro nummo". Auf Grund von Wägungen zahlreicher schwertförmiger Barren und durch Heranziehung anderer alter Gewichte hat R. A. Smith ein Einheitsgewicht von 309 g aufgestellt und danach die Barren in vier Gewichtsklassen im Verhältnis von ½ : 1 : 2 : 4 eingeteilt. Daß das Gewicht der einzelnen Barren schwankt, kann ohne weiteres als Folge verschiedener Oxydation angesehen werden. Smith hat aber auch noch eine andere Erklärung gefunden. Indem er bei einer gewissen Anzahl eine genaue Übereinstimmung des Gesamtgewichts mit seinem Einheitsgewicht, zugleich aber Schwankungen der Individualgewichte feststellt, möchte er daraus schließen, daß das Rohmaterial für eine gewisse runde Anzahl Barren genau abgewogen wurde, aber dann die Abtrennung der Substanz für den einzelnen Barren durch den Schmied nach roher Schätzung erfolgte. Von einer Erörterung des Gewichtes der „Schwurschwerter" im Vergleich mit den englischen Barren sehe ich nicht nur mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum ab, sondern auch, weil ihr Erhaltungszustand die Gewichtszahlen wesentlich beeinflußt haben muß. Jedenfalls lassen sie sich nicht ungezwungen in das englische Gewichtssystem einreihen. Es empfiehlt sich auch, erst die Bekanntgabe des anderen thüringischen Fundes durch Schulz (siehe unten) abzuwarten; vielleicht bilden sie mit diesem ein anderes, kontinentales Gewichtssystem. Ihrer Größe nach stellen sie sich an die Seite der längsten britannischen Barren.

Während die „Schwurschwerter" zweifellos keltische Geldbarren der späten Latènezeit sind, bleibt noch zu klären, wie ihr Vorkommen auf der Wartburg zu beurteilen ist. Ich komme da zurück auf die beiden Stücke Nr. 12 und 13. Wie schon gesagt, weicht ihr Erhaltungszustand so erheblich von dem der übrigen ab und macht einen solch frischen Eindruck, daß ein alter Museumspraktiker ihnen nicht das hohe Alter der anderen zuschreiben kann, sondern sie für recht jung halten muß. Dasselbe gilt von dem Draht, mit dem der Fund angeblich umwickelt war. Auch er ist nur oberflächlich oxydiert und kann schon aus diesem Grund unmöglich keltischen Ursprungs sein, ganz abgesehen von der Frage, ob die Latènekelten gezogenen Eisendraht besessen haben. Aber selbst Draht aus dem 11. Jahrhundert, der 800 Jahre in der Erde gelegen hat, würde anders aussehen. Irgend etwas ist also nicht richtig mit dem Fund, und der Wunsch, dem Großherzog die Schwurschwerter in der erforderlichen Anzahl 13 zu präsentieren, wird wohl der Vater der Klingen Nr. 12 und 13 gewesen sein, wozu dann der Draht als Zugabe kam. Wenn aber einmal eine Korrektur des Fundes vorgenommen wurde, muß man ernstlich und ohne Voreingenommenheit prüfen, wie weit sie gegangen ist. Besonders interessiert die Frage, ob die echten alten Barren tatsächlich auf der Wartburg in der Erde gefunden worden oder etwa englischer Herkunft sind. Bedenklich ist der Umstand, daß das Fundgebiet der britischen Barren

[1]) British Museum, A Guide to the Antiquities of the Early Iron Age, S. 124 f.; Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Art. „Crawford Castle" (Bremer).

Digitized by Google

eng umschrieben ist auf einen Teil Südenglands; es wird besonders hervorgehoben, daß sie in den dem Kontinent zunächst liegenden östlichen und südöstlichen Grafschaften fehlen. Auch in Frankreich scheinen sie nicht vorzukommen, sonst wären sie Déchelette, der sich ausführlich mit den englischen beschäftigt [1]), gewiß nicht entgangen.

Andererseits ist aber zu erwägen: Wenn bei den Aufräumungsarbeiten auf der Wartburg überhaupt nichts derartiges gefunden worden wäre und man hätte, um dem Großherzog eine Freude zu machen, einen Schwurschwerterfund frei konstruieren müssen, dann hätte man sich doch mittelalterliche Schwerter verschafft oder wenigstens solche imitiert und nicht Lamellen genommen, die nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Schwertern haben. Ich möchte es also für wahrscheinlich halten, daß ein Fund von elf Eisenbarren auf der Wartburg gehoben wurde, und dies gab die Anregung, ihn zu den 13 Schwurschwertern zu vervollständigen.

Er steht übrigens nicht so isoliert da, wie es den Anschein hat. Prof. Dr. W. Schulz-Halle macht mich auf einen noch unbekannten Fund von 5 Eisenbarren der Wartburgform von Heiligenstadt im nordwestlichen Thüringen aufmerksam. Da er im Begriff ist, ihn zu veröffentlichen, will ich ihm nicht vorgreifen und beschränke mich auf diese Notiz. Ferner erinnert er an die Funde von der Altenburg bei Niedenstein, Bez. Hessen-Kassel [2]) und von Gettenau, Oberhessen [3]). Bei den Niedensteiner sechs Exemplaren ist zwar die Klinge bedeutend schmäler ausgezogen als bei denen von der Wartburg, im übrigen aber stimmen sie soweit überein, daß man sie ihnen unbedenklich an die Seite stellen kann; mit der Altenburg freilich kann man sie nicht ohne weiteres zusammenbringen, wie Hofmeister es tut, denn der Fundort liegt 3 km von ihr entfernt; Beifunde fehlen. Die 10 Exemplare von Gettenau, die einem großen Fund mit vielen anderen Dingen angehören (nach Anthes Mitte des 2. Jahrh. nach Chr.) möchte ich nicht, wie Anthes meint, für Pflugschare, sondern auch für Barren halten. Sie weichen aber so stark von der Wartburgform ab, daß sie einen anderen Barrentypus repräsentieren. Da ich hier keine Abhandlung über Barren geben, sondern nur den Wartburgfund bekannt machen und besprechen will, können sie aus der Betrachtung ausscheiden. Dasselbe gilt von den bekannten schweren Schweizer Eisenbarren (z. B. Heierli, Urgeschichte der Schweiz, S. 331, Fig. 320), die man als Halbfabrikate für Schwerter zu deuten pflegt.

Nimmt man den Wartburgfund als authentisch an, dann tritt sofort ein neues Moment in den Vordergrund, nämlich die Frage, ob auf der Wartburg eine keltische Gipfelburg bestanden hat. Sie würde dann der nördlichste Vorposten der befestigten keltischen Grenzzone sein [4]). Allerdings besteht kaum Hoffnung, etwaige Reste von ihr zu finden, denn der Rand der Burg ist später mit Gebäuden vollständig besetzt gewesen und die Erde der Burgfläche ist bei den Restaurierungsarbeiten bis auf den Felsen abgetragen worden. Insofern würde sich der Barrenfund gut eingliedern, als auch die englischen Depots öfter in einem Burgwall vergraben worden sind.

[1]) Manuel II, 3. Teil, S. 1558 ff.

[2]) H. Hofmeister: Römische Pflugscharen? (Germania I, 1917, S. 42—43, Abb. 2).

[3]) E. Anthes: Jahresbericht der Denkmalpflege im Großherzogtum Hessen. 1910 bis 1913 (1914), S. 50, Taf. 4; Derselbe: VII. Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1912 (1915), S. 157—158, Abb. 78.

[4]) A. Götze: Die vorgeschichtlichen Burgen der Rhön und die Steinsburg. Mannus II, Erg.-Bd. (1911), S. 11ff., S. 86ff. Derselbe: Die Steinsburg bei Römhild. Prähist. Zeitschr. XIII (1921), S. 23ff.

Digitized by Google

Eine Silberfibel der spätrömischen Zeit von Leuna, Kr. Merseburg.

Ihre Einordnung und Bedeutung.

Von Walther Schulz.

Mit 12 Abbildungen im Text.

Dem hochverehrten Altmeister gedachte ich Tabellen zur Latènezeit Mitteldeutschlands, das Ergebnis jahrelanger Arbeit, zu überreichen. Leider

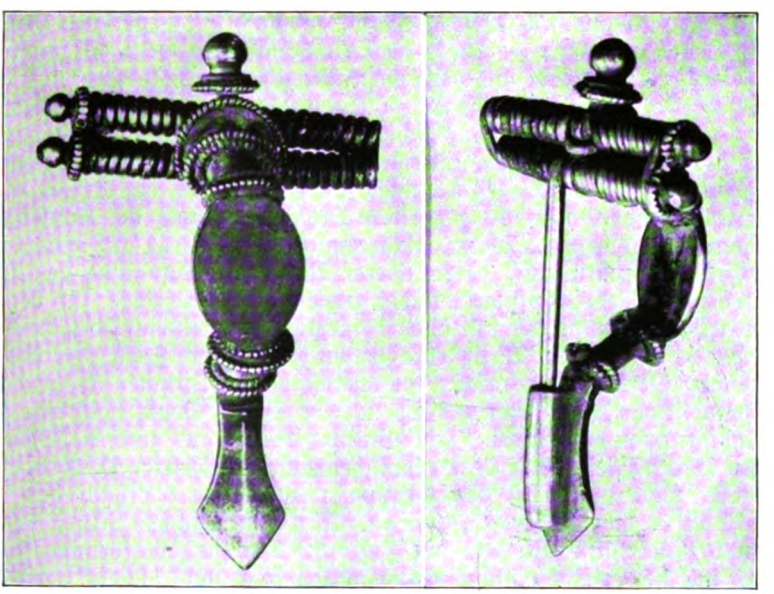


Abb. 1. 1/1.

aber können diese fertiggestellten Tabellen jetzt noch nicht gedruckt werden. So bringe ich nur eine kleine Gabe dar.

Unsere Silberfibel, Abb. 1, wurde bei Erdarbeiten von einem Arbeiter gefunden und bildete den Anlaß zu der Grabung im Frühjahr 1926, der wir verschiedene, z. T. sehr reich ausgestattete Gräber dieses schon bekannten

Digitized by Google

Begräbnisplatzes einer Adelsfamilie verdanken [1]). Die Nachuntersuchung an Stelle des zerstörten Grabes ergab noch eine Gruppe von drei Tongefäßen, darunter eine Terra sigillata-Schale, Reste eines Glasgefäßes, Sporen und Pfeilspitzen aus Silber, Bronzeschnalle, kleine Bronzereste und einen Kamm. Es handelte sich also um ein Mannesgrab.

Die Silberfibel gehört zu Almgrens Gruppe VI, 2, zu den Fibeln, die aus der Fibel mit umgeschlagenen Fuß hervorgegangen sind [2]); die Verdoppelung der Spirale kennzeichnet sie als Zweirollenfibel. Die obere Spirale ist, wie bei diesen Fibeln üblich, an Stelle der Sehne der Armbrustfibel getreten. Die Achsen der Spirale bestehen aus Bronze (oder Kupfer), auf sie ist ursprünglich jederseits ein Endknopf aufgesteckt gewesen, der jedoch an der einen Seite bei beiden Spiralen abgebrochen ist. Die übereinander stehenden Endknöpfe sind an ihrer ausgekehlten Basis mit einem S-förmig geschlungenen geperlten Draht verbunden. Der Fibelkopf trägt gleichfalls auf einem aus dem Achsenhalter hervorstehenden Dorn einen aufgesteckten und durch Verhämmerung des Dornendes befestigten Knopf, der in einer Rille der Basis einen horizontal gerillten und quergekerbten Draht führt. Der Bügel trägt in der Mitte eine wohl aus dem Bügel herausgeschmiedete ovale Erweiterung, die ursprünglich mit einer Auflage besetzt war. Der ovale Umriß dieser Auflage ist noch auf der Platte zu erkennen. Aus Vergleich mit ähnlichen Fibeln können wir schließen, daß die Auflage aus gewölbtem, wahrscheinlich blauem Glasfluß bestand, der noch mit geperltem Draht eingefaßt war. Durch diese Ausschmückung stellt sich unsere Fibel zu Fibeln aus dem westlichen Ostseegebiete und aus Mitteldeutschland, die am Fußende und mitunter auch daneben auf dem Bügel eine Scheibe mit Glasflußauflage tragen [3]); an Stelle des Glasflusses tritt bei mitteldeutschen Goldfibeln Edelstein (Haßleben, Dwb. Weimar). Bei unserer Leunaer Fibel ist weiter der Bügel oberhalb wie unterhalb des Ovals mit geperltem Draht oder auch, am Kopfende, mit gedrehtem Draht besetzt. Dieser letztgenannte Draht liegt auf einer kleinen rundlichen Kopfplatte auf, deren oberer Rand zur Aufnahme des Drahtes ausgekehlt ist. Diese Kopfplatte bildet zugleich die Unterlage für den zweifach durchbohrten und, wie wir oben bemerkten, mit einem Dorn versehenen Achsenhalter, der in der Mitte eine Einbuchtung zum Festhalten des überspringenden Verbindungsdrahtes der oberen beiden Spiralen trägt (Abb. 2). Außerdem ist der Bügel oberhalb wie unterhalb des Ovals noch mit je zwei Perldrahtgruppen geschmückt. Jede Gruppe besteht aus zwei nebeneinander gelegten Perldrähten, über deren Zwischenraum ein dritter Perldraht gelegt ist. Dieser fehlt indes bei der Gruppe unmittelbar oberhalb des Ovals, vielleicht ist er hier verloren gegangen. Mit einer leichten Stufe, die Querkehle und Querrille trägt, setzt der Fuß an. Der flachdachförmige Fuß verbreitert sich beiderseits einschwingend nach unten und schließt winkelig ab.

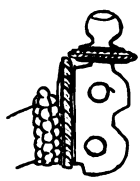


Abb. 2.

[1]) Die letzten Grabungen erwähnt: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit II, 1926, S. 26. Grabung 1916: Führer durch das Provinzialmuseum Halle. S. 52, 53. Mannusbibliothek Nr. 22 („25 Jahre Siedelungsarchäologie"), S. 96 und S. 102. Grab des Britischen Museums: Götze-Höfer-Zschiesche: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 13f., S. 394.

[2]) O. Almgren: Nordeuropäische Fibelformen. 2. Aufl. Mannusbibliothek Nr. 32.

[3]) Z. B. G. Kossinna: Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, 1903, S. 59. E. Blume: Germanische Stämme zur römischen Kaiserzeit. Mannusbibliothek Nr. 8, S. 39. O. Almgren: a. a. O., Abb. 179, 180.

Digitized by Google

Der Nadelhalter ist an der Unterseite angesetzt und reicht nach unten über die größte Breite des Fußes hinaus.

Besonders die kleine Kopfplatte, die etwa nierenförmige Grundform hat, macht unsere Fibel zu einem wichtigen Verbindungsglied unter bestimmten Fibeln der Gruppe Almgren VI, 2.

Im Elbgebiete kennen wir einfachere Silberarmbrustfibeln, deren Fuß dem unserer Fibel im wesentlichen gleicht, und die am oberen und unteren Teil des Bügelbogens je zwei Perldrahtringe, entsprechend den Perldrahtringgruppen der Leunaer Fibel, tragen (so Abb. 3). Daß diese eine einfachere Vorform unserer üppiger geschmückten Fibeln von Leuna ist, steht außer Zweifel. Der Ersatz der Armbrustkonstruktion durch eine obere Rolle ist der Anlaß, zur Verdeckung des über dem Kopf hervortretenden Halters eine kleine Platte aufzulegen, die zugleich Träger für einen umgelegten oberen Schmuckdraht wird. Ohne eine derartige Verdeckung erhält man eine weniger befriedigende Kopfgestaltung, wie sie die dänische Silberfibel Abb. 4 zeigt, die aus der Erkenntnis der Unschönheit der Kopfgestaltung zum Ausgang der nordischen Fibel mit rechteckiger Kopfplatte wird, wie Salin und Åberg nachgewiesen haben [1]). Ich nehme also nicht mit Åberg an, daß bei dieser Fibel eine etwa halbrunde Kopfplatte als überflüssig verschwunden ist, sondern daß sie keine Kopfplatte gekannt hat. In dieser Hinsicht ist sie also typologisch noch vor unsere Leunaer Fibel zu stellen, wohin sie auch die Form des Nadelhalters weist; während andererseits ihre Spiralen (schon?) voneinander abgerückt sind, so daß eben durch die rechteckige Rahmenbildung die rechteckige Kopfplatte vorbereitet wird.

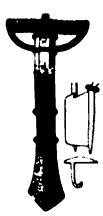


Abb. 3. Elbgebiet. 1/2. Nach Almgren.

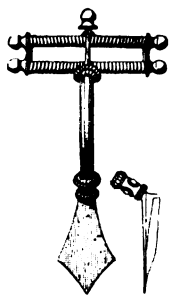


Abb. 4. Dänemark. 1/2. Nach Salin.

Hier muß nun noch eine verwandte Goldfibelgruppe eingeschaltet werden, die typologisch auf derselben Stufe steht. Es ist zunächst die Goldfibel von Sackrau, Schlesien Abb. 5 von derselben Grundform wie unsere Leunaer Fibel; in Nadelhaltergestaltung aber ist sie typologisch älter und steht z. B. der dänischen Fibel Abb. 4 näher. Auch bei ihr schmücken je zwei goldene Perldrahtgruppen den oberen und unteren Teil des Bügels, zwischen ihnen liegen fein geflochtene Drähte. Jede der Perldrahtgruppen besteht aus zwei nebeneinandergelegten Drähten mit einem darüber gelegten dritten geperlten Draht, der nur in der oberen Gruppe des unteren Bügelteils fehlt [2]). Bei einigen verwandten thüringischen Goldfibeln, die sich allerdings besonders in der mit Ovalplatte abschließenden Fußgestaltung unterscheiden, ist bei gleicher Ausschmückung des Bügels — wozu noch wie bei unserer Leunafibel ein Mitteloval kommt — gleichfalls gerade die oberste Perldrahtgruppe — ebenso

[1]) B. Salin: Altgermanische Thierornamentik, S. 46ff. N. Åberg: Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit, S. 26ff. N. Åberg: Den nordiska folkvandringstidens kronologi. S. 10ff.

[2]) Die Abbildung bei Salin 102a ist in dieser Beziehung ungenau; vgl. dagegen die Abbildung Grempler: Der erste Fund von Sackrau, Taf. V, 11a, 11b. — Ich gebe daher den Kopfteil noch einmal Abb. 6 wieder.

Digitized by Google

wie die unterste am Fußansatz — durch einen aufgelegten dritten Perldraht hervorgehoben, so daß auch hier die Rollenhalterkonstruktion verdeckt wird (Goldfibeln von Haßleben, Dwb. Weimar, Mus. Weimar und angeblich Henschleben, Kr. Weißensee, Staatl. Mus. Berlin).

Eine Fortentwicklung aus der Richtung dieser Goldfibeln und unserer Silberfibel von Leuna gibt die Goldfibel von Sanderumgaard auf Fünen Abb. 7; auch bei ihr ist die schon stark vergrößerte Kopfplatte, die mit Goldkörnchen in Granulationstechnik besetzt und mit umgelegtem goldenen Perldraht versehen ist, immer noch nierenförmig gestaltet. Als nächste Form nenne ich bei Berücksichtigung der Kopfplatte die Sackrauer Dreirollenfibel aus Silber mit Goldblechbelag Abb. 8 und dazu die Abbildungen bei Grempler: Der I. Fund von Sackrau, Taf. V, 9a, b; der II. Fund von Sackrau, Taf. III, 1, 2; der III. Fund von Sackrau, Taf. VII, 3 [1]). Für manche Einzelheiten steht typologisch zwischen diesen Sackrauer Fibeln und den von Leuna und

Abb. 5. Sackrau, Schlesien. 1/2.

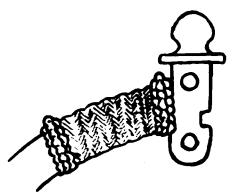


Abb. 6. Kopf zur Fibel Abb. 5.

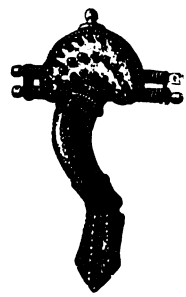


Abb. 7. Fünen. 1/2.

Abb. 8. Sackrau. 1/2.

Abb. 5, 7, 8 nach Salin.

Sanderumgaard die hier auf Abb. 12 wiedergegebene Zweirollenfibel von Sackrau, bei der der Verbindungsdraht zwischen den beiden übereinanderliegenden Rollenenden schon durch eine Leiste ersetzt ist; jedoch vermute ich bei der Gestaltung der Kopfplatte hier eine andere Beziehung und lasse sie daher zunächst beiseite.

Dann erst schließen sich die beiden südrussischen Fibeln Abb. 9 und 10 mit der etwa rund gestalteten Kopfplatte an, die allerdings wieder vor der Ausbildung der dritten Rolle sich abgezweigt haben müssen.

Alle die hier genannten Fibeln zeichnen sich durch reichen Schmuck aus. Zunächst vollständig trennen möchte ich von ihnen in bezug auf den Ursprung der Kopfplatte die schlichten Fibeln mit halbrunder (unten gerade abschließender Kopfplatte), deren ältestes Stück aus der Krim ich hier Abb. 11 wiedergebe.

[1]) Auch die goldbelegte Dreirollenfibel von Sackrau, Grempler: Der II. Fund von Sackrau, Taf. III, 3 ist hier in Hinblick auf die Kopfgestaltung zu nennen, doch gehört sie ihrer „Gesamtform nach zu Almgrens Gruppe IV, den „kräftig profilierten Fibeln", die immer schon das Bestreben zur Ausbildung einer Kopfplatte hatten, und von denen in älterer Zeit bereits besonders ausgeschmückte Formen aus germanischen Werkstätten hervorgingen. Neben diese Sackrauer Fibel tritt eine goldbelegte Dreirollenfibel derselben Gruppe von Litten, Ah. Bautzen: Abbildung Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte . . zu Bautzen, 1926, Taf. XVIII, 2 u. 3.

Digitized by Google

Salin mag wohl recht haben, wenn er diese Kopfplatte von einer provinzialrömischen Form [1]) ableitet [2]); mindestens kann ich es nicht widerlegen. Diese Fibeln setzen bei kurzer Spirale mit überragender Kopfplatte ein, Ausschmückung mit Knöpfen und Drähten am Bügel ist erst spätere Zutat. Die Entwicklung läuft also hier ganz anders als bei unserer reichgeschmückten Gruppe. Die halbrunde Kopfplatte der Goldfibel von Sackrau Abb. 12 könnte

Abb. 9. Kiew. 3/8.

Abb. 10. Tschernigow, Rußl. 1/3.

Nach Salin.

auf eine Beziehung zwischen beiden Fibelgruppen hinweisen, eine Zwischenstellung nimmt auch die Fibel von Kalisch, Polen (Abb. Salin 21) ein. Es liegen aber nun auch Zweirollenfibeln mit winkligem Fußabschluß und kleiner halbrunder Kopfplatte vor, die typologisch etwa neben unserer Leunaer Fibel stehen: so eine Silberfibel aus dem Ungarischen Nationalmuseum in Budapest, abgebildet z. B. bei J. Hampel „Alterthümer des frühen Mittelalters in

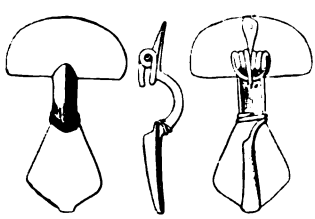


Abb. 11. Krim. 1/2.

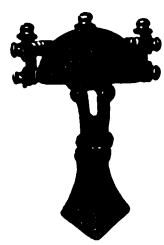


Abb. 12. Sackrau, Schlesien. 1/2.

Abb. 11 und 12 nach Salin.

Ungarn" III, 1905, Taf. 10, Abb. 2, eine aus Fünen, abgebildet bei N. Åberg „Den nordiska folkvandringstidens kronologi", Fig. 23. Nach ihnen könnte auch die halbrunde Kopfplatte im germanischen Gebiete aus kleinen Anfängen zu der Form wie Abb. 12 gewachsen sein. Während die reichgeschmückte Fibel mit gerundeter Kopfplatte nach kurzer Entfaltung abstirbt, hat die halbrunde Kopfplatte noch Jahrhunderte überdauernde Sortentwicklungen.

[1]) Wie Almgren Abb. 247, die aber doch wiederum auf die germanische Fibel Almgren 120—124 zurückgeht.

[2]) Altgermanische Thierornamentik, S. 10.

Digitized by Google

So hat uns die Leunafibel dazu verholfen, eine Fibelgruppe, die allerdings schon von Salin als „Sackrau-Typus" herausgehoben wurde, als Fibel mit Kopfplatte auch ihrer Entstehung nach von den gotischen Fibeln zu trennen, und ihre Entstehung nicht in den vielleicht mit fremder Überlieferung arbeitenden Werkstätten des germanischen Eroberungsgebietes am Schwarzen Meere, sondern, wie es nach den bisherigen Funden scheint, in dem germanischen Ausgangsgebiete Mittel- und Ostdeutschlands zu suchen. Wobei natürlich hier die Anregungen, die von der Berührung der Goten mit dem südlichen Kunstgewerbe ausgingen, nicht übersehen werden sollen; wie ja auch die Ursprungsform unserer Fibeln, die mit umgeschlagenem Fuße, von dort stammt.

Die Höhe germanischer Schmucktechnik schon vor den gotischen Einflüssen vom Schwarzen Meere her hat unser Altmeister einmal kurz gekennzeichnet: „Schon im ersten Jahrhundert nach Chr. kannten die Germanen Mitteleuropas Besatz von Bronze- und Silberschmucksachen mit geperltem Silberdraht; seit dem zweiten Jahrhundert kamen Silberschnüre und Silberflechten auf, also Filigran. Und für dies so mühsam herzustellende Filigran wurde seit etwa 150 nach Chr. vielfach eine Vereinfachung der Verzierung angewandt, bei der dünnes Silberblech aufgelegt wurde, in das von rückwärts einfache Muster reliefartig eingestanzt waren" [1]). So braucht es uns nicht zu wundern, daß die schönsten germanischen Fibeln der spätrömischen Zeit ihre Entstehung und prunkvolle Ausgestaltung in den Werkstätten Altgermaniens gefunden haben.

[1]) Kossinna, Mannus-Ergänzungsband IV, 1925, S. 30f.

Digitized by Google

Ein Merowingergrab in der Burgauer Kiesgrube bei Jena.

Von Gustaf Eichhorn.

Mit 7 Abbildungen im Text.

An der Nordwestecke des Dorfes Burgau, dreiviertel Stunden südlich von Jena, befindet sich eine große Kiesgrube, die mehrere Jahre lang vor dem Kriege ausgeschachtet wurde, jetzt aber wieder zugeschüttet wird. In ihr sind ab und zu menschliche Skelette von den Arbeitern freigelegt worden. 1912 bei meinem erstmaligen Besuch dortselbst konnte ich feststellen, daß es sich um slavische Bestattungen handele. Die Toten waren in gestreckter Lage beerdigt, Schläfenringe, eiserne Messerklingen, auch eine längere Tüllen-Pfeilspitze wurden mir als bei den Skeletten gefunden vorgelegt.

Die erste Ausgrabung fand daraufhin vom 20. bis 24. Oktober 1913 statt. Drei Gräber wurden freigelegt, 1,45 m unter Bodenniveau. Das erste, 1,50 m lang, 0,75 m breit, unter einer Kalksteinplatte, war ein Männergrab, wie der kräftige Knochenbau des Skeletts erwies. Dabei fanden sich Reste eines Pferdeskeletts, sonst keine Beigaben. Das zweite Skelett war sehr zermürbt, nur die Röhrenknochen besser erhalten. Am vollständigsten war das dritte, das einer Frau unter 30 Jahren. Die Weisheitszähne waren noch nicht durchgebrochen. Das Skelett lag lang ausgestreckt, der Kopf im Westen auf dem rechten Backen, die Beine im Osten, Körperlänge 1,68 m. Es war im Rechteck von kopfgroßen Bruchsteinen umstellt, auf dem Brustkorb ein schwerer Stein, von einer Halskette zylindrische Glas- und einige abgeplattete Perlen, quer über den Bauch eine schmalklingige eiserne gestielte Sichel, den Griff nach der rechten Hand zu, die konkave Seite nach oben, am Griff Holzspuren, daneben ein kräftiges gestieltes Eisenmesser, vier bronzene Schläfenringe am Schädel. Zwischen den unteren Extremitäten breiteten sich schwarze Reste vermoderten Holzes aus, die Reste eines Holzbretts, auf dem die Tote gelagert war.

Weitere Ausgrabungen fanden im Jahre 1916 statt. Dieses Mal wurde bei einem slavischen Skelett (am 25. Februar) festgestellt, daß der Tote in einem Holzsarg bestattet worden war. Nach Abtragung des 1 m starken Ackerbodens und einer 50 cm starken Kiesschicht darunter stieß man auf eine schwarze Schicht moderigen Holzes über dem Schädel, oberhalb desselben und zur Seite der Arme, auch unterhalb des Skeletts, wie die weitere Grabung ergab. Nach diesen Spuren war der Holzsarg in der Mitte 93 cm breit, am Boden 50 cm. Als einzige Beigabe lag am linken Handgelenk eine gestielte eiserne Messerklinge quer zur Körperaxe. Die interessanteste war die Ausgrabung

Digitized by Google

am 5. und 6. IV. 1916. Im Westabhang der Ausschachtung wurden übereinander zwei Bestattungsschichten angetroffen: in der oberen, 25 cm unter der Oberfläche zwei slavische Bestattungen, wie üblich der Kopf im Westen, die Füße im Osten, die Toten in gestreckter Haltung, 1 m voneinander entfernt. Beide lagen mit dem Gesicht auf der linken Wange. Die Körperlänge des ersten 1,75 m. Auch über diesem Skelett und links daneben zeigten sich schwarze Holzreste. Bruchstücke eines gut gebrannten Topfes, ein kleiner Bronzering, verschiedene Bronze- und Holzstücke, eine eiserne Messerklinge auf der linken Seite in Beckenhöhe mit der Spitze nach unten lagen dabei. Das in gleicher Höhe und Richtung liegende zweite Skelett war das einer Frau. Zwei bronzene Schläfenringe auf der rechten Kopfseite und eine ganze Reihe gleicher blauer Glasperlen einer Halskette hatte sie im Leben getragen.

Ganz überraschend war die Freilegung des Skeletts in der untersten Schicht. 90 cm tiefer als die zwei slavischen Toten, im ganzen also 1,15 m unter Bodenfläche, kam ein Merowinger Frauengrab zutage.

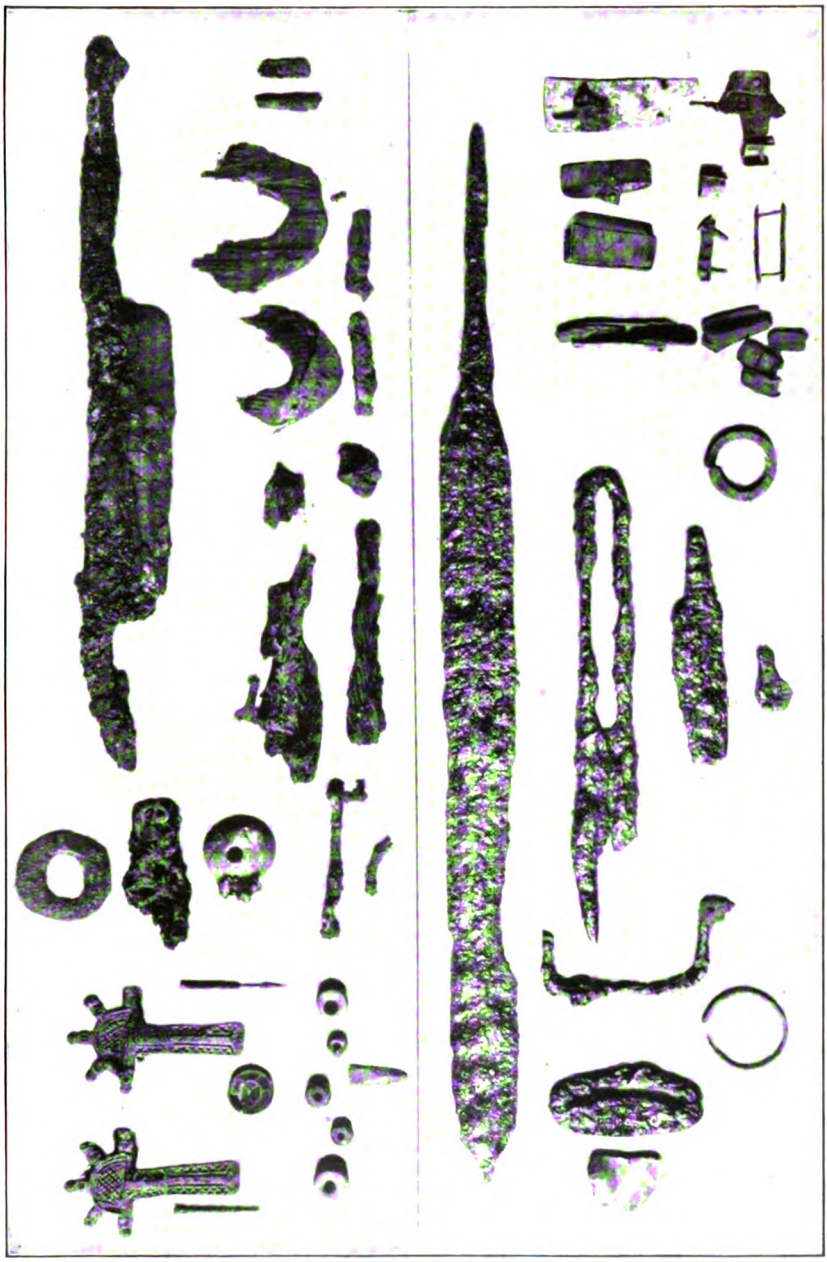
Das Grab war 1,80 m in den Boden eingetieft, die Seitenwände ungleich gerichtet, die eine senkrecht, die andere schräg, obere lichte Weite 1,60 m, Grabsohle 106 cm breit. Das Skelett war im ganzen gut erhalten. Der Kopf lag im Westen, seitlich auf dem linken Backen, die Füße im Osten, der Körper gestreckt, die Arme seitlich anliegend; am rechten Jochbogen zwei bronzene kleinere Nadeln, am Hals eine Scheibenfibel, von einer Halskette zwei Bernstein- und drei Millefiori-Glasflußperlen, am linken Oberschenkel ein langes gestieltes Eisenmesser mit Holzresten am Stiel, auf der Klinge im Eisenrost abgedruckte Stoffmuster, auf dem Becken Glasperlen, auf der rechten Seite am Becken zwei Merowinger Bügelfibeln mit Stoffresten auf der Unterseite, zwischen den unteren Extremitäten Holzreste mit Bronzebeschlägen, in Knöchelhöhe eine kleine silberne Riemenzunge und eine kleine silberne Schnalle, zu Füßen eine scheibengedrehte, dunkelgraue Schale mit schwarzglänzenden, senkrechten und gekreuzten Strichen auf mattem Grunde. Außerdem wurden dem Grab entnommen: eine weißkalkige durchlochte Kugel, das Bruchstück eines Schmuckrings aus Eisendraht mit einem schmalen Silberband umwickelt, ein Ohrring aus Bronzedraht, ein schwerer kleiner Bronzering, eine Eisenschere, ein Feuerstahl nebst Flintstück, eine gestielte Eisenmesserklinge, ein Webeschwert aus Eisen, mehrere Bronzebandklammern oval zusammengefaltet, Beschlagstücke (Schloß und Griff) eines Holzkästchens und bronzebeschlagene Holzfutteralstücke.

Die Anordnung dieser Beigaben und die Beschaffenheit einzelner Stücke erweist, daß die Tote in vollständiger Kleidung beigesetzt worden ist. Die Fibeln und Schmuckstücke lagen an der Stelle, wo sie die Tote im Leben getragen hatte. Die Scheibenfibel schloß am Hals den Brustschlitz, statt eines Gürtelverschlusses durch Schnalle hat sie den Gürtel mit zwei Bügelfibeln zusammengesteckt [1]), von einer Fußbekleidung stammen die kleine silberne Schnalle und Riemenzunge. Sie war ausgerüstet mit ihrem weiblichen Handwerkszeug: Schere, Messer, Feuerstahl wohl in einer Tasche, das größere Messer in einer besonderen Scheide aus gewebtem Stoff. Zu ihrer Beschäftigung gehörte die Weberei, daher das beigelegte Webeschwert; der tönerne Spinnwirtel üblicher Form fehlt, die weißkalkige Kugel könnte ihn ersetzt haben. Liebende Fürsorge hatte ein Gefäß mit Speise beigesetzt.

[1]) Vgl. A. Götze, Die altthüringen Funde von Weimar. S. 11.

Digitized by Google

Eisenmesser. Holzfutteralstücke. Kästchenschloß.



Bronzering. Schnalle. Kugel. Haken. Armband- Bügelfibeln. Scheibenfibel. Perlen. bruchstück. Steckadeln. Riemenzunge.

Webeschwert. Feuerstahl. Flintstück.

Öhrring. Kästchengriff. Schere. Messer. Ringöse. Eisenring. Bronzebandklammern.

Abb. 1. Beigaben des Merowinger Frauengrab in der Burgauer Kiesgrube bei Jena. $^1/_{3,5}$.

Digitized by Google

Ohne weiteres fällt die reiche Ausstattung der Toten auf. Sie gleicht denen in den Fürstengräbern zu Weimar. Für das Merowinger Grab ermöglichen die Fibeln und das Gefäß eine genauere Zeitangabe, in welcher die Tote beigesetzt wurde, nämlich I. Hälfte des 6. Jahrhunderts nach Chr. Da sich ein Teil der slavischen Bestattungen in ungefähr gleicher Tiefe wie das Merowinger Grab befand, drängt sich die Frage auf, ob die slavischen Männer und Frauen zu der Merowinger Herrin in einem bestimmten Verhältnis standen.

Als einen ganz besonders glücklichen Umstand habe ich angesehen, daß es mir möglich war, Spuren von Gewebestoffen im Rost abgedruckt, an den Fibeln sogar die durchtränkten Gewebereste selbst erhalten zu können.

Körperliche Reste.

Das Skelett erweist, daß die Tote eine große Frau war, mittleren Alters, von grazilem Knochenbau, dolichocephaler Schädelform, mit schmalem Gesicht.

Abb. 2. Schädel der Frau.

Der Schädel ist vollständig, dünnwandig, leicht. Über der rechten Schläfenbeinschuppe, schräg über das Jochbein verlaufende, 9 cm lange, 3 cm breite, durch Bronzeauflage grün verfärbte Stelle mit braunen schwarzen Flecken.

Stirnnaht in ganzer Länge erhalten. Schädelmaße: größte Länge = gerade Länge = 19,1; größte Breite 13,8; ganze Höhe 13,6; Horizontalumfang 53 cm, Sagittalumfang 38,5 cm; vertikaler Querumfang 30,2 cm. Der Schädel ist demnach dolichocephal (Index 72,03), orthocephal (Index 71,2), das Gesicht ist schmal. Gesichtsbreite 12,3 (Jochbogenbreite), Gesichtshöhe 11,10 cm. — Stirn schmal (Stirnbreite 9,8 cm), hoch, steil gestellt, kugelig gewölbt, Stirnhöcker mäßig entwickelt, Glabella flach, Arcus superciliares kaum angedeutet. — Augenhöhlen breit oval, Queraxen ein wenig nach außen abfallend, Augenhöhleneingang gr. Breite 4,0; gr. Höhe 3,2 cm. Hypsiconchie (Index 87,5). — Nasenöffnung herzförmig, gr. Breite 2,4; Höhe 4,0; Nasenhöhe 5,0, mesorhin (48,0), Nasenbeine ungleich, rechtes bedeutend breiter als das linke. Nasenrücken leicht eingebogen. — Gebiß vollständig, 3 Schneidezähne (I., II. r. und II. l. oben) postmortal ausgefallen. Die Zahnkronen im ganzen klein. Der Oberkiefer überbeißend. Die Schneidezähne und die 1. und 2. Molaren stark horizontal abgekaut, die 3. Molaren schräg. An allen Molaren innen Zahnsteinansatz. — Zahnbogen breitoval. — Harter Gaumen hochgewölbt mit deutlicher Mittelsutur auf einem auffällig hervortretenden breiten Mittelwulst. Gaumenwandbreite 4,0; Gaumenlänge 5,2; der Gaumen demnach leptostaphylin (76,9). — Unterkiefer

Digitized by Google

zierlich. Distanz der Kiefernwinkel 120°, Ast schräggestellt, Kinn spitz, Protuberanz desselben stark hervortretend. Schneidezähne dicht gedrängt, der 2. r. um seine Axe schräg gedreht, reichlicher Zahnstein innen am II. r. Schneidezahn und r. Eckzahn.

Die femora auffällig schlank, 45,5 cm lang. — Die Schlüsselbeine stark gekrümmt.

Die Beigaben.

1. 2. Zwei gleichartige gerade Nadeln aus Bronze, im Querschnitt kreisrund. Die erste 4,6 cm lang, die obere Hälfte derselben und die Spitze mit grüner krustiger Patina umgeben, die Außenfläche der Patina zeigt eine schräge Musterung. Bei der zweiten fehlt

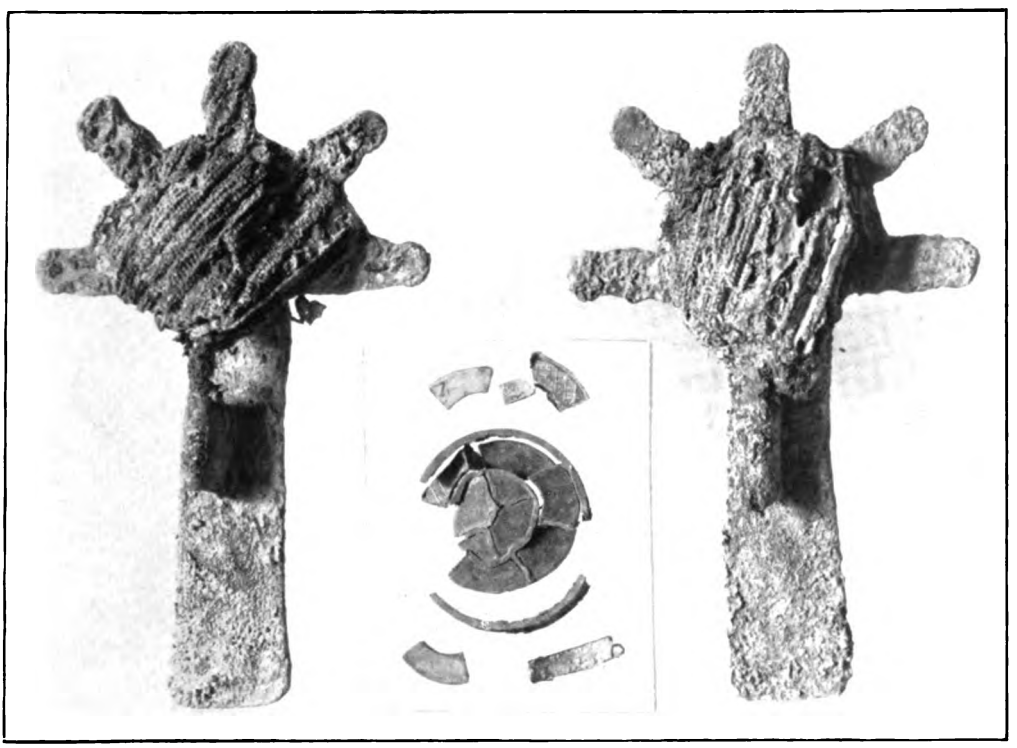


Abb. 3. Die Bügelfibeln mit Gewebereſten. Die Scheibenfibel zerlegt.

die Spitze, nur am Kopfende mit krustiger Patina in Würfelform. Lg. noch 4,1 cm, eine dritte gerade Nadel aus Bronze, Spitzenhälfte kupferig-rot, obere Hälfte grün-krustig patiniert, die obersten 8 mm breit gehämmert, oberes Ende fehlt.

3. Scheibenfibel aus Silber, kreisrund mit aufgelöteten silbernen, bandförmigen, Stegen in zwei konzentrischen Kreisen, am Außenrand glatt abschneidend. Speichenartige Stege im äußeren Ring, im inneren Kreis nicht zentriert. Steghöhe 3 mm. Die einzelnen Fächer ungleich, gefüllt mit 1 mm starken roten Glasstückchen, die mit karierten Goldblättchen unterlegt sind. Die Quadrate mit Leistchen umzogen, ihre Innenfläche mit vier Reihen von je vier Grübchen resp. Knötchen. Dm. der Scheibe 2,1 cm.

4. 5. Zwei Bügelfibeln aus Bronze gegossen, gleicher Form mit halbkreisförmiger Kopfplatte, schwach gewölbtem, bandförmigem Bügel. Am Außenrand der Kopfplatte fünf Doppelscheibenknöpfe aufsitzend, in der basalen Scheibe ein flacher, kreisrunder Almandin. Die Kopfplatte mit zwei konzentrischen Halbkreisleisten parallel dem Rand, die Fläche schraffiert durch sich rechtwinklig schneidende Furchen. Der Bügel in drei Längsstreifen geteilt, der Mittelstreifen glatt, von einer Furche jederseits begleitet, die seitlichen Streifen mit einem Zickzackmuster in Kerbschnitt. Die Ziermuster beider Fibeln stimmen

Digitized by Google

vollständig überein. Beide Fibeln sind demnach in einer Form gegossen. Von einem späteren Nachschneiden der Kerbschnitte ist nichts zu sehen. Länge der Fibel 8 cm; der Bügel 4,9 cm lang, oben 1,3 cm breit, am Fußende 1,5 cm. Breite der Kopfplatte 2,9 cm ohne Knöpfe, Länge der Knöpfe 9 mm, Höhe der Kopfplatte 2,0.

Auf der Rückseite ist die Kopfplatte mit einem dicken Klumpen angerosteten Gewebes bedeckt, so daß die Federung und die Nadel nur zu einem kleinen Teil sichtbar sind. Die Nadel ist aus Eisen, ihre Spitze liegt in der rinnenförmigen Nadelrast. Die Nadelrast bandförmig, 9 mm breit, 8 mm hoch.

6.—10. Perlen: 2 Stück aus Bernstein, abgeplattet, ringförmig, nicht ganz kreisrund. Die eine 1,7 cm im Dm., 1 cm hoch, das Loch 6 mm im Dm., die zweite 1,6 cm Dm., Loch exzentrisch 7 mm Dm. — 3 Stück Millefioriperlen aus Glasfluß: die eine Dm. 1,2, H. 7 mm, Lochdm. 3 mm, schokoladebraun mit gelben, sich kreuzenden Streifen, die zweite 1,1 Dm., 6 mm hoch, Lochdm. 2 mm, aus grünlich-grauem, durchscheinendem Glas mit hellgelben Zickzackstreifen verschiedener Breite, die gelben Zeichnungen noch mit schokoladebraunen dünnen Streifen überzogen, die dritte 1,0 Dm., 5 mm H., Lochdm. 2 mm, grau, undurchsichtig mit schokoladebraunen, verhältnismäßig breiten Streifen.

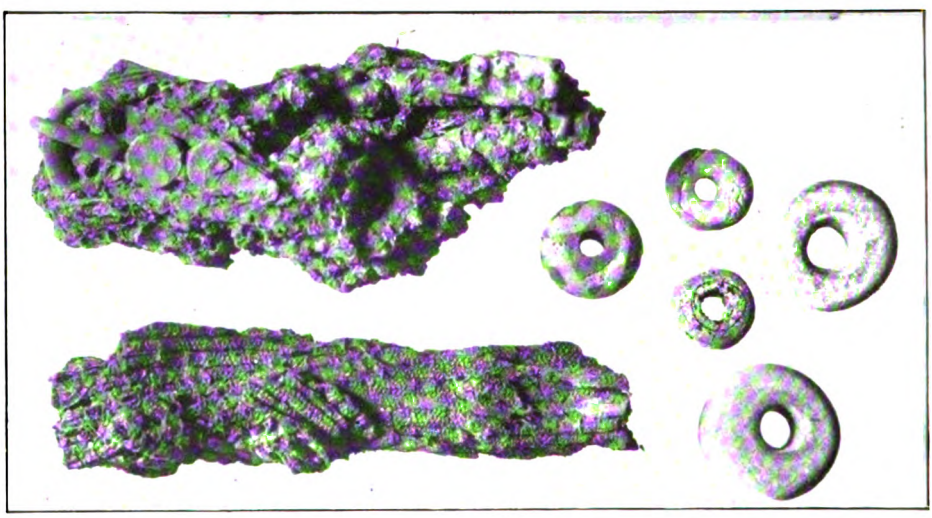


Abb. 4. Kleine Silberschnalle. Im Rost abgedrückte Gewebe-Reste. Perlen.

11. Kugel, weißkalkig, zum Teil mit Eisenrost bedeckt, in der Mittelaxe durchlocht, Axe 3 cm lang, oberer Lochdm. 7 mm, unterer 5 mm.

12. Schmuckring-Bruchstück, 2,6 cm langes Eisendrahtstück mit einem 2 mm breiten Silberbändchen in 12 Spiraltouren umwickelt.

13. Riemenzunge aus Silber, zweiteilig: längere obere Platte 2,9 cm lang, am Ende 9 mm breit, in der vorderen Hälfte dachförmig gebogen, der First nach rückwärts in zwei Schenkel sich spaltend, nahe dem gerade abgeschnittenen Ende in der Mitte ein Nietköpfchen; Unterplatte kürzer, platt, 1,8 cm lang, am Ende 9 mm breit, in spitzwinkliges Dreieck auslaufend. Dem Niet der Oberplatte entsprechend kleines kreisrundes Loch nahe dem Ende.

14. Schnalle aus Silber, klein, mit ovalem Rahmen. Der Rahmen verjüngt sich nach der Basis zu. Schnallenrahmenbreite 12 mm, Höhe 9 mm, im Lichten an der Basis 10 mm breit, Dorn vierkantig, Kanten abgerundet, ohne Spitze, Ende wie abgehackt, schwach gekrümmt sich über den Rahmen legend, Dornlänge 12 mm, Breite 2 mm. Die Schnalle lagert auf einem braunen Rostklumpen als Abschluß einer 12 mm breiten, bandförmigen platten Fläche. Auf dieser — den Abdruck des Riemens bedeutenden Stelle — 2 silberne, kreisrunde, gleichgroße Nietplättchen, 6 mm Dm., die Oberfläche des einen glatt, im Zentrum des andern der Nietstift sichtbar.

Die Unterseite und die Unterseite des rostigen Klumpens zeigen das leistenförmige, feinkörnige Stoffmuster, so daß das Schnällchen wie auf erhärteten Stoffalten aufliegt.

Digitized by Google

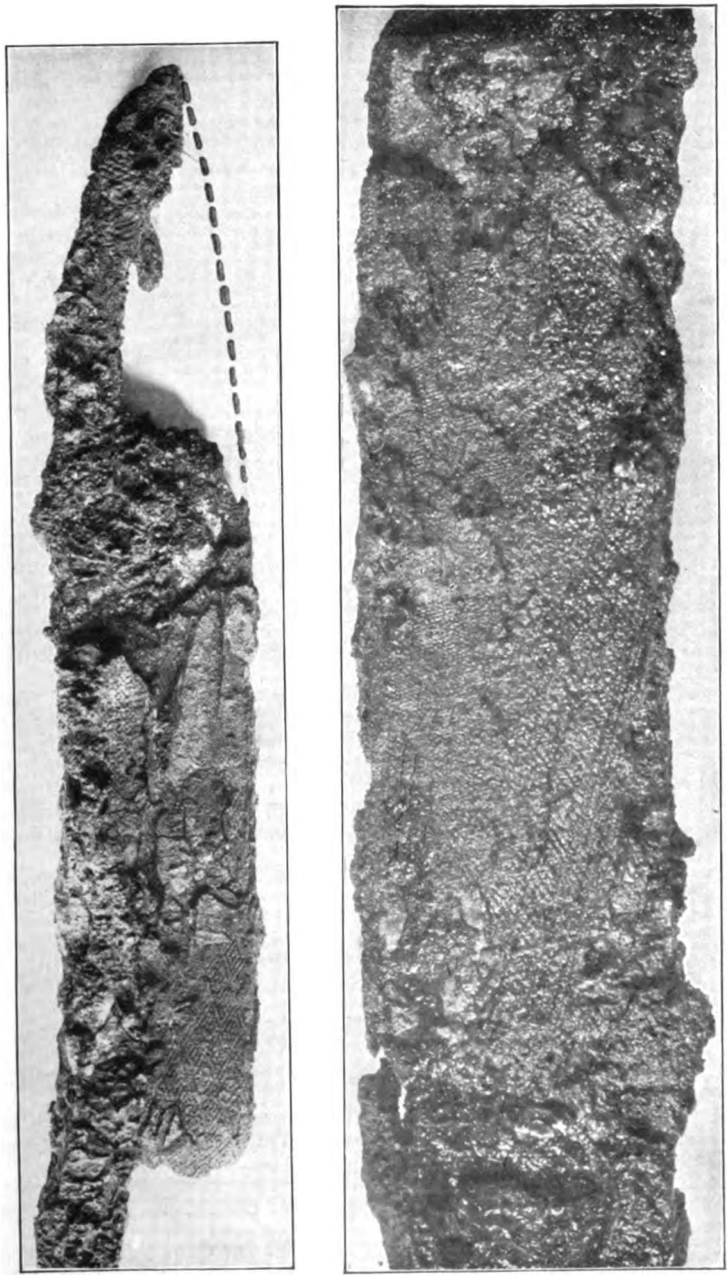


Abb. 5. Das große gestielte Eisenmesser mit Gewebespuren im Rost.

Digitized by Google

15. Ohr-Ring, offen, aus einem kreisförmig zusammengebogenen, sich zuspitzenden Bronzedraht, Drahtquerschnitt kreisförmig, Drahtstärke 3 mm; 4 cm vom spitzen Ende eine 3 mm lange (von einem Anhänger) blank gescheuerte, verdünnte Stelle.

16. Eisen-Messer mit langem Stiel; ganze Länge 33,5 cm, Klingenlänge 21,5 cm, Klingenbreite 3,8 am Ende, Rückenstärke 1 cm. Größte Griffbreite 1,5 cm. Rücken an der Spitze sich nach unten biegend; die Schneide gerade, am Griff rechtwinklig abschneidend. Auf der Klinge angerostete Gewebestoffmuster verschiedener Zeichnung in mehrfacher Übereinander-Schicht. (Rautenmuster, einfach sich rechtwinklig kreuzende feine Fäden).

17. Eisen-Messer, gestielt, die Spitze fehlt. Der Stiel stumpfwinklig am Rücken und an der Schneidenseite gegen die Klinge abgesetzt. Klinge noch 8 cm lang, Stiel 3,8, Klingenbreite 2,1, Rückenstärke 3 mm; am Stiel Holzreste.

18. Eisen-Schere lang, schmal. Lg. 21,7 cm, Griff 11,4 cm lang, in der Aufsicht geradlinig, in Seitenansicht sich von der Umbiegungsstelle von 1,5 cm Breite zu 4 mm am Klingenblatt verjüngend. Bogenspannweite 2,5 cm. Blätter 10,3 cm lang, schmal, bogenförmig am oberen Ende zum Griff abgehend, Breite hier 1,4 cm. Rücken in flachem Bogen zur stumpfen Spitze sich senkend; Schneiden gerade.

19. Feuerstahl breitbandförmig mit umgebogenen, sich verjüngenden, an den Enden eingerollten Armen. Lg. 7,3; Br. 1,8; 4 mm stark.

Das dazu gehörige Flintstück 3,7 cm lang, mit Retuschen an der einen Kante und bulbus.

20. Webeschwert aus Eisen; ganze Länge 49 cm. Spitze 2 cm lang mit bogenförmig sich einziehenden Seiten. Klinge flach, im Querschnitt flachlinsenförmig, am Griffende 3,4 cm breit, auf 2,8 cm sich verjüngend vor der Spitze. Griffangel allmählich sich verjüngend aus der Klinge hervorgehend. Grifflänge 15 cm, Griffangel im Querschnitt rechteckig, am Ende 6 mm breit, 3 mm dick.

Unsicher bezüglich ihrer Zugehörigkeit:

21. 22. Zwei bandförmige unverzierte Bronzeblechstreifen, die Enden zu einem Oval übereinandergelegt, im Lichten 4 cm zu 1,8, Breite des Bandes 11 mm, und bei dem einen durch 2 Bronzenieten vereinigt; das andere auseinandergesprengt, die 3 Nieten in einer Reihe durchgerostet und bis auf einen ausgefallen.

23. Kleines Bronzeband, 12 mm breit, mit den Enden übereinandergelegt, auf der Außenseite mit Punktkreisen viermal zwei nebeneinander mit einem alleinstehenden abwechselnd, im Lichten 12 mm.

24. Klammern aus Bronzebandstreifen zweierlei Art: entweder zwei gleiche rechteckige Stücke, an den Enden durch je einen Bronzenietstift übereinander in einiger Entfernung gehalten, dreimal vorhanden: die Bandstreifen 8 und 7 mm breit bei 4,5; 3,5; 2,9 cm Länge, im Lichten 1,2 die Nietstiftlänge, bei dem längsten Stück stecken die Nietstifte in Holzresten; oder der Bandstreifen ist an der einen Seite umgebogen und nur an einem Ende mit zwei Nietstiften, 12 mm voneinander festgehalten, dreimal vorhanden: Bronzebandschenkel 4,2 cm lang, 1,5 cm breit; 1,6 cm lang, 1 cm breit; 1,3 cm lang, 6 mm breit. An dem einen ebenfalls Holzreste.

25. Zwei Holzstücken gleicher Art, aus einem 8 mm starken Brettchen hergestellt, in Form eines Bogens, der Außenrand mit einem 9,5 cm langen, 7 mm breiten Bronzeblechstreifen benagelt (5 bronzene Nägelchen) und an der Außenfläche mit einem mondsichelförmigen Bronzeblech (3 Nägel), die Nägel auf der Holzinnenseite umgeschlagen. Das Holzbrettchen flach gewölbt. Am Innenrand halb kreisrunder Ausschnitt. Dm. 2 cm.

26. Dicker Bronzering, in der Ringebene abgeplattet; 70 g schwer, äußerer Dm. 4,5 cm, 1,5 cm breit, 1,2 cm dick.

27. Eisenring, offen, aus einem vierkantigen Stab in einer Spiraltour zusammengebogen. Dm. 3,4, Ringstärke 5 mm.

28. Eisen-Öse, am Stiel Holzreste angerostet. gr. Lg. 3,3 cm; Ringdm. 1,8 cm.

Von einem Holzkästchen:

29. eine bronzene Schloßbeschlagplatte mit rechteckigem Schlüsselloch und darin eingerostetem Eisenstück und Holz, die Beschlagplatte rechteckig, 7,3 cm lang, 2,5 cm breit, mit je vier bronzenen Stiften an den Längsseiten;

30. und ein eiserner, zweimal rechtwinklig gebogener, schmalbandförmiger Griff, 7,5 cm lang, 3 cm Schenkellänge, an einem Ende der eiserne, ins Holz getriebene Stift angerostet.

31. Eiserner Haken, vierkantig, 4 mm stark, das eine Ende rechtwinklig abgebogen, das andere zu einer kreisförmigen Öse zusammengelegt. In der Öse steckt senkrecht ein drahtförmiger Stift.

Das Gefäß, auf der Drehscheibe hergestellt, dünnwandig, aus dunkelgrauem Ton, doppelkonisch, mit scharfer Bauchkante in 2 Drittel Höhe; der Unterteil vorgewölbt, der Oberteil durch eine horizontalleiste in eine schmälere, schräg abfallende Schulter und sich

Digitized by Google

verjüngenden Hals gegliedert. Die Leiste flankieren zwei glänzend-schwarze Horizontalfurchen. Auf dem Halsteil senkrechte Striche in ungleichen Abständen, durchschnittlich 1 cm weit. Auf der Schulter Zinselzaunmuster, am Gefäßbauch nach dem Gefäßboden zu leicht gebogene Striche in unregelmäßigen Abständen, im Durchschnitt 1 cm.

Die Striche heben sich durch ihren Glanz vom mattgrauen Untergrund ab. Es sind mit Holzstäbchen schwach eingetiefte Furchen. Das Holzstäbchen war mit einer schwarzglänzenden Farbmasse vorher beladen. Die Striche sind flüchtig gezogen.

Mündungsdm.: 15,5. Umbruch in 10 cm Höhe, hier größte Breite 21,6; größte höhe 14,5; Bodendm. 8 cm. Wandstärke am Halsteil 5 mm, im Bauchteil 7 mm.

Abb. 6. Burgau

Abb. 7. Hermstedt.

Ein gleichartiges Gefäß und ein dabeiliegender tönerner Spinnwirtel ist unserem Museum aus Hermstedt unweit Apolda zugeführt worden. Es stammt aus einem Grab, welches in einem Steinbruch in der Nähe des Dorfes zufällig freigelegt worden ist.

Das Gefäß ist scharf gegliedert wie das Burgauer durch eine Schulterbauchkante, sie liegt aber etwas oberhalb des größten Dm., der Gefäßbauch ladet unterhalb dieser Kante noch ein wenig aus.

Die Zeichnung ist dieselbe auf den einzelnen Gefäßteilen, nur stehen die Striche enger, und sind die Bauchlinien senkrecht bis an den Boden geführt.

Mündungsdm.: = 15 cm, gr. Dm. 18,4 in 8 cm Höhe; gr. Höhe 13,4 cm, Bodendm. 9 cm.

Der Spinnwirtel aus Ton, graugelb, abgeplattet kugelförmig, im Querschnitt sternförmig durch 9 Fingerkuppeneindrücke am Umbauch. Dm. 3,1; H. 2,3; Lochdm. 8 mm.

Digitized by Google

Ein neuer Fund der Sirgensteiner Stufe in Westfalen und die Frage der Herkunft dieser Kultur.

Von Julius Andree.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Am Südausgange des Dorfes Volkringhausen (Kr. Arnsberg) liegt in 16 m Höhe über der Hönne am rechten Ufer des Flusses eine kleine Höhle, die sich mit einem Eingang von 5,20 m Breite (a—b in Abb. 1) und 2,65 m Höhe nach SW öffnet. Die im Grundriß etwa viereckige Höhle erstreckt sich nur 5 m (im Durchschnitt) nach NO in den Felsen hinein, das Dach senkt sich rasch abwärts zum Ende der Höhle (Querschnitt c—d, Abb. 1). — Das Verdienst, hier zuerst Funde gemacht zu haben, gebührt Herrn Museumsverwalter K. Brandt-Herne, der mich auf die Höhle aufmerksam machte. Die Ausgrabung der Höhle fand Ostern 1928 statt. Die gesamten Funde befinden sich im Geologischen Institut der Universität Münster i. W.

Die Ausfüllung der Höhle war nicht mächtig. Der Boden war mit gelbbraunem, Kalksteingerölle führendem Höhlenlehm in 20—40 cm Dicke bedeckt (Abb. 1, Querschnitt c—d), der stellenweise, besonders aber an der SO-Seite und im hinteren Teil der Höhle stark versintert war. Eine Schichtung oder verschiedene Schichten konnten in der ganzen Ablagerung nicht beobachtet werden; es handelt sich also um eine einheitliche Ablagerung.

In der Höhlenausfüllung fanden sich eine Reihe von Tierresten und Artefakte. An Tierresten wurden festgestellt:

Rhinoceros antiquitatis (2 Ober- und 2 Unterkieferzähne),
Bos primigenius (2 Unterkieferzähne, 1 Astragalus),
Rangifer tarandus (mehrere Geweihbruchstücke),
Cervus elaphus (Fußknöchelchen, 3 Unterkieferzähne),
Canis vulpes (Zähne),
Meles taxus (Unterkieferbruchstück),
Lepus timidus (Beckenstück),
Arvicola amphibius (mehrere Unterkiefer, 1 Oberkiefer),
Vogelknochen.

Die Fauna ist mit wollhaarigem Nashorn und Rentier durchaus eiszeitlich; aus dem Hönnetale ist sie in fast gleicher Zusammensetzung aus der Balver und der Feldhof-Höhle bekannt.

Digitized by Google

An Artefakten waren zwar nicht viele, aber recht charakteristische vorhanden, die eine eindeutige Bestimmung des Fundinventars als Untere Sirgensteiner Stufe (1)[1]) zulassen.

Das beste Stück ist eine roh bearbeitete Handspitze (Abb. 2, 1 und 1a), etwa triangulär, aus einem grauen Kieselschiefergeröll hergestellt; die natürliche Gerölloberfläche ist auf beiden Seiten noch teilweise vorhanden. Auf der Oberseite sind beide Kanten retuschiert, auf der Unterseite nur die linke. Abb. 3, 1 und 4, zeigen zwei kleine Keilchen, ebenfalls grob

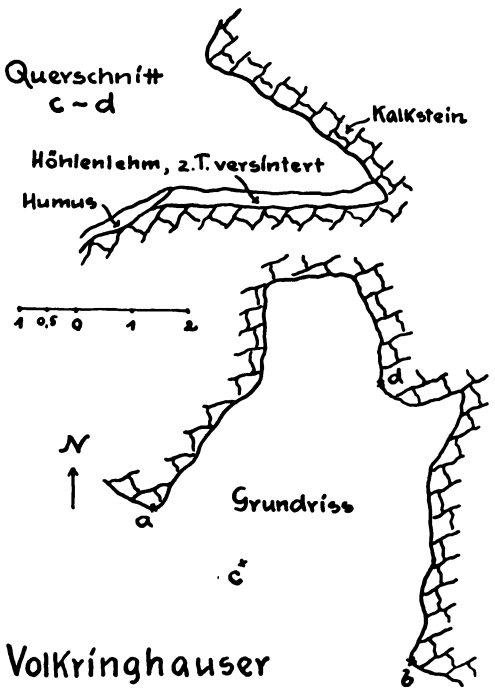


Abb. 1.

zugehauen, das eine (Abb. 3, 1) dreieckig und auf beiden Seiten bearbeitet, das andere (Abb. 3, 4) lang-oval mit flacher, nur mit einigen Abschlägen versehener Unterseite. Die übrigen Werkzeuge stellen in der Hauptsache einfache Schaber (13 Stück) von recht unterschiedlicher Größe (min. etwa 1 qcm) und Dicke dar, teils flach, ganz primitiv und fast ohne Retusche (Abb. 2, 2), teils ebenfalls flach, mit mehreren Schaberkanten, aber etwas feiner retuschiert (Abb. 2, 3 und Abb. 3, 5). Auch ein Schaber mit Hohlkerbe ist vorhanden (Abb. 2, 4). Andere Schaber — wie Abb. 3, 6 — sind dick, plump und nur mit einer Schaberkante versehen. Weiterhin kommen kleine Schaberkratzer vor: Abb. 3, 3, ungefähr dreieckig und hoch, Abb. 3, 2, in Form einer kleinen, flachen Klinge. Ferner wurden einige Kernstücke (aus Kieselschiefer und Feuerstein) und ein

[1]) Die Ziffern geben die Nummern des Literaturverzeichnisses auf S. 167 an.

Digitized by Google

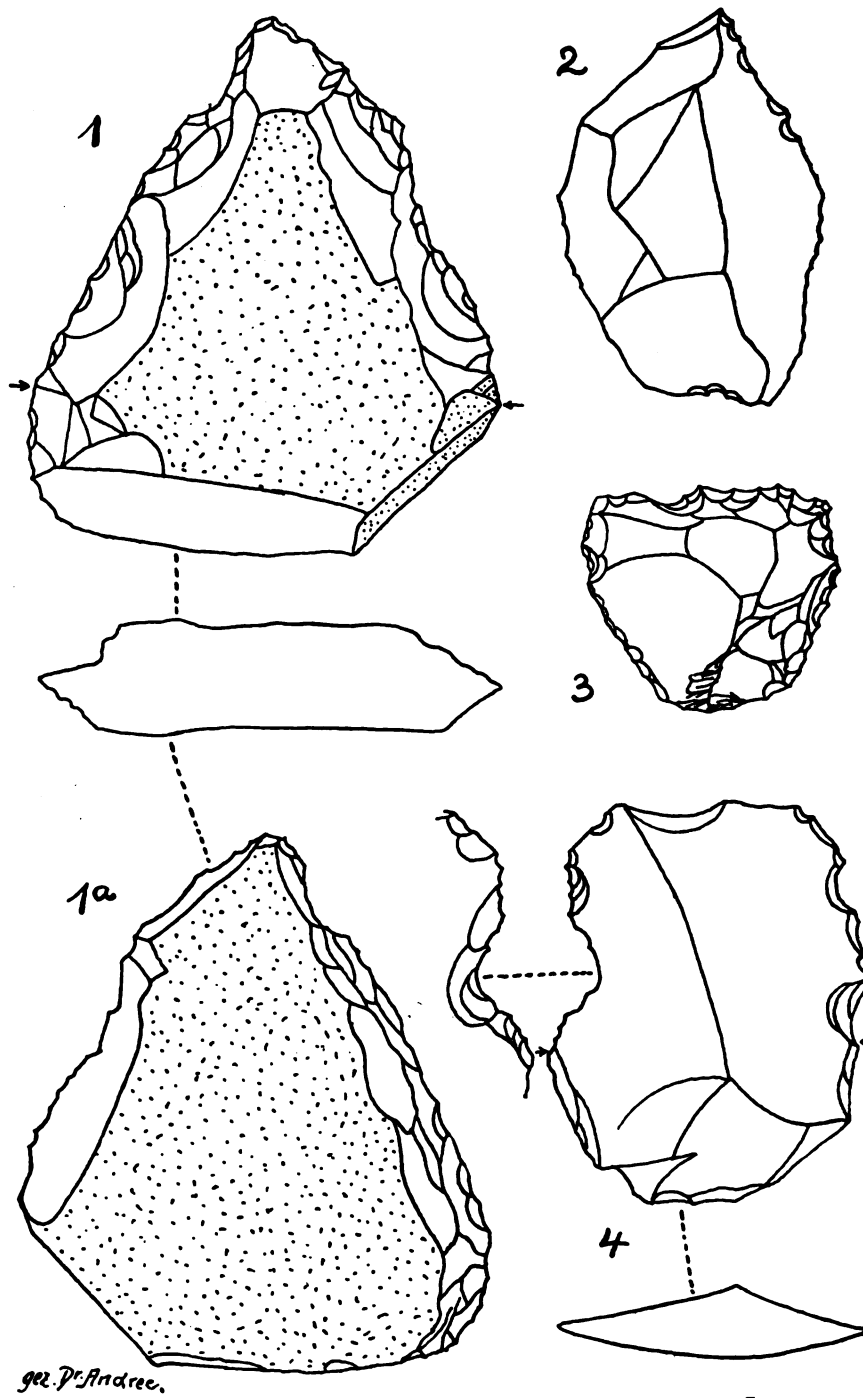


Abb. 2. Steinwerkzeuge aus der Volkringhauser Höhle. Nat. Gr.

Digitized by Google

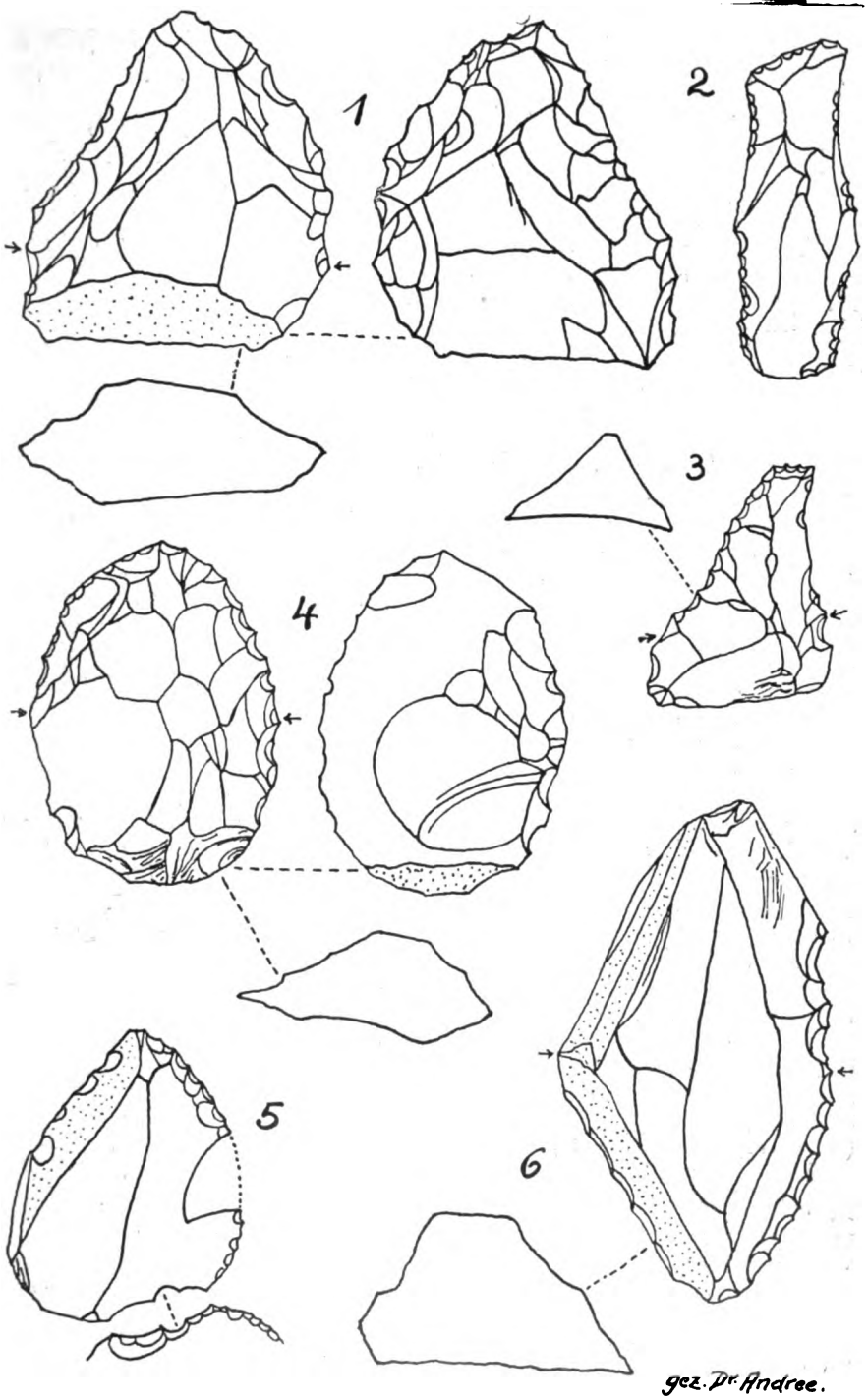


Abb. 3. Steinwerkzeuge aus der Volkringhauſer Höhle. Nat. Gr.

Digitized by Google

breiter Abschlagspan (aus Feuerstein) gefunden, die wohl ebenfalls als Schaber benutzt worden sind [1]). Im ganzen beträgt die Zahl der gefundenen Artefakte vierundzwanzig.

Sehr interessant ist der Fund von vier Knochenwerkzeugen, worauf ich jedoch an anderer Stelle im Zusammenhang mit einem ähnlichen Funde aus den Knochensanden der Emscher bei Gelsenkirchen i. W. näher eingehen werde [2]). Es handelt sich um eine Art Glockenschaber (aus einem Beckenbruchstück vom Nashorn hergestellt), einen Fellgältter, einen Pfriemen und um einen „Riemenstrecker", wie solche aus der Lindentaler Hyänenhöhle bekannt geworden sind (2).

Da die Anzahl der aufgefundenen Artefakte nur gering und die ganze Höhle recht klein ist, so ist ohne weiteres anzunehmen, daß es sich bei der Volkringhauser Höhle nur um einen vorübergehenden Aufenthaltsort des Menschen handeln kann.

Die Bedeutung der Artefakte besteht darin, daß hier einmal eine neue paläolithische Fundstelle aus Westfalen und zweitens eine solche der Unteren Sirgensteiner Stufe vorliegt, die wir im Hönnetale bereits aus der Balver und der Feldhof-Höhle kennen. Hier wie dort finden sich die charakteristischen primitiven Handspitzen, ferner die kleinen Keilchen, beide begleitet von einfachsten Schabwerkzeugen verschiedenster Art und Größe (1, S. 45 und 77). Bemerkenswert ist auch, daß zum ersten Male — abgesehen von den ganz wenigen Streufunden der Burschen-Höhle bei Binolen (1, S. 82) — in einer der in mittlerer Höhe über der Hönne gelegenen Höhlen sich ein umfangreicheres paläolithisches Material fand; aber wie in der Feldhof-Höhle fehlt jede Spur einer Kultur, die älter wäre als letzteiszeitlich (1, S. 94).

Das Fundinventar der Volkringhauser Höhle, die nunmehr als neues Vorkommen zu den schon bekannten der Unteren Sirgensteiner Stufe (Sirgenstein, Irpfel-Höhle, Kartstein, Buchenloch, ?Achenheim, Balver und Feldhof-Höhle [3])) hinzutritt, scheint mir erneut zu zeigen, daß die Sirgensteiner Stufe in zwei Abteilungen gegliedert werden muß (1, S. 60). Und diese Zweiteilung, in der sich entschieden ein Moment der Entwicklung zu erkennen gibt (1, S. 59/60), bringt uns wieder auf die Frage nach der Herkunft, nach der „Abstammung" der ganzen Kultur. Ich habe bereits in meiner Arbeit über die Hönnetal-Höhlen versucht, eine Art Lösung dieser Frage zu finden (1, S. 61/63). Ich möchte dazu weiteres ausführen.

Das Auftreten des „Primitiv-Moustérien" im Sirgenstein gab schon verschiedenen Autoren Anlaß, darauf hinzuweisen, welche Lücke kulturell zwischen dem Sirgensteiner „Primitiv-Moustérien" und der zeitlich direkt voraufgehenden, hochspezialisierten Kultur von Weimar klafft. Wiegers (6, S. 177) sagt darüber: „In der unteren Herdzone [des Sirgensteins] liegt natürlich kein absolutes, sondern nur ein relatives „Primitivmoustérien" vor; es ist ein Rückschlag gegenüber dem viel höher entwickelten Moustérien der Weimarer Stufe, über dessen Ursache Sicheres nicht zu sagen ist". Soergel (4, S. 246/47) äußert sich über die ganze Frage folgendermaßen: „Mit dem

[1]) Von den abgebildeten Artefakten sind Abb. 3, 2, 3 und 5 aus Feuerstein, alle übrigen aus schwarzem oder grauem Kieselschiefer.

[2]) Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. VI. Über Knochenwerkzeuge aus dem Moustérien. Mannus, Zeitschr. f. Vorgeschichte.

[3]) Hierher gehören ohne Zweifel auch die Petershöhle bei Velden (Hörmann, Abh. Naturhist. Ges. Nürnberg Bd. XXI, 1923) und die Altendorfer Höhle (Mayr, Nachr. Deutsch. Anthrop. Ges. II. Jahrg., H. 4, 1927).

Digitized by Google

Mouſtérien ſetzt eine neue Epoche ein. Ein voller genetiſcher Anſchluß an das Acheuléen iſt meines Erachtens nicht einwandfrei nachzuweiſen, hier liegt ein Schnitt innerhalb des Altpaläolithikum, der ſowohl im weſtlichen als beſonders im mitteleuropäiſchen Fundmaterial deutlich iſt. Wie man die Kulturen im einzelnen benennt, iſt dabei gleichgültig, wichtig iſt die zeitliche Lage des Schnittes. Ein Vergleich der Markkleeberger und Wettiner Kultur mit der viel jüngeren von Taubach zeigt ihn am klarſten. Und ein weiterer Schnitt liegt im Zeitbereich des Mouſtérien ſelbſt. Es iſt nicht möglich, die ſehr primitive Mouſtier-Kultur vom Sirgenſtein genetiſch der etwas älteren ſehr hochentwickelten von Ehringsdorf anzuſchließen. Für mich ſind dieſe wiederholten Unterbrechungen auf dem Wege einer „Höherentwicklung" nicht Beweiſe für ſogenannte, gar nicht verſtändlich zu machende Rückſchläge, ich ſehe in ihnen Zeugniſſe für das wiederholte Auftauchen neuer Kulturen und neuer Kulturträger, für ein wiederholtes Einſtrömen neuer Raſſen zur Zeit des Altpaläolithikums, einmal an der Wende Acheuléen—Mouſtérien, dann im Mouſtérien ſelbſt".

Außer dieſen auffälligen Unterſchieden im Kulturinventar des geſamten Mouſtérien iſt es hinlänglich bekannt, daß auch die weſteuropäiſchen Stufen des Altpaläolithikums — Chelléen und Acheuléen I und II — nichts mit den mitteleuropäiſchen — Halberſtädter, Hundisburger und Markkleeberger Stufe — gemein haben. Auf Grund dieſer Tatſache trennt ja Obermaier (3) das weſteuropäiſche Altpaläolithikum (mit Fauſtkeilen) von einem fauſtkeilfreien, zentral- und oſteuropäiſchen „Prämouſtérien" und unterſcheidet ein „Mouſtérien von Acheuléenmorphologie" von einem Kleinmouſtérien (mit Handſpitzen und Bogenſchabern), das in ſeinem Inventar keinen Einfluß des Acheuléen zeigt.

Einer ſolchen grundſätzlichen Trennung iſt wohl ſicherlich zuzuſtimmen. Mir ſcheint jedoch, daß nicht alle uns bekannten alt- und mittelpaläolithiſchen Fundſtellen ohne weiteres in dieſes Schema eingereiht werden können. Wir finden gerade in Deutſchland Kulturen, die eine Sonderſtellung einnehmen (vgl. 1, S. 62). Weimar-Taubach-Ehringsdorf iſt in dieſer Beziehung zu bekannt, als daß ich näher darauf einzugehen brauchte. Markkleeberg hat Fauſtkeile und eine ausgezeichnete Klingeninduſtrie. Auch von Hundisburg kennen wir einen ſchönen Fauſtkeil. Die beiden letztgenannten Fundkomplexe ſind alſo kein „fauſtkeilloſes Prämouſtérien".

Man geht demnach wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß Weimar, Markkleeberg und Hundisburg Sonderkulturen im Rahmen des „Prämouſtérien" und „Kleinmouſtérien" darſtellen. Damit aber ſind wir genötigt, für die Sirgenſteiner Stufe, ſpeziell für die Untere Sirgenſteiner Stufe einen Anſchluß an andere, ältere Funde zu ſuchen, um das Erſcheinen einer gegenüber Weimar ſo primitiven Kultur wie der Unteren Sirgenſteiner zwanglos erklären zu können.

Wir kennen nun eine Reihe von Fundſtellen in Mitteleuropa, bei denen es ſich in der Tat um ein ſozuſagen „normales" „Prä- und Kleinmouſtérien" handelt, Funde aus allen Abſchnitten des Eiszeitalters von der Mitte des vorletzten Interglazials an — von Raſtenberg (5) ſehe ich vorläufig ab —. Hier liegt vielleicht eine direkte Entwicklungsreihe von Halberſtadt-Bilzingsleben (6, S. 164) über Wangen-Wettin-Rabutz bis zur Sirgenſteiner Stufe

Digitized by Google

vor. Bei einer Einordnung der in Betracht kommenden Fundstellen in die Abfolge der Eiszeiten und Interglaziale ergibt sich folgende Tabelle:

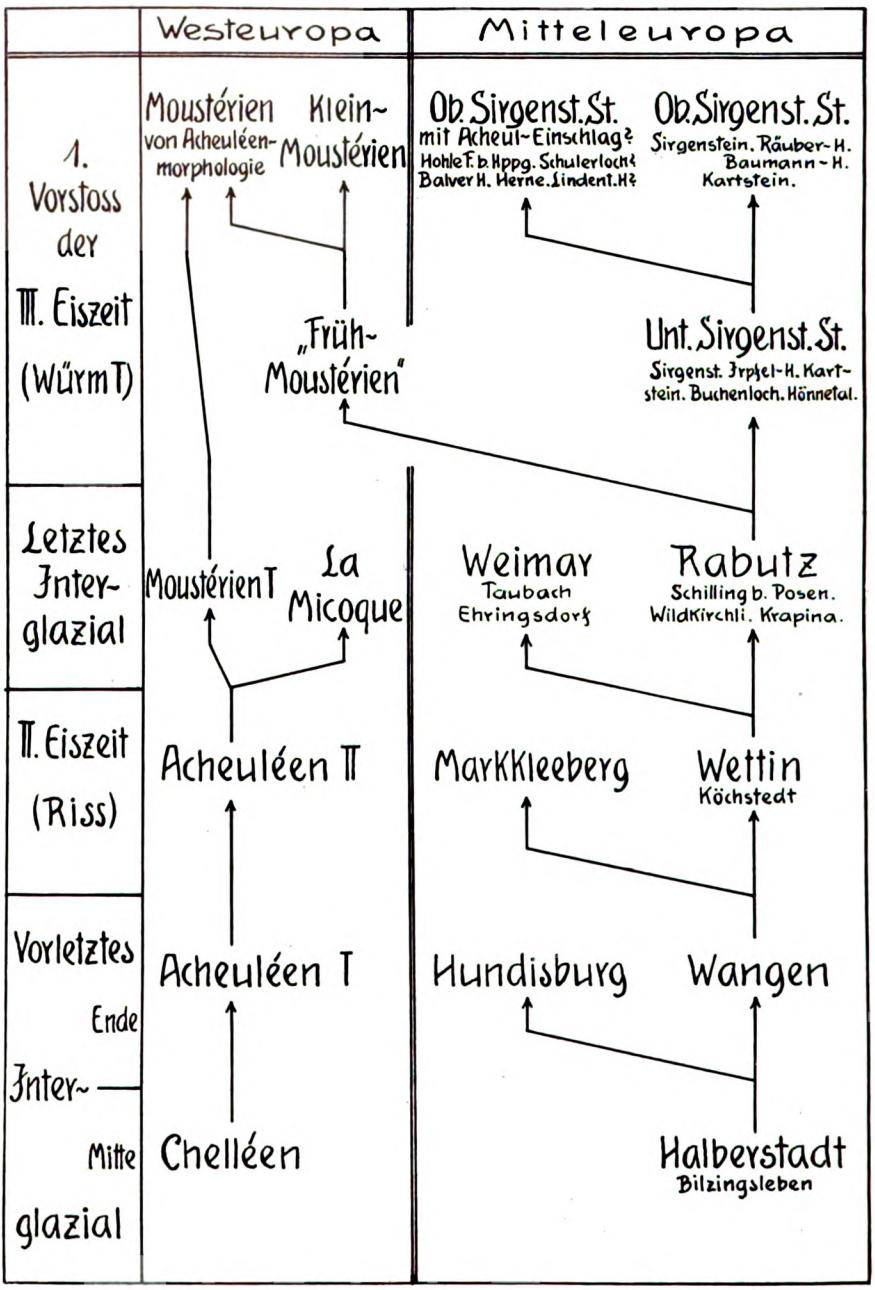


Abb. 4.

Digitized by Google

In der Tabelle heben sich deutlich die „Sonderkulturen" heraus und ebenso der Weg der evtl. direkten Entwicklung. Aber zugleich mit einer solchen Annahme tauchen auch wieder neue Probleme auf. Wie entstanden diese Sonderkulturen? In Markkleeberg zeigen sich Klingen vom Typ Levallois. Commont und Breuil betonen den acheuléenartigen Charakter der Werkzeuge von Ehringsdorf. Im Hohle Fels bei Happurg macht sich nach Birkner der Einfluß des Acheuléen geltend, im Schulerloch treten wiederum Levallois-Typen auf. Ist nun die Entstehung der Sonderkulturen von Hundisburg, Markkleeberg und Weimar auf Einflüsse des westlichen Chelléen-Acheuléen zurückzuführen oder entwickeln sich diese Kulturen völlig selbständig? Für Weimar-Taubach-Ehringsdorf könnte man eine Eigenentwicklung annehmen. Denn hier fanden sich die bekannten menschlichen Überreste, die — in den Kreis des Neandertalers gehörend — in diesem eine besondere Stellung einnehmen, d. h. mit anderen Worten: das Vorhandensein einer „Unterrasse" des Neandertalers in Ehringsdorf ist immerhin ein Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit, daß diese Unterrasse eine eigene, selbständige, von den übrigen gleichaltrigen verschiedenen und unbeeinflußte Kultur besaß. Für Hundisburg und Markkleeberg finden wir noch keine Lösung der Frage.

Und weiter: Gibt es überhaupt eine „Obere Sirgensteiner Stufe mit Acheul-Einschlag" oder liegt hier ebenfalls eine selbständige Entwicklung vor, die unbeeinflußt durch andere Kulturen entstand? Auch diese Frage muß vorläufig noch offen bleiben.

Bedenkt man die Länge der zur Verfügung stehenden Zeiträume und die doch immerhin nicht ganz unbeschränkte „Freizügigkeit" der diluvialen Menschenhorden, so liegt die Möglichkeit der Entwicklung selbständiger Kulturen wohl vor. Aber erst neue Forschungen, neue Grabungen, neue Funde können weitere Aufklärung schaffen.

Literaturverzeichnis.

1. Julius Andree, Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales in Westfalen. Mannus-Bibliothek, Nr. 42. Leipzig 1928.
2. Auerbach, Geschichte der Stadt Weida. Bd. 1, Heft 2: Frühzeit und Mittelalter. Veröff. d. ortsgesch. Ver. in Weida, III. 1927.
3. Obermaier, „Moustérien". In Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. 8.
4. Soergel, Die Gliederung und absolute Zeitrechnung des Eiszeitalters. Fortschritte der Geol. u. Pal., H. 13. 1925.
5. Derselbe, Ein altdiluviales Artefakt (?) aus Thüringen. Prähist. Zeitschr., Bd. 17. 1926.
6. Wiegers, Diluviale Vorgeschichte des Menschen. Bd. 1. Stuttgart 1928.

Digitized by Google

Ein Knochen mit Tierzeichnung aus dem Rheinland.

Von Carl Rademacher.

Mit 10 Abbildungen im Text.

Im Winter 1927 überbrachte der Landwirtschaftsbeflissene Herr Max-Josef Frings aus Köln dem Städtischen Museum für Vor- und Frühgeschichte zu Köln ein 10 cm großes Knochenstück (Abb. 1), das er bei einer Grabung nach karolingischen Scherben in der Nähe des Eselsbaches, Gemarke Loden-Giesenheide, auf dem Gute des Herrn Hubert Poßberg in Hilden bei Düsseldorf gefunden [1]) hatte. Zugleich mit diesem Knochen war ein kleiner

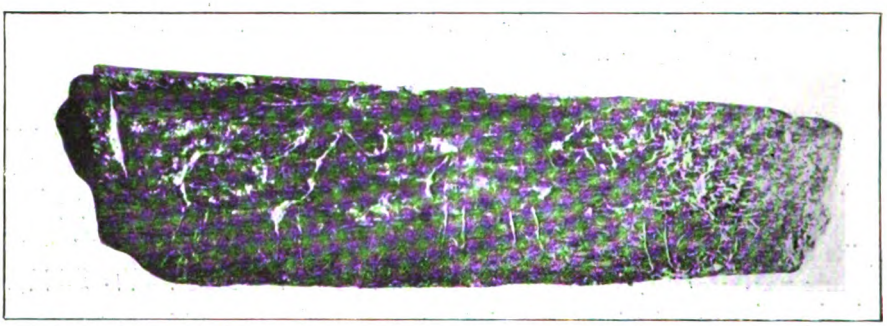


Abb. 1. Photographische Aufnahme des Knochens von Hilden.

Feuersteinabspliß, 2,8 cm groß, mit bearbeiteter Spitze zum Vorschein gekommen (Abb. 2), etwas später ein weiterer Abspliß aus demselben gelben Silex mit Randschärfung an einer Seite.

Eine erstmalige Besichtigung der Fundstelle (Abb. 3) durch den Berichterstatter fand bald darauf statt und wurde in Gegenwart des Entdeckers die Lage des Knochens und des Feuersteins festgestellt. Nach der geologischen Beurteilung des Geländes am 23. Mai 1928 durch Herrn Dr. Wehrli gab das Geologische Institut der Universität Köln folgende Begutachtung ab:

[1]) Die Aussagen des Herrn Frings diesen Fund betreffend wurden ehrenwörtlich abgegeben und sind im Fundarchiv des Museums niedergelegt.

Digitized by Google

Geologische Begutachtung der Knochenfundstelle nördlich Hilden.

Von Dr. H. Wehrli, Köln.

Die Fundstelle befindet sich 500 m nördlich Dickhaus am linken Ufer des Eselsbaches in etwa 48 m Höhe (17 m über dem Rheinwasserspiegel). Sie liegt auf der unteren Mittelterrasse in versumpftem Gelände. Eine Schürfung an der Fundstelle, die etwa 60 cm tief reichte, förderte nur feine geschichtete Quarzsande zutage und vereinzelte Feuersteinstücke. In etwa 50 cm Tiefe traf man auf starke Grundwasserführung. Die Ablagerungen der Sande und die Bildung der Terrassenoberfläche erfolgte nach den Untersuchungen von Fliegel und H. G. Steinmann nach dem größten Vorstoß des skandinavischen Eises (nach der zweiten Vergletscherung). Nach Bildung der fraglichen Schicht fand keine erhebliche Erosion mehr statt.

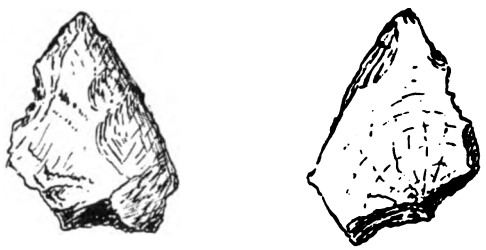


Abb. 2. Wiedergabe des spitzenartigen Absplisses mit Randbearbeitung von der Fundstelle des gravierten Knochens bei Hilden.

Die Versumpfung des Geländes scheint nach Ansicht des Verfassers, soweit nach der kurzen Besichtigung geurteilt werden darf, vom Eselsbach herzurühren; kann also jüngeren Datums sein.

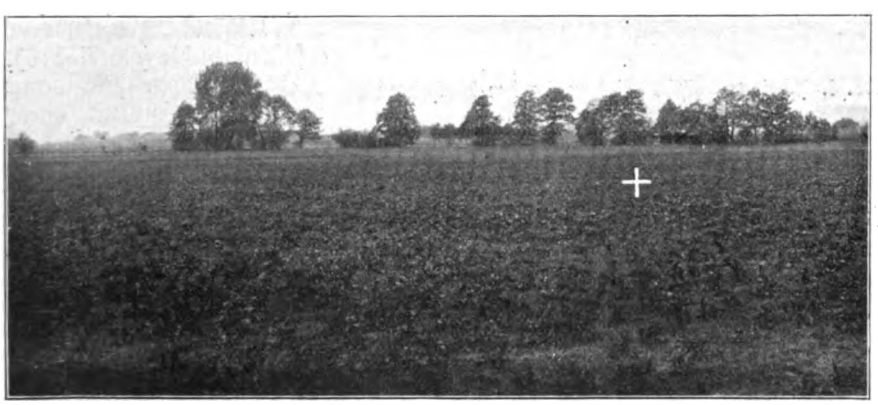


Abb. 3. Fundstelle des Knochens mit + bezeichnet. Im Hintergrunde die Erhebungen der Mittelterasse.

Der Knochen findet sich also in diluvialen Ablagerungen, die kurz nach der zweiten Vergletscherung gebildet wurden. In Frage käme noch, daß wir es hier mit einer Ablagerung des Eselbaches zu tun haben, doch scheint nach Ansicht des Verfassers die reine Quarzsandbildung dagegen zu sprechen. Es bleibt nur noch die Möglichkeit bestehen, daß der Knochen in späterer Zeit an diese Stelle gekommen ist.

* * *

Untersuchung und Beurteilung des Fundstückes fand im Städt. Museum für Vor- und Frühgeschichte statt unter stetiger Mitarbeit des Herrn

Digitized by Google

Reg.-Baurat Erich Rademacher, der auch eine Nachbildung des Knochens mit den Zeichnungen, letztere allerdings in etwas verstärkten Umrißlinien zur besseren Einsichtnahme anfertigte (Abb. 4).

Was den Knochen an sich angeht, so läßt sich leicht erkennen, daß es sich um ein Rippenbruchstück handelt, und zwar einer Hirschrippe [1]), eine Ansicht, der sich auch Prof. Dr. Janson, Direktor des Städtischen Museums für Naturkunde zu Köln anschloß. An mehreren Stellen sind Schnitt- oder Sägestellen deutlich erkennbar, an der einen Seite zwei Einschnitte, ein kleinerer und ein größerer. Durch den größeren konnte der Knochen an dieser Stelle ehemals von der ganzen Rippe abgebrochen werden. Ein ähnlicher Einschnitt befindet sich auch an dem gegenüberliegenden Ende. Er ist nicht so tief, weshalb hier der Abbruch gewaltsamer erfolgen mußte (vgl. Abb. 5).

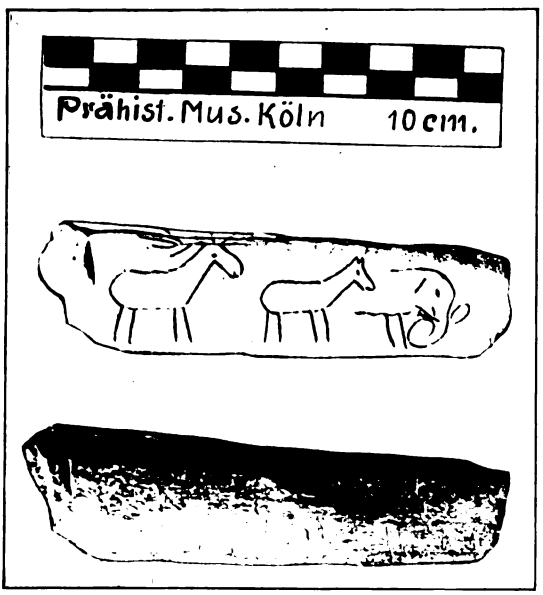


Abb. 4. Photographische Wiedergabe der Nachbildung des Knochens von Hilden.

Das Rippenstück macht kaum den Eindruck eines rezenten Knochens; Fossilität liegt jedoch auch nicht vor.

Nur eine der beiden Rippenseiten trägt leicht eingeritzte Zeichnungen, Gravuren; die andere Seite ist leer.

Zunächst bei den beiden erwähnten Schnittflächen steht ein geweihtragendes Tier. Art des Kopfes und der ganzen Gestalt sowie des Geweihes deuten auf einen Hirsch oder Elch. Das Geweih ist stark zurückgelegt (wohl

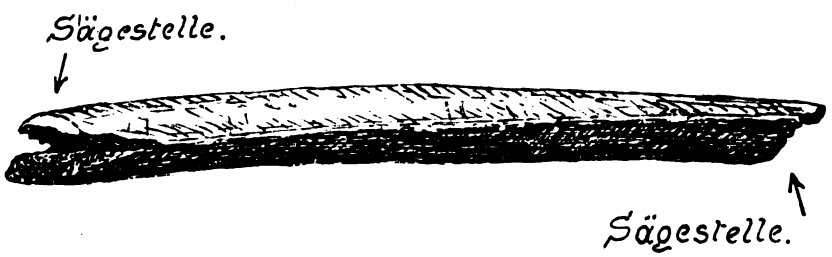


Abb. 5. Die Schnittflächen an dem Knochen von Hilden.

[1]) Zum Vergleich dienten Hirschrippen und anderes osteologisches Material im Museum für Naturkunde.

Digitized by Google

des zur Verfügung stehenden Raumes wegen). Durch das bloße Auge ist dieser Hirsch mit allen Einzelheiten gut erkenntlich.

Vor diesem Tiere steht ein anderes, ohne Geweih, die ganze Gestalt dem ersten ähnlich, so daß man an eine Hirschkuh gemahnt wird. Diese Ansicht findet ihre Stütze in einer Hirschkuhzeichnung aus dem französischen Paläolithikum[1]) (vgl. Abb. 6).

Auch dieses zweite Tier ist dem bloßen Auge leicht sichtbar.

Vor diesen Hirschgravuren befindet sich eine dritte Tierzeichnung, deren Charakter mit bloßem Auge schwer erkennbar ist. Deutlich sieht man jedoch die beiden Vorderbeine, die untere Bauchlinie sowie weitere undeutliche Linien. Bei Benutzung eines Vergrößerungsglases werden die Umrißlinien des Kopfes, ein Rüssel sowie zwei nach auswärts gebogene Linien, welche die Zähne darstellen, erkenntlich, so daß wohl in dieser Gravur eine Mammutzeichnung vorliegt, die allerdings nur den Vorderteil des Tieres umfaßt. Zu diesem Ergebnis gelangten auch die (unabhängig voneinander) vorgenommenen Beobachtungen der Herren Reg.-Baurat E. Rademacher und Studienrat Dr. Lindermann-Jülich. Vgl. Abb. 3.

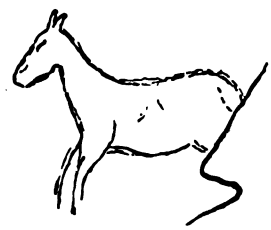


Abb. 6. Hirschkuhzeichnung aus Piette, Taf. 41.

Durch diese Zeichnungen erhält der Fund für die rheinische Frühkunst eine gewisse Bedeutung, eine Bedeutung, die um so größer zu bewerten ist, als das Rheinland und überhaupt Deutschland bisheran ziemlich arm an eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Gravuren überhaupt sind. Aus dem Rheinland selbst liegen bis jetzt vier Stationen eiszeitlicher Kunst vor, auf die hier

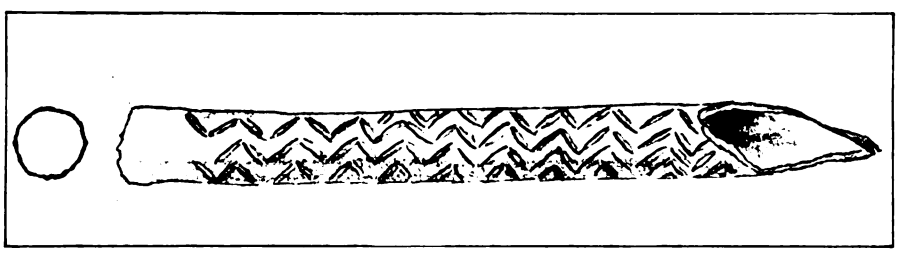


Abb. 7. Verzierter Vogelknochen von Steeden an der Lahn.

kurz hingewiesen sei. Es sind dies die Funde von Oberkassel, Martinsberg bei Andernach, Wildscheuer bei Steeden a. d. Lahn und Mainz. Letztere Station lieferte Bruchstücke zweier weiblicher Aurignacien-Statuetten[2]). In der Wildscheuer bei Steeden entdeckte R. R. Schmidt einen Vogelknochen (Abb. 7) mit viereckigem Wolfzahnornament; dieser Fund wird ebenfalls dem jüngeren Aurignacien[3]) zugeschrieben. In der Magdalénien-Freiland-

[1]) Piette, L'art pendant l'âge du renne, Bildtafel XLI, eine Tierzeichnung auf einem Knochenstück, die er als „biche" (Hirschkuh) bezeichnet. Sie hat mit der Kölner Gravur große Ähnlichkeit, d. h. was die Charakteristik des Tieres als solches angeht.

[2]) Ernst Neeb, Eine paläolithische Freilandstation bei Mainz. Prähistor. Zeitschrift 1924, S. 1—8 und Mainzer Zeitschrift 1922—24, S. 108—112.

[3]) Vgl. Obermeyer, Der Mensch aller Zeiten, S. 278; R. R. Schmidt, Deutsches Paläolithikum, S. 78—85; Her. Heck, Die Stratigraphie der Wildscheuer, neue Ausgrabungsergebnisse. Die Eiszeit, 1924, S. 103—106.

Digitized by Google

station auf dem Martinsberg bei Andernach fand sich ein aus einem Stück Hirschgeweih gearbeiteter Vogelkopf [1]), wohl Griff eines Gerätes. Eine Spitze aus Knochen, auch vom Martinsberg, mit eingraviertem Ziermuster in Stabmanier, gehört nicht zur eigentlichen Kunst. Ebenfalls nicht ein Glätter mit ähnlichen Strichverzierungen [2]) aus der Magdalénienstation des Kartsteins. Die Fundstelle des letzten Kunstgegenstandes sind die Skulpturen von Oberkassel. Im Grabe, unbedingt zu den Skeletten gehörig, befanden sich zwei Gegenstände, von denen der eine von Verworn als Pferd [3]) bezeichnet, nach den neuesten Untersuchungen von Breuil [4]) und Kühn als Bruchstück eines Tierkörpers erkannt, dazu ein Glätter aus Knochen, der in einen Tierkörper endigt. Auch dieser Fund gehört in die Stufe von Madeleine. Hiermit sind die eiszeitlichen Kunstwerke des Rheinlandes erschöpft. Für Deutschland treten noch hinzu die Zeichnung eines Rentieres [5]) (?) auf einem Hirschgeweihstück von der Schussenquelle (echtes Magdalénien), die Gravierung eines Pferdekopfes auf einer Kalksteinplatte, Gravierung eines Mammuts [6]) an der Klausenhöhle bei Neu-Essing in Bayern. Aus den Höhlen bei Nördlingen sind 1914 Ritzungen von drei Tierzeichnungen auf Kalksteinplatte bekannt geworden, die Birkner [7]) behandelt hat und endlich ein Knochenstab mit Bruchstück oder Zeichnung eines Menschen mit Tierschwanz [8]) von Kaufertsberg bei Nördlingen. An eiszeitlichen Gravuren sind demgemäß in Deutschland bis jetzt bekannt Gravuren von vier Menschen, davon drei Frauen, Zeichnung eines Pferdes und eines Mammuts. Bruchstück eines großen Tieres (nicht gewiß was für eines), Wolfszahnornament und einfache Zierstriche.

Rechnet man dazu noch die bekannten Gravuren vom Schweizersbild bei Schaffhausen und aus dem Kesslerloch bei Tayngen, so ist das ganze Rheingebiet von der Quelle bis zur Mündung erschöpft. Aus der ersten Nacheiszeit, dem Mesolithikum liegen bis jetzt keinerlei Funde vor.

Was das Alter der Kölner Gravur anbetrifft, so sind zur Gewinnung eines Urteils zwei Gründe maßgebend, zuerst ein rein äußerlicher, dann ein innerlicher, aus dem Kunstwerk selbst abzuleitender, d. h. also ein kunsthistorischer.

Was den äußerlichen Grund betrifft, so wurde schon gesagt, daß der Knochen nicht direkt als fossil angesprochen werden kann, er ist in das Nacheiszeitalter zu versetzen, wohl in den Beginn der Mittelsteinzeit. Dieses könnte zu der geologischen Lage, über die das Nötige bereits gesagt wurde stimmen. In der Nacheiszeit hatte der Hirsch eine außerordentliche Bedeutung und bildete das Hauptjagdwild des damaligen Menschen, der nicht mehr in Höhlen hauste. Schon aus dem Magdalénien sind Freilandstationen

[1]) Vgl. R. R. Schmidt, Deutsches Paläolithikum, S. 88—90; Obermeyer, Der Mensch aller Zeiten, S. 276.

[2]) Vgl. b) Obermeyer, Der Mensch aller Zeiten, S. 276; a) C. Rademacher, Die Ausgrabungen des Kartsteins. Prähistor. Zeitschrift 1911, Tafel 10.

[3]) Verworn, Bonnet und Steinmann, Der diluviale Menschenfund von Oberkassel.

[4]) Breuil und Kühn, Über diesen Fund in Ipek, 1927, S. 193. Jahrbuch der prähistorischen und ethnologischen Kunst.

[5]) Vgl. Obermeyer, Der Mensch aller Zeiten, S. 289, Fig. 182; R. R. Schmidt, Diluviale Urgeschichte, Tafel 23, Fig. 16.

[6]) Ipek 1926, S. 29—32. Eine Mammutdarstellung aus Süddeutschland.

[7]) Vgl. Birkner, Beitrag zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, XIX, S. 16; von demselben, Paläolithische Kunst aus dem Ries — Bayern. Ipek 1928.

[8]) Auch von Birkner veröffentlicht, vgl. Anm. 3.

Digitized by Google

am Rhein (Martinsberg, Oberkassel) bekannt. In der späteren Zeit bildeten sie die Regel. Das Hildener Stück gehört einer Station an, die nicht weit davon bestanden hat, da Rollspuren weder an dem Knochen noch an den Steinen sichtbar sind.

Diese äußeren Umstände sprechen dafür, die Gravur von Hilden nicht dem Eiszeitalter zuzuschreiben.

Ein Vergleich der Hildener Gravur mit dem historischen Entwicklungsgang der Paläolithkunst wird ebenfalls Hinweise auf das Alter desselben bringen.

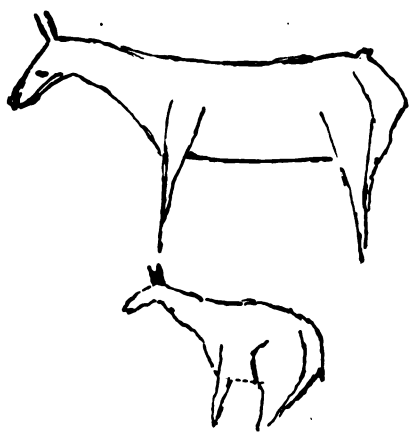


Abb. 8. Steppenesel auf der Kalksteinplatte vom Schweizerbild nach Dr. Nuesch.

Zunächst liegt auf der Hand, daß ein Kunstwerk vorliegt, das, ganz allgemein, mit der eiszeitlichen Kunst in gewisser Beziehung steht. Die Gravuren sind außerordentlich fein eingeritzt, aber mit sicherer Hand. Es sind keine ausgeführten Kunstwerke, sondern nur leicht hingeworfene Umrißzeichnungen, Skizzen.

Ein Vergleich mit dem Wollen und Können der europäischen Eiszeitkunst [1]), auch wenn es sich um bloße Skizzen handelt, ergibt jedoch die Tatsache, daß die damaligen Künstler das darzustellende Tier nicht einfach als solches auffaßten, sich nicht mit den Umrissen, wodurch das Tier als solches kenntlich wurde, begnügten, sondern dasselbe in einer dem Wesen des betreffenden Tieres besonders eigentümlichen Situation wiedergaben, das Renn im Lauf, beim Äsen, den Hirsch im Lauf, ebenso das Pferd und andere Tiere.

Auf einem französischen Knochenstück [2]), das wie das Kölner nur skizzenhaft ausgeführte Gravuren enthält, sieht man zur Linken ein trotz aller Skizzenhaftigkeit sehr charakteristisch ausgeführtes Renn im Lauf, dem ein kleiner dargestelltes Renn folgt. Daran schließt sich eine Gruppe anderer Tiere, sehr skizzenhaft hingeworfen, noch von Linien einer zweiten Tierzeichnung überschnitten. Die Beine der Tiere sind meist auch nur durch einfache Striche angedeutet, was besonders bei der dritten Gruppe deutlich in die Erscheinung tritt, wie auf dem Kölner Stück. Beine und Tiere überhaupt erscheinen jedoch sehr viel lebenswahrer und der Situation, die dem Künstler vorschwebte, abgepaßt, als die Gravuren des Hildener Stückes, auf dem jedes Bein nur durch einen einzigen Strich angedeutet ist.

Auf einer französischen Gravur [3]) findet sich eine Tierzeichnung, die von Piette als „biche„ Hirschkuh, bezeichnet ist (Abb. 6). Auch hier flüchtige Skizze, aber der Unterschied des Kunstwollens tritt sofort ins Auge.

[1]) Vgl. Girod et Massénat, Les stations de l'age du renne dans les Vallées de la Vézère et de la Correge und Piette, L'art pentant l'age du renne.

[2]) Tafel XXIV, Abb. 1, aus Girod et Massénat, Les stations de l'age du renne dans les Vallées de la Vézère et de la Corrège.

[3]) Tafel XLI, Piette, L'art pendant l'age du renne.

Digitized by Google

Wie schon gesagt, sind einige deutsche Gravuren in einfachen Umrißlinien vorhanden, auch aus dem Rheingebiet der Schweiz. Das bekannte weidende Renntier vom Keßlerloch stellt ein ausgeführtes Kunstwerk im obigen Sinne dar. Aus dem Schweizerbild steht die Kalksteinplatte (Abb. 8) mit den zwei Steppeneseln und dem Renn der Kölner Gravur wohl bedeutend näher. Die Hauptfigur der Platte, ein groß gezeichneter Steppenesel [1]), unter diesem ein kleineres, aber flott gezeichnetes Tier derselben Art. Aber bei diesen Tieren, deren Beine ebenfalls nur durch Striche, aber nicht durch einen Strich wie bei den Hildener Knochen, angedeutet sind, erkennt man

Abb. 9. Stein von Kamilsko, Ostpreußen. Nach H. Kühn, Ipek 1927.

dennoch ein gewisses Vorschweben, das Ahnen der Situation, die zu den Tieren gehört.

Die Gravur von Hilden atmet einen anderen Geist. Eine Zeit tritt daraus entgegen, in der die Eiszeitkunst längst ihren Höhepunkt überschritten hatte. Es ist der Geist, wie er auf späteren Tiergravuren im Norden bekannt ist. Erwähnt sei hier die Zeichnung eines Rüsseltiers auf dem Stein von Kumilsko, Ostpreußen (Abb. 10). Diese Gravur wird für neolithisch [2]) angesehen, die Beine hier ebenfalls durch einen Strich angedeutet.

Alles spricht dafür, die Kölner Gravur wohl dem Entwicklungsgang der eiszeitlichen Kunst zuzuschreiben, sie aber in eine spätere Zeit zu versetzen.

[1]) Dr. Nuesch, Das Schweizerbild.
[2]) Vgl. Kühn, Der Mammutstein von Kumilsko, Kreis Johannisburg, Ostpreußen. Ipek 1926.

Digitized by Google

Noch in späteren Zeiten hat sich die Vorliebe, auf Geräten und anderem Tierzeichnungen anzubringen, auch im Rheinland erhalten. Das Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte besitzt einen 9,2 cm langen, 6,7 cm breiten eiförmigen Stein mit Höhlung, der schon als Gießlöffel angesprochen ist, obschon seine eigentliche Bestimmung unklar sein dürfte. Er stammt von Freilingen bei Blankenheim i. d. Eifel. Auf der Rückseite hat dieser Stein ebenfalls eine Zeichnung (Abb. 10), wieder ein Tier, in Strichmanier.

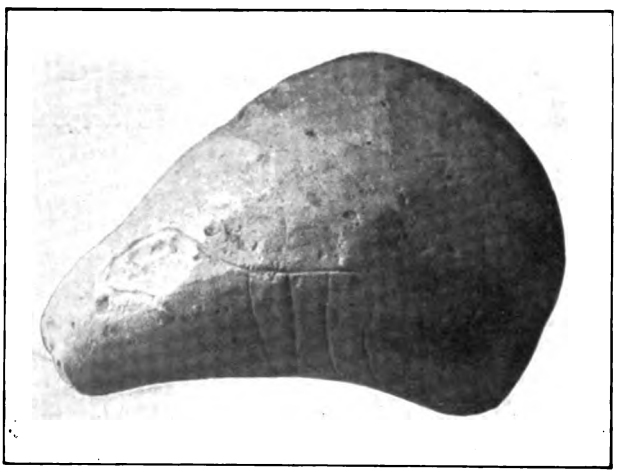


Abb. 10. Stein von Freilingen bei Blankenheim i. d. Eifel. (Museum für Vor- und Frühgeschichte Köln.)

Der mit dem Hildnerknochen gleichzeitig gefundene Feuerstein bildet einen spitzenartigen Abschlag von 2,1 cm Länge, 2,2 cm Breite an der unregelmäßigen Basis. Auf der einen Seite finden sich an der Spitze eine Art Flächenretouche, die andere Seite ist durch kleine Schläge wenig bearbeitet. Die Rückseite des Steines ist nicht bearbeitet. Wahrscheinlich liegt ein Gerät vor, das als Pfeilspitze Verwendung finden sollte oder gefunden hat (Abb. 8).

Der später gefundene Feuerstein, das Bruchstück eines kleinen Knochens einer Randschärfung, dürfte ebenfalls dem Mesolithikum [1]) angehören.

[1]) Das frühe Mesolithikum ist neuerdings gerade im Rheinland durch zwei neue Funde vertreten, wovon der eine, ein lorbeerblattähnliches Gratbeil, ebenfalls aus dem Bezirk Düsseldorf stammt. Der andere Fund ist ein typ. mesolithisches Faustkeil aus der Umgebung von Köln.

Digitized by Google

Germanische und gallische Kulturen am Niederrhein.

Unter besonderer Berücksichtigung neuer Mittel-Latène-Funde.

Von Erich Rademacher.

Mit 13 Abbildungen im Text.

Der liebenswürdigen Aufforderung, an der Kossinna-Festschrift mich zu beteiligen, gedachte ich durch eine typologische Untersuchung über die keltischen Pufferringe der Frühlatènezeit zu entsprechen. Ich beabsichtigte damit anzuknüpfen an die bekannte Schrift Geheimrat Kossinnas über: Die goldenen Eidringe und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland. (Mannus VIII, 1917, Heft 2/3).

Der Gedanke, den scheinbar so typisch keltischen Puffer- oder Endstollen-Hals- und Bronzering als Entlehnung aus dem Germanenkreise darzustellen, wird manchem zunächst sonderbar erscheinen. Da aber dieselben Gedankengänge auch für das jetzt gewählte Thema eine Rolle spielen, möchte ich ganz kurz über das Verhältnis germanischer und gallischer Kulturen folgendes sagen. Als eine ganz besondere Eigentümlichkeit der keltischen Kultur springt ihre Aufnahmefähigkeit für fremdes Gut sowohl sachlicher als geistiger Art hervor. Immer und immer wieder findet sich diese Erscheinung in der Abfolge keltischer Vorgeschichte — und Geschichte. Von außen dringt eine Sache irgendwelcher Art — ein Ding, eine Sitte — in das Keltengebiet ein, um dort begierig aufgenommen und meist mit Eigenem weiterverarbeitet zu werden. Das ist hier für die Vorgeschichte so deutlich weit stärker als bei anderen Kulturen zu belegen, daß eine ganz besondere Veranlagung vorbestehen muß. Einige Beispiele seien genannt. Der Latènestil stammt aus Griechenland, wurde wenigstens durch Einwirkung klassischer Kunst geweckt; das keltische Münzwesen ist barbarische Nachahmung des griechisch-mazedonischen; die Sitte der Wagengräber stammt aus Etrurien, desgleichen der keltische Streitwagen (essedum) selbst, ebenso die Sitte, den Toten Bratspießbündel mitzugeben. Von Norden, aus dem Germanengebiet stammt der Wendelring, was genugsam bewiesen ist.

Diese Vielseitigkeit, die Sucht nach neuen Dingen, ist für den Keltenkreis typisch — sagt schon Caesar.

So sollte hier nachgewiesen werden, daß auch die Pufferringe germanischem Gut, eben den Eidringen entlehnt sind. Vorstufen in der Hallstattzeit gibt es nicht; die früheste Latènestufe (mit Masken- und Tierkopffibeln) führt sie noch nicht. In der frühen germanischen Eisenzeit sind die Abkömmlinge der Eidringe Bronzeringe mit kleinen und großen Schalen (Thüringen, Jahres-

Digitized by Google

schrift der sächsisch-thüringischen Länder, 10, 1911, S. 118 und Köthen Prähist. Zeitschrift 9, 1917, S. 64).

Von diesen Formen müssen die Pufferringe herstammen, da sie bis spät noch stets die besonderen Eigenschaften dieser zeigen, so z. B. die gegeneinandergekehrten Schalen. Dazu zeigt rein typologisch die Verwilderung der Form von Anfang an (Waldalgesheim!), daß es sich um eine Weiterentwicklung einer auf keltischem Gebiet nicht vorkommenden Form handelt. Sogar das Zusammenwachsen der Schalen oder Puffer, wie es häufig ist, ist bei einem nordischen Stück aus Hannover, dessen Zeichnung ich der Liebenswürdigkeit von Herrn Dr. Gummel verdanke, vorweggenommen. (Siehe A. U. H. V., S. 5.)

Diese schon zu langen Bemerkungen habe ich mir nur gestattet, weil ich später in gleichem Sinne auf noch ungeklärte Beziehungen in der Keramik zu sprechen komme.

In letzter Stunde vor Inangriffnahme obiger Arbeit, deren Vorbereitung und Stoffsammlung schon Jahre alt ist, geschahen an zwei Stellen unserer Kölner Gegend — links- und rechtsrheinisch bedeutsame Funde der Mittellatènezeit — die ersten typischen und beobachteten. Da diese Grabfunde Neues bringen — weniger überhaupt, als für uns; und da sie den Anschluß an mitteldeutsche Funde, die auch von Kossinna bearbeitet sind, so wurde eine erste, noch vorläufige Bekanntgabe als Ergänzung meiner Germanengräberchronologie im Mannus 1922 für wichtiger als anderes gehalten. Während die Spätlatènegräber unserer Germanen schon einigermaßen in obiger Arbeit behandelt sind, sollen hier die früheren, bislang noch wenig deutlichen Latènestufen besprochen werden.

Die Tafel bringt außer diesen neuen Funden noch Lichtbilder der schon 1922 in Zeichnungen von mir veröffentlichten, ferner ein Bild nach einem Abguß, den wir der Freundlichkeit Prof. Lehners vom Bonner Provinzialmuseum verdanken (Abb. 8). Es handelt sich um ein Brandflachgrab von Siegburg-Mülldorf, das auf dem anderen Ende des weitgestreckten Grabfeldes gefunden ist, dessen einem Ende die in der Arbeit 1922 erwähnten kaiserzeitlichen Gräber entstammen.

Die neuen Funde stammen von Altenrath bei Donrath, von der Wahner Heide (Abb. 1, Nr. 2, 3, 4, 11). Sie sind als Zufallsfunde in einer Sandgrube zutage gekommen. Die Anlage der Gräber zeigt Abb. 1. Es sind kesselförmige Gruben, rund 60 cm tief, in dem die Urne steht. Knochen und Fibeln liegen in der Urne. Einmal (Abb. 4) lag ein flacher Stein über dem Gefäß (Steinkreise von rund 1 m Durchmesser über der Urne sind beobachtet?). Die Töpfe standen ziemlich hoch, daß verschiedentlich der Rand völlig abgepflügt ist, eine bei germanischen Urnenfeldern sehr oft beobachtete Lage. Das Gelände ist eine flache Sandterrasse, die der Sülz parallel läuft. Ein sehr geeignetes Wohn- und Grabgelände, das auch eine ausgedehnte Siedlung der Untergrombacher Kultur lieferte mit mehrfachen Herdpflastern. Durch Abspülung des sehr losen Sandes liegen die Wohnkulturen 20—30 cm unter der jetzigen Oberfläche und sind durch Ackerbau verschleppt.

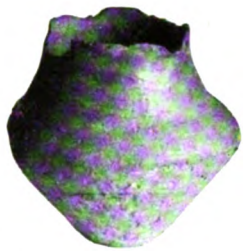
Das zweite Feld liegt in Köln selbst, im neuen Grüngürtel bei Efferen. Hier ist bis jetzt nur ein Grab gefunden, das die beiden prachtvollen, gedrehten Gefäße mit einer Mittellatènefibel ergab (Abb. 12, 13).

Zur Fundbeschreibung ist folgendes zu sagen: Abb. 2 ist das erste der Altenrather Gefäße. Grautonig, Handarbeit, ohne Rand 30 cm hoch, mit ziemlich scharfem Umbruch, eingeritzter Kreuzschraffur auf der Schulter, weitem

Digitized by Google

1

10

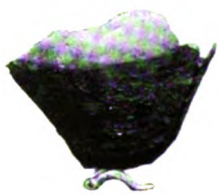


9

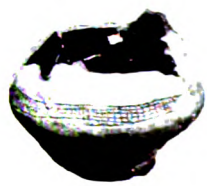
2

6

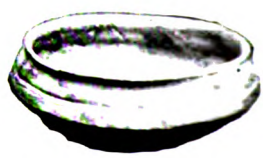
5



3



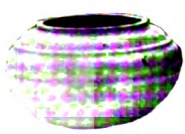
4



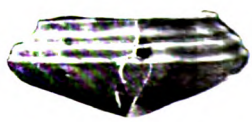
11

7

8



13



12

Abb. 1. Grab Altenrath, bez. d. viereckiges Papierblatt. Abb. 10. 9. Mülheim bei Köln; 2, 3, 4, 11 Altenrath; 5, 6 Fliegenberg bei Troisdorf; 7 Roisdorf; 8 Siegburg-Mülldorf; 12, 13 Köln.

Digitized by Google

abgesetzten konischen Hals. Rand völlig abgepflügt. Diese Gefäße erinnern an keltische Latèneformen, so an die Latèneflaschen, aber die ganze Art, die Schlankheit und Weite, sowie Kürze des Halses weit mehr an germanische Gefäße. Die niedersächsischen Felder, bis zur Mark hin haben solche Formen und es scheint fast, als ob diese Gestaltung aus dem Germanenkreise nach Süden gekommen ist. Vergleichbar ist in den keltischen Formen nur der mittelrheinische Strich. Mit den typisch keltischen Flaschen linsenförmigen Körpers hat er wenig gemein. Er ist offenbar älter. Zu gleichem Typ gehört Abb. 9 und 10 von Mülheim bei Köln. Ein zweiter Typ ist Abb. 3. Das Gefäß ist mit neu hinzugekommenen Scherben jetzt zusammengesetzt. Es ist schlank, hoch, 40 cm, doppelkonisch mit scharfem Umbruch und ausgeschwungener Halslippe. Derselbe Typus liegt vor in Abb. 5 und 6 vom Fliegenberg (siehe Mannus 1922), Abb. 7 vom Vorgebirge bei Roisdorf (Nachbestattung in einem endsteinzeitlichen Hügel.

Ähnlich diesem wird wohl auch Abb. 4 gewesen sein. Der Rand fehlt. Sehr eigentümlich ist die Verzierung, von der nachher zu handeln sein wird.

Abb. 8 ist ein schwarztoniges, geschmauchtes, 28 cm hohes, fast schon schlauchförmiges Gefäß von Siegburg-Mülldorf.

Abb. 9 ist ebenso wie 10 schon im Mannus 1922 gezeichnet. Es sind typisch germanische Latèneformen der Frühzeit aus der Mülheimer Gegend bei Köln.

Dazu treten nun neu: Abb. 11 von Altenrath. Eine flache Schale, aber mit starkem konischen Halse mit den typischen Drehscheibenwulsten und Riefen, Umbruch scharf, Drehscheibenarbeit, brauntonig; 30 cm Durchmesser. Ferner von Köln die beiden Abb. 12 und 13. 12 eine ähnliche Schale wie 11 und 13 ein Napf mit stark eingezogenem Halse, beide mit scharfem Umbruch. Feinste Drehscheibenarbeit, feinstgeschlämmter Ton bräunlich-schwärzlicher Farbe, 13 mit braunroter, ganz dunkler Oberschicht, 12 wohl ehedem schwarz gewesen. 13 hatte schwach nach oben eingezogenen Boden, so daß sich ein ganz schwacher Standring bildete, der aber von dem Unterteil des Gefäßes oben nicht abgesetzt war. Nur der Boden lag höher als der Ring. Die letzten drei Gefäße gehören zu einer Art, wie sie bisher nur in Thüringen bis Leipzig und in wenigen Stücken bis in die Elbegegend gefunden sind. Vgl. Kossinna, Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft, ferner Reallexikon, und Nordischer Kreis, dort auch Literatur.

Derartige Gefäße sind bislang im Keltengebiet nicht gefunden. Ihre Form erklärt sich aus der Übernahme der Drehscheibentechnik auf Gefäße der Formen 2 mit dem scharfen Umbruch. Wie alle diese Drehmuster sind die Riefen technisch bedingt und besagen über die Zusammengehörigkeit wenig. Sie treten in der Latènezeit in der Marnekultur schon auf und halten sich bis weit in die Kaiserzeit.

Ganz allgemein ist man bislang der Meinung gewesen, daß derartige Gefäße keltischen Ursprungs seien, wenigstens aber aus dem Keltenkreise entlehnt seien. Unsere Gräber zeigen zweifellos die Nähe der keltischen Kultur — denn die Drehscheibe ist ohne Zweifel südlicher Herkunft. Das ist genugsam durch das lange Festhalten des Germanenkreises an der Handarbeit — bis in die Kaiserzeit — bewiesen. In der Zeit der hier besprochenen Drehscheibengefäße muß aber der südlichste Teil der Germanen, der mit den Kelten in Berührung kam, die Drehscheibe, wenigstens zeitweise übernommen haben. Anders kann ich die Zusammenhänge nicht erklären, solange nicht eine deut-

Digitized by Google

liche keltische Früh- bis Mittellatènekultur gefunden ist, die diese Gefäße führt. Es bleibt bis jetzt nichts übrig, als sie eben für germanisch zu halten.

Während man also in dem abgesetzten konischem Halse eine germanische Form erblicken möchte — hier fehlt es noch sehr an Einzelarbeiten — gibt uns die Drehscheibe die keltische Technik. Sie bedingt die Riefen- und Wulstausbildung aus sich heraus.

Als dritter sehr interessanter Punkt bleibt die Herkunft des scharfen Umbruchs bei den Gefäßen unserer zweiten Reihe. Er erinnert unwillkürlich an die germanischen doppelkonischen Urnen der späten Bronzezeit, die gelegentlich bis in den Jastorfer- und Wessenstedt-Stufen hineinreichen. Auch in dem niederrheinischen keltischen Hügelgebiet, das den Germanen am nächsten liegt, ist er in der späteren Hallstattzeit vorhanden, ganz offenbar als Eindringling von Osten. Es fehlt ihm ganz die ausschwingende Lippe. Der Umbruch ist dann auch im anschließenden germanischen Formenvorrat zu finden. Ebenso ist er in der Frühlatènezeit der Trier-Hermeskeiler Gegend (Museum Trier) vertreten, dann sehr stark ausgeprägt in der Marnekultur (vases carenées, vgl. Reallexikon Frankreich und Marnekultur mit Tafel). Anschließend führt ihn zur Mittellatènezeit unsere südgermanische Brandflachgräbergruppe, nunmehr von Köln bis Thüringen. In der Spätlatènezeit kommt er bei Schalen, die sich von der Form 11 und 12 ableiten auch vor; zudem gibt es kleine Näpfe derselben Art (Museum Köln).

In prachtvollen, fast papierdünnen kleineren Stücken, höchstens 15—18, meist nur 10 cm hoch, findet es sich in der sog. belgischen Ware, die nach allgemeinem Urteil eine auf der germanischen, alten Formgebung beruhende, aber mit römischer Technik arbeitende, einheimische Töpferei darstellt. Diese Ware ist am Rhein im ersten Jahrhundert nach Chr. häufig. Aus ihr haben späte — 3. Jahrhundert — Töpfe von Worms den scharfen Umbruch, die ihrerseits auf die Entwicklung der fränkischen Keramik starken Anteil haben. Gleichzeitig taucht er in Mitteldeutschland (Thüringen a. a. O.) wieder auf. Die fränkische Ware führt ihn stark.

Im ganzen fehlt es noch sehr an genauen Belegen, man könnte ebensogut an germanisches wie auch keltisches Kulturgut denken. In letzterem Falle wäre die Form mit der ausgeschwungenen Lippe eine keltische Erfindung der frühen Latèenezeit —, die aber merkwürdigerweise nur in der den Germanen nahen Nordwestzone auftritt. Denkbarer ist deshalb der andere Fall, daß den uralten germanischen doppelkonischen Gefäßen, die höher und bewegter formende spätere Zeit den ausschwingenden Rand hinzufügte.

Das Gefäß 8 möchte man wegen seiner Formlosigkeit und dem Anklang an die späten schlauchförmigen Gefäße für das späteste der dargestellten halten (vielleicht schon bis 100 vor Chr.).

Nach dieser Besprechung der Gefäße, die allein im Zusammenhang mit Form und Technik unverkennbare Entwicklungsreihen mit gut deutlicher Zeitbestimmung durch Formverwandtschaft in mancher Richtung zeigt, kommen Einzelheiten und Beigaben an die Reihe.

Die Verzierung auf Urne 4 liegt dem Geschmack der Zeit entsprechend auf der Schulter. Solche Schraffenbänder sind überall gebräuchlich, genau gleiches ist mir leider nicht bekannt. Mitteilungen oder Veröffentlichungen wären von Bedeutung. Einfache, schrägschraffierte Bänder sind in den Germanengrabfeldern von Karow (Mark) (Museum Köln) und anderwärts nicht selten. Wichtig könnte das Band werden als Vorläufer der in breiten Zonen liegenden Stempelbänder auf den Schlauchgefäßen der belgischen Ware. Da

Digitized by Google

diese belgischen Gefäße ohne jeden Zweifel von dem Typus, Abb. 6, 5, 7, 8 abstammt, wäre ein Vorläufer des Zierbandes ganz einfach zu erklären. Das Band ist nämlich dadurch wichtig, daß es sich in künstlerischer Auffassung von den meisten früheren Zierbändern unterscheidet: Es zeigt keine Verzierung, sondern ist selbst Verzierung; es zeigt keine regelmäßigen Linien irgend eines Musters, wie Schräg- oder Wechselschraffen, horizontale Linien u. dgl., sondern es ist lediglich ein aufgerauhtes, anders wirkendes Band auf der Gefäßwand. Damit ist es genau dasselbe wie die belgischen Bänder mit ihrer Stempel- und Rolltechnik.

An Beigaben sind zunächst die Fibeln wichtig. Abb. 3, also der hohe Typ mit Umbruch führt eine eiserne Fibel mit vier Windungen, runden Bügel und Nadelhalter, dessen Aufbiegung nicht erhalten ist. Von einem Ansatz des Fußes am Bügel nach Mittellatèneschema ist nichts vorhanden. Sie wird also dem Frühlatènetyp angehört haben.

Abb. 11 hatte eine eiserne Mittellatènefibel mit vier Windungen runden Querschnitts. Bügel und Fuß viereckig. Der zurückgebogene Fuß ist mit zwei Lappen um den Bügel herum gehämmert. Nadelhalter fehlt. Nach Ergänzung etwa 10 cm lang.

Das Kölner Grab (Abb. 12 und 13) lieferte eine bronzene Mittellatènefibel mit 6 Windungen und aufgesetzten Bronzekugeln. Erhalten ist nur die eine Kugel auf dem Bügel, in der man die Öffnung zum Einstecken des zurückgebogenen Fußes der Fibel bemerkt. Die Kugel ist von unten aufgeschnitten und über den Bügel (und Fuß) festgehämmert. Über den Typ siehe Reallexikon, nordischer Kreis, dort auch Abbildung.

Daß diese Fibeln nicht absolut zeitbestimmend sind, ist klar. Sie können der frühen und der mittleren Latènezeit, sowie beide der letzteren angehören. Wichtiger sind Scherben einer kleineren Schale von braunem Ton in feinster Drehscheibenarbeit mit halbkugelig eingewölbten Omphalos und senkrechtem, kurzen Hals über schwächerem Absatz. Der Rand leicht nach außen gebogen. Sie gehört zu Abb. 7 (Vorgebirge bei Roisdorf). Solche Scherben sind keltisch; zwei genau gleiche mit weißer Bemalung hat das Neuwieder Museum aus keltischem Latène 1 Wohnplätzen. Die Bemalung mit weißer Farbe ist zeitbestimmend. Damit wäre für Gefäße des Typs 5, 6, 7 das fünfte Jahrh. vor Chr. sicher belegt. Die Frühlatènefibel bei 3 schließt sich gut an. Die Mittellatènefibeln bei Abb. 11, 12, 13 desgleichen. Sie geben für diese Gefäße keine neue Zeitansetzung. Sie reichen bis ins zweite Jahrhundert. Abb. 8 schließt sich der Form nach an und leitet zu den Gefäßen des 1. Jahrhunderts vor Chr. über. Abb. 11, 12 sind die Vorläufer der bekannten Schüsseln mit Randrillen, wie sie das germanische Spätlatène unserer Gegend so oft geliefert hat. Siehe meine Arbeit über die Germanengräber, Mannus 1922. Zwischenformen mit schon abgeschwächtem verkleinerten Rande sind in Scherben von Roisdorf und Fühlingen bei Köln im Kölner Museum vorhanden.

Vorhanden ist weiter noch von Altenrath aus einem zerstörten Grab ein Scherben mit abgerundetem konischen Halse nach Typus 1. Verloren ist mindestens ein Grab mit einem schwarzen Drehscheibengefäß wie Abb. 13 mit Wulsten und Riefen. Auch weitere Funde sind nicht unwahrscheinlich. Nach all' den Zufallsfunden sind wissenschaftliche Untersuchungen nötig, die zur Zeit eingeleitet werden. Über die Anlage der Gräber ist kaum neues zu erwarten, aber weitere Funde werden hoffentlich neue Aufschlüsse bringen. Desgleichen geht die Überwachung der Erdarbeiten im Grüngürtel bei Köln weiter. Auch hier sind weitere Funde wahrscheinlich. Immerhin schien eine

Digitized by Google

vorläufige Bekanntgabe dieser Neufunde von besonderer Bedeutung, da sie für unsere Kenntnis der Ausbreitung der bisher bekannten germanischen Kulturen der hier betrachteten Zeit wichtig sind.

Wesentlich ist vor allem, daß sich immer deutlicher eine Zone zwischen Germanen und Kelten herausrückt, die teils keltisch ist — Mehrener Typus und seine Fortsetzung nach dem Saalegebiet; teils germanisch ist, eben unsere hier betrachteten Gräber. Die keltischen sind Hügelgräber mit Skelettbestattungen. Sie verraten durch ihre Wendelringe und wohl auch in der Keramik germanischen Einfluß. Die zweite Gruppe sind unsere germanischen Brandflachgräber, deren Drehscheibentechnik südliche, d. h. hier also keltische Beeinflussung zeigt.

Die Grabanlage selbst ist ebenfalls von Interesse. Es ist wesentlich, daß die Gräber der mitteldeutschen wie rheinischen Germanen der Latènezeit Brandgräber mit Bergung der Brandknochen in einem oder mehreren Gefäßen haben. Die Brandschüttungsgräber, wie sie in der frühen Kaiserzeit — etwa von 80 nach Chr. an — auftreten (vgl. meine Arbeit Mannus 1922) sind am Rhein eine völlig neue Sache. Diese Brandschüttungsgräber müssen also auf Einfluß von außen zurückgehen, d. h. also vom Osten her. Nach meinen Ausführungen in der oft angezogenen Schrift sehe ich darin den Einfluß der an den Rhein gezogenen Elbsweben. Wieder ist von Wichtigkeit, daß die Brandschüttungsgräber durchaus nicht alleinherrschend werden, sondern daß am Rhein beide Bestattungsarten nebeneinander bestehen. Es scheint sogar, als ob im zweiten und dritten Jahrhundert die Gefäßbestattungen der hier älteren Art sich langsam wieder durchsetzen. Hier fehlen aber noch weitere Bestätigungen des bisherigen Funde. Die nach Besprechungen mit Prof. Schumacher-Mainz geäußerte Meinung, daß die Brandschüttungsgräber offenbar östlicher Herkunft nach wieder erfolgter Seßhaftmachung aufgegeben seien, bleibt vorerst noch als Arbeitshypothese bestehen. Festzustellen ist jedenfalls auch jetzt noch, daß in der Früh-Mittel-Spätlatènezeit bis jetzt nicht ein einziges Brandschüttungsgrab vorliegt. Auch die frührömischen, augusteischen und späteren Gräber mit zwar römischen Beigaben, die sich aber durch die Waffen als nicht römisch ausweisen, sind niemals Brandschüttungsgräber. Die frühesten sind solche mit domitianischen Sigillaten.

Damit wäre der Schluß unserer heutigen Betrachtungen erreicht. Hoffen wir, daß der Erweiterung unserer Kenntnis von den südlichen Germanen mehr und noch deutlichere Funde folgen. Immerhin ist es chronologisch und typologisch ein Gewinn, daß wir heute imstande sind, auch für die Latènezeit eine Entwicklungsreihe der Keramik geben zu können, die besser und deutlicher ist als die Andeutungen, die wir bislang hatten.

Wir haben jetzt die rheinische, im besonderen die niederrheinische Entwicklung von der Steinzeit an allmählich so aneinanderhängen können, daß Lücken erheblicher Art nicht mehr bestehen. An Siedlungslücken ist nicht mehr zu denken. Es wäre auch bei dem Charakter des Rheinlands als fruchtbares Durchzugsland und Eröffnungsgebiet aller möglichen Kulturen von Norden, Osten, Süden und Westen nicht sehr wahrscheinlich gewesen.

Immerhin ist noch vieles an aufklärenden Funden für wesentliche Einzelheiten zu erhoffen, die die Bezüge nach Nord und Süd aufhellen. Mit dieser Hoffnung sei hier beschlossen.

* * *

Digitized by Google

Nachschrift. Nach Drucklegung ist noch ein weiterer, sehr wichtiger Fund von Altenrath hinzugekommen. Es ist ein Grab ohne Gefäß, aus einer flachen Grube von 50 cm Tiefe. Knochen und Beigaben lagen fest zusammen in einem flachkugeligen Haufen, so daß Beisetzung in Stoff- oder Lederbeutel anzunehmen ist. Zwischen den Knochen lag eine große eiserne Mittelatènefibel mit vier Windungen. Der zurückgebogene Fuß umfaßt mit zwei Lappen den Bügel von oben. Der Nadelhalter ist abgebrochen und war nicht in dem Grab. Unmittelbar über der Fibel, von der starke Oxydreste in einem Streifen auf die Unterseite angerostet sind, lag eine große (10cm Durchmesser) bronzene Zierscheibe mit kleinem (1,6 cm groß, 6 mm hoch) Mittelbuckel. Sie hat den Leichenbrand mitgemacht, wie auch die Fibel, von der je ein Stück fehlt. Es ist wahrscheinlich, daß die Scheibe auf der Fibel befestigt war. Die Art der Befestigung ist bei der Beschädigung der Fibel und der Platte leider nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Dieses Vorkommen steht bei uns bislang ganz allein. Solche großen Scheiben aber, besonders auf Fibeln, sind ganz gewöhnlich bei Funden aus dem Kreise von Jastorf im Hannoverischen. Wir haben hier einen neuen und schönen Beweis sowohl für die zeitliche Ansetzung, als für die Herkunft unserer Germanengräber (Literatur vgl. Schwantes u. a. über die Stufen Wessenstedt, Jastorf u. s. f.). Weiter möchte ich kurz angeben, daß vom Fliegenberg, ebenfalls bei Atenrath auf der Wahner Heide, zahlreiche Scherben aus einer Latènesiedlung ins Kölner Museum kamen. Es handelt sich um Gefäße, die den mitteldeutschen der Braunschweiger Gegend, sowie den Harpstedtern ähneln. Genaueres wird noch folgen. Die neue Latènesiedlung hat, wie Eisenschlacken und stark verbrannte Steine zeigen, Eisenschmelzen betrieben. Diese bis jetzt noch nicht auf bestimmte Zeit festzulegende Industrie erklärt das erstaunliche Festhalten der Germanen an der öden Heide, die ihren Raseneisenstein, Ton, Quarzit als Zuschlag, sowie Holzkohle reichlich lieferte.

Digitized by Google

Germanenfunde der Latènezeit am nördlichen Niederrhein.

Von Rudolf Stampfuß.

Mit 7 Abbildungen im Text.

Im Laufe des vorigen Jahres erhielt die Gesellschaft für Niederrheinische Vorgeschichtsforschung Kenntnis von vorgeschichtlichen Funden auf einer Dünenkuppe, dem sog. „Sommerberge" in Wittenhorst, Gem. Haldern, Kreis Rees.

In der in dem Berge befindlichen Sandgrube war ein zonenkeramischer Grabfund (ein geschweifter Becher, Feuersteinkratzer und Messer, Dornpfeilspitze und Feuersteinabschläge) zum Vorschein gekommen, der weitere Beobachtung des Geländes veranlaßte.

Die diesjährige eingehende Untersuchung der Fundstätte brachte bis jetzt 32 Brandgrubengräber der Latènezeit, die für die Kenntnis dieser Zeitstufe am Niederrhein von großer Bedeutung sind, da bislang keinerlei gesicherte latènezeitliche Funde bekannt geworden sind. Deshalb hielt ich eine kurze Mitteilung über diese wichtigen Funde, die weite Ausblicke auf die benachbarten Gebiete eröffnen, für geboten. Für eine Gesamtbehandlung des Fundplatzes ist einesteils der Raum zu knapp bemessen, anderenteils das bisherige Material noch zu dürftig.

Ich greife deshalb lediglich drei charakteristische Grabfunde heraus, um an Hand dieser einige Fragen der niederrheinischen Latènezeit zu erörtern. Wegen der Kürze der Zeit und des Fehlens jeglicher Spezialliteratur ist mir eine abschließende Behandlung vorerst noch nicht möglich.

Für wertvolle Hinweise bin ich Herrn Karl H. Marschalleck, Tübingen zu Dank verpflichtet.

Die Fundstelle liegt in einer spitzwinkligen Wegegabel auf einer Flugsandkuppe, die im Norden nach der Niederung zu, wohin sie steil abfällt, von einer Sandgrube angeschnitten wird.

Bei den Gräbern handelt es sich ausschließlich um Brandgrubengräber, d. h. die gesamten Rückstände des Scheiterhaufens, wie Holzkohle, Leichenbrand, Gefäß- und Metallreste sind in wirrem Durcheinander in der Grube beigesetzt. Mitunter ist der größte Teil des Leichenbrandes in einem Gefäß oder auf dem Boden der Grube in einem geschlossenen Knochenlager gesondert gesammelt, darüber aber befinden sich stets noch verstreute Knochenreste, im Feuer zersprungene Gefäßscherben und Metallbeigaben, dazu grobe Holzkohlenstücke und Brandasche des Scheiterhaufens.

Wir haben es hier neben reinen Brandgrubengräbern auch mit Übergangstypen zu reinen Knochenlagern oder umgekehrt zu tun.

Digitized by Google

Die Form der Gruben ist größtenteils rund, mitunter kommen auch O-W orientierte ovale Gräber vor. Die Tiefe der Gruben schwankt von 15 bis 60 cm.

Grab 15 (Abb. 1). Runde Brandgrube, 10 cm unter der Oberfläche beginnend, von 60 cm Durchmesser und 53 cm Tiefe. Auf dem Boden der Brandgrube befand sich das Hauptknochenlager e, durchsetzt mit Scherben eines Rauhtopfes mit gewelltem Rande. Über dieser Knochenschicht inmitten zahlreicher Scherben des Rauhgefäßes lag das weitmundige, rötlichbraune Gefäß d mit eingezogenem Rande und abgesetztem Fuß. Dieses enthielt nur wenig zarte Knochen. Über dieser Schale fand sich ein größerer Bodenteil des schon erwähnten Rauhtopfes c und zahlreiche Scherben des gleichen Gefäßes b.

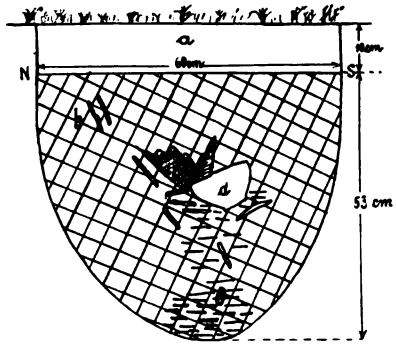


Abb. 1. Schematischer Durchschnitt durch Grab 15. a = Deckschicht aus Flugsand. b = Brandgrube mit Rauhtopfscherben durchsetzt. c = Unterteil des Rauhtopfes. d = Weitmundige Schale (Nachbestattung). e = Hauptknochenlager der älteren Bestattung.

Es handelt sich bei diesem Grabe um zwei Bestattungen aus verschiedenen Zeitperioden. Die ältere Bestattung, zu der das untere Knochenlager und der Rauhtopf mit Wellenrand gehören, ist bei Vornahme der Nachbestattung zerstört worden. Die Scherben des zerstörten Gefäßes und zum Teil auch die Knochen der Bestattung wurden wirr durch die Grube zerstreut und darin das mit Leichenbrand gefüllte Gefäß d beigesetzt.

Der Rauhtopf mit gewelltem Rande von hellbrauner Farbe (Abb. 4), der sich aus den zahlreichen Scherben fast ganz wieder herstellen ließ, gehört dem Harpstedter Stil (s. u.) an. Das weitmundige Gefäß der Nachbestattung (Abb. 5) müssen wir zu unseren Spätlatènegräbern stellen.

Die von diesem Grabe gemachte photographische Aufnahme ist leider nicht scharf genug, so daß ich auf eine Wiedergabe verzichten mußte und hier lediglich eine schematische Umzeichnung des Grabdurchschnittes geben kann.

Grab 16, dessen Bestattung in dem abbröckelndem Rande der Sandgrube zum Vorschein kam, liegt 25 cm unter der Oberfläche, hat 65 cm Durchmesser und etwa 70 cm Tiefe. In 50 cm Tiefe, genau in der Mitte der Brandgrube, befand sich das weitmündige Gefäß (Abb. 6), das nach Westen geneigt war. Dicht daneben nach Osten zu fand sich ein bis zur Unkenntlichkeit zerstörtes Eisenfragment, das möglicherweise ein Gürtelhaken gewesen sein kann. Nach Norden, dicht neben dem Gefäß fand sich die Eisenfibel (Abb. 7, 2). In der Situla und im Aschenmantel der Brandgrube fanden sich zahlreiche, gut verbrannte Knochen. Zwischen den Knochen des Gefäßes lag der eiserne Nagel (Abb. 7, 3)

Grab 30 (Abb. 2) zeigte 35 cm unter der Bodenoberfläche eine von Osten nach Westen orientierte ovale Brandgrube von 90 zu 65 cm Durchmesser und 28 cm Tiefe. Die Brandgrube war stark mit kleinen Knochenstückchen durchsetzt. In ihrem oberen Teile fanden sich eine Reihe stark gebrannter Gefäßscherben vor. Auf dem Boden der Grube stand inmitten eines dichten Knochenlagers d ein Drillingsgefäß.

Digitized by Google

Die einzelnen Gefäße des durch durchbohrte Tonstege verbundenen Drillingsgefäßes (Abb. 3) sind bauchig mit scharfem Schulterknick und haben einen schräg ausbiegenden Rand. Die Farbe des gut geglätteten Gefäßes ist braun mit hellgelben und rötlichen Flecken. Auf dem Rande des einen Gefäßes fand sich die eiserne Paukenfibele (Abb. 7, 1).

Die unten durch eine Wandung geschlossene Pauke trägt noch eine kleine Aufsatzpauke. Die an die Pauke ansetzende Rolle hat 10 Windungen und eine obere Sehne. Der gerundete Nadelhalter ist offen. Durch die eine Hälfte der Rolle ist eine kleine, im Querschnitt rechteckige eiserne Achse gesteckt.

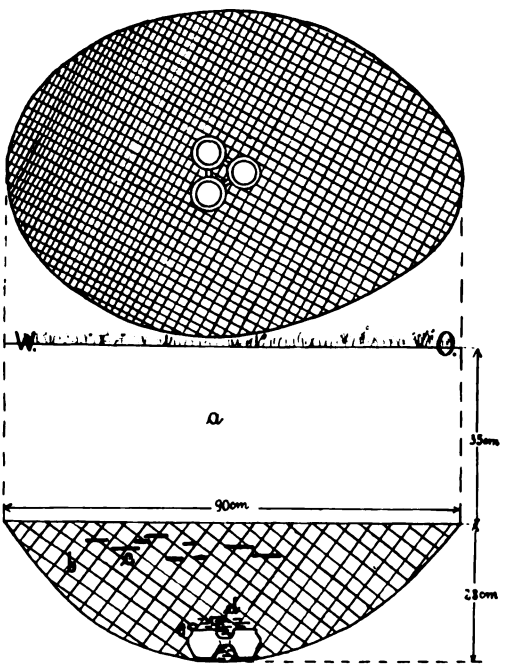


Abb. 2. Schematische Skizze des Grabes 30 in der Aufsicht und Seitenansicht. a = Deckschicht aus hellgelbem Flugsand. b = Brandgrube. c = Dereinzelte Scherben. d = Hauptknochenlager mit Drillingsgefäß. e = Eiserne Paukenfibel.

Das Drillingsgefäß des Grabes 30 (Abb. 3) zeigt bei Betrachtung der einzelnen Gefäße noch rein junghallstättische Formen; die bauchigen Gefäße mit Schrägrand sind für die zweite Hallstattstufe (Hallstatt D) bezeichnend. Das Gefäß ist ein Unikum, das sicherlich unter Einfluß der späten Lausitzer Kultur (Göritzer und Billendorfer Stil) entstanden ist. Jedenfalls sind mir aus anderen Zeit- und Kulturstufen keinerlei ähnliche Gefäße bekannt.

Zu näherer Datierung dieses Grabfundes können wir die im gleichen Grabe gefundene eiserne Paukenfibel[1]) (Abb. 7, 1) heranziehen. Bei diesem Stück sitzt auf der Pauke noch eine Aufsatzpauke. Eiserne Paukenfibeln sind aus dem Hallstattgebiet nicht bekannt, sodaß wir es hier mit einer germanischen Nachbildung zu tun haben. Das Auftreten einer oberen Sehne, die den Hallstattfibeln unbekannt ist, deutet vielleicht schon auf Frühlatèneeinfluß. Jedenfalls bezeugt die durchgesteckte Eisenachse ihrerseits wieder den hallstättischen Charakter der Fibel. Wir können sie mit Vorbehalt sehr wahrscheinlich bei uns noch in den Beginn des 5. Jahrh. hinein datieren. Wenn wir dagegen Mittellatèneeinflüsse annehmen, so müssen wir mit der Datierung bis ins dritte vorchristliche Jahrhundert hinaufgehen.

Der hohe gerauhte Topf mit kantig nach innen eingebogenem, durch Fingernageleindrücke verziertem Rande (Abb. 4) aus der zerstörten älteren Bestattung des Grabes 15 gehört typologisch zu den jüngsten Typen des

[1]) Tischler, Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1885, S. 159. Beltz, Zeitschrift für Ethnologie 45, 1913, S. 693f.

Digitized by Google

Harpstedter Gefäßstils [1]). Am Niederrhein sind diese Gefäße bisher stets nur in Hügelgräbern angetroffen worden und schienen mit dem Ende der Hallstattzeit, dem Abbruch der Grabhügel, ihr Ende gefunden zu haben. Das Auftreten dieser Gefäße in Brandgrubengräbern zeigt ihr Hineinreichen bis in die Latènezeit, doch ist die untere Grenze wegen der bislang noch spärlichen Funde nicht mit Sicherheit anzugeben. Typologisch zeigt nach der nach innen abgeschrägte Gefäßrand jüngere Merkmale als die bisher bekannten Hallstatttypen. Es würde sich diese Beobachtung mit westfälischen Funden des gleichen Stils decken, die von Krebs [2]) bis in die Latènezeit hinaufdatiert wurden.

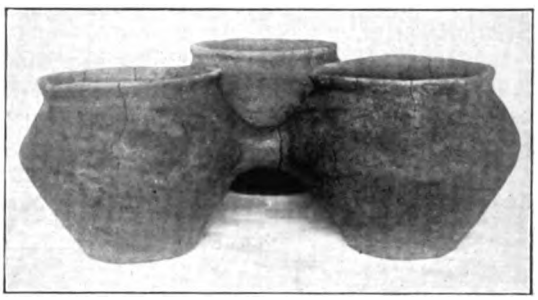


Abb. 3. Drillingsgefäß aus Grab 30. 1/4 nat. Gr.

Das weitmundige Gefäß mit eingezogenem Rande und abgesetztem Fuß (Abb. 5) aus der oberen Bestattung des Grabes 15 können wir nach den anderen datierbaren Gräbern des Fundplatzes in die Spätlatènezeit setzen. Es ist also möglich, daß die untere Bestattung noch bis in die Mittellatènezeit hineinreicht. Jedenfalls muß bei Anlage der oberen Bestattung die darunterliegende Bestattung schon längere Zeit in Vergessenheit geraten sein, da sie sonst der Zerstörung nicht anheimgefallen wäre.

Abb. 4. Rauhtopf mit gewelltem Rande aus Grab 15. 1/4 nat. Gr.

Für die Spätlatènezeit wichtig ist der Grabfund 16, weil er neben einem Gefäß eine datierbare Eisenfibel geliefert hat. Das rötlich-braune, gut geglättete weitmundige Gefäß (Abb. 6) lädt in einer kleinen Randlippe aus. Der abgesetzte Fuß ist schwach nach innen eingedellt, der Rand kantig. Wir müssen diese Form mit den spätlatènezeitlichen Situlen, die uns in einem weiteren Grabe in einem stark verzogenem Stück gegeben ist, in Verbindung bringen. Bei unserem Gefäß sind die Formen gerundeter, doch lassen die noch schwach abgesetzte Schulter und der verdickte Rand trotz der weiten Mündung die typologische Zugehörigkeit erkennen.

[1]) Stampfuß, Das Vordringen der Germanen usw. Mannus 17, 1925.
[2]) Krebs, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mannus-Bibliothek Nr. 38. 1925.

Digitized by Google

Die bis auf den fehlenden Nadelhalter und den übergreifenden Fuß erhaltene Eisenfibel (Abb. 7, 2) gehört dem Mittellatènetypus an [1]). Die Fibel gehört zu Variante B Kostrzewskis [2]) und leitet bereits zu Variante C über. K. H. Marschalleck [3]) bezeichnet diese Fibel als „entwickelte Mittellatènefibel", die er in die Zeit von 200 bis 50 vor Chr. datiert. Typisch ist die Knickung des Bügels über der Spirale, die bereits den Beginn einer Stützfalte zeigt.

Den Übergriff des Fußes über den Bügel zeigen die in Grab 26 erhaltenen Reste einer gleichen Fibel (Abb. 7, 4 b), die nur statt vier sechs Windungen der Rolle aufweist. Das Ende des Fußes umfaßt den Bügel beiderseitig bandförmig.

Der weiterhin in diesem Grabfund zum Vorschein gekommene Eisennagel (Abb. 7, 3) ist für chronologische Fragen bedeutungslos.

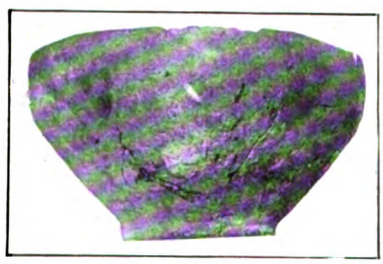


Abb. 5. Weitmündiges Gefäß aus Grab 15. Nachbestattung 1/4 nat. Gr.

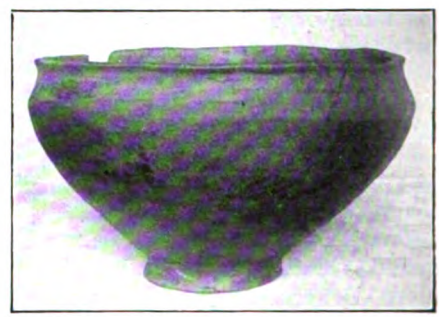


Abb. 6. Weitmündiges Gefäß aus Grab 16. 1/4 nat. Gr.

Kulturgeschichtlich sind diese drei kurz besprochenen Funde für unser nördliches Niederrheingebiet von größter Bedeutung, da sie uns erstmalig gesicherte Zeugnisse der germanischen Besiedlung der Latènezeit liefern. Durch das Auftreten von frühlatènezeitlichen Brandgrubengräbern, also Flachgräbern, wird der deutliche Abbruch der niederrheinischen Grabhügel zu Ende der Hallstattzeit dokumentiert. Somit finden die Untersuchungen Rademachers [4]) ihre volle Bestätigung auch in unserer näheren Heimat und der alte Streit über das Hineinreichen der Grabhügel des Niederrheins bis in die römische Kaiserzeit kann als endgültig beigelegt angesehen werden.

Nicht einmal ein Hineinreichen der Hügel bis in die Frühlatènezeit erscheint möglich, da die grundsätzliche Änderung der Grabsitte sich schon zu Ende der Hallstattzeit in Grabhügeln bemerkbar macht. In einem Grabhügel des Diersfordter Hügelgräberfeldes ist ein Brandgrubengrab beobachtet worden, das als der erste Vorläufer dieser neuen Grabsitte erscheint.

Für die Frühlatènezeit sind auf dem Felde charakteristisch Rauhtöpfe mit gewelltem Rande, wovon bisher ein vollständig erhaltenes Gefäß und mehrere Scherben eines weiteren Stückes vorliegen, sodann Rauhtöpfe mit

[1]) Beltz, Zeitschrift für Ethnologie 43, 1911, S. 682ff.
[2]) Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. S. 17/18, Abb. 2.
[3]) K. H. Marschalleck, Das Latènegräberfeld bei Cammer, Prähistorische Zeitschrift XVIII, H. 3/4.
[4]) C. Rademacher, Chronologie der Niederrheinischen Hallstattzeit. Mannus IV, 1912.

Digitized by Google

glattem Rande, von denen die Fundstelle mehrere gut erhaltene Gefäße geliefert hat. Bei diesen Gräberfunden ließ sich verschiedentlich eine Störung durch jüngere Brandgruben nachweisen, die zum Teil die älteren Gruben überschnitten. In der Mittellatènezeit scheint auf dem Felde nicht bestattet worden zu sein, da gesicherte Gräber mit Mittellatènefunden nicht vorliegen und die Spätlatèneleute das Vorhandensein der älteren Bestattungen nicht mehr gekannt haben müssen, da sie diese z. T. gestört haben. Bei einer durchgehenden Belegung des Feldes würde die Erinnerung an die älteren Bestattungen bei den ansässigen Bewohnern erhalten geblieben sein und eine kontinuierliche Belegung des Feldes im Gefolge gehabt haben.

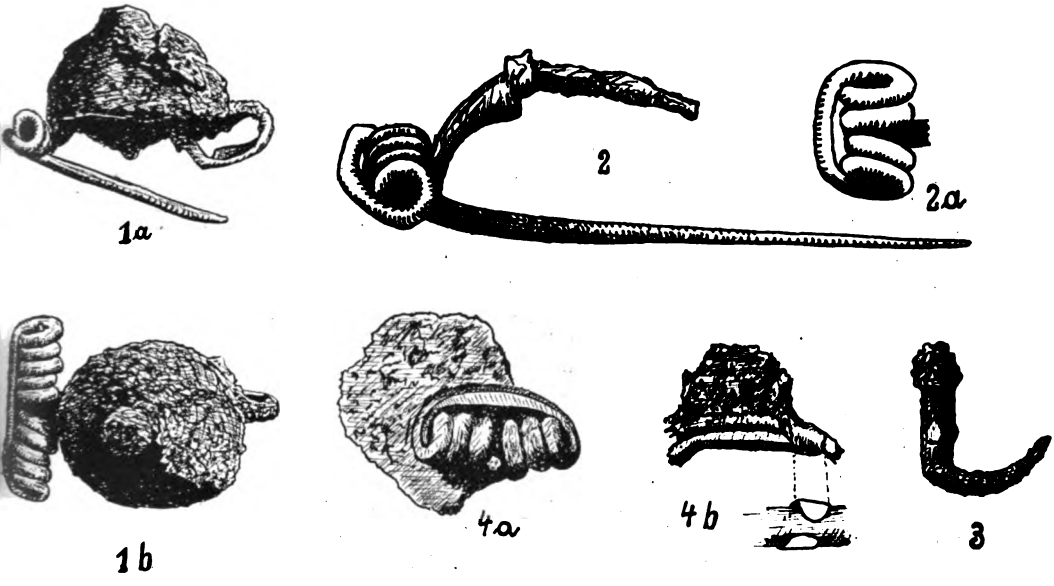


Abb. 7. 1a u. 1b. Paukenfibel aus Grab 30 in Seiten- und Aufsicht. 2. Mittellatènefibel aus Grab 16. 2a. Detailzeichnung der Rolle in Aufsicht. 3. Nagel aus Grab 16. 4a u. 4b. Fibelrolle und Bügelrest aus Grab 26. Alles Eisen. Nat. Gr.

Die spätlatènezeitlichen Gräber ergaben an Keramik eine Situla und mehrere weitmundige Gefäße, z. T. mit stark eingezogenem Rande. An weiteren Beigaben aus Gräbern, die keine datierbare Keramik geliefert haben, möchte ich noch einen westgermanischen Zungengürtelhaken und ein blaues Glasarmband erwähnen.

Es scheint sich um westgermanische Funde zu handeln, wenn auch die Sitte der Brandgrubengräber in etwa dagegen sprechen würde. Doch deuten die in vielen Gräbern gesondert gesammelten Leichenbrandreste auf westgermanische Knochenlager hin. Zur endgültigen Entscheidung dieser wichtigen Fragen müssen wir weiteres Material abwarten. Mir kam es lediglich darauf an, diese, wenn auch erst spärlichen, so doch bedeutsamen Funde der weiteren Bearbeitung zugänglich zu machen.

Zuletzt möchte ich nicht verfehlen, meinen Hambornern Mitarbeitern und besonders Herrn Lehrer Ludwig, der die Zeichnungen für diese Arbeit fertigte, meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Digitized by Google

Die hannoverſch-engliſchen Henkelgußurnen der Völkerwanderungszeit.

Von Fritz Roeder.

Mit 15 Abbildungen im Text.

Auf den ſächſiſchen Grabfeldern zwiſchen Weſer- und Elbemündung wie denen Englands werden Tongefäße, die mit Henkeln oder primitiveren Tragvorrichtungen verſehen ſind, verhältnismäßig ſelten gefunden. Aus dieſer Tatſache dürfen wir nicht den Schluß ziehen, daß ſolche Ware überhaupt nur ausnahmsweiſe hergeſtellt wurde: da ſie vorwiegend dem Hausgebrauch diente und in der Form meiſt ſchlicht und einfach blieb, während für die eigentlichen Aſchenurnen allmählich ein reicher und kunſtvoller Sonderſtil entwickelt wurde, mußte ſie für ſakrale Zwecke ungeeignet erſcheinen.

Gemäß der Geſtalt der Handhaben ſind drei Gefäßgruppen zu unterſcheiden. Der älteſte Typ zeigt ſchmale, kantige Vorſprünge, die mit Daumen und Zeigefinger aus dem weichen Ton herausgezogen wurden: dieſe Naſen haben meiſt ein Loch (von etwa Stricknadeldicke), durch das ein Faden gezogen werden konnte, um das Tragen zu erleichtern; ohne Durchbohrung ermöglichten ſie feſteren Griff. Als Beiſpiel vom Kontinent führe ich eine Urne aus Weſter-Wanna an (mit durchlochter Naſe), Hamburg, Muſeum für Völkerkunde 1903:400 (nach neuer Numerierung W.-W. 171) [1]; analoge engliſche Gefäße reproduziert G. B. Brown, The Arts in Early England Bd. IV, London 1915, Taf. CXXXVIII Fig. 3 und 4, gegenüber S. 505.

Einem jüngeren Entwicklungsſtadium gehören Gefäße mit wohl ausgebildeten Henkeln an, die entweder geſchweift oder geknickt ſind. Die erſtere Abart bedarf keiner Beſprechung, mit der letzteren müſſen wir uns eingehender befaſſen.

Für ſie iſt charakteriſtiſch, daß ſie immer nur einen Henkel beſitzt, und daß deſſen ſchräg aufſteigender Aſt von der Verzapfungsſtelle in der Gewandung des Gefäßes bis zum Knick durchbohrt iſt; eine maſſive, horizontale Strebe verbindet den Mündungsteil mit dem Urnenrande. Die hierher ſicher zu rechnenden Stücke ſind alſo — mit einer Ausnahme, die mir bekannt geworden [2]) — ſämtlich Henkelguß- oder Tüllenurnen. Die genügende

[1]) Publikation und genaue Einordnung in die Weſter-Wanna-Keramik behalte ich mir für meine Arbeit über die Tutulusfibel vor; die Urne enthielt u. a. Fragmente dieſer Fibelgattung, und zwar vom Ortbrook-Typ.

[2]) Ein nicht durchlochter, geknickter Henkel aus grauem Ton, mit an beiden Enden erhaltenen Verzapfungen, befindet ſich in der Sammlung des Gutsbeſitzers H. Krönke in Wolfsbruch bei Dornbuſch, Kr. Kehdingen. Einzelheiten über Herkunft uſw. dieſer ſächſiſchen Altſachen ſiehe unten. — Eine Erklärung für die auffällige Seltenheit ſolcher Henkel werde ich ſpäter zu geben verſuchen.

Digitized by Google

Weite der Tülle an dieſen dem niederſächſiſch-angelſächſiſchen Kulturkreiſe entſtammenden Gefäßen, von denen zunächſt nur die Rede iſt, geſtattete, daß der Henkel nicht nur als Griff, ſondern auch als Ausgußrohr benutzt werden konnte. Eine Mündung von der modernen Tonwaren oder auch den römiſchen Kleeblattkrügen eigentümlichen Art kannten weder die Sachſen noch überhaupt die Germanen.

Abb. 1. Altenwalde (Kr. Lehe); Cuxhaven, Reinecke-Sammlung A 3:86 (1/4). N[icht] v[eröffentlicht].

Wie bei allen Henkelgefäßen iſt die Tülle nur ein zuſätzliches Element, das an gängigen Formentypen angebracht wurde[1]); nach ſolchen iſt daher das kontinental- und inſular-ſächſiſche Belegmaterial[2]), ſoweit es ſein Erhaltungszuſtand erlaubt, zu ordnen:

Altenwalde (Kr. Lehe); Cuxhaven, Reinecke-Samml. A 3:86; Abb. 1; bisher nicht veröffentlicht. Topf aus grauem Ton, von mittlerer Entwicklungsſtufe der Serie Weſter-Wanna A 6; Maße: Geſamthöhe zwiſchen 11 und 13 (je nach der Randſtelle), Höhe der Schulter 5,2, oberſte Weite (ohne Henkel) 9, Weite des Bauches 13,5, des Bodens 6, der Tüllenöffnung 1,3 cm;

[1]) Eine Parallele bieten die Glasſtücke, die man in die Wände oder Boden der Fenſterurnen einſetzte.

[2]) Bei ſeiner Bereitſtellung wurde ich gütigſt unterſtützt von den Leitern und Beamten des Provinzial-Muſeums in Hannover, der prähiſtoriſchen Abteilungen der Muſeen für Völkerkunde in Berlin und Hamburg, der Dr. Reinecke-Sammlung der Höheren Staatsſchule in Cuxhaven und des Department of British and Mediæval Antiquities des Britiſchen Muſeums in London; cand. phil. Hans Lange in Berlin gab mir Auskunft über die dortigen Urnenfragmente, und Hans Müller-Brauel in Zeven geſtattete mir gern die Veröffentlichung der von ihm ſelbſt gehobenen, in ſeiner Sammlung befindlichen Elsdorfer Urne. Ich ſpreche allen Herren meinen verbindlichſten Dank aus. — Die Literatur über die Henkelgußurnen verzeichnet A. Plettke, Urſprung und Ausbreitung der Angeln und Sachſen. Beiträge zur Siedlungsarchäologie der Ingväonen (Die Urnenfriedhöfe in Niederſachſen, herausgeg. von C. Schuchhardt, Bd. III Heft 1), Hildesheim und Leipzig 1921, S. 49 Anm. 24—28. Nachzutragen ſind Stellenangaben aus den Schriften engliſcher Archäologen, die gegebenenorts die inſular-ſächſiſche Henkelgußurne von Great Addington (Northamptonſhire) beſprechen und ſie außer Baker auch zu den kontinental-ſächſiſchen Funden in Beziehung ſetzen: R. S. Baker in den Proceedings of the Society of Antiquaries of London, Sec. Series, Bd. IX, London 1881—83, S. 322f. (Fundbericht mit Abbildung); R. A. Smith in The Victoria History of Northamptonshire Bd. I, London 1902, S. 242f. und A Guide to the Anglo-Saxon and Foreign Teutonic Antiquities (des Brit. Muſeums), London 1923, S. 21 (mit Abb., Taf. II Fig. 2, gegenüber S. 20); E. Th. Leeds, The Archaeology of the Anglo-Saxon Settlements, Oxford 1913, S. 97; und Brown, a. a. O. Bd. IV S. 508, 587 und 781 (mit Abbildungen der engliſchen und Perlberger Urne, Taf. CXXXIX Fig. 6 u. 7, gegenüber S. 507). — Plettke hat ſich a. a. O. S. 49 mit einer Aufzählung der Belege, die zu ſeiner Kenntnis gekommen waren, begnügt; dazu war er berechtigt, denn für die eigentliche Typologie der ſüdelbiſchen Keramik konnten ihm die ſächſiſchen Henkelgußurnen neue Geſichtspunkte nicht bieten: ihnen eignet ja, wie ich oben ſchon bemerkt habe, keine typologiſche Sonderſtellung. Gerade dieſer Abſchnitt gehört nach meiner Anſicht zu den beſten und wertvollſten Teilen ſeines Buches: für die Löſung der ſchwierigen Aufgabe, aus der Fülle des wenig differenzierten Materials die Haupttypen herauszuſchälen und deren geſetzmäßige Abwandlungen innerhalb einer Spanne von drei Jahrhunderten zu beſchreiben, hatte ihm ſein Lehrer Guſtaf Koſſinna das wiſſenſchaftliche Rüſtzeug mitgegeben. Plettke hätte gewiß auch unſere Altſache als ſiedlungsarchäologiſches Leitfoſſil gewertet, wenn ihm nicht die Exiſtenz des engliſchen Belegſtückes entgangen wäre.

Digitized by Google

zu den Ornamenten (soweit sie die Abb. nicht zeigt): unter dem Henkel Rosette von eingedrückten Punkten, auf der Bodenfläche ein Kreuz; über den Inhalt der Urne nichts bekannt.

Perlberg, Gemeinde Wiepenkathen (Kr. Stade); Hannover, Prov.-Mus. 1853: 7689; Abb. 2. Topf aus grau-braunem Ton, von demselben Typ wie der vorhergehende, nur etwas jünger, da er reicher ornamentiert ist und nicht mehr einen runden, sondern schon ziemlich markierten Schulterumbruch besitzt (Wester-Wanna A 6/A 7); Maße: Gesamthöhe 13, Höhe der Schulter 7, oberste Weite (ohne Henkel) 10, Weite des Bauches 13,5, des Bodens 6,5—7, der Tüllenöffnung 0,8 cm; über den Inhalt der Urne nichts bekannt.

Wester-Wanna (Kr. Hadeln); Hamburg, Mus. f. Völkerkunde 1902: 9 (nach neuer Numerierung W.-W. 43); Abb. 3. Kanne aus grau-braunem Ton, dem Typ Wester-Wanna A 7 sich noch stärker nähernd als die Perlberger Urne, also die typologisch späteste der ganzen Gruppe: der verhältnismäßig engmündigere Hals ist gegenüber dem Bauch mit seinem

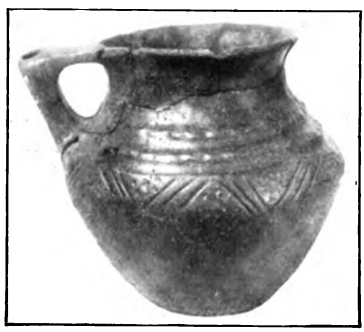


Abb. 2. Perlberg (Kr. Stade); Hannover, Prov.-Mus. 1853: 7689 (1/4).

Abb. 3. Wester-Wanna (Kr. Hadeln); Hamburg, Mus. f. Völkerkunde 1902: 9 oder W.-W. 43 (etwa 1/4).

bereits fast eckigen Umbruch nur noch schwach abgesetzt; Maße: Gesamthöhe 16,5, Höhe der Schulter 7, oberste Weite (ohne Henkel) 9,7, Weite des Bauches 15, des Bodens 7,5, der Tüllenöffnung 0,4 cm. Der Henkel steigt, um die Kannenform zu wahren, ziemlich senkrecht an; seine zur Urne genau wagerecht stehende Brücke trifft jene etwas unterhalb des oberen Randes. — Die Ornamentierung ist reich, wenn auch im ganzen noch altertümlich: man beachte z. B. auf dem Umbruch die ovalen Daumeneindrücke mit schmalen, ungleichmäßig langen Wulsten in der Mitte und umrahmt von Punktornamenten; die Brücke hat an Verzierungen ein liegendes Kreuz zwischen je einer Querrille, und die Tüllenöffnung ist von einem Rillensechseck umgeben (siehe die Abbildung der Urne in Liegestellung bei Plettke, a. a. O. Taf. XLI Fig. 5b). — Das Gefäß ist mit Sicherheit als Frauenurne anzusehen, denn es enthielt neben kalzinierten Knochen und Zähnen 43,1: ein eisernes Messer mit Griff, in drei Teilen, und 43,2: Perlschlacken.

Altenwalde (Kr. Lehe); Berlin, Museum für Völkerkunde II 443; Abb. 4; bisher nicht veröffentlicht. Scherbe mit Tüllenhenkel aus schwarzgrauem, grobem Ton mit rauher Außen- und Innenseite; Maße: größte Höhe des Fragments 4,9, größte Breite 5,1, Weite der Tüllenöffnung 0,5 cm. — Für eine Rekonstruktion der Gesamtform reicht das Stück nicht aus; doch

Digitized by Google

bietet es nach der Meinung Langes genügend Anhaltspunkte, um es mit einer gewiſſen Sicherheit zu der von Plettke, a. a. O. Taf. XXXVII Fig. 2 abgebildeten Urne aus Quelkhorn, Kr. Achim (Hannover, Prov.-Muſ. 7866) zu ſtellen: der Hals iſt gegenüber dem Bauchteil nicht abgeſetzt, und nach hochliegendem, ſtumpfem Umbruch fällt der untere Teil des Gefäßes in energiſcher Neigung ſchräg abwärts; es würde alſo in die Serie Weſter-Wanna A 8 einzureihen ſein. Ich ſtimme dem Vorſchlage Langes durchaus bei und verweiſe auf die von mir veröffentlichte Urne aus Heeslingen, Kr. Zeven (Zeven, Samml. Müller-Brauel 301) [1]), die der unſrigen ebenſo nahe geſtanden haben muß wie jene Quelkhorner. Da ihnen allen der ſtark flaſchenartige Hals der ſpäteren Exemplare dieſes Typs fehlt, ſtellen ſie, auch in Anbetracht ihrer primitiven Verzierungen, innerhalb desſelben ein verhältnismäßig frühes Entwicklungsſtadium dar: die Heeslinger Urne hat uns eine gegoſſene Schalenfibel bewahrt, die in die Zeit kurz nach 400 zu ſetzen iſt. — Beifunde ſind nicht vorhanden.

Elsdorf (Kr. Zeven) [2]); Zeven, Samml. Müller-Brauel 1483; Abb. 5 (Zeichnung Müller-Braueſs); bisher nicht veröffentlicht. Fragment eines

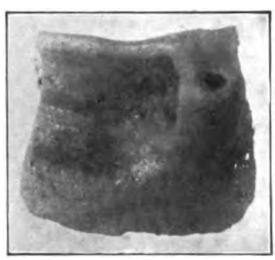


Abb. 4. Altenwalde (Kr. Lehe); Berlin, Muſ. f. Völkerkunde I 1 443 (1/2). N. v.

Abb. 5. Elsdorf (Kr. Zeven); Zeven, Samml. Müller-Brauel, 1483 (1/4). N. v.

Topfes aus grau-braunem, mit Kies gemengtem Ton; erhalten ſind die untere Hälfte und von der oberen Teile, von denen der am weiteſten hinaufreichende den Tüllenanſatz bewahrt hat; Maße: größte Höhe 13, Höhe der Schulter 6—7, Weite des Bauches 18, des Bodens 11, der Tüllenöffnung an der Bruchſtelle 3,5 cm. — Das Gefäß, das Müller-Brauel bis zur Höhe von 13 cm einwandfrei reſtauriert hat (ſiehe ſeine Zeichnung), muß engmündig geweſen ſein und gehört ſicher zu einem lokalen, bis jetzt nicht bekannten Typ. Ganz nahe verwandt iſt eine zweihenklige Urne aus Gran-

[1]) Die ſächſiſche Schalenfibel der Völkerwanderungszeit als Kunſtgegenſtand und ſiedlungsarchäologiſches Leitfoſſil (Göttinger Beiträge zur deutſchen Kulturgeſchichte, Göttingen 1927), Taf. V Fig. 5; dazu S. 35 f. und 41.

[2]) Über dieſen ſächſiſchen Friedhof, 10 Minuten von dem Wall der Burg Elsdorf, iſt nach den Angaben Müller-Braueſs, in deſſen Sammlung das Inventar ſich befindet, folgendes zu bemerken: Die Urnen, etwa 70, ſaßen in Richtung Oſt-Weſt, aber nicht in ſtreng reihenweiſer Ordnung wie auf der ebenfalls von ihm kürzlich entdeckten Begräbnisſtätte Sittenſen (nordöſtlich von Elsdorf); ſie ſind zum Teil ganz ſchlicht, zum Teil verziert, und zwar mit einfachen Rillen und Strichen, aber auch mit beginnenden und ausgebildeten Buckeln. Die Beigaben, im ganzen ſpärlich, beſtehen aus Perlen, eiſerner Lanzenſpitze, Spinnwirteln aus Ton; in einer ſchönen Urne mit Hakenkreuz, 1478, fand ſich der Halsreſt eines lauchgrünen, rillenverzierten römiſchen Glaſes, das nach Unterſuchung des Wallraf-Richartz-Muſeums in Köln um 450 zu datieren iſt, aber eher der zweiten als der erſten Hälfte des Jahrhunderts zugewieſen werden muß.

Digitized by Google

stedt bei Selsingen (Kr. Bremervörde) [1]), Samml. Müller-Brauel 1978; da sie ohne Beigaben war, kann sie zur Datierung der Elsdorfer Henkelgußurne, die selbst nur kalzinierte Knochen und einen undefinierbaren Eisenrest enthielt, nicht beitragen. Ob andere Granstedter Exemplare hier noch einzuordnen sind, darüber wird weitere Untersuchung Sicherheit bringen.

Vom Galgenberg bei Sahlenburg (Amt Ritzebüttel); Hamburg, Mus. für Völkerkunde 1887 : 108; Abb. 6; bisher nicht veröffentlicht. Topf aus rötlich-grauem Ton, weitmündig, mit rundlichem, über der Mitte liegendem Umbruch und etwas ausladendem, scharf abgesetztem Hals; für den Typ, der wegen seiner praktischen Verwendbarkeit gewiß tatsächlich sehr häufig war, gibt es trotzdem oder besser — gerade deshalb — meines Wissens keine Parallelen: sie verbot es, ihn für Beisetzungen zu verwenden; Maße: Gesamthöhe 12,6, Höhe der Schulter 7, oberste Weite (ohne Henkel)14,5, Weite des

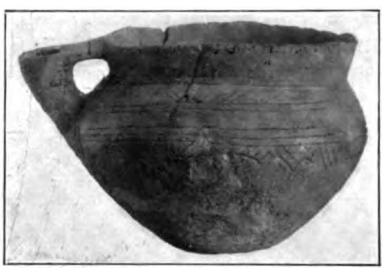


Abb. 6. Vom Galgenberg bei Sahlenburg (Amt Ritzebüttel); Hamburg, Mus. f. Völkerkunde 1887 : 108 (1/4) N. v.

Abb. 7. Wolfsbruch bei Dornbusch (Kr. Kehdingen); Berlin, Mus. f. Völkerkunde L 21 (1/3). N. v.

Bauches 16, des Bodens 6,7, der Tüllenöffnung etwa 2 cm; zu den Ornamenten (soweit auf der Abb. nicht sichtbar): auf der Brücke 5 schwache Querrillen; über den Inhalt der Urne nichts bekannt.

Wolfsbruch bei Dornbusch (Kr. Kehdingen); Berlin, Museum für Völkerkunde L 21; Abb. 7 (Zeichnung Langes); bisher nicht veröffentlicht. Durchlochter Henkel aus grauem, fein geschlemmtem und hart gebranntem Ton mit deutlich sichtbaren Einzapfstellen; Weite der Tüllenöffnung oben 0,7, unten 0,5 cm; nicht wie die übrigen Belege von einer Grabstätte stammend, sondern Stück eines Siedlungsfundes [2]).

Fundort unbekannt (aber sicher ein Friedhof aus dem Amte Ritzebüttel); Cuxhaven, Reinecke-Sammlung A 3 : 92; Abb. 8 und 9; bisher nicht veröffentlicht. Fragmentarische Kanne aus dunkel-schwarzem, feinem Ton,

[1]) Der Friedhof ist von Müller-Brauel erschlossen; das sehr wichtige Fundmaterial ruht zum Teil in seiner Sammlung, zum Teil in der des Kreises Bremervörde.

[2]) Über die Fundumstände usw. machte mir Herr Gutsbesitzer H. Krönke in Wolfsbruch, der mich in liebenswürdiger Gastlichkeit bei sich aufnahm, folgende Angaben: Auf einer Wiese, nordwestlich vom Gutshause, stießen die Arbeiter, die dort für die später abgerissene Ziegelei Ton gewannen, in einer Tiefe von 1 m auf eine große Menge sächsischer Tonsachen. Diese wurden dem Berliner Museum als Leihgabe überlassen, dann auf Anforderung zurückgesandt; in Berlin befindet sich nur noch der durchbohrte Henkel. Die Sammlung in Wolfsbruch, offenbar nur ein kümmerlicher Rest des großen Fundes, umfaßt ein sächsisches Gefäß mit ausgebrochenem Hals, Tonscherben mit sächsischen Ornamenten, tönerne Netzbeschwerer und den oben erwähnten massiven Henkel. Der Inhalt des Tongefäßes, der, wie die Untersuchung zeigte, nicht aus Leichenbrand, sondern Erde und Kohlenstücken bestand, die großen Netzbeschwerer und die Wahrnehmungen der Arbeiter geben die Gewißheit, daß wir es in diesem Falle mit Siedlungsfunden zu tun haben.

Digitized by Google

von mittlerer Entwicklungsſtufe der Serie Weſter-Wanna A 6; aſſoziiert mit zwei zuſammen 6,5 cm langen, verkohlten, aber gut erhaltenen, runden Holzſtücken, die wohl den Stöpſel bildeten; Maße: Geſamthöhe 22, Höhe der Schulter 9, oberſte Weite (ohne Ausguß) etwa 15, Weite des Bauches 20, des Bodens 10,5, der Tüllenöffnung 3 cm. — Dieſe Brandurne, ein Zeugnis für die hochentwickelte Keramik der Sachſen, fällt aus der Reihe der bisher beſprochenen Gefäße heraus: ſie hatte gegenüber der Tülle noch einen Henkel, der, wie die erhaltene Anſatzſtelle zeigt, nicht durchbohrt war; ob er geſchweifte oder geknickte Form hatte, läßt ſich nicht mehr entſcheiden. Daß das Gefäß aber eine Variante und Weiterbildung der gewöhnlichen Henkelgußurne darſtellt, beweiſen der immer noch eckige Knick des ſonſt gefälliger und nicht ſo ſteif wie früher geſtalteten Ausgußrohres und die Beobachtung, daß ſich dieſes mit der Öffnung gegenüber dem Urnenkörper genau dem Griff von Daumen und

Abb. 8 und 9. Fundort unbekannt; Cuxhaven, Reinecke-Samml. A 3 : 92 (1/4). N. v.

Zeigefinger anpaßt: es hat alſo ſeinen Charakter als Handhabe, wenn auch in rudimentärer Form, bewahrt.

Great Addington (Northamptonſhire); London, Brit. Muſeum 83 : 8—10 : 1; Abb. 10. Kanne aus gelblich-grauem Ton mit folgenden Maßen: Geſamthöhe 19,2, Höhe der Schulter etwa 8, oberſte Weite (ohne Henkel) 9,5, Weite des Bauches 18, des Bodens 7 cm; die Tülle mit ihrem rundlichen Kopfaufſatz, der als Mundſtück zu erklären iſt, hat genügende Weite, um als Ausgußrohr dienen zu können. — Die Urne, deren Inhalt lediglich aus kalzinierten Knochen beſtand, wurde an der Straße von Ringſtead nach Great Addington (ſüdweſtlich von Thrapſton) gefunden, und zwar 6 Fuß tief in einem Hügel, der das Tal des Fluſſes Nene überragt. — Sie ähnelt in ihrer Geſamtform der Weſter-Wannaer Kanne, beſitzt aber an in die Augen fallenden, unterſchiedlichen Zügen bauchigen Unterteil und lang ausgezogenen Hals; dieſer letztere Zug nötigt uns, ſie dem auch ſonſt in England nachgewieſenen Typ Weſter-Wanna A 6a zuzurechnen. Nach Plettke, a. a. O. S. 44f. ſtellt 6a eine Weiterentwicklung von Form 6 dar und iſt — auf dem Kontinent — um 400 anzuſetzen. — Auch die Ornamente berechtigen, das Gefäß für ſächſiſch zu halten: ſo das wulſtartige Flechtband, das den Halsanſatz

Digitized by Google

markiert und sich in doppelter Fortsetzung um den Fuß des Henkels legt, wie die Winkelbänder auf dem Bauche, auf dem vorstehenden Rande und der Brücke [1]; den in Reihen angeordneten Tiefstich auf dem Henkel habe ich allerdings bei sächsischen Urnen noch nicht beobachtet, doch kann ich ihn belegen durch ein Gürtelbeschlagstück von dem jüngst entdeckten Friedhof Blieders-dorf (Kr. Stade) [2]. — Ich habe mich um den Nachweis des sächsischen Charakters unseres Gefäßes besonders bemüht, da es in der Tat auf den ersten Blick einen fremdartigen, d. h. nicht-sächsischen, Eindruck macht — eine Tatsache, die mich veranlaßte, mir die Frage vorzulegen, ob es nicht mit skandinavischen Henkelgußurnen in Verbindung zu bringen sei [3].

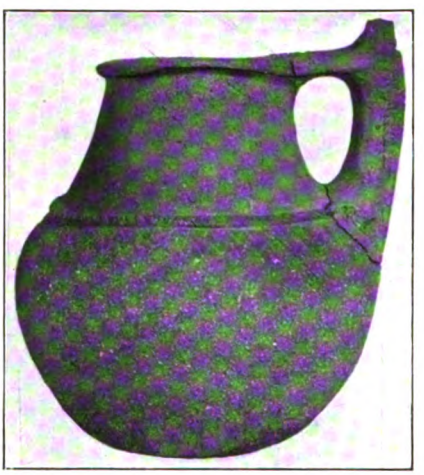


Abb. 10. Great Addington (Northamptonshire); London, Brit. Mus. 83 : 8—10 : 1 (1/4).

Aus der vorgelegten Fundstatistik ergeben sich eine Reihe gesicherter Schlußfolgerungen und wohl begründeter Vermutungen.

Das Henkelgußgefäß wurde von den Sachsen nur als Frauenurne verwandt [4]: das ist selbstverständlich bei einem Haushaltungsgerät; zudem bestehen die Beigaben in dem einen Falle, in dem solche ursprünglich vorhanden waren und auch gerettet sind, in Küchenmesser und Perlen.

Es mag sehr wohl häufiger gewesen sein, als die Fundziffer glauben lassen könnte: die Urnen sind mit ein paar Ausnahmen Prunkstücke, gewiß von der Besitzerin hoch gewertet; ein schlichtes Gebrauchsgefäß zur Aufnahme ihrer Gebeine zu bestimmen, wird man vermieden haben.

Die Sachsen stellten es seit dem letzten Viertel des 4. Jahrhunderts her, und zwar von vornherein in vollentwickelter Gestalt, d. h. mit einer auch wirklich als Ausgußrohr verwendbaren Tülle: die Belege, nach dem

[1]) Letztere auf unserer Abb. leider nicht sichtbar, doch vgl. die von Baker a. a. O. S. 322 gegebene.

[2]) Aus Bronze; Stade, Mus. d. Geschichts- und Heimatvereins 1821 f. — Die Grabung, in vorbildlicher Weise von W. Wegewitz-Ahlerstedt durchgeführt, hat ein gutes Ergebnis gezeitigt.

[3]) Zentralbelgien, Nordostfrankreich und Holland haben bisher keine Belege geliefert; diese sind von den nordgallischen Friedhöfen der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts, deren Keramik wenigstens nur schwachen sächsischen Kultureinfluß verrät, vielleicht überhaupt nicht mehr zu erwarten; für Holland dagegen ist bei seinem Reichtum an sächsischen Gefäßen mit künftigem Nachweis durchaus zu rechnen.

[4]) Es ist sicher, daß alle Belegstücke, natürlich mit Ausnahme des Dornbuscher, als Aschenurnen oder Fragmente von ihnen anzusehen sind. Da sie von bekannten Urnenfeldern kommen, bliebe nur die Alternative, sie für Beigefäße zu halten, die man in die mit Leichenbrand gefüllten Urnen tat oder neben ihnen aufstellte; doch differieren sie von letzteren — und unseren Gefäßen — dadurch, daß sie klein und ohne Verzierungen sind (vgl. M. Mushard, Palaeo-Gentilismus bremensis, Handschrift der Öffentlichen Bibliothek in Oldenburg Cim. I. 108, S. 104 f. und H. Runde im Jahrb. d. Prov.-Museums zu Hannover, Hannover 1907, S. 28). Wo Skelettbestattung in Frage kommen könnte, also besonders in England, ist die Entscheidung, ob Aschenurnen oder Beigefäße vorliegen, nicht so einfach.

Digitized by Google

Typ glücklicherweise meist datierbar, beginnen, als die Serie Wester-Wanna A 6 ihre mittlere Entwicklungsstufe erreicht hatte, und setzen sich dann gleich in solcher Zahl fort, daß der Einwand, es liege Zufall der Überlieferung vor, nicht stichhaltig ist.

Die englische Urne, die letzte in der Reihe, ist in die 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts zu setzen: vor dieser Zeit ist nach unseren sonstigen Zeugnissen Bestattung einer Frau im Nenetal undenkbar. Mit seinem bauchigen Unterteil und seiner engen Mündung hat sich das Gefäß von dem frühesten auf dem Kontinent nachgewiesenen, dem aus Altenwalde, noch nicht sehr weit entfernt: also blieben auch die elegant gestalteten Exemplare unserer Gattung, die eben für praktische Zwecke verfertigt wurde, in ihrer Grundform konstant, wenn man will, archaisch, und mieden die barocken Umrißlinien und Verzierungen der späteren typischen Brandurnen.

Und nun zuletzt das für mich wichtigste Resultat: Im Verein mit anderen siedlungsarchäologischen Leitfossilien beweist die sächsische Henkelgußurne von Great Addington, daß das spätere Mittelanglien ursprünglich von südalbingischen Sachsen erobert wurde, die den Wash als Einfallstor und die in ihn mündenden großen Flüsse als Aufmarschwege benutzten. Das ist eine Tatsache, von der die schriftlichen Quellen nichts berichten.

Weitere Schlüsse erlaubt das hannoversch-englische Material, wenigstens isoliert untersucht, nicht. Es gibt keine Antwort auf die Frage, die sich dem Betrachter des Gefäßtyps sofort aufdrängt: wie kamen die Sachsen auf die eigentlich widersinnige Idee, den Griff zugleich als Ausgußtülle zu gestalten? Zudem war die ganze Einrichtung doch recht unpraktisch: falls das Gefäß zu hoch gefüllt war, lief die Flüssigkeit nicht nur durch die Tülle, sondern auch über seinen Rand. Und weiter: ist der Gedanke ihr geistiges Eigentum? da auch andere Germanen Tüllenurnen kannten, läge dann Konvergenz der Erscheinungen vor; uff. Aber den Versuch, dieses Knäuel von Fragen vollkommen zu entwirren, kann ich jetzt nicht unternehmen: dafür steht mir der Raum nicht zur Verfügung, fehlen mir wohl auch noch die genügenden Unterlagen. Wenn ich hier doch wenigstens andeute, in welcher Richtung sich meine künftigen Untersuchungen bewegen sollen, auch Ergebnisse vortrage, die ich für gesichert halte, leitet mich dabei vornehmlich der Wunsch, zu erneuter fruchtbarer Diskussion anzuregen [1]).

Über die Zweckbestimmung des Röhrenhenkels hat sich zuletzt

[1]) Beim Nachweis des weit verstreuten außersächsischen Materials, das ein einzelner auch nicht annähernd erfassen kann, sind mir in entgegenkommender Weise bisher behilflich gewesen für Westgalizien (im Dzieduszycki-Mus. in Lemberg) Wladimir Antoniewicz-Warschau, für Schlesien das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, für Posen das Kaiser-Friedrich-Museum in Posen, für Ostpreußen das Prussia-Museum in Königsberg, für Westpreußen das Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig, für Pommern die Prov.-Samml. Pomm. Altert. in Stettin und das Stralsunder Heimatmuseum für Neuvorpommern und Rügen, für Schweden das Statens Historiska Museum in Stockholm und für Norwegen die Universitetets Oldsaksamling in Oslo und das Stavanger Mus. — Fehlanzeigen erhielt ich (in beweiskräftiger Anzahl) für Mitteldeutschland von dem Stadtmuseum in Guben, der Landesanstalt für Vorgesch. in Halle a. d. S., dem Heimat-Museum in Cöthen (Anhalt), dem Märkischen Mus. in Berlin, dem Altmärkischen Museum in Stendal und dem in Salzwedel; und schließlich teilte mir R. Beltz mit, daß ihm keine Tüllenurnen aus Mecklenburg bekannt geworden sind.

Moderne Henkelgußgefäße, z. B. ungarische, auf die mich Walther Schulz hingewiesen hat, lasse ich außer acht, da ich über ihre Geschichte noch nichts habe ermitteln können.

Digitized by Google

W. Petzsch geäußert, in einem Aufsatz über Neuerwerbungen des Stralsunder Museums von der Insel Rügen, Prähist. Zeitschr. Bd. XVII (1926) S. 233ff. Er veröffentlicht dort eine westgermanische Mäanderurne, auf Hiddensöe gefunden, deren Henkel in ganzer Länge durchbohrt ist. Nach Form und Ornament gehört das Gefäß in die frühe Kaiserzeit[1]). Der Henkel wurde, folgert Petzsch — mit Recht — namentlich aus dem geringen Durchmesser der Tüllenöffnung, nicht als Ausgußrohr benutzt. „Es könnte sich [dagegen] um ein Gefäß zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten handeln, bei denen Luftzutritt bei gleichzeitigem Zudecken des Gefäßes wünschenswert war, also etwa bei Getränken, die einem Gärungsprozeß unterworfen wurden (z. B. Met)"; a. a. O. S. 235. Bei den skandinavischen und sächsischen Gefäßen der Völkerwanderungszeit, den Nachkommen dieses kaiserzeitlichen Typs, deren Verwendung als Gußurnen auch Petzsch für wahrscheinlich hält, sei der ursprüngliche Zweck der Durchbohrung zugunsten eines anderen in den Hintergrund getreten, oder wenigstens mit einem anderen kombiniert worden.

Abb. 11: 1/4.

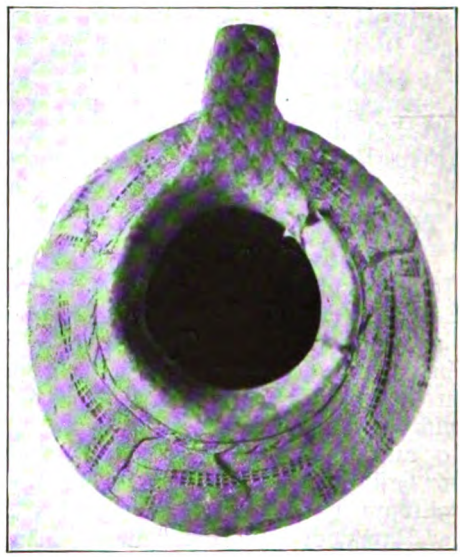


Abb. 12: 1/3.

Abb. 11 und 12. Noßwitz (Kr. Glogau); Breslau, Schles. Mus. f. Kunstgewerbe u. Altert. 214 : 27. N. v.

Ich will mich mit gewissen Einwänden, die man gleich erheben könnte, soldem, daß die Gefäße wegen ihrer kleinen Dimensionen für solche Zwecke nicht sehr brauchbar gewesen seien, nicht weiter aufhalten: das ostgermanische Material, das Petzsch nicht kannte, bringt eine ganz andere Lösung, an deren Richtigkeit kein Zweifel bestehen kann.

Die sächsischen geknickten Henkel sind, wie ich oben betont habe, mit einer Ausnahme stets auch durchlocht. Diese Tatsache, für die irgendein Grund vorliegen müßte, gab mir Anlaß, folgende Erwägungen anzustellen: Man konnte den Tüllenhenkel nur in der Weise formen, daß man die weiche Tonmasse um einen runden oder kantigen [Holz]stab knetete; er gab dann

[1]) Es kann als Einzelbeleg nicht beweisen, daß unser Gefäßtyp den Westgermanen in der Kaiserzeit geläufig war. Die Sachsen, die einzigen Westgermanen, bei denen in der folgenden Periode die Henkelgußurne in Brauch war, hatten sie ‚wie wir gesehen haben, nicht aus heimischen Vorformen zu voller Entwicklung gebracht: sie müssen die zugrunde liegende Idee, fertig, von einem anderen Zweige der Germanen erborgt haben, gewiß den Nordgermanen. Darüber weiter unten.

Digitized by Google

dem Henkel zugleich auch einen ſtarken Halt, erleichterte ſeine Einzapfung in die Gefäßwand und hielt ihn während des weiteren Herſtellungsprozeſſes feſt in ſeiner Lage, um ſchließlich beim Brennen zu verkohlen; ohne ſeine Verwendung mußte es überhaupt ſehr ſchwer ſein, einen geknickten Henkel an einem Gefäß anzubringen. Dann war dieſer letztere Zweck vielleicht der primäre, war die Henkelgußurne, wie ſo häufig, eine Erfindung, bei der man eine beiläufig gemachte Erfahrung zweckmäßig ausnutzte.

Martin Jahn, mit dem ich dieſen Erklärungsverſuch beſprach, konnte mir aus ſeiner imponierenden Kenntnis des oſtdeutſchen Materials die Beweisſtücke beibringen. Das wandaliſche Südoſtgermanien der Kaiſerzeit iſt das Urſprungsgebiet der Vorform (bzw. der Vorformen) der Henkelgußurne. In dieſem Kulturkreis verfertigte man Gefäße mit geknicktem Henkel, deſſen Durchbohrung nicht die Wandung erreichte:

Roßwitz (Kr. Glogau); Breslau, Schleſ. Muſeum für Kunſtgewerbe und Altert. 214:27; Abb. 11 und 12; bisher nicht veröffentlicht. Krug, 1916 in einem Urnengrabe gefunden, aus hellgrauem Ton, mit ſpätem Rädchenmuſter; Maße: Höhe 10,5, oberſte Weite 6 cm, der wagerechte Aſt des Henkels iſt 3,5, der aufſteigende 4,5 cm lang. — Der Kniehenkel hat im aufſteigenden Aſt ein winziges Loch von 0,2—0,3 cm Durchmeſſer, das etwa 4 cm in den Henkel hineingeht, aber vor der Gefäßwandung endigt. — Zeitſtellung: Ende des 2. Jahrhunderts.

Abb. 13. Ludwigsdorf (Kr. Oels); Breslau, Schleſ. Muſ. f. Kunſtgewerbe u. Altert. 304:02 (1/2).

Ludwigsdorf (Kr. Oels); Breslau, Schleſ. Muſeum für Kunſtgewerbe und Altert. 304:02; Abb. 13. Henkelbruchſtück, gefunden in einer Siedlungsgrube des 4. Jahrhunderts, aus gut gebranntem, ſchwarzgrauem Ton, mit eingefurchten und eingeglätteten Strichmuſtern; Maße: Größte Höhe 9, Weite der kantigen Tüllenöffnung 0,6 cm. — Die Durchlochung, nicht in der Mitte befindlich und ſchräg nach außen gehend, endet faſt an der Kante der Bruchfläche und kann bei dem unverletzten Henkel nicht viel weiter gegangen ſein (vgl. Mannus, Ergänzungsband IV, Leipzig 1925, S. 151 und Tafel XVII Fig. 8).

Aus dieſer erſten Vorform entwickelte ſich folgerichtig die zweite, als man einen Stab von der ganzen Länge des aufſteigenden Henkelarmes wählte: nun erfüllte jener, mit der Verzapfung in die Gefäßwand eingeſetzt, ſeine Funktion als Strebepfeiler erſt vollkommen. Auch ſolche Gefäße ſind in Südoſtgermanien bezeugt, z. B. aus dem der Zeit von 150—250 n. Chr. angehörenden Gräberfelde von Przeworsk, einer Kreisſtadt in Weſtgalizien (zwiſchen Krakau und Lemberg) [1]).

Die ſüdlichen Oſtgermanen übermittelten die Idee in dieſem Entwicklungsſtadium ihren Stammesverwandten im nördlichen Teilgebiet [2]).

[1]) Die genauen Nachweiſe über dieſe Gefäße und andere, auf die ich unten nur kurz Bezug nehme, werde ich in meiner geplanten ſpäteren Abhandlung bringen.

[2]) Über die Abgrenzung der beiden oſtgermaniſchen Kulturkreiſe in der Spätlatène- und römiſchen Kaiſerzeit vgl. die treffliche Schrift von W. La Baume, Vorgeſchichte von Weſtpreußen, Danzig 1920, S. 77ff., wo er die Ergebniſſe der Forſchungen Koſſinnas, Jahns, Blumes und Koſtrzewſkis überſichtlich zuſammenfaßt und kritiſch wertet (dazu die Fundkarte, Abb. 69, S. 54).

Digitized by Google

Als Beispiel möge dienen die westpreußische Urne aus Podwitz (Kr. Kulm); Museum Danzig; Abb. 14; bisher nicht veröffentlicht [1]). Kaiserzeitliches Gefäß mit Tupfenverzierung; Höhe 12, oberste Weite (ohne Henkel) 9 cm. — Der röhrenartige Gang im Henkel hat zwar oben einen Durchmesser von 0,7 cm, verengt sich dann aber so wesentlich, daß er Flüssigkeit kaum durchließ.

Abb. 14. Podwitz (Kr. Kulm); Museum Danzig (1/4). N. v.

Eine Henkelkanne aus Hinterpommern, das noch in den nordostgermanischen Kulturkreis einzubeziehen ist, bezeichnet, soweit meine Kenntnis des Materials reicht, die westliche Grenze des Geltungsbereiches unseres Untertyps: Neu-Lobitz (Kr. Dramburg); Stettin, Prov.-Samml. Pomm. Altert. 3362a (vgl. Monatsblätter d. Ges. f. Pomm. Gesch. u. Altertumsk. 1894 S. 39ff. mit Abb. auf S. 40 Fig. a; die Durchbohrung des Henkels wird nicht erwähnt).

Ob schon die Ostgermanen auch den nächsten Schritt taten und in bewußter Zweckmäßigkeit die enge Röhre zur Gußöffnung ausweiteten, vermag ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden: die Photographien, nach denen ich urteilen muß, zeigen ja nur den Durchmesser der Röhre beim Austritt, wo er sich gegenüber dem Innern häufig verbreitert. Für wahrscheinlich halte ich es nicht, sondern glaube, daß erst die Nordgermanen der Völkerwanderungszeit die Endform schufen. Auf jeden Fall verdankten diese die Idee überhaupt den verwandten germanischen Stämmen, die im vorletzten und letzten Jahrhundert vor Chr. aus Südskandinavien nach Nordostdeutschland übergesiedelt waren, und mit denen sie in kultureller Verbindung blieben.

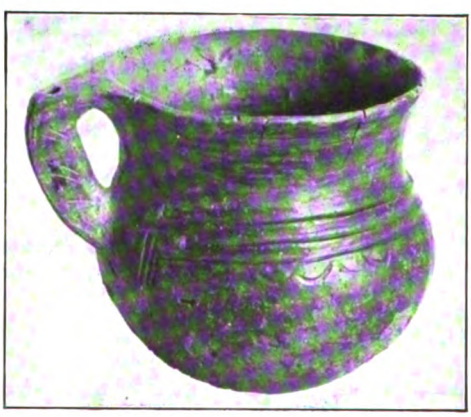


Abb. 15. Tveitene, Brunlanes, Vestfold; Oslo, Universitetets Oldsaksam. C. 13073 (etwa 1/2).

Die Henkelgußurne ist in Dänemark auf dem ganzen Gebiet von Jütland bis Bornholm, in Schweden auf Gotland und in Schonen zum Vorschein gekommen; und in Norwegen erstreckt sich ihr besonders reiches Fundgebiet vom Osloer bis zum Drontheimer Fjord. Die Universitetets Oldsaksamling in Oslo besitzt allein 10 Exemplare, die in der Hauptsache, wie die übrigen skandinavischen Belege, dem 4. Jahrhundert zuzuweisen sind. Björn Hongen, der Konservator des Museums, hat sie auf meine Bitte genauer untersucht und festgestellt, daß zwei von ihnen noch die von mir postulierte zweite Vorform repräsentieren, so C. 13073 aus Tveitene, Brunlanes, Vestfold (Abb. 15).

[1]) K. Tackenberg-Breslau lenkte zuerst meine Aufmerksamkeit auf dies Belegstück.

Digitized by Google

Von Norwegen brachte dann im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts eine neue, nach Süden ſich wendende Kulturwelle die vollendete Tüllenurne zu den Sachſen zwiſchen Weſer- und Elbemündung [1]).

Hier hatte, ſtreng genommen, die Idee das Ende ihrer Wanderung erreicht, nachdem ſie, im wandaliſchen Kulturkreis geboren, erſt nördliche, dann weſtliche und ſchließlich ſüdliche Richtung genommen hatte. Die Übertragung von Sachſen nach England iſt prinzipiell anderer Art: geſchah durch eine Völkerwelle, die nicht lediglich eine beſtimmte Idee, ſondern die Geſamtkultur in das Kolonialgebiet trug.

Die Henkelgußurne hat ſich als ein wichtiges Leitfoſſil erwieſen — nicht ſo ſehr für Völker-, ſondern gerade für Ideenwanderung innerhalb der germaniſchen Welt: der glückliche Umſtand, daß die dem Gefäßtyp zugrunde liegende Idee einer zweckbedingten und daher für uns durchſichtigen Abwandlung unterlag, hat uns inſtand geſetzt, ihr auf ihrem Wege zu folgen. Das iſt, wie mir ſcheint, z. B. bei der Fenſterurne nicht möglich, da ſie, ſoweit erkennbar, nicht mit einem einheitlichen, ſich in gerader Linie entwickelnden Gedanken verknüpft war [2]).

Vermehrung des Materials und genaue chronologiſche Fixierung der einzelnen Belegſtücke, namentlich der oſtgermaniſchen, werden uns gewiß noch einen bedeutenden Zuwachs an Erkenntnis bringen, aber das Hauptreſultat des letzten Teiles dieſer Unterſuchung, glaube ich, nicht umſtoßen.

[1]) Über den Austauſch von Kulturgütern, der ſich in der Völkerwanderungszeit zwiſchen Norwegen und Sachſen vollzog — mochte er nun auf Handel oder z. T. auf Niederlaſſung von Sachſen in Norwegen beruhen — vgl. H. Schetelig im Mannus Bd. III, Würzburg 1911, S. 165 und K. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeſchichte der Rheinlande Bd. III Teil I, Mainz 1925, S. 41.

[2]) Vgl. die Monographie von H. v. Buttel-Reepen, Über Fenſterurnen; beſonders Teil II, Oldenburg. Jahrbuch Bd. XXXI (1927) S. 248ff.

Digitized by Google

Die schnurkeramischen Totenhäuser von Sarmenstorf.

Von Hans Reinerth.

Mit 17 Abbildungen im Text.

Auf einer langgestreckten, kurzweg Berg genannten Höhenzunge, die sich mit etwa 120 m steil aus ihrer Umgebung heraushebt, liegt östlich der Gemeinde Sarmenstorf im schweizerischen Kanton Aargau ein ausgedehntes Grabhügelfeld in rund 650 m Meereshöhe, dessen Erforschung sich die Historische Vereinigung des Seetales zur Aufgabe gemacht hat. Nach einer ersten Grabung im Jahre 1925 beauftragte mich die Historische Vereinigung mit der Leitung der Ausgrabungen, die ich gemeinsam mit R. Bosch im Juni 1926 und besonders im Juli 1927 in mehrwöchentlicher Arbeit durchführen konnte.

Das Gräberfeld, in dem prächtigen Hochwald des Zigiholzes gelegen, umfaßt 21 äußerlich kenntliche Grabhügel (Abb. 1), von denen bisher sechs vollständig und einer teilweise freigelegt wurden. Es handelt sich fast ausschließlich um Grabstätten der schnurkeramischen Kultur der jüngeren Steinzeit und vereinzelte Anlagen und Nachbestattungen aus der Hügelgräber-Bronzezeit. Damit erlangt das Gräberfeld als die südlichste bisher bekannte Bestattungsstätte des schnurkeramischen Kulturkreises besondere Bedeutung. Weit mehr noch verdient aber der Aufbau der Grabhügel Beachtung, der für die Beurteilung der schnurkeramisch-nordischen Bestattungsgebräuche der Jungsteinzeit ganz neue Perspektiven eröffnet.

Aus der Fülle der Ausgrabungsbefunde, die in dem Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1929, Heft 1 und 2 zu ausführlicher Darstellung gelangen, greife ich hier die Totenhäuser heraus.

Die erste dieser Bauten trafen wir 1926 in dem Grabhügel 3 an. Es war ein kleiner, nur 42 cm hoher Hügel mit einem Durchmesser von 4,2—5,6 m. Unter einer Aufschüttung von 20 cm hellgelbem Lehm lagen die Reste der hufeisenförmigen Grabkammer, des Totenhauses. Ihre Wände in 35—40 cm Dicke waren aus unbehauenen Bruchsteinen und Diluvialgeröll mit größter Sorgfalt errichtet. Die Höhe betrug zum Teil noch 35 cm. Während die Ostwand gut erhalten vorlag und hier nur drei Bausteine aus der ursprünglichen Lage abgerutscht waren, fanden sich bei der Westwand nur die untersten Steine in ursprünglicher Lagerung. Auf der Südseite stand die Grabkammer offen. Auf der Nordseite ist die Mauer durch eine absichtlich ausgesparte (innen 30, außen 40 cm weite) Öffnung unterbrochen. Der

Digitized by Google

Boden der Grabkammer war mit dünnen, 2—4 cm starken Steinplatten sorgfältig ausgelegt. Auf dem Plattenboden, südlich bis 1,50 m darüber hinausgreifend, lag eine 10—16 cm starke Aschenschicht, die mit Kohlenstückchen, oben auch stark mit Lehm durchsetzt war. Sie enthielt hart an der Ostwand (Abb. 2 bei a) die fast vollständig vergangenen Reste des verbrannten Toten und der mitverbrannten Beigaben, von denen sich lediglich ein kleiner, außen grellrot überzogener Tonscherben heben ließ.

Der Innenraum des Totenhauses hatte eine Länge von 1,60 m und eine größte Breite von 1,50 m. Für die Ergänzung der ursprünglichen Anlage

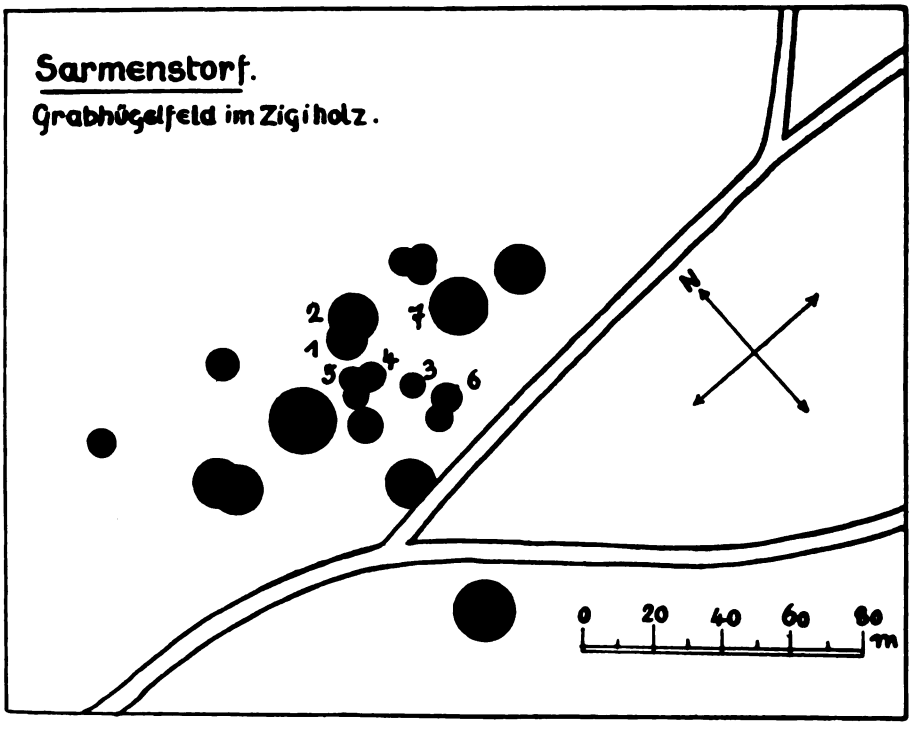


Abb. 1. Plan des Grabhügelfeldes von Sarmenstorf.

geben zwei, in der Mitte der offenen Südseite über dem Bodenbelag aufgesetzte, dicke Steinplatten einen wichtigen Anhalt, die wahrscheinlich als Unterlage eines senkrechten Firstpfostens auszulegen sind. Auch drei weitere Steinplatten, die in der Verlängerung der beiden Wandlinien (eine auf der Ost-, zwei auf der Weststeite) in einem Abstand von 50 bzw. 30 und 80 cm vor diesen liegen, sind vielleicht als Stützen senkrechter oder schräg gestellter Pfosten anzusprechen und würden dann bei einem Vorgreifen der Seitenwände bzw. des Daches eine kleine Vorhalle ergeben.

Die Ergänzung dieses symbolischen Totenhauses, das in seinem Aufbau vielleicht den Häusern der Lebenden entspricht, in seinen Ausmaßen aber zweifellos sehr stark verkleinert vorliegt, kann sich nur in einer Richtung bewegen. Eine Überwölbung der Grabkammer in Steinbau ist ausgeschlossen, dazu reichen die vorhandenen Steine bei weitem nicht aus. Außerdem wären

Digitized by Google

zu einer solchen Anlage größere Steinplatten notwendig gewesen, die nur in geringer Zahl vorliegen. Daß auf der Steinmauer eine, wenn auch niedrige, senkrechte Pfostenwand aufgesetzt war, halte ich ebenfalls nicht für möglich, da in diesem Falle, wie die weiter unten beschriebenen Totenhäuser zeigen, die Pfosten in den gewachsenen Boden oder doch jedenfalls in die Steinmauer eingesetzt worden wären, und dafür sind keinerlei Anzeichen vorhanden. So bleibt lediglich die Ergänzung in der Form eines Dachhauses (Abb. 3), bei

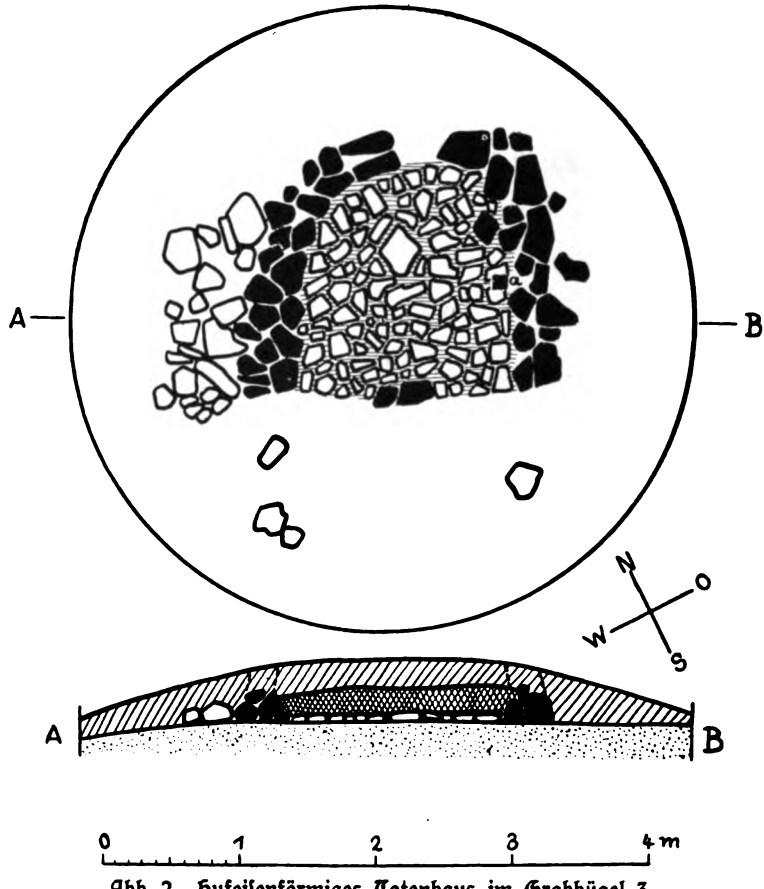


Abb. 2. Hufeisenförmiges Totenhaus im Grabhügel 3.

dem, etwa wie in dem frühbronzezeitlichen Totenhause von Leubingen [1]), auf der niedrigen Steinmauer ein aus Bohlen oder Balken gebildetes Firstdach aufruht, dessen Firstbalken von zwei senkrechten, starken Pfosten getragen wird, die auf den Steinplatten in der Mitte der offenen Südseite und in der ausgesparten Lücke der Nordwand saßen. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß dieses Dach unter Einbeziehung der den Seitenwänden vorgelagerten Steinstützen über den mit Platten belegten, eigentlichen Innenraum vorgriff und einen kleinen Vorraum von etwa 1 m Breite überdeckte.

[1]) D. Höfer: Der Leubinger Grabhügel. Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder V. 1906. S. 1—59 und Taf. I—IV.

Digitized by Google

Dem Totenhaus in Grabhügel 3 in Form und Aufbau ganz ähnlich, doch sehr viel kleiner ist die Grabkammer in Hügel 5 (Abb. 4). Auch hier

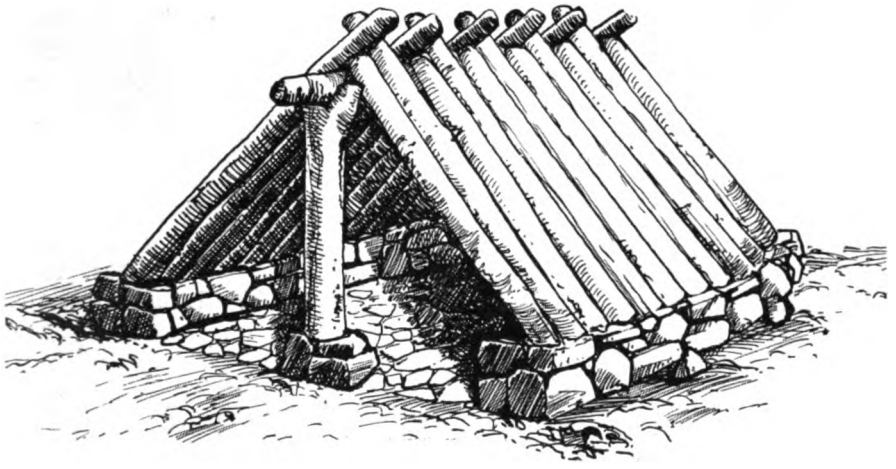


Abb. 3. Rekonstruktion des Totenhauses in Hügel 3.

umgibt eine, etwa 40 cm hohe und durchschnittlich ebenso breite Steinmauer in Hufeisenform eine Fläche von 0,90 m Länge und 0,75 m größter Breite, die diesmal aber nicht mit Steinplatten belegt ist. Das Innere der Kammer ist wieder mit einer Brandschicht von 15 cm Stärke angefüllt, die ursprünglich wohl auch die Reste des verbrannten Toten und der Beigaben enthielt, die aber mit Ausnahme der Reibplatte einer Getreidemühle nicht mehr zu erkennen waren. Indessen erlaubt es die Gleichartigkeit des Hügelaufbaus und der Bestattungsart mit den Befunden in den gut datierten Nachbargrabhügeln auch dieses symbolische Totenhaus des Hügels 5 der schnurkeramischen Kultur der jüngeren Steinzeit zuzurechnen. Die Nachbestattung eines Kindes (Körperbestattung in Hockerform), die dicht westlich an die Grabkammer anschließt und mit drei Bronzearmringen und einer Rippennadel vom Übergang der

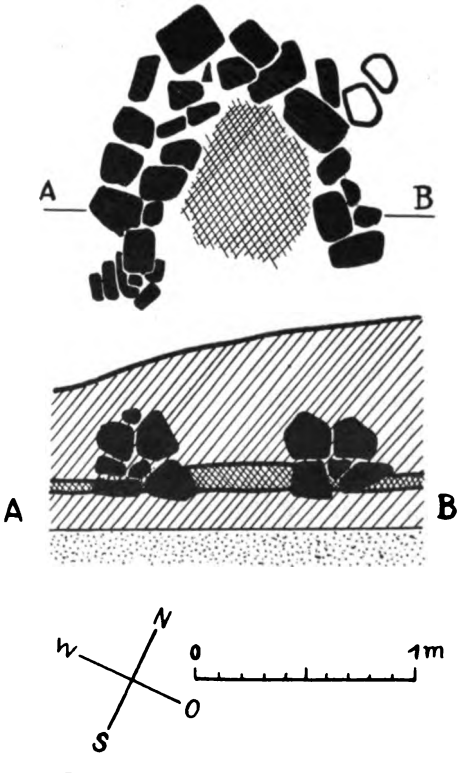


Abb. 4. Grabkammer in Hügel 5.

Digitized by Google

Stufe C zu D der süddeutschen Bronzezeit ausgestattet ist, besagt nebenbei, daß die Anlage des Totenhauses zumindest vor diesem Zeitpunkt erfolgt sein muß.

Auffällig ist bei der Grabkammer des Hügels 5 das Fehlen der Steinunterlagen bzw. des in der Steinmauer ausgesparten Platzes für die Firstträger. Auch Pfostenspuren waren an den fraglichen Stellen nicht zu erkennen. Das Dach scheint hier lediglich durch Verzapfung der Firstenden der Sparrenbalken gebildet worden zu sein. Bei der geringen Breite des Raumes (höchstens 75 cm) ist das auch ohne weiteres möglich.

Der gleichen Hufeisenform der Grabeinbauten, diesmal nicht durch eine Steinmauer, sondern durch Pfostenausfüllungen bezeichnet, begegnen wir in Grabhügel 1. Dieser Hügel gehört mit einem Durchmesser von 11 m und einer Höhe von 90 cm zu den größeren Hügeln des Gräberfeldes. Unter einer Hügelaufschüttung aus hellgelbem Lehm von 0,7—1,8 m Mächtigkeit

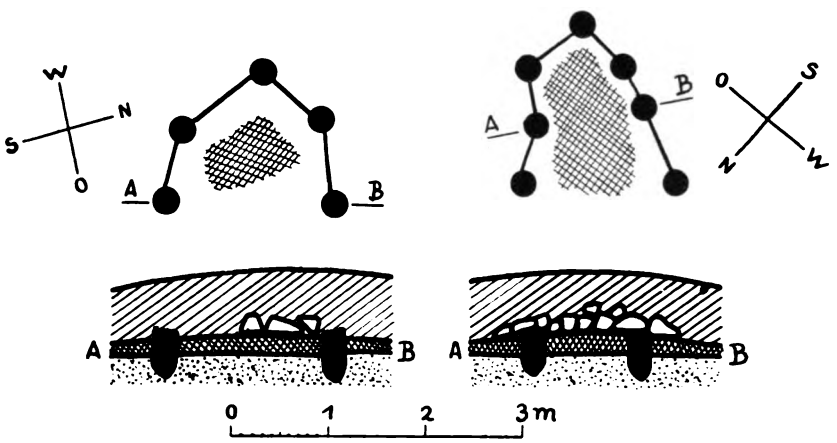


Abb. 5. Hufeisenförmige Totenhäuser im Hügel 1.

fanden sich drei selbständige Steinsetzungen. Die größte dieser Steinsetzungen nahm mit einem Durchmesser von 2,5 m die Mitte des Hügels ein, die anderen beiden lagen in der Nähe des Südrandes. Bei allen Steinsetzungen waren die Steine der Mitte bis zu 30 cm über den randlichen Partien erhöht. Sie zeigten das typische Bild einer eingestürzten, nach unten, wie auch seitlich verschobenen Steinlage. Unter zweien der Steinsetzungen fanden sich, abgesehen von der den ganzen Hügel bis fast zum Rande durchziehenden, bis zu 25 cm starken Brandschicht, sorgfältig aufgehäuft die Reste der verbrannten Toten und der mitverbrannten Beigaben in der Form zahlreicher, oft winzig kleiner, außen rot überzogener Tonscherben. Diese eigentlichen Bestattungsanlagen waren in beiden Fällen von einer Reihe von Pfostenausfüllungen in Hufeisenform umgeben, die sich in dunkler Färbung klar aus dem hellen Lehmboden hervorhoben und Durchmesser von 25—30 cm aufwiesen. Die Bestattungsanlage der Hügelmitte (Abb. 5, 2) weist sieben, die der Südseite (Abb. 5, 1) fünf Pfostenausfüllungen auf. Wir haben also hier den gleichen Vorgang wie bei Grabhügel 3 und 5 nur mit dem Unterschied, daß hier statt einer Steinmauer eine starke Pfostenwand das Totenhaus umgibt.

Der Innenraum des Totenhauses der Hügelmitte hat eine Länge von

Digitized by Google

1,50 m und eine größte Breite von 1,30 m; bei dem Totenhause der Südseite betragen diese Maße 1,20 und 1,40 m. Die Größenverhältnisse sind also ähnliche wie bei der Grabkammer in Hügel 3.

Sehr schwierig gestaltet sich die Frage des ursprünglichen Aufbaus, da sich von der Wandfüllung (etwa senkrecht nebeneinander gestellten Brettern oder Bohlen) nichts erhalten hat. Es ist möglich, daß die starken Pfosten oben, sicher in geringer Höhe, durch kurze Pfosten verbunden waren, auf denen das bis zum Boden herabreichende, aus Balken gebildete, zeltartige Dach auflag (Abb. 6). Diese Ausdeutung würde das Fehlen des vorderen Firstträgers erklären und sie ist die wahrscheinlichere. Man könnte aber auch annehmen, daß die Pfosten zu einer niedrigen senkrechten Wand gehörten, deren Füllung sich nicht erhalten hat. In diesem Falle würde das Dach der

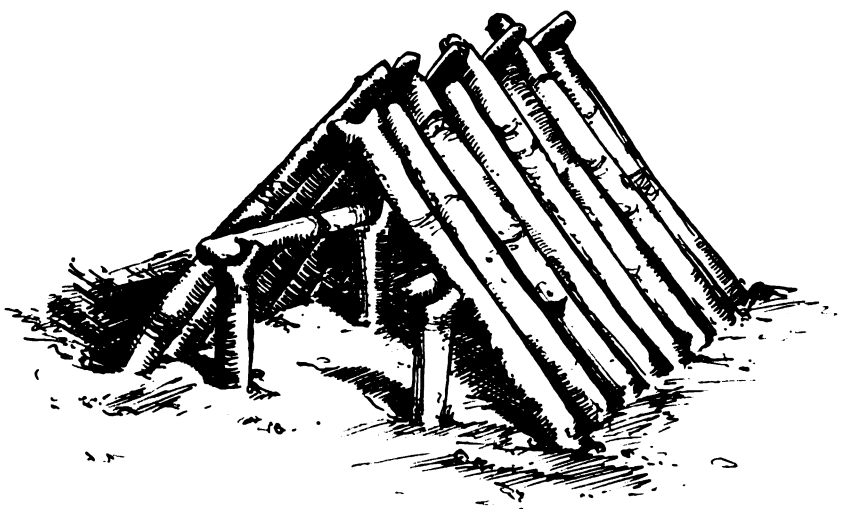


Abb. 6. Rekonstruktion eines Totenhauses (Hügelmitte) aus Hügel 1.

Wand aufsitzen, das Fehlen des vorderen Firstträgers wäre dann aber schwer verständlich. Da sich die Spuren von Wandbrettern unter gleichen Bedingungen in dem darüber liegenden Grabhügel 2 erhalten haben, so spricht ihr vollständiges Fehlen in Grabhügel 1 auch eher für die ersterwähnte Rekonstruktion. Diese allein ergibt einen Bau, der bei Verwendung von Dachbalken imstande ist, die Steindecke und die Hügelaufschüttung zu tragen, mit der die Totenhäuser überdeckt waren.

Die offenen Seiten der beiden Grabhäuser zeigen fast genau in entgegengesetzter Richtung: die des Totenhauses der Hügelmitte weist nach Nordwesten, während sich das Totenhaus der Südseite nach Südosten öffnet. Auch bei den Grabkammern der Hügel 3 und 5 besteht in dieser Hinsicht keine Übereinstimmung.

Neben manchen Unterschieden in der Bauweise und auch in der Größe haben die bisher aufgezählten vier kleinen Totenhäuser des Sarmenstorfer schnurkeramischen Gräberfeldes doch sehr viel Gemeinsames: alle zeigen Hufeisenform und alle umschließen in ihrem Innern den Leichenbrand und die Reste der verbrannten Beigaben. Es handelt sich durchweg um Häuser, die

Digitized by Google

den Lebenden nicht genügend Raum zu wohnlichem Aufenthalt geboten hätten, die also nur symbolische Anwendung gefunden haben. Trotzdem halte ich einen Rückschluß auf die Hausform der Lebenden, also in diesem Falle auf die Häuser der Träger der schnurkeramischen Kultur, für berechtigt. Freilich mit der Einschränkung, daß die in den Gräbern angewendeten Hausformen bei den Lebenden vielleicht längst schon durch andere, fortgeschrittenere Bauten ersetzt worden waren und uns hier eine weit ältere Hausform durch die Tradition festgehalten wurde.

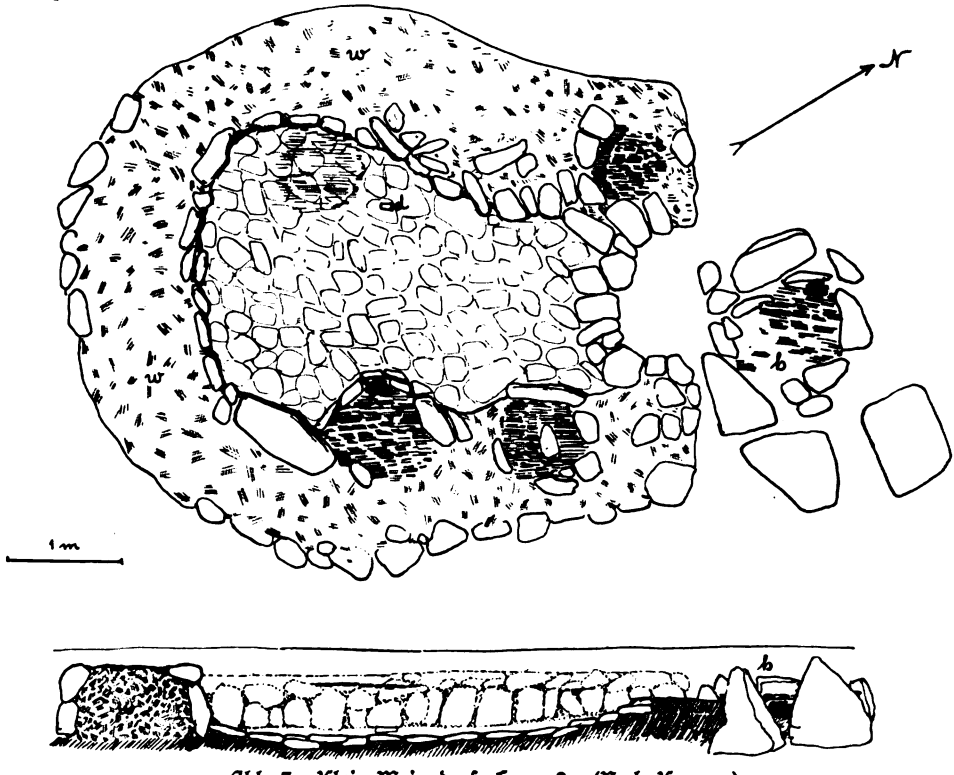


Abb. 7. Klein-Meinsdorf, Haus 2. (Nach Knorr.)

In dieser Ansicht bestärken mich die wenigen verfügbaren, jungsteinzeitlichen Parallelen. Das Totenhaus im Grabhügel 3 hat — freilich in größere Maße übersetzt — sein genaues Gleichstück in den Häusern von Klein-Meinsdorf bei Plön in Holstein, die Knorr 1907 aufgedeckt hat [1]). Hier wie dort umgibt eine Grundmauer hufeisenförmig den Innenraum, dessen Boden teilweise oder ganz (Haus 2) mit Steinplatten belegt erscheint (Abb. 7 und 8); hier wie dort müssen wir, wie Schulz für Meinsdorf sehr richtig betont [2]) uns das Dach unmittelbar auf der Grundmauer aufruhend denken.

[1]) Fr. Knorr: Hausreste neolithischer Zeit bei Klein-Meinsdorf, Ksp. Plön, Mitt. d. Anthropol. Ver. in Schleswig-Holstein. XVIII, 1907, S. 3—13 und Taf. I—III. — Für die Überlassung der Druckstöcke zu Abb. 7, 8 und 10 habe ich dem Kieler Museum vaterländ. Altertümer (Herrn Kustos C. Rothmann) bestens zu danken.

[2]) W. Schulz: Das germanische Haus. Würzburg 1913, S. 83.

Digitized by Google

Die flachen Steinblöcke und Steinsetzungen im Innenraum der Klein-Meinsdorfer Häuser werden wir, ähnlich wie die Steinplatten unseres Totenhauses in Grabhügel 3 z. T. als Unterlagen der Firstpfosten ansprechen müssen. Die Herdstellen liegen vor der offenen Schmalseite und scheinen anzudeuten, daß auch hier, wie einmal in Sarmenstorf, das Dach auf der Giebelseite weiter vorgriff. Freilich sind die Meinsdorfer Häuser gut doppelt bis dreimal

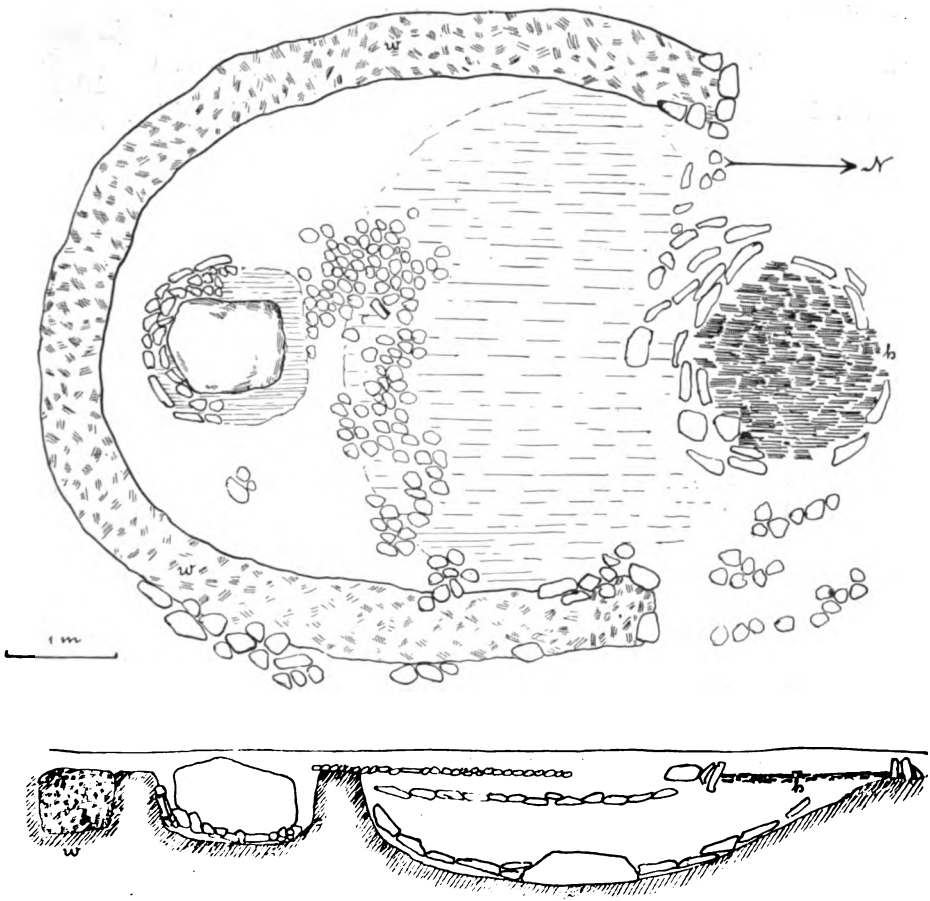


Abb. 8. Klein-Meinsdorf, Haus 3. (Nach Knorr.)

so groß als die Sarmenstorfer Grabkammern. Der Innenraum der hier abgebildeten Häuser 2 und 3 mißt 3,7 : 2,5 bzw. 1,5 m und 5,1 : 4,0 m. Es handelt sich eben in diesem Falle um die im praktischen Gebrauche der Lebenden stehenden Bauten einer Siedlung und das rein Symbolische der Sarmenstorfer Totenhäuser tritt bei dieser Gegenüberstellung besonders klar in Erscheinung.

Die Klein-Meinsdorfer Bauten gehören der Megalithkultur, und zwar der Zeit der dünnackigen Feuersteinbeile bzw. der Dolmen an. Trotzdem dürfen wir die Hufeisenform der Meinsdorfer Wohnhäuser nicht als typisch für den nordischen Kulturkreis der jüngeren Steinzeit annehmen, auch wenn eine

Digitized by Google

Siedlung bei Norskog [1]) in Upland, dem Beginn der Ganggräberzeit angehörend, fast genau die gleichen Hausgrundrisse, allerdings in Pfostenbau, geliefert hat. Denn im nordischen Kulturkreis wird sehr bald das Rechteckhaus mit und ohne Innenteilung, wie es sich schon aus der Form der Steinkammern und Steinkisten der Grabstätten erschließen läßt, herrschend und hält sich in allen späteren vorgeschichtlichen Perioden (Trebus, Alt-Friesack, Buch, Römerschanze bei Potsdam usw.). Schuchhardt weist daher mit Recht das hufeisenförmige Rundhaus dem westischen Kulturkreis der jüngeren Steinzeit zu [2]) und führt sein Erscheinen im Norden auf alte, auch in der Töpferei und in den frühen Beilformen kenntliche Beziehungen zum Westen zurück. Rundbauten sehr ähnlicher Form finden wir in großer Zahl besonders

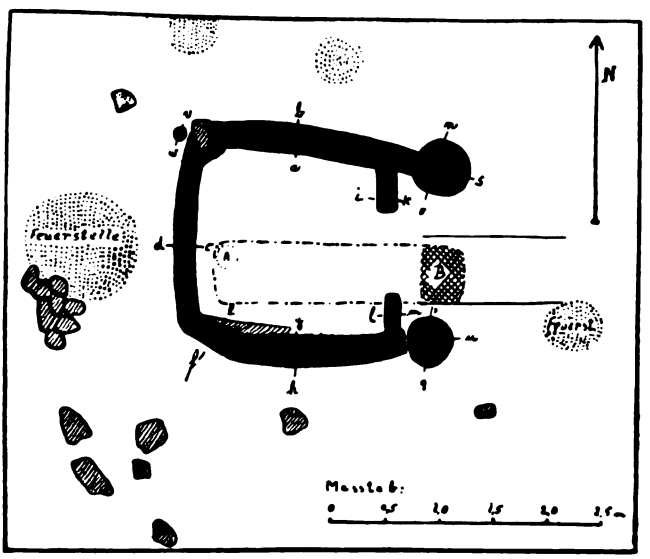


Abb. 9. Haldorf. (Nach Bremer.)

in Spanien und Frankreich [3]). Wir haben also in dem hufeisenförmigen Wohnbau für den nordischen Kreis eine alte, sehr bald durch das Rechteckhaus verdrängte Bauform zu sehen. Daß das Rechteckhaus in seiner Entstehung indessen an die Hufeisenform anknüpft, ist dadurch nicht ausgeschlossen.

Für diese Annahme scheint mir der von W. Bremer 1922 [4]) in Haldorf, Kreis Melsungen, aufgedeckte Hausgrundriß zu sprechen, der auf diesem kleinen Umweg auch mit den Totenhäusern von Sarmenstorf in Verbindung steht. Bremer fand, ebenfalls in einem Grabhügel, auf der Höhe des Amselberges bei Haldorf die Reste eines nach seiner Auslegung in Blocktechnik errichteten Hauses, dessen Wandungen in mehrfach verschobenem Verlauf einen Innenraum (von 1,60 m bzw. 1,70 m Länge und 1,65 m Breite) und eine kleine Vorhalle umschlossen (Abb. 9). Das Haus gehört nach den darin enthaltenen

[1]) Lindquist: Fornvännen XI, 1916, S. 164 ff.
[2]) C. Schuchhardt: Alteuropa, 2. Aufl. 1926, S. 130 und derselbe: Vorgeschichte von Deutschland, München 1928, S. 53—56.
[3]) Déchelette: Manuel I, S. 348.
[4]) W. Bremer: Ein Haus und Grab der jüngeren Steinzeit bei Haldorf, Kr. Melsungen. Germania VI, 1923, S. 110 ff.

Digitized by Google

Kleinfunden der schnurkeramischen Kultur an; Bremer möchte die in dem Hause enthaltene Brandbestattung indessen nicht mit dieser, seiner Meinung nach etwas älteren Wohnstätte in Beziehung setzen. Die Kleinheit des Hauses, das in seiner Größe fast genau dem Sarmenstorfer Totenhause aus Hügel 3 entspricht, scheint mir aber auch hier auf ein zum Zwecke der Bestattung, vielleicht auf einem früheren Siedlungsplatze, errichtetes Totenhaus hinzudeuten. Die Übereinstimmung des Haldorfer Grundrisses mit jenem von Sarmenstorf und andererseits von Klein-Meinsdorf (besonders Haus 4) ist

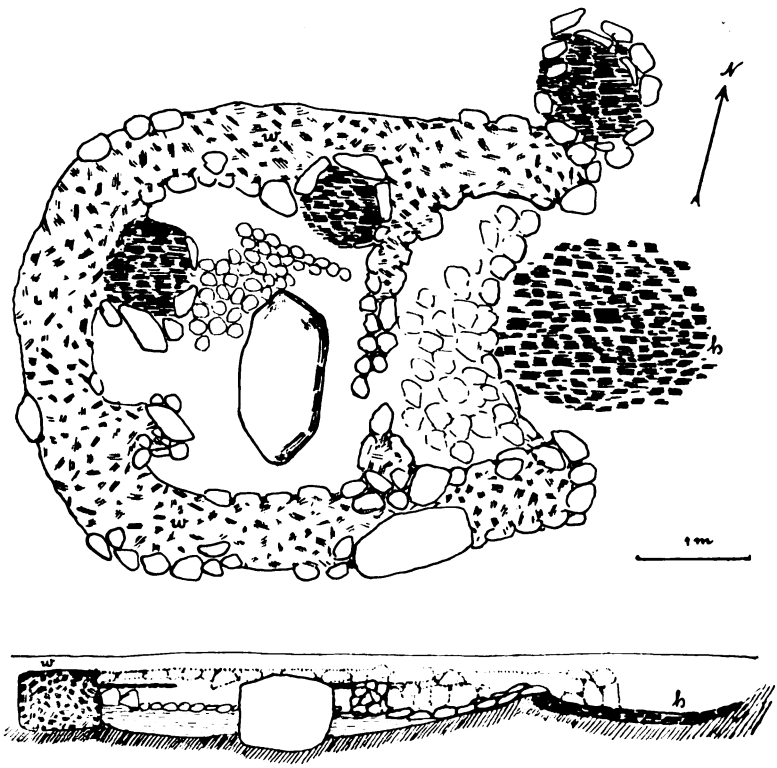


Abb. 10. Klein-Meinsdorf, Haus 4. (Nach Knorr.)

augenfällig (Abb. 10). Wenn Bremer dagegen für Haldorf hochgehende, senkrechte Wände in Blocktechnik annimmt und das Haus als Megaron bezeichnet, so ist dadurch schon wahrscheinlich gemacht, daß die Form des Rechteckhauses hier an die ältere Hufeisenform anknüpft und das Wandhaus mit Firstdach einfach eine fortentwickelte Stufe des Dachhauses ist.

Für das vollentwickelte Rechteckhaus bietet das Gräberfeld von Sarmenstorf wieder ein gutes, und zwar das für die Kultur der Schnurkeramik bisher einzige, bekannte Beispiel dieser Art. Auch hier handelt es sich um ein Totenhaus, das in einem der größten Hügel des Gräberfeldes (Durchmesser 14,5 m, Höhe 1,6 m), in dem Hügel 2, errichtet worden ist. Dieser Hügel überlagert den etwas kleineren Hügel 1, der die beiden Pfostenbauten in Hufeisenform enthielt; sein Inhalt ist demnach, wenn auch

Digitized by Google

kein allzugroßer, zeitlicher Abstand angenommen werden muß, jünger als die Totenhäuser des Grabhügels 1.

Der Ausgrabungsbefund in dem Grabhügel 2 war der folgende [1]): Unter einer geringen Aufschüttung von hellem, gelbem Lehm, von höchstens 0,7 m lag hier ein gewaltiger Steinmantel von 9 m größter Länge und 6 m größter Breite (Abb. 11). Seine randlichen Teile befanden sich, wie die sorgfältige Auswahl und Ineinanderpassung der einzelnen Steine zeigt, zweifellos

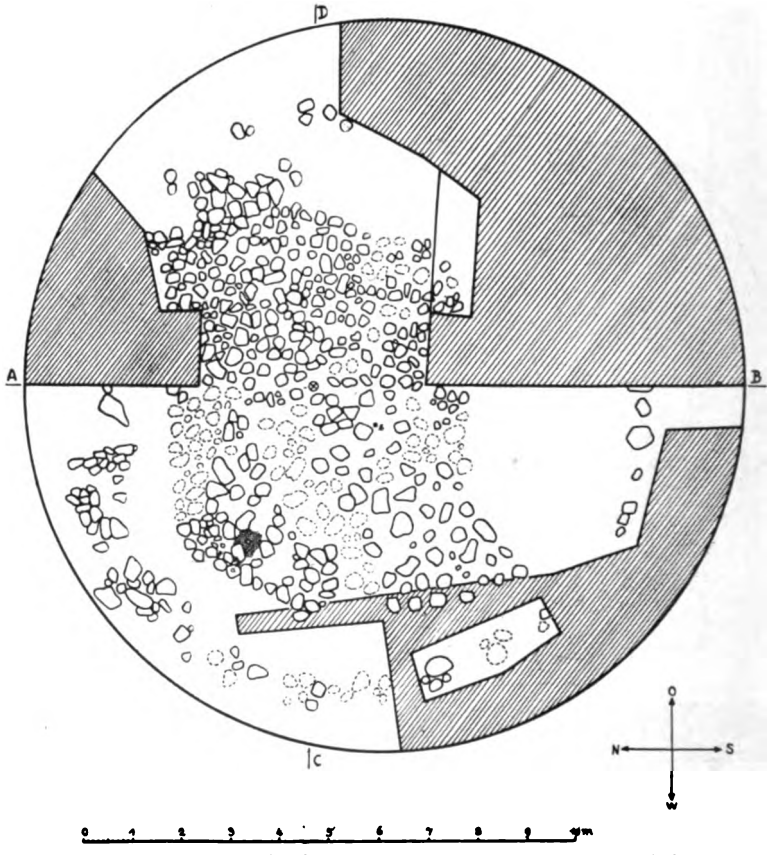


Abb. 11. Sarmenstorf, Grabhügel 2. Steinmantel und Steinkranz.

in der ursprünglichen, nur kaum veränderten Lagerung. Die mittlere Partie ist dagegen vielfach nach unten und seitlich verschoben und erweckte so bei der ersten Freilegung den Eindruck, als ob mehrere, zeitlich vielleicht nicht zusammengehörige Steinsetzungen vorhanden gewesen wären. Die Mitte des Steinmantels ist, wie die gut erhaltenen Teile der Osthälfte des Hügels gezeigt haben, eingestürzt und liegt zum Teil tiefer als die Randpartien. Die Größe der verwendeten Steine schwankt sehr, die größten Stücke haben eine Länge von 60 cm. Die Form des Steinmantels erinnert an ein an den Ecken abgerundetes unregelmäßiges Rechteck.

[1]) Vgl. auch Anzeiger für Schweizer Altertumskunde. 1929, Heft 1.

Digitized by Google

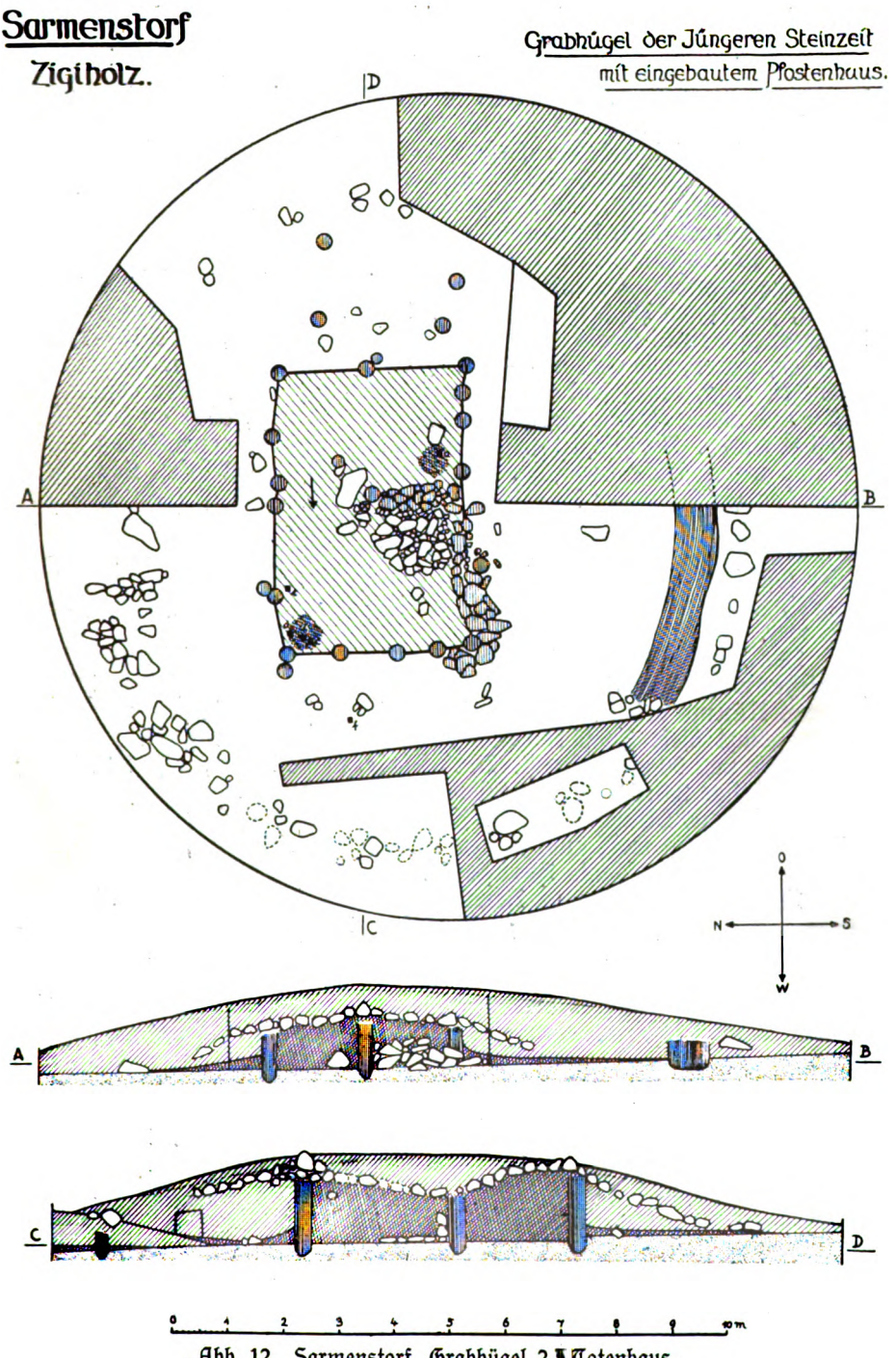


Abb. 12. Sarmenstorf, Grabhügel 2. I Totenhaus.

Digitized by Google

Ein Steinkranz, zusammengesetzt aus kleinen und großen Steinen, die oft in Haufen angeordnet erscheinen, umzieht rings den Hügel.

Unter dem Steinmantel folgte in der Mitte des Hügels eine starke Brandschicht (Asche, Kohlenstücke, in den oberen Teilen mit Lehm untermischt) von 0,8—1,2 m Mächtigkeit, die eine streng rechteckige Fläche von 4,9 : 3,3 : 5,0 : 3,3 m deckte. Außerhalb dieser Fläche war die Brandschicht nur in einer Stärke von 5—20 cm vertreten und lag keineswegs dicht unter dem Steinmantel, sondern durch eine Lehmaufschüttung bis zu 1,0 m Mächtigkeit von diesem getrennt. Das durch die mächtige Brandschicht bezeichnete Rechteck war von 19 aus dem hellen Lehmboden klar hervortretenden Pfostenausfüllungen umgeben (Abb. 12), die 19 zum Teil doppelt gestellten, 20—30 cm starken, senkrechten Pfosten entsprechen. Diese Pfosten bildeten das tragende Wandgerippe eines Grabhauses und ihre Zwischenräume, die 0,15—1,50 m betragen, waren, wie ein nur 4—8 cm breites, immer wieder unterbrochenes Gräbchen zeigt, durch senkrecht nebeneinander gestellte Bretter gefüllt, die unten nur wenig in den gewachsenen Boden eingetieft, oben an der Pfette befestigt waren. Die Pfosten griffen bis zu 20 cm in den gewachsenen Boden ein und waren leicht zugespitzt. Auf der nach Osten gekehrten Schmalseite fehlte das Gräbchen der Bretterwand; möglicherweise ist diese Seite des Grabhauses offen gewesen oder die Spuren der Spaltbretter haben sich hier nicht erhalten. Vier weitere Pfostenfüllungen, die in einigem Abstand vor dieser Ostseite liegen, deuten auf eine Vorhalle, die scheinbar nicht umwandet, sondern nur mit einem auf dem Boden aufruhenden Firstdach überdeckt war.

Das Innere des Grabhauses ist durch eine aus Steinplatten errichtete Zwischenwand von 30—40 cm Breite und einem davor gestellten Pfosten in zwei Räume geteilt. Ein ursprünglich hochgestellter Türstein von 80 cm Länge grenzt diese Zwischenwand gegen die Verbindungstüre ab, die eine Breite von 90 cm aufweist. Der vordere, kleine Raum, mißt 2,2:3,3 m; der rückwärtige 2,8:3,3 m. Die Südwand des größeren Raumes ist in ihrem unteren Teil aus Steinen errichtet. Zwischen den beiden, feuersicheren Steinwänden liegt, wie wohl auch in den Häusern der Lebenden, eine sorgfältig aus Steinplatten errichtete Herdstelle.

Im vorderen, kleineren Raum fand sich unter verbrannten Knochenresten ein Feuersteinmesser; im großen Raum, ebenfalls in der eingefüllten Brandschicht, konnten die Reste eines außen ziegelrot überzogenen Schnurbechers, eines weitmundigen Gebrauchsgefäßes und eines mit Fingereindrücken verzierten Scherbens gehoben werden, die die zeitliche Zuteilung in die schnurkeramische Kultur vom Ende der Jungsteinzeit ermöglichen.

Spuren des Daches haben sich — wenn man eine den Pfostenausfüllungen gleichende dünne dunkle Lage unter Teilen des randlichen Steinmantels nicht in diesem Sinne deuten will — nicht erhalten. Da aber der eingesunkene Steinmantel der Brandschicht, die das Innere des Hauses füllt, unmittelbar aufliegt, so scheint das Dach ohne Zwischenlage mit Steinen bedeckt worden zu sein. Außerhalb der Hausfläche ist der Steinmantel überwiegend ungestört. Die randliche Profillinie des Steinmantels in dem Nord-Südschnitt (A—B in Abb. 12) muß demnach, falls das Dach wie bei der starken Belastung durch Steine und Hügelaufschüttung anzunehmen ist, aus Bohlen oder Brettern bestand, auch der Böschung des Daches ungefähr entsprechen. Wir erhalten auf diesem Wege eine Firsthöhe von etwa 2 m über dem

Digitized by Google

gewachsenen Boden. Die Höhe der Seitenwände würde bei dieser Annahme 1 m nicht überstiegen haben; während die Giebelseiten bis zu 2 m Höhe ansteigen.

Nach diesen Befunden erfolgte der Aufbau des Hügels in folgender Art: Auf einem gewaltigen Scheiterhaufen, der nach der Verteilung der Brandschicht eine Fläche von etwa 9 : 11 m deckte und sich nach der Untersuchung von E. Neuweiler vorwiegend aus Buchen- und Erlenholz zusammensetzte, wurde der Tote mit allen Beigaben verbrannt. Darauf errichtete man auf der Brandstätte die Wände eines rechteckigen Hauses, indem man 20—30 cm starke, senkrechte Pfosten in den gewachsenen Boden leicht einrammte, durch Pfetten miteinander verband und ihre Zwischenräume mit senkrecht nebeneinander gestellten Spaltbrettern füllte (Abb. 13). Im Innern zog man eine Zwischenwand unten aus Steinen, oben vielleicht aus Stangen

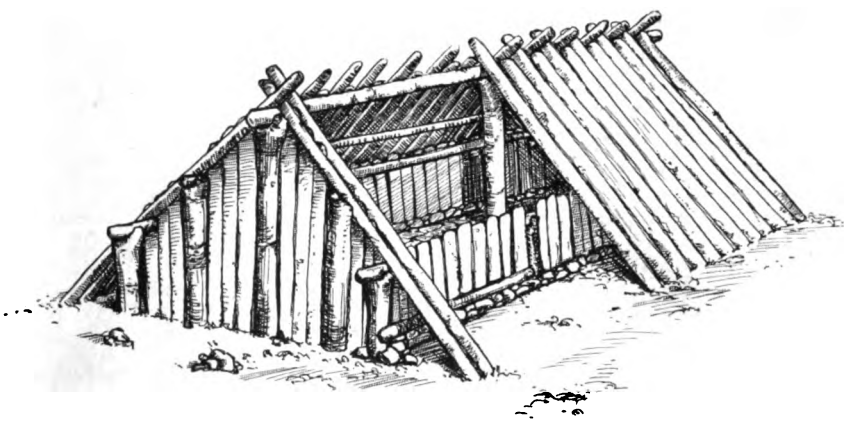


Abb. 13. Rekonstruktion des rechteckigen Totenhauses in Hügel 2.

und Rinde und errichtete in dem sich dadurch ergebenden größeren, rückwärtigen Raum eine Herdstelle aus Steinplatten. Die vorher schon sorgfältig gesammelten Knochenreste der Toten mit den noch erkennbaren Teilen der Beigaben legte man in den großen, ebenso in den kleinen Raum an je einem Platze nieder und füllte dann das ganze Haus mit einer heute noch über meterhohen Aschen- und Kohlenschicht. Nach außen schrägte man die Wände des Grabhauses durch eine erste Anfüllung von Lehm ab, und zwar so, daß die Böschung dieser Aufschüttung dem Gefälle des Daches entsprach. Dann legte man das Dach aus Brettern oder Bohlen und ließ diese über die Wandpfetten hinweg bis zum Boden herabgreifen. Eine besondere Befestigung war in diesem Falle überflüssig. Nachdem auch die Giebelseite verschlossen und auch hier eine erste Lehmlage angeschüttet war, legte man den Steinmantel über das Totenhaus und wölbte durch weitere Lehmauffüllung den Grabhügel. Auf der Südseite grenzte man diesen durch eine Palisade auf kurzer Strecke besonders ab und legte den Steinkranz an seinen Rand.

Totenhäuser ähnlicher Art fehlen uns für die schnurkeramische Kultur bisher vollständig und auch in den wenigen, bisher bekannt gewordenen Siedlungen dieser Kultur ist nur einmal ein auch unvollständiger Hausgrundriß

Digitized by Google

aufgedeckt worden, bei Schelitz in Thüringen [1]), der als mutmaßlich Ovalhaus mit keinerder Sarmenstorfer Bauten in Beziehung gesetzt werden kann. Für Süddeutschland und die Schweiz fehlen Siedlungen der Schnurkeramik scheinbar ganz, ich habe aber an anderer Stelle [2]) zu erweisen versucht, daß die Aichbühler Keramik, die wir in zahlreichen Siedlungen von Oberschwaben über den Bodensee in die Schweiz vorgreifend, im ganzen schweizerischen Mittelland bis an den Neuenburger See finden, als Siedlungskeramik der Schnurkeramiker aufzufassen ist und damit ergibt sich auch für das Sarmenstorfer Rechteckhaus die Möglichkeit eines Vergleichs mit den Wohnstätten der Lebenden.

Unter den älteren Aichbühler Siedlungen der Schweiz hat freilich nur

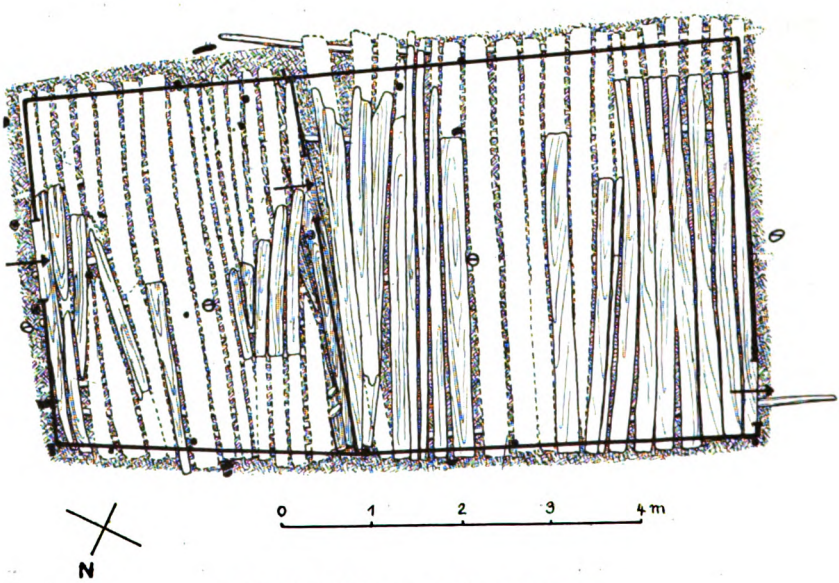


Abb. 14. Schötz 1 im Wauwilermoos.

das Pfahldorf von Schötz I im Wauwilermoos einen Hausgrundriß geliefert, dessen Freilegung im Jahre 1904 wir J. Meyer und Heierli, dessen mustergültige wissenschaftliche Veröffentlichung indessen P. E. Scherer verdanken [3]). Es handelt sich um ein typisches Rechteckhaus von 8,0 bzw. 7,9 : 4,5 bzw. 3,9 m, das in zwei Räume, einen kleinen vorderen (etwa 3 : 4 m) und einen größeren rückwärtigen Raum (etwa 5 : 4,5 m) gegliedert ist [4]) (Abb. 14). In beiden Räumen war der Balkenboden mit einem Lehmestrich überdeckt, der kleine Raum enthielt eine Herdstelle. Reste der Umwandung haben sich nicht erhalten oder sind wenigstens nicht beobachtet worden.

[1]) E. Amende und E. Frauendorf: Eine schnurkeramische Wohngrubei n der Flur Scheldiß bei Rositz. Jahresschr. f. d. Vorgeschichte d. sächs.-thür. Länder. XIV, 1926. S. 27 ff.

[2]) H. Reinerth: Chronologie der jüngeren Steinzeit in Süddeutschland. Augsburg 1923. — Derselbe: Die jüngere Steinzeit der Schweiz. Augsburg 1926.

[3]) J. Heierli und P. E. Scherer: Die neolithischen Pfahlbauten im Gebiete des ehemaligen Wauwilersees. Mitt. d. Naturforsch.-Gesellsch. Luzern. IX. 1924.

[4]) H. Reinerth: Die jüngere Steinzeit der Schweiz. S. 77 ff., Abb. 12—14.

Digitized by Google

Trotz der größeren Maßverhältnisse ist die Gleichartigkeit in Form und Aufbau bei dem Sarmenstorfer und dem Wauwiler Rechteckhaus unverkennbar.

Auch das von Sulzberger ausgegrabene Moordorf im Weiher bei Thayngen [1]), das jüngere Aichbühler Keramik (nordisch-westische Mischkeramik) führt, hat zwei Hausgrundrisse ergeben. Beide Häuser sind rechteckig und von senkrechten Wänden umstanden (Abb. 15). In einem der Häuser konnte Sulzberger eine Zweiteilung in einen kleineren und einen größeren Raum feststellen. Der kleinere Raum enthielt die Herdstelle, die mit Steinen und Lehm etwas erhöht über dem Fußboden angelegt war. Die Ausmaße der einen Hütte betragen 6 : 3,5 m, die der anderen 5,3 : 3,2 m. Die beiden Häuser unterscheiden sich wie in ihrer Form und Gliederung, so auch im Ausmaß nur sehr wenig von dem Sarmenstorfer Totenhaus.

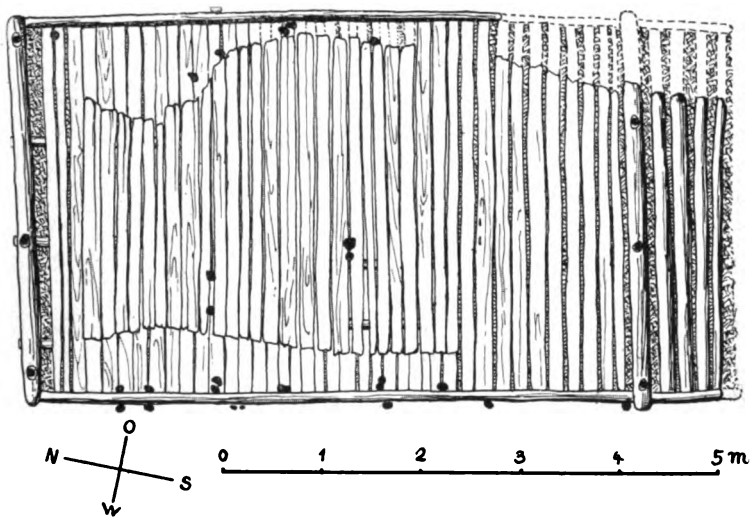


Abb. 15. Weiher bei Thayngen. (Nach Sulzberger.)

Rechteckbauten gleicher Art hat auch das Moordorf Schötz 2 im Wauwilermoos ergeben, das J. Meyer, besonders 1910, teilweise aufdeckte [2]). Über eine Gliederung des Innenraumes sind hier aber keine Beobachtungen vorhanden. Eine der Hütten mißt etwa 5 : 6,5 m, nähert sich in der Größe also auch dem Sarmenstorfer Hause.

Die reichsten Parallelen bieten indessen die Steinzeitdörfer des oberschwäbischen Federseemoores, von denen Riedschachen und Aichbühl vom Urgeschichtlichen Forschungsinstitut Tübingen in den Jahren 1919—1923 vollständig aufgedeckt wurden [3]). Hier erscheint das zweiräumige Rechteckhaus als Wohntyp; alle Wohnbauten sind ausnahmslos in dieser Form errichtet. Alle Häuser sind senkrecht umwandet, von einem Giebeldach

[1]) R. Sulzberger: Das Moorbautendorf „Weiher" bei Thayngen. Mitt. d. Antiquar. Gesellsch. Zürich. XXIX. 1924. S. 163 ff.

[2]) Heierli-Scherer: Die neolithischen Pfahlbauten im Gebiete des ehemaligen Wauwilersees. S. 154 ff.

[3]) H. Reinerth: Das Federseemoor als Siedlungsland der Vorzeitmenschen. Schussenried 1922.

Digitized by Google

überdeckt und zerfallen in einen kleinen vorderen Raum, der den Backofen, und einen größeren rückwärtigen Raum, der die offene Herdstelle dicht neben der Verbindungstüre der beiden Stuben und außerdem oft eine Schlafbank enthält (Abb. 16). Die ältere Siedlungsschicht (mit älterer Aichbühler Keramik) führt große Rechteckbauten von durchschnittlich 8 m Länge und 5 m Breite (Abb. 17), die jüngere Siedlungsschicht (mit jüngerer Aichbühler Keramik) etwas kleinere Rechteckhäuser von durchschnittlich 6,5 : 4 m. Auch diese haben zwei Räume: Küchenraum und Schlafraum. Die Wände waren bei allen Häusern aus senkrecht nebeneinander gestellten Spaltbrettern oder Bohlen gebildet; die Wandpfosten und Firstträger, ebenso die eingestürzten Teile des schilfbedeckten Giebeldaches sind mehrfach erhalten geblieben.

Alle bisher erschlossenen Hausgrundrisse der Aichbühler Kultur zeigen damit auf deutschem wie auf schweizerischem Gebiet eine so auffallende Über-

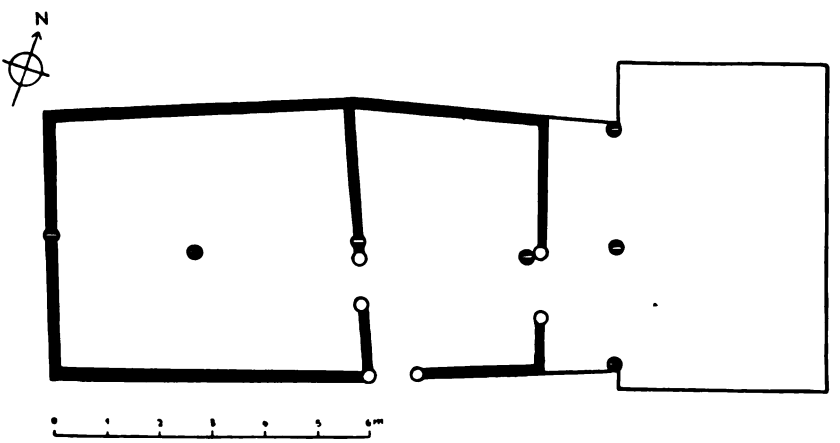


Abb. 16. Rechteckhaus (H. 2) aus dem Pfahldorf Riedschachen im Federseemoor. (Nach R. R. Schmidt.)

einstimmung mit dem Totenhause aus dem Hügel 2 in Sarmenstorf, daß die Zuteilung zu ein und derselben Kultur dadurch an Wahrscheinlichkeit bedeutend gewinnt. Rechteckform, Pfostenbau, Zweiräumigkeit, senkrechte Wände und Firstdach kehren in allen Fällen gleichmäßig wieder. Für den Oberbau finden wir in Sarmenstorf, wie bei den Häusern von Aichbühl und Riedschachen, die Wand aus senkrecht nebeneinander gestellten Brettern gebildet und selbst die Herdstelle treffen wir in den oberschwäbischen Moor- und Pfahldörfern an der gleichen Stelle hart an der Zwischenwand im großen Raum, genau wie in Sarmenstorf angebracht.

Wenn wir die Größe des Sarmenstorfer Totenhauses in Betracht ziehen, so müssen wir es zeitlich der jüngeren Aichbühler Kultur (der nordisch-westischen Mischkultur der Schweiz) zuteilen. Denn der älteren Aichbühler Kultur fehlen Häuser in so kleinem Ausmaß vollständig. Diese zeitliche Einsetzung würde sich auch mit der Zeitstellung der schweizerischen Schnurkeramik sehr gut decken [1]). Da wir aber bei Totenhäusern gerade in der Größe die häufigste Abweichung

[1]) H. Reinerth: Chronologie der jüngeren Steinzeit. S. 8 ff. und S. 67 ff. — Derselbe: Die jüngere Steinzeit der Schweiz. S. 143 ff. und Zeittafel im Anhang.

Digitized by Google

von den Häusern der Lebenden nachweisen können, so läßt sich dieses Merkmal wissenschaftlich nicht auswerten.

Nehmen wir für das Sarmenstorfer Totenhaus die vordere Giebelseite als offen an, so erhalten wir statt des vorderen kleinen Raumes eine breite Vorhalle, die bloß auf drei Seiten von Wänden umgeben ist. Wir haben damit eine typische Megaronform. Sicher ist diese Auslegung jedoch nicht und das Fehlen der Wandbretter auf der einen Giebelseite kann auch durch die schlechtere Erhaltung bedingt sein. War diese Seite aber tatsächlich offen, so finden sich genaue Parallelen auch in den aufgezählten Siedlungen der

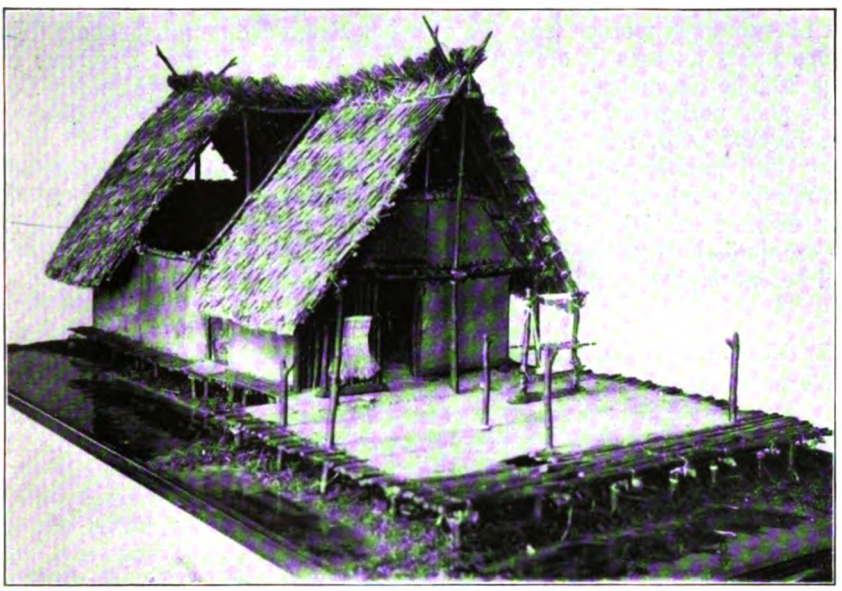


Abb. 17. Modell des Rechteckhauses von Riedschachen-Pfahldorf (Haus 2).

Aichbühler Kultur nur ganz vereinzelt. So einmal im Hause 1 des Pfahldorfes Riedschachen, das statt des kleinen vorderen Raumes ebenfalls eine Vorhalle aufweist und dann wieder in dem von mir 1927 teilweise aufgedeckten Moordorf Taubried bei Buchau. Bei den Lebenden scheint diese Form des einräumigen Rechteckhauses mit Vorhalle also nur noch vereinzelt in Gebrauch gestanden zu haben und die zeitliche Reihe, die das hufeisenförmige Haus an dem Beginn der Entwicklung, das einräumige Rechteckhaus mit Vorhalle auf die zweite Stufe und das zweiräumige Rechteckhaus in voll entwickelter Form auf die höchste Entwicklungsstufe des Wohnhauses im nordischen Kulturkreis der jüngeren Steinzeit stellt, scheint damit eine Bestätigung zu erhalten. Auch die Annahme, daß die Totenhäuser überwiegend Bauformen zeigen, die bei den Lebenden längst nicht mehr oder doch nur vereinzelt im Gebrauch stehen, würde dadurch bekräftigt werden.

Auf Grund der Sarmenstorfer Befunde wird man, gestützt auf die eindeutige Überlagerung der Grabhügel 1 und 2 und im Vergleich mit der als Parallele allein in Frage kommenden Entwicklung in Norddeutschland

Digitized by Google

und Skandinavien, auch für die schnurkeramische Kultur der jüngeren Steinzeit drei zeitlich zu trennende Formen der Wohnbauten unterscheiden dürfen: ein älteres, einräumiges Dachhaus mit hufeisenförmigem Grundriß, auf das zunächst ein einräumiges Rechteckhaus mit senkrechten Wänden, Firstdach, Ante und Vorhalle und schließlich ein gleichartiges, aber zweiräumiges Rechteckhaus folgt, bei dem die Vorhalle schon als umwandeter Raum mit einbezogen ist. Ob dabei die Erfindung der senkrechten Wand und damit des Rechteckhauses mit Firstdach der schnurkeramischen Kultur zuzuschreiben ist, läßt sich aus Mangel an Funden, vorerst nicht entscheiden. Dieser für den Wohnbau aller späteren Zeiten richtunggebende Fortschritt kann sich ebensogut im nordischen Megalithkreis vollzogen haben und von der schnurkeramischen Kultur nur übernommen worden sein. Da aber das Rechteckhaus mit Firstdach letzten Endes nichts anderes ist als ein erhöht auf Wände gestelltes Dachhaus und diese Wände als niedrige Grundmauer auch in dem hufeisenförmigen Dachhause schon vorhanden sind, so ist der entscheidende Schritt, wie der Grundriß von Haldorf zeigt, kein allzu großer.

Nicht minder wichtig erscheint mir aber die durch die Sarmenstorfer Aufschlüsse gegebene Erkenntnis, daß die schnurkeramische Kultur auch auf dem Gebiete des Wohnbaus sich, wie das Kossinna von jeher betont hat, als ein unlöslicher und selbst in ihren äußersten Vorposten noch unverfälschter Teil des nordischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit erweist.

Digitized by Google

Zur Chronologie des Schatzes von Nagy St. Miklós.

Von Walter Schmid.

Mit 8 Abbildungen im Text.

Der Goldschatz wurde im Jahre 1799 in Nagy St. Miklós im Temeser Banat in Südungarn beim Ausheben einer Grube im Hofe eines Bauern gefunden und schließlich von Kaiser Franz I. für das kaiserliche Münzen- und Antikenkabinett in Wien gekauft. Über die näheren Fundumstände ist nichts bekannt geworden; doch darf man den Schatz eher als Depotfund denn einen Grabfund betrachten. Er enthält keine Fibeln oder Gegenstände, die als Schmuck des Körpers gedient haben könnten. Den Inhalt bilden 23 Goldgefäße: 7 Krüge, 10 Schalen, 1 Vase, 2 Pokale, 2 Becher und ein Trinkhorn (1).

Die Zuweisung des Fundes in die Zeit Attilas hat Hampel im Jahre 1885 veranlaßt, die Entstehung des Schatzes noch zur Zeit des bosporanischen Reiches anzunehmen. Hernach sei er in die Hände der Goten gelangt, nach der Zertrümmerung des Gotenreiches im Jahre 375 fiel er den Hunnen als Beute zu; nach dem Tode Attilas sei er in den Besitz der Gepiden gekommen, die ihn dann im 5. Jahrhundert einem gepidischen Fürsten ins Grab mitgegeben hätten. Das Christusmonogramm auf den Schalen hat im Jahre 1894 Hampel bewogen, mit der Datierung ins 6. Jahrhundert hinaufzurücken. Géza von Nagy (2) setzte den Schatz in das 7. oder 8. Jahrhundert und diesen zeitlichen Ansatz in das 8. Jahrhundert hat schließlich im Jahre 1905 auch Hampel übernommen (3). Dadurch geriet der Schatz in den Bereich der Awaren oder Bulgaren.

Ich will nicht Stellung nehmen zu den Arbeiten ungarischer Kunsthistoriker und Philologen, vor allem Supkas, die in den Inschriften alttürkische Kerbschrift sehen und eine sehr enge Verwandtschaft dieser Schriftzeichen mit den alttürkischen Kerbschriftzeichen der Jenisei-Gegend erkennen wollen. Dieser Annahme ist durch die Arbeiten Vilh. Thomsens und Hans Heinrich Schäders der Boden entzogen worden mit der Feststellung, daß eine methodische Entzifferung der eingekratzten Zeichen derzeit überhaupt nicht möglich ist (4).

Jos. Strzygowski (5) sucht die Heimat des Schatzfundes in Mittelasien und datiert ihn in das 8./9. Jahrhundert. Strzygowski macht sich das unsichere epigraphische Fundament Supkas über die alttürkischen Schriftzeichen zu eigen und weist den Fund als alttürkische Arbeit dem altaischen Kulturkreise zu. E. H. Zimmermann (6) nimmt an, daß die Künstler des Schatzes barbarisierte Griechen aus dem Umkreise des Kaukasus seien, vielleicht aus der Chersones, und daß der Schatz in der Zeit von 870—890 verfertigt wurde.

Digitized by Google

Der letzte Bearbeiter des Schatzes, H. Mötefindt (7) zieht für die Datierung vor allem zwei Pokale Abb. 1 des Fundes heran, versucht sie in die Entwicklungsreihe der Meßkelche des Abendlandes zu stellen und dem 12. Jahrhundert zuzuweisen, und sowohl das Alter der Inschriften auf den Gefäßen als auch die Zeit der Vergrabung des Schatzes im 12. Jahrhundert festzulegen. Eigentlich hat Mötefindt in seiner Arbeit eine Monographie der Entwicklung des frühmittelalterlichen und romanischen Kelches gegeben, doch hat seine Untersuchung die einfacheren Vorbilder aus dem Osten, die noch keinen Knauf haben, gar nicht zum Vergleiche herangezogen, ebensowenig jene Form, bei der sich die Knaufbildung schüchtern ankündigt (8). An diese Formen schließt erst der Kelch von Drap in Albanien an, dessen zeitliche und typologische Stellung Mötefindt verkannt hat.

Die Annahme eines westlichen Elements in einem Schatze, dessen Gesamtcharakter orientalisch ist, hätte Mötefindt vor allem stutzig machen sollen. Tatsächlich darf man die Pokale von Nagy St. Miklós nicht mit dem Kelche des hl. Bernhard von Citeaux vergleichen, wie die Gegenüberstellung der beiden Gefäße bei Mötefindt, S. 388 selbst lehrt. Die beiden Pokale von Nagy St. Miklós haben einen ganz anderen Charakter, sowohl in der Bildung des Fußes, des Wulstes als auch in der Form der Schale, für den augenblicklich noch Vergleichsmaterial fehlt; eine derartige antike Form gibt es nicht, weder in den Silberbechern, noch in Ton- oder Glaskelchen. Sie muß daher außerhalb des klassischen Kulturgebietes am Beginn des frühen Mittelalters gebildet worden sein. Man darf die beiden Pokale innerhalb des Schatzes von Nagy St. Miklós zeitlich am ehesten mit den beiden glatten Bechern 11, 12 (10) zusammenstellen, deren einzige Verzierung Perlenreihen am unteren Rande und auf beiden Seiten des Mündungsrandes bilden. Diese Perlenreihe haben die Becher mit dem Kruge Nr. 1 gemeinsam, der wegen seiner einfachen Ausstattung zeitlich an den Anfang der Reihe der Krüge gestellt werden muß (11). Die Pokale werden daher in ihrer Form sich nicht den romanischen, sondern hellenistisch-sassanidischen Formen anschließen und werden mit den Bechern Nr. 11 und 12, dem Kruge Nr. 1 und dem ebenfalls ohne Parallele dastehenden Rhyton (Nr. 17) (12) wegen ihrer einfachen glatten Form den ältesten Grundstock des Schatzes bilden.

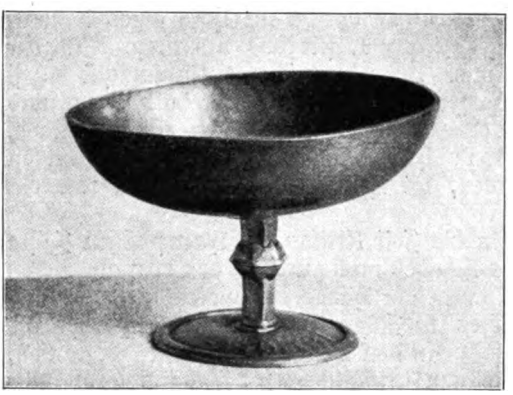


Abb. 1. Pokal. Wien, Hofmuseum. Nach Riegl-Zimmermann, Späträm. Kunstindustrie II, Fig. 20.

Der Versuch einer chronologischen Fixierung des Goldschatzes von Nagy St. Miklós muß daher von anderen Gesichtspunkten ausgehen. Bereits den älteren Bearbeitern des Fundes, vor allem Hampel, ist die stilistische Verschiedenartigkeit des Schatzes aufgefallen, die bei einem Depotfunde, in dem man Älteres und Jüngeres vermischt findet, nur natürlich ist. Ein Charakteristikum des Schatzes bildet weiters das Fehlen der Zellenverglasung, die

Digitized by Google

den älteren benachbarten Funden von Petrossa, Apahida und Szylágy-Somlyó eigentümlich ist; einzig das Trinkhorn Nr. 17 ist mit spärlicher Zellenverglasung verziert. Die farbige Belebung der Gefäße suchte man durch den Gegensatz glatter und gerauhter Flächen zu erzielen, bei einigen Gefäßen auch durch rotbraunen Kitt, bei der Vase Nr. 19 und der Schale Nr. 21 durch farbigen Emailschmuck.

Die Krüge bilden die ältere Gruppe unter den Gefäßen des Schatzes (13). Alle haben die gleiche Form spätantiker Krüge. Diese Form haben auch die sassanidischen Kunsthandwerker übernommen, doch sind die weichlichen Konturen der Krüge von Nagy St. Miklós, wie Zimmermann S. 97 bemerkt, ein deutliches Zeichen später Entstehung. Mit Ausnahme der beiden Krüge 3 und 4 ist allen gemeinsam das Ornament der Sternrosette am Wulste. Die Sternrosette ist kein klassisches Motiv; Strzygowski dürfte Recht behalten, der sie aus dem hellenistisch-persischen Kulturkreise herleitet (14). In der Form des einfachen Vierblattes erscheint sie zuerst an gotischen Arbeiten (15). Die Krüge von Nagy St. Miklós tragen sie in bald einfacher, bald reicher Form, ihre Auflösung und Weiterentwicklung zeigt der Krug Nr. 7 (16). Die achtzackige Sternrosette, der Blütenstern auf dem Triumphbogen des Tempietto langobardo der Herzogin Peltrudis in Cividale (S. Maria in Valle) zeigt bereits die Form des 8. Jahrhunderts (17). Einen gemeinschaftlichen Bestandteil der Ornamentik der Krüge bildet ferner die Blattpalmette sowohl in einfacher als auch in reicherer Ausführung, deren Blätter auf einzelnen Krügen fächerartig ausgebreitet und mit Randfiederung versehen sind. Doch bietet die Blattpalmette keine Handhabe zu einer feineren Datierung, wohl aber eine Verzierung des Kruges Nr. 2, das sog. Zangenornament (18). Es ist die „gotische Form" des lesbischen Blattkyma, das eine lineare Umbildung erfahren hat (Abb. 2 und 3). Es erscheint zum erstenmal auf dem Grabmal des Theoderich († 526) in Ravenna, um das Jahr 763 noch auf einem Türsturz der Basilika von Pfeddersheim bei Worms, die der bekannte Architekt und Erbauer des Klosters Lorsch, Bischof Chrodegang von Metz errichtet hat (19).

Abb. 2. Goldkrug mit Zangenornament. (Wien, Hofmuseum, Schatz von Nagy-Szent-Miklos.)

Zum Ornamentenschatz der Krüge gehört schließlich die Palmettenranke, die auch an dem, abweichend von der übrigen Ornamentik mit einem Kettenmäander verzierten Kruge Nr. 3 erscheint und diesen Krug sowie den Krug Nr. 4 mit den übrigen Krügen verbindet. Dieses weitverbreitete

Digitized by Google

Ornament ist besonders im pontischen Kulturkreise heimisch. Bei den Krügen Nr. 2, 3, 6 und der Schale Nr. 8 von Nagy St. Miklós erscheint die Palmettenranke sowohl am Rande der Krüge, und zwar als Ranke von mehr naturalistischen Formen, als auch als Einfassung der Medaillons, hier jedoch schon in einer mehr abstrakten Gestalt, die in ihrer weiteren Stilisierung ungezwungen zu der Stabranke der Schalen Nr. 10, 13 und 14 führt. Die Umwandlung der Stabranke zur Arabeske zeigt die Ornamentik der Stierköpfe auf den Schalen Nr. 13, 14, 15, 16, auf der Schale Nr. 19 und besonders am inneren Boden der Schale Nr. 21 (20). Daß jedoch die Umwandlung der Palmettenranke in die Stabranke zeitlich keinen großen Raum in Anspruch nimmt, zeigt die Schale Nr. 8, an deren Griff die Palmettenranke, an deren Rand die Stabranke vorkommt. Die Umbildung der spätantiken Ornamentranke während der justinianischen Epoche und zugleich ihre Wandlung zur Arabeske hat Alois Riegl (21) an der Ornamentik der Hagia Sofia festgestellt (21).

Abb. 3. Goldkrug mit Zangenornament. (Wien, Hofmuseum, Schatz von Nagy-Szent-Miklos.)

Gibt schon das gotische Zangenornament einen festen terminus ante quem, so bietet die Darstellung des Kruges Nr. 2 ein weiteres chronologisches Hilfsmittel. In einem Kreismedaillon erscheint ein Reiter, dessen Aussehen von dem der orientalischen Reiter auf Krügen stark verschieden ist (22); er ist mit Schuppenpanzer, Arm- und Beinschienen bekleidet (Abbildung 2). Die gleiche Rüstung wird wiederholt auf den Wandgemälden der Grabkammern von Kertsch in der Krim abgebildet (23). Nach der Tracht kann es daher nur ein Herrscher aus dem pontischen Gebiete sein. Er trägt jedoch einen Spangenhelm, der von der spitzen Form der Helme von Kertsch verschieden ist. Die Zwischenräume zwischen den Spangen sind mit Platten verkleidet, die Spangen hält eine Deckplatte zusammen und der Stirnreif trägt eine Verzierung oder eine Reihe von Edelsteinen.

Die Spangenhelme dieser Form, deren Vorbilder im Orient liegen, bilden eine engumschriebene Gruppe. Ihre Maße sind fast auf den Millimeter gleich, sie scheinen aus demselben Fabrikationszentrum zu stammen, gemeinsamen gotischen Ursprungs zu sein und erscheinen in Gräbern vom Ausgang des 5. Jahrhunderts bis um 600 (24). Die Chronologie der Spangenhelme stimmt demnach mit jener des gotischen Zangenornamentes überein.

Das Kreismedaillon 2a des Reiterkruges stellt einen Kampf dar, in dem ein Greif einen Hirsch erbeutet (Abb. 3). Die Jagd des Löwen auf den Hirsch ist ein bekanntes antikes Motiv; in Skythien wurde der Löwe geflügelt, in der sassanidischen Kunst zu einem Greifen umgeformt. Wichtiger ist die

Digitized by Google

Darstellung des Medaillons 2c, die mit dem Medaillonbild des Kruges 7 zusammenhängt. In dieser Darstellung hat Appelgren-Kivalo (25) ein indisches Garudabild erblicken wollen: Garuda entführt eine Naga, nach der indischen Variante der Ganymedsage, in der Ganymed mit Prometheus verschmilzt. Schäder (26) hat diese Annahme bestritten, der Vogel mit seinem stark stilisierten Gefieder sei lediglich ein Adler, obwohl der Vogel Ohren, ein Attribut des Greifes trägt, und der Jüngling, den er mit den Klauen umarmt, als Naga wenigstens den Schlangenkopfputz tragen müßte, während er in der Linken eine Fackel, in der Rechten eine Schale emporhalte. Eine Verwendung indischer Züge hätte zwar seit der Eroberung des baktrisch-indischen Reiches im 3. nachchristlichen Jahrhundert durch die Sassaniden nichts Ungewöhnliches an sich. Doch spricht das starke Übergewicht des hellenistischen Wesens in diesem Medaillonbilde, einer Umstilisierung der antiken Ganymeddarstellung des Leochares von Samos dafür, daß diese Darstellung nie in Innerasien geschaffen wurde, sondern nur im Bereiche der byzantinischen Kultursphäre am Bosporus.

Abb. 4. Goldkrug mit Reiterlandschaft (Schmalseite). (Wien, Hofmuseum: Schatz von Nagy-Szent-Miklos.)

Die übrigen Medaillonbilder der Krüge führen ebenfalls in den Bereich der vorderasiatischen Welt. Auf einem geflügelten Vierfüßler reitet ein orientalisch gekleideter fürstlicher Jäger mit einer Blattkrone, der einen Pfeil auf ein Raubtier abschießt; oder der Reiter bekämpft den Kentauren, auf dem er sitzt (Umbildung des Motivs Herakles und Nessos?) oder der Reiter schwenkt ein schleierartiges Tuch mit beiden Händen über seinem Haupte (27) (Abb. 4). Alle diese Darstellungen sind Variationen des in der sassanidischen Bildnerei bevorzugten Motivs der Löwenjagd des Königs. Es sind sassanidische Arbeiten, die jedoch unter hellenistischem Einflusse entstanden sind, wie das Storchenidyll (Abb. 4) am Halse des Kruges Nr. 7 bezeugt, ein Bild voll frischen Lebens, das sich an die besten Arbeiten alexandrinischer Gefäße oder Terrasigillatabecher der augusteischen Zeit anlehnt.

Die Medaillons der Krüge sind innerlich verwandt mit den Bildern auf den Schalen Nr. 19 und 21 (Abb. 5 und 6), die sassanidische Fabelwesen mit Teilen des Greifen, Löwen und Stieres darstellen; ihre Gleichzeitigkeit bezeugt das beiden gemeinsame Ornament der Stabranke. In der Ornamentik, die zuweilen auch eine merkwürdige Kombination von Palmettenformen und Stabranken zeigt, stehen die Schalen den Gefäßen mit den Stierköpfen nahe, die sonst in ihrer Form für sich allein stehen (Abb. 7). Diese Prunkgefäße, die kaum praktische Verwendung hatten, gemahnen an assyrische Vorbilder, an die Stiere mit menschlichem Haupt. An der Schale Nr. 10 hat man in der unterbrochenen Ranke die Auflösung des Stabrankenornamentes erblicken wollen. Doch läßt sich der Unterschied in der technischen Ausführung am leichtesten damit erklären, daß die besser gearbeitete Schale mit guter Stabranke vom Meister der Werkstätte stammt,

Digitized by Google

Abb. 5. Goldnapf mit fünf Kreiſen aus Stabranken. (Wien, Hofmuſeum, Nagy-Szent-Miklos.-Schatz.)

Abb. 6. Schale in Gold. (Wien, Kunſthiſtoriſches Hofmuſeum.)

und dem Geſellen als Vorbild diente. Dasſelbe kann man auch von den Schalen Nr. 9 und 10 mit den Inſchriften ſagen. Die Schale des Meiſters trägt am Rande eine Ranke mit durchgehendem Fluß, bei der Nachbildung des Geſellen zerfällt die Ranke in lauter Unterabteilungen.

Digitized by Google

Große Meinungsverschiedenheiten knüpfen sich an die Inschriften auf den Gefäßen. Nach V. Thomsen und H. H. Schäder (28) gehören die Inschriften drei Gruppen an. Eine methodische Entzifferung der auf den Gefäßen eingekratzten Schriftzeichen hält V. Thomsen vorläufig überhaupt nicht für möglich, ebensowenig eine zufriedenstellende Lösung der in Schrift und Sprache griechischen Inschriften auf den beiden einander gleichen flachen Schalen 9 und 10, die in der Ausführung byzantinisch-christlichen Einfluß zeigen, deren mangelhafte Erhaltung jedoch keine zusammenhängende Lesung zuläßt. Nach der Form des Christusmonogramms dürfte sie nach Rossis Annahme der Zeit vom 4. bis zum 6. Jahrhundert angehören. Nur die Inschrift auf der sog. Builaschale erlaubt eine systematische Entzifferung (Abb. 8).

Abb. 7. Stierkopfschale.

Die Unterseite der Builaschale enthält ein Medaillon mit der üblichen schematischen Darstellung eines Kampfes zwischen zwei Fabeltieren (Abb. 6). Das Ornament der Schale ist jedoch bereits abstrakt geworden, der Rankencharakter vollständig geschwunden. Eine Arabeske mit dem Kreuzmotiv füllt den von der Inschrift umschlossenen Kreis und auch der Körper der Tiere ist mit ornamentalen Motiven bedeckt (29). Sowohl nach Ornament- als Schriftcharakter ist die Builaschale das jüngste Stück des Schatzes.

Abb. 8. Boden der Buila-Butaul-Schale. (Wien, Hofmuseum. Nagy-Szent-Miklos-Schatz.)

Die in deutlichen griechischen Buchstaben des 8. Jahrhunderts verfaßte Inschrift lautet: Buila zoapan tesi dygetygi Butaul zoapan tagrogi itzigi tesi. Hampel (30) hat es trotz eingehender und in vielem zutreffender Würdigung der einzelnen Bestandteile der Inschrift vermieden, eine Übersetzung des Textes zu geben. Erst V. Thomsen (31) hat die seiner Meinung nach in alttürkischer Sprache verfaßte Inschrift übersetzt: Der Zoapan Buila hat die Schale vollendet, die vom Zoapan Butaul zum Aufhängen passend gemachte Schale. Diese Übersetzung befriedigt schon durch die innere Unwahrscheinlichkeit des Inhaltes nicht, da sie voraussetzen würde, daß die Schale beim Tode Butauls noch unvollendet war und erst Buila die Schnalle und die Inschrift anfertigen ließ. Demgegenüber hat E. H. Zimmermann (32) nachgewiesen, daß die Kreiszone mit der Inschrift im Innenfelde nicht ge-

Digitized by Google

sondert gearbeitet, sondern aus dem Kern der Schale herausgetrieben, demnach keine spätere Zutat ist, wie sie nach der Lesart Thomsens sein müßte.

Der Wert der Inschrift liegt jedoch in den Namen, die in ihr vorkommen. Buila und Butaul werden zoapan genannt, Würdenträger, Häuptlinge; diese Amtsbezeichnung lebt heute noch im Namen zupan, Gespan fort. Thomsen sieht in Buila den alttürkischen Namen Boila (33) und möchte in der Schale Beziehungen zu türkischen Bulgaren erkennen, die seit dem Jahre 827 vom Unterlauf der Donau her ihre Herrschaft über Teile des östlichen Ungarn ausdehnten und im Jahre 868 die christliche Religion annahmen. Er sieht im Einfall der Ungarn 890—900 den Grund und Zeitpunkt für die Vergrabung des Schatzes. Die türkische Form des Amtstitels ist jedoch zoupan (ζουπάνος Konst. Porphyrog.), während die Builainschrift die Form zoapan zeigt. Der Würdentitel zupan kommt aber nicht allein in türkischer, sondern auch in awarischer Sprache vor. In der Gründungsurkunde des Stiftes Kremsmünster vom Jahre 777 wird unter den geschenkten slawischen Hörigen auch der jopan Physso genannt. Diese awarische Form jopan ist in den Vokalen gleichlautend mit dem zoapan der Builaschale. Buila und Butaul haben daher nicht unter türkbulgarischer, sondern unter awarischer Herrschaft im 8. Jahrhundert gelebt. Sie waren wahrscheinlich Zupane an der Theiß, denn der Name tesi (Τῆσα ὁ ποταμός) kommt zweimal vor und die Bezeichnungen dygetygi, tagrogi, itzigi werden sowohl nähere Bezeichnungen der Landschaften längs des Flußlaufes der Theiß als auch das Verwandtschaftsverhältnis der Beiden enthalten. Die Builaschale wurde also während der Awarenherrschaft des 8. Jahrhunderts angefertigt und befand sich im Besitze awarischer Zupane. Der Goldfund von Nagy St. Miklós ist daher ein awarischer Schatz.

Die Awaren haben im Jahre 568 Pannonien und Norikum von den Langobarden übernommen. Ihre Hauptsitze lagen in der Tiefebene zwischen der Donau und Theiß; für ihre Raubzüge hielten sie mehrere Heerstraßen besetzt, gegen Deutschland den Heerweg längs der Donau, nach Italien die alte römisch-pannonische Straße, auf der sie im Jahre 610 gegen die Langobarden zogen, und die östliche Straße über Singidunum-Belgrad und Adrianopel, um nach Byzanz zu gelangen. Zur Behauptung dieser Straßen bauten sie große Ringe, in Norikum an der Mündung des Kampflusses und bei Königstätten östlich von Tulln; ein campus Avarorum lag in Krain (34). Im Sommer 626 unternahmen die Awaren im Bunde mit den Persern einen großangelegten Feldzug gegen Byzanz; die Belagerung Konstantinopels dauerte mehrere Monate, blieb aber ohne Erfolg. Keinerlei archäologische Bedenken erheben sich gegen die Annahme, daß bei diesem gemeinsamen Waffengange die Sassaniden den Awaren Geschenke gemacht haben, von denen ein Teil (Krüge und Schalen) in den Schatzfund von Nagy St. Miklós gelangt sein kann. Auch Kaiser Konstantin Pogonatos, der im Jahre 677 mit dem Kagan der Awaren Frieden schloß, sandte ihm Geschenke. Von Christianisierungsversuchen hören wir nur, daß Rupert von Salzburg seit 696 seine Missionstätigkeit im Awaren- und Slawenlande beginnen wollte, ebenso um 712 Emmeram von Regensburg, daß jedoch keiner von beiden seine Absicht durchführen konnte. Von byzantinischen Bekehrungsversuchen verlautet nichts. Nachdem Tassilo von Bayern die Awaren im Jahre 788 zu Hilfe gerufen hatte, schickte wohl Tudun, ein awarischer Statthalter 795 Gesandte zu Karl dem Großen, um seine Unterwerfung anzubieten und ließ sich sogar zu Aachen feierlich taufen (35). Aber das Schicksal seines Volkes

Digitized by Google

konnte diese politische Taufe nicht aufhalten. Im Jahre 796 wurden die Awaren, in deren Gefolge sich auch Gepiden befanden, aufs Haupt geschlagen und zogen sich hinter die Theiß zurück (36). Bei dieser Gelegenheit wurde der Schatz von Nagy St. Miklós (bisher der einzige bekannte awarische Schatz) nach Dazien gerettet und höchstwahrscheinlich zur Zeit des Bulgarenkans Krum (802—815), der bei einem Überfalle die Awaren vernichtete und die Überlebenden als Gefangene wegführte, vergraben (37).

Ich fasse zusammen. Der Ornamentenschatz des Goldfundes von Nagy St. Miklós vereinigt hellenistische, germanische, sassanidische und auch christliche Elemente, die nur im Grenzgebiet zwischen westlicher und östlicher Kultur zusammengeflossen sein können. Der Fabrikationsort kann wegen der griechischen Inschriften und wegen des Überwiegens orientalischer Vorbilder nur im Gebiete des Bosporus liegen. Nach dem Abzuge der Ostgoten im Jahre 488 nach Italien gewann die seit dem Beginne des 3. Jahrhunderts blühende, von hellenistischen Elementen stark beeinflußte sassanidische Kunst auch in den Fabriken am Pontus das Übergewicht. Bis Sackrau in Schlesien und bis Wolfsheim bei Mainz kann man die Erzeugnisse des sassanidischen Kunsthandwerks im Handel verfolgen (38). Im Jahre 652 vernichteten die Araber das neupersische Reich und knickten die Blüte der sassanidischen Kunst. In dieser Periode ,und zwar in ihrem späteren Abschnitte ist der Schatz von Nagy St. Miklós entstanden. Die Form der Krüge ist zwar spätantik, doch verraten gegenüber den straffen Formen der rein sassanidischen Krüge die weichen Konturen der Krüge von Nagy St. Miklós eine spätere Entstehung; der älteste wird der Reiterkrug mit dem gotischen Zangenornament sein.

Die ornamentale Dekoration des Schatzes bestreiten Ranken, Palmetten, häufig in der Verbindung von Palmettenranken. Das Ornament durchläuft die einzelnen Stadien der Entwicklung in fast lückenloser Folge von mehr naturalistischen Formen bis zum rein geometrischen Gebilde. Auch die Umbildung der Stabranke zur abstrakten Arabeske der neuorientalischen Kunst macht die Entstehung des Schatzes in nachjustinianischer Zeit wahrscheinlich. Seinem Inhalte nach bildet der Goldfund von Nagy St. Miklós einen Prunkschatz; die Vasen und Schalen, besonders die stierköpfigen, waren nicht für den praktischen Gebrauch bestimmt, sondern auf rein dekorative Wirkung berechnet. Der Schatz enthält ältere und jüngere Bestandteile. Die chronologischen Merkmale sichern, wie gezeigt worden ist, seine Entstehung im Verlaufe des 6. bis 8. Jahrhunderts.

Literatur.

1. W. Arneth, Gold- und Silbermonumente des k. k. Münz- und Antikenkabinetts. Wien 1850. — Jos. Hampel, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós sog. „Schatz des Attila". Budapest 1885. — Ein sorgfältiges Literaturverzeichnis bietet Hugo Mötefindt, Der Schatzfund von Nagy-Szent-Miklós, Ungar. Jahrbücher V. 1925, S. 364ff.
2. J. Hampel, Keresztény emlékek a régibb közepkorból Arch. Ért. XIV, 1894, S. 34. — Géza von Nagy, Die Hunnenherrschaft, in Alex. Szilágyis Geschichte der ung. Nation, I, 1895, S. CCCXXXII (ung.).
3. Jos. Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn, I. Bd. S. 26, 59f., 153ff., 627—662, 815f. Beschreibung des Fundes II, S. 401—423, III, Taf. 288—319.
4. Hans Heinrich Schäder, Vilhelm Thomsens Gesammelte Abhandlungen, Ungar. Jahrb. 1925, S. 77—98. Diese ausführliche zusammenfassende Darstellung des Lebenswerks Thomsens enthält auf S. 97 einen Auszug von Thomsen, Une inscription de la trouvaille d'or de Nagy-Szent-Miklós, Mitt. der dän. Ges. d. Wissensch. 1917, S. 325—353. Vgl. dazu noch H. H. Schäder in den Ungar. Jahrb. 1925, S. 452.

Digitized by Google

5. Joſ. Strzygowski, Altai-Iran und die Völkerwanderung. S. 54ff.
6. Al. Riegl — E. H. Zimmermann, Die ſpätrömiſche Kunſtinduſtrie nach den Funden in Öſterreich-Ungarn, II, S. 79ff.
7. H. Mötefindt, Der Schatzfund von Nagy-St. Miklós, Ung. Jahrb. V, S. 388f.
8. Die älteren Vorbilder des Kelches bei Smirnov, Öſtliches Silber (Vostočnoje serebro), T. 96. 194—209, T. 97. 198—200, T. 99. 203—211, T. 100. 212. Dieſe Formen haben noch keinen Knauf. Den Beginn der Knaufbildung veranſchaulichen ſehr gut die Kelche bei Smirnov, T. 100. 213. 214 — der Rand iſt mit ähnlicher Ranke verziert wie Krug 3 von Nagy St. Miklós; die gleiche Palmettenranke iſt als Randornament auch bei den Kelchen T. 96. 195. 196 verwendet, ebenſo bei dem Kelch von Belorečenskaja bei Maikop (Kuban), Smirnov T. 130. 325, deſſen Knauf in der Mitte des Griffes liegt. Der Kelch von Belorečenskaja beſchließt die Gruppe, an die unmittelbar die Kelche von Drap (Strzygowski, Altai-Iran T. 1 u. 2, Mötefindt, a. a. O., S. 380, Abb. 6, 7) anſchließen und zu den Kelchen des Meiſters Cundpald (Mötefindt, a. a. O., S. 380, Abb. 4), des hl. Chrodegang (Mötefindt, Abb. 5) und des Herzogs Taſſilo in Kremsmünſter (um 780; Abb. Riegl-Zimmermann, a. a. O., T. 22—25, Mötefindt, S. 380, Abb. 2) hinüberleiten. — Zu den älteſten Kelchformen gehört noch der Kelch von Troprain in Schottland. Vgl. Drexel: Der Silberſchatz von Troprain. Germania IX, 1925, S. 122ff., Abb. 1.
9. Die Zählung der Gefäße erfolgt nach der Anordnung Hampels; abgeb. Goldfund, S. 28, Abb. 18, Alt. des M.-A. III, T. 306, Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 90, Fig. 84. Die beiden Becher von Nagy St. Miklós haben eine entfernte Ähnlichkeit mit den Bechern von Hermopolis, Arch. Anz. 1899, S. 130, Abb. 14 und von Perm, Smirnov, Öſtliches Silber, T. 67f., 114, 115. Einen Vorläufer der Pokale dürfte der bunte Glasbecher in der Beſchreibung römiſcher Altertümer des Konſuls C. A. Nieſſen, T. 1 Nr. 10 darſtellen.
10. Hampel, Goldfund S. 8, Fig. 1, Alt. M. A. III, T. 289. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, T. 31.
11. Hampel, Goldfund, S. 35, Fig. 24, Alt. M. A., T. 310. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 91, Fig. 87.
12. Hampel, Goldfund, S. 8—25, Fig. 1—13, Alt. M. A., III, T. 288—302. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 87—91, Fig. 81—83 und T. 31—39.
13. Strzygowski, Altai-Iran, S. 246.
14. A. Goetze, Gotiſche Schnallen S. 24, Fig. 24 u. T. XV, Fig. 1. Reihen ſchräggeſtellter Blätter kommen häufig auf germaniſchen Keilſchnittbronzen vor.
15. Hampel, Goldfund, S. 20—24, Fig. 10—13, Alt. M. A., III, T. 299—302; Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 88 u. 89, Fig. 82 u. 83. T. 38, 39.
16. Albrecht Haupt, Die älteſte Kunſt, insbeſondere die Baukunſt der Germanen, I. Aufl., T. 29. Weſentlich anders iſt die Roſettenform des 9. bis 10. Jahrh., Dalton, Byzantine art and archaeology, S. 18, Fig. 9, S. 21ff, Fig. 130ff.
17. Hampel, Goldfund, S. 9—13, Fig. 2—5, Alt. M. A. III, T. 290—294; Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, T. 32 u. 33.
18. K. Schumacher, Frühmittelalterliche Steinſkulpturen aus den Rheinlanden. Altert. heidniſcher Vorzeit V, S. 269, T. 48. — Ein ähnlicher Krug, doch mit der Darſtellung eines altertümlichen Greifes, wurde in Pawlowka, Gouv. Charkow gefunden, Smirnov, Öſtliches Silber, T. 49. Fig. 83. — E. H. Zimmermann, II, S. 105 berichtet, daß das Zangenornament ſich zweimal auch an Kirchen des Kaukaſus, alſo im gotiſchen Bereich findet, einmal an einer angeblich 830 entſtandenen Kirche.
19. Vgl. die Abb. bei Hampel, Goldfund S. 9 bis 18 und S. 28 bis 41, Alt. M. A. III, T. 290—318; Riegl-Zimmermann, a. a. O., S. 87—100 und T. 32—47. — Mit dem Erſcheinen der Stabranke wandelt ſich das Sternmuſter der Krüge von Nagy St. Miklós zur Roſette.
20. Al. Riegl, Stilfragen, S. 280ff
21. Abb. bei Hampel, Goldfund, S. 10, Alt. M. A., III. T. 290. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, T. 32.
22. Kondakov-Tolſtoj-Reinach, Les antiquités de Russie meridionale S. 35, Fig. 33, S. 416, Fig. 373. M. Ebert, Die frühmittelalterlichen Helme von Baldenheimertypus, Präh. Zeitſchr. I, S. 69, Abb. 3; M. Ebert, Ein Spangenhelm aus Ägypten, Präh. Zeitſchr. I, S. 163ff.; M. Ebert, Südrußland im Altertum, S. 335, Abb. 115.
23. C. Liſt, Die Spangenhelme von Did, Jahrbuch der Zentralkomm., N. F. I, S. 262. H. Gröbbels, Der Reihengrabfund von Gammertingen, S. 7ff.
24. Nach einem Exzerpte bei Mötefindt, a. a. O., S. 367.
25. H. H. Schäder, Zur Beſchriftung des Schatzfundes von Nagy St. Miklós, Ungar. Jahrb. 1925, V, S. 451.

Digitized by Google

26. Vielleicht ist das Schleiertuch eine Umbildung des Nimbus, der bei der Darstellung einer Löwenjagd hinter dem mit der Blätterkrone geschmückten Haupt des sassan. Königs erscheint, Kondakov-Tolstoj-Reinach, a. a. O., S. 414, Fig. 372. Doch erscheinen auf dem Wandgemälde der im Jahre 1873 entdeckten Katakombe von Kertsch tanzende Frauen ebenfalls mit Schleiern ober dem Haupte; Kondakov, a. a. O., S. 35, Fig. 33.
27. Ung. Jahrb. V, 1925, S. 448. Von der Inschrift liegen bisher drei Lesungen vor, a) von Hampel: *διὰ ὕδατος ἀναπλύσων ἀφίεις πάντων ἁμαρτῶν*: Wenn Du durch Wasser Dich reinigst, wirst Du befreit von allen Sünden. Diese Formel würde das Gefäß als Taufschale bezeichnen, ebenso die Lesung b) von Bruno Keil: *χρ(υσὸς) μετὰ ὕδατος ἀν(θρώπους) ἀπέλυσ(ε)ν ἀνείς τὸ ν(έ)ον πν(εῦμα) ἅγιον*: Christus hat mit Wasser den Menschen erlöst, emporsendend daraus den neuen heiligen Geist. c) Sotiriu (Strzygowski, Altai-Iran, S. 245) betrachtet das Gefäß als Eucharisterion; derartige Dedikationsschalen werden noch heute in den griechischen Kirchen an den Wänden aufgehängt. Sotiriu liest: *Δεαύδατος ἀνάπαυσον αὐτὸν εἰς τό(πο)ν ζώ(ντω)ν χρ(ύστε). Μάλιτον*: Deaudatos (Name des Verstorbenen). Bringe ihn zur Ruhe an den Ort der Lebenden, Christe. Maliton (Name des Stifters der Schale). Man ist versucht, in Deaudatos den ostgotischen Namen Theodahatus zu erkennen.
28. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 99, Fig. 91, 92, T. 47.
29. Hampel, Goldfund, S. 47ff.
30. Vgl. Anm. 5. Schäder selbst deutet a. a. O. S. 97 das hypothetische der Schlüsse Thomsens an.
31. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 94.
32. Hampel, a. a. O., S. 50 sieht in Buila einen gotischen (ähnlich Baduila) oder gepidischen Namen; C. Diculescu, Die Gepiden I, S. 240f. betrachtet Buila als Deminutivform zu ad. Buo, wie Baduila zu Badwa. Butaul sei gep. Butaulf vom got. Bua, wie agls. Botwulf und got. Athaulf. Peisker weist in seinen Grundzügen der slawischen Altertumskunde, deren Korrekturbogen er mir gütig zur Verfügung stellte, auf die donaubulgarischen Denksteine von Aboba-Pliska hin, auf denen neben dem gemeintürkischen Würdentitel zoupan, jopan auch bojla, boilas, bolias als Prinzentitel vorkommt. Vgl. H. und K. Skorpil, Altbulgarische Inschriften, Arch. epigr. Mitt. aus Österreich-Ungarn, XIX, S. 238ff. Dazu noch Konst. Porphyr., de cerim. II, 47. — G. Nagy sieht in Buila und Butaul ebenfalls awarische Fürsten, da der Name Boila in der Grabinschrift des Kiil-Taghin-Khagan († 731) vorkommt. Vgl. Hampel, Alt. M. A. I, S. 157. Als im altbulgarischen Besitz befindlich betrachtet den Schatz auch Protić, La tradition d'art sassanide chez les anciens Bulgares, Bull. de l'institut arch. Bulgare IV, 1926/27, S. 218ff.
33. *Τῆσαν τὸν ποταμόν* in der Inschrift des Kan Omortag zwischen 819—829; E. Kalinka, Antike Denkmäler in Bulgarien, Schriften der Balkankommission, antiquar. Abt. IV, Sp. 78. Im 1. Jahrh. vor Chr. Pathisos (Strabo VII, 5, 2 p. 313).
34. Slov. Ober-Aware. Sehr oft werden die Awaren mit den Hunnen verwechselt; sie werden deshalb nach einer volksetymologischen Umbildung Hunde, Hundsköpfige, *κυνοκέφαλαι*, slov. pesjani, pasjeglavci genannt. Hundsheim bei Mautern an der Donau, Unzmarkt (Hundsmarkt) in Steiermark, Heunburg (Obrovo) in Kärnten, Hundsdorf (Pesjaves) in Krain bedeuten Awarensiedelungen, ebenso die Hundskirchen in Steiermark und Kärnten. Doch dürften diese erst als Zwangssiedlungen durch Karl den Großen entstanden sein. Vgl. dazu L. Hauptmann, Entstehung und Entwicklung Krains IV. Das awarisch-fränkische Krain, historischer Atlas der Ostalpenländer, S. 337ff. Über die Reste des Awarenwalles am Burgstallberg bei Tulln vgl. E. Polaschek, Die Tab. Peut. usw. Jahrb. f. Landeskunde von Nied. Öst. N. F. XXI. 1928. S. 36.
35. M. G. SS. I. 181. Annales Laurissenses zum Jahre 795.
36. Die awarische Beute wurde auf 15 Ochsenwagen fortgeführt. Vgl. W. Erben, Die Waffen der Wiener Schatzkammer, Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, VIII, S. 361ff.
37. C. Diculescu, Die Gepiden, S. 235ff.
38. H. Grempler, Der Fund von Sackrau. I. Taf. IV. Fig. 6. K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, III, S. 31: Der Goldfund von Wolfsheim mit einem Brustschmuck mit dem Namen Artachschatar, des Begründers der Sassaniden-Dynastie Ardaschir I (241). — A. Alföldi, Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien, II, S. 21 et passim und N. Fettich, Das Kunstgewerbe der Awarenzeit in Ungarn, S. 42, bemühen sich vergeblich eine selbständige awarische Nomadenkunst zu konstruieren.

Digitized by Google

Ein Knochenidol vom Priesterhügel bei Brenndorf, Siebenbürgen.

Von Hermann Schroller.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Bei den Ausgrabungen, die ich im Frühjahr dieses Jahres auf dem Priesterhügel bei Brenndorf machte, kam ein Knochenidol zum Vorschein. Es war leider ein Oberflächenfund und wurde wahrscheinlich bei Probegrabungen im Herbst letzten Jahres zutage gefördert und damals als wertlos weggeworfen.

Die Bedeutung des Stückes besteht darin, daß es das erste auf siebenbürgischem Boden gefundene Knochenidol ist.

Auf dem Priesterhügel liegen zwei verschiedene Kulturen vor [1]). Eine bemalt-keramische Schicht wird von einer nicht bemaltkeramischen überlagert, die nach dem Ort ihres reichsten Vorkommens „Schneckenbergkultur" [2]) genannt wird. Beide Kulturen kennen die Idolplastik.

Es erhebt sich nun die Frage, welcher von beiden Kulturen das Knochenidol zuzuteilen ist.

Die Frage gewinnt dadurch an Bedeutung, daß bereits früher ähnliche Idole in Bulgarien gefunden wurden und daß jetzt bei neueren Grabungen auch nördlich der Donau in Muntenien einige Stücke herauskamen.

Bevor ich diese Fragen anschneide, will ich eine kleine Schilderung der beiden auf dem Priesterhügel vorliegenden Kulturen geben.

Die bemaltkeramische Schicht ist durch die Arbeiten von Jul. Teutsch gut bekannt. Sie zeichnet sich durch eine reiche Idolplastik aus. Die Steinbohrung ist in dieser Erösd-Priesterhügelgruppe nicht bekannt; infolgedessen haben auch die Stiellöcher der Hirschhornhacken rechteckige Formen [3]), wie sie durch Ausschneiden mit Feuersteinmessern entstehen. Die Pfeilspitzen der bemalten Keramik haben die Form gleichschenkliger bis gleichseitiger Dreiecke mit gerader Basis [4]) und bestehen aus Feuerstein oder seltener aus Obsidian. Die Steinbeilchen sind sog. einseitige Flachbeile mit rechteckigem Querschnitt. Hervorzuheben sind ferner die Tonstempel oder Pintaderas.

Die Pfeilspitzen der Schneckenbergkultur sind kleiner als die der bemalten Keramik und weisen an ihrer Basis stets eine starke Einbuchtung auf, so daß

[1]) Jul. Teutsch: Prähistorische Funde aus dem Burzenlande. Mitt. d. Anthropol. Gesellsch. Wien. 1900, S. 197.

[2]) Publiziert ist sie insbesondere vom Gesprengberg und Steinbruchhügel. Siehe Jul. Teutsch a. a. O., S. 191—194 und Jul. Teutsch: Die spätneolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik am oberen Laufe des Altflusses. Mitt. d. Prähist. Komm. Bd. I. Wien 1903, S. 393.

[3]) Prähist. Funde, S. 200, Fig. 187.

[4]) Die spätneolithischen Ansiedlungen. S. 367, Fig. 3.

Digitized by Google

richtige Widerhaken entſtehen [1]). Die Steinbohrung iſt bekannt [2]) und die Hirſchhornhaken zeigen runde Durchbohrung. Neben den einſeitigen Flachbeilen treten ſymmetriſche Beilchen mit rechteckigem Querſchnitt auf [3]). Zu erwähnen ſind noch die typiſchen halbmondförmigen Steinmeſſer [4]).

Das Idol hat eine Länge von 6,9 cm. Es iſt aus einem Knochen gebildet, deſſen unteres Gelenkende noch deutlich erkennbar iſt, obwohl es etwas angeſchliffen wurde, um eine Standfläche zu ſchaffen. Der obere Gelenkkopf iſt durch zwei in der Mitte zuſammenſtoßende Flächen ſo abgeſchliffen worden, daß dieſe als Wangen- und Ohrpartien eines Kopfes aufzufaſſen ſind, während die Naſe durch den ſcharfen Grat gebildet wird, der an der Spitze deutlich vorſpringt. Auch die Rückſeite des Kopfes iſt abgeſchliffen worden und verleiht ihm dadurch ein faſt prismatiſches Ausſehen (vgl. Abb. 1c).

Die Stirn grenzt ſich von der Geſichtsſeite durch ſcharfe Kanten ab, während ſie ins Hinterhaupt mit einer Rundung übergeht (Abb. 1c). Im übrigen hat man dem Stück die natürliche Form gelaſſen. Der Knochenkörper zeigt in der Vorderanſicht rechts von der Mitte eine ſtarke Kante, während links von der Mitte eine bedeutend ſchwächere zu erkennen iſt (Abb. 1a). Wahrſcheinlich handelt es ſich um einen Mittelhandknochen des Bären.

Hervorzuheben iſt, daß der Verfertiger ſichtlich die Tontechnik auf den Knochen hat übertragen wollen, und daß unſer Idol den ſog. Vogelkopfidolen nachgeformt wurde. Wie aus dem Tonköpfchen durch einen Fingerdruck die Naſe hervorgepreßt wird und dadurch zugleich Wangen und Ohrenumriß entſtehen, ſo iſt auch bei unſerem Stück nur auf die Ausbildung der Naſe und den Umriß der Ohren Wert gelegt. Augen und Mund ſind genau wie bei den Vogelkopfidolen unſeres Gebiets nicht vorhanden. Auch die Standfläche erinnert an eine Gattung von Idolen, die ausgeſprochenen Standſockel beſitzen [5]).

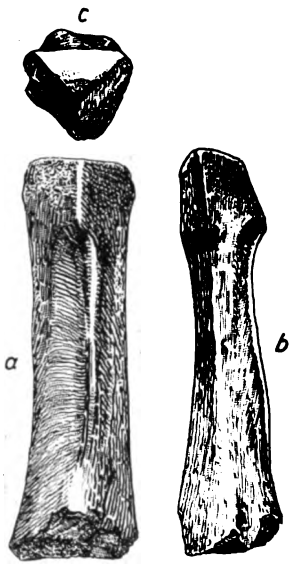


Abb. 1 a, b, c. Größe 3/4. (Die Zeichnung verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn J. v. Sebeſtyén-Köpecz.)

Wir müſſen verſuchen, durch Berückſichtigung der Fundumſtände bei den übrigen „prismatiſchen" Knochenidolen [6]) Anhaltspunkte für die Datierung unſeres Stückes zu gewinnen.

Prismatiſche Knochenidole ſind aus Bulgarien bekannt. R. Popow bildet zwei Stücke von dem Hügel Dénew bei Salmanovo ab [7]). Ein anderes Stück gibt Cilingirov wieder [8]).

[1]) Prähiſtoriſche Funde, S. 191, Fig. 54, S. 194, Fig. 80—82 und: Die ſpätneolithiſchen Anſiedlungen, S. 393, Fig. 144, 145, 151, 155.
[2]) Prähiſtoriſche Funde, S. 194, Fig. 76, 77, 96—102.
[3]) Prähiſtoriſche Funde, S. 194, Fig. 78.
[4]) Prähiſtoriſche Funde, S. 192, Fig. 67—69.
[5]) Prähiſtoriſche Funde, S. 197, Fig. 130; die ſpätneolithiſchen Anſiedlungen, S. 370, Fig. 19b und c.
[6]) Vgl. Stefan: „Figurines prismatiques".
[7]) R. Popow: Le tumulus de Dénew près du village Salmonovo. In: Bulletin de la société Archéologique Bulgare IV, 1914, S. 210, Abb. 207.
[8]) Starinar: 1906, Fig. 12.

Digitized by Google

Während sich die ersten bekannt gewordenen Stücke auf Bulgarien beschränkten, wurden diese Figuren neuerlich auch nördlich der Donau gefunden. Bei den Grabungen in Căscioarele in Muntenien fand Stefan gleich fünf solcher Idole [1]), denen sich als sechstes noch weiter nördlich unser Idol vom Priesterhügel anschließt.

Während von den erwähnten bulgarischen Fundstellen stratigraphische Beobachtungen nicht vorliegen, hat Stefan zwei Schichten trennen können.

Leider ist in seiner Publikation nicht bei allen Stücken ersichtlich, welcher Schicht sie entstammen, jedoch hat er festgestellt, daß drei seiner prismatischen Knochenidole in der unteren Schicht sich fanden, während zwei in der oberen herauskamen. In der oberen Schicht wurden ferner drei brettförmige Knochenidole gefunden [2]), wie uns ähnliche durch die Arbeiten von Popow u. a. aus den bulgarischen Tumuli wohlbekannt sind.

Neuerdings sind brettförmige Knochenidole außer bei Căscioarele auch sonst auf rumänischem Boden gefunden worden, und zwar in Sultana [3]) und Gumelniţa [4]). Hierdurch, sowie durch daselbst aufgefundene Modelle von Rechteckhäusern und teilweise durch die Keramik schließt sich diese Muntenische Gruppe an die bemaltkeramische bulgarische an und verbindet sie zugleich mit der Dobrudscha (Cernavoda). In vielem jedoch zeigt diese neuerschlossene stein-kupferzeitliche Kultur Rumäniens eine Eigenentwicklung, die uns beispielsweise ein Großteil der Keramik verrät.

Infolgedessen können wir die dort vorgefundenen Schichten („untere und „obere") nicht einfach den bemaltkeramischen von Erösd-Priesterhügel oder Cucuteni irgendwie gleichsetzen. Die obere Schicht enthält beispielsweise neben stein-kupferzeitlichen Sachen auch jünger bronzezeitliche, nur konnten diese Perioden stratigraphisch nicht getrennt werden und sind nun in der „oberen" Schicht zusammengefaßt.

Ebenso scheint die ältere Schicht Elemente zu bergen, die vielleicht älter sind als Cucuteni A. Es entsprechen die Gefäße von Căscioarele [5]) Gefäßen von Troja I [6]).

Daneben finden sich aber viele Objekte, die dem Kreis der bemalten Keramik entlehnt sind. Zu erwähnen sind da zunächst die Feuersteinpfeilspitzen mit gerader Basis, die die Form von gleichschenkligen Dreiecken haben. Sie kommen in beiden Schichten vor [7]). In die ältere Schicht werden die einseitigen Flachbeile mit rechteckigem Querschnitt gehören [8]). Die Tonidole zeigen z. T. dieselben Formen wie unsere siebenbürgischen und dürften ihnen demnach auch zeitlich entsprechen. Zu erwähnen ist ein Stück, das in Ton gebildet, die Form unserer prismatischen Knochenidole nachahmt [9]) und mit zwei ähnlichen Tonidolen von Kodja-Dermen [10]) verglichen werden kann.

[1]) Gh. Stefan: Les fouilles de Căscioarele. In: Dacia: II. Bd., 1925 (Bukarest): Recherches et Découvertes arch. en Roumanie. S. 190, Fig. 44, Nr. 4—8.

[2]) Gh. Stefan: opus cit. S. 190, Fig. 44, Abb. 1—3.

[3]) J. Andriesescu: Les fouilles de Sultana. Dacia I, S. 105, Taf. 36, 37.

[4]) Vladimir Dumitrescu: Fouilles des Gumelniţa. In: Dacia II. S. 88, Fig. 66, Nr. 2—5.

[5]) Gh. Stefan: op. cit. S. 161, Fig. 22, Nr. 2 und 4.

[6]) W. Dörpfeld: Troja und Ilion I. Die Keramik der verschiedenen Schichten. Von Hub. Schmidt, S. 248, Fig. 109, S. 250, Fig. 114.

[7]) Gh. Stefan: op. cit. S. 148, Fig. 5, Nr. 1—18.

[8]) Gh. Stefan: op. cit. S. 148, Fig. 5, Nr. 19—24.

[9]) Gh. Stefan: op. cit. S. 179, Fig. 40, Nr. 4.

[10]) R. Popow: Der Hügel Kodja-Dermen bei Schumen. S. 139, Fig. 144 A und B.

Digitized by Google

Schließlich gehören noch die Hirſchhornhämmer mit rechteckig geſchnittenem Stielloch [1]) in die ältere Schicht.

Für den Beginn der jüngeren Schicht iſt ſehr wichtig, daß die brettförmigen Knochenidole ſämtlich in ihr gefunden wurden. Dieſe Idole entſprechen typologiſch denen von Cucuteni B, wie ja auch die Hauptmaſſe der bulgariſchen bemalten Keramik in dieſe Periode fällt. Von den prismatiſchen Knochenidolen wurden drei in der unteren und zwei in der oberen Schicht gefunden. Sie ſind demnach älter als die brettförmigen Knochenidole. Auch typologiſch müſſen ſie vor dieſelben geſetzt werden, da ſie den vollplaſtiſchen oder nur halb ſchematiſierten Stücken der älteren Stufen nachgebildet ſind. Nach Form und Material gehören ſie in eine Übergangszeit, die der Übergangsſtufe A—B in Cucuteni entſpricht [2]).

Die bemalte Keramik des Prieſterhügels gehört nach dem Schema von Cucuteni der A- und der A—B-Stufe an. Die reine B-Stufe hat ſich nicht entwickeln können, ſondern wird durch die Schneckenbergkultur erſetzt [3]). Unſer Idol entſtammt alſo der bemaltkeramiſchen Schicht, und zwar deren oberer Grenze, an der ſie ſich mit der Schneckenbergkultur berührt.

Ein ſtratigraphiſcher Vergleich mit Muntenien und Bulgarien ergibt folgendes: Die untere Schicht von Căscioarele entſpricht der bemaltkeramiſchen Schicht der Prieſterhügel-Erösdgruppe oder Cucuteni A und A—B. Die Anfänge können unter Umſtänden noch weiter zurückreichen. Die obere Schicht von Căscioarele entſpricht in ihren älteſten Lagen unſerer Schneckenbergkultur. Da während dieſer Zeit keine Verbindung mit den ſüdlichen Gebieten beſtand, beſitzt ſie keine brettförmigen Knochenidole, wie Muntenien und Bulgarien.

[1]) Gh. Stefan: op. cit. S. 194, Fig. 48, Nr. 1, 2, 6.

[2]) Hub. Schmidt: Die Ausgrabungen von Cucuteni und Sarata-Monteoru im Lichte der ägäiſchen Vorgeſchichte. Jahrb. d. dtſch. Archäol. Inſtituts 1924, S. 350.

[3]) H. Schroller: Hausbau in der jungſteinzeitlichen bemalten Keramik. Tagungsberichte d. dtſch. Anthropol. Geſellſch. (Tagung Köln). Leipzig 1928, Tafel S. 94.

Digitized by Google

Lausitzische Elemente in Griechenland.

Von V. Gordon Childe.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Je mehr man die lausitzische Kultur studiert, desto mehr gewinnt man den Eindruck ihrer gewaltigen Ausbreitungskraft. Als geschlossenes Ganzes ist die fragliche Kultur bekanntlich bis in die Mittelslovakei vorgedrungen[1]). Viel weiter nach Süden machen sich kräftige Einflüsse aus demselben Kreise bemerkbar, und zwar derart, daß man sie nur durch Völkerverschiebung erklären darf.

Zuerst erscheinen in manchen der spätbronzezeitlichen Urnenfelder Nordungarns[2]) offene Schüsseln mit gerillten Rändern, wie Seger, Schlesiens

Abb. 1. Grabgefäße aus Mohi Pußta, Museum Kosice (Kaschau). (Eigene Photographie.)

Vorzeit, XIII, Taf. II, 11, Henkeltassen mit glattem Hals und schräg gerillter Schulter, ersichtlich aus Typen wie Seger, a. a. O., Taf. II, 7, „rauhe Töpfe", und auch Amphoren (Abb. 1). Die zwei erstgenannten Formen kommen dann wieder in der vierten obersten Ansiedelung auf dem Schutthügel von Tószeg vor, wo sie offenbar ein fremdes Element darstellen[3]). Noch in den großen

[1]) Reallexikon, II, S. 88.

[2]) Meist ungenügend publiziert; in den Museen von Kaschau, Debrecen usw. zu sehen.

[3]) Ergebnis der unter Dr. L. Marton und Dr. Tompa in 1927 unternommenen Ausgrabungen; siehe Childe, Revue des Musées, 3me année, Nr. 13 (1928).

Digitized by Google

Urnenfeldern des Banats[1]), wohl in den späteren Gräbern, findet man ähnliche Typen, mit deren Auftreten man das Ersetzen des schönen „pannonischen" eingeritzten Ornamentes durch Rillenverzierung in Zusammenhang bringen möchte. Und technisch entspricht die sämtliche oben genannte Keramik durchaus der späteren, dunkelgefärbten lausitzischen Ware Mährens und Ostböhmens.

Als Begleiterscheinung dieses in der Keramik sich wiederspiegelnden Vordringens der lausitzischen Kultur läßt sich die plötzliche Umwandlung der ungarländischen Bronzetypen, bzw. Bewaffnung, ungezwungen deuten.

Abb. 2. Scherben aus Vardaroftsa. Photographie von W. A. Heurtley.

Statt der Streitäxte und der Rapierschwerter[2]) der mittleren Bronzezeit treten jetzt massenhaft Hohlkelte und Hiebschwerter auf. Nur durch Bevölkerungswechsel kann man das Ersetzen der praktischen Schaftlochäxte durch die Tüllenbeile erklären, ein Typus, dessen Erfindung wohl dem lausitzischen Kulturkreise zuzuschreiben ist[3]). Die Gleichzeitigkeit dieser Neuerungen in der Bewaffnung mit der oben geschilderten Umwandlung der Keramik ist dadurch bewiesen, daß in der obersten Schicht zu Tószeg mit den gerillten

Abb. 3. Bruchstücke von Tassen und Schüsseln aus Vardaroftsa.

Gefäßen ein beinerner Knopf gefunden wurde, der mit genau demselben Muster verziert ist, das für die spätbronzezeitlichen Schwerter Ungarns geradezu charakteristisch ist[4]).

Das so bewiesene Vordringen lausitzischer Völker nach Süden läßt sich jetzt, dank der Ausgrabung der englischen Schule unter Herrn Heurtley im Vardartal, bis nach Macedonien verfolgen. Dort hat Heurtley zu Vardaroftsa[5]) einen geschichteten Hügel ausgegraben, der die Reste mehreren Perioden, darunter auch der mykenischen, enthielt. Die spätmykenische Ansiedlung,

[1]) In Museen von Arad und Drsac zu sehen.
[2]) Vattina (Milleker, A Vattinai östelep, Taf. I), Zenta (Arch. Ert., XVIII, S. 287).
[3]) Childe, Antiquity, II (1928), S. 38.
[4]) Z. B. Hampel, XXII, 5; CI, 3; cf. Márton, Arch. Ert., XXIX (1909), S. 411.
[5]) Antiquaries' Journal, VII (1927), S. 44 ff.

Digitized by Google

deren Ruinen eine Stärke von 5,50 m ausmachen, endet in einer Brandkataſtrophe. In der darüber gelegenen Brandſchicht und unmittelbar darüber, noch mit fortdauernden Scherben ſpätmykeniſcher Vaſen, kam eine Keramik zum Vorſchein, die der mykeniſchen ſowie der alteinheimiſchen Überlieferung als gänzlich fremd und ſogar barbariſch gegenüberſteht; ſie ſtellt augenſcheinlich die Erzeugniſſe jener Eroberer dar, die die mykeniſche Siedelung verbrannt hatten.

Die fremde Keramik iſt hauptſächlich durch eine Rillenverzierung gekennzeichnet, die genau der oben erwähnten aus Ungarn entſpricht. Ebenſo gleicht der ſchwarze oder graue Ton mit wohlpolierter Oberfläche dem der ſüdöſtlichen lauſitziſchen Kultur vollſtändig. Dazu kann man unter den Scherben Bruchſtücke von Schüſſeln mit gerilltem Rand und von Taſſen mit glattem Hals und ſchräggerillter Schulter, genau ſo wie in Tószeg, erkennen. Als dritter Haupttypus iſt ein kraterartiges Gefäß mit zwei tordierten Henkeln zu nennen, das ſtark an die Pfeilerurnen[1]) von den der lauſitziſchen nahe verwandten Höttinger und Knowizer Kulturen erinnert.

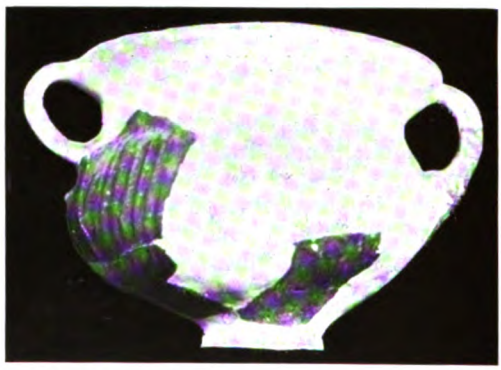


Abb. 4. Reſtaurierter Krater aus Vardaroftſa. Photographie von W. A. Heurtley.

Das Vardartal bietet den einzigen Weg, durch welchen Völkerſcharen in die Ägäis vordringen können. Es liegt alſo auf der Hand, die Träger der barbariſchen Vardaroftſakeramik mit einem der nordiſchen Völker zu identifizieren, deren Einbruch, durch Wechſel in Tracht (Fibeln) und in der Bewaffnung (Hiebſchwerter) ſchon in der Übergangszeit angedeutet, wohl den Untergang der mykeniſchen Welt herbeiführt. Und tatſächlich ſind lauſitziſche Spuren in Griechenland ſelbſt wahrnehmbar. Heurtley hat ſchon gezeigt, wie ſtark die barbariſche Tradition der Vardaroftſagattung auf die älteſte geometriſche Keramik Nordgriechenlands gewirkt hatte; und jene, wie wir geſehen haben, ſtammt vielleicht aus Oſtmitteleuropa. In dem Peloponnes ſelbſt, in dem im Jahre 1915 gefundenen Schatz von Tiryns[2]), ſind Elemente nachzuweiſen, die aus demſelben Kreiſe ſtammen. Ich denke nicht ſo ſehr an die zwei Griffzungenſchwerter (von denen das eine, ein ſehr langes, dem Typus I

[1]) Reallexikon, V, Taf. 129; Schránil, Vorgeſchichte Böhmens und Mährens, Taf. XXIX, 7.

[2]) *Ἀρχαιολογικὸν Δελτίον*, ιι (1916) *παράρτημα*, S. 13 f. Abbildungen ungenügend; die folgende Schilderung beruht auf eigenen Beobachtungen in Athen; eine vollſtändige Veröffentlichung durch Karo ſoll in Athenische Mitteilungen erſcheinen.

Digitized by Google

nach Kossinna entspricht), als an die aus gedoppeltem Golddraht verfertigten Zylinder, die ihre Gegenstücke in böhmischen und ungarländischen Funden aus der späten Bronzezeit haben[1]), und vor allem an die mit wohl nordischem Bernstein versehenen Räder. Die Bernsteinperlen tragenden Speichen (kreuzförmig) sind mit einem aus zehnmal gewundenem Doppeldraht gebildeten Zylinder umgeben, dessen einzelne Windungen durch senkrecht und schräg gestellte Drahtstücke zusammengeflochten sind, nach genau derselben Technik, die für die bekannten „geflochtenen Achterzierscheiben" aus Ostböhmen[2]) verwendet wurde. Ich zweifle nicht, daß diese Gegenstände sowie die Schwerter aus dem Norden, und zwar aus Ostmitteleuropa gekommen sind oder jedenfalls nach nordischen Mustern gearbeitet waren. Sie werden also ein Element des nördlichen Stromes andeuten, der die mykenische Kultur niederlegt, um die hellenische zu schaffen.

Die Frage, mit welchem Namen man die eben beschriebenen Eindringler bezeichnen darf, laß ich beiseite. Es genügt zu zeigen, daß Einflüsse aus dem lausitzischen Kulturkreise bis nach Griechenland sich erstrecken. Doch darf ich noch bemerken, daß kein Zwang besteht, mit Penka[3]) die Lausitzer mit den Griechen zu identifizieren, weil der Anteil der Illyrier an der „dorischen Wanderung" allgemein anerkannt ist[4]).

[1]) Z. B. Arch. Ert., XXVII, S. 59 ff.
[2]) Abgebildet zuletzt bei Schránil, Vorgeschichte, Taf. XXVIII, 29.
[3]) MÄGW., 1897, S. 47.
[4]) Vgl. z. B. S. Casson, Macedonia, Thrace and Illiria, S. 309 ff.

Digitized by Google

Ein Wikingerschwert mit deutschem Namen aus Irland.

Von Adolf Mahr.

Mit 5 Abbildungen im Text.

Am 31. Mai 1928 erwarb die Altertümersammlung des Irischen Nationalmuseums ein eisernes Wikingerschwert, das durch seinen ganz ausgezeichneten Erhaltungszustand, durch einen an der Parierstange angebrachten Namen und durch seine Auffindungsverhältnisse bemerkenswert ist.

Das Schwert (Abb. 1) hat eine gesamte Länge von 92,8 cm, wovon 79,3 auf die Klinge entfallen. Wenn man eine unwesentliche Beschädigung an der Spitze in Betracht zieht, hat die Länge ursprünglich genau 93 cm betragen.

Die, romantisch sog., Blutrinne setzt gleich unterhalb der Parierstange mit 2,6 cm Breite ein und verläuft bis 8 cm oberhalb der Spitze. Ein großer Teil der ursprünglichen Schneideränder ist auf beiden Seiten noch erhalten. Die Parierstange (Abb. 2) ist 11 cm breit, langgestreckt elliptisch und in der Mitte am breitesten (1,7 cm). Ihre Höhe daselbst beträgt 1,3 cm. Sie ist mit Silber plattiert. An den Kanten und gegen die Enden zu ist diese Silberauflage mit feinen, eingeschlagenen parallelen Querstrichlein verziert. Auf der Vorder- und Rückseite befindet sich eine gleichartige (aber nicht identische) eingeschlagene Verzierung, die auf die Pflanzenranke zurückgeht und mit einer Kupferlegierung (Messing?) gefüllt gewesen sein mag. Es ist aber wahrscheinlicher, daß diese Niellierung durch eingepreßte oder eingehämmerte Drähte hergestellt wurde, denn die ein wenig kleeblattartigen Blüten oder Blätter der Ranke sind nur konturiert und ihr Inneres wird von der Oberfläche der Silberauflage selbst eingenommen.

Auf der Oberseite der Parierstange befindet sich (Abb. 3), eingeschlagen und zweifellos mit einer Kupferlegierung als Füllmasse eingelegt, zwischen zwei kleinen Kreuzen der Name + HILTIP REHT + in lateinischen Buchstaben. Die mittleren Buchstaben sind höher als die in den Ecken. In den Ecken der Unterseite der Parierstange, die von der Silberauflage ebenso vollständig bedeckt ist wie die Oberseite, ist links und rechts ein gleichartiges Zeichen (Abb. 4) eingeschlagen.

Ob die kleine Erweiterung des Schlitzes der Parierstange, durch den der Griff hindurchgesteckt ist, und die auf unserer Abb. 3 deutlich zu sehen ist, zu einer Befestigung der Parierstange (etwa durch Verkeilung oder einen Stift; auch Lötung wäre nicht undenkbar) diente, läßt sich nicht erkennen. Es

Digitized by Google

ist aber nicht sehr wahrscheinlich, und ich kenne eigentlich keine derartigen Befestigungsvorrichtungen an solchen Schwertern. Da der Schlitz im Höhenschnitt rechteckig, nicht trapezförmig ist, wird er unten durch den Griff ganz ausgefüllt und das ist eben an der oberen Öffnung nicht mehr der Fall, da sich der Griff verschmälert.

Der Griff ist oberhalb der Parierstange 8,6 cm lang, verschmälert sich allmählich von 3 zu 1,8 cm Breite und ist ganz flach (unten 0,4, oben 0,2 cm

Abb. 1. Schwert von Ballinderry II. 1/9. Th. H. Mason phot.

Abb. 2. Griffteil des Schwertes von Ballinderry II. 1/3. Th. H. Mason phot.

dick). Der Griffbelag ist nicht mehr vorhanden. Vermutlich bestand er aus mit Leder überzogenem Holze.

Wie der Knauf, der jetzt ein bißchen schlottert, befestigt war, läßt sich ziemlich sicher vermuten: der Griff läuft im Inneren des Knaufes offenbar in eine kleine Verbreiterung aus, gegen die sich zwei Stifte mit breiten Nagelköpfen stützen, die auf der Unterseite des Knaufes eingeschlagen sind. Die Griffangel reicht nicht durch den Knauf hindurch; dieser ist oben an der Spitze ganz homogen.

Der Knauf fühlt sich so schwer an, daß er unbedingt aus Metall bestehen muß. Denn die Silberauflage allein könnte einen beinernen Knauf nicht so gewichtig machen. Der untere Teil des Knaufes wiederholt in kleineren

Digitized by Google

Ausmaßen die Form der Parierſtange und zeigt auch die gleiche Verzierung der Silberauflage: vorne und rückwärts eine Pflanzenranke mit einem die Mittellinie des ganzen Schwertes betonenden Querſtrich, ſowie oberhalb und unterhalb davon die eingeſchlagene Strichelung, die an den gekrümmten Seitenflächen die ganze Umbiegung bedeckt. Die Silberauflage erſtreckt ſich auch auf die fünffach gegliederte Knaufbekrönung, deren mittleres Blatt auf der einen Seite, ziemlich an der Baſis, ein monogramm- oder kronenartiges Zeichen (ähnlich unſerer Abb. 4 und offenbar von dem pflanzlichen

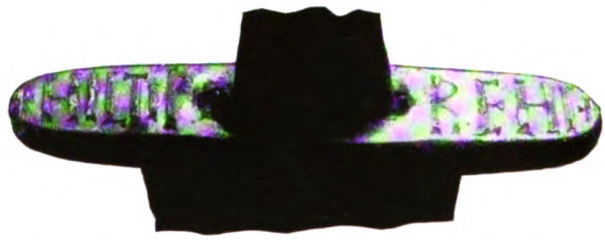


Abb. 3. Parierſtange des Schwertes von Ballinderry II. 3/4.
Th. H. Maſon phot.

Muſter abgeleitet) trägt. Auf der Rückſeite iſt dieſe Stelle ſtark verroſtet, ſo daß ſich nichts erkennen läßt. Strichelung bedeckt auch den größten Teil der Silberauflage auf der Knaufbekrönung. In den vier Furchen, die ihre Blätter trennen, befand ſich, einer Verſchnürung ähnelnd, Silberdraht, von dem heute nur noch Reſte vorhanden ſind. Der Knauf iſt unten 5,7:2 cm breit, in halber Höhe 6:1,9 cm breit und mißt 3,6 cm Höhe.

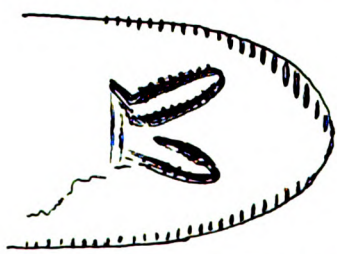


Abb. 4. Von der Unterſeite der Parierſtange. Doppelte nat. Gr.

Das ganze Schwert zeigt die übliche ſchwarze Patinierung von eiſernen Fundſtücken aus Mooren und vielfach noch die glatte Oberfläche, die wir als „Glühſpan“ oder „Feuerpatina“ bezeichnen. Auf der Klinge ſieht man einige kleine ſilbrig glänzende Partikelchen. Ob hier Ätzung oder Niello vorlag, oder ob ſie einfach angeroſtet ſind, iſt noch nicht mit Sicherheit entſchieden. Dieſe Verzierung oder Merkung der Schwertklingen durch die von A. L. Lorange (Den yngre jernalders svaerd, Bergen 1889) ſog. „falſche Damaszierung“ erſcheint bisweilen auch auf recht frühen Stücken, wird aber dann erſt im 10. Jahrhundert häufiger.

Die Scheide (Holz, Leder, oder beides) fehlt. Anſonſt iſt das Stück zweifellos eines der beſterhaltenen Wikingerſchwerter und das beſte bisher in Irland gefundene.

Das Schwert wurde Anfang Mai 1928 im großen Torfmoor Ballinderry Bog gefunden und zwar anläßlich Reinigung von Entwäſſerungsgräben durch das Arterial Drainage Office der Commissioners of Public Works, Dublin. Die durch Schlamm und Pflanzenwuchs vielfach verlegten Gräben wurden gereinigt, dabei auch je nach Bedarf etwas erweitert und vertieft. Ein ſolcher Graben bildet die Grenze zwiſchen townland Ballinderry,

Digitized by Google

parish (Kirchspiel) Kilcumreagh und townland Kilnahinch, parish Kilmanaghan, beide in der Barony Clonlonan, County West Meath im Inneren Irlands gelegen. Die nächste größere Stadt, Moate, ist etwa 3 km entfernt (s. die Karte Abb. 5).

In der Längenmitte dieses Grabens stieß ein Arbeiter in etwa 1,5 m Tiefe, vom oberen Grabenrand gerechnet, auf die Spitze des Schwertes. Durch vorsichtiges Weitergraben legte er das ganze Schwert bloß, welches schief im Grunde stak, mit dem Knaufe auf dem grauen Ton (marl) aufliegend, der den Untergrund des Torflagers bildet.

Der Fund, über den wir glücklicherweise sehr bald durch Mr. H. S. Upton M. R. I. A. in Coolatore, Moate, und Prof. R. A. S. Macalister Nachricht erhielten, schien nach der ersten Beschreibung der Auffindungsverhältnisse auf einen Bestattungsplatz hinzudeuten, zumal von einem Hügelchen die Rede war, das der Kanal durchschneidet und solche im alten Irland gerne für Beerdigungsplätze benützt wurden. Auch hieß es, daß Knochen mit dem Schwerte gefunden worden seien.

Die Überraschung war daher groß, als ein Besuch der Örtlichkeit die wahre Natur des Fundes erkennen ließ. Das Hügelchen von ovalem Grundriß, etwa 10 m Länge, 7 m Breite und 1,5 m Höhe über Grund, welches nach allen Seiten sanft verläuft, erwies sich nämlich als ein Crannog. Der Einschnitt des Grabens ließ größere und kleinere Steine erkennen, die unmöglich auf natürliche Weise hierhergekommen sein können und solche lagen auch auf der Oberfläche des frischen Aushubes verstreut umher, wie sie die Werkleute aus dem Wege geräumt hatten. In der Grabenwand staken noch Pfähle und gespaltene Holzplanken in wirrem Durcheinander und solche nahmen auch vor dem Beginn der Ausräumungsarbeit die jetzt mit Wasser gefüllte Grabensohle ein. Der Arbeiter beschrieb recht deutlich, wie Knüppel und Planken in Wechsellagerung und sich mehrfach kreuzend eine Art Plattform zu bilden schienen, auf der Steine lagen. Pfähle und andere Holztrümmer mit Verzapfungskerben lagen reichlich umher, so daß die Deutung der Fundstelle als Wohnstätte in sumpfigem Gelände außer Zweifel steht. Als solche kann nur ein Crannog in Frage kommen: die größeren Steine, die Pfähle, Knüppel und Planken bildeten eine Substruktion, kleinere Steine und Lehm, wohl auch Planken, den Fußboden.

Die ganze Anlage erstreckt sich beiderseits unter dem Hügelchen weiter und ist durch späteres Torfwachstum überdeckt worden. Ohne ausgedehntere Abgrabung lassen sich die Einzelheiten der Anlage, ihre Begrenzung (Palisade?) usw. nicht beurteilen. Verlandete Crannogs pflegen sich als hellgrüne Flecken von runder oder mehr ovaler Form vom umliegenden bräunlicheren Grunde abzuheben, weil die organischen Nährstoffe der Kulturschichten den Pflanzenwuchs begünstigen. Doch sind sie gewöhnlich ebenso flach wie die Umgebung und ein so deutlich ausgeprägtes Hügelchen spricht dafür, daß hier ein ganz stattliches Gebäude oder eine Gruppe solcher bestanden haben muß.

Die mit dem Schwerte zusammen aufgefundenen Knochen und andere neu aufgefundene erwiesen sich, nach der Häufigkeit geordnet, als solche von Rindern und Kälbern, Schweinen und Schafen, manche davon von recht jungen Individuen. Sie und die Hölzer: Eiche (quercus robur), Esche (fraxinus excelsior) und eine Weidenart (salix *sp.*) sind meist mit bläulichem Vivianit (Eisenphosphat) überzogen, dessen Phosphor von der Zersetzung von Knochen stammt und dessen Eisen ein normaler Konstituent dieser Sumpfböden ist.

Digitized by Google

Im Aushub fand ich noch ein kleines Bruchstück eines Beinkammes, wie solche in den frühmittelalterlichen Crannogs häufig vorkommen.

Der Fundplatz ist nur 1,5 km nordwestlich von Ballinderry Loch entfernt, einem kleinen See, dessen Wasserstand in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Entwässerungsarbeiten im ganzen Ballinderry Bog, der zwei Fundstellen I, II umschließt, beträchtlich erniedrigt wurde. Dabei stellte sich nämlich das Vorhandensein eines großen Crannog[1]) heraus, der von einer Palisade aus Eichenholzpfählen eingefriedet war. Ungeheure Massen von Hirschgeweih und Knochen von Hirsch, Rind, Schaf usw. bedeckten den ganzen Platz und wurden damals als Dung verkauft. Neben zwei Einbäumen und dem Bruchstücke einer Harfe aus Holz fanden sich Waffen und viele Kleinfunde der typischen Crannog-Hinterlassenschaft. Nur wenig von all dem gelangte schließlich ans Museum, darunter viele eigentümliche vierkantige Nadeln aus Bein mit an den Kanten angebrachten Strichelchen (solche und ähnliche Verzierungen bedeckten aber auch teilweise die Breitseiten), die zuerst sogar für Ogham-Schriftdenkmäler gehalten worden sind. Unter den Funden im Nationalmuseum befindet sich auch ein ziemlich kleines eisernes Schwert, dessen Glockenbügel doch zweifellos Latèneform zeigt, mag auch die Klinge von der üblichen Latène-Schwertklinge etwas abweichen[2]). Leider ist seine Vergesellschaftung mit den anderen Funden aus diesem Crannog (Ballinderry I) nicht ganz so sicher, wie es Armstrong anzunehmen scheint. Das Schwert wird wohl aus den gleichen Erdbewegungen stammen, steht aber unter den übrigen Funden vereinzelt da. Es ist schade, daß die prächtig verzierten Schwertscheiden und die Schwerter aus dem Crannog von Lisnacroghera in Co. Antrim, der ganz wild abgegraben wurde, wie Armstrong richtig bemerkt, infolgedessen auch nicht ganz zweifelsfrei für die latènezeitlichen Anfänge der Packwerkbauten in Irland herangezogen werden können, was gerade in Hinblick auf unser Wikingerschwert für die Frage der Kulturkontinuität an einem einzelnen Siedelungsplatze von einigem Interesse wäre.

Obwohl man bei einer Betrachtung der ganzen Frage, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, zum Schluß kommen wird, daß die Anfänge der Crannogs doch schon in die Latènezeit anzusetzen sein dürften, sind wir nicht berechtigt, unseren Crannog I mit Sicherheit weiter als bis ins 5. Jahrh. n. Chr. zurückzudatieren. Und soweit der Musealbestand und die publizierte Literatur noch ein Urteil zulassen, hat er auch keine Wikingerfunde ergeben, sondern nur die gleichzeitige Hinterlassenschaft der einheimischen Bevölkerung. Der neue Crannog (Ballinderry II) wird einstweilen nur durch das Schwert datiert.

Wie kommt aber nun diese germanische Waffe festländischer Herkunft überhaupt in die Wohnstätte eines Gälen? Denn daß hier ein Wikingerhaus vorliegt, kann als ausgeschlossen gelten.

Es ist weniger die Auffindung im fernen Irland, die überrascht. Wikingerfunde sind in Irland nicht gerade selten und irische Fundstücke in Norwegen sind womöglich noch häufiger, wie ein Blick auf die norwegische Literatur, besonders die Jahrbücher des Museums in Bergen, beweist. Diese lebhaften Wechselbeziehungen kriegerischer und friedlicher Art und ihre Wirkungen

[1]) W. G. Wood-Martin, The Lake Dwellings of Ireland. Dublin 1886, S. 205f.
[2]) E. C. R. Armstrong, The La Tène Period in Ireland. The Journal of the Royal Society of Antiquaries of Ireland 53 (1923), 19; Taf. I:2.

Digitized by Google

auf die Kunst und das Kunstgewerbe des europäischen Nordens, sowohl bei Germanen, wie bei Kelten, sind wohlbekannt.

Immerhin besaßen wir bisher noch keinen Wikingerfund so tief aus dem Inneren Irlands und das Stück ist schon um des Fundortes willen erfreulich. Was aber am meisten überrascht, ist die Auffindung der Waffe mit dem offenkundig südgermanischen Namen in einem keltischen Packwerkbau, wohin sie, wie sich zeigen wird, nur durch nordgermanische Vermittlung gelangt sein kann. Es ist meines Wissens das erste Mal, daß ein solches Stück in einer keltischen Fundschichte gehoben worden ist. Und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß es bei dem Besitzwechsel ganz mit friedlichen Dingen zugegangen ist.

Bevor wir indes diese Frage zu beantworten versuchen, muß Altersstellung und Herkunft des Schwertes genauer bestimmt werden, wobei es sich auch als nötig erweisen wird, einen Blick auf die Geschichte Irlands zur Wikingerzeit zu werfen.

Die Typologie der Wikingerschwerter ist durch die Arbeit vor allem norwegischer und dänischer Fachgenossen gut klargestellt worden und wir besitzen eine vorzügliche Zusammenfassung aus neuerer Zeit in dem Buche, das Jan Petersen diesen Waffen (nebst Lanzenspitzen und Streitäxten) sowie ihrer Verbreitung und Entwicklung in Norwegen gewidmet hat[1]). Petersen unterscheidet unter ihnen 26 Typen, die er mit Buchstaben (A-Z, Æ), möglichst genau der zeitlichen Aufeinanderfolge der einzelnen Typen entsprechend, bezeichnet. Unser Stück gehört seinem Typus K an, den er ins 9. Jahrhundert setzt und über den er S. 105 ff. ausführlicher handelt. Ich kann mich daher auf diesen Hinweis beschränken. Der Typus kommt im Norden nur in Norwegen vor (Petersen zählt 13 Funde auf) und fehlt in den anderen skandinavischen Ländern. Dagegen findet er sich häufiger südlich von Dänemark und weist mit seinem Ursprung unzweifelhaft auf das fränkische Gebiet am Rhein, wo er im 8. Jahrhundert entsteht. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts kommt er durch die Wikingerzüge nach Norwegen, wo er um die Jahrhundertmitte schon feste Wurzeln faßt.

Wir kennen jetzt innerhalb dieses Types bereits eine ganze Anzahl von Schwertern, die in der Verzierung durch Pflanzenranken und im Vorhandensein eines Namens an stets der nämlichen Stelle, der Oberseite der Parierstange, eine solche Übereinstimmung aufweisen, daß man sie zu einer Gruppe zusammenfassen kann. Petersens S. 110 ausgesprochene Ansicht, daß sie auf ein enger zu umschreibendes Erzeugungsgebiet zurückgehen, gewinnt durch den neuen Fund von Ballinderry II umso mehr an Sicherheit, als das gleich zu besprechende *Hartolfr*-Schwert von Kilmainham mit unserem neuen Schwertfund bis in Einzelheiten übereinstimmt.

Diese Schwerter sind, von entfernter hierher gehörigen Stücken abgesehen, die folgenden:

Ein Stück aus Frankreich (Petersen l. c. S. 108), Name: HLITER;

Gravraak, Melhus, in Søndre Trondhjem (Petersen l. c., S. 106, Fig. 89), Name: HLITER;

eines der Schwerter[2]) aus dem Gräberfelde Kilmainham-Islandbridge,

[1]) Jan Petersen, De norske Vikingesverd. En typologisk-kronologisk Studie over Vikingetidens Vaaben. Videnskapsselskapets Skrifter, II. Hist.-Filos. Klasse, 1919, Nr. 1. Kristiania 1919.

[2]) George Coffey und E. C. R. Armstrong, Scandinavian objects found at Island-bridge and Kilmainham. Proceedings of the Royal Irish Academy, 28, Sect. C,

Digitized by Google

heute Vororten des westlichen Dublins, das in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zerstört wurde. Klinge dreimal gebrochen. Jetzt im Nationalmuseum Dublin. Name: HARTOLFR;

dazu das neue Stück aus Ballinderry II; Name: HILTIPREHT.

Eine recht nützliche Zusammenstellung der Verbreitung einiger der Typen wikingerzeitlicher Schwerter in England und Schottland verdanken wir dem Direktor des London Museum, Wheeler, der eine kleine Monographie[1]) über das wikingerzeitliche London und Britannien zur Wikingerzeit geschrieben hat. Wheeler hält die Typeneinteilung Petersens für etwas zu weitgehend, wenigstens soweit der britische Stoff in Frage kommt, und begnügt sich mit 7 Typen. Das Schwert von Ballinderry II entspricht seinem Typus IV, der auch von den äußeren Hebriden belegt ist und den er als „substantially Frankish", mit der Blütezeit von 850—950, bezeichnet. Wie sich die verschiedenen Schwerter seiner Typen II (9. Jahrh.), V (spätes 9. Jahrh.) und VI (frühes 10. Jahrh.) auf das großbritannische Wikingergebiet verteilen, zeigt deutlich seine Verbreitungskarte auf S. 14. Kilmainham-Islandbridge erscheint hier (die Karte enthält auch den Ostrand Irlands) als wichtiger Fundort für seinen Typus II. Die Gesamtzahl der Schwerter aus diesem Gräberfelde ist ziemlich groß; Coffey und Armstrong bilden nur die prächtig verzierten Stücke ab, die sich in folgender Weise auf Petersens Typen verteilen: Typ D = Coffey-Armstrong Taf. IV: 3 und das Stück S. 112, Fig. 2; Typ E = IV: 4; Typ H = IV: 1,2; endlich Typ K = IV: 5 (das oben erwähnte Gegenstück zum Ballinderryschwert). Aber auch die nicht abgebildeten Stücke schließen sich mehr oder minder enger diesen Typen an, die Wheeler S. 32 „distinctively Norwegian" nennt. Denn 330 Stücke dieses Wheelerschen Typs II stammen aus Norwegen, viele auch aus Schweden, keines aus Dänemark. Ihre Fundstellen auf den britischen Inseln liegen an der Route der norwegischen Invasionen und sie fehlen in England, das damals von den Dänen, nicht den Norwegern, heimgesucht wurde.

Die auf den ersten Blick vielleicht überraschende Tatsache, daß die Namen auf diesen Schwertern in lateinischen Buchstaben, nicht in Runen, geschrieben sind, erklärt sich also aus der fränkischen Herkunft dieser Stücke. Die Runenschrift war wohl bei den Wikingern noch im 9. Jahrhundert in Gebrauch — wir kennen 4 Runenschriften aus Irland (R. A. S. Macalister, The Archaeology of Ireland, London 1928, S. 339) —, die Angelsachsen hatten sie aber schon im 8. Jahrhundert ziemlich aufgegeben[2]) und die Franken schrieben natürlich erst recht in lateinischer Schrift. Die Namen auf den Parierstangen unserer Schwerter sind nämlich nicht die Namen der nordischen Krieger,

---

No. 5 (1910), S. 113, Taf. IV:5. — Die Funde von Islandbridge, Kilmainham, Royal Hospital und Kingsbridge gehören, wie die genannten Verfasser dargetan haben, einem größeren zusammenhängenden Friedhofbereich von etwa $^4/_5$ km Längserstreckung an. Nach dem Zeugnis der Schwerter scheint dieser Gräberbezirk, der offenbar aus losen Gruppen bestand, zeitlich nicht weit über das Jahr 900 herunterzureichen. Man bezeichnet die Nekropole am besten als Kilmainham-Islandbridge.

[1]) R. E. Mortimer Wheeler, London and the Vikings (London Museum Catalogues I). London 1927. — Daselbst viel an älterer Literatur.

[2]) Die von John Gage, Sepulchral Stones found at Hartlepool in 1833 (Archaeologia 26, 1836, p. 479—482) besprochenen und Taf. 52 abgebildeten Runeninschriften, deren Namen er HILDDIGYTH und Hildithryth liest (wie sie ein heutiger Germanist lesen würde, weiß ich nicht; der zweite Name ist gewiß weiblich) kommen für Namenszusammenhänge natürlich nicht in Frage. Gage weist darauf hin, daß St. Hilda († 680) in Hartlepool ein Kloster stiftete.

Digitized by Google

die sie schließlich trugen, sondern die der Waffenschmiede oder ihrer Schule[1]) und wir haben Grund anzunehmen, daß die Namen berühmter Schmiede auch auf Schwertern angebracht wurden, die weniger berühmten Werkstätten entstammen. Wir kennen einen gewissen + VLFBERH + (Ulfberht), dessen Namen auf den Klingen zahlreicher Schwerter eingestempelt oder „damasziert" ist, die sich vom Frankenreich und über Skandinavien[2]) bis ins ostbaltische Gebiet[3]) verteilen. Dieser Ulfberht hat zwischen 900 und 950 irgendwo im Frankenreich gearbeitet. Die Schwerter des 9. Jahrhunderts tragen den Namen meist auf der Oberseite der Parierstange; gelegentlich erscheint er aber auch auf der Vorderseite derselben, so auf einem Schwert mit goldplattiertem Griff aus Grabhügeln mit Leichenbrand bei Buxtehude in Hannover der Name BENEDICT...I[4]).

Auf meine Bitte hin hatte Herr Professor R. Much in Wien die große Freundlichkeit, mir brieflich folgende Aufschlüsse über die Namensform *Hiltipreht* zu geben. Er schreibt: „Sie haben also gewiß recht, wenn Sie den Namen zu dem bei Schönfeld, Wörterbuch[5]) belegten *Hildibertus* stellen. Es ist eine Frage für sich und für unseren Fall belanglos, wie man sich das Verhältnis von *preht, breht,* ahd. *brecht* in Namen zu *perht, berht* jetzt *bert* (vgl. Albrecht: Albert) vorstellt. Ein altgerm. *berhta-* »licht, hell, glänzend« ist aus allen jüngeren Sprachen des Germanischen gesichert, hat außerdem auch außergermanische Entsprechungen wie cymr. *berth* 'hübsch' aus *ber(k)to.* Die Form mit *re* statt *er* betrachtet man wohl allgemein als jüngere Entwicklung, wie ja auch aus ags. *beorht* engl. *bright* geworden ist. Da es aber auch ein mhd. *brehen* 'aufleuchten, glänzen' gibt, wo diese Stellung *re* alt ist, wie weitere Verwandtschaft zeigt, ließe sich unmittelbar zu einem alten Synonym *brehta-* neben *berhta-*, gelangen. Hier ist das, wie gesagt, gleichgültig. Sehr bemerkenswert dagegen ist die Tatsache, daß die Schreibung *Hiltipreht* den Namen einem bestimmten Gebiet zuzuweisen gestattet, und zwar mit voller Bestimmtheit. Der Name ist in dieser Gestalt oberdeutsch, d. i. alemannisch oder bairisch (dabei Österreich eingeschlossen). Ich möchte bei Kollegen anfragen, ob etwas über Eisenindustrie und Waffenausfuhr aus Schwaben oder Baiern im früheren Mittelalter bekannt ist. Mir fällt hier *Noricus ensis* (aus Horaz?) ein und die Bemerkung des Annoliedes 389 dazu: *Noricus ensis, daz diudit ein swert beierisch!*

Aus den vorstehenden Erwägungen typologischer und philologischer Natur wird es von vorneherein höchst wahrscheinlich, daß das Schwert einem

[1]) Nur ausnahmsweise erscheinen beide Namen auf einem Stück, so auf einem Seramasax der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts aus Sittingbourne, der sich im Britischen Museum befindet (R. A. Smith, British Museum: a Guide to the Anglo-Saxon and Foreign Teutonic antiquities, 1923, p. 95, Fig. 116). Der Eigentümer ist Gebereht (vielleicht Sigebereht), der Verfertiger nennt sich BIORHTELM.

[2]) Vgl. Lorange, l. c. S. 16, 64; Petersen, l. c. S. 128, 132, 140, 141, 143, 149, 151, 156.

[3]) Vgl. die beiden wichtigen Beiträge Max Eberts „Zu den Beziehungen der Ostseeprovinzen mit Skandinavien in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts" und „Ein Schwert mit tauschierter Klinge von Lümmada auf Oesel" in: Baltische Studien zur Archäologie und Geschichte, hg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands (Arbeiten des Baltischen vorbereitenden Komitees für den XVI. archäologischen Kongreß in Pleskau 1914). Berlin 1914, S. 117—139 und 147—157.

[4]) Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, IV, Taf. 60: J. Petersen l. c. S. 109 rechnet das Stück zu seinem Typ K, also zur gleichen Klasse wie unsere zwei irischen Stücke mit Namen. Doch ist es dann eine etwas abweichende Ausprägung des Typs.

[5]) M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen. Heidelberg 1911.

Digitized by Google

Wikingerzug entstammt und nicht etwa fränkische Ausfuhr nach Irland darstellt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Kelten, deren Bewaffnung den gefürchteten Hieb- und Wurfwaffen der Nordmänner zweifellos unterlegen war und deren Chronisten die schreckliche Wirkung dieser Waffen eindringlich beschreiben, sich nicht gleichartige Schwerter aus denselben kontinentalen Werkstätten zu beschaffen wußten, aus denen die Wikinger sie durch Raub und Handel bezogen. Regerer Verkehr mit dem Festlande bestand ja schon durch die zahlreichen Wechselbeziehungen, die die Geistlichkeit unterhielt, und die irischen Kleriker müssen also viel gottgefälligere Leute gewesen sein, als manche ihrer teutonischen Amtsbrüder, die mit dem Schwerte bekanntlich recht gut umzugehen wußten. Die Seltenheit solcher Waffen in angelsächsischen Funden scheint auch zu beweisen, daß die Wikinger den Schiffsverkehr scharf kontrollierten, besser gesagt: es lag ein guter Teil des Handels von vornherein in der Hand der Wikinger selbst. Die Eigenart der damaligen Verhältnisse wird von Ebert (Zu den Beziehungen der Ostseeprovinzen l. c. S. 123) mit treffenden Worten beleuchtet: „... die Wikinger sind Krieger und Kaufleute, Seeräuber und Eroberer.... Die diesen Worten heute zugrundeliegenden Vorstellungen treffen auf die Wikingerzeit nicht ganz zu. Der soziale Gegensatz zwischen Kriegerstand und Kaufmannstand im Mittelalter existiert in jener Zeit im germanischen Norden nicht. Neben Ackerbau, Schmiedehandwerk und Jagd sind Krieg und Handel, natürlich der Großhandel, das einzige des freien Mannes Würdige. Eine ausgebreitete Handelstätigkeit führte auf und über das Meer. Das war bei dem damaligen Zustande der Schiffahrt ein gefährliches Unternehmen. Die Sprache unterscheidet deshalb nicht zwischen Kaufmann und Seefahrer. Sie nennt beide farmadr (= Seefahrer)... Wo Handel, Krieg und Schiffahrt in einer Person vereinigt sind, nicht selten in der Person eines Mächtigen, denn auch die Fürsten waren Kaufleute, da werden bei derselben Gelegenheit oft Handel und Krieg in einer uns befremdlich erscheinenden Art gleichzeitig betrieben..."

Da die irische Schmiedekunst gerade damals auf einem Höhepunkt stand und der skandinavischen zweifellos nicht nur künstlerisch, sondern auch technisch mindestens ebenbürtig war, bleibt es immerhin merkwürdig, daß die Iren solche Schwerter nicht wenigstens nachahmten und auch später — soweit die Denkmäler einen Schluß zulassen — ihre Bewaffnung nicht gleich wirkungsvoll gestalteten. Der Begriff „wirkungsvoll" ist hier natürlich von diesen eindruckvollen skandinavischen Waffen abgeleitet. Denn schließlich sind die Iren doch zuletzt dieser Eindringlinge Herr geworden. Es war also wohl mehr die ungewohnte Kampfesweise, die den Nordmännern durch zwei Jahrhunderte ihre Erfolge sicherte: die Seeherrschaft und die Fähigkeit, überall ihre tüchtigen und flinken Schiffe zu zimmern, das blitzschnelle Auftauchen, Leichtbeweglichkeit auch zu Lande, überlegene Taktik und die rücksichtslose Energie im entscheidenden Augenblick, Eigenschaften, die die irischen Annalisten immer wieder betonen und die den Eindruck lähmenden Entsetzens erklären, den die Wikinger überall, nicht nur in Irland, verbreiteten. Es wiederholte sich hier offenbar ein ähnlicher Vorgang, wie er sich bei den ersten Zusammenstößen der Römer mit den Kelten und dann mit den Cimbern und Teutonen abgespielt hat. Neben diesen kriegerischen Ereignissen gehen aber die friedlicheren Beziehungen einher, ganze Mischbevölkerungen entstanden und allmählich versiegte auch das Nachströmen unverbrauchter Elemente aus der Heimat.

Der tiefe Eindruck, den der Wikingerschrecken auf die Zeitgenossen

Digitized by Google

machte, wird unmittelbar gegenwärtig aus einem kleinen keltischen Vierzeiler am Rande einer Handschrift, die sich jetzt unter den Schätzen der Klosterbibliothek St. Gallen befindet. Es ist die lateinische Grammatik Priscians, die ein Flüchtling von Irland herüberbrachte und der Vers lautet[1]: ‚Bitterkalt stürmt der Wind heute nacht, er peitscht des Ozeans weißes Wellenhaar; nicht fürchte ich, daß die wütenden Norweger heute nacht auf der irischen See einherjagen.'

Daß solche Leute auf den Besitz guter Waffen geradezu erpicht waren, versteht sich von selbst. Schon Karl der Große hat strenge Edikte gegen den Verkauf von Waffen an die Normannen, Slaven und Awaren erlassen und in der Folgezeit hören wir des öfteren, „daß die Normannen, die in das Frankenreich eingebrochen waren, mit den geraubten Schätzen in den fränkischen Städten einen förmlichen Markt abhielten, um in den Besitz fränkischer Waffen zu kommen" (Ebert, l. c. S. 137). Ziehen wir nun die oberdeutsche Form des Namens *Hiltipreht* in Betracht, so erinnern wir uns unwillkürlich an das, was Lorange schon 1889 gesagt hat: „Par le Rhin et le Danube cette région (nämlich der Osten des Frankenreiches) a reçu ses traditions de la Styrie, et son marché principal a peut être été Duerstede près de l'embouchure du Rhin, ville où les Vikings s'établirent de bonne heure par concession des empereurs . . ." (S. 64) und „Un groupe (nämlich von Schwestern) orientale (ou austrasien) aurait été chercher son acier en Styrie ou plus tard à Siegen, et ce métal travaillé à Passau ou Solingen aurait gagné la mer par le Danube et le Rhin . . ." (S. 80).

So ist also ganz gewiß unser Schwert durch die Hand eines heidnischen Wikings wieder in den Besitz eines Christen, diesmal eines keltischen Christen, gekommen.

Sehen wir nun zu, ob die historischen Nachrichten uns erlauben, an ein bestimmtes Ereignis anzuknüpfen[2]).

Das erste Auftreten der Wikinger auf irischem Boden fällt um das Jahr 795. Schon 793 war das berühmte northumbrische Kloster Lindisfarne von ihnen verwüstet worden. Wenig später tauchen sie, längs der schottischen Westküste herabkommend (wo sie Skye plünderten), in der irischen See auf und brennen die Kirche einer Insel nieder, die offenbar das heutige Lambay (Lamb-ey = Schafsinsel), etwas nördlich der Dublin Bay, ist (s. die Karte Abb. 5). Von da ab sind sie durch zwei Jahrhunderte der Schrecken aller Länder des nordwestlichen Europas und darüber hinaus. Im Jahre 807 besetzen sie die Insel Inishmurray vor der Küste von Sligo und machen von da aus Streifzüge tief nach Roscommon hinein. Auch im Süden erscheinen sie, so 811 in Münster.

Waren das alles erst noch vereinzelte Überfälle gewesen, so beginnt um 832 mit der Festsetzung des berühmten Wikings Thórgestr (von den

[1]) Thesaurus Palaeohibernicus, ed. Stokes und Strachan, II, 290.

[2]) Eine gute Übersicht der Geschichte Irlands zur Wikingerzeit bietet neuerdings das Büchlein von A. Walsh, Scandinavian Relations with Ireland during the Viking period. Dublin 1922 (daselbst die ältere Literatur). Wichtige Vorarbeiten haben A. Bugge (Contributions to the history of the Norsemen in Ireland, Christiania 1909 und Bidrag bidet sidste Afsnit af Nordboernes historie i Irland [Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1904, p. 248—315]), sowie W. G. Collingwood (Scandinavian Britain. London 1908, Society for the Promotion of Christian Knowledge 1908) geleistet. Fürs Sprachliche sind Carl J. S. Marstranders und H. Zimmers Arbeiten wichtig. Die Archäologie zusammenfassend bei R. A. S. Macalister, The Archaeology of Ireland, London 1928, 331—343.

Digitized by Google

Iren Turgeis genannt) in Armagh die planmäßige Niederlassung. Um 834 finden wir sie überall fest an den Küsten eingenistet, besonders an den Flußmündungen, von wo sie stromaufwärts die Niederlassungen brandschatzen konnten.

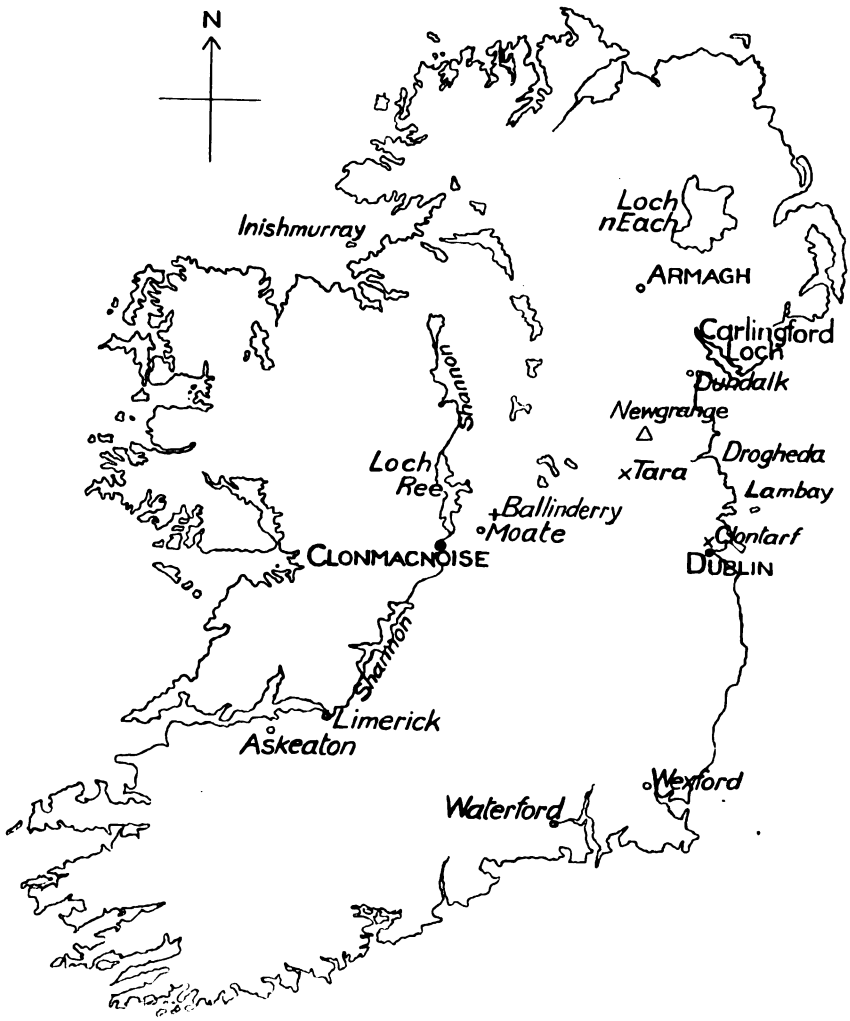


Abb. 5.

Thórgestr warf sich zum König der Wikinger auf. Auf Loch n'Each (Lough Neagh) und Loch Ree unterhielt er Flotillen, um die reichen Klosterniederlassungen der Umgebung heimzusuchen. Diese haben im alten Irland etwa die Rolle der späteren Städte gespielt. Damals traten nun die Vorläufer dieser Städte selbst als feste Wikingerniederlassungen ins Leben: 836 Dublin, 840 Linn Duachaill (zwischen Drogheda und Dundalk), Limerick, bald auch Waterford und Wexford. Vorher waren diese Orte wohl nur

Digitized by Google

„raths" (ring-forts, vgl. Argentoratum), der einheimischen Bevölkerung gewesen. 844 oder 845 bemächtigte sich Mael-Shechlainn (Maelsechnaill), als I. dieses Namens später *árd-rí* (Hoch-König) von Irland, Thórgestrs durch eine Kriegslist und ließ ihn ertränken.

Die Iren erzielten mehrere Erfolge über die Norweger, die seit 849 auch mit den dänischen Neuankömmlingen zu kämpfen hatten; diese plünderten 851 die norwegischen Plätze Dublin und Dundalk und siegten in der dreitägigen Seeschlacht in Carlingford Loch.

Ragnarr Lodbróks Geschlecht regierte aber doch seit 852 oder 853 in Dublin und die Flottenstreifzüge erstreckten sich über den ganzen Westen Großbritanniens. Dieser norwegischen Zeit Dublins gehört zweifellos das Gräberfeld von Kilmainham-Islandbridge an, beiläufig bemerkt der einzige Friedhof, den wir kennen. Die Wikingerzeit ist sonst nur durch Einzelfunde vertreten. Das hängt nun zum Teil gewiß mit der noch ungenügenden archäologischen Erschließung des Landes zusammen. Vielleicht hat aber Macalister (l. c. S. 338) recht, wenn er meint, daß die Eindringlinge stets sehr bald die irischen Gewohnheiten und Gebräuche (dann wenigstens in allen friedlichen Beschäftigungen!) annahmen, die Fundarmut also nur scheinbar ist. Denn so chaotisch die Zustände nach den zeitgenössischen Berichten sich darstellen, so war doch gerade das 9. Jahrhundert eine der Blütezeiten irischer Kunst und Kultur[1]).

Schon zu Thórgestrs Zeit hat ein äußerst fruchtbringender Austausch von Kulturgütern eingesetzt und es entstand durch Heiraten[2]) eine ganze Mischbevölkerung, die sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite schlug. Damals begleitete der irische Prinz Lorcan, König von Meath, die norwegischen Seekönige Óláfr und Ivarr, die als Ragnarr Lodbróks Söhne gelten, auf ihrem Räuberzuge zu den Königsgräbern von Newgrange, Dowth und Knowth. Diese Grabschändung in der seit der Bronzezeit geheiligten altirischen Königsnekropole am Boynefluß hat bei den Iren einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Noch heute gilt dem Volke jedes deutliche Anzeichen gewalttätiger Graberöffnung oder von Zerstörung überhaupt, soweit sie nicht anglonormannisch ist, als ein Beweis für das Wüten der Dänen. Wir haben aber gesehen, daß die Hauptrolle dabei eher den Norwegern zufiel[3]).

Von 783—913 herrschten ruhige Verhältnisse, da die Norweger mit den Dänen und beide unter sich beschäftigt waren. Die Wikingerzüge hatten vielfach in heimischen Streitigkeiten ihren Grund und solche pflanzten sich natürlich in die eroberten Länder fort. Das große Hochkreuz der Kloster-

[1]) Über die unverwüstliche Lebenskraft der Gälen gerade in dieser Zeit vgl. W. Bremer, Die Stellung Irlands in der europäischen Vor- und Frühgeschichte (Festschrift des Röm.-Germ. Central-Museums zu Mainz, 1927, S. 171 ff.).

[2]) Besonders auch seitens der herrschenden Klassen, um die Ansprüche des Schwertes durch Familienbeziehungen zu legitimieren. Oft genug waren irische Clanhäuptlinge oder Stammeskönige mit ihren germanischen Gegnern verschwägert oder gar blutsverwandt. Genau das gleiche „Einheiraten" in die legitime Erbfolge durch tatkräftige Eroberer hat sich abgespielt, als die Latènekelten sich in die matriarchalische Gesellschaftsordnung des vorarischen Irlands eindrängten. Derlei wiederholt sich immer bei Usurpatoren.

[3]) Die Iren unterschieden scharf zwischen den Dänen, die sie meist „schwarze Fremde" (*Dubh-ghaill*) nannten und den Norwegern, die sie als „blonde Fremde" (*Fionn-ghaill*) oder als *Lochlannaigh* (Leute von Lochlann-Norwegen) und anderweitig bezeichneten. Der häufige Familienname *Doyle* (auch *Mac Dowell*) geht auf den Namen für die Dänen, *Mac Loughlin* wohl auf den für die Norweger zurück. Andere Namen, die noch aus dieser Zeit überleben, sind *Mac Auliffe* (Óláfr), *Mac Iver* (Ivarr), *Mac Manus* (Magnus), *O'Higgins* (Wiking) usw.

Digitized by Google

siedlung Clonmacnoise (errichtet 914) bewahrt die Erinnerung an diese Zeit, in der die Wikinger (902—916/19) sogar aus Dublin weichen mußten (Endtermin der Nekropole Kilmainham-Islandbridge?). Das Jahr 919 bringt den Höhepunkt der Wikingerherrschaft. In jeder Küstenstadt sitzt ein nordischer Kleinkönig, in den Seen waren ganze Flotten stationiert, von 920—950 ist das Königreich Dublin mit dem skandinavischen Königreich Northumbria eng verknüpft.

Wir übergehen das wirre Hin und Her, das nach dieser Zeit den Niedergang der Wikingerherrschaft bezeichnet. Der Sieg des Hochkönigs Mael-Shechlainn's II. bei Tara, dem Sitz der Hochkönige (980) und der Sieg Brian's (der ihn stürzte und beerbte) in der berühmten Schlacht von Clontarf (1014), nach deren Ende er selbst erschlagen wurde, brachen endgültig die Macht der Nordmänner. Von da ab wurden sie langsam assimiliert und hielten sich als eigene Bevölkerung unter kleinen Scheinkönigen nur in einigen Küstenstädten bis zur englischen Invasion 1169. Sie haben unverwischbare Spuren im Lande hinterlassen.

Um nun unser Schwert von Ballinderry II in diesen Zusammenhang einzureihen, bieten sich zwei Möglichkeiten. Das Stück kann den Shannon aufwärts, von Limerick gekommen sein. Schließt dieser Fluß doch von seiner Trichtermündung bis hoch in den Norden das ganze Innere in geradezu idealer Weise durch eine ganze Perlenkette von Seen auf, die er durchströmt und die mit unzähligen Inseln ebenso viele Schlupfwinkel boten. Hochberühmte reiche Klöster und Abteien wie Ardach (Ardagh), Clonfert, Clonmacnoise luden da zu Besuchen ein. Wir haben sogar von Askeaton, am unteren Shannon, ein Wikingerschwert (Nationalmuseum Dublin). Doch ist es ein etwas jüngerer Typus als Ballinderry II, vom Ende des 9. Jahrhunderts. Limerick (nordisch *Hlymrek*) wurde wohl zu Thórgestrs Zeit gegründet, war aber erst im 10. Jahrhundert wichtig und Hauptort eines dänischen oder dänisch-norwegischen Reiches.

Da erscheint es mir näherliegend, unser Schwert aus der Mitte des 9. Jahrhunderts mit einem historischen Ereignis in Zusammenhang zu bringen, das gut bezeugt ist. Thórgestr nuterhielt, wie wir gesehen haben, etwa zwischen 839—845 eine Flotte auf Loch Ree. Während dieser Zeit hat sich ein Raubzug nach dem unfern gelegenen Clonmacnoise abgespielt, von dem uns berichtet wird, daß Thórgestrs Weib Audr (irisch Ota) die Kathedrale in einen heidnischen Tempel umzuwandeln trachtete und vom Hochaltare aus ihre „oracular responses *(a frecartha)*" gab[1]). Dieser Zustand dauerte 3 Jahre und endete 844 oder 845 durch den Untergang Thórgestrs.

Nun ist die Entfernung zwischen unserem Crannog von Ballinderry II (den man angesichts seiner relativen Kleinheit, der offenkundigen architektonischen Sorgfalt und der Nähe des großen Crannoges I ungezwungen als eine strategische Sicherung des letzteren auffassen kann) nur 22 km in der Luftlinie.

Es war also wohl einer von den Mannen Thórgestrs oder Audrs selbst, der dieses Schwert mit sich gebracht hat.

Wie es dann in den Besitz der Kelten kam, ob durch Handel oder als Beutestück, das auszumalen, ist nicht mehr Sache der Archäologie, sondern der Phantasie.

[1]) Walsh, l. c. S. 2 nach *Cogadh Gaedheal re Gallaibh* (The War of the Gaedhil with the Gaill) ed. J. H. Todd. London 1867.

Digitized by Google

2. Zusammenfassungen.

a) Aus der Urgeschichte des Menschen.

Die Kultur des Neanderthalers.

Von Eduard Beninger.

Es ist nicht leicht, sich aus der heutigen Literatur ein einheitliches Bild über die Neanderthalerkultur zu verschaffen. Die Meinungen der Sachleute gehen so weit auseinander, daß dem Außenstehenden oft Zweifel ob der gesunden Basis der Diluvialforschung aufstoßen. Jedem Bemühen, eine „objektive" Darstellung zu geben, die alle Anschauungen zu Wort kommen läßt, setzen sich unüberbrückbare Schwierigkeiten entgegen. Daraus erklärt sich auch, warum in den gangbaren Handbüchern immer wieder dieselben typologischen Exkurse vorgebracht werden. Nun ist es aber gerade mit der ausschließlichen typologischen Chronologiebestimmung bei der Breitklingenkultur sehr schlecht bestellt. Und es liegt eigentlich in der Natur der Sache, daß die typologischen Normen, die zur Handhabung geboten werden, doch erst aus der stratigraphischen Sachlage geschöpft werden müssen. Die Formenlehre ist das stereotype Ablesen der Adjektiva; sie ist nichts anderes als der Versuch, die grundsätzlichen Probleme ausschmückend zu umschreiben; sie ist die Wissenschaft, die gegebenen Tatsachen noch irgendwie anders verständlich zu machen und zu charakterisieren. Es scheint, als ob heute noch diese Seite der Diluvialforschung die Prähistoriker am meisten interessiert. Im folgenden soll versucht werden, den Stand der Forschung in den wichtigsten Punkten zu präzisieren.

Die im Jahre 1856 in der Feldhofener Grotte im Neandertale bei Düsseldorf aufgefundenen menschlichen Skelettreste boten die entscheidende Veranlassung zur Erkenntnis einer diluvialen Menschenrasse. Nach der in den Naturwissenschaften geübten Schaffung von Nomenklaturen erhielt sie den Namen nach dem Fundort, also homo neanderthalensis. (Das th erklärt sich aus der damaligen Orthographie. Es ist daher richtig zu sagen: Die Neanderthaler Schädelkalotte stammt aus dem Neandertal.) Die nachträgliche Bezeichnung homo primigenius wurde merkwürdigerweise gerade von den Deutschen aufgebracht (sie ist heute natürlich sachlich nicht mehr zu halten) und wurde durch die Autorität von Schwalbe in der deutschen Literatur gebräuchlich, während in der ausländischen Literatur die normale Benennung homo neanderthalensis weitaus überwiegt.

In Mitteleuropa ist die Breitklingenkultur die bisher älteste, sie ist gleichzeitig mit der ältesten Faustkeilkultur in Westeuropa anzusetzen. Bezüglich der relativen Chronologie können wir nur Aufschlüsse aus der geologischen Lagerung erwarten. Als sichersten Ausgangspunkt nehmen wir nicht die unvermischte Anfangskultur, sondern die Mischkultur Moustérien.

Eine von allen Forschern übereinstimmende geologische Fixierung der eiszeitlichen Neanderthalerkultur (der Mischkultur Moustérien) ist bis jetzt

Digitized by Google

erst in Südeuropa geglückt, dagegen noch keineswegs in Mitteleuropa, wo die betreffenden Profile die verschiedensten Interpretationen erdulden müssen. Beginnen wir daher mit Spanien, und zwar mit dem wichtigen Aufriß von Castillo. Dort finden sich zwei durch eine Warmzone voneinander getrennte Renhorizonte. Alle Forscher sind sich darüber einig, daß hier das Profil die Abfolge Rißeisenzeit—Rißwürminterglazial—Würmeinszeit repräsentiert. Da hier die Mousterienstraten in der unteren Kaltzone liegen und in die Warmzone hineinreichen, ist in Südeuropa die Neanderthalerkultur einwandfrei in Riß und Rißwürm fixiert.

Anders wird die Situation in Mitteleuropa beurteilt, wo der Sirgenstein zur Diskussion steht. Auch hier finden sich zwei Nagetierschichten, die voneinander durch einen Horizont mit Waldfauna getrennt sind. Sieht man in Castillo die Hochstände zweier Vereisungen vertreten, so erkennen die deutschen Geologen und Obermaier die Beweiskraft der gleichen Situation im Sirgenstein nicht an. Ihre Gründe dafür sind die, daß sie der Gleichsetzung einer Nagetierschicht mit einer Eiszeit, obwohl sie immer nur mit Mousterien und Magdalenien verankert auftritt, nicht zustimmen; oder daß sie, durch das Auftreten des elephas antiquus in Südeuropa während Rißwürm bestärkt, eine ausgesprochen interglaziale Fauna auch für dieselbe Zeit in Mitteleuropa verlangen und demnach auch die Vertretung des Penckschen Rißwürminterglazials durch die Lößverlehmungszone der Aurignacschwankung bestreiten. Dadurch, daß die deutschen Geologen die untere Nagetierschicht von Sirgenstein nicht als Riß anerkennen, kann Obermaier nicht überzeugt werden, daß die Warmschicht von Castillo mit Mousterien gleichzeitig sei mit der Aurignacschwankung von Sirgenstein und demgemäß das Mousterien auch in Mitteleuropa in Riß fixiert wäre.

Es kommt also nur noch in Betracht, ob es in Mitteleuropa eine einwandfrei als Riß datierte geologische Schicht gibt, die eine Kultur enthält, die als Mousterien angesprochen werden könnte. Dafür darf Markkleeberg herangezogen werden, das von allen Geologen nie eine andere Klassifizierung als Riß erhielt. Leider läßt sich aber gerade hier keine Einheitlichkeit bezüglich der typologischen Klassifizierung erzielen. Die Industrie mit klassischen Handspitzen und schönen Fäusteln wurde von den französischen Typologen, früher auch von Obermaier als Mousterien angesprochen. Da Obermaier das Mousterien in Mitteleuropa nicht in Riß fixiert, bezeichnet er jetzt Markkleeberg als Prämousterien. Auch Soergel hält es für älter als Taubach; Wiegers nennt es Acheuléen, damit er nicht gezwungen ist, das eiszeitliche Mousterien dem mit warmer Fauna nachfolgen zu lassen. Man kann also die Gleichsetzung von Markkleeberg mit der unteren Nagetierschicht von Sirgenstein nur umgehen, wenn man Sirgenstein jünger als Riß macht. Anerkennt man die Beweiskraft der unteren Nagetierschicht von Sirgenstein für Riß, dann ist diese mit Markkleeberg gleichzeitig und somit auch die Industrie von Markkleeberg ein Mousterien, wie dies Bayer annimmt.

Demnach muß also folgendes Resumé abgegeben werden. Obermaier nimmt eine Fixierung des Mousterien in Riß nur in Südeuropa an, hält es also hier für älter als in Mitteleuropa: nach ihm rückt der Neanderthaler von Südeuropa in der Richtung gegen die Expansion der Eismassen vor, so daß er Mitteleuropa im Rißwürm erreicht. Das ist für ihn deshalb möglich, weil er 1. die untere Nagetierschicht von Sirgenstein nicht mit Riß identifiziert und 2. weil er Markkleeberg typologisch als Prämousterien klassifiziert. Diese zwei Stützpunkte sind auch für die deutschen Geologen zur ähnlichen

Digitized by Google

Beurteilung der Situation maßgebend. Bei ihnen tritt aber noch folgendes Argument hinzu. Sie parallelisieren jeden Löß mit einem Hochstand der Vereisung, Löß I also mit Riß. Da das Moustérien erst nach Löß I folgt, fixieren sie Acheuléen II ins Riß, worauf nach ihrem Schema das warme Moustérien und endlich die eiszeitliche Mischkultur käme. Daher legen Soergel und Wiegers Taubach und Krapina ins Rißwürm. Dagegen klassifiziert Bayer das einwandfrei rißzeitliche Markkleeberg mit Moustérien und fixiert die untere moustérienführende Nagetierschicht von Sirgenstein mit Riß. Da das Ilmien für ihn ins Mindelriß fällt, in Castillo das Moustérien aber noch ins Rißwürm hineinreicht, leitet er die Ausbreitung der Neanderthalrasse von Mitteleuropa nach Südeuropa, wo sie sich teilweise noch bis in die Warmphase hält, als in Mitteleuropa bereits der Aurignacmensch herrscht.

Wir können die Neanderthalerkultur bis in die große Zwischeneiszeit (MR.) zurückverfolgen. Freilich stoßen wir auch hier auf Meinungsverschiedenheiten der Forscher. Soergel trennt Taubach und Chelléenhorizont, da er Taubach ins Rißwürm setzt; für ihn gibt es sogar eine dritte Warmzeit, repräsentiert durch Mauer. Deshalb führt er auch die hypothetische Günseiszeit Pencks noch weiter, um die drei Zwischeneiszeiten Mauer, Chelléen und Taubach placieren zu können. Anders Wiegers, der bei drei Eiszeiten natürlich keinen Platz für eine eigene Mauer-Zwischeneiszeit hat. Bei ihm wird Mauer daher präglazial. Für die Einschaltung von Mauer, Chelléen und Taubach in eine Zwischeneiszeit spricht nach Bayer die englische Cragserie, die nach demselben Gewährsmann die scheinbaren fauniſtischen Widersprüche von Mauer und Chelléenhorizonten durch das Auftreten der Etruscusfauna und Antiquusfauna beseitigt. Mauer repräsentiert eben das frühe, Chelléen das späte Stadium der großen Zwischeneiszeit. Die Fixierung von Taubach ins Rißwürm erfolgt von seiten jener Forscher, die das Moustérien mit warmer Fauna konsequent dem mit kalter Fauna nachfolgen lassen, obwohl gerade im Profil von Taubach die Aurignacschwankung dem Fundniveau überlagert ist. Auch Obermaier steht auf dem Standpunkt, daß das warme Moustérien Spaniens älter sei als das kalte in Westeuropa, während Bayer die typologisch gleichstehenden Kulturen im Süden für jünger hält, Castillo also die Fortsetzung von Taubach darstellen muß.

Die obere Abgrenzung der Neanderthalerkultur erfolgt in jener Zeit, in der sich ein Hiatus innerhalb der europäischen Diluvialkulturen fühlbar macht. Es ist dies die Zeit der Entstehung von Löß II, aus der nur unsichere und atypische Klingen bekannt sind. Soergel und Werth verlegen allerdings das Moustérien in Löß II, da sie ja Acheuléen II im Riß fixieren. Eine zeitlang schien es, als ob das Aurignacien bis in jene zweite Lößphase hinabreiche. Veranlassung dazu gab der Sirgenstein. Nun hat es aber hier mit der Abtrennung der Moustérienschichten von den Aurignacstraten eine eigene Bewandtnis. Im Profil von R. R. Schmidt trennt die untere Nagetierschicht die Herdzone VII mit Moustérien von der Herdzone VI mit „Frühaurignacien", die also der Niageterschicht knapp aufgelagert ist und bis zur Herdzone II mit Solutréen in eine zusammenhängende Lehmschicht (e) fällt. Nun zeigt sich aber, daß die Basis dieser e-Schicht noch Lemminge enthält, also fauniſtisch sehr an die Rißfauna sich angliedert. Das spricht schon gegen die Klassifizierung der Herdschicht VI als Aurignacien. Schaut man sich hierauf die Artefakte an, so wird man im archäologischen Material keine zwingenden Anhaltspunkte für die Klingenkultur finden (vgl. Bayer, Der Mensch im Eiszeitalter I, S. 68, 1927). Sirgenstein VI dürfte also noch dem Moustérien

Digitized by Google

zugehörig sein. Stimmt dies, so gehört der große Trennungsstrich nicht wie bei R. R. Schmidt zwischen die Herdzonen VII und VI, sondern zwischen VI und V, da erst Herdzone V (keine Lemminge, Auftreten des Hirsches) das Aurignacien enthält. Die Deutung der Herdzone VI als Frühaurignacien durch R. R. Schmidt hat Bayer früher veranlaßt anzunehmen, daß ein Uraurignacien auf die westeuropäische Faustkeilkultur gedrückt habe und so eine mitteleuropäische Breitklingenkultur entstanden sei. Heute sprechen aber alle Erwägungen dafür, daß der Cromagnonmensch erst in der Aurignacschwankung aus dem Osten nach Mitteleuropa eingewandert ist (Willendorf reicht mit den Stufen 1—4 in die Göttweiger Verlehmungszone). Es erreicht also das Moustérien nur in Südeuropa den letzten Eisvorstoß, während in Mitteleuropa die obere Nagetierschicht bereits den Aurignacmenschen aufzeigt.

Bezüglich der schwierigen Frage der Genetik der Neanderthalerkultur wollen wir uns nur kurz äußern. Neuerdings liegt eine interessante Beantwortung von Obermaier vor. Er nimmt zwei verschiedene Ursprünge für das Moustérien an: das Kleinmoustérien und das Moustérien mit Acheuléenmorphologie. Seine Ausführungen über das Kleinmoustérien decken sich mit unseren Ansichten über das Ilmien, während sein Moustérien mit Acheuléenmorphologie doch nur die spätere Vermischung der Faustkeilkultur und Breitklingenkultur sein könnte, der Vorläufer der späteren Mischkultur Moustérien. Auch zwischen der Neanderthalerkultur und der jungpaläolithischen Klingenkultur werden verwandtschaftliche Beziehungen vermutet, besonders von O. Menghin. Unserer Ansicht nach nimmt der Neanderthaler eine isolierte Stellung innerhalb der Diluvialkulturen ein, nicht nur vom Standpunkt europäischer Verhältnisse aus gesehen.

Was die Typologie der verschiedenen Entwicklungsstufen der Neanderthalerkultur betrifft, ist es angezeigt, an fixen Nomenklaturen festzuhalten. Das eiszeitliche Moustérien ist bekanntlich eine Mischkultur, deren Komponenten die Faustkeilkultur und die Breitklingenkultur liefern. Die unvermischte Breitklingenkultur mit warmer Fauna wird am besten mit Ilmien bezeichnet, denn der Name „Prämoustérien" wirkt deshalb störend, weil damit gerade die unvermischte Breitklingenkultur sinnwidrig gekennzeichnet wäre. Der Typenschatz des Ilmien ist nur negativ bestimmbar. Damit gewinnt die Bezeichnung „faustkeilfrei" tiefere Bedeutung, da das einzig Positive die ausschließliche Wahl breiter Klingenabschläge darstellt. Während also die Haupttypen der Faustkeilkultur aus einem Kernstück gearbeitet sind, schlägt der Neanderthaler vom Knollen erst breite Klingen ab, um diese dann erst zu bearbeiten. In Ehringsdorf finden sich nun Klingen, die eine so weit vorgeschrittene Bearbeitung zeigen, wie sie später im Moustérien nicht mehr anzutreffen ist. Dagegen ist im Ilmien keine einzige Breitklinge als Prototyp des klassischen Racloirs anzusprechen. Dieser entwickelt sich erst im Gefüge des Spätacheuléen. Es ist überhaupt verfehlt, im Ilmien alle Typen der Mischkultur Moustérien vorgebildet sehen zu wollen. Denn die älteste Neanderthalerkultur zeichnet sich gegenüber den Hochkulturen der Faustkeilträger und der Cromagnonmenschen gerade durch ihre Typenarmut aus. Es ist heute nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Neanderthaler die „primitivste Menschenrasse" des Diluviums darstellt. Wenn ihm und seiner Kultur ein Erfolg beschieden war, so ist dies seiner konstitutionellen Anpassungsfähigkeit an das eiszeitliche Klima des Moustiervorstoßes (Riß) zuzuschreiben.

Vermischungen der Faustkeil- und Breitklingenkultur zeigen sich ziemlich zeitlich, schon gegen Ende des großen Interglazials (wie ich dies an der

Digitized by Google

Industrie von Krapina ausführlich gezeigt habe). Geschlossene Vorstöße gelingen der Faustkeilkultur aber erst in der Zeit ihrer Acheuléenausprägung. Der Einfluß der Faustkeilkultur auf die Breitklingenkultur kann sich äußern: in der Übernahme der Oberflächenretusche; in der Ausbildung der Breitklinge mit Schaberkante zum Racloir durch Anpassung an den lanzeloiden Fäustel des Acheuléen; in der Annäherung der Handspitze an den gespaltenen Faustkeil; und in dem schon verhältnismäßig zeitlichen Aufnehmen des Fäustels selbst (Markkleeberg!), der zwar niemals die Form der Acheuléengenetik gewinnt, sondern nur den gröberen Vorstufen nachstrebt. Die ersten Einflüsse der Breitklingenkultur in die klassische Faustkeilkultur zeigen sich am besten in den Levalloistendenzen. Bei diesen Überschneidungen siegt aber jedenfalls immer die Breitklingenkultur, sicherlich vor allem wegen des Fortbestehens der Neanderthalrasse, die die höher stehende Faustkeilkultur verarbeiten konnte. Über die genetische Zuteilung eines Artefaktes sagt die Retusche nichts Entscheidendes aus, sie kann nur den Niederschlag fremder Einflüsse nachweisen. Die beiderseitige Bearbeitung, die totale Übermuschelung der Oberfläche stammt gewiß aus der Faustkeilkultur, wird aber vom Neanderthaler rasch aufgegriffen.

Eine reinliche Abgrenzung ist bei der Bezeichnung Primitivmoustérien geboten. Dieses ist nämlich ein chronologisch fortgeschrittenes Stadium der Mischkultur Moustérien, jedoch mit technischem Rückschritt (z. B. im Sirgenstein). Das „Prämoustérien" liegt ihm also weit voraus.

Das klassische Acheuléen ist in Mitteleuropa nicht mehr vertreten. Es ist ein Verdienst von R. R. Schmidt, daß er Karlstein und Hundisburg (die Hauptstützpunkte der Ansichten eines mitteleuropäischen Acheuléen) als Pseudoacheuléen kennzeichnete. Sie stellen Mischprodukte dar und sind als solche zu werten. Den stärksten Einfluß der Faustkeilkultur auf die mitteleuropäische Breitklingenkultur weist die Klausennische auf. Obermaier nimmt für die „überraschende Schönheit dieses Spätacheuléens" östliche Einflüsse an, da sie in Frankreich „keine unmittelbaren Parallenen besitzt". Unserer Ansicht nach ist dies auch nicht zu erwarten. Westeuropa liefert in dieser Zeit bei Überschneidungen der beiden Kulturen eine Faustkeilkultur unter Beeinflussung der Breitklingenkultur, während die Klausennische den Einfluß der Faustkeilkultur auf die Breitklingenkultur zeigt. Kösten, das Obermaier ebenfalls für diese Beurteilung heranzieht, konnte schon deshalb nie eine Rolle spielen, da das Fehlen eines Profiles und auch jeglicher aufklärender Fauna Fragen typologischer Natur nicht zuließ. Nachdem aber jetzt Wiegers Abbildungen mehrerer Artefakte veröffentlichte, kommt Kösten für die Neanderthalerkultur überhaupt nicht mehr in Betracht.

Die Vermischungen der beiden Kulturen zeitigen also je nach der Grundlage, nach der Genetik der beeinflußten Industrie verschiedene Resultate: auf der einen Seite die Phasen von Krapina bis Klausennische, auf der anderen die Einbrüche des Neanderthalers in La Micoque und Levallois. Dies hängt mit den logischen Gesetzen der Kulturkampfausgleichung zusammen. Wichtig aber ist jedenfalls, daß der physische Träger stets der Neanderthaler wurde, wenn ihm auch geistig das selbständige kulturelle Höherstreben abgesprochen werden muß.

Digitized by Google

Zur Keltenfrage.

Von Pedro Bosch-Gimpera und Georg Kraft.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Der vorliegende Aufsatz ist hervorgegangen aus dem Vergleich der Ergebnisse langjähriger Arbeiten der beiden Verfasser, Untersuchungen, die unabhängig voneinander und unter ganz verschiedenen Bedingungen und Gesichtspunkten ausgeführt, sich gleichwohl in ihrem Resultat so auffällig und mühelos decken, daß darin trotz der fast übergroßen Schwierigkeiten, die in der Methode, noch mehr in dem gegenwärtigen Stand der Forschung auf diesem Gebiete liegen, eine Gewähr für die Sicherheit der hier vorgetragenen Anschauung und für ihre Berechtigung als die eines neuen Gesichtspunktes zu sehen ist. Soweit es sich um spanische Verhältnisse (mit Ausnahme der Chronologie von Terrassa) handelt, zeichnet P. Bosch-Gimpera, für den Rest G. Kraft; die Beweisführung im einzelnen, besonders die archäologischen Grundlagen sind in folgenden, bereits erschienenen Arbeiten vorgelegt:

P. Bosch-Gimpera:

L'estat actual de la sistematització del coneixement de la primera Edat del ferro a Catalunya (Anuari del Institut d'estudis Catalans VI, 1915—20, S. 586 ff.).

Els Celtes i les cultures de la primera edat del ferro a Catalunya (Butlleti de la Associació Catalana d'Antropologia, Etnologia i Prehistòria III, 1925, S. 207 ff.). Die Grundlinien dieser Arbeit sind auch enthalten in:

Die Vorgeschichte der Iberer. Mitt. Anthrop. Ges. Wien 1925, S. 91—95.

Artikel „Pyrenäenhalbinsel — Eisenzeit" in Ebert, Reallexikon.

G. Kraft:

Die Stellung der Schweiz innerhalb der bronzezeitlichen Kulturgruppen Mitteleuropas. Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 1927/28.

Beiträge zur Kenntnis der Urnenfelderkultur in Süddeutschland (Hallstatt A). I. Die Herkunft der rheinischen Urnenfelder. Bonn. Jahrb. 131, 1927.

Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland. Augsburg 1926.

Hierin sind auch verschiedene frühere Aufsätze über diesen Gegenstand zitiert. — Über die Chronologie des Urnenfelds von Terrassa, die französischen Urnenfelder usw. wird demnächst berichtet werden. Bezüglich der späthallstättischen Kulturen (Hufeisenschwerter) wird im folgenden die Ansicht von P. Bosch wiedergegeben.

Ein Versuch, die Herkunft der Kelten aufzuklären und ihre ältesten Wohnsitze festzustellen, d. h. die philologisch-historischen Überlieferungen und Rückschlüsse mit den Bodenfunden zur Deckung zu bringen und auf Grund der Archäologie über die Grenze der geschichtlichen Überlieferung hinaus in die Vorzeit einzudringen, muß von dem Lande ausgehen, in dem die Kelten zuerst in das Licht der Geschichte treten, nämlich von Spanien[1]). Hier

[1]) Über Kelten und keltische nachhallstättische Kultur in Spanien siehe: Bosch, Los Celtas y la arqueologia celtica en la peninsula ibérica (Boletin de la Sociedad española de excursiones, Madrid 1921) und dessen Auszug in Bosch, Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien (Mannusbibliothek Bd. 22), ferner den Artikel „Pyrenäische Halbinsel D" in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte. Die ethnologische Frage der historischen Kelten in Spanien wird ausführlicher in einem im Druck befindlichen Werk über die Ethnologie Spaniens vom selben Verfasser behandelt.

Digitized by Google

erscheinen die Kelten zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. als Träger einer Kultur, die sich an diejenige der Späthallstattzeit des Rheintals unmittelbar anschließt, und in Spanien eben diejenigen Gebiete — und nur diese — bedeckt, welche die älteste historische Überlieferung (Periplus) Stämmen zuweist (Berybraces, Cempsi, Saefes), welche wohl den Kelten Herodots entsprechen; vom Stammland abgeschnürt hält diese Kultur ihren hallstättischen Charakter zähe bis tief in die Latènezeit hinein fest („posthallstättische" Kultur mit Hufeisenschwertern, Gürtelbeschlägen usw.). Da die ältesten Funde in Spanien mit denen im Ursprungsgebiet übereinstimmen und in Spanien unvermittelt und geschlossen auftreten, ist eine Volks-

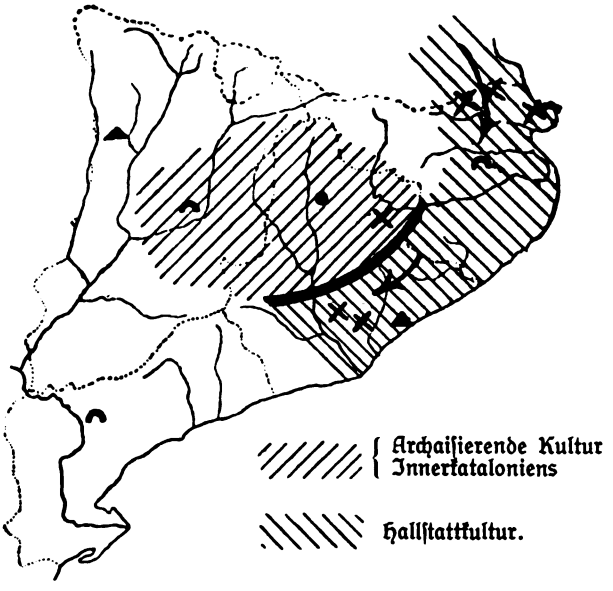


Abb. 1. Katalonien in der ersten Eisenzeit. × Grab, ● Siedlung, ⌒ Höhle, ▲ Einzelfund.

wanderung, nicht nur eine Kulturübertragung anzunehmen; die Späthallstattkultur am Oberrhein und in seiner Nachbarschaft muß daher von einer keltischen Bevölkerung getragen worden sein.

Diese hier genannte keltische Invasion in Spanien war zwar die stärkste und für die spanische Geschichte wichtigste, nicht aber die erste, wie im folgenden auszuführen ist. Während der Weg der späthallstättischen Stämme über die Westpyrenäen in den Norden, Westen und in die Mitte der Halbinsel führte, dringen nämlich einige Jahrhunderte vorher andere Fremdlinge über die Ostpyrenäen nach Katalonien ein, besetzen die fruchtbaren Ebenen nahe der Küste des Mittelmeeres und vermischen sich schließlich mit der einheimischen Bevölkerung, den Nachkommen des Volkes der neolithischen Grottenkeramik. Archäologisch handelt es sich um Urnenfelder mit streng durchgeführtem, einheitlichem Grabritus (Urne mit Schale oder Stein zugedeckt, fast keine Beigaben, auch nicht an Gefäßen), deren Keramik sich in eine ältere und eine jüngere Gruppe, besonders gut vertreten in Terrassa bzw. Anglès, gliedern läßt. Die Belegung des Urnenfriedhofs von Terrassa

Digitized by Google

gestattet in Übereinstimmung mit der Formenanalyse eine nochmalige Teilung der älteren Stufe in 2 Unterperioden, die im Stilcharakter genau der süddeutschen frühen bzw. älteren Hallstattzeit (A, B bzw. Bronzezeit E, F) entsprechen, also wohl etwa gleichzeitig wie diese, ins 12., 11. und 10. Jahrhundert v. Chr., anzusetzen sind.

Zu beachten ist es, daß die von diesen Fremdlingen mitgebrachte katalanische Urnenfelderkultur sich kulturell und geographisch wohl begrenzen läßt (Abb. 1). In den bergigen Gebieten des Landes bleibt eine archaisierende Kultur bestehen, welche sich als Abkömmling der steinzeitlichen Grottenkultur erweist und in der Grotte von Vilaplana (Prov. Lérida), dem Wohnplatz Marlés (nördliche Prov. Barcelona, im Gebiet von Berga)[1]) und dem Grab Turó de les Mentides bei Vich, nördliche Prov. Barcelona) vertreten ist. In dieser innerkatalanischen Kultur treten nur vereinzelte Gefäße der Urnenfelderkultur auf, so daß sie als ein wenig bedeutender Einfluß von der Küste her anzusehen sind.

Dagegen von den östlichen Pyrenäen an (Albereskette) und gleich bei ihren Pässen (Coll Perthus: Nekropole von Agullana und Coll Banyuls: Nekropole von Vilars) über die Küste (Nekropole Punta del Pi und Grotte im Mont Bufadors bei Port de la Selva in der Prov. Gerona und Einzelfund bei Argentona in der Prov. Barcelona) sowie in den Ebenen der Prov. Barcelona (Terrassa, Sabadell) oder in leicht von den Ebenen der Prov. Gerona zugänglichen Gebieten (Cova de Clorá, Nekropolen Anglés und Gibrella bei Capsech) breitet sich die Urnenfelderkultur sehr rein aus (Abb. 1, 2, 3).

Die genaue südliche Grenze dieser Kultur ist vorläufig noch nicht bekannt; doch muß sie einen mächtigen Einfluß auch südlich von Barcelona ausgeübt haben, und es läßt sich fragen, ob nicht in Zukunft vielleicht noch andere Gruppen der Urnenfelderkultur im innern Ebrotalgebiet entdeckt werden. Auf jeden Fall gibt es dort einheimische (iberische) Kulturgruppen, die stark von der Urnenfelderkultur beeinflußt werden (Sena in der südlichen Prov. Huesca; die Ansiedlungen und Gräber Escodines und S. Cristòfol bei Mazaleón in der Prov. Teruel; verschiedene Grotten in den Bergen von Tivisa, Prov. Tarragona[2]).

Da mit diesen Urnenfeldern auch Haustiere neu in Katalonien einwandern[3]), ferner die fruchtbaren Ebenen nahe der Küste bevorzugt werden, kann es sich nicht nur um eine kriegerische Besetzung, sondern um eine wirkliche Einwanderung handeln.

In Südwestfrankreich sitzen Verwandte dieser katalanischen Urnenfelder in großer Anzahl (Sammlungen Narbonne, Toulouse). Die ganze Gruppe beiderseits der Pyrenäen dürfte dem Königreich Narbo des Periplus entsprechen; Narbo (Narbonne) ist „ferocis maximum regni caput". In der zweiten Eisenzeit wird dieses Gebiet durch Ausdehnung iberischer Stämme und Kultur bis zur Rhone teilweise iberisiert — der Periplus berichtet die Zerstörung von Narbo durch die Iberer—, was den völligen Verlust der historischen Erinnerung an diese Fremdlinge erklären kann.

[1]) Ebert, Reallexikon, „Pyrenäenhalbinsel", Taf. 140 b.

[2]) Diese Kulturgruppen wurden bis jetzt sehr spät datiert (5. Jahrhundert, s. Bosch, Pyrenäenhalbinsel in Ebert, Reallexikon). Nunmehr läßt es sich fragen, ob diese zeitliche Ansetzung nicht geändert werden muß und die betreffenden Kulturgruppen nicht noch der richtigen Hallstattzeit zugeteilt werden sollen.

[3]) Rosell i Vilá, Origen de la raça bovina marinera. Butll. d. Assoc. Catal. d'Antrop., Etnol. i Prehist. II, 1924, S. 69 ff.

Digitized by Google

a b c d e

Abb. 2 Gefäße aus dem Urnenfeld von Punta del Pi. Prov. Gerona. Höhe a) 24 cm, b) 9,5 cm, c) 9 cm, d) 18 cm, e) 27 cm.

Digitized by Google

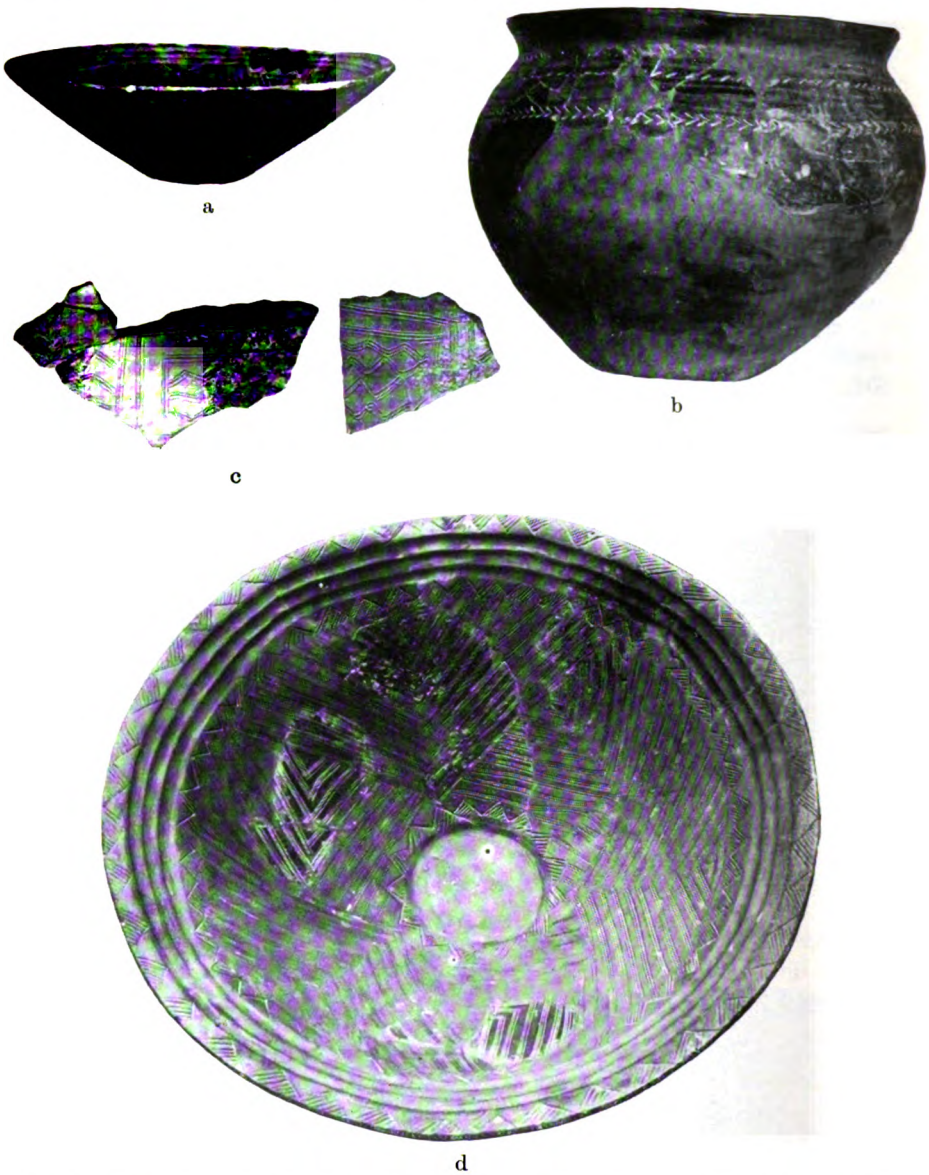


Abb. 3. Gefäße aus der Grotte Cova del Llorá. Prov. Gerona (a und d, b) und Cau del Duc. Prov. Gerona (c). Höhe a, d) 10 cm, b) 31 cm.

Das Gebiet der geschilderten katalanischen Urnenfelder ist vollkommen frei von Funden der anfangs genannten keltischen Späthallstattkultur Spaniens, wie vollends keine Anhaltspunkte für ein noch späteres Eindringen gallischer Volksstämme bzw. der Latènekultur vorliegen. Trotzdem — und dies ist der sprachliche Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen — finden sich

Digitized by Google

im Wohngebiet der katalanischen Urnenfelder und ihrer Einflußsphäre eine Reihe typisch keltischer Ortsnamen, wie z. B. Besalú, Verdú, Salardú (mit -dunum gebildet) oder Vulpellac, Gaussac (mit -acum) [1]), die also nur auf jene Invasion zu Beginn der Hallstattzeit zurückgehen können. Die Sitte der Einwanderer, große, geschlossene Friedhöfe anzulegen, läßt auf ebenso organisierte Wohn- und Wehranlagen rückschließen, welche Träger solch stolzer, sonst allerdings erst aus späterer Zeit überlieferter Namen sein konnten. Die Bevölkerung der katalanischen Urnenfelder waren also in sprachlicher Hinsicht Kelten.

* * *

Woher kommen nun diese Urnenfelder und wie erklärt sich ihr keltisches Volkstum, während doch die süddeutschen Urnenfelder dieser Zeit einer Einwanderung aus Österreich-Ungarn und Ostdeutschland („Lausitzische Kultur" im weiteren Sinne) entsprechen, also illyrischer Nationalität waren, die oberitalischen Urnenfelder (Terramaren u. a.) den Italikern zugeschrieben werden? Mit dieser Fragestellung sind wir über den Bereich der geschichtlichen Überlieferung hinausgelangt und müssen nunmehr mit archäologischen Mitteln weiterzufinden trachten.

Bei aller Geschlossenheit des Ritus zeigt eine Formenanalyse der katalanischen Urnenfelder mehrere Komponenten auf, von denen hier die hauptsächlichsten genannt seien:

1. Eine Zylinderhalsurne von Punta del Pi (Rumpf) von der Art des typischen tiroler und süddeutschen breiten Typus; gut ausgeführte Riefen wie auf der Lausitzer Keramik, besonders auf der Innenseite von Tellern; treffliche, straffe Profilierung; Braun- bis Schwarzfärbung.

Abb. 2a, 2b, 3b.

2. Die Schulter der erwähnten Urne von Punta del Pi trägt außer Riefen noch ein Zickzackmuster, in Rißtechnik ausgeführt; zahlreiche andere Gefäße weisen ähnliche geradlinige Muster derselben Technik auf, besonders schön ein Teller von Llorá. Von Gefäßformen gehören hierher ein weitmündiger, niedriger Eimer, ferner einfache Gefäße mit strenger Dreigliederung des Körpers in Hals, Schulter und Bauch, z. T. mit schräg gerieftem Umbruch.

Abb. 2a, 2c, 3a, b, c, d; dreigegliederte Gefäße z. B. in Ebert, Reallexikon, „Pyrenäenhalbinsel", Taf. 141c.

3. Terrassa, der reichste und bestuntersuchte Fundplatz, ähnelt in der Gesamtheit seiner Formen wie seines Ritus, z. B. in der Urne mit doppelkonischem Körper, hohem, konischem oder zylindrischem Hals und Schrägrand oberitalischen Friedhöfen der ersten Eisenzeit — Bologna, Bismantova (Golasecca scheint Anglès zu entsprechen). Das zahlreiche Auftreten des Mäanders in reiner Form und seine Ausführung in mittelbreiten Rillen weist in dieselbe Richtung.

Terrassa ist zum Teil abgebildet in Anuari VI 1915—1920 und in Ebert, Reallexikon, Pyrenäenhalbinsel, Taf. 140c, 141; vgl. Abb. 2c (Stufenmuster).

Die erstgenannten Bestandteile (Zylinderhalsurne, Riefen usw.) gehören offenbar den aus dem östlichen Mitteleuropa ins Rheingebiet einströmenden „lausitzischen" Urnenfeldern an. Aber deren Merkmale sind in Katalonien nie rein vorhanden, vielmehr immer gemischt mit den oben an zweiter Stelle genannten Stileigentümlichkeiten; woher kommen nun diese?

[1]) W. Meyer-Lübke, Das Katalanische (Heidelberg 1925) S. 160 ff.

Digitized by Google

Verfolgen wir die Urnenfelder auf ihrem Wege von Ostdeutschland und Österreich nach Westen, so bleibt ihr Charakter bis ins mittlere Süddeutschland (Main, Neckar, obere Donau) im ganzen ziemlich rein erhalten; im Rheintal dagegen und in den Pfahlbauten (Zürichsee) mischen sich in den Funden andere Elemente bei, die sich besonders in reicher geradliniger Strichverzierung äußern. Ihre höchste und reinste Ausbildung erfahren diese Verzierungsweisen in der Irdenware der Pfahlbauten des Alpenvorlandes, wo sie nicht nur auf kleinen Gefäßen, sondern auch auf Zylinderhalsurnen auftreten, die in ihrer östlichen Heimat nur Riefen und Rillen aufweisen. Diesen letztgenannten schweizerischen Urnen entspricht die von Punta del Pi in Katalonien; andere der unter 2 genannten Strichmuster finden in savoyischen Pfahlbauten und benachbarten Fundstellen Entsprechendes. Der Eimer und das dreigegliederte Gefäß sind Eigentümlichkeiten rheinischer Urnenfelder. Trotz aller Lücken des Materials ist auf Grund der angedeuteten Merkmale die Aufstellung einer bodenständigen, savoyisch-schweizerisch-rheinischen („westalpinen", „Rhone-") Kulturgruppe der späten Bronzezeit möglich, die durch die von Osten einströmenden „lausitzischen" Urnenfelder z. T. überlagert wird und nur als Komponente in deren Kultur weiterlebt, in den Pfahlbauten dagegen sich gegen die Eindringlinge behauptet, ja die Oberhand gewinnt. — In diesem Zusammenhang sind auch Anklänge der katalanischen Urnenfelder an zentralfranzösische Friedhöfe wie Pougues zu erwähnen. Inwieweit Frankreich in der Bronzezeit dem Rhonekulturgebiet zuzuteilen ist, muß noch untersucht werden; das Schwergewicht der Entwicklung liegt aber zweifellos an der Rhone.

An 3. Stelle ist oben u. a. der Mäander als Charakteristikum der katalanischen Urnenfelder erwähnt; er tritt in den gleichzeitigen Funden Frankreichs (wohl mit Ausnahme des Nordens) regelmäßig auf und dürfte mit oberitalischen wie schweizerisch-südwestdeutschen Vorkommnissen in Beziehung stehen. Da die archäologisch-ethnographischen Verhältnisse des südlichen Vorlandes der Westalpen noch sehr umstritten sind — z. B. hält Hubert die Träger der Golaseccakultur für Protokelten —, ich andererseits hoffe, hierüber bald genauere Studien vorlegen zu können, gehe ich hier nicht näher darauf ein und betone nur, daß es sich bei den unter 3 genannten Elementen um nahe Verwandte der zweiten (westalpinen) Gruppe handelt.

Bestimmend für die katalanischen Urnenfelder sind also die Formen, Verzierungen und Techniken der savoyisch-schweizerischen, „westalpinen" Pfahlbauten. Da nun das Volkstum der katalanischen Urnenfelder keltisch war, muß auch die Bevölkerung der spätbronzezeitlichen „westalpinen" Pfahlbauten als keltisch angesprochen werden. Die großen, gewerbereichen Pfahlbauniederlassungen, deren eine mehrere Zehntausende von Fundgegenständen liefert, und die zu derselben Bevölkerung gehörigen, befestigten Höhensiedlungen können wohl ähnliche Namen auf -dunum, -acum getragen haben, wie sie in Katalonien bis heute erhalten sind. Der Weg dieser Bevölkerung von den Westalpen zu den Pyrenäen ist durch entsprechende Funde in der Provence, wie in der Champagne bis in die Gegend von Paris gekennzeichnet. Eine andere Frage ist freilich, ob sich mit dieser Bevölkerung das gesamte damalige keltische Volkstum erschöpfte (s. u.).

* * *

Digitized by Google

Woher stammt jene Pfahlbaubevölkerung? Wie ist ihr Verhältnis zu den benachbarten bronzezeitlichen Bevölkerungsgruppen? Wie verläuft die Weiterentwicklung in der Hallstattzeit? Kennen wir die historischen Vorgänge im einzelnen?

Im oberen Rhonetal und in seinen Nachbargebieten blüht in der frühen, älteren und mittleren Bronzezeit eine außergewöhnlich reiche und dichte Kultur, deren Elemente teils der bodenständigen westeuropäischen Bevölkerung angehören, teils durch die Völkerwanderungen am Übergang von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit aus der aunjetitzischen Kultur Ungarns (nicht so sehr Böhmens) und den pyrenäischen Gruppen (Glockenbecher, Megalithgräber) herzugebracht sind. Unmittelbar nordische Einflüsse bzw. Einwanderungen gehen am Ende des Neolithikums bis in die Westschweiz (und wohl auch nach Ostfrankreich), zuerst die Rössener Kultur (Reinerths „älteres Aichbühl" der Schweiz), dann die Schnurkeramik, sind aber bislang im Wallis, dem Entstehungszentrum dieser Kulturgruppe, noch nicht nachgewiesen. Parallelen treten teils am Oberrhein, noch mehr in Oberitalien auf, wohin besonders in der älteren Bronzezeit gewisse, nur in diesen beiden Gebieten bekannte Geräte die Verbindung herstellen.

Die Brücke von der älteren zur späten Bronzezeit (Pfahlbauten) ist durch Verwahrfunde und einzelne Formenreihen, noch mehr durch die Gleichheit des Stilempfindens („geradlinige Strichverzierung") gegeben. Irgendwelche Neueinwanderung von Völkern im Rhonegebiet vor dem Eintreffen der „lausitzischen" Urnenfelder sind jedenfalls bisher nicht festzustellen. Man kann daher beide große kulturelle Erscheinungen — die frühe, ältere und mittlere Bronzezeit des Rhonetals und die spätbronzezeitlichen westalpinen Pfahlbauten — als zeitliche Stufen einer und derselben Kultur ansehen, für die der Name „Rhonekultur" zutrifft. Die Rhonekultur der frühen Bronzezeit (Walliser Kultur) ist demnach als keltisch anzusprechen; in ihr hat sich zu Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends die Grundlage des keltischen Volkstums gebildet.

Diese „Urkelten", eine scharf umrissene, in jeder Hinsicht hervorragende Kulturgruppe, stellen also volklich eine Mischung indogermanischer (aunjetitzischer, vielleicht auch Rössener und schnurkeramischer) und westeuropäischer (voriberischer) Elemente dar. Die erstgenannte Kultur ist auch in der Bronzezeit Oberitaliens, Ungarns und Griechenlands stark vertreten; da ferner die ältere Bronzezeit Oberitaliens und des Wallis identische, eigentümliche Züge aufweist, stimmen die archäologischen Ergebnisse mit der Sprachforschung, die eine sehr nahe Verwandtschaft gerade der Kelten und Italiker fordert, überein. Um den Beginn der Eisenzeit hört die Sprachverwandtschaft auf; denn das Wort für dieses Metall ist beiderseits grundverschieden, und zwar im keltischen ein illyrisches Lehnwort (Pokorny). Auch dies harmoniert vorzüglich mit der Vorgeschichte, da die „lausitzischen", d. h. „illyrischen" Urnenfelder des östlichen Mitteleuropa, die wir oben auf ihrem Zuge am Ende der Bronze- und zu Beginn der Eisenzeit nach Westen bis in die Pfahlbauten verfolgt haben, in Italien völlig fehlen.

Daß in der Aunjetitzer Kultur die Wurzeln für Kelten wie Italiker liegen, hat Gustaf Kossinna seit langem erkannt und immer wieder betont.

Während sich im Rhonetal und in seiner weiteren Umgebung keltische Kultur und keltisches Volkstum formten, wohnten in der Nachbarschaft andere Stämme, von denen die am meisten bekannten ihre Toten — wie

Digitized by Google

zeitweise auch die „Kelten" des Jura — in Grabhügeln bestatteten. Diese Sitte ist außerordentlich weit verbreitet, die Abarten des Ritus und der Beigaben jedoch so verschiedenartig, daß eine völkische Geschlossenheit der Erbauer unwahrscheinlich ist, besonders beim Vergleich mit der Rhonekultur, die in den einzelnen Formen wie im Gesamtstil von ihrem Auftreten an bis an die Schwelle des Mittelalters (s. u.) so geschlossen und eigenartig bleibt, daß ein einheitliches, kraftvolles Volkstum als Träger zu fordern ist. Ähnliches wie für die Grabhügelleute gilt wohl auch für einen Teil der bronzezeitlichen Bewohner Oberitaliens; hier wie dort handelt es sich um Urbewohner, die am Übergang von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit „indogermanisiert" wurden, — die Zuteilung zu einem besonderen Volk ist aber heute und vielleicht überhaupt unmöglich, da die Völkerbewegungen der späten Bronzezeit mit diesen Gruppen ein Ende machten, ehe der Griffel eines Historikers ihre Namen der Nachwelt überlieferte. Was insbesondere den Satz anbelangt, daß die Grabhügelleute, etwa der Schwäbischen Alb, Kelten bzw. Urkelten gewesen seien, so ist zunächst daran festzuhalten, daß die katalanischen Urnenfelder, auf denen unsere Untersuchung basiert, in Grabritus, Siedlungsland und Geräten keinen Anklang an die genannten Hügelgräber erkennen lassen, auch bisher keinen Kerbschnitt geliefert haben; bezüglich des letzteren möchte ich aber darauf hinweisen, daß er in den französischen Funden in einer späten Abwandlung neben dem Mäander und — degeneriert und spärlich — in der iberischen Mischkultur Kataloniens auftritt. Vielleicht möchte man in einem Teil der Grabhügelleute den einen der beiden sprachlichen Zweige der Kelten suchen; für einen Beweis dieser These oder auch nur für eine fruchtbare Diskussion sehe ich aber heute noch keine Unterlage gegeben [1]).

Werfen wir nunmehr noch einen kurzen Blick auf die Fortbildung der spätbronzezeitlichen westalpinen Pfahlbaukultur. Befruchtet durch die aus den „lausitzischen" Urnenfeldern aufgenommenen Elemente entwickelt sie sich trotz der Aussendung der katalanisch-südfranzösischen Urnenfelder zu höchster Blüte, beherrscht die ganze kulturelle Fortentwicklung in den genannten Gebieten und beeinflußt darüber hinaus — zum mindesten durch Export von Waren — auch die nord- und ostdeutschen Kulturen, vielleicht auch Oberitalien. — Die Kulturgruppen der rheinischen Hallstattzeit sind einesteils Abkömmlinge der Urnenfelder (Gehring-Kehrig; Mehren), anderenteils Verschmelzungsprodukte von Urnenfelder- und Grabhügelbevölkerung (Gündlinger-, Alb-Salem- und Koberstädter-Gruppe). Zwar lebt in letzteren die aus den „lausitzischen" Urnenfeldern herstammende östliche Formgebung und Verzierung ebenso sehr fort wie Elemente der Grabhügelkultur, beides aber tritt zurück hinter Einwirkungen der Pfahlbaukultur, die den Unterschied von den gleichzeitigen Erscheinungen des Ostalpengebietes (Kalenderberg) bedingen. Infolgedessen darf man auch im Volkstum dieser Hallstattgruppen West- und Südwestdeutschlands ein mehr oder minder starkes Vorwiegen des „keltischen" Elementes annehmen. — Im Rhonegebiet selbst ist inzwischen die Stilentwicklung rasch und radikal vorgeschritten und hat durchaus eigenartige Formen (z. T. nach fremden Vorbildern) erzeugt (durchbrochene Brustplatten, Tonnenarmbänder; Keramik unverziert!). Hier werden infolge der Wohlhabenheit sehr bald Metallwaren, zunächst wohl aus etruskischen, dann aus griechischen Werkstätten eingeführt, hier bildet sich infolgedessen der

[1]) Es ist vor allem zu untersuchen, wie sich die beiden großen Untergruppen der frühen und älteren Latènezeit (Marne; Rhein-Rhone) zu dieser Frage verhalten.

Digitized by Google

Späthallstatt- bzw. Frühlatèneſtil aus, zu deſſen Trägern infolge einer kulturellen oder volklichen Nordwärtsbewegung nun auch die Fürſten des Rheintals gehören. Vielleicht geſtatten ſpätere Unterſuchungen, alle genannten hallſtattzeitlichen Gruppen (ſogar einſchließlich der weſtlombardiſchen Friedhöfe) als „weſtalpin", d. h. als „keltiſch" zuſammenzufaſſen und der illyriſchen, oſtalpinen Hallſtattkultur entgegenzuſtellen [1]).

Daß die ſpäthallſtättiſchen Kulturen mit Hufeiſenkurzſchwertern Kelten ſind, war der Ausgangspunkt unſerer Unterſuchungen geweſen. In der folgenden erſten Hälfte der Latènezeit verlieren ſich in den Stürmen der Keltenwanderungen die archäologiſchen Zuſammenhänge der einzelnen Gruppen, wenigſtens nach dem heutigen Stand der Forſchung. Was aber bleibt und ſich trotz der politiſchen Unruhen, ja ſogar trotz des griechiſchen Imports und des hierdurch erzeugten La-Tène-Stils, trotz der römiſchen Okkupation und aller Romaniſierung hält und nach dem Abklingen des klaſſiſchen Einfluſſes als bodenſtändiges „keltiſches" Element wieder ſein Haupt erhebt, um ſich mindeſtens bis ins frühe Mittelalter nachweiſen zu laſſen, iſt nach W. Unverzagt [2]) jene geradlinige Strichverzierung, die wir von der frühbronzezeitlichen Rhonekultur an in ungebrochener Stärke verfolgt haben. Dieſe Kontinuität eines ſtiliſtiſchen Grundcharakters über drei Jahrtauſende hinweg iſt ſicherlich eines der bemerkenswerteſten Kulturphänome in der Geſchichte Europas überhaupt. Da ſie nur möglich iſt, wenn ſich in dieſem Stilmerkmal die tiefſten Grundkräfte einer geſchloſſenen Kultur ausſprechen, können wir hierin die Eigenart dieſer Kultur — zunächſt hinſichtlich des archäologiſchen Stils — erfaſſen, deren Stärke in einer unübertroffenen Klarheit der Ornamentik bei konſervativer Formgebung liegt, ein Erbe des weſteuropäiſchen, neolithiſchen Elements. Zugleich möchte ſich hier ein Vergleich mit den Ergebniſſen der Sprachforſchung bezüglich des Stils der Sprache ermöglichen laſſen, wo, ſoviel ich ſehe, dieſelben Charaktere ſchon längſt erkannt ſind; auch bei der Verzierung der Walliſer Dolche der Frühbronzezeit, der Pfahlbaugeräte der ſpäten Bronzezeit, der Tonnenarmbänder der ſpäten Hallſtattzeit läßt ſich von „esprit" reden.

Über die geſchichtlichen Vorgänge im einzelnen iſt nach dem Charakter der archäologiſchen Quellen kaum jemals etwas Genaueres auszuſagen; liegen doch ſogar vergleichbare Erſcheinungen, die ſich in vollhiſtoriſcher Zeit abſpielen wie die Entſtehung des fränkiſchen Volkstums, im Dunkeln. Mehr läßt ſich nur über die Begleiterſcheinungen der anfangs beſprochenen beiden Kelteneinfälle nach Spanien und der Entſtehungsvorgänge der Rhonekultur ausſagen. Die letzteren fallen in jene großen Völkerwanderungen, die am Ende der jüngeren Steinzeit von Norden, Südweſten und Südoſten über Mitteleuropa hereinbrachen und mit ſeiner „Indogermaniſierung" endigten. Die folgende reine Bronzezeit iſt eine Periode ruhiger Entwicklung, bis gegen Ende des 2. vorchriſtlichen Jahrtauſends die ganze Alte Welt wieder von großen Umwälzungen erſchüttert wird (Seevölker gegen Ägypten, Zerſtörung des Hettiterreichs, „Doriſche" Wanderung uſw.), zu denen die Weſtwanderung der „lauſitziſchen" Urnenfelder und als letztes Glied die gleichgerichtete Wanderung einiger weſtalpiner Pfahlbaugruppen nach Frankreich

[1]) Vielleicht laſſen ſich auch die Urnenfelder ſo zuſammenfaſſen: oſtalpin (oſtdeutſch) = illyriſch, ſüdalpin = italiſch (Terramaren), weſtalpin = keltiſch (hier aber anſcheinend meiſt mit Skelettgräbern vermengt).

[2]) Prähiſtor. Zeitſchr. XVI, 1925, S. 123—165. Studien zur Terra sigillata mit Rädchenverzierung.

Digitized by Google

und Katalonien gehören. Nach der kurzen Ruheperiode der mittleren Hallstattzeit zeugen die Heuneburgen Süddeutschlands und die Besiedelung unwirtlicher Gebirgsgegenden (Taunus, Hunsrück, Eifel) wiederum von unruhigen Zeiten und von Einengung des Lebensraumes. Abgesehen von einer etwaigen Nordwärtsbewegung der Rhonekulturen kommt diesmal der Hauptstoß zweifellos von Nordosten, von den Germanen, die unaufhaltsam an den Rhein vordringen. Germanische Schmuckformen (Wendelhalsringe) werden

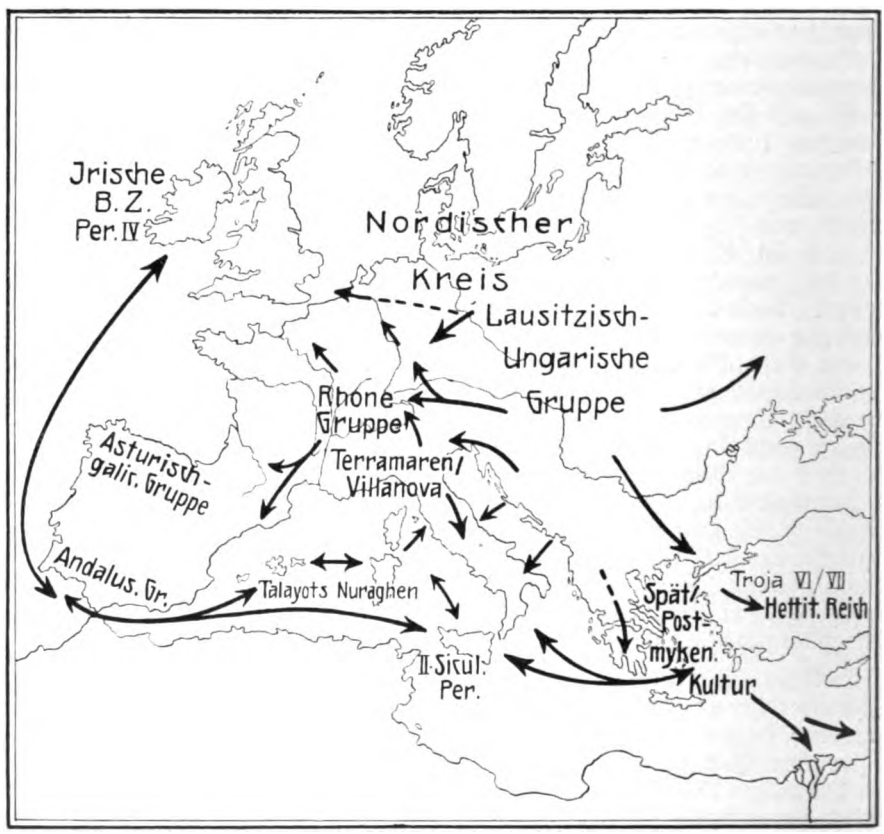


Abb. 4. Europa am Ende des 2. Jahrtausends vor Chr.

nicht nur wie in der Spätbronzezeit ins keltische Gebiet importiert, sondern werden dort heimisch, vielleicht erstmals getragen von einzelnen germanischen Streifscharen, zu denen die „Germani" im Südosten des spanischen Tafellandes gehören könnten[1]). Germanische Blutsbeimischung in dieser Zeit würde auch das nordische Aussehen der Kelten zur Zeit ihrer Zusammenstöße mit den indogermanischen Mittelmeervölkern wie ihre plötzliche Aktivität im 6., 5. und 4. Jahrhundert verstehen lassen. Der Parallelismus der beiden erstgenannten großen Wanderungen zu Ende des 3. und wieder des 2. Jahrtausends mit

[1]) Über den germanischen Charakter der „Germani" siehe E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania (Leipzig und Berlin 1920), S. 389 ff. und Bosch, Die Vorgeschichte der Iberer, Mitteilungen d. Wien. Anthrop. Gesellsch. 1925, S. 85.

Digitized by Google

anderweitigen ähnlichen Erscheinungen, z. B. in Griechenland und in Italien, ist so vollkommen wie die Zugehörigkeit der späthallstättischen Keltenwanderung nach Spanien zu den Kelten- und Germanenstürmen der historischen Zeit.

* * *

Zur Ergänzung der bisherigen, rein archäologischen Untersuchung der Rhonekulturen muß gleichsam als Stichprobe noch die Frage nach der Geeignetheit dieses Gebietes als Siedlungsland des vorgeschichtlichen Menschen und ferner die nach seiner Bedeutung in historischer Zeit gestellt werden. Auf beides ist eine positive Antwort zu geben. Zu Beginn der geschichtlichen Zeit läßt sich hier der Stamm der Burgunder nieder, aus dem während des ganzen Mittelalters das Königreich Burgund hervorblüht. Die immer oder zeitweise hierzu gehörenden Landschaften sind etwa dieselben, die als Heimat der vorgeschichtlichen Rhonekulturen anzusprechen sind, nämlich die Täler der obersten Rhone, der Saone und des Doubs, der Jura und die angrenzende Westschweiz. Schon in der jüngeren Steinzeit saß hier eine Untergruppe der westeuropäischen Bevölkerung, die den Grundstock der neolithischen Pfahlbaubevölkerung abgegeben hat. Diese Länder sind für den vor- und frühgeschichtlichen Menschen darum so ausgezeichnet als Siedlungsgebiet geeignet, weil sich hier infolge des Kalkgehalts des Bodens (Jura) bzw. der Trockenheit des Klimas (Wallis) niemals Urwald befand, also immer Siedlungsland und Verkehrswege vorhanden waren. Die Grenzen der Kulturgruppen, die hier ihr Zentrum hatten, wechselten verständlicherweise im Laufe der Zeiten recht bedeutend; beispielsweise gehört das Oberrheintal manchmal dazu oder die Champagne. Die vorgeschichtlichen Klimaschwankungen stimmen mit den oben genannten drei Hauptwanderungszeiten wohl überein. Das Ende der jüngeren Steinzeit ist zugleich ein Höhepunkt der trockenwarmen subborealen Periode, wodurch sich vor allem der starke Verkehr über die Westalpen in dieser Zeit erklärt; mit dem Ende des 2. Jahrtausends setzt das feuchtere Klima allmählich ein; kurz vor der Latènezeit beginnt jene große Klimaverschlechterung, welche die nordischen Moorforscher als „Zimbulwinter" ansprechen, in der man die Ursache für die Auswanderung der Germanen aus ihren nordischen Wohnsitzen sucht.

* * *

Die westalpine Bronzezeit wurde früher manchmal den Ligurern zugeschrieben. Schriftstellernachrichten bezeugen die Ausbreitung dieses Volkes um 600 v. Chr. bis zur Rhonemündung, Ortsnamen bis weit in das Vorland der Westalpen. Andererseits ist es aber bisher unmöglich, den Ligurern eine spezifische Kultur zuzuschreiben und das stimmt durchaus mit den Schilderungen der Alten von dem wilden Charakter dieses Bergvolkes überein. Wenn die Bronzezeit der Westalpen ligurisch, die Hallstatt- und Latènezeit keltisch wäre, so müßte sich dies an den Funden zeigen lassen, was nicht der Fall ist, ganz abgesehen von dem Zeugnis der katalanischen Urnenfelder für den keltischen Charakter der westalpinen Bronzezeit. Dagegen ist es wohl möglich, daß die Ligurer in der jüngeren Steinzeit eine weitere Verbreitung gehabt haben, vielleicht sich auch am Ende der Hallstattzeit zeitweise wieder bis zur Rhone ausdehnten, wie dies die Iberer zur selben Zeit und ebenfalls auf Kosten der südfranzösischen Kelten taten. Zur sprachlich-geschichtlichen Seite der Ligurerfrage vgl. die neueste Darstellung bei Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, wonach auch den Namen von

Digitized by Google

Orten mit ligurischer Endung wie denen der Walliser Stämme keine allzugroße Bedeutung zugemessen werden darf.

* * *

Mit der Einführung dieses neuen Gesichtspunktes in die Vorgeschichte, der Rhonekulturen und — unabhängig davon — ihres keltischen Volkstums, ist naturgemäß mehr ein Anfang gemacht, als daß alle Fragen gelöst wären. Ich verdeutliche diesen Sachverhalt für die Fernerstehenden, indem ich eine kleine, beliebig herausgegriffene Blütenlese von Problemen anschließe:

Bedeutung der Verbreitungsgrenze der spezifisch mittel- und nordeuropäischen Bronzebeile (nicht in Spanien, Süditalien usw.) in ethnographischer Hinsicht und ihre Erklärung (Campignien? Feuersteinbeile? — Indogermanen?)

Zugehörigkeit, Volkstum, Schicksal der Bretagnekulturen (nordische Bootäxte, Kragenfläschchen neben westlichem Grundstock)? der Seine-Oise-Marne-Kultur (Hammeräxte)? wobei die letzte Herkunft dieser Äxte auch noch zu klären ist (s. elamitische Äxte).

Die westeuropäischen Stilelemente in der Schnurkeramik; die archäologischen Beziehungen zwischen westeuropäischen und nordischem Kulturgebiet in der jüngeren Steinzeit (z. B. Steinkisten), die in der Bronzezeit zugunsten der Ägäis geringer werden.

Besiedlung Süd- und Mittelfrankreichs in der älteren und mittleren Bronzezeit (Abkömmlinge der Megalith- und Rhonekulturen?).

Formenkunde, Zeitfolge und Ausdehnung der Rhonekulturen in Frankreich (und Italien), z. B. Herkunft des Mäanders in der Spätbronzezeit, seine Beziehungen zum Mäander Italiens und zu der nordischen Importware; Verschiebungen in der Verbreitung der Hallstattschwerter usw.

Verhältnis der westlombardischen ersteisenzeitlichen Kulturen zu den französischen.

Herleitung der späthallstättischen Kultur mit Hufeisenschwertern im einzelnen, ebenso der gleichzeitigen Champagnekultur (Jogassien) und deren Schicksal (England?).

Herkunft der Latènekultur, ihre Beziehungen in Waffen, Werkzeugen usw. zu den griechischen und karthagischen Kolonien und zu den Iberern.

Die Beziehungen der Marnekultur (Frühlatène) zu den südfranzösischen Urnenfeldern, zu den Rhonekulturen; der Hallstattcharakter ihrer Keramik in Form, Farbe und Verzierung gegenüber dem Latènestil der gleichzeitigen Ware östlich und südöstlich davon. —

Auch wenn diese Fragen einmal in ihrem archäologischen Teil geklärt sind, was durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, dürfte es angesichts der vielfachen Mischungen und fließenden Grenzen nicht angehen, von jeder einzelnen Kulturgruppe, geschweige denn von einem einzelnen Fund (Siedlung, Grab) jeweils anzugeben, ob sie „keltisch" oder „illyrisch" sind; vollends kann in Grenzgebieten nichts über Sprache und Rasse ausgesagt werden (vgl. die Bulgaren von heute!). Es empfiehlt sich, in der Vorgeschichte schlechthin geographische und nicht sprachlich-geschichtliche Bezeichnungen für die Kulturgruppen anzuwenden.

Was aber feststeht und als Basis für weitere Forschungen dienen kann, sind die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen beider Verfasser:

Die Einwanderung der katalanischen Urnenfelder im 12. oder 11. Jahrhundert v. Chr. aus dem Gebiet der Hallstattkultur und ihr keltisches Volkstum.

Das Vorhandensein großer, geschlossener, stilistisch zusammenhängender Kulturen in der Bronzezeit im obersten Rhonetal und in seiner Nachbarschaft.

Die Beziehungen der katalanischen Urnenfelder zu den spätbronzezeitlichen Rhonekulturen (Pfahlbauten), woraus deren keltisches Volkstum gefolgert wird.

Die Methode aber, mit der diese Ergebnisse gewonnen sind, ist die „siedlungsarchäologische", die Gustaf Kossinna als erster systematisch und mit bahnbrechendem Erfolg auf ein ähnliches Problem, das der Herkunft der Germanen, angewandt hat.

Digitized by Google

Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit in Schlesien.

Von Martin Jahn.

Mit 3 Karten im Text.

Seit langem hat die Vorgeschichtsforschung erwiesen, daß vor der geschichtlich bezeugten Völkerwanderung zahlreiche Wanderungen von Völkern stattgefunden haben, daß die Völkerwanderung, welche die Historiker mit dem Einfall der Hunnen in Europa im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts n. Chr. beginnen lassen, nur ein Glied einer langen Kette von Völkerbewegungen bildet und daß sie trotz ihrer weitgreifenden Ausdehnung an Bedeutung und Ausmaß hinter manchen früheren vorgeschichtlichen Völkerwanderungen zurücksteht.

Die Bewohner Schlesiens nahmen auch an der historischen Völkerwanderung teil. Die silingischen Wandalen verließen zu Anfang des 5. Jahrhunderts zum größten Teil ihr Heimatland, dem sie eine hochentwickelte Kultur gebracht hatten. Nur zu bald gingen sie auf ihrer Wanderung in Spanien, von dem germanischen Brüderstamm der Westgoten vernichtet, unter. So heldenhaft auch die Waffentaten der Germanen auf ihrer Wanderung gewesen sein mögen, so bar allen Kriegslärms war ihr Aufbruch aus Schlesien. Kein dräuender Feind trieb sie aus ihren alten Sitzen. Freiwillig zogen sie, gedrängt von ihrer altererbten Wanderlust, um bessere Lande zu gewinnen. Soweit die zurückbleibenden Reste der Silingen die herrenlos gewordenen Äcker nicht mehr bestellen konnten, fiel das kultivierte Land wieder der freien Natur anheim und verwilderte. Erst lange nach dem Abzuge der einstigen Besitzer, im Laufe des 6. Jahrhunderts, fanden sich neue Siedler aus dem Osten ein, slawische Stämme, in deren Volkstum die germanischen Reste allmählich aufgingen.

War auch dieser Bevölkerungswechsel von weittragender Bedeutung und sind seine Folgen noch bis in unsere Tage spürbar, so verlief er, wie gesagt, ohne Kampf, undramatisch und, abgesehen von der Auswanderung der Wandalen, in einem so langsamen Tempo, daß die Feder des Chronisten keinen Anlaß fand, über ihn zu berichten.

Viel kämpfereicher, lebensvoller und spannender sind die Völkerbewegungen, die sich früher auf schlesischem Boden abgespielt haben. Daß von ihnen der Geschichtsschreiber nicht berichtet, liegt nicht an dem Fehlen packender Handlungen in diesem Völkerdrama, sondern daran, daß sich das Drama fern von dem Gesichtskreis der Geschichte abgespielt hat und daß seine Geschehnisse erst von der modernen Vorgeschichtswissenschaft in mühsamer Mosaikarbeit, durch Zusammenstellung und Verwertung der Bodenfunde, wieder ans Licht gezogen worden sind.

Digitized by Google

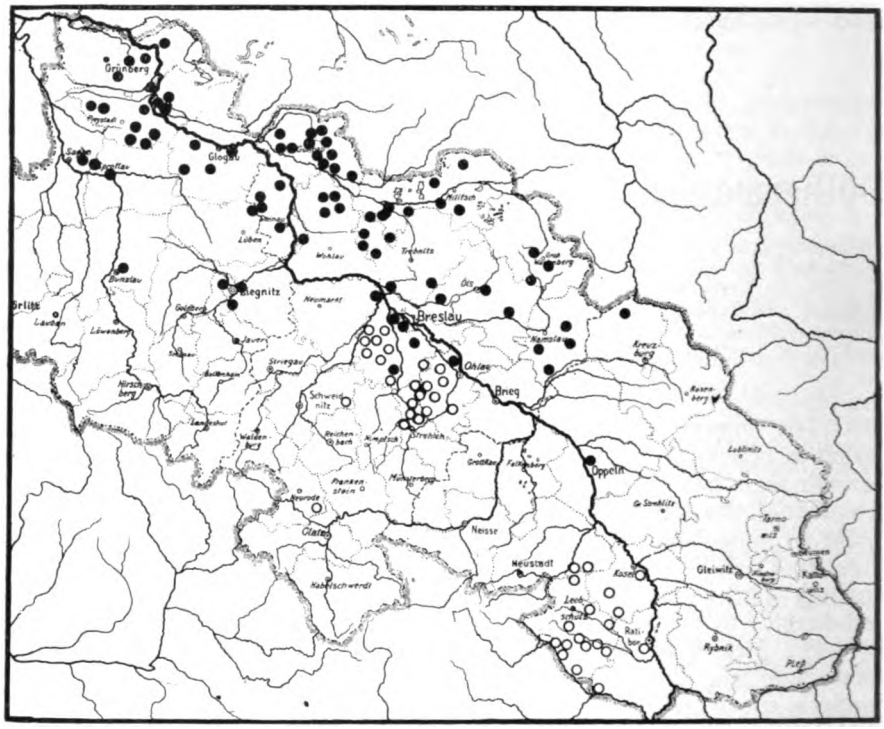


Abb. 1. Verbreitung der baſterniſchen (●) und der keltiſchen (○) Funde in Schleſien. Nach Angaben von Tackenberg, Peterſen und v. Richthofen gezeichnet von H. Geſchwendt.

Ich will hier nicht von den erſten Menſchen ſprechen, die zur Eiszeit ſchleſiſche Erde betraten, nicht von den Jägerſcharen der mittleren Steinzeit, die ſchleſiſche Gefilde durchzogen, auch nicht von den zwei Ackerbau treibenden Völkern, die zur jüngeren Steinzeit vom Donaugebiet und von Norden in unſer Land kamen und ſich hier miſchten, oder von dem Einfall der wanderluſtigen „Glockenbecherleute“ am Schluſſe der Steinzeit, ſondern ich will gleich zu der Epoche übergehen, die von allen Zeiten menſchlichen Daſeins die meiſten Umwälzungen in den Beſiedlungsverhältniſſen Schleſiens aufweiſen kann, in der die verſchiedenartigſten Stämme ſich den Beſitz des ſchleſiſchen Bodens ſtreitig machten, in der ein Kommen und Gehen von Völkern wie nie ſonſt in unſerem Landesteil nachweisbar iſt. Dieſe ausgeſprochene Völkerwanderungszeit Schleſiens beginnt mehr als 1000 Jahre vor der hiſtoriſchen Völkerwanderung und umfaßt etwa die letzten 6 Jahrhunderte v. Chr. Geburt. Ich will verſuchen, in kurzen Zügen zu ſchildern, zu welchen Ergebniſſen die neueſten Unterſuchungen der ſchleſiſchen Vorgeſchichtsforſchung auf dieſem Gebiet geführt haben, und werde die etwas verwickelten Siedlungsverhältniſſe durch Karten erläutern.

Etwa zwei Jahrtauſende lang hatte ein zahlreiches, regſames Volk faſt unangefochten die Gefilde Schleſiens und der Nachbarländer bewohnt. In der jüngeren Steinzeit hatte es ſich durch Verſchmelzung zweier grundverſchiedener Stämme gebildet, während der Bronzezeit hatte es den alten

Digitized by Google

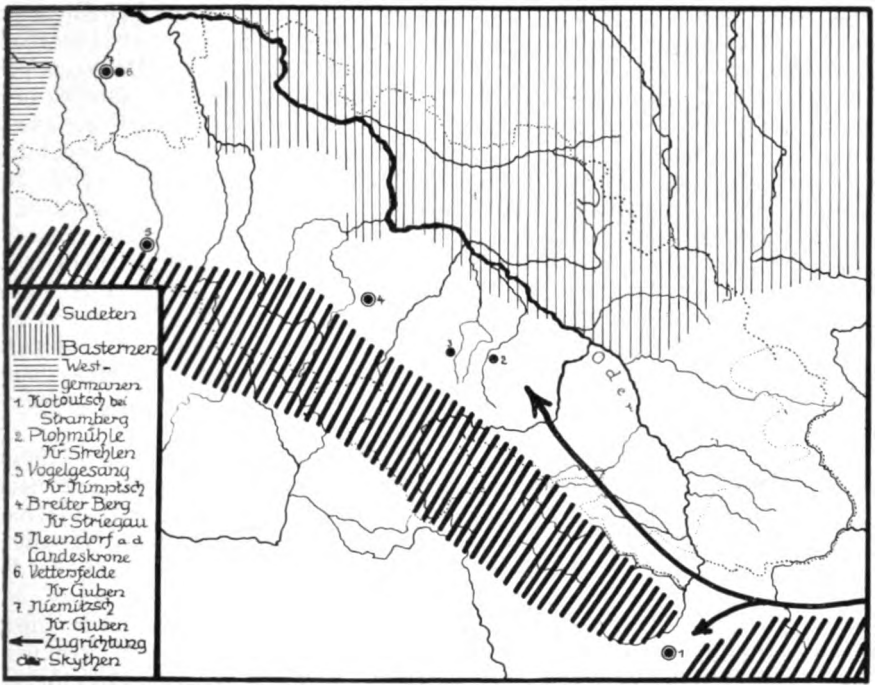


Abb. 2. Verbreitung der Skythenfunde in Ostdeutschland. Gezeichnet von F. Geschwendt.

Brauch der Körperbestattung allmählich aufgegeben und die Totenverbrennung eingeführt. Unzählbar sind seine Friedhöfe, die Urnenfelder, die noch heute in der schlesischen Erde ruhen. Lange Zeit hat sich die Forschung um die Feststellung der Nationalität der Urnenfelderbevölkerung bemüht. In dem Streit der Meinungen hat sich die Auffassung Kossinnas fast völlig durchgesetzt, daß es sich um Angehörige der illyrischen Völkergruppe handele. Dieses so seßhafte Volk bebaute seine Äcker, versah sein Vieh und mehrte in langer, fast ununterbrochener Friedenszeit sein Gut und Blut. Nur Stammesfehden störten mitunter die friedliche Entwicklung seiner Eigenart. Erst in der Eisenzeit zog sich schweres Kriegsgewölk über den Fluren der ostdeutschen Illyrier zusammen. Von Nordosten, von der Weichselmündung her setzte der Sturm ein. Das ostgermanische, lebensfrische und tatenlustige Geschlecht, von dem die Steinkistengräber und Gesichtsurnen zeugen, und das am ehesten mit den Basternen der antiken Quellen gleichgesetzt werden kann, drängte nach Süden vor und gewann den Illyriern in zähem Kampfe einen Gau nach dem anderen ab. Das überalterte, im langen Frieden verweichlichte Volk mußte dem kraftstrotzenden jugendlichen Feind, dem die eigenen Fluren für seine Volksmenge zu eng wurden, weichen oder sich seiner Oberhoheit beugen. Im 6. Jahrhundert v. Chr. pochten die andringenden Germanen auch an Schlesiens Grenzen [1]). Nicht kampflos gaben die Einheimischen das Land preis. Ihre eingeäscherten Burgen wie die Schwedenschanze und der Kapellenberg von Oswitz bei Breslau geben Kunde von dem damaligen

[1]) K. Tackenberg, Die frühgermanische Kultur in Schlesien. Altschlesien, I. S. 121 ff.

Digitized by Google

schweren Ringen um Schlesiens Boden [1]). Auch hier überwand der Angreifer den Verteidiger. Trotzdem kam der Siegeslauf der Basternen innerhalb Schlesiens zum Stehen, offenbar weil sie genügend Land für ihre Volksgenossen erobert hatten. Unsere Karte (Abb. 1) zeigt die Ausbreitung der ältesten germanischen Funde innerhalb unserer Provinz. Allein der Nordostteil Schlesiens wurde von ihnen besetzt. In Mittelschlesien bildet die Oder die ungefähre Grenze ihres Machtbereiches; nur wenige Funde liegen noch südlich des Stromes. Die fruchtbare mittelschlesische Lößebene ist fast leer von frühgermanischen Funden. Desto dichter sind die rechts der Oder liegenden Sand- und Waldgebiete von ihnen besetzt. Auch der Nordzipfel Oberschlesiens ist noch in ihr Siedlungsgebiet einbezogen worden. Die schlesische Oberlausitz hingegen, die südlichen Teile Nieder- und Mittelschlesiens und fast das gesamte Oberschlesien verblieben dem Restteil der Illyrier, die hier noch etwa anderthalb Jahrhunderte hindurch ihr Volkstum selbständig bewahrten, wenn sich auch bald starke Beziehungen und friedlicher Kulturaustausch zwischen beiden Machthabern Schlesiens anbahnten.

Jedoch sollte die neue Friedenszeit nicht lange währen. Etwa 50 Jahre nach dem Eindringen der Basternen, gegen 500 v. Chr., brauste eine neue Kriegswelle über den stark geschwächten Reststaat der Illyrier dahin. Diesmal kam sie aus dem Südosten. Völlig anders geartet in Kultur, Sitte und Kampfesweise war der neue Feind, auch sein Kriegsziel ein anderes. Skythische Reiterscharen überfluteten wie ein Heuschreckenschwarm die Gaue der Illyrier. Urplötzlich erschienen sie; schwer waren sie zu treffen wegen ihrer Schnelligkeit und ihrer hauptsächlich auf Fernwirkung berechneten, den Einheimischen fremdartigen Waffen. Unheimlich müssen die neuen Eindringlinge auf die illyrischen Bauern gewirkt haben, ganz ähnlich wie die Mongolen des Mittelalters, denen auch erst nach schwerer Verwüstung des Landes auf schlesischer Wahlstatt nachhaltiger Widerstand geleistet werden konnte. Von ihrer Heimat in Südrußland hatten sich die Skythen bis nach Ostgalizien ausgedehnt und waren dann immer am Nordrand der Karpathen und Sudeten entlang ziehend nach Schlesien und der Lausitz eingefallen (Abb. 2). Bezeichnend ist es, daß die skythischen Funde aus schlesischem Boden fast sämtlich aus Waffen bestehen [2]). Die Skythen begnügten sich nicht damit, die Einheimischen auf freiem Felde zu schlagen, wo sie dank ihrer Kampfesart leicht die Oberhand gewannen, sie belagerten auch die illyrischen Festungen und zerstörten sie, wie Grabungen auf den Burgwällen vom Breiten Berg bei Striegau und von Niemitzsch bei Guben erwiesen haben, wo sich zahlreiche skythische Bronzepfeilspitzen in den Schuttresten der Burgen gefunden haben. Die Sudeten durchquerten sie nicht. Ist doch das Durchstreifen von gebirgigem Gelände für berittene Truppen, deren Kampfwert nur in der Ebene voll zur Geltung kommt, beschwerlich und gefährlich. Nur durch die Lücke zwischen den Karpathen und Sudeten, durch die mährische Pforte stießen sie vor und bestürmten die illyrische Festung auf dem Kotoutsch bei Stramberg im Kuhländchen [3]). Ebenso wie das Gebirge mieden die Skythen die weiten Fluren

[1]) H. Seger, Schlesische Festungen aus der Bronzezeit. Schlesische Monatshefte I, 1, 1924, S. 27 ff.

[2]) M. Jahn, Die Skythen in Schlesien. Schlesiens Vorzeit, N. F. IX, S. 11 f.

[3]) Die verdienstvolle Arbeit von G. Stumpf, Die Vor- und Frühgeschichte des Kuhländchens in der Festschrift des ersten Kuhländler Heimatfestes in Neu-Titschein 1927 vermittelte mir die Kenntnis davon, daß in dem Burgwall auf dem Kotoutsch, welcher der jüngsten Lausitzer Kultur angehört, ebenso wie auf dem Breiten Berge eine ganze Anzahl skythischer Pfeilspitzen gefunden worden ist. A. a. O. S. 15—18 u. Taf. III, 13 u. VIII, 31.

Digitized by Google

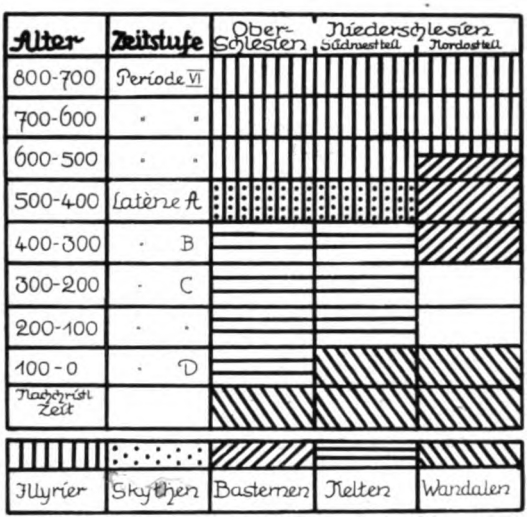


Abb. 3. Zeit- und Völkertafel der vorchristlichen Eisenzeit Schlesiens. Gezeichnet von H. Geschwendt.

basternischen Machtbereiches, auf den sie schon in Galizien trafen und den sie klüglich auf ihrem Vorstoß nach Deutschland umgingen. Gegen die neugeschaffene und unerschütterte Großmacht dieser kampferprobten Germanen konnten die unsteten Steppenvölker nichts ausrichten. So suchten und fanden sie denn zwischen dem Gebirgsrande und dem Basternengebiete die Stelle geringsten Widerstandes bei den eben erst in ihrer kriegerischen Kraft gebrochenen Illyriern Schlesiens und der Lausitz. Halt machten die Skythen erst in der Mark dort, wo sie auf ein zweites machtvolles Staatengebilde stießen, auf die Westgermanen. So erklärt sich die lange und schmale Form des Vorstoßgebietes der Skythen, das fühlerartig bis zur Mitte Deutschlands vorschnellte. Während die Basternen bei ihren früheren Kämpfen mit den Illyriern neues Siedlungsland erstrebten, gingen die Skythen offenbar mehr auf Raub und Beute aus. Trotz ihrer siegreichen Züge, die nach den Funden ins 5. Jahrhundert v. Chr. zu setzen sind, lassen sich keine skythischen Siedlungen und Gräberfelder in Ostdeutschland nachweisen. So plötzlich wie sie kamen, so schnell verließen sie offenbar auch wieder das Land. Seßhaft wurden sie nach unserer bisherigen Kenntnis nicht. Wenn sie auch die Illyrierreste militärisch vernichtend schlugen, so entrissen sie ihnen nicht dauernd Land und Freiheit. Vielmehr besitzen wir Anzeichen dafür, daß auch nach den Skythenstürmen noch selbständige Illyrier westlich des Basternenreiches gesessen haben.

Den Untergang fanden diese letzten Reste des einst so machtvollen Illyriervolkes um 400 v. Chr. durch einen dritten Feind, der aus einer dritten Gegend einwanderte: die Kelten. Sie hatten zu Beginn des 4. Jahrhunderts Böhmen und Mähren besetzt und waren sofort von diesem neu eroberten Gebiet über die Sudeten nach Mittelschlesien und Oberschlesien vorgestoßen, wo sie sich hauptsächlich der fruchtbaren Lößlandschaften bemächtigten. Auch das gewaltige Festungssystem im Zobtengebiete konnte ihnen nicht standhalten. Die Illyrier gingen im Kampf mit den Kelten zugrunde oder wurden

Digitized by Google

den neuen Machthabern untertänig. Von ihrem Volkstum erkennt man in den ältesten schlesischen Keltengräbern noch Spuren, die aber nur zu bald verschwinden [1]). Unsere Karte (Abb. 1) zeigt die Ausdehnung des Keltengebietes, das sich bis zur Oder erstreckte und hier an das Basternenreich grenzte. Es ist bemerkenswert, daß Schlesien Jahrhunderte lang politisch in zwei Teile getrennt war und daß die Oder die Grenze bildete, nicht wie heute der Sudetenkamm. Überhaupt spielen in der Vorzeit Gebirge nicht in dem gleichen Maße wie in der Neuzeit eine Rolle als natürliche Grenze. Sowohl für den Illyrierstaat wie für das Keltenreich waren die Sudeten keine Scheidelinie, sondern das eigentliche Rückgrat des Staatswesens. Beiderseits des Gebirges wohnten Angehörige desselben Stammes, Genossen desselben Blutes. So unnatürlich diese Längsteilung der geographischen Einheit Schlesiens auf den ersten Blick erscheinen mag, so wiederholt sie sich doch im frühen Mittelalter unter ganz anderen Verhältnissen. Auch damals gehörte Schlesien links der Oder zur böhmischen Krone und an dem schlesischen Strom wurden Grenzfestungen gen Osten gegen die Polen errichtet. Die keltischen Fundplätze gliedern sich klar in zwei Gruppen, eine mittelschlesische, die von den aus Böhmen gekommenen keltischen Bojern bewohnt war, und eine oberschlesische, die sich dem mährischen Keltenstaate der Volker angliedert. Die Schicksale der beiden keltischen Teilstämme Schlesiens sind nicht ganz die gleichen. Doch ehe wir sie verfolgen, wenden wir uns noch einmal den Basternen zu.

Noch etwa 100 Jahre, nachdem die Kelten die Erbschaft des illyrischen Reststaates angetreten hatten, sind die Basternen rechts der Oder nachweisbar, dann hören ihre Siedlungen und Gräberfelder auf. Ungefähr 250 Jahre lang hatten sie Nordostschlesien bewohnt, dann packte sie ihr alter Wandertrieb von neuem und gegen 300 n. Chr. verließen sie ihre Sitze, um südostwärts neuen Landen zuzustreben (Abb. 3). Was der äußere Anlaß war, der diese Ostgermanen zu neuer Wanderung trieb, ist mit Sicherheit nicht zu erweisen. Politischer oder militärischer Druck der keltischen Nachbarn, an den man zuerst denken könnte, spielte kaum eine Rolle; denn die Kelten hatten damals ihre Blütezeit schon überschritten und besaßen nicht mehr die Kraft oder das Ausdehnungsbedürfnis, die von den Basternen freigegebenen Gebiete zu besetzen. Diese verwilderten und verödeten daher. Eher könnten mehrfache Mißernten den Germanen ihr Land verleidet haben. Noch wahrscheinlicher scheint es mir jedoch, daß die Basternen von dem Gebiete der Skythen angelockt wurden, von deren Reichtum sie genug gehört und während der Skythenvorstöße gesehen hatten. Das Skythenreich, das eben noch seine Kriegerscharen bis ins Herz Deutschlands entsandt hatte, sank immer mehr zusammen. Was lag da näher, als daß das noch aufwärts strebende Nachbarvolk der Basternen sich an seine Stelle setzte und so als erste Germanenwelle bis an die Pforten der antiken Welt und der klassischen Kultur brandete.

Mit dem Abzug der Basternen hört das Zweimächtesystem, das seit dem 6. Jahrhundert vor Chr. in Schlesien geherrscht hatte, auf. Die Kelten sind vom 3. Jahrhundert ab die alleinigen Bewohner des Landes; freilich dehnten sie, wie schon erwähnt, ihre Sitze nicht auf das Gebiet rechts der Oder aus, das herrenlos blieb. Etwa zwei Jahrhunderte dauerte diese keltische Alleinherrschaft in Schlesien. Dann kam eine neue Umwälzung im schlesischen Siedlungsbild. Ein viertes Volk heischte Anteil am schlesischen

[1]) In einer Zusammenstellung der keltischen Funde Schlesiens gedenke ich demnächst die obigen kurzen Andeutungen näher darzulegen.

Digitized by Google

Boden. Wieder war es ein Germanenstamm, die Wandalen, die um 100 v. Chr. von Norden her kamen, hauptsächlich die Oder aufwärts ziehend eindrangen und Nieder- und Mittelschlesien besetzten. Sie begnügten sich aber nicht wie einst die Basternen mit dem östlichen Teil Schlesiens, den sie so gut wie menschenleer vorfanden, sondern überwältigten auch die mittelschlesischen Kelten westlich der Oder. Starke keltische Stilelemente in den ältesten mittelschlesischen Wandalengräbern scheinen dafür zu zeugen, daß viele Kelten, besonders Handwerker, die sich nicht mehr rechtzeitig flüchten konnten, den Wandalen als Sklaven dienen mußten. Die gesamte jetzige Provinz Niederschlesien, soweit sie überhaupt bewohnt war, gehörte also seit dem letzten Jahrhundert zum Siedlungsgebiet der Wandalen, die ein halbes Jahrtausend hier seßhaft geblieben sind [1]). Ähnlich wie die Basternen machten die Wandalen vorerst etwa an der jetzigen oberschlesischen Grenze halt. Dem oberschlesischen Keltenvolk war daher die Selbständigkeit ein Jahrhundert länger beschieden. Die keltischen Funde des letzten Jahrhunderts v. Chr. sind in Oberschlesien sogar bei weitem zahlreicher als die früheren. Man kann wohl daraus schließen, daß beträchtliche Teile der mittelschlesischen Kelten vor den Wandalen nach Oberschlesien ausgewichen sind und sich dort niedergelassen haben. Erst etwa mit dem Beginne unserer Zeitrechnung verschwindet das Keltentum auch aus Oberschlesien und die Wandalen besetzen allmählich diesen letzten Teil der schlesischen Erde, die nun Jahrhunderte lang völlig unbeschränkt von Germanen bewohnt war.

Damit ist das große Völkerringen um Schlesien beendet; nur noch Verschiebungen innerhalb der Germanenstämme selbst fanden in den nächsten Jahrhunderten statt. Die Wandalen machten Schlesien zu einem religiösen, kulturellen und Verkehrsmittelpunkt von überragender Bedeutung, der nach allen Himmelsrichtungen weithin nur noch von Germanenländern umgeben war. Dieser große Enderfolg der vorhistorischen Völkerwanderungen sollte dann leider durch die historische Völkerwanderung so gut wie völlig wieder zunichte gemacht und Schlesien wieder der Verödung und einem kulturell niedriger stehenden Volkstum preisgegeben werden.

---

[1]) M. Jahn, Die Gliederung der wandalischen Kultur in Schlesien. Schlesiens Vorzeit, N. F. Bd. VIII, S. 20 ff.

Digitized by Google

Grundsätzliches zur Erschließung urgeschichtlicher Wanderungen.

Von Helmut Preidel.

Daß die Urgeschichte von Haus aus eine historische Wissenschaft ist, wird heute von niemandem mehr ernstlich bestritten. Nur darüber ist man sich vielfach noch nicht klar geworden, in welchem Ausmaße sie Erkenntnisse vermitteln kann. Um diese Frage zu klären, müssen die ihr zur Verfügung stehenden Quellen, in der Hauptsache also die Bodenfunde, auf ihre Wertigkeit untersucht werden.

Eine kürzlich erschienene Arbeit[1]) nennt als Quellen Einzelfunde, Siedlungsfunde, Grabfunde und Verwahrfunde. Wie aber bereits Sudete II (1926), S. 30 ausgeführt ist, müssen Bodenfunde, d. h. alle jene Spuren, die von urzeitlichen Menschen herrühren, kritisch in zwei Gruppen eingeteilt werden, in bewegliche Funde oder Altsachen und in unbewegliche Funde oder Bodendenkmäler. Jede dieser Gattungen ohne die notwendige Ergänzung durch die andere bilden für sich Einzelfunde, beide gemeinsam, d. h. Altsachen und ein Bodendenkmal, jene Fundarten, die man als Grab-, Siedlungs- oder Sammelfunde zu bezeichnen pflegt.

In einer kurz vor seinem Tode abgefaßten Arbeit[2]) hat Hoernes in programmatischer Art für die Deutung eines Bodenfundes drei Hauptfragen aufgestellt, die Jacob-Friesen in seinem Buche (S. 102) in Sätze gekleidet hat:

1. Was ist der Gegenstand und wozu ist er geschaffen?
2. Wie alt ist der Gegenstand?
3. Wo ist der Gegenstand beheimatet und warum wurde er gerade an jener Stelle gefunden?

Diese Aufstellung ist nicht ganz klar. Der letzte Satz muß unbedingt lauten: Wo sind annähernd gleiche Gegenstände gefunden worden und warum wurde dieser gerade an jener Stelle gefunden? Auch dann ist die Fragestellung noch nicht fehlerfrei, es sei denn, man erblickt in den „Gegenständen" Bodenfunde schlechthin.

In Wirklichkeit kann man natürlich diese Grundfragen nicht so streng auseinander halten, da Altsachen und Bodendenkmäler eine besondere Stellung einnehmen. Während nämlich Bodendenkmäler am Orte von Menschen angelegt worden sein müssen, besteht diese Gewähr für Altsachen nicht. Sie können in der Nähe, aber auch in weiter Ferne gefertigt sein und nur durch

[1]) Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Hannover 1927, S. 92 ff.
[2]) Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele, III. Teil, 5. Abtlg. Leipzig und Berlin 1923, S. 340.

Digitized by Google

einen Zufall, der nicht immer mit urgeschichtlichen Menschen in Beziehung zu stehen braucht, in die Erde gekommen sein. Ein gewisser Quellenwert kommt ihnen nach der Wahrscheinlichkeit erst zu, sobald in der Nachbarschaft gleichalte und zum gleichen Typus gehörige Stücke gefunden worden sind, jedoch absoluter Quellenwert, sobald sie mit einem Bodendenkmale verbunden vorkommen. Wenn die Fundumstände einwandfrei sind, bieten sie die Gewähr, daß die Erzeuger, ihnen nahestehende Menschen oder auch Zeitgenossen schlechthin die Altsachen niedergelegt oder hinterlassen haben.

Wie schon angedeutet, spielt die Urheberfrage die „Genealogie" des Fundstückes nach Hoernes in der Urgeschichtsforschung die größte Rolle. Jeder urgeschichtliche Bodenfund gehört in den Kreis der Lebensäußerungen urgeschichtlicher Menschen. Die Tatsache, daß jeder Bodenfund individuellen Charakter zeigt, kann nur auf die individuell ausgebildeten bezw. verschiedenen Anlagen der Urheber zurückgeführt werden, letzten Endes also auf somatische Grundlagen oder auf solche, die Lebensgemeinschaften oder Beziehungen hervorgerufen und gepflegt haben. Was die Kunstgeschichte längst als Ausdrucksform des schaffenden Menschen erkannt hat, das muß in gewissem Ausmaße auch die Urgeschichte sich zu eigen machen. Jeder Bodenfund muß ihr eine Ausdrucksform des Urhebers sein. Wie die Kunstgeschichte aus der Ähnlichkeit der Ausdrucksformen auf die Verwandtschaft der Künstler in somatischer oder vitaler Hinsicht schließt, so kann dies auch die Urgeschichte auf ihre Unterlagen dem Kausalitätsgesetze entsprechend anwenden.

Das gemeinhin allgemein verständliche, annähernd gleiche Ausdrucksmittel einer Lebensgemeinschaft ist die Sprache. Gemeinsame Muttersprache, im einzelnen wieder fein abgestuft nach Aussprache, Sprechton, Wortinhalt, Wortstellung, Satzbau u. a., ist das vornehmste Merkmal einer Volksgemeinschaft, deren ungleiche Blutzusammensetzung und ungleiche Anlagenausbildung die Unterschiede hervorgerufen hat, die selbst die „Erziehung" nicht vollständig ausgleichen konnte. Daneben treten natürlich noch andere Ausdrucksformen in Erscheinung, darunter solche, die die Differenzierung deutlicher noch als die Sprache zum Ausdruck bringen. Das Bild, das so eine Lebensgemeinschaft in ihren Äußerungen widerspiegelt, wird also trotz der vielen gemeinsamen Züge nicht so einheitlich sein, entsprechend den somatischen Grundlagen. Neben Ausdrucksformen, die für diese oder jene engere Gemeinschaft kennzeichnend sind, wird es solche geben, die der gesamten Gruppe eigen sind, schließlich noch solche, die über den Rahmen hinausgehen.

Da die Urgeschichte es ebenfalls nur mit Ausdrucksformen von Menschen zu tun hat, kann auf ihre Methoden auch die an einem Beispiele der Gegenwart verdeutlichten Anwendungen des Kausalitätsgesetzes übertragen werden. Das wichtigste Kriterium zur tatsächlichen Erschließung einer Volksgemeinschaft fehlt ihr zwar, doch kann sie es nicht nur ersetzen, sondern auch noch feinere Unterschiede wahrnehmen.

Bodenfunde, die in der äußeren Erscheinungsform einander ähneln oder einander nahezu gleichen, faßt die Forschung in dem Begriffe Typus zusammen, vorausgesetzt, daß annähernde Gleichzeitigkeit im Sinne von Montelius, d. h. annähernd gleichalte Herstellung nachweisbar ist. Wenn man nun der räumlichen Verbreitung gleichzeitiger Typen nachgeht, wird man finden, daß einzelne von ihnen nur in einigen engen Gebieten vorkommen, andere darüber hinaus in zwei oder mehreren so gekennzeichneten Gegenden und schließlich solche, die überall auftreten, innerhalb oder außerhalb des zugrunde liegenden Raumes. Für diesen angenommenen Formen-

Digitized by Google

kreis sind diese Typen dann atypisch, auch solche, deren Hauptverbreitungsgebiet außerhalb des Formenkreises zu suchen ist. Die Verbreitungsgebiete der einzelnen Typen und Typengruppen werden sich gewöhnlich nicht scharf abgrenzen lassen, da sie in den Randzonen vielfach ineinander übergreifen werden.

Wendet man nun auf diese Verhältnisse das Kausalitätsgesetz an, so muß man jeden einzelnen Vertreter eines Typus mit einem gewissen, nicht näher bestimmbaren Anlagenkomplex in Verbindung bringen, den gesamten Typus mit eng verwandten Anlagenkomplexen der Urheber oder letzten Eigentümer. Um die Frage Eigentümer oder Urheber entscheiden zu können, falls nicht die Fundgattung den Zweifel erübrigt, bedient man sich wie die meisten Naturwissenschaften des Analogieschlusses: Wo die meisten Vertreter eines Typus nachweisbar sind, dort werden sie gefertigt sein. Jene Stücke also, die für eine Gegend nicht kennzeichnend sind, werden als Niederschläge eines Güteraustausches zu betrachten sein, auch in den Gebieten, die als Grenzzonen zu bezeichnen sind. Die Verteilung der nicht atypischen Typen zeigt also die Verteilung der entsprechenden Anlagenkomplexe der Urheber oder Eigentümer in Abstufungen, die nur auf engere oder losere Lebensgemeinschaften bezogen werden können, zweifelsohne auch auf Artgemeinschaften. Die Forschung nennt diese Gruppen Kulturkreise, Kulturprovinzen oder Kulturgebiete.

Dieses Verfahren, das in einer gewissen Zeitstufe die Kultur- bezw. Bevölkerungsverhältnisse einer Gegend erkennen läßt, ist natürlich jederzeit anwendbar, wie als erster Kossinna vor mehr als 30 Jahren erkannt hat. Was hier in großen Zügen abzuleiten versucht wurde, hat ihm die Erfahrung gelehrt: scharf umgrenzte Kulturgebiete decken sich zu allen Zeiten mit bestimmten Völkern oder Volksstämmen.

Schon im vorigen Jahrhundert hat Montelius nachgewiesen, daß die Erscheinungsbilder eines Typus nicht nur untereinander individuelle Züge tragen, sondern auch so weitgehende Veränderungen zeigen, daß man bereits von einem neuen Typus sprechen muß. Mehrere solcher Typen einer bestimmten Form hat er in der Weise zusammengestellt, daß die Existenz des einen Typus aus den anderen erklärlich war. So erhielt er eine typologische Reihe, die ihm zeigte, in welcher Stufenfolge die einzelnen Typen dieser Formenreihe sich entwickelt haben. Indem er diese Reihen untereinander verglich, konnte er feststellen, daß im selben Zeitraume einige rascher, andere wieder sich langsamer entwickelt hatten. Die ersteren nannte Montelius empfindlich, die letzteren minder empfindlich. Diese qualitativen Unterschiede sind namentlich auf Material und Bestimmung zurückzuführen. Im allgemeinen kann man mit Montelius sagen, daß solche Formenreihen bezw. Typen am empfindlichsten sind, denen die höchste Ausdrucksform, der größte Kunstwert, eigen ist. Dabei ist die Beobachtung zu machen, daß die Entwicklung auch vom Alter abhängt. Je weiter nämlich Bodenfunde zeitlich zurückreichen, desto langsamer werden sie sich entwickeln. Diese Tatsache erklärt einerseits das Kriterium der Empfindlichkeit, je ursprünglicher ein Typus ist, desto weniger Kunstwert ist ihm beizumessen, andererseits aber nur die Anwendung des Kausalitätsgesetzes, da auch alte Typen, deren individuelle Ausdrucksformen höher anzuschlagen sind, gegenüber jüngeren und minder einzuschätzenden Typen das gleiche Verhältnis zeigen.

Wenn ein Typus auf einen gewissen Anlagenkomplex zurückzuführen ist, dann wird die Veränderung innerhalb der Formenreihe auf eine

Digitized by Google

Veränderung der Anlagen der Urheber fußen. Die Ursache dafür wäre also zu untersuchen. Nach den bisherigen Erfahrungen können hier nur in Betracht kommen:

1. Ausbildung bereits in Wirksamkeit getretener Anlagen,
2. Erweckung vorhandener, aber bisher nicht in Wirksamkeit getretener Anlagen durch Intuition oder durch Einflüsse von außen,
3. Vermengung vererbter Anlagen infolge vorausgegangener Blutmischung nach den Vererbungsgesetzen.

Diese Aufstellungen lehren deutlich, daß die rassische Zusammensetzung einer Urhebergruppe einen nicht geringen Einfluß auf die Ausprägung ihrer Lebensäußerungen hat. Wenn als Rasse eine größere Gruppe von Menschen bezeichnet werden kann, die durch gleiche Anlagen gekennzeichnet sind, werden bei strenger Inzucht immer nur wieder die gleichen Anlagen in Erscheinung treten, es sei denn, daß die intensive Inanspruchnahme einige Anlagen auf Kosten anderer besonders pflegt. Auch die Erweckung schlummernder Anlagen durch Erfindung oder durch Hinweise von außen, also Lernen bei Artgenossen oder bei anderen, Erlernen infolge geänderter Lebensbedingungen u. a. m., dürften eine Rolle spielen. Immerhin aber werden sich die Anlagen hier nicht in dem Maße umbilden können, wie in einer Lebensgemeinschaft, die fremdes Blut in sich aufgenommen hat. Dort werden in der Geschlechterfolge alle Anlagen der Komponenten in den mannigfachsten Zusammensetzungen hervortreten. Dieser ständige Wechsel der Anlagen wird zwar durch das Gemeinschaftsleben in seiner Auswirkung abgeschwächt, wird aber dennoch die Ausdrucksformen entsprechend umbilden. Die Entwicklung wird um so rascher vor sich gehen, je mehr rassische Komponenten an der Ausbildung der Urheber beteiligt waren.

Wenn man die Kulturkreislehre mit der Tatsache der Formenentwicklung in Verbindung bringt, gelangt man zu der siedlungsarchäologischen Methode, die Kossinna vor mehr als einem Menschenalter gefunden hat. Die einfachste Anwendung dieser Arbeitsweise verlangt, die Verbreitung der einzelnen Typen einer empfindlichen Formenreihe geographisch festzustellen. Entweder findet man, daß Typen der Reihe räumlich annähernd gleiche Verbreitung zeigen, oder daß einzelne Typen in verschiedenen Gegenden auftreten, einerseits im Zusammenhange mit dem ursprünglichen Verbreitungsgebiete, andererseits ohne die Sicherstellung eines solchen. Im ersten Falle spricht man von der Behauptung eines Kulturgebietes, im zweiten von einer Ausbreitung und im letzten von einer Abwanderung.

Die Kulturausbreitung kann in der Weise vor sich gehen, daß in dem neugewonnenen Gebiet neben den neuen noch gleichalte Typen fremder Entwicklungsreihen auftreten. Das ist beispielsweise auch in den schon genannten Grenzzonen der Fall, wo das zahlenmäßige Verhältnis ungefähr das gleiche sein wird. Die Intensität der Durchdringung eines fremden Kulturgebietes spiegelt die Entwicklung wider. Bald werden nämlich die einen Typen die anderen verdrängen unter gleichzeitiger Veränderung der Grundformen, so daß man sie der ursprünglichen Formenreihe als Nebenserie beiordnen müssen wird. Schließlich wird sich das dahin auswirken, daß entweder eine Verschmelzung mit den entsprechend abgewandelten heimischen Typen eintritt oder daß diese überhaupt zu bestehen aufhören.

Die Kulturausbreitung kann sich aber auch noch anders auswirken. Mit dem Auftreten von Typen einer Formenreihe in einem fremden Kulturgebiete kann das Verschwinden der gleichalten Typen der ursprünglich hier

Digitized by Google

beheimateten Formenreihe verbunden sein. In diesem Falle wird die Entwicklung zunächst ähnlich wie im Mutterlande erfolgen. Später aber wird es auch hier zur Ausbildung einer Nebenserie kommen.

Eine Teilwanderung oder Abwanderung eines Kulturgebietes wird sich in ähnlicher Weise auswirken, soweit es sich um das Eindringen und um die Entwicklung der führenden Formenreihe handelt. Wenn das Neuland nicht unmittelbar dem Mutterlande benachbart ist, spricht man von einer Teilwanderung. Um eine Abwanderung endlich handelt es sich, sobald im ursprünglichen Verbreitungsgebiet der kennzeichnenden Formenreihe keine Fortentwicklungen mehr nachweisbar sind, diese vielmehr in einer anderen Gegend auftreten. Die Abwanderung tritt um so klarer zutage, falls in der alten Heimat eine fremde Kultur sich ausbreitet.

Wie sind nun diese Verhältnisse im Sinne des Kausalitätsgesetzes zu verstehen? Das Bestehen einer Formenreihe innerhalb bestimmter Grenzen kann nur dahin gedeutet werden, daß der Anlagenkomplex der Urheber sich den Vererbungsgesetzen gemäß entfaltet hat. Jedes Hinzukommen ursprünglich fremder Anlagen müßten die Ausdrucksformen anzeigen. Von einer ungestörten Entwicklung könnte dann keine Rede sein.

Die Erwerbung neuen Kulturlandes durch Eindringen von Teilen einer Formenreihe in ein fremdes Kulturgebiet kann solange auf Handelsniederschläge zurückgeführt werden, solange man keine Unterlagen dafür hat, daß die Vertreter der Typen nicht in der Gegend hergestellt worden sind. Neben den Formen der angenommenen Formenreihe müßten die ursprünglich hier allein heimischen parallel erscheinen. Die Annahme der einen oder der anderen Reihe durch die Bevölkerung setzt schon voraus, daß eine gewisse Beeinflussung ihrer Anlagenkomplexe vorausgegangen sein muß, eine Annäherung der Lebensgemeinschaften der Urheber. Die erfahrungsgemäß bald in Erscheinung tretende Ausbildung von Nebenserien, von denen die eine die kräftigere sein wird, zeigt, daß ihr eine intensivere Veränderung des Anlagenkomplexes vorausgegangen ist, die nur auf somatischer Grundlage fußen kann, auf Vermischung mit der älteren Bevölkerung. Die Überlegenheit eines Anlagenkomplexes in qualitativer oder quantitativer Hinsicht spiegelt sich dann in dem Absterben einer Formenreihe wieder. Das allmähliche Durchdringen und das langsame Aufsaugen einer Lebensgemeinschaft durch eine andere innerhalb eines bestimmten Gebietes nennt man Kolonisierung.

Erfolgt die Erwerbung neuen Kulturlandes in der Weise, daß die ursprünglich hier heimische Formenreihe gleichzeitig verdrängt wird, also ein Eindringen gewisser Anlagenkomplexe in eine ursprünglich fremde Lebensgemeinschaft mit einer Anzahl fremder Anlagen, ohne daß diese Urhebergruppe in Hinkunft die ursprünglichen Ausdrucksformen weiterbildet, so muß dem notwendig auf eine gewaltsame Verdrängung oder Unterdrückung der früher hier wohnenden Bevölkerung vorausgegangen sein. In der Regel entstehen in solchen Gebieten später ebenfalls von der ursprünglichen Formenreihe abzweigende Typen. Mitunter kann dies soweit führen, daß die späteren Ausdrucksformen überhaupt nicht mehr die Eigenart der Eroberer widerspiegeln werden. Aus der Intensität der zugrunde liegenden Veränderung der Anlagen der Urheber ist dann zu ersehen, auf welche Ursachen das zurückzuführen ist, auf bloße Umbildung infolge geänderter Lebensbedingungen oder auf die Aufnahme fremden Blutes. In diesem Falle ist in erster Linie an die unterworfene oder nicht zur Gänze verdrängte Urbevölkerung zu denken.

Digitized by Google

Die Deutungen der Teilwanderungen und Abwanderungen von Kulturen im Sinne des Kausalitätsgesetzes ergeben sich nach dem Vorstehenden von selbst. Hervorzuheben wäre nur noch, daß Wanderungen in fundleere Gebiete nicht notwendigerweise die Beibehaltung der ursprünglichen Formenreihe zur Folge haben müssen. Im Gegenteil wird sich auch hier bisweilen eine Nebenserie herausbilden, die einerseits auf eine durch die Einflüsse der natürlichen Lebensbedingungen hervorgerufene Umbildung der Anlagen zurückgehen kann, andererseits aber auch auf die Aufnahme fremden Blutes. Dieses letztere wird man namentlich dann annehmen müssen, sobald die späteren Erscheinungsformen Merkmale stilfremder Elemente äußern werden. Das fundleere Gebiet wird dann nicht unbesiedelt gewesen sein.

Zum Schlusse sei noch die Frage aufgeworfen: Welche Umstände müssen gegeben sein, um von der Ausbreitung, Teilwanderung und Abwanderung einer urgeschichtlichen Lebensgemeinschaft sprechen zu können? Theoretisch genügt die Verbreitung einer empfindlichen Formenreihe vollständig. Die Anwendung fällt aber nicht immer leicht, da das vorläufig verfügbare Material in vielen Fällen nur aus wenigen Stücken besteht. Grundbedingung ist, daß die typologische Ableitung richtig ist. Auch falls dann nur ein Vertreter einer Formenreihe in einem fremden Kulturgebiete erscheint, kann man beispielsweise von einer Teilwanderung der entsprechenden Lebensgemeinschaft sprechen, wenn die Umstände das rechtfertigen. Vor allem gehört hierzu das Vorhandensein von Weiterbildungen, die eine Nebenserie einleiten, oder die die Umbildung der heimischen Formenreihe hervorrufen, vorausgesetzt, daß diese und die eingedrungene nicht nahe verwandt sind. Dann ist der Annahme, daß nur wenige Auswanderer die betreffenden Altsachen mitgebracht haben der Boden entzogen, weil einmal eine intensivere Änderung der Ausdrucksformen bezw. der entsprechenden Anlagenkomplexe in urgeschichtlicher Zeit nur auf Blutmischung zurückgeführt werden muß, die sich natürlich in einem solchen Ausmaße nur äußern kann, wenn die gesamte Lebensgemeinschaft in Mitleidenschaft gezogen wurde, um so mehr, als es sich um die Aufnahme völlig fremder Anlagen handelt.

Was hier in großen Zügen anzudeuten versucht worden ist, muß natürlich noch in jeder Beziehung ausgebaut werden, stellen diese Zeilen ja nur den Entwurf einer großen Arbeit dar, die zu ganz ähnlichen Zielen führen wird, wie sie Kossinna bereits vor mehr als 30 Jahren auf anderem Wege gewonnen hat.

Digitized by Google

II. Vorgeschichte und Nachbarwissenschaften.

1. Anthropologie.

Anthropologische Aufgaben aus der Vor- und Frühgeschichte Süddeutschlands.

Aus dem Kaiser Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik. Berlin-Dahlem.

Von Eugen Fischer.

Dem Teil Anthropologie, der sich mit den Rassen der Vergangenheit oder weiter zurück mit den Fragen der Entstehung des Menschen, der Ausbreitung der ersten menschlichen Gruppen und ähnlichen Fragen beschäftigt, fließt sein gesamtes Arbeitsmaterial, die Fundstücke, einzig und allein von der vorgeschichtlichen Forschung zu. So darf die Anthropologie nicht fehlen, wenn ein Festband einen Führer auf vorgeschichtlichem Gebiet feiern will, einen Mann, der ein arbeits- und erfolgreiches Leben der Forschung und dem Kampf für seine Forschungsergebnisse gewidmet hat. Und gerade heute, wo der Anthropologie in der Reichshauptstadt durch die weitblickende Tatkraft der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine neue, glänzende Arbeitsstätte geworden ist, will diese in der Zahl der Glückwünschenden nicht fehlen. Aber leider war es dem Verfasser in dem noch in Organisation begriffenen Institut nicht möglich, ein Fertiges, eine Lösung vorzulegen, er muß sich damit begnügen, skizzenhaft auf Fragen hinzuweisen, an deren Lösung er arbeitet und die er einmal zu bringen hofft. Zur Lösung aber ist die Hilfe der prähistorischen Forscher nötig und so ist wohl diese Darstellung hier gestattet, zumal sich das Ganze auf die Rassenmerkmale unserer Heimat bezieht, die ja dem Jubilar stets besonders am Herzen lag.

Die folgende Überlegung hat zum Ausgangspunkt und Inhalt zunächst nur gewisse früh- und vorgeschichtliche Rassenfragen Süddeutschlands, aber ähnliche und entsprechende Fragen tauchen überall auf.

Aus den gesamten vor- und frühgeschichtlichen Rassentypen Deutschlands ist eigentlich nur eine Form schon vor Jahrzehnten so klar beschrieben und benannt worden, daß ihre Anerkennung bis heute weiter besteht, A. Eckers „Reihengräber-Typus". Es ist erstaunlich, wie scharf Ecker diesen Typus anthropologisch herausgearbeitet hat, wenn wir gleichzeitig sehen, wie phantastisch und irrig die Kenntnisse der damaligen Zeit über „Hügelgräber" (Hallstattzeit), über Kelten usw. waren. Die Reihengräber Süddeutschlands, also die Friedhöfe der Alemannen, Franken, Bajuvaren usw. reichen schon aus geschichtlich erst halberhellter Zeit hinein ins volle Licht geschichtlicher Tage. Um 260 dürften die Alemannen die letzten Römerreste rechtsrheinisch vernichtet haben, bis ins 7. und 8. Jahrhundert gehen die Reihengräber, in diesen späten Bestattungen die ersten christlichen Symbole bergend.

An diese Reihengräber knüpft sich nun die wichtigste Frage, die die rassenkundliche Erforschung der heutigen süddeutschen Bevölkerung uns stellt.

Digitized by Google

Schon Ecker selbst setzt den langgebauten Schädeln aus den Reihengräbern als schroffen Gegensatz die runden Formen der heutigen Schädel derselben Landschaft gegenüber. Ich lege dabei Wert darauf, zu betonen, daß es sich nicht um die Indexziffer handelt, sondern um die gesamte Form in vielen anatomischen Einzelheiten, die Ecker gut gesehen und deutlich beschrieben hat. Wenn ich im Folgenden von dolichocephal und brachycephal spreche, tue ich es nur der Einfachheit halber, dieses einzelne Merkmal aus mindestens ebenso wichtigen anderen herausgreifend.

Woher kommen die heutigen Brachycephalen, etwa im oberrheinischen Alemannengebiet, wenn ich mich auf dieses beschränken soll. Nach der Alemannen- und späteren Franken-Einwanderung fand nachweisbar keine neue irgendwie massenhafte Einwanderung statt. Also schlug wohl die alte vorgermanische Bevölkerung im Typus wieder durch? Aber dann müßte vor der Ankunft der Eroberer eine sehr starke Bevölkerung dagesessen haben, von den Einrückenden mindestens in den Weiberstämmen geschont und dann sozusagen restlos aufgeheiratet worden sein, sonst erklärte sich der Wechsel nicht. Wissen wir doch, daß in den Reihengräbern oft 70—100% Dolicho- und Mesocephale liegen, denen in der heutigen Bevölkerung bis über 60% Brachycephale gegenüberstehen. Die Gräberfunde aber aus den drei oder vier Jahrhunderten jener Alemannenzeit sind unter sich ganz einheitlich. Sollte die alte Bevölkerung daneben eine andere Art Bestattung gehabt haben, von der wir noch gar nichts ahnen, die nicht in einem einzigen Fund auf uns gekommen ist? Nein! Sie muß unter der Neuangekommenen gelebt haben und begraben sein. Die schönen Ausgrabungen in Holzgerlingen [1]) zeigen auch positiv durch die Beigaben, daß Herren und Knechte im selben Friedhof lagen. Leider sind die Schädel nicht so erhalten, daß man die Frage entscheiden kann, ob sie, wenigstens durchschnittlich dieselbe oder verschiedene Schädelform hatten.

Auch die Erscheinungen der Vererbung erklären die Sachlage nicht, Hauschild versuchte diese Art Deutung. Die Ungleichheit im Verschwinden der Reihengräber-Schädelform und im Erhaltenbleiben der hellen Haar- und Augenfarben, der nordischen Nasenform usw. wird durch keine Annahme von Dominanz in der Vererbung oder Luxurieren eines Merkmals in der Kreuzung befriedigend erklärt.

Man versucht eine andere Deutung. Die alte Bevölkerung soll durch die Eroberer in die unwirtlicheren Gegenden zurückgedrängt und später wieder, sagen wir vorgesickert sein. Man betrachte z. B. die Wagnerschen Karten [2]) über die Verteilung der alemannischen Funde in Baden und vergleiche sie mit den Fundkarten aller früheren Perioden. Der Schwarzwald war bis weit in die Täler herunter immer siedelungsfrei. Eine scharfe Grenzlinie zeigt die Niederlassung der Alemannen. Etwa dieselbe Grenze haben aber alle vorigen Siedler ebenfalls innegehalten. Nicht nachträgliches Vordringen der in den Schwarzwald zurückgeschobenen Reste talabwärts, sondern umgekehrt aufwärts gerichtete Besiedelung des Schwarzwaldes durch Rodung von den Alemannen-Wohnplätzen aus im Dienste von Klöstern und Herren hat den Schwarzwald besiedelt, erheblich später als die ersten Gegenden. Und die heutigen Siedler sind ebenso brachycephal wie die, die auf damaligem Reihengräberboden sitzen.

[1]) Walther Veeck, Der Reihengräberfriedhof von Holzgerlingen. Fundber. aus Schwaben, N. F. III. 1926.

[2]) E. Wagner, Fundstätten und Funde . . . . in Baden. Bd. I. Tübingen 1908.

Digitized by Google

Endlich ein dritter Erklärungsversuch, auf Ammon zurückgehend, will zur Deutung der auffälligen Befunde Auslesevorgänge verantwortlich machen. Die Langschädeligen, als geistig eigenartig Veranlagte, sollen Generation um Generation nach den Städten ausgewandert sein. Aber wir haben im Land heute noch die Blonden, die Großen, die Langgesichtigen. Kann sich etwa die Schädelform allein auslesen?

Das Problem ist heute noch völlig dunkel. Zur Lösung wäre zunächst die Frage in Angriff zu nehmen, wann und wie schnell sich der Umschwung vollzogen hat. Hier fehlt jedes Material. Die christlich gewordenen Alemannen und Franken begruben ihre Toten in denselben Kirchhöfen, in denen seitdem bis heute, also jetzt 1000 Jahre lang, die Menschen ihre Ruhe finden. Da haben die Neuankömmlinge die Alten unter dem Boden zerstört und die Hand des Forschers darf an geweihte Stätte nicht tasten. Aber es sei hier besonders betont, wie ungeheuer wichtig es wäre, wenn von aufgelassenen früheren christlichen Friedhöfen oder von ehemaligen Beinhäusern Schädelmaterial zu tage käme. Und es sei hier die dringende Bitte um Bergung solchen Materials an alle Stellen gerichtet, die in Betracht kommen. Ist es nicht wunderbar, daß wir heute in Schädelsammlungen außerordentlich viel mehr neolithische oder frühgermanische Schädel haben als früh- und spätmittelalterliche. Man kennt eigentlich nur die wenigen mittelalterlichen Schädel, die Ranke und Dilenius beschrieben haben, vielleicht noch einige Beinhausschädel.

Wenn ich schon beim Bitten um Lieferung von Material bin, möchte ich das gerne von den Vorgeschichtsforschern auch noch auf die Archäologen ausdehnen. Wenn der Anthropologe die Vertreter dieser beiden Nachbarwissenschaften sicher auch oft enttäuscht, weil er einzelnen Schädeln keine jene interessierende Diagnose ansehen kann, so ist doch jeder einzelne Schädel ausnahmslos des Aufhebens unbedingt wert, ihre wachsende Zahl und künftiges Vergleichsmaterial werden uns doch noch einmal in den Stand setzen, dem spröden Material Antwort abzuringen.

Doch zurück zu unseren oberdeutschen Rassefragen.

Steht das „Wann" der eigenartigen Erscheinung fest, kommt erst die schwierige Frage des „Wodurch". Da kommen alle die schwierigen Probleme der Konstanz der Schädelform, der Vererbung, der Kreuzung, des Luxurierens und der Umweltwirkung in Betracht. Alle diese würden durch Material der obigen Art der Lösung nähergeführt werden können, so daß hier Forschungen auf räumlich und zeitlich beschränktem Gebiet doch hinführen würden zur Gesamtwissenschaft vom Menschen.

Wie erwähnt, sollten hier keine Ergebnisse berichtet werden, aber vielleicht hilft die dargestellte Überlegung doch dazu, Grundlagen zu schaffen für die Lösung der Fragen und vielleicht werden Glückwünsche für einen Forscher nicht für allzu unbescheiden gehalten, auch wenn sie ausklingen in eine Bitte um Hilfe an eben die Wissenschaft, der er sein Leben lang gedient hat.

Digitized by Google

Natürliche Stammeskunde als Hilfswissenschaft der Vorgeschichtsforschung.

Von Hermann Albert Prietze.

Jede Wissenschaft hat den Beruf, dem Leben und der Gegenwart zu dienen. Eine Wissenschaft um ihrer selbst willen ist Spielerei Vereinzelter. Die Wahrheit, die die Wissenschaft fördern will, wird nur dann Wahrheit, wenn sie einer Gemeinschaft fruchtbar wird.

Für keine Wissenschaft gilt dies mehr als für die Geschichtswissenschaft und niemand hat dies klarer erkannt als Kossinna, der seinem Buch den Titel gab: „Die Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft!"

„Je tiefer Erkenntnis werden soll, um so größer muß auch Liebe ja Leidenschaft sein", sagt Goethe. Woher sollten wir aber Liebe und Leidenschaft für die Erforschung der Vergangenheit nehmen, wenn nicht aus der Gemeinschaft, in der wir leben? So ist denn auch unter dem Wahlspruch Kossinnas, der wohl bei allen seinen Schülern und Anhängern bewußte Aufnahme gefunden hat, die Vorgeschichtsforschung in Deutschland in einer Weise aufgeblüht, wie es selten einer Wissenschaft beschieden gewesen ist; und wenige andere Wissenschaften mögen sein, die unter diesem Zeichen eine größere Zukunft haben.

Der gegenwärtige Stand der Vorgeschichtsforschung ist zu vergleichen mit einem gewaltigen Brückenbau über den Strom der Zeit, wo am jenseitigen Ufer, in der Vorzeit, das Fundament der Brückenpfeiler mit Sorgfalt und heiliger Gewissenhaftigkeit gelegt wird, wo nichts vergessen wird, was dem Bau Festigkeit verbürgt, und wo auch die unscheinbarste Arbeit nicht gescheut wird, um der Grundlagen sicher zu sein. Damit nun aber beide Brückenhälften sich zum vollendeten Ganzen entgegenwölben können, bedarf es auch auf dem diesseitigen Ufer eines Pfeilerwiderlagers, das dem jenseitigen in allen Teilen entspricht und ihm an Festigkeit nicht nachsteht.

Manches ist auch hier schon bedacht worden, aber ein Unerläßliches fehlt noch. Geschichte wie Vorgeschichte handeln vom Menschen und von Menschenarten. Drüben am anderen Ufer bemüht man sich, die Menschenarten, deren Nachlaß man im Boden findet, immer genauer zu erfassen, immer mehr zu gliedern und zu unterteilen. Schon genügt die Unterscheidung von Nord-, Ost- und Westgermanen längst nicht mehr, überall entwickeln sich stammeskundlich zu unterscheidende Gruppen, ja man geht kühn dazu über, historisch beglaubigte Stämme der Völkerwanderungszeit aus den Bodenfunden zu erschließen. Wie anders das Bild auf dem diesseitigen Ufer!

Digitized by Google

Hier fehlt es bisher noch so gut wie ganz an der Erforschung der natürlichen Gebilde, welche jenen Stammesgruppen entsprechen. Die Wissenschaft, die hierzu berufen wäre, nämlich die Anthropologie, scheint im Gegenteil ihren Beruf darin zu sehen, das Vorhandensein solcher Entsprechungen zu leugnen. Sie kennt nur hypothetische „Rassen" oder vielmehr Rassenbestandteile, die keine örtliche Begrenzung und keine genauere Beschreibung gestatten. Die sogenannte Nordische Rasse, in welche die deutschen Stämme der Vorzeit nach den meisten Rasseforschern ausmünden, ist nach deren Ansicht ein so unbestimmtes Gemisch von „Erbmassen" auch anderer, ganz fremder Rassen, daß man auf dieser Grundlage sicher niemals eine Brücke in die durch Spaten und Schrift erhellte Vergangenheit wird schlagen können.

Nicht viel besser steht es mit der volkskundlichen Forschung, die in ganz merkwürdiger Blindheit für das Naturgegebene, ihre Arbeitsgebiete nach zufälligen politischen Grenzen absteckt und in dieser Zwangsjacke natürlich das aller Volkskunde zutiefst liegende verfehlen muß. Eine einwandfreie Volkskunde z. B. Rheinlands oder Westfalens ist nicht möglich, wenn man nicht fühlt, wie sehr verschieden die in diesen Gebieten lebenden Stammesgruppen sind und wie wenig ihre Grenzen mit denen des politischen Gebietes übereinstimmen. Was soll man in dieser Hinsicht gar z. B. von einer Braunschweigischen Landeskunde erwarten, die ein zwischen Karlshafen an der Weser und Neuhaldensleben an der Ohre verzetteltes Gebiet umfassen will!

Vor 8 Jahren wies ich zum ersten Mal darauf hin [1]), daß es nicht nur dem Sachgelehrten, sondern auch jedem einigermaßen Begabten möglich sei, wirkliche, daß heißt in naturwissenschaftlichem Sinne objektiv nachweisbare Stammesgrenzen im größten Teil Deutschlands und wahrscheinlich auch in den anderen europäischen Ländern festzustellen. Ich belegte dies in mehreren Aufsätzen, von denen drei im Mannus erschienen sind, an der Hand von praktischen Beispielen [2]). Aber wo sich eine falsche Theorie erst einmal festgesetzt hat, bedarf es längerer Zeit, ehe die Binde von den Augen fällt. Dabei nehme ich keineswegs in Anspruch, der erste gewesen zu sein, dem diese Tatsache bekannt wurde. Schon Goethe hat in seinen Tag- und Jahresheften die „höchst merkbare Verschiedenheit der menschlichen Gestalt" auf seiner Reise von Weimar nach Pyrmont beobachtet. Hermann Allmers gibt in seinem Marschenbuch ebenfalls deutliche Hinweise auf die körperliche Verschiedenheit der in den Elb- und Wesermarschen angesiedelten Stämme, Richard Linde desgleichen für dasselbe Gebiet und für die Lüneburger Heide. Solche Beobachtungen können selbstverständlich nur durch Vergleichung bei ausgedehnten und oft wiederholten Reisen wissenschaftlich fruchtbar werden. Eine theoretische Rassenkunde kann man allenfalls in seinem Studierzimmer schreiben, nicht aber eine Stammeskunde, dazu ist heute noch eigene genaue Beobachtung an Ort und Stelle erforderlich. Was würde man von einem Zoologen sagen, der im Gegensatz etwa zum Altmeister Brehm, Tierarten beschreiben wollte, die er nicht einmal in Abbildungen, geschweige

[1]) Natur und Volkstum von H. A. Prietze. Verlag Gebr. Hartmann, Hannover-Linden.

[2]) Stammesgrenzen in Niedersachsen. Zeitschrift Niedersachsen, Verlag C. Schünemann in Bremen. Jahrg. 1922, Heft 19. — Die naturwissenschaftliche Grundlage völkischer Weltanschauung. Zeitschrift Deutschlands Erneuerung. Verlag von J. F. Lehmann, München 1922, Heft 12. — Haarfarbe als Rassenmerkmal. Deutsche Zeitung vom 13. März 1924. — Dr. Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, Besprechung. Mannus, Bd. 16, Heft 1/2. — Was man von den Bückeburgern lernen kann. Mannus, Bd. 17, Heft 4. — Die wissenschaftliche Bewertung von Schädelfunden. Mannus, Bd. 18, Heft 4.

Digitized by Google

denn in der Natur gesehen hätte? In neuerer Zeit scheint die Notwendigkeit solcher örtlichen Feststellungen allgemeiner eingesehen zu werden. Das zeigt sich darin, daß einerseits neue „Rassen" zwischen die bisher anerkannten eingeschoben werden, anderseits darin, daß mehr und mehr die Möglichkeit zugegeben wird, daß sich hier und da auf dem Lande noch Splitter alter reiner Stämme erhalten haben könnten. Demgegenüber kann nur immer wieder aufs neue betont werden, daß das altbesiedelte Deutschland und zum Teil auch das Kolonialland rechts der Elbe ein klares Mosaik von reinen Stammesgebieten ist, in dem selbst die größeren Städte nur dann eine Ausnahme bilden, wenn sie auf der Grenze von verschiedenen Stammesgebieten liegen oder wie Berlin ihren Zuzug aus dem ganzen Reich erhalten. Demnach muß es also sehr wohl möglich sein, diejenige wissenschaftliche Bestimmtheit in die Rassen- und Stammeskunde zu bringen, die von der Vorgeschichtsforschung erstrebt und zum Teil schon erreicht worden ist.

Es bleibt vielleicht noch die Frage offen, ob die heute beobachteten Volksstämme durch Abstammung mit jenen der Vorzeit verwandt, d. h. identisch sind. Mit anderen Worten, ob nicht ursprünglich einheitliche und in geschlossenem Verbande wandernde und siedelnde Stämme sich durch fremden Zuzug oder auch durch einen inneren Umwandlungsprozeß so verändert haben könnten, daß eine Vergleichung der Körperlichkeit und Geistigkeit zwischen damals und heute nicht mehr statthaft wäre. Für die Identität spricht, abgesehen von der biologischen Gesetzmäßigkeit, auf die ich hier nicht eingehen kann, vor allem die Tatsache, daß in den heutigen Stammesgebieten ein fast gleicher Menschentyp auf der ganzen Fläche angetroffen wird. Keine Abschwächungen nach der Grenze zu, sondern erst dort ein scharfer Sprung zum Nachbarstamm hinüber! Was sich als räumlich gleich erweist, muß auch zeitlich gleich sein! Denn wäre mit der Zeit eine Veränderung vor sich gegangen, so hätte sie auf der ganzen Fläche in gleichem Sinne stattfinden müssen, was aber weder durch Vermischung mit den wieder in sich verschiedenen angrenzenden Stämmen noch durch Klima oder Bodenbeschaffenheit erklärt werden könnte. Letzteres deshalb nicht, weil in den meisten Fällen sich das Stammesgebiet auf Flachland und Hügel- oder Gebirgsland verteilt, ohne daß sich dies im Typ der Bewohner ausprägt.

Die unbedingte Beharrlichkeit des Stammestypus glaube ich außerdem in meinem, die Schwaben behandelnden Aufsatz im Mannus [1]) überzeugend dargetan zu haben. Die dort beigegebenen Abbildungen zeigen für fünf Jahrhunderte die Unveränderlichkeit eines Typs von unverkennbarer Eigenart, wobei ich erwähne, daß das Bild Syrlins keineswegs das einzige vom Chorgestühl des Ulmer Münsters ist, das den Schwabentyp für die damalige Zeit bezeugt. In Ulm haben sich von je verschiedene Stämme berührt, aber doch, wie wir heute feststellen, keinen neuen Mischtyp gebildet! Die natürliche Entstehung eines neuen Stammestyp ist nach biologischen Gesetzen an so zahllose genaue Voraussetzungen gebunden, daß sie nur in ganz außergewöhnlichen Fällen als möglich angenommen werden darf. Man denke dabei an die Sorgfalt, mit der der Tierzüchter arbeiten muß, wenn er eine neue Rasse züchten will; wie sollten in der freien Natur gleiche Vorbedingungen stattfinden?

Weitere Beweise ergeben sich aus der genaueren Erforschung der Stammesgrenzen von selbst. Die Sicherheit, mit der sich an Hand des jetzigen Befundes die alten Nachrichten über germanische Stämme entwirren lassen,

[1]) Die wissenschaftliche Bewertung von Schädelfunden. Mannus, Bd. 18, Heft 4.

Digitized by Google

wird dies bestätigen. So habe ich in einem anderen im Mannus erschienenen Aufsatz [1]) die vielumstrittene Frage, wo das Land der Cherusker gelegen habe, an Hand der heutigen Stammesgrenzen im Leinetal dahin entscheiden können, daß das Kernland dieses Stammes zwischen Hannover, Hameln, Göttingen und Münden gesucht werden muß. Ich füge, mehr um Anregung als um Endgültiges zu geben, hier einiges weitere hinzu.

Ein häufig genannter germanischer Volksstamm sind die Bructerer. Tacitus erwähnt sie gelegentlich des Feldzuges des Germanicus vom Jahre 15 n. Chr. zwischen oberer Lippe und Ems. Später sollen sie nach demselben Schriftsteller von den benachbarten Stämmen vernichtend geschlagen worden sein. Angrivarier und Chamaven sollen in ihr Land eingedrungen sein. Die Nachricht des Tacitus scheint aber sehr übertrieben zu sein, denn der Angelsachse Beda erwähnt die Bructerer im 7. Jahrhundert noch im alten Gebiet. Dann erst verschwindet der Stammesname, die Bructerer werden ein Teil des Sachsenvolkes. Der heutige Befund zeigt nun einen sehr gleichmäßigen, reinen Stammestyp innerhalb einer sehr weitgesteckten Grenze, die etwa durch folgende Punkte angegeben wird. Östlich bei Lippspringe beginnend über Paderborn ins Sauerland mit südlichstem Punkt etwa bei Plettenberg. Von dort nach Hattingen an der Ruhr, weiter über Essen, Dorsten, Coesfeld, Lengerich nach Osnabrück. Diese Stadt ist schon teilweise Emsländisch. Die Nordgrenze dann über Melle nach Bünde, die Ostgrenze westlich Bielefeld vorbei nach Lippspringe zurück. (Die Westgrenze Essen-Lengerich bedarf noch einer genaueren Festlegung.)

Der Stamm füllt also das ganze westfälische Becken aus und reicht tief ins Sauerland hinein. Bemerkenswert ist sein Übergreifen über den Osning nach Norden bei Melle und Bünde, während Bielefeld schon ausgesprochen engerschen Typus aufweist. Als körperliche Merkmale dieses Stammes mögen genannt sein: Besonders weiße Hautfarbe, meist aschblondes Haupthaar und rötlicher Bart, mehr breite als hohe Stirn, flachliegende langgeschnittene Augen, sichelförmige Kinnbackenlinie. Der Typ ist so ausgeprägt, daß eine Verwechslung mit Angehörigen der benachbarten Stämme kaum möglich und es fast unbegreiflich ist, daß er von der anthropologischen Wissenschaft noch nicht gewürdigt worden ist, zumal er sich millionenfach wiederholt.

Da dieser Stamm das ehemalige Gebiet der Bructerer ausfüllt, muß er solange als identisch mit ihnen angesehen werden, als nicht eine Verdrängung durch andere Stämme nachgewiesen ist. Von der Seite der Engern her ist dies jedenfalls nicht geschehen, denn deren westliche Grenze ist noch wie zu des Tacitus Zeiten der Osning. Daß aber die an der mittleren Ems zu suchenden Chamaven, die als die anderen Besieger der Bructerer genannt werden, sich des gesamten Landes der Bructerer bemächtigt hätten, ist schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil die Bructerer noch im 7. Jahrhundert genannt werden. Mehr im Bereich der Möglichkeit liegt es, daß die Bructerer nach Süden und Westen vordringend, den Stamm der Marsen in sich aufgenommen haben. Eine leichte Beimengung eines anderen Typus in der Gegend von Dortmund und Hagen möchte darauf hindeuten. Im allgemeinen spricht auch die große Zähigkeit und Seßhaftigkeit des Bructerers (Westfalen) gegen die Annahme, daß eine Verdrängung oder freiwillige Abwanderung stattgefunden hat. Dem steht nicht entgegen, daß sie freigewordenes Land an ihren Grenzen in Besitz genommen haben, wie es besonders beim Sturz des Römerreiches an ihrer Westgrenze der Fall gewesen sein wird. Man

[1]) Was man von den Bückeburgern lernen kann. Mannus, Band 17, Heft 4.

Digitized by Google

glaube auch nicht, daß die Industrie von heute wesentliche Verschiebungen der Stammesgrenze verursacht hat. Kaum kann von einer Vermengung an der Grenze die Rede sein. Da die den Bructerern benachbarten Rheinländer bei Duisburg grundverschieden von dem oben beschriebenen Typus des Bructerers sind, so kann diese Tatsache leicht bestätigt werden. Ich hatte einmal Gelegenheit bei einem Maiumzug, fast die ganze Arbeiterschaft von Duisburg-Ruhrort an mir vorbeiziehen zu lassen und konnte zu meiner eigenen Verwunderung nicht ein einziges westfälisches Gesicht ausfindig machen.

Beda erzählt, daß im 7. Jahrhundert die Bructerer von den Altsachsen (antiqui saxones) unterworfen worden seien. Diese Nachricht führt zur genaueren Feststellung des Kernstammes der schon zu des Tacitus Zeiten so angesehenen und mächtigen Chauken. Die Chauken auf der Landkarte richtig unterzubringen, hat den Geschichtsforschern von je große Schwierigkeiten gemacht. Meistens findet man sie in den äußeren Winkel zwischen Weser- und Elbmündung hineingeschoben. Es ist aber offenbar ausgeschlossen, daß in den uneingedeichten Marschen der Küste oder im Moor und Heide des dortigen Binnenlandes ein so menschenreicher Stamm, wie die Chauken doch gewesen sein müssen, ansässig gewesen ist. Ebensowenig können wir sie in der Lüneburger Heide vermuten, wo der diluviale Sand auch früher nur eine spärliche Besiedlung zugelassen haben kann. Es bleibt dann also nur noch das Land zu beiden Ufern der Weser, das durch fruchtbaren Boden ausgezeichnet, wohl als Sitz des führenden Stammes angesprochen werden kann. Dies Gebiet, welches die Grafschaften Hoya und Diepholz und das Bistum Verden umfaßt, ist nun urkundlich das Land der Altsachsen. Die Hauptthingstätte muß im Mittelpunkt des Landes bei Hoya vermutet werden. In dem Ortsnamen Mallen bei Hoya kann jener Markloh (Malloh-Mallen) wiedergefunden werden, wo sich zur Zeit Karls des Großen die Abgesandten aller sächsischen Stämme zu versammeln pflegten. Wenn diese Vermutungen nun auch zur Gewißheit würden, so schwebten sie doch in der Luft und hätten wenig praktischen Erkenntniswert, wenn wir nicht durch diese Feststellungen ein lebendiges Bild von dem bekämen, was die Altsachsen und Chauken einst gewesen sind. Das erhalten wir sofort, wenn wir die heutige Bevölkerung studieren und dabei feststellen, daß auch jetzt noch ein völlig einheitlicher Stamm dort ansässig ist. Es sind sehr groß gewachsene Leute mit starkem Knochenbau und markanten Gesichtszügen. Die Verständigkeit und charaktervolle Ruhe ihres Wesens entspricht dem, was Tacitus von den Chauken zu rühmen weiß.

Die südliche Grenze des Stammgebietes ist auf einer Linie von Sachsenhagen nach Petershagen zu finden. Wiedensahl, der Geburtsort Wilhelm Buschs gehört noch ins Altsächsische, während das eine halbe Wegstunde südlich gelegene Niederwöhren den zierlicheren Bückeburger Typ mit den gelbbraunen Haaren aufweist. Die nördliche Grenze ist dicht vor Bremen, die östliche Grenze folgt etwa dem Tal der unteren Leine und Aller, das sie bei Rethem überschreitet. Die westliche Grenze bedarf noch der Festlegung, ich vermute sie an der Hunte. In diesem Zusammenhang darf vielleicht noch die Vermutung ausgesprochen werden, daß der Name Chauken oder Hugen, wie sie in der angelsächsischen Dichtung heißen, mit der Bezeichnung der Thingstätte als hug zusammenhängt. Es liegen ja die Orte Hoya, Averhoi und der „tumulus walenihug„ des Markloh in diesem Gebiet. Eine gleichartige Namensentstehung läßt sich für die Bructerer aus bruoga = Wroge = Gericht, für die Tongern aus thing, für die Angeln und Engern aus angel =

Digitized by Google

Zingel = Versammlungsring und vielleicht für die Cherusker aus haruch = heiliger Bezirk, annehmen.

Zur Klärung der Thüringer-Frage möge folgender Beitrag dienen: Ein langgestrecktes einheitliches Stammesgebiet beginnt südlich Obisfelde, die Städte Königslutter, Weferlingen, Schöningen, Oschersleben einschließend, und nördlich des Harzes auf der Linie Vienenburg-Osterwieck, zieht sich über Halberstadt, Aschersleben, Eisleben um den Harz herum bis Sangerhausen, dann weiter nach Süden, die Gegend von Eckartsberga mit späterer Siedlung überspringend, bis Jena und Weimar. Südlich Jena bei Lobeda ist eine alte Volksgrenze gegen wendisches Gebiet, die später überwunden wurde mit dem Erfolg, daß der Stamm sich heute bis an den Thüringer Wald bei Saalfeld und Ilmenau ausdehnt. Die Ansiedlung auf sehr fruchtbarem Boden, wie auch die energische und kluge Art dieses hochgewachsenen Menschenschlages, ferner der Umstand, daß der alte Herzogssitz Weimar in seinem Gebiet liegt, dürfte wohl zu der Annahme berechtigen, daß dies der führende Stamm des alten Thüringer Reiches gewesen sei, zumal der nördlichste Teil dieses Gebietes im Mittelalter „Nord-Thüringgau" genannt wird. Die anderen in die heutige Provinz Sachsen von Norden her eingewanderten Stämme kommen schon deshalb weniger in Betracht, weil ihr Gebiet viel geringeren Umfang hat. Die Stoßrichtung nach Süden läßt sich gerade im Gebiet jenes erstgenannten Stammes deutlich erkennen. Sehr bemerkenswert ist es, daß die Grenze dieses Stammes von Norden nach Süden quer durch den heutigen Freistaat Thüringen hindurch geht. Es ist also durchaus falsch, die heutigen Thüringer als einen einheitlichen Stamm zu beschreiben und zu beurteilen, wie es meistens geschieht. Der Bewohner von Weimar ist ein ganz anderer Mensch als der des nur 15 km entfernten Erfurt. Auch die Gegend von Mühlhausen ist wieder ganz anders besiedelt als die von Weimar und Erfurt, eine Tatsache, die Goethe schon beobachtete und die ihn zu seiner oben erwähnten Eintragung in sein Reisetagebuch veranlaßte.

Diese kurzen Hinweise dürften hinlänglich dartun, wie außerordentlich ertragreich die Erforschung der heutigen Stammesgrenzen für die Vorgeschichtsforschung werden kann. Die Richtungslinien, die durch die Arbeit des Spatens erschlossen werden, gehen nun nicht mehr ins Leere, sondern lassen sich nach Erforschung des gegenwärtigen Bestandes an feste Tatsachen anknüpfen, die auch nach rückwärts eine Probe für die Richtigkeit der vorgeschichtlichen Daten abgeben. Daneben muß sich das Interesse für die Vorgeschichte ganz ungeahnt beleben, wenn das schematische Gerippe, das sich aus den Bodenfunden aufbauen läßt, mit Fleisch und Haut einer lebendigen Anschauung der zugehörigen Volksstämme umkleidet wird. Was fangen wir mit Namen wie Bructerer, Chauken, Cherusker usw. an, wenn wir nicht wissen, welcher Art diese Menschen waren? Konstruieren läßt sich nichts Lebendiges, zur wahren Einsicht können wir also nur kommen, wenn wir im Lebendigen von heute das Vergangene wiedererkennen.

Digitized by Google

2. Volkskunde.

Die vorgeschichtlichen Graburnen im Volksglauben.

Von Paul Sartori.

Wie gewissen Werkzeugen der Steinzeit bei den verschiedensten Völkern ein Ursprung aus der Höhe zugeschrieben wird — sie sind als „Donnerkeile" im Gewitter herniedergefahren — so ist der Glaube ziemlich verbreitet, daß die vorgeschichtlichen Tongefäße, die man aus dem Boden holt, aus der Tiefe der Erde emporgewachsen seien.

Im westfälischen Münsterlande sagt man, in jeder Urne, die man ausgrabe, finde sich eine Spalte, die von dem Erdbeben bei der Kreuzigung Christi herrühre[1]). Die Wahrnehmung, daß solche Urnen, wenn sie ans Tageslicht kommen, zunächst weich und bröckelig sind wie der Boden, der sie umgibt, und daß sie oft von Pflanzenwurzeln ganz zerfressen erscheinen, hat die Meinung nahegelegt, daß sie selbst Erzeugnisse der Natur seien. Man glaubt das z. B. in Schlesien, Sachsen und Polen, und eine Bautzener Chronik spricht die Ansicht aus, daß sich ihre Erzeugung dadurch verrate, daß der Boden anschwelle und Hügel bilde, als sei die Erde schwanger geworden[2]). In Ostpreußen meint man, diese gebäre sie namentlich im Mai[3]). So empfiehlt auch der Probst Trogillus Arnkiel zu Apenrade in seinem Buche „Cimbrische Heyden-Begräbnisse" (Hamburg 1702, III, cap. 8) als bequemste Zeit zum Ausgraben den Frühling, und schon im Jahre 1589 erzählt Peter Albinus von den Lausitzern bei Lübbenau, sie seien der Meinung, daß solche Töpfe nur im Sommer gegraben werden könnten, weil sie außerhalb dieser Zeit bis zu zwanzig Schuh tief in der Erde lägen, im Sommer und um Pfingsten herum aber nicht tiefer als eine Elle[4]). Zum Töppelberg in der Nähe von Trebnitz pflegten im Anfang des 18. Jahrhunderts die Umwohner am Johannistage zu wandern, um danach zu suchen[5]).

Unzählige Graburnen sind jahraus jahrein nicht nur dem Ackerbau und sonstigen Erdarbeiten, sondern auch dem Unverstand und der Zerstörungslust der Kinder zum Opfer gefallen. Manchmal zeigten sie wohl ihre Funde dem Förster oder sonst einem Vertrauensmann, aber wenn sie dann ausgelacht wurden, hielten sie es für ihre Pflicht, das unnütze Zeug kurz und klein zu schlagen. Seitdem sie in der Schule über den Wert auch dieser Bodenschätze unterrichtet werden, geben sie doch wohl besser acht und bemühen

[1]) Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden. Münster 1825, S. 177.
[2]) Haupt, Sagenbuch der Lausitz 1, S. 25
[3]) Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreußens usw. S. 285.
[4]) Niedersachsen 32 (1927), S. 197.
[5]) Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien 2, S. 240.

Digitized by Google

sich, ihrem Lehrer rechtzeitig von etwaigen Entdeckungen Mitteilung zu machen. Erwachsene, denen eine solche Aufklärung noch nicht zuteil geworden ist, hoffen auch heute noch wie in früheren Zeiten in den alten Töpfen auf einen Schatz, und nur von diesem Gesichtspunkte aus messen sie ihnen Wert bei. Als in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts der Dr. J. H. Nünning, ehemaliger Kanonikus zu Dreden im westfälischen Münsterlande, in der dortigen Gegend nach Urnen grub, da wußten zwar seine gebildeten Freunde das Unternehmen zu würdigen, so daß es ihm eine beträchtliche Anzahl von Glückwunschgedichten eintrug, aber die Bauern hielten ihn einfach für einen Schatzgräber. Betrüger wußten sich die Sucht nach Reichtum zunutze zu machen, indem sie den Leuten einredeten, die Erhebungen im Heideboden seien ein Zeichen, daß dort Geld vergraben sei, das durch gewisse Teufelsbeschwörungen gehoben werden könne[1]). Auch heute noch, wenn Erdarbeiter an Lippe und Emscher zufällig auf eine Urne stoßen, ist ihr erster Gedanke Geld oder Gold. Wenn sie nichts finden, fällt das Gefäß ihrer Enttäuschung zum Opfer. Ähnliches berichtet Paul Rau von den deutschen Bauern an der Wolga, die in den Kurganen ihrer Gegend nach Schätzen suchen und dabei auf Altertümer stoßen[2]). Irdenes Geschirr zerschlagen sie, Metallgerät zerbrechen sie, und zwar auf der Stelle. Als Grund dafür geben sie an, sie wollten erfahren, aus welchem Material das Ding gemacht sei. Rau ist aber wohl mit Recht der Meinung, daß in Wirklichkeit, wenn auch nicht immer bewußt, vielmehr der Wunsch maßgebend sei zu prüfen, ob der Gegenstand nicht etwa geheime, zauberische Eigenschaften besitze. Ist er kaput, so ist alles in Ordnung. Hier würde also bei der Hebung der Bestattungsreste nach tausendjähriger Ruhe bei den Lebenden dasselbe Gefühl walten, das sie an so vielen Orten der Erde bestimmt, die Besitztümer des Toten bei oder unmittelbar nach seiner Bestattung zu zerstören.

Wenn hochgespannte Hoffnungen enttäuscht werden, so hat aber auch wohl der Teufel seine Hand im Spiele. Der Berg Rinau, auf dem einst die alten Herren Samlands saßen, barg der Sage nach in seiner Tiefe die Asche der verbrannten Leichen der Gebieter mit ihren kostbarsten Schätzen. Im Jahre 1524 gruben mehrere gewesene Mönche nach und sahen große Töpfe und auf jedem einen schwarzen Hund, aus deren Maule tödlicher Dampf kam und sie verscheuchte. Es gelang ihnen, den Zauber zu bannen und sieben dieser Töpfe nach Königsberg zu bringen. Als man sie hier öffnete, hatte der Teufel das Geld darin verwandelt, so daß man nichts als kleine Kohlen, Menschenknochen und Asche fand[3]) Auch von den Scherben alter irdener Gefäße, die man auf dem Bulkescher Hattert fand, und ihrem Inhalt glaubte das Volk, es seien vergrabene Schätze, die der Teufel in Asche verwandelt habe[4]).

Zu der Annahme, daß die Urnen menschliche Überreste enthielten, führte ja der Augenschein. Im Heidegelände des westfälischen Münsterlandes konnte es wohl vorkommen, daß der Bauer, wenn er Sand für seinen Schafstall holte, den Wagen voll kleiner Knöchelchen hatte, die aus vernichteten Urnen herrührten. Solche Fundstätten werden vom Volksmunde gewöhnlich

---

[1]) Nünning, Westfälisch-münsterländische Heidengräber. Aus dem Lateinischen übersetzt von E. Hüsing. Coesfeld 1855, S. 64.
[2]) Hessische Blätter für Volkskunde 23 (1924), S. 41.
[3]) Tettau und Temme, a. a. O., S. 180.
[4]) Müller, Siebenbürgische Sagen 2, S. 87.

Digitized by Google

als „Kirchhöfe", „Heidenkirchhöfe", „Hunnenkirchhöfe" bezeichnet. Nicht gerade häufig wird es wohl vorkommen, daß solche Örtlichkeiten mit ehrfurchtsvoller Scheu behandelt werden. So wurde bei Kalau in der Nähe der Kolkwitzer Mühle mitten im freien Felde ein Platz vom Besitzer heilig gehalten und niemals beackert. Das Gebot ging vom Vater auf den Sohn über, aber niemand wußte warum. Im 18. Jahrhundert grub man nach und fand Urnen und menschliche Gerippe „von ungeheurer Größe"[1]). Nach dem Volksglauben im schlesisch-polnischen Grenzgebiete sind vorgeschichtliche Urnen-Gefäße, in denen die Asche verbrannter Hexen verscharrt wurde[2]). In Westfalen in der Steinfurter Gegend geht die Rede, die „Heiden" (gemeint sind wohl die Zigeuner) hätten ihre über sechzig Jahre zählenden Alten getötet, zerhackt und samt einem Lämpchen in große Töpfe getan, die man noch häufig aus der Erde grabe[3]). Man nimmt auch öfters an, daß in den Graburnen noch die Seelen Verstorbener weilten[4]). Wenn das Landvolk beim Torfstich auf dem Erdinger Moose Flaschen und Töpfe findet, so hält es diese für Gefäße, in die man unreine Geister hineinbenediziert und dann versenkt habe. Man hütet sich sie zu zerschlagen und damit den darin liegenden Unhold zu befreien[5]). Dagegen ist man in Cornwall der Meinung, wenn eine in einem Hünengrabe gefundene Urne in ein Haus gebracht werde, so werde die Person, deren Asche sie enthalte, es heimsuchen. Sie muß daher zerbrochen und die Stücke versteckt werden[6]). In Lintern (Kr. Bersenbrück) fand ein Bauer auf dem Goldberge eine Urne, nahm sie mit nach Hause und stellte sie in der Anrichte auf. Des Nachts glaubte seine Frau einen Heidenlärm zu hören, und um sie zu beruhigen, mußte der Mann mitten in der Nacht die Urne forttragen und zertrümmern. Dann war Ruhe im Hause[7]).

Das Volk kann sich schlecht mit dem Gedanken befreunden, daß die in den Urnen gefundenen Gebeine von Menschen gewöhnlichen Schlages herrühren sollten. In einer ja auch sonst häufig festgestellten Neigung rätselhafte Gegenstände aus dem Gefühl einer unheimlichen Scheu heraus in übertriebenen Maßen zu sehen, glaubt man die Graburnen auf Riesen zurückführen zu müssen. Nach Sylter Sage beerdigen die Riesen ihre im Kampfe gegen die Zwerge Gefallenen, nachdem sie ihre Asche in Töpfe getan und Waffen und Schätze darauf gelegt haben[8]). Im Jahre 1594 zerschlug man die Steine von zwei Hünengräbern auf dem Gute Züssow nicht weit von Greifswald und fand dabei angeblich viele ungeheuer große menschliche Körper. Sie maßen 11 bis 16 Schuhe und lagen alle in einer Reihe, und zwar so, daß zwischen jedem ein Krug stand, der mit Erde gefüllt war[9]). Auch in Riesenbetten bei Oldesloe (Holstein) fand man ungeheure Knochen und schwarze Töpfe mit Asche und Gebein. Herzog Adolf II. († 1164) sollte diese heidnische Bestattung verboten haben[10]). Knochenfunde in den schon erwähnten Kurganen der Wolga erregen ebenfalls entweder wegen ihrer erschrecklichen Größe oder wegen ihrer selt-

---

[1]) Haupt, a. a. O. 1, S. 25.
[2]) Globus 95, S. 342.
[3]) Kuhn, Westfälische Sagen 1, S. 106.
[4]) Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 13/14, S. 113, Anm. 6.
[5]) Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau 2, S. 394.
[6]) Courtney, Cornish feasts and folklore. S. 169.
[7]) Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg² 1, S. 275 f.
[8]) Globus 73, S. 149.
[9]) Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 164 f.
[10]) Am Urds-Brunnen 6 (1888/89), S. 44.

Digitized by Google

samen Kleinheit Staunen. In Wirklichkeit handelt es sich jedesmal um Reste von Menschen mittleren oder niedrigen Wuchses[1]).

Häufiger bringt man die Urnen mit den Zwergen in Beziehung. Man schreibt diesen ihre Anfertigung zu[2]). Auf Sylt heißen sie Önnererskpottjüg, auf Amrum Traaldaasker[3]). Daß in den „Aschpötten" die Überreste der Unnerêrsken ruhen, glaubt man in Pommern[4]), bei den Wenden des Spreewaldes[5]) und in Westfalen. Sie heißen hier daher Heidenpötte, Heidendink, Aulkenpötte, Alkenpötte[6]), im Saterlande Olkerspött[7]). Ein Urnenfeld bei der Domäne Buchholz (Kr. Ober-Barnim) liegt auf den sog. Zwergbergen[8]) und in Lindenberg (Beeskow) heißen alte Grabhügel die „Luttkenberge"[9]). In Ostpreußen glauben manche, die Graburnen seien die Gefäße, deren sich die Unterirdischen (Barstucken) bedienten und die sie entweder ihren Freunden zur Benutzung in jener Welt mit ins Grab gesetzt hätten oder die dort zurückgeblieben seien, als sie ihre bisherige Behausung in dem Hügel verlassen hätten[10]). Nach der Meinung der Wenden im Spreewalde haben die Lutchen, als die Glocken kamen, „Vergang genommen", sind in ihr Geschirr hineingekrochen und darin gestorben[11]). An den kleinen Knochen kann man sehen, wie klein sie waren, und an den kleinen Henkeln, wie kleine Finger sie hatten. „Wo man so viele Schüsseln oder Näpfe ineinander- oder zusammengestellt findet, da hatten sie ihre Küche, da findet man noch die Kohle, so setzt man ja noch bei dem Aufwaschen die Schüsseln zusammen." „In den „Dingern" mit einer Querwand hatten sie auf einer Seite Knödeln, auf der anderen Schlippermilch. In den großen Töpfen haben sie geschlafen, und in denen solche Löcher sind, haben sie Zeck gespielt, sind immer durch die Löcher durchgelaufen"[12]). Vielleicht hat die Asche in den Urnen auch zu dem Glauben an die Schmiedekunst der Zwerge beigetragen. Weil die Urnen als ihr Hausrat gelten, halten es in der Lausitz die Landleute vielfach für gottlos, sie auszugraben[13]). Erst recht hütet man sich einen solchen Topf mutwillig zu zerstören. Als einst jemand einen mit kleinen Knochen gefüllten zerschlagen hatte, den man

[1]) Hessische Blätter für Volkskunde 23, S. 42. — In der Gegend, wo einst im südlichen Bornu der jetzt verschwundene Stamm der Sô wohnte, fand man 1906 zwei Tongefäße, die nach Aussage der Eingeborenen einem Begräbnisplatze aus der „Riesenzeit" angehören sollten. Auch hier ergaben Messungen an den Knochen, die man in einem der Töpfe fand, keine ungewöhnlich großen Maße. Man hatte zu den Riesentöpfen riesige Menschen konstruiert: Globus 91, S. 51.

[2]) Wolf, Deutsche Märchen und Sagen, S. 181 (Niederlande). Hansen, Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen, S. VIII. XV. Globus 83, S. 237f. (Mark und Lausitz). — Besonders bekannt ist eine Zwergensage geworden, die sich an den bronzezeitlichen Grabhügel von Peccatel unweit Schwerin, Mecklenburg, knüpfte. Siehe Birger Nerman: Folktraditioner, arkeologiskt bestyrkta in Etnologiska Studier tillägnade N. E. Hammarstedt. 1921, S. 220ff.; doch vgl. dazu R. Beltz in Eberts Reallexikon für Vorgeschichte, Bd. 10, 1927, S. 64 (Peccatel).

[3]) Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein, S. 283.

[4]) Jahn, a. a. O., S. 76.

[5]) Schulenburg, Wendische Volkssagen. S. 276, 280, 286.

[6]) Kuhn, Westfälische Sagen 1, S. 113, 194; 2, S. 17. Schönhoff im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 33 (1907), S. 50f.

[7]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Berlin) 3, S. 386; Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 424.

[8]) Mannus 5, S. 114.

[9]) Schulenburg, Wendisches Volkstum, S. 169, Anm. 3.

[10]) Tettau und Temme, a. a. O., S. 285.

[11]) Schulenburg, Wendische Volkssagen, S. 280f.

[12]) Ebenda, S. 282.

[13]) Haupt, Sagenbuch der Lausitz 1, S. 25.

Digitized by Google

in einem Berge bei Hemmingstede (Holstein) gefunden hatte, kam er darüber ganz von Sinnen. Die Leute sagten: „Were de Pott ganz gebleven, so were Rat, nu averst nich“[1]). Übrigens halten die Einwohner von Guernsey die Dolmen für Häuser der Feen, weil man so viel Töpfergeschirr darin findet[2]).

Sehr verbreitet, namentlich im nordwestlichen Deutschland, ist die Sage vom „Heidenkönig“, der in einem goldenen Sarge oder in mehreren (gewöhnlich drei) begraben sein soll[3]). Man fand an den Stätten solcher Sagen, wenn überhaupt etwas, gewöhnlich nur eine Urne mit Asche. Aber ohne Gold kann die Phantasie des Volkes schlecht auskommen[4]). Auch im „Königsgrabe“ bei der Gielsdorfer Mühle (Kr. Ober-Barnim) soll ein alter König in einem goldenen Sarge oder in einer goldenen Urne begraben sein[5]). Am meisten nähert sich den Schilderungen der Sage vom Heidenkönig noch der Befund in dem berühmten „Königsgrabe“ von Seddin in der Westprignitz. Darin sollte ein König in einem dreifachen Sarge liegen. Zutage kam zunächst ein Steingewölbe, dann eine riesige Tonurne und in dieser die eigentliche Bestattungsurne aus Goldbronze mit den Brandresten des Toten[6]).

Wie so vielen Dingen, die mit dem Tode und dem Toten in Berührung gekommen sind, wird auch den Graburnen eine kräftigende und befruchtende Wirkung zugeschrieben. Von einem Acker bei Boberg (Gem. Billwärder), auf dem immer eine Unmenge kleiner Scherben von zerstörten Grabgefäßen herumlagen, behauptete der Besitzer, daß, soweit diese Scherben angetroffen würden, der Boden merklich fruchtbarer sei als da, wo sie fehlten[7]).

Wenn in dergleichen Urnen Milch aufgestellt wird, so gibt sie mehr Sahne und Butter; wenn man die Hühner daraus saufen läßt, so nehmen sie sehr zu und werden nie krank; wenn man das Korn vor dem Aussäen hineinschüttet, so gibt es reichlichere Ernte[8]). Wie Arnkiel berichtet, haben Ärzte die Grabkrüge und ihren Inhalt zu Medikamenten verwandt. „Es hat“ — so sagt er — „Herr Hanß Adolff Fabian, fürstlicher Kirchspiel-Vogt zu Barchstet bey Hamburg, mir Anno 1695 zu Schleßwig erzählt, daß ein Artzney Doctor aus Holland dem Friederich Heydmann zu Barchstet versprochen, für jeden Grab-Krug einen Ducaten zu geben, so er zur Artzney gebrauchen wolte. Es ist bekandt, daß die Artzney Doctoren aus den Mumien oder Egyptischen balsamirte Todten-Cörpern bewehrte Artzneyen zubereiten sollen“[9]). In beiden Fällen wird wohl das hohe Alter der Heilmittel (ob-

[1]) Müllenhoff, a. a. O., S. 283.

[2]) Sébillot, Le Folk-Lore de France, 4, S. 27.

[3]) Münsterische Geschichten usw., S. 176f. Bügener, Münsterländische Grenzlandsagen, S. 71, 73. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 22, S. 79. Zeitschrift für Volkskunde (Berlin) 27, S. 159.

[4]) Von einer Tonurne, die am Ende des 16. Jahrhunderts in Cornwall in einer Steinsetzung gefunden worden war, erzählte man schon drei Jahre später, daß sie vergoldet und mit Buchstaben beschrieben gewesen sei. W. Copeland Borlase, Naenia Cornubiae, S. 151.

[5]) Mannus 5 (1913), S. 115.

[6]) Globus 79, S. 275; A. Kiekebusch: Die Vorgeschichte der Mark Brandenburg, in Landeskunde der Provinz Brandenburg, Bd. III, S. 380ff., besonders S. 384, Anm. 1. Weitere Literatur in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 11 „Seddin“.

[7]) 22. Bericht der kgl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer. Kiel 1862, S. 13.

[8]) Tettau und Temme, a. a. O., S. 285. Müllenhoff, a. a. O., S. 283. Drechsler, Sitte usw. in Schlesien 2, S. 240. Arnkiel, Cimbrische Heyden-Begräbnisse (Hamburg 1702), III, cap. 9, § 4—6.

[9]) Arnkiel, a. a. O., III, 9, 3. Über „Mumie als Heilmittel“: A. Wiedemann in der Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 3 (1906), S. 1ff.

Digitized by Google

gleich wenigstens bei den Mumien viel Betrug mit unterlief) ihre Bedeutung und ihr Ansehen gesteigert haben.

Von dem, was außer der Asche und den Knochenteilen noch als Beigaben in Gräbern und Urnen gefunden wird, haben die kleinen Töpfchen Aufmerksamkeit erregt, die man früher Tränenkrüge zu nennen pflegte, weil man glaubte, daß die Hinterbliebenen zu Ehren des Toten ihre Tränen in sie gesammelt und den Abgeschiedenen mitgegeben hätten. So wird auch von den wendischen Lutchen erzählt, wenn sie ihre Toten verbrannt und in der Erde beigesetzt hätten, so hätten die nächsten aus der Freundschaft sich solche Näpfchen unter die Augen gehalten, die Tränen darin aufgefangen und sie um die großen Töpfe herumgesetzt[1]). Sonst haben wohl nur noch die kurzen dicken „Pfeifen" Eindruck gemacht, die man früher auch oft in Gräbern, auch neben Urnen[2]) und beim Pflügen auf dem Acker fand und den Zwergen zuschrieb[3]). Sie werden daher im Emslande Oulkenpfeifen genannt[4]). In Irland sollen sie von den Cluricaunen herrühren[5]). In Nordengland heißen sie fairy pipes[6]). In Limburg Zeeënpijpjes, und das Volk glaubt, daß Riesen, Zeen, Elfen und Erdmännchen daraus geraucht hätten[7]). Vielleicht dürfen wir mit diesen Pfeifen Sagen in Verbindung bringen wie die von einem Hofe in Wambel (Dortmund). Hier soll einst von durchziehenden Zigeunern ein Weib lebendig begraben worden sein. Die Alte mußte sich in hockender Stellung in ein tiefes Loch setzen, man gab ihr eine brennende Pfeife in den Mund und stieß sie mit den Worten:

„Krup unner, du ollet Wunner,
Du büst de Welt ken nütte män"

in das Loch, das dann zugeworfen wurde[8]). Wie oben angeführt, sah man anderswo in Westfalen (in der Steinfurter Gegend) in den Graburnen Behälter für die Reste der getöteten, über sechzig Jahre alten Heiden, die darin samt einem „Lämpchen" beigesetzt worden seien[9]). Vielleicht war auch dies Lämpchen in Wirklichkeit eine jener „Pfeifen".

---

[1]) Schulenburg, Wendische Volkssagen, S. 280.
[2]) Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 33 (1907), S. 52. Unklar ist die Bemerkung eines dort angeführten Gewährsmannes: „Werden die Pfeifen neben einer Urne gefunden, so sagt man: da liege ein Aulke (ein Gemeiner) begraben".
[3]) Wolf, Deutsche Märchen und Sagen, S. 181 (65).
[4]) Jahrb. f. niederdeutsche Sprachforschung 33, S. 50.
[5]) Grimm, Irische Elfenmärchen, S. XVI.
[6]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 521.
[7]) Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde 4, S. 128.
[8]) Ebenda 6, S. 65.
[9]) Kuhn, Westfälische Sagen 1, S. 106.

Digitized by Google

Gleitsteine Norddeutschlands und ihre Beziehungen zu religiösen Anschauungen der Vorzeit.

Von Martin Schultze.

Mit 3 Abbildungen im Text[1]).

In der Übersicht, die Wetekamp über die erratischen Blöcke der Mark Brandenburg gegeben hat, sagt er von dem nördlichsten aller brandenburgischen Wanderblöcke, der auf dem Gute des Landesdirektors von Winterfeldt zu Menkin, Kreis Prenzlau, liegt, daß das Vorhandensein einer Gletscherschlifffläche ihm den volkstümlichen Namen Schlitterstein verschafft habe[2]). Was hier als Gletscherschlifffläche angesehen wird, ist eine an der Südseite des Steines vorhandene flach muldenartige Rinne, die von der Oberkante des Steines bis nach unten verläuft. Der Augenschein lehrt, daß diese Einsenkung wenigstens in ihrer jetzigen Ausbildung nicht durch Gletscherschliff hervorgerufen sein kann. Allerdings muß sie in das Gestein langsam eingeschliffen sein. Das zeigen deutlich die Schleifspuren, die die Rinne aufweist. Dieses Ausschleifen muß sich aber bis in die jüngste Zeit fortgesetzt haben. Denn während der gesamte Stein an der Oberfläche gleichmäßig verwittert ist, fehlt bei der muldenförmigen Rinne jede Verwitterungsspur und sie zeigt ein glänzendes Aussehen, als sei sie eben frisch poliert worden. Nun ist der Name Schlitterstein auch nicht als volkstümliche Deutung einer geologisch ganz anders aufzufassenden Entstehung der Rinne dem Block gegeben worden, sondern der Stein wird tatsächlich noch heute von der Jugend der umliegenden drei Orte, Menkin, Bergholz, Grimme als Schlitterstein benutzt und verdankt einzig diesem Brauch seinen Namen. Das Herabschlittern erfolgt sitzend, aber so, daß man dabei einen rundlichen Feldstein als Unterlage nimmt und auf diesem nach unten abrutscht. So erklärt sich aus diesem Brauch Entstehung wie poliertes Aussehen der Rinne.

Derartige Steine, an die sich ein gleicher Brauch knüpft, sind durch Rütimeyer bekannt geworden und werden als Gleitsteine bezeichnet[3]). Sie kommen vielfach in der Schweiz, ebenso Frankreich vor, und der Zusammenhang dieses noch heute fortlebenden Brauches mit uralten religiösen Riten der Vorzeit scheint erwiesen. Aus diesem Grunde dürfte auch dem Vorkommen dieses Brauches in Norddeutschland Beachtung zu schenken sein.

[1]) Abb. 1. Aufnahme des Herrn Lehrers Schönfeld in Klötzin. Abb. 2 und 3. Aufnahmen des Verfassers.

[2]) Wetekamp, in Beiträgen zur Naturdenkmalpflege. Bd. VI, 1916, S. 51; dazu R. Hundt in Naturwissenschaftl. Wochenschr. 1920; ferner auch Zeitschr. des Heimatbundes Mecklenburg 1920, S. 6. (Wiedergabe des Wetekampschen Berichtes.)

[3]) L. Rütimeyer, Ur-Ethnographie der Schweiz. Basel 1924, S. 368ff.

Digitized by Google

Ich gebe nun eine Übersicht der von mir bislang für die Provinzen Westpreußen, Pommern, Brandenburg sowie für Mecklenburg ermittelten Gleitsteine, deren Zahl sich mit der Zeit noch vermehren dürfte, sobald einmal diesem Gegenstand größere Aufmerksamkeit gewidmet werden wird.

A. Provinz Westpreußen.

Teufelstein zwischen Groddek und Belno, Kreis Schwetz, beschrieben Zeitschrift des historischen Vereins Marienwerder, Heft 31, 1893, S. 1f. von A. Treichel. Nach demselben läßt die Gleichmäßigkeit der Oberflächen auf künstliche Bearbeitung schließen. Der Stein mißt 28 Schritte im Umfang und 8 Fuß in der lichten Höhe. Infolge stufenartiger Absätze auf der Westseite wird die Besteigung des Scheitels ermöglicht. Der Scheitel hat 8 Fuß im Quadrat und zeigt Einhöhlungen, welche an die der Rügener Opfersteine erinnern. Auffallend ist der lichte Streifen an der Westseite, wo der sonst bemooste Granit in hellem Rot schimmert. Generationen von Hirtenkindern haben diesen Streifen poliert, indem sie erst den Stein erklommen und dann voller Freude herabrutschten.

Die Beschreibung ist nach Treichel gegeben. Nach H. Klose: Unsere erratischen Blöcke, Berlin 1913, S. 31 heißt er bei der polnischen Bevölkerung auch Bischofstein [1]). Ob dieser Stein noch erhalten ist, konnte von mir nicht ermittelt werden.

B. Provinz Pommern.

Glitschstein zu Klötzin, Kreis Schivelbein [2]), Abb. 1. Den folgenden Bericht verdanke ich Herrn Lehrer Schönfeld in Klötzin, der auch auf meine

Abb. 1. Glitschstein zu Klötzin, Kr. Schivelbein. Der helle Streifen in Mitte der Gleitbahn ist durch das Herabgleiten entstanden.

[1]) Zu der an den Stein sich knüpfenden Sage vgl. Klose, a. a. O. S. 31.

[2]) Deckenstedt, Zeitschr. f. Volksk., Bd. II. Leipzig 1890. S. 236. Haas: Blätter für Pomm. Volksk. III, S. 143. Haas in XI. Jahresber. d. geogr. Ges. Greifswald, S. 58. Nicht zugänglich war mir die Beschreibung in Pomm. Heimat, V, Nr. 6.

Digitized by Google

Bitte in freundlichster Weise die vorliegende Aufnahme des Steines angefertigt hat. Danach liegt der Stein nördlich von Klötzin auf dem Felde des jetzigen Bauernhofbesitzers Albert Klander an einem Privatfeldweg in einem Grunde im Acker und ist als Naturdenkmal unter Schutz gestellt. Quer über den Stein läuft ein Verwitterungsriß. Die Oberfläche bildet eine fast dreieckige Plattform mit einer Basis von etwa 1 m Länge und etwa 80 cm Seitenlängen. Die senkrechte Höhe beträgt etwa 1,50 m, der Umfang an der Erdoberfläche 16,60 m und die Länge der Gleitbahn 4,50 m. Herr Schönfeld brachte ferner von alten Leuten in Erfahrung, daß bei Feldarbeiten in der Nähe des Steins Frauen und Mädchen mit Vorliebe den Stein herabrutschten, wobei es üblich war, einen Holzpantoffel oder ein Strohbündel beim Herabgleiten sich unterzulegen. Der Besitzer der Feldmark teilte weiter mit, daß in früherer Zeit die Gleitfläche durch häufigen Gebrauch so spiegelblank war, daß sie wie poliert erschien. Neben dem Herabgleiten kommt heute, aber nicht so häufig, auch noch das Hinunterspringen im Spiel vor. Damit erübrigt sich die Auffassung, der Stein habe seinen Namen davon, daß man bei dem Versuch, ihn zu erklimmen, wieder herunterglitt [1]).

C. Mecklenburg-Schwerin.

In Serrahn bei Krakow lag früher nicht weit vom Hofe ein Stein, „Glietsteen" genannt. Er wurde beim Schloßbau in das Schloß vermauert. Nach Mitteilung alter Leute sind die Jungens früher auf diesen Stein „rupstägen und daalrutscht". An diesen Stein knüpfte sich die Sage vom Feldherrn, der schwört. Serrahn hatte früher noch mehrere Sagensteine, „den Kreetsteen und Bradsteen", auf dem der Teufel seine Großmutter gebraten haben soll. Diese Auskunft verdanke ich Herrn Prof. Dr. h. c. R. Wossidlo in Waren.

D. Provinz Brandenburg.

1. Schlitterstein von Menkin, Kreis Prenzlau, (Abb. 2). Der Stein liegt halbwegs zwischen Menkin und Grimme hart an der Grenze der Feldmark Bergholz. Die Höhe beträgt 1,60 m, der Umfang 16 m. Der Sage nach verdankt er dem Wurfe eines Riesen, der die Kirche in Bergholz zerstören wollte, seine jetzige Lage [2]).

2. Schlitterstein von Rossow, Kr. Prenzlau. Derselbe lag etwa 7 km von dem Menkiner entfernt an der Grenze der Feldmarken Rossow und Wetzenow [2]). Leider ist er vor mehreren Jahren gesprengt. Die Stelle, wo er lag, heißt jedoch heute noch „der Schlitterstein". Auch von ihm pflegte die Jugend, allerdings nicht sitzend, sondern in hockender Stellung, herabzugleiten. Auf dem Stein sollen Eindrücke gewesen sein wie von einem Pferdefuß und Hühnerfuß. Der Sage nach hat auf ihm der Teufel mit seiner Großmutter getanzt. Auch sollen in alter Zeit auf ihm die Hexen herabgeschlittert sein. Der Stein wurde mit abergläubischer Scheu betrachtet und als bei dem erstmaligen Sprengungsversuch die Sprengung mißlang, erschien dies als keine

[1]) L. Kortlepel: Schivelbeiner Geschichte und Geschichten. Schivelbein, S. 183f. Auch die hier wiedergegebene Sage ist in dieser Fassung wohl zum Teil dichterische Ausschmückung.

[2]) Beide Steine sind beschrieben durch Schultze: Von Steinen und Opfersteinen im Heimat-Kalender Prenzlau, 1926, S. 111ff. M. Schultze: Zwei Gleitsteine in der Uckermark in Brandenburg. Zeitschr. f. Heimatk. 1926, S. 84f.

Digitized by Google

gute Vorbedeutung, so daß man mehrere Jahre von einem weiteren Versuch abstand [1]).

Abb. 2. Schlitterstein von Menkin, Kr. Prenzlau. Das Herabgleiten hat auf der linken Seite des Steins eine muldenförmige Vertiefung ausgeschliffen. Die Gleitfläche ist glänzend gegenüber der sonst den Stein bedeckenden dunklen Verwitterungsschicht. Der geradlinige Grasstreifen hinter dem Stein bezeichnet die Grenze zwischen Menkin und Bergholz.

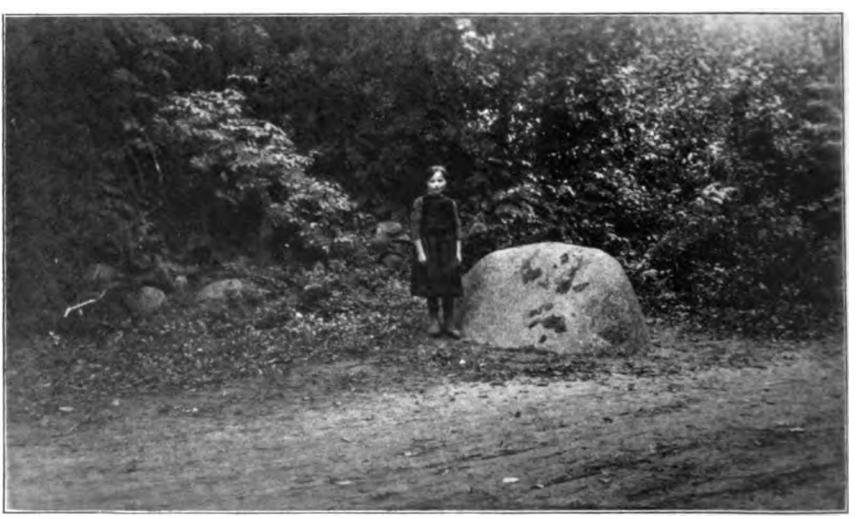


Abb. 3. Schlitterstein von Zernikow, Kr. Ruppin. Die dunklen Flecke auf dem Stein sind Fußtapfen eben heruntergeschlitterter Kinder.

[1]) Die Lage des Steins ist Heimatkal. Prenzlau, 1926, nicht richtig angegeben. Er lag an der Grenze der beiden Besitzungen von Bettac und Grensing nördlich vom Dorf Wetzenow, rechts des Weges Wetzenow-Zerrenthin.

Digitized by Google

3. Der Schlitterstein in Zernikow, Kreis Ruppin, (Abb. 3). Hier befindet sich an der Dorfstraße vor dem Kirchhof ein Findling, dessen Höhe 0,80 m, obere Länge Süd-Nord 1 m, untere Länge Süd-Nord 2 m und Länge der Gleitbahn 1,35 m beträgt. Auf der Oberfläche, und zwar der südlichen Seite, befinden sich drei schalenförmige Vertiefungen von 5 cm Breite und 1½ cm Tiefe. Zwei weitere können auf natürliche Auswitterung zurückgehen. Von ihm pflegt die Jugend meist stehend herabzuschlittern. Der Sage nach hat ihn ein Riese gegen die Kirche in Zernikow geworfen und die fünf Vertiefungen sind Eindrücke der Riesenhand [1]).

Durch die bisher ermittelten Gleitsteine ist die Verbreitung dieses Brauchs über ein Gebiet, das von der Weichsel bis zur Elbe reicht, erwiesen. Vermutlich werden dieselben sich aber auch westlich der Elbe nachweisen lassen. Wucke nennt in Frauenbreitungen auf dem Marktplatz zwischen Forsthaus und Schule einen Basaltblock, „den Glitt- oder Kroatenstein" [2]). Über diesen Stein teilt Herr Pfarrer Scheller in Breitungen mir mit, daß der Stein noch heute auf dem Marktplatz von Breitungen (ehemals Frauenbreitungen) liegt. Woher der Name „Glittstein" komme, sei nicht bekannt. Da der Stein sehr glatt sei und die Kinder zum Auf- und Abrutschen einlade, so liege eine Beziehung des Namens zu Gleiten nahe. Noch heute spielten die Kinder sehr gern an diesem Basaltblock. Der Stein ist erwähnt in den Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens und wird hier als Malzeichen des im frühen Mittelalters gehegten Gerichtes aufgefaßt. Es scheint sich auf Grund der Mitteilung um einen wirklichen Gleitstein zu handeln.

Möglicherweise sind noch weitere Steine den Gleitsteinen zuzurechnen, bei denen in der Literatur nur ein Herüber- oder Herauf- und Herunterspringen angegeben ist. Wie das Beispiel von Klötzin zeigt, könnte die Sitte des Gleitens sich in ein Springen gewandelt haben. So teilt Treichel über den Karten- oder Hochzeitsstein auf der Feldmark Fröde im Kreise Stargard mit [3]), daß die Harkerinnen, wenn bei ihrer Tätigkeit die Reihen auf den Stein hinführen, im Wettstreit auf den Stein springen des Glaubens, daß die, der der Sprung zuerst gelingt, noch in dem gleichen Jahre heirate. Hier scheint noch eine Spur von Erinnerung an die sexual-kultische Bedeutung, die sich einst mit diesen Bräuchen verknüpfte, vorhanden. Von dem Hexenstein beim Tannenkamp zu Wolgast wird erzählt, daß die Kinder früher über denselben hinüberzuspringen pflegten in dem Glauben, daß sie dann beim Vogelwerfen und Würfelspiel gewinnen würden [4]).

Daß diesen an Steine sich knüpfenden Bräuchen eine sexual-kultische Bedeutung zukam, ist, wie bereits erwähnt, durch ihre heute noch in Frankreich fortlebende gleiche Bedeutung so gut wie sichergestellt. Dabei ist es nicht erforderlich, daß der Brauch im Herabgleiten bestand. Der Sinn des Vorgangs konnte dabei nur der sein, in möglichst innige Berührung mit dem Stein zu kommen. Dies wurde auch durch Reiben bestimmter Körperteile, wie des Nabels, an dem Stein erreicht, wie hierüber mannigfach Berichte

[1]) K. E. Haase: Sagen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend. Neu-Ruppin 1887, S. 54f.

[2]) Wucke: Sagen der mittleren Werra. 2. Aufl. von Dr. H. Ullrich-Eisenach 1891. Nr. 618.

[3]) Zeitschr. d. hist. Vereins Marienwerder. 31. Heft. Marienwerder 1893, S. 2f.; vgl. dazu Blätter für deutsche Vorgeschichte. Leipzig, Heft 3, S. 15.

[4]) A. Haas: Pommersche Sagen, 3. Aufl. Leipzig-Gohlis 1921, Nr. 150.

Digitized by Google

aus Frankreich vorliegen [1]). Da scheint es nun nicht unwichtig, daß auch in Norddeutschland bis vor kurzem noch an einen Stein ein bewußt ausgeübter Fruchtbarkeitsritus sich knüpfte. Es handelt sich um den jetzt gesprengten Block von Virchow im Kreise Dramburg, vom Volke „der breite Stein" genannt, der, wie sich bei seiner Sprengung ergab [2]), die Deckplatte eines neolithischen Grabes bildete. Wie nun Haas in seinen Sagen berichtet, fanden sich junge Eheleute, falls ihre Ehe kinderlos geblieben war, zur Neumondszeit bei demselben ein [3]). Ich richtete an Herrn Hauptlehrer Küsel in Virchow die Bitte, wenn irgend noch möglich, genaueres hierüber in Erfahrung zu bringen. Derselbe teilte folgendes mit: Der Stein wurde bei Neumondszeit — und zwar in der zweiten Hälfte zum zunehmenden Mond — von kinderlosen Ehepaaren aufgesucht. Sie erstiegen den Stein, setzten sich auf denselben und gingen dann siebenmal um ihn herum. Während dieser Handlung durfte kein Wort gesprochen werden, auch mußten die Betreffenden unausgesetzt an ihren Wunsch denken, sonst war ein Erfolg fraglich. Wiederholung war nicht möglich.

Im Zusammenhang mit diesem Brauch steht wohl auch die an den einst bei Putgarten auf Wittow befindlichen Teufelstein sich knüpfende Sitte. Hier pflegten alle Brautpaare, wenn sie aus der Kirche kamen, vom Wagen herunterzusteigen und mit den Hochzeitsgästen dreimal um den Stein zu gehen [4]). Ebenso soll auch vor dem bekannten Buskamen zu Göhren ein Hochzeitstanz aufgeführt worden sein [5]).

In allen diesen Gebräuchen werden wir Fruchtbarkeitsriten zu sehen haben. Der dreimalige Umgang um den Teufelstein bei Putgarten scheint dem siebenmaligen Umgang um den Virchower Stein zu entsprechen und wenn Samter berichtet, daß in verschiedenen Gegenden Englands das Brautpaar über einen Stein springen muß [6]), so erinnert diese Sitte an das glückverheißende Springen der Knaben über den Hexenstein bei Wolgast. Nun teilt Samter ferner als eine indische und esthnische Sitte mit, daß Braut oder Bräutigam auf einem Stein stehen müssen [7]). Eine ähnliche Sitte scheint auch in Pommern noch nachweisbar. Im Kreise Stolp und auf Rügen ist ein Pfänderspiel verbreitet, das „auf dem breiten Steine stehen" genannt wird. Der Betreffende spricht: Hier steh' ich ganz allein auf einem breiten Stein, und wer mich lieb hat, holt mich ein. Dabei kann eine Dame nur von einem Herrn und umgekehrt ein Herr nur von einer Dame eingeholt werden [8]). Im Kreise Kolberg-Körlin findet sich ferner für Heiraten die Redensart „auf dem breiten Steine stehen". Die Bewohner von Zwilipp in diesem Kreise führen die Redensart darauf zurück, daß die Brautleute vor dem Altar auf einem breiten Steine stehen, der das Grabgewölbe der Zwilipper Pastoren

---

[1]) Heinrich Schoen: Alte Sitten in der Bretagne. Globus 1910. S. 326; vgl. dazu auch Rütimeyer, a. a. O., S. 374.

[2]) Vgl. dazu 6. Jahresber. d. Pomm. Gesellsch. Stettin 1833, S. 11. Balt. Stud. IX, S. 219; N. F. XV, S. 204; XVI, S. 195 f. Monatsbl. d. Pomm. Gesellsch. 1904, S. 111. Haas: Blätter für Pomm. Volksk. II, S. 159, III, S. 143. Haas in XI. Jahresber. d. geogr. Gesellsch. Greifswald S. 58.

[3]) Haas: Pomm. Sagen 1921, Nr. 65; Klose, a. a. O., S. 29.

[4]) Haas: Blätter für Pomm. Volksk. VI, S. 123 ff.

[5]) Haas in XI. Jahresber. d. Geogr. Gesellsch. Greifswald. S. 40.

[6]) E. Samter: Geburt, Hochzeit und Tod. Leipzig-Berlin 1911. S. 143.

[7]) E. Samter, a. a. O. S. 143.

[8]) Haas: Blätter für Pomm. Volksk. I, Nr. 1.

Digitized by Google

deckt [1]). Die Redensart und das Pfänderspiel wird jedoch kaum darauf zurückgehen. Eher wird man annehmen dürfen, daß das durch einen breiten Stein geschlossene Grabgewölbe der Zwilipper Pastoren vor den Altar gelegt wurde, damit die Brautleute auf einen breiten Stein zu stehen kamen, der noch dazu über einem Grabe sich befand, und daß man hier also uralten Anschauungen Rechnung trug. Auch der Stein zu Virchow wird „breiter Stein" genannt und war die Deckplatte eines Grabes, auch sonst kommt die Bezeichnung „breiter Stein" für Findlinge in Pommern des öfteren vor [2]).

Damit scheint erwiesen, daß an bestimmte Findlinge Fruchtbarkeitsriten sich knüpften. Solche Riten hatten nur dann aber einen Sinn, wenn man in dem betreffenden Stein den Sitz eines Fruchtbarkeitsdämons sah. Ob dieser mit manchen Findlingen verbundene Glaube vom Totenkultus seinen Ausgangspunkt nahm, wie der mit dem breiten Stein bei Virchow verbundene Ritus nahelegt, oder ob außer dem Totenkult noch andere Motive vorhanden waren, gerade unter Steinen Fruchtbarkeitsdämonen sich wohnhaft zu denken, bleibe dahingestellt. Bei einer Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung mußten derartige Riten einen wesentlichen Teil des Kultus ausmachen, da von der Fruchtbarkeit von Pflanze, Tier, Mensch der gesamte Wohlstand abhängig war.

Schon Rütimeyer hat darauf hingewiesen, daß die Gleitsteine in enger Beziehung zu den Kindsteinen stehen müssen. Da ist es nun wieder beachtenswert, daß die Parallelen zu diesen Steinen der Schweiz in Pommern in den sog. Adebar und Schwansteinen sich finden. In der Literatur sind sie im allgemeinen oft erwähnt, eine genaue Zusammenstellung und vor allem Übersicht über ihre geographische Verbreitung fehlt leider bislang noch. Als Schwanensteine werden genannt ein Stein am Strande des Badedorfes Lohme [3]), ein Stein an der Mole des Saßnitzer Hafens und bereits gesprengte Steine am Crampas-Saßnitzer Strande [4]), ferner noch der bereits erwähnte Buskamen zu Göhren [5]); als Adebersteine ein großer Felsblock vor Breege auf Wittow [6]), ein Stein bei Wiek auf Wittow in der Ostsee hart am Strande [7]), der Findlingsblock bei Gristow im Kamminer Bodden [8]) und der Mäuschenstein bei Langendamm, Kreis Franzburg, am südlichen Ufer des Saaler Boddens [9]).

Diese Steine sind zweifellos unter die Kindsteine zu rechnen, zumal der Storch bzw. Schwan die Kinder nicht nur aus dem Meere holt und sie nur auf diesen Steinen trocknet, wie manchmal mitgeteilt wird [10]), sondern die Kinder sind unter diesen Steinen geradezu verborgen [11]). Diese Steine nehmen bisher in Norddeutschland eine isolierte Stellung ein und scheinen sich auf die Insel Rügen und das angrenzende Küstengebiet zu beschränken. Der nächste Kindstein, der mir bekannt ist, liegt im westlichen Deutschland in Unterwiddersheim, Kreis Büdingen, in Oberhessen [12]). Diese

[1]) Haas: Blätter für Pomm. Volksk. I, S. 166.
[2]) Deeke: Große Geschiebe in Pommern. XI. Jahresber. d. geogr. Gesellsch. Greifswald. S. 1ff.
[3]) Haas in XI. Jahresber. d. geogr. Gesellsch. Greifswald. S. 42f.
[4]) Haas, a. a. O. S. 44.
[5]) Monatsbl. d. Pomm. Gesellsch. 1890. S. 49f.
[6]) Haas: Rügensche Sagen. 3. Aufl. S. 156 und XI. Jahresber. S. 41.
[7]) W. Jahn: Volkssagen aus Pommern und Rügen. 2. Aufl. Berlin 1889. Nr. 497.
[8]) Kuhn und Schwartz: Nord. Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 13.
[9]) Haas: Pomm. Sagen 1921. Nr. 148.
[10]) Klose, a. a. O., S. 28.
[11]) W. Jahn: a. a. O. Haas: Rügensche Sagen. 3. Aufl. S. 155f.
[12]) Kunkel: Oberhessens vorgeschichtl. Altertümer. Marburg 1926. S. 228.

Digitized by Google

isolierte Stellung ist aber sicher nur darauf zurückzuführen, daß an einzelnen Orten durch günstige Umstände uralte Anschauungen sich bis in die heutige Zeit hinüberretteten.

Die Erzählungen von den unter Steinen verborgenen Kindern dürften sich nun erst aus der älteren Anschauung heraus, daß unter oder in dem Stein der Sitz des Frucht und Leben bringenden Dämons sei, allmählich gebildet haben, wie denn die auch bei Homer sich findende Meinung, daß der Mensch vom Stein oder Baume abstammen könne, bereits statt des Dämons seinen Wohnsitz nennt [1]).

Eines ist wohl aber sicher, daß der Mensch der Vorzeit nicht nur in den Gestirnen machtvolle Götter sah, sondern auch im Schoße der Erde, dem Reiche der Unterirdischen, dem auch alle angehörten, die vor ihm auf der Erde gewandelt, wirkende Mächte wußte, die auf Geburt und Tod, Wachstum und Vergehen bestimmenden Einfluß ausübten und deren verborgene Kraft man durch Kult und Ritus auf sich oder andere Wesen überleiten konnte, mit denen also in innigere Verbindung zu treten eher möglich war als mit den überirdischen Göttern.

Von den Slaven ist der Steinkultus ausdrücklich bezeugt [2]). Bei den östlich der Elbe liegenden Provinzen erhebt sich also die Frage, haben wir in den noch heute fortlebenden Gebräuchen eine die slawische Periode überdauernde Überlieferung zu sehen oder haben sich slavische Anschauungen in ihnen weiter erhalten. Daß hier nicht allein slavische Anschauungen vorliegen, lehrt der Gleitstein von Frauenbreitungen und der Kindstein in Oberhessen. Im Zusammenhang mit dem noch heute in Frankreich und der Schweiz in gleicher Weise fortlebendem Brauch und Glauben werden wir wohl nicht fehlgehen, in ihm die Reste uralter einst bei sämtlichen Indogermanen herrschender Ideen zu sehen.

[1]) Odyssee XIX, 163; Ilias XXII, 126; Hesiod: Theogonie 35.

[2]) Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Bd. 50. Helmolds Chronik der Slaven, S. 196. (I, 84).

Digitized by Google

Der Name des Großvenedigers.

Ethnologische Skizze.

Von Karl Felix Wolff.

Überall von den Gipfeln der Dolomiten und von den grünen Bergen des Hochpustertales erblickt man im Norden eine stolze, ebenmäßig gebaute, alles überragende Firnpyramide. Das ist der Großvenediger, ein 3660 m hoher, von einer ganzen Schar vergletscherter Trabanten umgebener Hauptgipfel der Alpen. Ihn verklärte früher die ganze Weihe völliger Einsamkeit und Unberührtheit. Die ladinischen Hirten, die von ihren Hochweiden aus mit einer gewissen Scheu die lange Kette eisblauer Gipfel im Norden den Horizont begrenzen sahen, nannten diese Fernerflucht die „gläsernen Berge" und hielten sie für unüberschreitbar. Unter den „gläsernen Bergen" ragte der Großvenediger durch besondere Höhe und Unnahbarkeit hervor. Die älteste Urkunde, auf der von ihm die Rede ist, bezeichnet ihn und seine Nebengipfel als „montes veneti".

Es ist oft versucht worden, diesen Namen zu deuten. Zuletzt hat darüber Eduard Büchlmann in den „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins" gehandelt (Nr. 18 vom 30. September 1927). Er meint, der Volksstamm der Veneter sei „durchaus hypothetisch und so wenig real als die Sicht Venedigs vom Gipfel des Berges oder Bennennung desselben durch venezianische Kaufleute nach ihrer Vaterstadt". Büchlmann fährt dann fort:

„Einen interessanten Hinweis auf die richtige Deutung des Namens erhielt ich in St. Johann i. P. In der Nähe des Marktes liegt ein Bauerngut, dessen Besitzer nach dem Hof der „Venediger" benannt wird. Das alte Grundbuch weist nun den Namen „Fein-Oedinggut" auf..... Ohne irgendwie behaupten zu wollen, daß das Bauerngut Fein-Oeding mit dem Berge Venediger zusammenhängt, ist doch ein wichtiger Hinweis auf die Deutung des Bergnamens gegeben. Unzweifelhaft ist das Wort Oeding eine Form des Wortes Oede, das in den Bergen in unzähligen Haus-, Regions- und Namensbezeichnungen immer wiederkehrt. Schwieriger ist „Fein" zu erklären, mutmaßlich aber derselbe Stamm, der uns in Firn, Ferner entgegentritt..... Und welche Bezeichnung paßt besser für die ungeheure Eiswüste des Venedigermassivs? So erscheint im Namen Venediger keine wälsche Stammsilbe, sondern uraltes deutsches Sprachgut".

Hier kommt mir zunächst die Gleichung Fein = Firn aus lautlichen Gründen bedenklich vor. Ferner gilt es aber nicht nur den Namen des Berges, sondern auch den gleichlautenden Namen des Bauernhofes Venedig bei St. Johann im Pongau zu erklären. Daß diese beiden unmittelbar nichts

Digitized by Google

miteinander zu tun haben können, ist von Büchlmann richtig erkannt und ausgesprochen worden. Aber gerade das Wiedererscheinen desselben Namens in einer ganz anders gearteten Umgebung muß als auffällig bezeichnet werden. Der Pongauer Bauernhof liegt doch nicht in einer Einöde; warum führt er also denselben Namen wie der vergletscherte Berg, von dem er in der Luftlinie etwa 70 km weit entfernt ist?

Es wäre verdienstlich gewesen, wenn uns Büchlmann die Lage und die Besonderheiten des Venedigerhofes genau beschrieben hätte. Denn die Frage, die wir uns vorlegen müssen, ist diese: worin liegt jener gleichartige Örtlichkeitscharakter, der für dieselbe Bezeichnung in beiden Fällen bestimmend wurde? Ist etwa der Venedigerhof der höchste und letzte seiner Gemeinde? Oder war er es ehedem? —

Es sind jetzt gerade 20 Jahre, daß ich dem Namen „Venedig" in den Ostalpen nachspüre und immer wieder mußte ich erkennen, daß dieser rätselhafte Name an entlegenen Örtlichkeiten haftet. Da ist zunächst der Hof Venedig im Villnößtal, der am Ende des Tales liegt und als einer der ältesten gilt; hinter dem Hofe Venedig beginnt der große, unbewohnte Wald, der zu den Felsklippen der Geiseln hinaufzieht. Ein anderer Venedig-Hof (von den Ladinern Agnèsia genannt) liegt im Abteitale auf einer Landspitze, die von der Gader im Bogen umflossen wird. Die höchste Almweide im Val di Genova heißt Venèzia, — genau wie die Lagunenstadt. Ein Pian di Venèzia bildet die höchste Stufe der Val della Mare, einer Talbucht, die hier am Fuße des Ortlerstockes endigt. Eine Alpe Venègia liegt am Ende des Travignolotales, dort, wo die Wildnis der Paladolomiten beginnt.

Wo man aber den Hebel ansetzen müsse, um diesen seltsamen, immer wiederkehrenden Namen zu deuten, das wurde mir erst klar, als ich bei Friedrich Stolz über die Veneter las:

„Den Namen (dieses Volkes) hat G. Meyer (Berl. philol. Wochenschrift Nr. 9 und 10 vom Jahre 1892) nach dem albanesischen vent, mit Artikel vendi „Ort, Land, Heimat" als „die Eingeborenen" gedeutet" [1].

In Venezia-Venedig haben wir es also mit einem zusammengesetzten Worte zu tun, dessen erstes Kompositionsglied „Land" bedeutet. Das zweite suche ich in lateinisch ins-tig-are „anstacheln", griechisch *σ-τίγ-μα* „Stich, Punkt", altindisch tig-má-h „spitzig", altpersisch tig-ra- „spitzig", avestisch tiγ-ri „Pfeil", gotisch s-tik-s, althochdeutsch s-tih „Stich, Punkt". Daß die Begriffe „Spitze", „Ecke" und „Ende" ineinander übergehen, ist bekannt. Nun paßt die Deutung „Spitze des Landes" ebensogut für den Großvenediger wie für Venedig an der Gader; der andere Begriff aber „Ende des (bewohnten) Landes" paßt für die Almweideneien Venezia und Venegia und für die Lagunenstadt, die eben auch am äußersten Ende des Landes liegt, wo zwar kein Berg oder Wald oder Gletscher, dafür aber das unübersehbare Meer beginnt.

Da die albanesische Sprache altillyrische Elemente enthält, so werden wir auch nicht daran zweifeln können, daß der mit Hilfe des Albanesischen gedeutete Name „Venezia-Venedig" jenem großen indogermanischen Volke zugeschrieben werden müsse, dessen südliche Stämme als *Ἰλλυριοί*, Illyrici, Illyrii aus der Geschichte des Altertums bekannt sind. Die Zugehörigkeit der adriatischen Veneter zu den Illyriern wird übrigens auch von Herodot (I, 196) ausdrücklich betont.

[1]) Friedrich Stolz: „Die Urbevölkerung Tirols", 2. Auflage, S. 102. (Wagner, Innsbruck, 1892.)

Digitized by Google

Und da der Name „Veneter" (Eingeborene) nach G. Meyers Deutung der allgemeinere ist, so wird er auch der ältere sein. Wie nahe dieses große Volk uns steht und wie innig es mit unserer Vorgeschichte verknüpft ist, das hat Gustaf Kossinna schon vor 17 Jahren mit klarem Forscherblick erschaut. Es war mir damals ein seelisches Erlebnis, als ich im „Mannus" (Bd. III und IV) Kossinnas lichtvolle Darlegungen über die Illyrier las, wie er sie von den Aunetitzern herleitete, die in den Sudetenländern wohnten, wie er ihre Ausbreitung beschrieb, wie er den Nordillyriern den Lausitzer Kulturkreis zuwies, wie er zeigte, daß der Name jener „Veneter" heute noch in der germanischen Bezeichnung der Slawen fortlebt (Weneder, Wenden).

So erscheint mir denn der Großvenediger mit einer eigenen Gloriole umgeben: an die drei Jahrtausende müssen vorbeigezogen sein, seitdem die ersten in die Alpen eindringenden Veneto-Illyrier zu dieser eisumpanzerten „Spitze des Landes" ehrfürchtig emporgeschaut und für sie einen Namen geschöpft haben aus derselben Sprache, die damals weithin durch das Donauland und durch die norddeutsche Tiefebene bis an den fernen Sinus Venedicus gesprochen wurde. Verklungen sind all die vielen illyrischen Namen, die an den ostdeutschen Gegenden gehaftet haben müssen, nur in der Südmark deutschen Landes, wo der ewige Firn der Alpen glänzt, hat einer der stolzesten Hochgipfel für alle kommenden Geschlechter die alte „venetische" Erinnerung bewahrt.

Nicht umsonst schrieb einst Ludwig Steub:

„Schön und wunderlich klingen die Namen in den rätischen Alpen!"

Digitized by Google

Sturmgott und Sternengott.

Von Friedrich Solger.

Langsam aber stetig wächst in unserem Volke der Sinn dafür, daß der Glaube seiner Väter auch neben der Religionsgeschichte Palästinas noch des Kennens und Nachdenkens wert sei. Eifrige Forschung schafft den Schutt hinweg, der auf den Überlieferungen liegt, und leimt die Bruchstücke nach Möglichkeit zusammen. Der ernste Forscher, der so vorgeht, sieht mit Unmut auf die Menge derjenigen, die das unvollkommen erforschte Bild der alten Mythenwelt mehr oder weniger willkürlich ergänzen und dann Meinungen vertreten, die dem genaueren Kenner Entsetzen einjagen. Man kann nur zustimmen, wenn der germanistische Fachmann verlangt, daß man von germanischen Dingen etwas Tatsächliches wissen solle, wenn man über sie schreibt. Die Ehrfurcht vor unsern Ahnen soll uns hindern, ihnen Dinge anzudichten, die wir gern an ihnen sehen möchten, für die aber jeder Beleg fehlt. Aber auf der anderen Seite werden wir den Glauben unserer Altvordern niemals aus Urkunden ergründen können, wenn er nicht in uns selbst Widerhall findet. Sicher ist nicht alles in gleichem Grade germanisch, was in germanischen Überlieferungen Platz gefunden hat. Wir können eine Kritik des Überlieferten durch unser eigenes lebendiges Fühlen nicht entbehren.

Wenn nun die Dinge so liegen, daß die historische Forschung grundsätzlich unzureichend ist, um wirklichen Glauben zu erforschen, und das lebendige mythische Empfinden nicht sicher genug ist, um den Prüfstein der Überlieferung entbehren zu können für das, was ihm als germanisch gilt, dann wird der fruchtbarste Weg wohl der sein, daß der Blinde und der Lahme, der urkundlich forschende und der gläubig erlebende Deutsche sich zusammentun, statt daß der Blinde die Welt des Auges, der Lahme die Bedeutung des wirklichen Erwanderns der Dinge leugnet.

Gerade auf diesem Gebiete können nicht alle Kräfte der Erkenntnis in einer Persönlichkeit vereinigt sein. So wollen wir einander keinen Vorwurf daraus machen, daß wir von verschiedenen Seiten in das uns unbekannt gewordene Land des alten Glaubens vordringen, sondern wir wollen uns gegenseitig sagen, was wir dabei gefunden haben. Der eine wird Erkundungsstreifen unternehmen, die den Sieg noch nicht erringen, aber den Weg bereiten für den andern, der das große Heer nachführt, um den wirklichen Besitz des umkämpften Landes zu sichern. Der Bericht des Kundschafters wird auch nicht entwertet, wenn sich im Endkampf zeigt, daß er die Sachlage nicht überall richtig eingeschätzt hat. Nur freilich müssen diese Punkte dann berichtigt werden. Von solch einem Erkundungszuge möchte ich berichten. Die Augen, mit denen ich sehe, sind dabei die des Naturforschers, insbesondere des Geologen, dem es beschieden war, das innerlich erlebte Germanentum einmal

Digitized by Google

ganz von außen zu betrachten, ihm in zehnjährigem Aufenthalt in Ostasien Eindrücke aus einem ganz andern Volke gegenüberstellen zu können. Eindrücke, die die bei uns immer wieder übersehene Unterscheidung zwischen Glauben und Kirchenlehre erleichterten, da es in China wohl echten Glauben, aber kein eigentliches Kirchentum gibt.

Man kann nur von Dingen reden, für die man einen Sinn besitzt. Wir werden mythisches Denken nur verstehen, wenn wir selbst mythisch denken. Ich verstehe darunter den Trieb, *Eindrücke der Außenwelt* als den *Ausdruck* einer aus den Dingen der Außenwelt zu uns sprechenden *Innenwelt* aufzufassen. Wem beim Rauschen der Bäume im Sturm nichts im Unterbewußtsein klingt von einem Sprechen lebender Wesen, das da unverstanden zu uns dringt, dem wird aller Mythus stumm bleiben.

Gerade der Naturforscher scheint hierzu verurteilt zu sein. Ist nicht sein ganzes Forschen ein Kampf dagegen, daß mythisches Vorurteil ihn hindern könnte, die Wirklichkeit als ein unpersönliches Räderwerk von Ursache und Wirkung anzusehen und zu erkennen? Er betrachtet selbst den Menschen so, als ob er kein Innenleben hätte. Der Entschluß zu der tapfersten Tat ist ihm nichts anderes, als die Weiterleitung eines Reizes von Nerv zu Nerv, wobei er nicht zugeben kann, daß diese Weiterleitung nach anderen Gesetzmäßigkeiten vor sich gehe, als denen, die durch den Zustand der eingreifenden Atome gefordert werden. So scheint selbst das eigene Innenleben schließlich aus der Betrachtung ausgeschlossen. Der Naturforscher sieht als solcher grundsätzlich alle Welt von außen an. Aber indem er auch die eigene Persönlichkeit so betrachtet, fühlt er in jedem Augenblick, daß er eben nur als Persönlichkeit Erkenntnis erwerben kann, daß sein Forschen für ihn immer Angelegenheit des Innenlebens bleiben muß, weil es sonst aufhören würde, bewußt zu sein. Das eigene Ich bleibt ihm Mythus, d. h. eine zwar grundsätzlich auch von außen gesehene Welt, von der er doch sicher weiß, daß sie uns ihr Wichtigstes erst sagt, wenn sie als Innenleben aufgefaßt w rd. So ist ihm der Mythus vom eigenen Ich unentbehrlich. Aber er empfindet gegenüber dem mythischen Selbstbildnis die Pflicht, in ihm keine Züge zu dulden, deren folgerichtige Auswirkungen anders aussehen müßten, als der Ablauf *der* Erscheinungen, die er in kühler Betrachtung von außen als „Wirklichkeit" vor sich hat. Sollte es ihm da so widersinnig sein, das Doppelbild der inneren und äußeren Schau auch durch die ganze Welt hindurch zu wahren? Er wird es nicht in seiner Forschung berücksichtigen, aber er kann es aus seinem menschlichen Weltbilde nicht ausschalten. Das unermüdliche Ticken der Uhr hat für mich immer etwas von der rührenden Treue des Herzschlags gehabt, der Tag und Nacht unser Lebensuhrwerk im Gange hält ohne Dank, und in der Emsigkeit beider fühle ich eine Verwandtschaft mit dem triebmäßigen Willen zum Schaffen, der aus dem Bauern spricht, wenn er mit immer gleicher Regelmäßigkeit alljährlich unser Feld bestellt. Das hindert mich nicht, das zwangläufige Ineinandergreifen der Räder im Uhrwerk zu erfassen, aber genau so zwangläufig geht der Herzschlag vor sich, und genau so zwangläufig drängt es den gesunden Bauer, seine Arbeit zu tun. Derselbe Glaube an die Einheit der Welt, der den Forscher treibt, alles „mechanisch" zu erklären, d. h. als Wirkung unbeirrbarer Gesetzmäßigkeiten, derselbe Glaube schafft auch wieder die Verwandtschaft zwischen Außenwelt und Innenwelt, die, von der inneren Erfahrung her gesehen, sich im Mythus ausspricht. Wenn diese Einheit der Welt mythisch durch eine göttliche Persönlichkeit ausgedrückt wird, dann hat der Naturforscher den „Glauben" an sie doch nur insofern verloren, als das Bild, das von ihr

Digitized by Google

in ihm lebt, ihm ein für allemal unzulänglich erscheint, eine von Menschen gemalten Kulisse, die der undarstellbaren Wahrheit nie gerecht wird, die ihm aber ihren tiefen Wert behält, solange sie der Widerschein dieser Wahrheit ist, gesehen mit einem inneren Auge, das unbewußt malt, was er von außen Zug um Zug bewußt zu erforschen versucht.

So fühlt sich vielleicht der Naturforscher gerade besonders verwandt dem Naturglauben seiner Vorfahren. Eben weil er die Unzulänglichkeit aller kirchlichen Bilder fühlt, werden die unzulänglichen Bilder früheren Glaubens jenen wieder mindestens ebenbürtig, und er steht andächtig vor der ungeheuren Kraft, mit der unsere Altvordern den Kampf um das Rätsel des sich frei fühlenden und doch geschichtlich gebundenen Lebens aufgenommen haben. Ist dies Leben in dieser Welt nur ein ungeheures Räderwerk, in dem aller Wille der Persönlichkeit nur Schein ist, oder ist dieser Wille eben das einzig Wirkliche, selbst da, wo er sich zum Glauben an das Gesetz, das ihn bindet, bekennt? Das sind zwei entgegengesetzte Ausgangspunkte des Mythus, und ihnen entsprechen zwei entgegengesetzte Typen des Mythus, der Sternengott und der Sturmgott.

Beides sehe ich auch im alten Germanentum miteinander kämpfen, mögen die Erforscher der Überlieferung entscheiden, ob diese imstande ist, das zu widerlegen!

Donar ist der reine Sturmgott, d. h. der Gott des Gewittersturmes mit Blitz und Donner, den Nerthusdienst kann ich nur nachfühlen, wenn ihm das Urgefühl von einer Gestirnsgottheit zugrunde liegt.

Solche Behauptungen lassen sich nicht eigentlich beweisen, man kann nur versuchen, klar zu sagen, was man meint. Die Frage ist dann, ob andere deutsche Seelen ebenso fühlen, die sog. exakte Forschung kann dazu nur sagen, ob in dem doch immer noch sehr weit bleibenden Maschenwerk der bekannten Tatsachen diese Auffassung widerspruchslos Platz findet.

Das Wesen des Sturmgottes liegt dabei nicht in seiner Verantwortlichkeit für den Gewittersturm allein. Der Sturmgott war, als er entstand, die Gottheit schlechthin, also hat seine Macht keine bestimmte Grenze, er wirkt in allem. Aber der Sturm ist gleichsam seine Offenbarung, aus ihm spricht er am eindringlichsten zum Menschen. Aus ihm gewinnen wir unser Bild von ihm, und dessen Hauptzug ist beim Sturmgott die Unberechenbarkeit der einzelnen Handlung. Frei schaltet Donar mit seiner Kraft nach seinem Willen. Gebunden ist er nur durch seine eigene Wesensart, deren Grundzug die Treue im Kampf ist. So war er dem Germanen als Persönlichkeit ganz verständlich. Er kämpft gegen die Riesen mit der Waffe, die schon dem Menschen der Steinzeit zur Verfügung stand, mit dem Steinhammer. Er tut es mit Kräften, die dem Germanen von altersher vertraut waren, mit Körperstärke und Angriffsmut. Ihm fehlt der nachdenkliche Sinn des andern Sturmgottes, Wodan, der jüngeren, verwickelteren Gestalt, die, eben weil sie mehr Geschichte in sich barg, später als die erfahrungsreichere zu ihm in die Beziehung des Vaters gebracht wurde. Es muß aber offenbar eine Zeit gegeben haben, in der nur Donar im Volke lebte und der Glaube an seinen Riesenkampf als das Bild für den eigentlichen und einheitlichen sittlichen Sinn alles Weiterlebens. Fromm sein heißt nicht, die Allmacht dieses Gottes preisen. Ein Kampf, der ihm Lebensinhalt ist, muß gegen ebenbürtige Feinde geführt gedacht sein, also kann Donar nicht allmächtig gedacht sein. Fromm sein heißt vielmehr, in diesem Kampfe als „frumber Landsknecht" Donar gegen

Digitized by Google

die Riesen beistehen, Gott bedingungslos gegen den Teufel verteidigen, und nicht etwa überlegen, zu welchem von beiden sich zu halten das Einträglichere wäre. Das ganze Menschenleben wird eine Wehrpflicht im Dienste des treuen Walters des Rechts. Hierin sehe ich das Urbild des gesamten germanischen Glaubens, alles indogermanischen Glaubens überhaupt, wenn man darunter den Glauben jenes Volkskernes versteht, der in den indogermanischen Völkern deren Verwandtschaft begründet und den ich mit der ursprünglichen nordischen Rasse gleichsetze. Indra in der indischen Sage, Herakles in der griechischen scheinen mir auf diese alte Auffassung zurückzugehen, beide durch spätere Entwicklung in den Hintergrund gedrängt wie auch Donar durch Wotan. Am reinsten kommt dieser Glaube zum Ausdruck und zur philosophischen Weiterbildung in der persischen Lehre von Ormuzd und Ahriman. Dort fehlt die Beziehung zu dem anschaulichen Bilde des Gewitters, aber der Geist des Sturmgottes weht durch die Lehre. Als Kampfplatz gegen den Ahriman hat Ormuzd die Welt geschaffen, als Mitkämpfer gegen ihn den Menschen. Wenn auch der Glaube an den endlichen Sieg des Guten alles durchzieht, so kann er doch hinausgezogen werden, wenn der Mensch durch böse Taten dem Bösen Raum gibt. Nichts von Regelmäßigkeit in diesem Kampfe! Immer muß man kämpfen, jeden Abbruch dem Teufel tun, unbekümmert darum, was die nächste Stunde bringt. Danach fragt man nicht. Es ist Sache der Klugheit und Vorsicht, mit der Zukunft nach Möglichkeit zu rechnen, aber man muß sie selbst erforschen, die Lehre sagt nichts darüber. Wer kann ahnen, ob Ormuzd-Donar selbst weiß, was der nächste Kampf bringen wird? Auch wenn er ihn überrascht, wird er ihn zu bestehen wissen.

Dem steht der Glaube an Sternengötter vollkommen andersartig gegenüber. Mit dem Sturmgott gemeinsam ist ihnen wohl die Beziehung zum Wetter. Aber während der Sturm den Kampf des Wetters zeigt, versinnbildlichen die Sterne die über dem Kampfe stehende Ruhe ewig gleicher Wiederkehr. Alles, was am Himmel die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und in Beziehung zum Menschenleben gebracht werden kann, wiederholt sich in bestimmtem Rhythmus. Darum ist es für den Wissenden vorauszusehen. Warum aber diese Wiederkehr stattfindet, muß dem Menschen unverständlich bleiben, weil es seinem eigenen Wesen widerspricht. So entsteht eine Gottesgestalt, der man nicht nachfühlen kann, auf deren Handlungen man sich aber ihrem äußeren Geschehen nach mehr oder weniger sicher verlassen kann, wenn man ihre systematisch erforschten Gesetzmäßigkeiten gelernt hat. Neben der Gottheit bildet sich dadurch der Kreis der Wissenden heraus, der Priester, die, da sie das Tun der Gottheit voraussagen, in den Ruf kommen, daß sie deren Willen beeinflussen können. Wie man dieser Gottheit innerlich fernsteht, äußerlich aber festlegen kann, was sie tun wird, so gewinnt dann mit einer gewissen Notwendigkeit auch im Dienste dieser Gottheit das äußere Tun an Bedeutung gegenüber dem Geiste der inneren Zusammengehörigkeit, der Gott und Mensch im Donarglauben verband. Man sucht in eine Art Vertragsverhältnis zur Gottheit zu kommen. Wenn dessen einzelne Punkte streng beachtet werden, dann tritt auch die gewünschte Gegenwirkung vom Gotte aus ein. Der Ritus rückt an entscheidende Stelle.

Dieser aus der Erscheinungsweise der Gestirne folgende Gegensatz zum Sturmgott scheint mir nun seinen klaren Ausdruck zu finden im Nerthusdienst, wie ihn uns Tacitus schildert. Alljährlich zu einer *bestimmten* Zeit kommt die Gottheit im verhüllten Wagen durch das Land gezogen; nur Priester

Digitized by Google

und Todgeweihte wissen um das Geheimnis; denn die Diener, die den Wagen im heiligen Haine wieder reinigen, werden im heiligen See ertränkt. Nerthus oder Njördr erscheint bals als Mann, bald als Frau, ein weiteres Zeichen für seine Farblosigkeit als Person. Was er ist, weiß man nicht, nur was er tun wird, nämlich durch sein Kommen die Erde fruchtbar machen. Das aber wiederholt sich alljährlich. Kam Donar mit Sturmesbrausen, so kommt Nerthus als Friedensbringer, aber unheimlich steht dahinter das Menschenopfer, das diese Gottheit im Gegensatze zu Donar fordert.

Ich halte beide Gestalten in der naiven Seele für unvereinbar. Dasselbe Volk, das aus seinem Wesen heraus zu einer Gottesgestalt wie Donar kommt, kann unmöglich aus der gleichen Seele heraus zu Nerthus gelangt sein. Das haben wohl auch die Germanen empfunden, als sie längst die Verquickung der beiden Widersprüche gewohnt geworden waren. In der Sage vom Kampf der Asen und der Wanen scheint sich diese Erinnerung noch widerzuspiegeln. Donar, der Asa-Thor, wird in den Kreis der Asen gerechnet, Njördr in den der Wanen. Der Kampf zwischen beiden Kreisen endigt mit einem Friedensschluß, der durch Geiseln bekräftigt wird. Man kann den religionsgeschichtlichen Vorgang, den ich vermute, mythisch kaum treffender ausdrücken. Das schwer entwirrbare Gerank der späten germanischen Göttersagen ist eine Verflechtung von Sturm- und Sternengottheiten, und die widersprechenden Blüten, die oft dicht nebeneinander sitzen, werden uns erst verständlich, wenn wir den Ranken bis zu ihrer Wurzel folgen. Diese Wurzeln können nicht im gleichen Volk gelegen haben. Die eine muß von fremd her eingeführt sein. Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß dies die Wanen sind. Naturwissenschaftlich möchte ich das folgendermaßen begründen: Der Wanendienst setzt einen deutlichen Einfluß der Gestirne auf das Menschenleben voraus, d. h. eine starke Abhängigkeit des Wetters vom Kalender. In unserem Klima beschränkt sich diese Abhängigkeit auf den jährlichen Wechsel von Sommer und Winter, aber in jeder einzelnen Jahreszeit kommt in einem Jahre dies, im andern jenes Wetter vor. Anders im asiatischen Monsunklima. Da dreht sich das ganze Leben der Menschen um den Eintritt der Regenzeit, und wenn auch der Regen im einen Jahre reichlicher fällt als im andern, so ist doch die Zeit seines Eintretens eng begrenzt. Hier liegt die gegebene Quelle für die Entstehung eines Gestirndienstes, bezw. für einen Dienst wie den der Nerthus, während im Klima Deutschlands das ungleiche Wetter, das immer verschieden aussah und doch alljährlich im Durchschnitt die Menschen nährte, die gegebene Grundlage war, um eine Gottesgestalt entstehen zu lassen, deren einzelne Handlungen unberechenbar waren, deren Grundcharakter aber die Treue gegen die Menschen blieb.

Die Grundfrage der Priesterweisheit, die sich an den Sternendienst knüpfte, wäre danach die gewesen: Woran erkennt man das Kommen der sehnsüchtig erwarteten Regenzeit? Diese Zeit war es, in der die Gottheit zu den Menschen kam. Dann sproßte alles auf, aber nur für kurze Zeit, um bald wieder in Dürre zu versinken. Die Gottheit ließ die Menschen wieder allein. Es lag nahe, die Regenzeit mit einer Ehe zwischen Gottheit und irdischer Lebenskraft zu vergleichen, durch die die Erde fruchtbar wurde. So steht der Sage vom Riesenkampfe Donars die immer wieder anders eingekleidete Erzählung von der Gewinnung der Braut gegenüber als typisch für den Gestirnsglauben. Die Umstände, unter denen diese Braut gewonnen wird, sind dem Wissen der Sternkundigen entnommen, das immer reicher wurde, immer weniger von den Laien verstanden wurde. So gingen diese

Digitized by Google

Sagen von Mund zu Mund ohne tieferes Verständnis des mythischen Sinnes und wurden bei uns zum Märchen oder auch zur Heldensage, mit einem tüchtigen Einschlag von Sturmgötterblut in der Sage von Siegfried, der die Braut erringt, aber dann ermordet wird. Aus dem Südosten muß aus klimatischen Gründen der Sternenglaube gekommen sein, und ich möchte den Vorgeschichtsforschern die Vermutung unterbreiten, daß die Lausitzer Kultur ihn uns brachte, die ihre Toten verbrannte, aber ihnen das Vogelsymbol mit ins Grab gab als Sinnbild des Mondes, der dadurch, daß er in der Sonnenglut verbrannt wird, neues Leben gewinnt wie der Vogel Phönix.

Kirchengeschichtlich sind Asen und Wanen verdrängt worden durch mythische Vorstellungen, die die christliche Kirche nach ihrer eigenen Überlieferung aus der Gestalt eines jüdischen Stammesgottes abgeleitet hat, also aus ganz anderer Quelle. Aber für den wirklichen Glauben des lebenden Deutschen ist es doch vielleicht auch heute noch das eigentlich Kennzeichnende, ob er seinen Gott mehr als Sternengott oder Sturmgott denkt, ob er sich vorsorglich in ein Verhältnis zu ihm setzt, das ihm ein günstiges Verhalten der Gottheit gewährleistet, oder ob er ihm dient im Bewußtsein der Mitverantwortung dafür, daß das Reich des Guten komme.

Digitized by Google

Thors Bergung.

Von Wolfgang Schultz.

1. Die grundlegende Fassung (a) gab Snorri nach einer eddischen Dichtung, die sich durch die Skalden (b) bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt.

a) Skáldskaparmál 18 (Die jüngere Edda, übertragen von Neckel und Niedner, Jena 1925 = Thule II 20, S. 151f.): Loki hat sich verpflichtet, dem Geirrǫd den Þōr ohne Hammer und Kraftgürtel zu bringen. Þōrr kehrt aber vorher bei der Riesin Gríðr ein, und die leiht ihm Kraftgürtel und Eisenhandschuhe aus ihrem eigenen Besitze und ihren Stab, den Gríðarvǫlr (‚Stab der Gríð'). Von ihr gelangt Þōrr zum Flusse Wimur. Er umgürtet sich und stemmt den Stab der Gríð stromabwärts ein, während sich Loki an dem Gürtel festhält. Da schwillt der Strom, und als Þōrr in der Mitte ist, bricht sich das Wasser an seinen Schultern. Er sieht stromaufwärts in einer Schlucht Geirrǫds Tochter Gjǫlp auf beiden Flußufern stehen und das Anschwellen des Stromes verursachen. Er nimmt aus dem Flußbette einen großen Stein auf, wirft ihn nach ihr und spricht dazu: An der Quelle staut man, was quillt! Er trifft, und (der Strom läßt nach)[1]). Er bekommt eine Bergesche zu fassen und steigt so aus dem Wasser. Daher die Redensart: Die Bergesche ist Þōrs Bergung.

Snorri schreibt seine Edda um 1220. Die bei ihm eingelegten (hier im Auszuge weggelassenen) Vísur zeigen, daß ihm eine ältere eddische Dichtung vorlag. Ihr Inhalt war schon dem Skalden Ulf Uggason bekannt, denn in seiner 987 vorgetragenen Húsdrápa verwendete er die Kenning ‚Wimurfurts Widgymnir' (Viðgymnir Vimrar vaðs) für Þōrr. Auf etwa dieselbe Zeit führt auch die folgende skaldische Fassung.

b) Eilífr Goðrúnarson (Ende des 10. Jahrh.) in Skáldskaparmál 18 (= Jüngere Edda, a. a. O., S. 153—160): Loki veranlaßt zwar die Fahrt (v. 73), aber nicht er sondern Þjálfi begleitet den Þōr (v. 74). Es ist von Strömen der Riesin die Rede, die sie durchschreiten, aber es ist damit wohl nur der eine Fluß (Wimur) gemeint; er ist eiskalt (v. 77), sturmgepeitscht und führt Felsblöcke mit sich (v. 78). Der Wurf nach der ‚Quelle' der Riesin ist nicht herausgearbeitet. Auch der rettende Baum fehlt. Der Dichter spielt auf den Blutstrom aus Þorns Nacken an (v. 79) und vergleicht also die Flut, die der Riese Bergelmir überstehen mußte (Vafþrúðnismál 35), mit dem Anwachsen des Wimur, das Þōrr überstehen muß. Þjálfi hing in der Luft an Þōrs Schildriemen (skaunar a seil, v. 81). Es befremdet, daß Þōrr mit einem Schilde ausgerüstet ist, den er sonst nirgends, auch gegen Hrungnir nicht, führt. Wir werden darauf zurückkommen.

[1]) Wörtlich: Er verfehlte sein Ziel nicht. Im selben Augenblicke sah er sich am Lande, bekam eine Bergesche zu fassen und stieg so aus dem Wasser. — Das ist in sich uneben, fast widerspruchsvoll. Der in Klammern gegebene Gedanke fehlt ersichtlich.

Digitized by Google

Wie alt ist nun der Stoff? Wir nähern uns der Antwort durch Betrachtung zweier älterer Entlehnungen, einer estnischen (2) und einer keltischen (3), die eine ältere Sagenform erschließen lassen und bis etwa zum Beginne des 8. Jahrhunderts zurückführen.

2. Kalewipoeg (verdeutscht von C. Reinthal, Dorpat 1857) XV, 386—446: Kalewipoeg hat sich zum Schlafe hingelegt. Da fühlt er erwachend Nässe und entdeckt alsbald die Quelle. Una de magicis virginibus, filia magi ventorum, conquiescebat in montibus gignebatque ex se undam calidam. Altero pede in hoc jugo, altero virgo stabat in illo. Da ergreift Kalewipoeg von ungefähr einen Stein und schleudert ihn in den Mittelpunkt der Quelle. In ipsum os crinitum fertur obseransque sic ostia tamquam obturamentum clausit canales. Vergeblich ruft die Getroffene nach Hülfe, sie stirbt und ihr Leib zerfällt. Sola pars media corporis amnem gignentis . . . exstat etiam hodie . . . E nigra saxi rima aquarum venae prodeunt. Nach vollbrachter Tat schläft Kalewipoeg wieder ein.

Der Mythos ist zur Ortssage geworden und an eine Gesteinsbildung geheftet, das Durchwaten des Stromes, der Zweck der Reise, fehlen. So gibt sich das Esthnische als entlehnt zu erkennen. Dennoch ist es wertvoll, denn es setzt eine Form der Sage voraus, die älter ist als die bei Snorri und Eilif. In der eddischen Dichtung geht Gjǫlp an Þórs Steinwurfe noch nicht zugrunde, erst später im Geißenhause. Nach dem Esthnischen aber wird man auf eine einfachere Fassung schließen, nach der Þórr es bloß mit der einen Riesin zu tun hat, der er mit dem Steinwurfe das Rückgrat bricht. Sie wird zu Stein wie Hrímgerðr, nur daß den Hati, ihren Vater, Helgi schon vorher tötete (Hhjǫrv. 30; vgl. 24).

Esthen, Finnen, Lappen haben auch die Geschichte von Þórs Hammerverluste entlehnt (vgl. K. Krohn, Skandinavisk Mythologi, Helsingfors 1922; sein Schluß auf christliche Vorlage ist unmöglich). Es ist kaum anzunehmen, daß diese Entlehnungen erst über Island erfolgten; sie gehören einer Schichte an, die vor der Besiedlung Islands liegt.

3. Schluß der Fassung A von Mesca Ulad (‚Trunkenheit der Ulter'), die R. Thurneysen, Die irische Helden- und Königssage, Halle 1921, S. 473 ihrer Sprache nach den älteren Sagentexten freieren Stiles zuweist, die man wohl noch für das Ende des 8. Jahrhunderts ansetzen darf (ebenda S. 449): Die Ulter haben sich unter Cūchulains Führung trunken nach Temair Lochra verirrt, wo Crumþann Niaþ-Náir[1]) von Erainn sie in seinem Eichenhause aufnimmt, das nach der jüngeren Fassung ein Eisenhaus ist und in Glut gesetzt wird. Aber sie sprengen das Haus und erschlagen die Erainn, von denen nur ein Drittel entkommt, darunter Crumþann. Auf seiner Flucht begegnet dem Crumþann seine Ziehmutter, das Spruchweib Richis, und verheißt ihm Rache. Sie holen den Cūchulainn an einer Furt ein. Dort hebt Richis ihr Gewand hoch, so daß Cūchulainn vor Scham die Stirne in den Erdboden verbirgt, und Crumþann greift ihn an. Vergeblich warnt Læg, der Wagenlenker des Cūchulainn, seinen Herrn; so lang Richis so dasteht, will er sich nicht erheben. Da schleudert ihr Læg einen Stein ins Glied, daß sie mit zerschmettertem Rücken tot zusammensinkt. Jetzt erst steht Cūchulainn auf und schlägt dem Crumþann den Kopf ab.

[1]) ‚Enkel der Schande', d. h. eines Inzestes. Die zeitliche Festlegung des „historischen" Crumþann durch die irischen Synchronisten auf 8 vor Chr. werden wir schwerlich ernst nehmen dürfen, wenn auch schon Strabon und Spätere die betreffenden Sitten für Britannien bezeugen.

Digitized by Google

Entlehnt haben ersichtlich die Iren. Cūchulainn ist zu Wagen, während þōrr watet. Aber auf der Fahrt zu Utgarða-Loki läßt þōrr seinen Wagen bei dem Bauern (Gylfaginning 45). Der Wagenlenker Læg entspricht dem Loki, der auch bei þōrs Heimfahrt von Hymir sich am Wagen betätigt (Hymiskviða 38). Übrigens gehört der Kampfwagen mit dem Grauen und Rappen und dem Lenker Læg zu Cūchulains üblicher Ausrüstung (Thurneysen S. 91). Das Irische kam der Entlehnung auch dadurch entgegen, daß Cūchulainn den Gæ Bulga, die wunderbare Waffe, führt. Im übrigen ist viel verkümmert. Die Furt erfüllt keinen Zweck mehr, der Strom schwillt nicht an, von Richis geht nichts aus als eine moralische Wirkung. So ist es auch zwecklos geworden, daß der Wurf sie ins Glied treffen muß. Aber das Zerschmettern des Rückens ist geblieben und erfolgt wie auf der aus Kalewipoeg erschlossenen, voreddischen Stufe. Da Helgi den Hati vor Hrīmgerð tötet (s. o.), ist zu beachten, daß in Mesca Ulad dem Auftritte an der Furt der Kampf im Eichenhause vorangeht. Cūchulainn reißt, um sich und den Seinen Luft zu machen, das Dach im ‚Heldenlachssprung' mit sich, dann sprengt er die Türe mit einem Fußtritte und mit einem zweiten den Türrahmen, endlich stülpen die Ulter das Haus um. Das erinnert an die Aufnahme bei Geirrøð im Geißenhause und daran, wie die Töchter Geirrøðs den þōr auf dem Stuhle zum Dache emporheben, bis er sich mit dem Stabe der Grīð gegen die Dachsparren stemmt und den beiden Riesinnen den Rücken bricht. Zwei Abenteuer mit den Töchtern (Steinwurf, nach der einen, Brechen des Rückgrats — jetzt bei beiden), die im Grunde übrigens doch bloß einer sind, bereiten gut auf den Kampfe mit dem Riesen vor; liegt aber dieser Kampf voran, dann genügt um so leichterdaseine Abenteuer mit der einen Riesentochter. Ist das Eisenhaus der späteren Fassung ursprünglich ein Eichenhaus, so stünde ein Brand der Halle wieder Nordischem nahe; übrigens scheint es, daß bei Geirrøð alles von Eisen ist. Daß Crumhann entrinnt und erst bei der Furt mit Richis erledigt wird, war für den Iren, der das Weib nicht als angemessenen Gegner seines Helden empfand, das Gegebene. Was bei Snorri am Anfange des Geirrøð-Abenteuers steht, gehört, von der frühen keltischen Lehnform aus gesehen, ans Ende — die Heimkehr þōrs, der auch noch die übriggebliebene, verfolgende Gjolp vernichtet.

Der Stoff klingt im Irischen auch sonst an. In der Tāin bō Cualnge (Thurneysen S. 214—216) veranlaßt Cūchulainn eine Flucht seiner Feinde, und die Königin Medb deckt diese Flucht. Da muß sie ihren blutigen Harn lassen, der 3 Mühlgräben aufwühlt. Cūchulainn hätte sie dabei erschlagen können, will aber keine Frau töten (vgl. Thurneysen S. 350). Eine andere Stelle der Tāin (ebenda S. 144—148) handelt in vielfachen Abwandlungen davon, daß Medb, vor Cūchulainn fliehend oder den ausgebrochenen Stier verfolgend, einen oder mehrere Bäche überschreiten will, die alle gegen ihr Heer anschwellen; schließlich muß sie durch den Berg hindurch, in den man zu diesem Zwecke eine Schlucht eingräbt (vgl. die 3 Mühlgräben!).

Der Kampf des Cūchulainn an der Furt ist ein Hauptgegenstand der Tāin; Cūchulainn besteht an der Furt viele Gegner, einmal auch die Morrigān, die ihn in mehrfacher Verwandlung (Aal, Wölfin, Kuh) anfällt. Er beschädigt sie jedesmal, aber dagegen, daß sie ihm je einen Trunk von ihrer Kuh gewährt, wird sie später wieder heil (vgl. Thurneysen, S. 309 ff.). Man könnte daran denken, wie Achelōios (vgl. 4a) sein abgebrochenes Horn von Hēraklēs gegen das Horn der Ziege Amaltheia eintauscht.

Ein besonderer Zug ist Cūchulainns Schamhaftigkeit und das Verhalten der Richis. Das sind Umänderungen, die in der Richtung einer stark abweichenden Sage von Cūchulainn (Thurneysen S. 138f.) liegen[1]). Die aufgehobenen Kleider erscheinen auch in

[1]) Bereits H. Zimmer, Der kulturgeschichtliche Hintergrund in den Erzählungen der alten irischen Heldensage, Berliner Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse IX (1911) 174—227 hat S. 207f. auf sie hingewiesen, E. Kornemann, Die Stellung der Frau in der vorgriechischen Mittelmeerkultur (Orient und Antike Nr. 4), Heidelberg 1927, S. 26ff. den Gegenstand in einem weiteren Zusammenhange behandelt.

Digitized by Google

der Entscheidungsschlacht des Kyros gegen die Mēder (Trogus Justinus I 6, 13ff.; vgl. 5a) und in der (zumindest lykisch beeinflußten) Sage von Bellerophontēs (Plutarchos, De virtute mulierum 9, S. 248 B), der selbst eine Art Flut herbeibringt, die die Weiber mit ihm zugleich zurückscheuchen. Cūchulainn wird, als er vor den Weibern den Blick niederschlägt, ergriffen und in bereitgestellten Wasserfässern abgekühlt. Es ist anzunehmen, daß dieser Auftritt in seinem Grundbestande recht alt ist und auf Mesca Ulad eingewirkt hat [1]).

Ein Blick auf diese Verhältnisse der in wirren Linien durcheinanderwogenden irischen Sagen war nötig, weil Mesca Ulad, wenn entlehnt, das uns beschäftigende Abenteuer Þōrs in der erschlossenen älteren Form bereits für das 8. Jahrhundert anzusetzen gestattet, was den schon aus dem Esthnischen gezogenen Schluß bestätigt. Es fällt auf, daß im Esthnischen und Irischen der Baum fehlt. Daß er auch bei Eilif fehlt, wird man nicht betonen dürfen, weil der Skaldenstil Schilderungen erschwert; auch der Steinwurf kommt bei Eilif zu kurz. In den Lehnformen aber ist mit Verkümmerung auch in diesem Zuge zu rechnen. Daß der Baum alt ist, wird sich aus den entsprechenden, viel älteren griechischen (4 a—c) und iranischen (5 a, b) Fassungen ergeben.

4. Die griechischen Fassungen knüpfen an den Kampf des Hēraklēs mit Achelōios an, den wir sonst erst aus den Trachinierinnen (v. 9ff., 510ff.) des Sophoklēs (um 400 v. Chr.) kennen, die auf das Epos *Οἰχαλίας ἅλωσις* zurückgehen. Sie sind dieser der Zeit nach späteren, inhaltlich wohl altertümlicheren Fassung gegenüber erweitert durch das feindliche Eingreifen der Hēra (a, b) und das Hinzutreten des rettenden Baumes (a, c). Aus dem Kampfe mit dem ‚Wassermann' um die Braut (Dēianeira) wird ein Sprung in den Strom und eine Flucht aus ihm (a), eine Seefahrt (b) oder eine Rettung aus den ‚Symplegaden' (c: Skylla und Charybdis). Das Bild des Durchquerens des Stromes (Meeres) liegt in allen drei Fassungen zugrunde, der Gedanke an anschließende Prüfungen oder Irrfahrten tritt hinzu (b, c).

a) Ilias XXI 1—384: Achilleus verfolgt die Trōer bis zur Furt des Skamandros und füllt dessen Strombett mit Leichen. Trotz des Einspruches des Stromes fährt er damit fort und springt vom steilen Ufer in ihn hinab. Da schwillt Skamandros an, wirft gleich einem Stiere brüllend die Leichen aus, ergießt sich in den Schild des Achilleus, und der Held verliert den Boden unter den Füßen. Achilleus sucht, sich an einer mächtigen Ulme zu halten, aber entwurzelt stürzt sie nieder, das Ufer zerklüftend. Jedoch ihr dichtes Wipfelgeäste hemmt den Strom und der längshingefallene Stamm wird dem Achilleus zur Brücke. Er schwingt sich an Land und verlegt sich aufs Laufen. Der Strom verfolgt ihn. Da betet er zu den Göttern um Hilfe. Poseidaōn und Athēnē fassen ihn tröstend an der Hand, freilich nur, um sogleich zum Olympos zu entschwinden, während Skamandros ihn weiter verfolgt und sogar den benachbarten Simoeis zu Hilfe ruft, allerdings ohne daß dieser antwortet oder erkennbar eingriffe. Da wird endlich Hēra besorgt und ruft den Hephaistos herbei. Er setzt die Flur in Flammen, Hēra entfesselt die Winde, der Skamandros beginnt zu kochen, bleibt stehen und bittet um Gnade.

---

[1]) Die Ähnlichkeiten des Zusammenhanges, in dem Cūchulainns Beschämung durch die Weiber jetzt steht, mit Mesca Ulad wird man nicht überschätzen dürfen. Einfluß von Mesca Ulad A auf die vorliegende Fassung in der Tāin ist ebenfalls wahrscheinlich. Immerhin sei verzeichnet, daß Cūchulainn vor der Beschämung die Söhne der Nechta Scēne an einer Furt erschlagen, ja einem davon mit einer Lanze das Rückgrat zerschmettert hat. Vor der nachstürmenden Nechta entflieht er; von einem Kampfe mit ihr ist nicht die Rede. Dann erbeutet er einen wilden Hirsch und ein Dutzend Schwäne. Sein zornwütiges Eintreffen in Emainn sagt das Spruchweib Leoborchan an (vgl. meine Besprechung von Thurneysens Buche in Zeitschrift für kelt. Philol. 1922, XIV, 301).

Digitized by Google

Sie wird ihm gewährt. Wie Achilleus dem Aufruhre der Elemente entrinnt, beschäftigt den Dichter nicht.

Die Ilias denkt sich D. Mülder, Die Ilias und ihre Quellen, Berlin 1910, S. 350, nicht vor dem letzten Viertel des 7. Jahrhunderts v. Chr. gedichtet; E. Bethe, Die Sage vom troischen Kriege (Homer III), Leipzig 1927, S. III will sogar, daß die Ilias nicht vor 600 als einheitliches Kunstwerk komponiert ist. Als Vorlagen kommen nicht Lieder, sondern ältere epische Dichtungen in Frage, die der Dichter durch ‚Quellenhinweise' kenntlich zu machen pflegt (Mülder, S. 39ff.). Den Kampf mit dem Strome hat Mülder S. 230ff. behandelt. Der ‚Quellenhinweis' liegt in v. 190—199: Achilleus rühmt sich, um eben so viel stärker zu sein wie sein Gegner, wie Zeus stärker ist als Achelōios — der Gegner des Hēraklēs. Nur hier wird Achilleus ohne Namensnennung als ‚der Zeusentsprossene' eingeführt (v. 17), ja er bezeichnet sich als ‚Sohn des Zeus' (v. 184ff.). Auf Achilleus paßt es nicht, aber auf Hēraklēs. Soweit D. Mülder, der auch die Arbeitsweise des Dichters behandelt hat. Auf dieser Grundlage ergibt sich die Frage nach der Rolle der Hēra in der Vorlage. In der Ilias ist sie dem Achilleus hilfreich, in der Hēraklēsdichtung muß sie dem Hēraklēs (Achilleus) feindlich gewesen sein. Den Beweis erbringt b.

Es ist jedoch damit zu rechnen, daß Achilleus selbst schon näher zu Achelōios gehören mochte. Achelōios verwandelt sich vor Hēraklēs ähnlich wie Thetis vor Pēleus. Der Name Achelōios klingt an den des Achilleus an. Auch der Acherōn wird in diese Gruppe gehören. Der Achelōios ist Urstrom, alles andere Gewässer geht von ihm aus. In der Ilias ist der Skamandros für ihn eingesetzt, um den Auftritt troisch zu machen.

b) Aus Ilias XIV 249—269, XV 13—33 und dem größeren Zusammenhange[1]) von XIV 153—XV 77 ergibt sich: Als Hēraklēs Ilios zerstört hat und heimschifft, versucht Hēra, den Zeus von der Fürsorge um seinen ihr verhaßten Sohn abzulenken und Spielraum zu gewinnen, um ihm zu schaden. Sie bringt den Gott des Schlafes auf ihre Seite, läßt sich von Aphroditē Liebeszauber verleihen und naht dem Zeus auf dem Olympos, von wo er die Geschicke der Welt lenkt und über die Heimkehr des Hēraklēs wacht. Von ihrem Reize verlockt vollzieht er mit ihr das Beilager und schläft ein. Das benützt nun Hēra, den Boreas wider Hēraklēs zu entsenden, der ihn in höchste Seenot bringt, die ihn nach der Insel Kōs verschlägt. Aber da erwacht Zeus, kommt dem Hēraklēs zu Hilfe und führt ihn nach schweren Kämpfen und Leiden wieder nach Argos zurück. Die Hēra bestraft er hart. Den Gott des Schlafes schützt vor ihm die Nacht.

Die ursprüngliche Dichtung war natürlich reicher an Zügen als das, was der Ilias über sie noch zu entnehmen ist (vgl. Mülder S. 125—144). Namentlich über die Seenot des Hēraklēs erfahren wir aus den ‚Quellenhinweisen' zu wenig. Es ist durchaus möglich, daß der rettende Baum in ungefähr derselben Art vorkam, wie in a und c. Hēra als Erregerin des Sturmes bestätigt unseren Schluß (a) auf Hēra als Verursacherin des Anschwellens des Skamandros. Die Winde entsendet sie auch in c, freilich zu anderem Zwecke. Daß Hēra einen Fluß erzeugt, kommt auch sonst vor (Ps. Eratosthenēs, Catasterismi 44). Hermēs legt ihr den Hēraklēs an die Brust; als sie das merkt, schleudert sie das Kind weg und die Milch bildet die Milchstraße. Dazu wird man stellen müssen, daß Hēraklēs sie an der rechten Brust

[1]) G. Neckel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder, Dortmund 1920, S. 200ff. hat versucht, die Διὸς ἀπάτη als thrakisch anzusetzen. Ich gedenke, demnächst an anderem Orte zu zeigen, daß das nicht möglich ist. Die bisherigen Ergebnisse der Homerkritik führen eher auf boiotisch-argivische Herkunft.

Digitized by Google

mit seinem Pfeile verwundet (Ilias V 392ff). Schon die alte Dichtung kannte also den Schuß des Hēraklēs auf Hēra, und zwar gerade an die Stelle ihres Leibes, von der offenbar das Anwachsen des Stromes ausging.

Da Hēraklēs nach Kōs verschlagen wird, wo Hēraklēs-Kult und der Brauch des Bräutigams in Weiberkleidern (M. P. Nilsson, Griechische Feste, S. 451ff.) bezeugt und ältere karische Vorbevölkerung mit Mutterrecht anzusetzen ist (E. Kornemann, a. a. O., S. 25), wird mit entsprechenden Einschlägen zu rechnen sein.

c) Odysseia XII 403—449: Auf der Fahrt von Thrinakia wird Odysseus, weil seine Gefährten von den Kühen des Hēlios gegessen haben, schiffbrüchig, und der Süd treibt ihn auf einem aus Kiel und Mast seines Schiffes mit Hilfe eines Taues hergerichteten Notfahrzeuge zu Skylla und Charybdis zurück. Eben schlürft die Charybdis das Wasser ein, da ergreift er, um nicht in sie hinabgezogen zu werden, den Ast eines Feigenbaumes, der über das Wasser ragt, und wartet, an dem Baume hangend, bis die Charybdis sein Fahrzeug wieder von sich gibt. Er läßt sich auf das Fahrzeug fallen und entrinnt auch der Skylla, die ihn nicht bemerkt. Nach 9 Nächten landet er auf Ogygia bei Kalypsō.

Die Odysseia werden wir etwa ein Jahrhundert später als die Ilias ansetzen müssen. Sie enthält den Zug bloß mehr abgeblaßt. Jetzt ist es so, als ginge den Odysseus der Sturm des Zeus, den Hēlios erbeten hat, nur mittelbar an. Aber in einem sehr ähnlichen Falle von Seenot, der gleich folgt, ist Odysseus selbst das Ziel. Auf der Fahrt von Kalypsō weg erspäht ihn Poseidaōn, erregt den Sturm und zerschmettert sein Schiff. Auch diesmal reitet Odysseus auf einem der Hölzer (V 371) und rettet sich (mit dem Schleier der Leukothea) schwimmend: der Nord bläst ihn zu den Phaiaken. Man sieht wie Poseidaōn und Zeus (Hēlios) für Hēra, Odysseus für Hēraklēs stehen. Wie Hēraklēs nach vielen Leiden und Mühen nach Argos, kehrt Odysseus nach langen Irrfahrten nach Ithaka heim. Bei Odysseus werden sie uns erzählt, bei Hēraklēs fehlen sie. Dafür haben wir seine 12 Arbeiten, zu denen er immer von Neuem auszieht und die zum Teil selbst schon weite, reicher gegliederte Fahrten sind (vgl. z. B. die Nekyja).

Der Gesamteindruck von den griechischen Fassungen ist, daß der uns beschäftigende Zug in ihnen mit dem Einsetzen der Kunstdichtung bereits verklingt, daß er gleichsam bloß am Rande des zur Aufzeichnung Gelangten auftaucht.

5. Bei den iranischen Fassungen müssen wir, da das heimische Schrifttum zum größten Teile verloren ist, mit seiner Spiegelung in abgeleiteten Quellen arbeiten.

a) Hērodotos (425 v. Chr.) I 107, 108: Astyagēs träumt, daß seine Tochter Mandanē so viel harnt, daß die ganze Stadt davon erfüllt und ganz Asien überschwemmt wird. Wie die Mager den Traum auslegten, wird nicht genauer gesagt, aber ihre Auslegung bestimmt ihn, die Mandanē dem nicht ebenbürtigen Perser zur Frau zu geben. Danach träumt er, daß aus dem Schoße der Mandanē ein Weinstock wächst, der ganz Asien überschattet. Die Mager deuten das auf ihren Sohn, der an Stelle des Astyagēs König werden wird.

Der einheitliche Vorgang, den wir verfolgen, erscheint in der persischen Reichsgründersage (Kyros-Sage) bei Hērodotos in zwei, einander ergänzende Traumbilder zerlegt. Danach liegt es nahe, daß die 1. Traumdeutung bloß das Unheil (Flut), die zweite, schon bestimmter, den neuen Herrscher als Befreier von dem alten, bösen, und als die Rettung aus dem

Digitized by Google

Unheile vorausſagte[1]). Auch ſonſt tilgt die Flut das Geſchlecht der Sünde hinweg, wirkt reinigend. Der Glaube an die reinigende Kraft des Harnes im Aveſta und die reinigenden Flüſſe (‚Jordane') der Mandäer werden von den Mandavölkern und der nach ihnen benannten Mandane nicht zu trennen ſein.

b) J̌ānšāhs Geſchichte in Tauſend und einer Nacht (überſetzt von M. Henning, Reclam, Leipzig) IX 104—107: J̌ānšāh gelangt von den Affen weg nach Verluſt faſt aller Gefährten durch das Ameiſental zu einem Strome, in den er ſpringt, um ſeinen Verfolgern zu entrinnen. Aber die Strömung iſt ſo reißend, daß ſie ihn ebenſo zu zerreißen droht, wie ſie es mit ſeinem letzten, ihm gefolgten Begleiter tatſächlich tut. Er aber rettet ſich, indem er den Zweig eines Baumes erfaßt, der am anderen Ufer ſteht, und ſich ſo aus der ſcharfen Strömung zieht. Bald darauf erreicht er den Sabbath-Strom, der vor der Stadt der Juden vorbeifließt. Dieſer Strom fließt ſo ſchnell, daß er die Augen blendet, aber jeden Sabbath verſiegt er. Das wartet J̌ānšāh ab, worauf er das Flußbett durchſchreitet und die Stadt zu weiteren Abenteuern betritt.

Die Erzählungen in 1001 Nacht ſtammen zum großen Teile aus perſiſcher Überlieferung und gehen gelegentlich bis auf Pahlaviwerke zurück. Die Geſchichte von J̌ānšāh ſteht den durch jüdiſche Kreiſe vermittelten Abenteuern des Bulūqjā (vgl. J. Horovitz in ZDMG. 1901, LV 519—525) und den Reiſen Sindbad des Seefahrers nahe, in denen ſich auch ſonſt zahlreiche Anklänge an die Odyſſeia finden (vgl. meine Nachweiſe in OLZ. 1911, Sp. 353f. und 1918, Sp. 231f.). Daß ſie aus ihr entlehnt wären, iſt nach Lage der Dinge ausgeſchloſſen.

Offenbar iſt der Sabbathſtrom bei J̌ānšāh eine Doppelung des erſten Stromes mit dem Baume. Schon das Kyriakosgebet (5. Jahrh. n. Chr.) kennt den aus dem Urgrunde quellenden, nur jeden Sabbath überſchreitbaren Sandſtrom vor *Λιμνοθάλασσα*-Wüſtenbabylon, wo der König der Schlangen hauſt (R. Reitzenſtein, Das iraniſche Erlöſungsmyſterium, Bonn 1921, S. 77 ff.). Dieſem entſpricht im rechten Ginza V 3 (Lidzbarski S. 189 f.) der Karafiun, deſſen Mund ſich vor dem Manne vollendeter Gerechtigkeit zur Dichte eines Ameiſenſpältchens ſchließt. Öffnet der Drache in *Λιμνοθάλασσα* ſein Maul, ſo fängt er durch 7 Tage den Jordan auf. Man denke an die einſchlürfende Chimaira, bei der des Grundes ſchwärzlicher Sand ſichtbar wird (Odyſſeia XII 242f.).

6. Ergebniſſe werden über den hier erarbeiteten Tatbeſtand[2]) hinaus mit der Zeit wohl zu gewinnen ſein; einige Richtlinien, die ſich mir bereits zeigten, verſuche ich anzudeuten.

Daß bei Saxo Þōrkels Fahrt zu Útgarða-Loki und Geirrǫð zum Teil an die Odyſſeia anklingt (P. Herrmann, Saxo II: Kommentar, Leipzig 1922, S. 583 u. 590), kann den Weg einer Entlehnung der die Waſſernot verurſachenden Rieſin oder Göttin und des rettenden Baumes nach dem Norden

[1]) Daß die Flut vom ‚Backofen' (= vulva) des Weibes ausgeht, erzählt das arabiſche Fragment des Hippolytos zum Targum Geneſis VII 6 (überſetzt von Bonwetſch-Achelis, Bd. 1 der griechiſch-chriſtlichen Schriftſteller). Man vergleiche auch das Brotebacken bei U'Tnapištim.

[2]) Bisher hat man bloß die eſthniſche Faſſung gelegentlich herangezogen (z. B. E. Stucken, Aſtralmythen IV, Leipzig 1901, S. 263f.). F. R. Schröder, Thor im Dimurfluß, Braunes Beitr. 1927, LI, 35—40 berückſichtigt auch ſie nicht, und das von ihm verglichene Ägyptiſche gehört nicht herzu, da es ſich um das Löſchen eines Brandes und eine ganz andere Lage handelt.

Digitized by Google

nicht weisen. In der Odyssēia fehlt ja Hēra als Verursacherin, und in der Ilias wird der Zusammenhang erst durch die Quellenkritik klar. Der literarische oder gelehrte Weg scheidet damit aus. Eine Beeinflussung solcher Art könnte auch nicht so leicht bis ins 8. Jahrh. hinaufreichen.

So bleiben die nichtliterarischen Wege. Man könnte z. B. an das Vorkommen des Polyphemos-Abenteuers in den Fornaldar-Sǫgur denken. „Uralte gemeinsame Überlieferung", wie P. Herrmann S. 590f. (dort auch die Nachweise) meint, liegt da nicht vor, sondern Zustrom aus dem Osten, wie schon die 1857 von J. Grimm zusammengetragenen Belege erkennen lassen. Es handelt sich frühestens um Erwerbungen der späten Wikingerzeit; die Fornaldar-Sǫgur liegen nach Snorri.

Ein älterer Weg wäre der, auf dem sich R. Reitzenstein, Weltuntergangsvorstellungen, Upsala 1924 (SA. aus Kyrkohistorisk Årsskrift) die Zerstückung des Ymir aus Manichäischem entlehnt denkt, oder auf dem nach A. Olrik der gefesselte Riese (Loki) aus dem Kaukasos bezogen wurde. Das Stichwort ‚Mandäer' ist bei 5 a (Mandanē) und 5 b (Sabbathstrom Jordan) gefallen. Wie immer die Dinge liegen mögen: auf den religiösen Einschlag, vielleicht die religiöse Grundlage, unseres Stoffes müssen wir achten.

Der religiöse Einschlag ist bei Þōr in diesem Falle sehr deutlich. M. Olsen hat in Germanica (E. Sievers zum 75. Geburtstage), Halle 1925, S. 247 bis 257 über Kǫrmt ok Qrmt im Zusammenhange mit dem Geißenhause (Gästehause) bei Geirrǫð gehandelt, freilich ohne auf die religiöse Seite einzugehen. Aber diese ‚beiden Wannenbäder' (Kerlaugar tvær), die Þōrr durchwaten soll und die sich im Zusammenhange mit der erglühenden Asenbrücke erhitzen (Grīmnismāl 29), sind nichts wesentlich Anderes als die Giftströme, die den Schlangensaal entlang fließen (Kǫrmt ok Qrmt gemäß M. Olsens Anschauung) und von den Meineidigen durchwatet werden (Vǫluspā 39, Gylfaginning 52). Sie haben gewiß reinigende oder strafende, kurz religiöse Bedeutung. Die Frage ist, wie weit das zu Þōr gehört.

Þōrr watet auch durch die Élivāgar und trägt dabei den Aurvandil im Eisenkorbe (iārnmeiss) auf dem Rücken (Skāldskaparmāl 17). Bei Eilif verdanken wir Þōrs Schild sichtlich diesem Korbe; man gebrauchte iārnmeiss auch als Schiffsnamen (vgl. ‚Ulls Schiff'). Der Baum fehlt zwar dabei und die nordischen Fassungen rücken dadurch von den homerischen ab, daß dort der Held keinen Begleiter hat; aber Aurvandill ist der ‚Wanderer' — wie Odysseus-Herakles — und eine sehr alte Gestalt, wie auch Þōrr selbst.

Diese Bemerkungen reichen nicht aus, die eben erst aufgeworfene und umgrenzte Frage zu lösen. Aber sie können vielleicht Anlaß werden, ihr noch weitere neue Seiten abzugewinnen und dadurch an die Lösung heranzukommen. Auf jeden Fall dürften sie geeignet sein, vor verfrühten Schlüssen zu warnen.

Digitized by Google

Oddi Helgason
und die Bestimmung der Sonnwenden im alten Island.

Von Otto Sigfrid Reuter.

Mit 1 Zeichnung im Text.

Unter den wertvollen Pergamenthandschriften, welche einst Brynjolf Sveinsson, Bischof von Skalholt auf Island, der Entdecker auch der älteren Edda, um die Mitte des 17. Jahrhunderts dem dänischen Könige Friedrich III. schenkte und von Island nach Kopenhagen gelangen ließ, befand sich vermutlich auch der jetzt als „Cod. 1812, 4to der Alten Kgl. Sammlung" bezeichnete Sammelband mehrerer Handschriften aus dem 12. bis 14. Jahrhundert. Der älteste Teil dieses Bandes, Blatt 24—33, aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammend, ist 1883 unter dem Titel „Ældsta delen af Cod. 1812 4to Gml. kgl. Samling", Kopenhagen, von Ludvig Larsson buchstabengetreu abgedruckt worden. Eine Wiedergabe dieses ältesten Teils, welche sich in der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Handschrift 625 4to der Arnamagnäanischen Sammlung unter dem Titel Blanda findet, haben in den Jahren 1914 bis 1916 N. Beckman und Kr. Kålund als Rim I im 2. Teil der Sammlung Alfraeði Islenzk herausgegeben, wobei sie die Abweichungen gegen den von ihnen als L bezeichneten älteren Text des Cod. 1812 vermerkten. Durch diese Neuausgaben ist die alte Rymbegla, welche Steph. Björnsson 1780 zu Kopenhagen als Sammelband jener alten Zeitrechnungsschriften in einer für seine Zeit verdienstvollen Weise nebst lateinischer Übersetzung und einigen anderen wichtigen Beigaben veröffentlicht hatte, insbesondere in textkritischer Hinsicht überholt.

Der älteste Teil des Cod. 1812 gilt als eine der ältesten der jetzt bekannten isländischen Handschriften überhaupt und wird nach dem Urteile von Larsson nur von einer einzigen, nach Beckman von keiner anderen an Alter übertroffen. Nach des letzteren Untersuchungen haben wir in ihm eine um 1187 gefertigte Abschrift, welche letzten Endes auf eine um 1150 anzusetzende Urschrift zurückgeht; vgl. Beckman S. XCVIII, LXXX; Kålund S. CCXVI, CCX. Der Verfasser dieser mittelalterlich-kirchlichen Zeitrechnungskunde nennt als seine Quellen die schriftliche kirchliche Literatur, außerdem aber den Priester Bjarni Bergthorsson, gest. 1173, und Stiörnu-Oddi, d. i. Stern-Oddi, welche letzteren die isländische Volksrechnung vertreten sollen. Auf Bjarni mögen die Abschnitte zurückgehen, welche gegenüber der julianischen Rechnung die isländische Halbjahrsrechnung u. a. zum Gegenstande haben. Oddis Anteil dagegen ist genau abgegrenzt. Die alte Inhaltsangabe dieser Abhandlung nämlich führt als 20. Abschnitt Oddis Berechnung auf, Odda tala (Larsson S. 8; Beckman S. 6), welche inhaltlich und nach ihrer Ausdrucksweise aus

Digitized by Google

dem Rahmen der mittelalterlichen Schrift völlig herausfällt und ihrerseits wieder als inhaltlich ältester Teil dieser Abhandlung bezeichnet werden muß, wenn er auch von deren Verfasser selbst aufgenommen worden ist. Von diesen Beobachtungen und Berechnungen gehören dem Stern-Oddi sicher an: das Ansteigen der Mittagshöhen der Sonne von der Winter- bis zur Sommersonnwende, die Lage der Jahrpunkte und die Richtungen (Azimute) der Dämmerungsauf- und -untergänge ebenfalls von der Winter- bis zur Sommersonnwende. Keine dieser Beobachtungen findet in der übrigen Darstellung grundsätzliche Anwendung. Sie stehen vielmehr, ohne daß der kirchliche Verfasser davon Vermerk nimmt, in vollem Gegensatze zum gesamten Inhalte der kirchlichen Berechnungen, und man darf annehmen, daß der unbekannte Verfasser diese Überlieferung vom Stern-Oddi lediglich als eine Merkwürdigkeit in seine der Belehrung dienende Schrift aufgenommen hat. Hiernach ist Oddi als Quelle nur für den Teil anzusehen, der seinen Namen trägt, während Bjarnis Anteil sich in der Verbindung der neuen kirchlich-julianischen mit der isländischen Zeitrechnung äußert.

Das Odda-Tal ist nicht von Oddi selbst verfaßt; der Verfasser berichtet: „So berechnete Oddi, ließ aufgehen die Tagdämmerung; svo talde Stiornu Odde; enn taldi Oddi sva; let hann ha dag upp koma". Es ist nicht bekannt, ob diese Überlieferung mündlicher oder schriftlicher Art war. Oddi muß tot gewesen sein, als sie in die mittelalterliche Schrift Aufnahme fand. Möglicherweise war sie schon durch manche Köpfe und Hände gegangen und der Verfasser der Abhandlung von 1150 hatte eine schriftliche Vorlage. Dafür spricht, daß die Dämmerungsberechnungen und die Jahrpunkte ganz auf die Heiligentage des kirchlichen Kalenders bezogen sind, innerhalb dessen sie inhaltlich einen Fremdkörper darstellen. Nach dem Urteile des isländischen Kirchengeschichtschreibers Finn. Jonsson, in seiner Skiagraphia hor. isl. von 1780, ist eine alte mündliche Überlieferung von kirchlicher Seite in die vorliegende Form gebracht, also überarbeitet worden; Oddi selbst habe um 1000 gelebt.

Von Oddis Lebensumständen erfahren wir einiges aus dem Stiörnu-Odda-draumr, Stern-Oddis Traum, einer kleinen hübschen Saga, vielleicht des 13. oder 14. Jahrhunderts, halb Märchen, halb Saga. Oddi, Helgis Sohn, lebte im Hause des Thord auf Fellsmuli als dessen Arbeitsmann. Felsmuli liegt nördlich vom Rauchtal, nicht allzuweit von der Nordküste Islands entfernt, auf etwa 65° 45′ nördlicher Breite. Die Sterne beobachtete er auf der Flachinsel im Beberfjord, wohin er von Thord zum Fischen geschickt wurde, auf etwa 66° 15′ nördlicher Breite, nicht weit vom Polarkreis, der damals etwas südlicher, auf 66° 26′ statt 66° 30′ wie heute, lag. Oddis Sternbeobachtungen sind nicht erhalten. Der Verfasser der Traumsaga setzt ihn in heidnische Zeit und nimmt ihn nicht für die Kirche in Anspruch. Weder im Besiedelungsbuch noch sonst im altisländischen Schrifttum finden Thord und Oddi Helgason Erwähnung.

In einer Abhandlung über Oddi und die Odda-tala setzt Björn M. Olsen (Afmaelisr. til Kålunds, S. 2, 3) Oddis Blüte um 1125 an und zwar mit der Begründung, daß der Sohn Sigurd des von 1171 bis 1180 beamteten isländischen Gesetzessprechers Styrkarr Oddason auf Fellsmuli um 1187 gewohnt habe, desgleichen um 1220 ein Mann namens Ivar, dessen Sohn vermutlich den Namen Oddi getragen habe, wenn auch die Sturlungensaga ihn nur unter dem Namen Odd kenne. Aber der Name Oddi ist im Altisländischen so geläufig, daß dieser einzige Grund, des Stern-Oddi Zeit

Digitized by Google

so spät anzusetzen, alles andere als überzeugend ist. Oddi war überdies ein geringer Werkmann im Hause des Thord. Gesetzessprecher pflegten nicht die Söhne armer einfacher Leute zu sein, zu denen Oddi Helgason gehörte. Die Begründung reicht nicht aus, Oddis Lebenszeit zu bestimmen.

Aus den astronomischen Angaben auf das Beobachtungszeitalter zu schließen, ist mißlich, weil wir nicht wissen, ob Oddi selbst es war, der seine Beobachtungen in Beziehung zum julianischen Kalender setzte. Galt diese Beziehung überhaupt für Oddis eigene Beobachtungen oder wurden diese fortgeführt, wofür mehrere Angaben sprechen, und erst zur Abfassungszeit der vorliegenden Überlieferung ins Julianische übertragen? Will man annehmen, daß der 15. Dezember wirklich der Wintersonnwende Oddis entsprach, von welcher seine Beobachtungen ausgingen und welche für ihn leichter zu beobachten war als die Sommersonnwende, so müßte man, nach Schrams Zodiakaltafeln berechnend, auf die 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts schließen, nicht aber, wie Bj. M. Olsen will, auf die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Die Überlieferungen vom Stern-Oddi sind in Deutschland noch nicht zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht worden. Pauls Grundriß erwähnt seiner, aber nur mit einer kurzen (irrigen) Inhaltsangabe. Sonst findet Oddi kaum Erwähnung; vgl. Weinhold, Altn. Leben S. 371. Müllenhoff, D. Alt. 4, 648. In der Rymbegla von 1780 hat St. Björnsson die Überlieferung wohlwollend, aber allzu flüchtig gewürdigt. Seitdem hat nur der isländische Astronom Eirikur Briem 1914 in Verbindung mit Bj. M. Olsen eine sachliche, wenn auch nicht völlig durchgreifende Prüfung vorgenommen, auf welche sich als letzter Beurteiler N. Beckman in der erwähnten neuesten Ausgabe von 1916 stützt. In seiner wahren Bedeutung ist das in der Odda-Tala vorliegende Problem bisher nicht erkannt, noch weniger gewürdigt worden. In einer Arbeit über die Altnordische Volksastronomie werde ich auch dem mit Unrecht in der Geschichte der Astronomie nicht erwähnten isländischen Volksmanne gerecht zu werden versuchen. Im Folgenden beschränke ich mich auf die Untersuchung der arithmetischen Reihe, in welcher Oddi das Ansteigen der Sonnenmittagshöhen von der Winter- zur Sommersonnwende auszudrücken verstand.

Sie findet sich in Spalte 1 der S. 64 des Cod. 1812 (Larsson S. 30f.). Ich gebe den Text nach AM. 625, 4to Bl. 70 (Beckman S. 50), der, inhaltlich übereinstimmend, obgleich erheblich später geschrieben, doch in besserer Verfassung erhalten ist als selbst in 1812.

Solar ganghr vex ath syn halfu hvela solarinnar aa hinne fyrstu viko efter solhvorfin. Adra viko vex heilo hvela, þridiu viku halfu audhru, fiordu tveim hvelum, fimtu halfu þridia, settu III, siondu halfu fiorda, attu viku fiorum heilum, niundu halfu fimta, tiundu V, elleftu halfu setta, tolftu VI, þrettandu halfu VIIa, fiortandu enn halfu VIIa. Þa vex mesto aa þeim tveim vikum solar gangur, þviat þat er midmunda sol hvarfanna, ok verdr vikna mot þeira IIII nottum efter

Der Sonne Gang wächst zur Sicht um ein halbes Rad der Sonne in der ersten Woche nach den Sonnwenden. In der zweiten Woche wächst er um ein ganzes Rad, in der dritten Woche um 1½, in der vierten um 2 Räder, in der fünften um 2½, in der sechsten um 3, in der siebenten um 3½, in der achten Woche um 4 ganze, in der neunten um 4½, in der zehnten um 5, in der elften um 5½, in der zwölften um 6, in der dreizehnten um 6½, in der vierzehnten ebenfalls um 6½. Da wächst am

Digitized by Google

Gregorius messo. Fimtando viko vex solar ganghr VI hvelum heilum, XVIo halfu setta, XVIIdo fimm heilum, XVIIIdo halfu fimta, XIXdo fiorum, tuttugtu halfu fiorda, einne ok XX. þrimr, XXII. halfu þridia, XXIII. tveim, XXIIII. halfu audru, XXV. einu hvela, XXVI. halfu hvela. þa er komit til solhvarfa um sumarit, ok þverr ath sliko moti ganga solarinnar, sem nu er talt um vauxtenn. Er um haustid crucis messa aa midmunda stad sol hvarfanna.

meisten in den zwei Wochen der Sonne Gang, weil es da ist mittzeits der Sonnwenden, und es wird jener Wochen Begegnung um 4 Nächte nach Gregoriustag. In der fünfzehnten Woche wächst der Sonne Gang um 6 ganze Räder, in der 16. um 5½, in der 17. um 5 ganze, in der 18. um 4½, in der 19. um 4, in der 20. um 3½ in der 21. um 3, in der 22. um 2½, in der 23. um 2, in der 24. um 1½, in der 25. um 1 Rad, in der 26. um ½ Rad. Da ist er gekommen zur Sonnwende im Sommer, und es nimmt ab in solchem Maße der Sonne Gang, so wie er nun nach seinem Wachsen gerechnet ist. Im Herbst ist Kreuztag in Mittzeitstätt der Sonnwenden.

Deutlich besteht dieser mittlere Abschnitt des Odda-Tal

1. aus einer reinen Beobachtungsreihe ohne Beziehung auf eine Zeitrechnung; das julianische Datum der beiden Wenden ist nicht angegeben;

2. aus einer Zutat des Bearbeiters, daß nämlich die ‚Mittzeit der Wenden' auf dem 4. Tage nach Gregorius und dem Kreuztag läge d. i. auf dem 16. März und dem 14. September alten Stiles.

Diese Mittzeiten der Wenden sind nicht ‚Tagnachtgleichen' genannt; sie sind lediglich die Zeitpunkte, in denen die Bewegung der Meridianhöhen die höchste Schnelligkeit erreicht. Die Gleichen als solche waren für Oddi und seine Vorgänger von keiner Bedeutung, von um so größerer dagegen für die Kirche, da von der richtigen Ansetzung der Frühlingsgleiche die richtige Ansetzung auch des Ostertermins abhing. Aus der kalendarischen Zutat des Bearbeiters erkennen wir aber, daß der Ausgangspunkt der Beobachtungsreihe, die Wintersonnwende, nach Oddi Helgason auf dem 15. Dezember a. St. angenommen wurde, die kalendarische Mitte zwischen dem 16. März und dem 14. September, die Sommersonnwende entsprechend auf dem 15. Juni.

Berechnet man mit Hilfe der Schramschen Zodiakaltafeln die Lage der Jahrpunkte in jenen Jahrhunderten, so ergibt sich, daß, im Gefolge der 4jährigen Schaltung des julianischen Kalenders, die Wendestunde der Sonne im Winter bereits seit 964 auf den 15. Dezember zu fallen begann, daß sie im Laufe des 11. Jahrhunderts völlig auf den 15. überging, um schon 1104 den 14. Dezember erstmalig zu erreichen. Dürfen wir annehmen, daß die kalendarische Zutat des Bearbeiters die Beobachtungsreihe Oddis julianisch richtig ausdrückt, so bestätigen Oddis messende Beobachtungen diese zunächst verblüffend genaue Bestimmung des Wendetages.

Diese Genauigkeit ist erzielt, ohne die klassische Gradeinteilung, durch unmittelbare Beobachtung der Mittagshöhen, und zwar durch die Anwendung eines am Himmel selbst gegebenen Naturmaßes, des scheinbaren Durchmessers der Sonne selbst.

Zur Nachprüfung des Oddischen Verfahrens und seiner Ergebnisse ist davon auszugehen, daß die von ihm beobachtete höchste Mittagshöhe am

Digitized by Google

15. Juni auch wirklich die höchste Abweichung der Sonne vom Gleicher und eine feste, in Jahrtausenden nur wenig veränderliche Naturtatsache bedeutet. Diese höchste Erhebung der Sonnenbahn über dem Südpunkte hat Oddi gemessen und ihren größten Abstand von der niedrigsten Sonnenlage am Mittage der Winterwende auf das 91fache des scheinbaren mittleren Durchmessers der Sonne bestimmt.

Oddi beobachtete hartsüdlich des Polarkreises. Der Unterrand der Sonne, durch Strahlenbrechung gehoben, schien gerade den Horizont zu berühren, der für Oddis Beobachtungen auf der Flachinsel nach Süden die günstigsten Bedingungen bot (vgl. die Karte bei Kålund, hist. top. Beskr. Isl. 2, 132). Wie 500 Jahre vor Oddi die Nordleute des Prokop nach immer dem gleichen Südpunkt ausspähten, um das erste Auftauchen der Sonne zu erkennen; wie 1300 Jahre vor Oddi die Nordleute des Pytheas die Stelle der Mitternachtssonne, den astronomischen Nordpunkt kannten, und zwar zu einer Zeit, als nach des Pytheas Bericht die Sonne ihn noch nicht berührte, so kannte auch der ‚gestirnkundigste Mann' Islands die Südnordlinie, den Grundstock aller messenden Beobachtung am Himmel, den Meridian. Wenn auch über Oddis Handwerkszeug nichts überliefert ist, so bezeugen doch seine Ergebnisse, die er von Woche zu Woche zusammenstellt, daß er das Maß des Sonnenhalbmessers, das halbe Rad, auf irgendeine sinnreiche, wenn auch einfache Weise festgelegt hat. Der bekannten mittelalterlichen Apparate bedurfte er dazu nicht. Ein vom Auge in feste Entfernung gebrachter Kerbstock genügte.

Zum Verständnis der Zahlenreihe Oddis ist zu beachten, daß sie aus Vermehrungsgrößen, aus Steigerungen um das Wochenergebnis besteht. Die Reihe $\frac{1}{2} + 1 + 1\frac{1}{2} + 2$ usf. ergibt am Schlusse der 13. Woche 91, am Schlusse der 26. Woche, in der Sommersonnwende, 182 Halbrad, d. i. Halbmesser der Sonne.

In der nachfolgenden Vergleichstafel finden sich in Spalte 1 die Beobachtungswochen samt ihrem julianischen Ausdruck angegeben; in Spalte 2 in Gradeinteilung der Stand der Abweichung der Sonne vom Gleicher, der in der 13. Woche in nördlicher Richtung überschritten wird; Spalte 3 vermerkt den wöchentlichen Unterschied der Abweichungsziffern in Spalte 2; diese Unterschiede, Steigerungsgrößen, finden sich in Spalte 4 umgerechnet in scheinbare mittlere Halbmesser zu 16′; Spalte 2 bis 4 dienen also dazu, die astronomische Wirklichkeit um das Jahr 1000 auf die Oddische Ausdrucksweise umzurechnen und mit den Halbmessern seiner arithmetischen Reihe in Spalte 5, mit den Halbrädern vergleichbar zu machen. Spalte 6 zeigt die Fehler der Oddischen Zahlenreihe ausgedrückt in Dezimalen des modernen Halbmessermaßes.

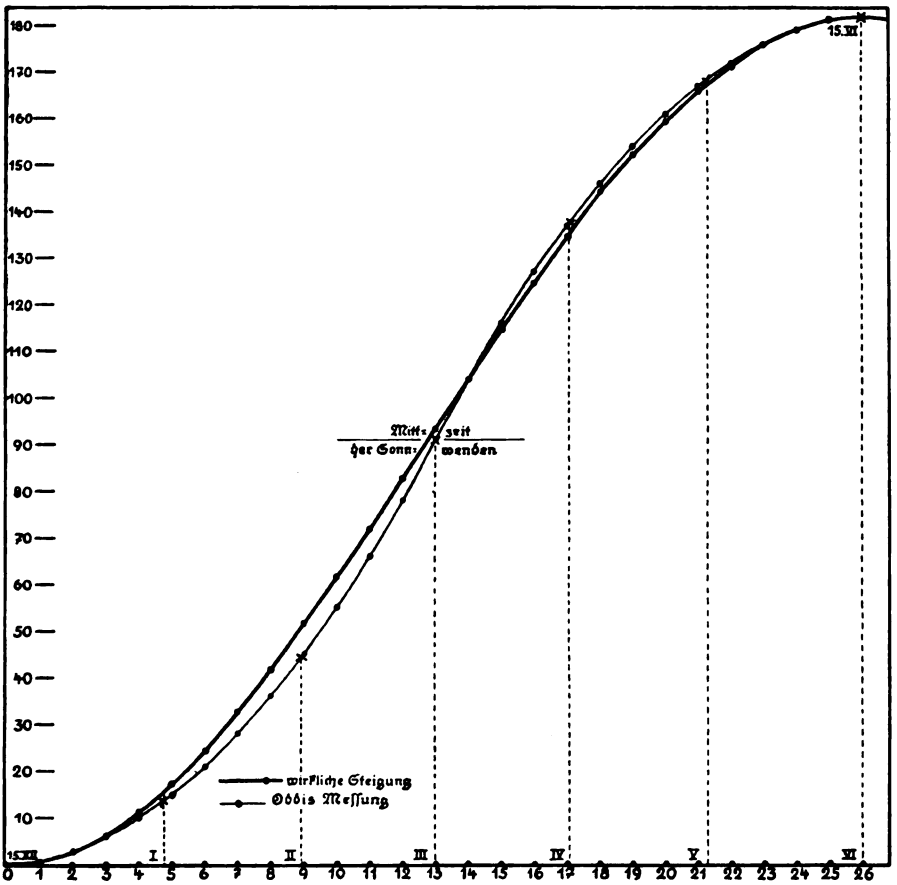
Der größte Fehler, in der 14. Woche, beträgt 2,69 Halbmesser der Sonne, d. s. $1^2/_3$ Grad, wie sich die Fehlerreihe überhaupt in der Zeit der größten Beschleunigung der Bahnsteigungen verstärkt; im übrigen sind diese Fehler bei einer Gesamtzahl von 176 Halbmessern, Sp. 8, geringfügig.

Der Grund für diese Unterschiede liegt aber wahrscheinlich nicht in Fehlern der Beobachtung, sondern in einer Überlegung Oddis vom Gange der Sonne. Er glaubte eine regelmäßige Bewegung zu erkennen und daher seine Beobachtungen, deren Genauigkeit ihm nicht genügte, durch die Theorie berichtigen zu müssen. Weil er die Regelmäßigkeit der Bewegung erkannte, hat Oddi ihre Gesetzmäßigkeit in einer arithmetischen Reihe auszudrücken gesucht, welche um so auffälliger erscheint, als sie ebenso wie die Beobachtung selbst in der gesamten mittelalterlichen Überlieferung, soweit diese uns bekannt ist, ohne Vorbild und Gegenstück ist.

Digitized by Google

In welchem Grade die Zahlenreihe Oddis nicht durch Überlegung gewonnen, ſondern wirklich auf einer ſehr ſorgfältigen Beobachtung beruht, ſpringt deutlicher ins Auge, wenn wir die aſtronomiſche Reihe (Sp. 4, Tabelle S. 330) mit der Oddis (Sp. 5) in maßgerechter Zeichnung vergleichen (Abb. 1).

Abb. 1. Schaulinien der wirklichen Steigung der Sonnenmittagshöhen und ihrer Meſſung durch Oddi Helgaſon.



Um die beiden Ausdrucksarten, die 182 Halbmeſſer Oddis und die Summe der aſtronomiſchen ſcheinbaren Halbmeſſer miteinander vergleichen zu können, da ſie in Wirklichkeit dieſelbe Größe, nämlich die Höchſterhebung der Sonnenbahn darſtellen ſollen, bringen wir ſie auf gleichen Nenner (Spalte 7 u. 9, Tab. S. 330). Der Höchſtpunkt der Kurve entſpricht mit 182 mm in der Zeichnung der Summe der ſüdlichen und nördlichen Abweichung der Sonne d. ſ. 2 mal 23° 34′, in deren Mitte die „Mittzeit der Sonnwenden" liegt. Tragen wir nunmehr auf der Wagrechten den Zeitraum, der für die 3 gleichen Ausdrücke ebenfalls gleich iſt, auf, und zwar ſo, daß wir für 1 Tag 1 mm, alſo für die 26 Wochen 26 mal 7 mm belegen, ſo ergeben ſich, wenn man die Steigungen der Sonnenbahnen nach Oddi und nach der aſtronomiſchen Wirklichkeit um 1000 (Spalte 7 und 9) einträgt, die beiden Schaulinien, welche auch dem Auge deutlich erkennen laſſen, in welchem Grade Oddis Zahlenreihe der aſtronomiſchen Wirklichkeit nahekam.

Digitized by Google

Tabelle. Die Sonnenmittagshöhen Oddis im Vergleich mit der Wirklichkeit um 1000 u. Z.

1		2	3	4	5	6	7	8	9
Woche und Jahrestag (jul.)		Abweichung der Sonne um 1000 u. Z.	Mithin wöchentliche Steigung um	Umgerechnet in Halbmesser der Sonne (1 = 16′)	Dagegen die Steigung nach Oddi um „Halbrad“	Fehlergröße der Oddischen Reihe in Halbmessern (1 = 16′)	Die Steigungskurven		
							nach Oddi (Spalte 5) in „Halbrad“	nach der Wirklichkeit (Sp. 4) in Halbmessern	Sp. 8 × 1,03 (182 : 176,72) vergleichbar Spalte 7.
Woche	Dez. 15.	— 23° 34′	— —	—	—	—	0	0,0	0,0
I	22	23 24	0° 10′	0,62	1	+ 0,38	1	0,62	0,64
II	29.	22 51	0 33	2,06	2	— 0,06	3	2,68	2,76
III	Jan. 5.	21 56	0 55	3,47	3	— 0,47	6	6,15	6,33
IV	12.	20 40	1 16	4,75	4	— 0,75	10	10,90	11,22
V	19.	19 5	1 35	5,93	5	— 0,93	15	16,83	17,33
VI	26.	17 13	1 52	7,00	6	— 1,00	21	23,83	24,54
VII	Febr. 2.	15 6	2 7	7,93	7	— 0,93	28	31,76	32,71
VIII	9	12 46	2 20	8,75	8	— 0,75	36	40,51	41,73
IX	16.	10 17	2 29	9,31	9	— 0,31	45	49,82	51,31
X	23.	7 39	2 38	9,87	10	+ 0,13	55	59,69	61,48
XI	März 2.	4 57	2 42	10,13	11	+ 0,87	66	69,82	71,91
XII	9.	— 2 11	2 46	10,41	12	+ 1,59	78	80,23	82,63
XIII	16.	+ 0 36	2 47	10,43	13	+ 2,57	91	90,66	93,38
XIV	23.	3 21	2 45	10,31	13	+ 2,69	104	100,97	103,99
XV	30.	6 4	2 43	10,19	12	+ 1,81	116	111,16	114,49
XVI	April 6.	8 43	2 39	9,93	11	+ 1,07	127	121,09	124,72
XVII	13.	11 11	2 28	9,24	10	+ 0,76	137	130,33	134,23
XVIII	20.	13 33	2 22	8,87	9	+ 0,13	146	139,20	144,37
XIX	27.	15 43	2 10	8,12	8	— 0,12	154	147,32	151,74
XX	Mai 4.	17 41	1 58	7,37	7	— 0,37	161	154,69	159,33
XXI	11.	19 24	1 43	6,43	6	— 0,43	167	161,12	165,95
XXII	18.	20 51	1 27	5,43	5	— 0,43	172	166,55	171,54
XXIII	25.	22 2	1 11	4,43	4	— 0,43	176	170,98	176,11
XXIV	Juni 1.	22 52	0 50	3,12	3	— 0,12	179	174,10	179,32
XXV	8.	23 26	0 34	2,12	2	— 0,12	181	176,22	181,51
XXVI	15.	23 34	0 8	0,50	1	— 0,50	182	176,72	182,02
26	182	2×23° 34′	47° 8′	176,72	182	—	182	176,72	182,02

Digitized by Google

Daß die Zahlenreihe Oddis unerfindbar ist und lediglich auf Grund genauer Beobachtungen entstanden sein kann, erhellt noch mehr, wenn man bedenkt, daß in den sechs Monaten von der Winter- bis zur Sommersonnwende die Sonne ihre 23,5° Abweichung derart zurücklegt, daß auf den 1. Monat nur 3,5°, auf den 2. Monat weitere 8, auf den 3. Monat jedoch 12 Grad entfallen, daß der 4. Monat die gleiche Schnelligkeit wie der 3. einhält, während im 5. die Sonne wieder nur 8 und im 6. Monat nur 3,5 Grade der Abweichung zurücklegt. Rechnet man diese Gradzahlen in Millimeter um (= 13,5 + 31 + 46,5 + 46,5 + 31 + 13,5) und fällt die Senkrechten dieser Schnittpunkte, so zeigt sich, daß sie die wagrechte Zeiterstreckung mit genügender Genauigkeit in die 6 Monate teilen.

Nach allem lassen die Schaulinien auch dem Auge deutlich werden, daß Oddi in seiner allzu regelmäßig und darum als erfunden wirkenden arithmetischen Reihe die unerfindbare Unregelmäßigkeit der wirklichen Ansteigung der Sonnenbahnen geborgen, daß er also unter seinen Beobachtungen das Naturgesetz gesucht hat. Selbst seine Fehler bezeugen den wissenschaftlichen Charakter seiner messenden Astronomie.

Oddi ist ganz unklassisch. Er kennt weder Grade, noch Gleicher, noch Abweichung. Er beobachtet nicht mit dem Gnomon. Seine Jahrform ist nicht die julianische. Auch seine Beobachtungswoche bezeugt nicht den julianischen Kalender; sie ist bereits ein Bestandteil der nichtjulianischen isländischen Halbjahrsrechnung (misseristal). Fragen wir, in welchem Verhältnisse seine Methoden und seine Ergebnisse zu denen des mittelalterlichen Abendlandes stehen, so ist zunächst seine Meßeinheit, der scheinbare Halbdurchmesser der Sonne zu prüfen.

Der scheinbare mittlere Durchmesser der Sonne beträgt 32′. Im Gradnetz wären mithin Oddis 45,5 Durchmesser, als größte beobachtete Abweichung betrachtet, $= 45{,}5^0 \times 32 : 60 = 24^0\,16'$. Oddi hätte also die Höchstabweichung von $23^0\,34'$ um 0,7 Grad zu hoch angenommen. Da diese Abweichung aber, wie wir sahen, eine gegebene Naturtatsache war, so liegt der Fehler nicht in der Beobachtung der höchsten Erhebung selbst, er muß vielmehr in der Meßeinheit, im ‚Rad' gesucht werden. Dieses hat nach Oddi in Gradeinteilung $23^0\,34' : 45{,}5 = 1414' : 45{,}5 = 31{,}077$ d. h. etwas über 31 Bogenminuten. Oddi hat aber nicht nach ganzen, sondern nach halben Rädern gemessen. Der mittlere scheinbare Halbmesser der Sonne beträgt nach moderner Messung 16′, Oddi dagegen hat ihn auf eine Meßgröße bestimmt, die im Gradmaß 15,5 Bogenminuten entspricht. Die Genauigkeit dieses Maßes, welches Oddi durch Beobachtung gewonnen hatte, tritt deutlich ins Licht, wenn man bedenkt, daß das gesamte Mittelalter mit Macrobius (Somn. Scip. 1, 20, 30) den Sonnendurchmesser auf $^1/_{216}$ ihrer Himmelsbahn, d. i. $^{360}/_{216} = 1^0\,40'$ und somit mehr als dreimal zu groß gerechnet hatte. Wenn Beckman gelegentlich bemerkt, daß die Zuverlässigkeit dieses Maßes doch von Honorius Augustodunensis, im 12. Jahrhundert, bestritten werde, so scheint hier ein Irrtum vorzuliegen. Auch der vielgelesene Honorius beweist an jener Stelle ausdrücklich durch Gründe, daß dieses dreimal zu große Maß das richtige sei; de phil. mundi 4,38. Beckman S. 120. Vgl. Beda, de temp. rat. 25 die Glossen, Kölner Ausgabe von 1588, Tom. 2,97. Das griechische Altertum freilich hatte den richtigen Wert nahezu gekannt; Aristarch bestimmte den scheinbaren Durchmesser der Sonne auf 30′. Aber davon wußte das Mittelalter nichts.

Digitized by Google

Die Ermittlung der wahren Jahrpunkte muß mit der Genauigkeit der Beobachtungen Oddis zusammenhängen. Von seinen europäischen Zeitgenossen hatte Oddi auch hierin keine Belehrung zu erwarten. Diese hielten mit unnachgiebiger Zähigkeit an den von Julius Cäsar bzw. dem nikänischen Konzil angesetzten Jahrpunkten fest und blieben auch in ihren erlauchtesten Vertretern dabei, daß das Evangelium diese Tage ($^{25}/_{12}$ und $^{24}/_{6}$ bzw. $^{21}/_{12}$ und $^{20}/_{6}$) fordere und daß die Prüfung durch den Gnomon die Richtigkeit ihres Ansatzes beweise: Beda, de temp. rat. 28, Honorius, imago mundi 2,84; Helperici, lib. de comp. 2. 31. Um 1200 tauchen die ersten Zweifel an der Richtigkeit der kirchlichen Jahrpunkte im Abendlande auf; Ginzel, Handbuch 3, 252. Die gregorianische Reform kommt 1582, nach Island um 1700.

Oddi Helgason ist nicht aus dem kirchlichen Mittelalter hervorgegangen; er steht auch nicht in ihm, sondern neben ihm, selbständig, wenn auch auf den Schultern einer vorkirchlichen messenden Astronomie des alten Nordens, deren weitere Zeugnisse ich demnächst vorlegen werde.

Ergebnis:

1. Oddi Helgason ist ohne klassische Schulung und unberührt von mittelalterlichen Einflüssen.
2. Seine Methode der unmittelbaren Beobachtung steht mit der abendländischen Wissenschaft (Gnomonik) im Widerspruch.
3. Seine Jahrform ist nicht die julianische.
4. Seine Sonnenhöhen sind nicht mit dem mittelalterlichen, sondern mit eigenem Werkzeug gewonnen.
5. Die scheinbare Größe des Sonnhalbmessers Oddis entspricht den modernen Messungen.
6. Das gesamte mittelalterliche Abendland rechnet mit einem dreimal zu großen Sonnhalbmesser.
7. Die arithmetische Reihe Oddis baut sich auf sorgfältiger Beobachtung der Beschleunigung und Verlangsamung der Sonnenbewegung auf.
8. Die Bestimmung der beiden Wendepunkte steht im vollen Gegensatz zu den astronomischen Ansichten des Abendlandes einschließlich Beda, Helpericus und Honorius, jedoch im Einklang mit der astronomischen Wirklichkeit um 1000.
9. Oddis Messung, das Bruchstück einer vorkirchlichen Astronomie, ist in ihren Methoden wie in ihren Ergebnissen der gesamten frühmittelalterlichen Astronomie des Abendlandes überlegen, mit deren Vordringen sie in Vergessenheit gerät.

Über die Bezeugung der nordischen Sonnwendbeobachtung bei Prokop und Pytheas, sowie in der Richtlegung der vorgeschichtlichen Gräber vgl. meinen Vortrag „Astr. u. Myth."; Mannus Bd. 18, 40ff.

Digitized by Google

Altgeweihte Stätten.

Archäologische Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte und Glaubensgeschichte.

Von Erich Jung.

Mit 14 Abbildungen im Text.

An einer Reihe frühmittelalterlicher Kirchen in Deutschland hat sich an der Schmalseite, und zwar regelmäßig an der westlichen, also an der Hauptstirnseite, die Vorhalle oder das Atrium erhalten. An anderen war es früher

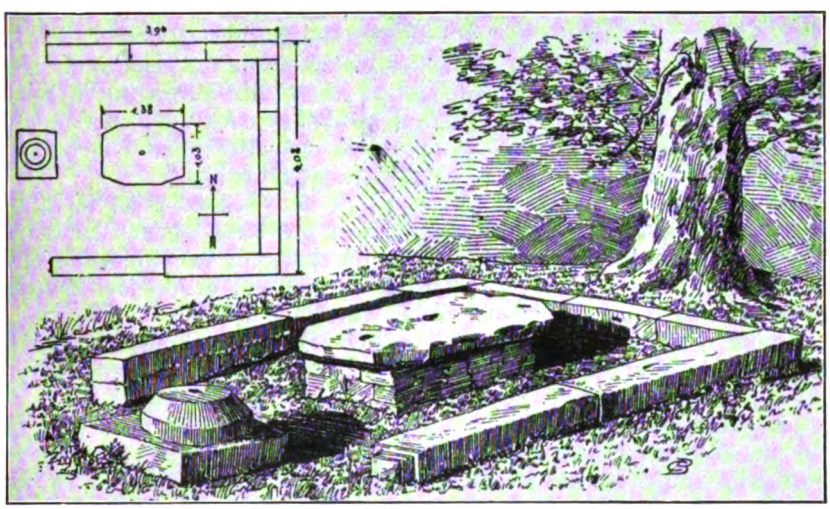


Abb. 1. Der Freistuhl zu Kaichen[1]).

nachweislich vorhanden, besteht aber nicht mehr. Erhalten hat es sich in Essen als ein offenes, jetzt nur noch aus zwei Flügeln im Norden und Süden bestehendes Atrium, ähnlich dem größeren und vollkommen erhaltenen vor St. Ambrosius in Mailand und St. Stephanus in Bologna. In anderen Fällen ist diese Vorhalle entweder später überdeckt worden oder auch von Anfang an überdeckt gewesen wie am Münster in Aachen, an St. Pantaleon

[1]) Vgl. Friedr. Thudichum, Geschichte des freien Gerichts Kaichen in der Wetterau.

Digitized by Google

in Köln (jetzt stark erneuert); halb vollendet an St. Emmeran in Regensburg und in Werden a. d. Ruhr. Diese Vorhallen dienten nicht kultischen Zwecken, sondern Handlungen der Verwaltung und der Rechtspflege; von der 943 vollendeten, an die Westseite der Salvatorkirche in Werden angebauten kleineren Peterskirche wird ausdrücklich berichtet, daß sie für die Sendgerichte bestimmt sei (Dehio). „Im 11. Jahrhundert entstand vor der Westfront ein vermutlich zweigeschossiges Paradies"; „diese Halle diente den klösterlichen Gerichts- und Verwaltungshandlungen" (Dehio). Diese sog. Paradiese, von denen sich besonders aus spätromanischer Zeit so wundervolle erhalten haben, wie z. B. in Maria-Laach, in Maulbronn, in Herrenalb, in Fritzlar, dienten dem Aufenthalt der Laien; vor allem wird im Paradies „auch das Gemeindegericht abgehalten" (Müller-Mothes).

Wo es an einer solchen Vorhalle fehlte, war der freie Platz vor dem Kircheneingang häufig der Ort der Gerichtshegung. Das ist vielfach schriftlich bezeugt [1]); aber auch durch die Denkmäler selbst, also archäologisch. Am Seitenpfeiler der Kirche in Dorlisheim im Elsaß ist ein Beil und eine abgehackte Hand zu sehen, flach erhaben aus dem Stein gemeißelt; offenbar als ein Zeichen, daß hier Urteile gesprochen wurden. Sehr häufig findet sich an Kirchenportalen oder sonst am Kirchenäußeren die Darstellung eines Löwen, der ein Lamm oder einen Widder zwischen den Vorderpranken hält; sichtlich nicht um dieses Lamm anzugreifen, sondern im Gegenteil um es zu beschützen. Der Löwe bedeutet in der kirchlichen Bildnerei ganz vorwiegend die Macht der Kirche und allgemein eine dem Christen freundliche Macht.

In den Mitteilungen des Aachener Geschichtsvereins, Bd. XII, 1890, S. 319, schreibt Stephan Beißel S. I.: „Viele alte Kirchentüren waren mit Bildern von Löwen verziert; diese Löwenbilder wird man aber mit den im Mittelalter an den Kirchentüren oder in den Vorhallen abgehaltenen gerichtlichen Verhandlungen in Beziehung zu setzen haben."

Wo der Löwe zubeißt oder kämpft, ist der Gegner regelmäßig sehr deutlich als Christenfeind gekennzeichnet; wie auf dem schönen Säulenfuß in München [2]), wo der Löwe den Heidenpriester mit den goldenen Armbändern [3]) und dem offenbar zur priesterlichen Tracht gehörenden Gürtel [4]) mit den vorn lang herabfallenden Enden im Rachen hält.

Schöne Beispiele jener die Unschuld beschützenden Löwen finden sich u. a. auf einer schief abfallenden Fensterbank der spätromanischen Westseite des Wormser Doms und in Königslutter (vgl. die Abbildung) [5]).

„Die Ansicht des Heidentums" schreibt Jakob Grimm, a. a. O., „verlangte zur Gerichtshaltung heilige Örter, an welchen Opfer gebracht und Gottesurteile vorgenommen werden konnten. Jene Opfer tilgte der Christenglaube, er ließ aber die alten Gerichtsstätten ungestört." F. Jostes und W. Effmann, Vorchristliche Altertümer im Gau Süderberge, S. 9: „Und so

[1]) Vgl. Kurt Burchard, Die Hegung der deutschen Gerichte im Mittelalter, Tübingen 1907. § 6. Die Frage nach der Dingstätte. Vgl. a. Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, andere Hälfte, 1826, S. 796.

[2]) Vgl. meine Abhandlung: Götter, Heilige und Unholde im Mannus 1928, Abb. 18.

[3]) Vgl. den Tempelschatz von Eberswalde und die betenden oder gewährenden Arme auf dem Steinbild an der Spitalkirche in Tübingen. Vgl. ebenda Abb. 33.

[4]) Der geknotete Gürtel hat deshalb heute noch Zauberkraft; vgl. R. Wiebel, Pfarrer in Basel, Lebende Quellen, in Heimatarbeit und Heimatforschung 1927; „so können sie mir nichts antun" (1924).

[5]) Die Königslutterer Löwen sind erneuert, aber sie sind genaue Nachbildungen der Urstücke, die, wenn auch in verstümmelter Form, noch an Ort und Stelle erhalten sind.

Digitized by Google

blieb denn Ramsede der religiöse Mittelpunkt des Gaues in christlicher Zeit, wie es auch als Gerichtsstätte in früherer Weise längere Zeit noch weiter bestand ...., weil es bereits in vorchristlicher Zeit ein Sammelpunkt des Volkes, eine heidnische Kultstätte bildete, die nach dem Namen zu schließen dem Wotan heilig war."

Der Zusammenhang von Glaubenspflege und Götterverehrung einerseits und Rechtspflege andererseits ist für alle höheren Glaubensformen ein sehr naheliegender und wesensgegebener; wegen des inneren Zusammenhangs von Recht und Sittlichkeit. Daher werden überall in den geschichtlichen Anfängen die Priesterschaften besonders mit Rechtspflegeakten betraut; bis zu der äußersten Folgerung, daß die Gottheit selbst das einzelne Urteil sprechen soll, im Gottesurteil. Karl Zeumer (Monumenta Germaniae Historica, Legum Sectio V., Formulae) hat eine Menge von Formeln zusammengetragen, wo diese amtliche Rolle des christlichen Priesters beim Gottesurteil genau umschrieben ist; bis zu bestimmten feierlichen Worten und Segnungen, die er sprechen muß. Der Priester soll, nach einer Handschrift des 9. Jahrhunderts, den Ort in der Vorhalle der Kirche bezeichnen (in atrio eclaesiae), wo die Feuerstätte eingerichtet werden soll, auf der der siedende Kessel geheizt oder das Eisen glühend gemacht werden soll, und die Gottheit wird angerufen: Justus es, domine, et rectum judicium tuum; erleuchte unsere Sinne und Herzen, damit wir die Wahrheit erkennen. Wenn einer (ebenda S. 703) des Diebstahls, des Ehebruchs oder irgend einer anderen Sache angeklagt ist und seinem Herrn oder dem Missus seines Herrn nicht gestehen will, so soll der Priester angetan mit den heiligen Gewanden, außer der Casula, in atrio eclesiae, feierliche Worte zu dem Angeschuldigten sprechen und dann den Platz für das Feuer und den Kessel bezeichnen. Auch bei dem Gottesurteil durch Kampf — judicium pugnae oder duellum, judicium campi — wirkte die Kirche mit. Daß später Staat und Kirche, besonders seit dem aufgeklärten Friedrich II. von Hohenstaufen, die Gottesurteile bekämpften, darf uns nicht verhüllen, daß vorher und zwar in zweifellos christlicher und verhältnismäßig später Zeit das Gottesurteil durch Kampf eine durchaus gerichts-verfassungsmäßige Einrichtung war. Das heute noch Kämpfrasen genannte Gelände in Marburg a. d. Lahn heißt in älteren Urkunden planities judicii domini landgravii. Otto der Große bot sich 963 dem Pabst Johann dem XII. gegenüber zum Gottesurteil des Zweikampfs, um sich von dem Verdacht des Treubruchs zu reinigen. Derselbe Kaiser läßt sogar die Frage, ob Enkel neben Söhnen des Erblassers zur Erbschaft berufen werden sollen, die trotz eines dafür sich aussprechenden Maifeldbeschlusses von 596 noch

Abb. 2. Königslutter, aus staufischer Zeit.

Digitized by Google

immer bestritten war, durch gerichtlichen Zweikampf (inter gladiatores) entscheiden; und Widukind von Corwey, der das berichtet, lobt dieses Verfahren als das der besseren Einsicht; nämlich anstatt der ebenfalls erwogenen Entscheidung der Frage durch Gesetz, also nach menschlicher Willkür. „Die fränkische Kirche", schreibt von Schwerin in seiner Neuausgabe der Brunnerschen Rechtsgeschichte, „hat nach der Bekehrung der Salfranken das Feuerordal des Kesselfangs christianisiert und mit kirchlichem Ritual ausgestattet." Und ein Aachener Kapitular von 809, also unter Karl dem Großen, verordnet ausdrücklich, daß alle an das Gottesurteil glauben sollten ohne zu zweifeln, absque dubitatione; daß sich schon damals Zweifel, erhoben, beweist ja freilich gerade dieses Kapitular. Im Jahre 1215 verbot die Kirche die Gottesurteile und im gleichen Jahrhundert schreibt dann Gottfried von Straßburg über das Gottesurteil des heißen Eisens, das Frau Isolde trotz ihrer Schuld unverletzt besteht.

In Gottes Namen, sie griff es an
Und trug es, daß sie's nicht verbrann.
Da war wohl offen erkläret,
Und all der Welt bewähret,
Daß der viel tugendhafte Christ,
Windschaffen wie ein Ärmel ist
.... Zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit;

Obwohl ja in diesem Fall das Gottesurteil tatsächlich nicht getrogen hat; Frau Isolde hat rasch vorher mit dem als Bettler verkleideten Tristan, der sie von der Schiffsbrücke an Land trägt, ein Straucheln verabredet und kann nun durch diesen Fall ja wahrheitsgemäß schwören, daß sie außer im Arm ihres Gatten nur im Arm dieses Pilgersmannes gelegen habe. Sie hat also nicht, was in den oben erwähnten Formulae mehrfach der Priester befürchtet und zu bannen sucht, ein Chrysma, eine Zauberfalbe angewendet, und trotzdem das Gottesurteil bestanden.

Auch zu der Mitwirkung der Kirche beim Gottesurteil durch Kampf glaube ich einige Nachweisungen im Denkmälerbestande, also archäologische Erläuterungen, geben zu können. Daß die Stifterbilder im Naumburger Chor, die höchste Leistung der deutschen Bildhauerei und vielleicht darf man sagen der Bildhauerei des Mittelalters überhaupt, den Zweikampf darstellen, in dem Graf Dietmar fiel (Dietmarus comes occisus) hat meines Wissens zuerst Heinrich Bergner ausgesprochen. Die Erklärung wird heute [1]) zwar „als halb gescheitert angesehen, aber doch nur als halb". Die Darstellung an der Kirchentür in Großlinden, links vom Beschauer aus, unten am Beginn der Bogenrundung, kann ich auch bei erneuter Prüfung [2]) nur als die Darstellung eines Zweikampfes vor Zeugen ansehen. Die Köpfe in den Nischen sind meines Erachtens eine so kennzeichnende und so feststehende Darstellungsform für eine Zuschauermenge, daß keine andere Deutung möglich ist. Ich wies damals schon auf eine burgundische Schnalle mit dem Einzug Christi in Jerusalem hin und finde nun noch folgenden Hinweis von Paul Clemen [3]) auf eine Zeichnung im Codex D 117 der königlichen Bibliothek zu Madrid, Handschrift der leges Langobardorum, auf der „ein gerichtlicher

[1]) Vgl. den neuesten Beurteiler Leo Bruhns, Bildner und Maler des Mittelalters. 1928.
[2]) Vgl. mein Germanische Götter und Helden. 1. Aufl. S. 110.
[3]) Zeitschrift d. Aachener Gesch-Ver. 11. Bd.

Digitized by Google

Zweikampf dargestellt ist ... der Umstand ist nur durch eine Reihe symmetrisch gezeichneter Köpfe angedeutet."

Nicht mit gleicher Bestimmtheit, aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit möchte ich die Deutung als Zweikampf auch für das neben stehend abgebildete Züricher Flachbild festhalten, bei der der eine der beiden Kämpfer (als Guido bezeichnet) den Bestimmungen der Mensur zuwider zum Langschwert (spatha) gegriffen hat, während nur das Kurzschwert, der sax oder der scramasax, kommentmäßige Waffe war. Es ist sicher ein ganz bestimmter geschichtlicher Vorgang dargestellt [1]).

Gerade im Münster zu Zürich finden sich, nicht weit von dieser Darstellung, auch im Innern der Kirche Bilder, die mit Dämonenbannung zu

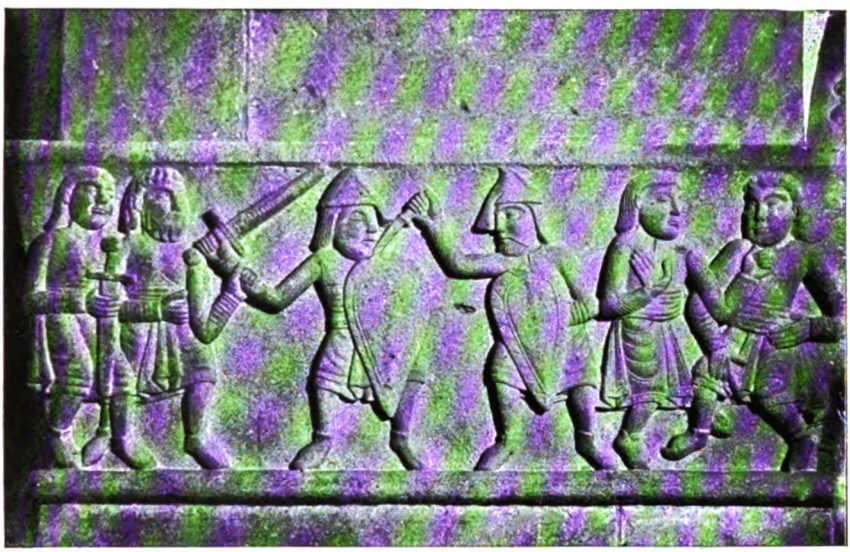


Abb. 3. Vom Großmünster in Zürich.

tun haben; also Darstellungen, wie sie sonst überwiegend an der Außenseite der Kirche und besonders als Abwehrzauber im Bogenfelde der Türe sich finden; „draußen sind die Hunde und die Gottlosen".

Ich bringe eine dieser letzteren Züricher Darstellung sehr ähnliche von der Mosel (vgl. Abb. 4). Ich wage die Behauptung, daß diese Darstellung eine ins Dämonische herabgezogene Weiterbildung der uralten Vorstellung ist, daß Tiere und besonders Vögel, in deren Gestalt ja die menschliche Seele dargestellt wird und das Geistige überhaupt (vgl. den Heiligen Geist), und deren Flugkünste sowohl als deren Ortssinn mit Recht als etwas wunderbares erscheinen, dem Menschen Gedanken einflößen; weise und gute, aber in späterer Vorstellung auch böse Gedanken. In der späten und vielfach entarteten skandinavischen Überlieferung vorchristlich germanischer Glaubensvorstellungen hat das

[1]) Guido von Ivrea, der 965 im Kampfe mit Herzog Burkhart von Alemannien fiel? Vgl. Art. Lindner, Die Baseler Galluspforte 1899; der übrigens eine symbolische Deutung vorzieht; die hier meines Erachtens ebenso gewaltsam ist wie die bekannte Umdeutung des hohen Liedes. — Zu dem Steinbild am Großmünster vgl. noch Mitteilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich, Bd. I, 1841.

Digitized by Google

bekanntlich die dichterisch schöne, aber deshalb wahrscheinlich auch schon bewußt mythologisch gestaltete Form angenommen, daß die Raben Hugin und Munin (Hauch gleich Spiritus, uralte Versinnbildlichung des Seelischen, und meinen) dem Göttervater Kunde von allen Dingen der Welt bringen. In der nordischen Hängemünze, die bei Prenzlau gefunden ist und dort aufbewahrt wird (Abb. 5), ist aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Vorgang dargestellt; der Gott trägt den Schnurrbart, den man mit Recht als ein Kennzeichen oder Leitfundstück für nordische Herkunft ansehen kann, wie den geflochtenen Langzopf bei der Frauenhaartracht.

Die Verbindung der Rechtspflege mit der Kultstätte war also, solange das Gottesurteil bestand, schon unmittelbar vorgeschrieben durch die amtliche Mitwirkung des Priesters bei dem Gerichtsverfahren; sie hat aber noch wesentlich tiefere Gründe. Für alle höheren Glaubensvorstellungen — oder auch Vorstellungen von Begriffen oder Wesen, die einen höheren Wert und eine dauerhaftere Wirkung haben als das Einzelwesen und das eigene Leben —,

Abb. 4. Von der Burgruine Mürlenbach, Eifel; jetzt im Trierer Provinzialmuseum; Zeit?

ist eine engere Verbindung solcher Vorstellungen mit der Pflege und Überlieferung der Rechtsordnung ja wie oben schon gesagt, gegeben durch den Zusammenhang von Recht und Sittlichkeit [1]); für alle höheren religiösen Vorstellungen, d. h. für solche, bei denen das „Gefühl der Abhängigkeit", nach der wohl etwas zu engen Begriffsbestimmung von Schleiermacher, die Bestimmtheit zeigt, in der Leopold v. Schröder das Kennzeichen der höheren Ehrfurchtsformen sieht, nämlich die Vorstellung, daß dieses höhere und mächtigere Wesen irgendwie von einem verlangt, daß man sittlich gut handle; bei welcher Vorstellung man also nicht wie bei den niederen Formen wahllos auch feindliche und böse Mächte verehrt und ihnen huldigt, um sie günstig zu stimmen; wie nach dem grausamen Hohnwort Burkes im Prozeß gegen

[1]) Die auf einer bestimmten Kulturstufe notwendige Verweltlichung des Rechtslebens oder Zerschneidung seiner äußeren Zusammenhänge mit der religiös-sittlichen Überlieferung wird auf einer „mittleren" Entwicklungsstufe dahin übertrieben und überspannt, daß man die Zusammenhänge der Rechtsfindung mit dem obersten sittlichen Werturteil und mit dem sittlichen Werten im einzelnen Fall überhaupt leugnet; daß man das Rechtsfinden zu einer reinen Deduktive, zu einer bloßen Wortauslegung machen will; zu „einem Rechnen mit Begriffen", nach dem irreführenden, geradezu verhängisvollen Wort von Leibniz.

Digitized by Google

Warren Haſtings die Hindus dem britiſchen Eroberer einen Tempel errichteten, der zwiſchen den Tempeln der Lues und der Peſt ſtand.

In der römiſchen Rechtsgeſchichte wird uns berichtet, daß die Pflege und Überlieferung des Rechts die beſondere Aufgabe der Prieſterſchaften, der Pontifices war. Der Vorgang der Verweltlichung, daß dieſe beſondere Stellung der Prieſter gebrochen wurde, wird uns in der jedenfalls zugeſpitzten und legendenhaft ausgeſchmückten Form erzählt, daß der Geheimſchreiber eines Pontifex das Geheimbuch der Klageformeln geſtohlen und veröffentlicht habe. Auch bei den Germanen iſt mindeſtens die häufige örtliche Verbundenheit der Kultſtätten und der Gerichtsſtätten ſicher bezeugt. Wir brauchen deshalb nicht einmal auf die Einrichtung des Gottesurteils als den deutlichſten Beweis jener Verbindung von Rechtspflege und Glauben uns zu berufen, weil es immerhin nicht ganz ſicher iſt, obwohl meiner Meinung nach wahrſcheinlich, daß das Gottesurteil in vorchriſtliche Zeit zurückgeht.

Abb. 5. Hängebrakteat von Prenzlau; nach Hauberg, vom Münzkabinett in Kopenhagen „nordiſch, ob engliſch, ſkandinaviſch oder norddeutſch". Nach E. Bahrfeldt, Der Hackſilberfund von Alexanderhof erinnernd „an die eigentümliche Form der Wikingerköpfe auf den älteſten däniſchen Münzen".

Daß die germaniſchen Glaubensvorſtellungen zu den Glaubensformen höherer Art gehören, tritt, beſonders in den älteren Zeugniſſen, ſehr deutlich hervor [1]). Wenn Caeſar (bellum gallicum, Buch 6, Kap. 21) ſagt, die Germanen kennten keinen beſonderen Prieſterſtand, ſondern verehrten nur die Mächte, deren Wirkung ſie beobachteten und an ſich erführen, wie Sonne, Mond und das Feuer, ſo braucht das keineswegs als eine Verperſönlichung dieſer Kräfte aufgefaßt zu werden, ſondern kann einfach ein Erkennen und Verehren der Macht dieſer Naturkräfte bedeuten. Der Rechtsgeſchichtler Ernſt Mayer glaubt in den Hauptformen der Gottesurteile, bei denen das Feuer, das Waſſer und in den labil aufgeſtellten Raſenſtücken, die bei der leiſeſten Erſchütterung den darunter Durchgehenden erdrücken, die Erde entſcheiden ſollen, die Anrufung der drei Elemente Feuer, Waſſer, Erde zu erkennen [2]).

Das ehrwürdigſte Denkmal der deutſchen Glaubensgeſchichte, der Sonnenwagen von Thrundholm in Kopenhagen, zeigt eine vergoldete Scheibe, gezogen von einem Pferd; alſo er verrät eine Vorſtellung, die der Wahrheit etwas näher kommt als die völlige Vermenſchelung der Sonne im Helios, im griechiſchen Sonnengott. Daß das Feuer ein Sonnenzauber iſt, die Sonnenwärme herabbringt, iſt ja tatſächlich auch nur einfach richtig; denn nach unſerer heutigen wiſſenſchaftlichen Vorſtellung iſt ja der Brennſtoff Kohle und Holz tatſächlich nichts anderes als aufgeſpeicherte Sonnenwärme.

[1]) Der gut katholiſche Johann Nepomuk Sepp führt in der Einleitung zu ſeinem altbayeriſchen Sagenſchatz einen Ausſpruch ſeines Kollegen in der Paulskirche, G. F. Frörer, Deutſches Volksrecht im Mittelalter, Bd. 1, an: „Es gibt keine Form des Heidentums, die der chriſtlichen Wahrheit ſo nahe käme, als der Glaube unſerer Väter, der alten Germanen; ein edler, ſittlicher Geiſt weht durch denſelben . . . ., weshalb der hl. Salvian aus Marſeille vorauskündigte, daß die Herrſchaft über die Welt an die germaniſche Nation gelangen werde." Und in der Vorrede zu ſeinem Buch, „Die Religion der alten Deutſchen", das allerdings als Stoffſammlung und auch in ſeinen Folgerungen ſtets mit der nötigen Kritik betrachtet werden muß, drückt Sepp ſich in der gleichen Richtung noch ſtärker aus.

[2]) Das Rad des Scharfrichters ſtellt die Scheibe des Sonnengottes dar, dem der Verbrecher geopfert wird (Hans Fehr).

Digitized by Google

Tacitus schildert die Glaubensvorstellungen der Germanen im 9. Kapitel. Er schreibt, den Germanen scheine es unverträglich mit der Größe der Himmlischen, die Götter in Tempelwände einzuschließen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden. „Wälder und Haine weihen sie ihnen und mit den Namen der Götter bezeichnen sie jenes Geheimnis, das sie nur in Ehrfurcht schauen (secretum illud, quod sola reverentia vident). Das klingt an die höchststehenden Fassungen an; an das Faustische, „wer darf ihn nennen und wer bekennen"; oder an die Worte, mit denen der edle Römer Quintus Aurelius Symmachus im Jahre 383 seinen alten Glauben vor dem neuen Kaiser Valentinian dem Zweiten gegen die Christen verteidigt: „Zu denselben Sternen blicken wir empor, ein Himmel überspannt uns, eine Erde trägt uns ....es führt mehr als ein Weg zu dem großen Geheimnis".

Andreas Heusler, Die altgermanische Religion (Kultur der Gegenwart), S. 270 schreibt: „Ob das volkstümliche Christentum der bekehrten Massen edler, feiner, geistiger war als die verlassene Lehre, darf man nicht nur für das Merowingerreich bezweifeln. Im Heidentum hatte es keinen Teufel gegeben, und der war im neuen Volksglauben die Hauptperson".

Eine geschichtliche Tatsache, die die besondere Bedeutung des germanischen Glaubens- und Sittlichkeitsempfindens[1]) für die Entwicklung des Christentums schlagend beweist, wird nie genügend hervorgehoben. Man sagt wohl, nach dem Untergang der Antike hat das Christentum die europäische Gesittung wieder neu aufgebaut. Da müßte man unbedingt den Zusatz machen, das Christentum in germanischer Seele. Denn rund 450 Jahre, bevor der letzte große, vielleicht der wichtigste deutsche Stamm zum Christentum gebracht wurde, ist dieses in der Mittelmeerwelt herrschend geworden; in dieser, in der römischen Welt, hat das Christentum aber nicht einmal die Kraft gehabt, die vorhandene Kultur zu retten. Das Mittelmeerbecken, dieser Hauptschauplatz der antiken Kultur, wurde sogar durch den Islam dem Christentum zum größeren Teil wieder entzogen; und der Wiederaufbau der europäischen Gesittung oder die zweite Kulturepoche Europas, die christlich-germanische, entwickelte sich auf dem Nordseeabhang Europas, unter germanischen oder germanisch geführten Völkern.

Der Rat Gregors des Großen an den Abt Melitus vom Jahre 601, man solle die geweihten Stätten des alten Glaubens nicht zerstören, sondern nur umweihend verchristlichen und selbst die alten Volksfeste und Opferfeiern im wesentlichen bestehen lassen, mußte die örtliche Verbundenheit von Kultstätte und Gerichtsstätte befördern, weil eben solche Verbindung an diesen Stätten vorchristlicher Weihung vielfach schon bestand. Daß der Rat Gregors des Großen vielfach befolgt wurde, findet in den Denkmälern einen sehr deutlichen Ausdruck. Sehr häufig sind an christlichen Kirchen Unholde, Dämonen abgebildet, in Malerei und Steinbild; das ist nur so zu erklären, daß man die durch die frühere Kultstätte an dem Ort noch heimischen Heidengötter besonders zu bannen für nötig hielt; denn ohne Not hätte man sie, die man noch so sehr fürchtete, nicht an die Wand gemalt.

Selbst das vorchristliche Festmahl, das Gregor erhalten will und das sich in den Kirchweihfesten fortsetzt, findet an einigen Stellen einen denkmalhaften Ausdruck; am umfänglichsten an der Kapelle zu Belsen bei Tübingen (Abb. 6). Die Tierhäupter haben wohl vorchristlich eine kultische Verwendung, aber

[1]) Vgl. Eng. Mogk, Die heidnisch-germanische Sittenlehre im Spiegel der eddischen Dichtung. 1921.

Digitized by Google

nicht im Christentum. Nicht allzuweit von der Belsener Kapelle, an der Wurmlinger Kapelle unweit Tübingen, wurde noch bis zur Reformationszeit (bis 1530) auf Grund einer Stiftung der Grafen von Calw ein Festmahl gefeiert, bei dem die Tierhäupter und die abgezogene Stierhaut, auf der man sitzen mußte, eine besondere Rolle spielen. Das Sitzen auf der Stierhaut wird in den späteren Bußbüchern ausdrücklich als Heidenbrauch verboten [1]), auch gelegentlich des Verbots der Spurcalia in Februario, die wohl sicher ein germanisches und nicht ein antikes Fest bezeichnen [2]). An den Belsener Bildnereien fällt auf, daß das Männlein unten künstlerisch sehr viel schlechter und roher gearbeitet ist als die Tierköpfe. Es ist sicher nicht römischer Herkunft, wie Gotthold Gundermann es ansprechen wollte, als ein Bildnis der dort häufiger vorkommenden Göttin Herecura. Daß die Rockfalten zwischen den Beinen in dieser Weise weggewittert wären, ist schon naturwissenschaftlich unmöglich. Das Bild sollte den früher an dieser Stelle heimischen Heidengott darstellen und im Bilde bannen, wie die drei Gestalten am Turm in Hirsau; nur daß diese noch würdiger dargestellt sind; oder wie das Männlein in Illingen, Oberamt Maulbronn, in Rietheim, Oberamt Tuttlingen, in Lonsee, Oberamt Ulm; wo dem bärtigen Kopf ein dreigespaltenes Band aus dem Munde [3]) hängt, eine sehr häufige Darstellung, die ich nicht erklären kann, für die wir aber hier ausnahmsweise einen schriftlichen Beleg haben, daß sie etwas heidnisches kennzeichnen soll; nämlich im Cod. Lat. 661 in Lüttich ist der Stammbaum Wodans mit Unterschrift gegeben und dabei Wodan bildlich in dieser Weise dargestellt.

Abb. 6. Belsen unweit Tübingen. Oben Widderköpfe, links unten Schweinsköpfe, rechts Rind.

Daß das Männlein an der Belsener Stirnseite so viel roher und unbeholfener gebildet ist als die künstlerisch verhältnismäßig ganz gut beobachteten Tierköpfe, ist aber vielleicht in folgender Weise zu erklären, was ich aber zunächst nur als Vermutung aussprechen will; daß man nämlich, wenn man den vorchristlichen Unhold im Bilde bannen wollte, die noch vorhandenen Steinbilder aus vorchristlicher Zeit zum Muster nahm, die zu ihrer Zeit wirklich den heidnischen Gott darstellen sollten. Und diese alten Steinbilder waren eben so unbeholfen aus dem aufgerichteten Pfahl, dem Truncus,

[1]) Vgl. Jac. Grimm, Über Thieropfer, Deutsche Mythologie, 1835, S. 27 ff.

[2]) Vgl. C. P. Caspari, Prof. der Theologie in Christiania, Die homilia de sacrilegiis: „Die Sacrificia Spurcalia sind Schweineopfer . . . ., das Fest wird kein römisches sondern ein germanisches sein, das Wort Spurcalia tritt zuerst Ende des 7. oder zu Anfang des 8. Jahrhunderts auf. — Februarius, Hörninch, Spurkel hat 28 Tage; Heberegister des Klosters Freckenhorst.

[3]) Vgl. Paul Keppler, Württembergische Kunstaltertümer, S. 363.

Digitized by Google

dem Menhir herausgeschnitten, der ursprünglich das Bild des Heiligtums vorstellte. Solche Bilder waren sicher auch in späterer Zeit noch da und dort erhalten oder wenigstens in der Erinnerung. Das doppelköpfige Steinbild von Holzgerlingen in der Stuttgarter Sammlung ist doch wohl sicher, schon wegen der Zweiköpfigkeit, als Götterbild anzusprechen [1]); ebenso wohl zwei andere, die im Schönbuch gefunden sind, die Paret gelegentlich beschreibt, von denen ich aber keine Abbildung kenne. Die oben erwähnten kleinen und ganz rohen Bilder an den Kirchen in Rietheim und Brackenheim würde ich für solche bewußte Nachahmungen irgendwie noch bekannter heidnischer Götterbilder halten. Auf dem südlichen Querschiffsgiebel der oben schon erwähnten Kirche zu Königslutter sitzt ein solches Männlein (Abb. 7), das auch noch ein Urstück sein könnte, also wirklich noch als ein Götterbild gemeint aus vorchristlicher Zeit [2]), das also dort nur angebracht wäre, um es durch die Nähe der Kirche zu bannen und unschädlich zu machen. Auffällig ist besonders seine Legende, die in sich äußerst unwahrscheinlich ist und deshalb den Eindruck macht, als ob sie gerade nur erfunden wäre, um die vorchristliche Herkunft des Bildes zu verhüllen. Das Bildchen heißt nämlich der Holzwächter und es wird erzählt, es sei dort aufgestellt, um die Holzdiebe zu beobachten und abzuschrecken, die im benachbarten Stiftswald gerne stahlen.

Abb. 7. Königslutter.

In Schwaben ist die Vorstellung Wuotes-Heer, auch mit schwäbischem Umlaut von w zu m, Muotis-Heer, noch lebendig in der Einbildungskraft des Volks. In der offenbar sehr stark heidnisch umwehten Johanniskirche in Gmünd [3]) erscheint der wilde Jäger gar an drei Stellen. „Daß der wilde Jäger irgendwie mit dem Totengotte Wodan zusammenhängt", beweist ja der norddeutsche „Wode" und der „Odinsjäger" in Jütland [4]). Daß der wilde Jäger auch in diesen Gegenden noch die weitere Rolle des Seelenführers spielt, dafür glaube ich einen archäologischen Beleg gebracht zu haben (vgl. Abb. 66/67 in „Germanische Götter und Helden"); in den zwei Säulenköpfen

[1]) Siehe Abbildung im Mannus, 1927, S. 147.

[2]) In Nienburg a. d. Weser sind an der Kirche, verhältnismäßig hoch, einige ganz merkwürdige Bildhauereien eingemauert, die auch hier in Frage kommen könnten; so auch W. Siebert, Die Martinskirche zu Nienburg, 1924; außen an der Kirche auch ein älterer Kreuzstein; als Weihekreuz, aber ursprünglich wahrscheinlich Bezeichnung einer Dingstelle am Ort.

[3]) Vgl. Richard Hünnerkopf, Der wilde Jäger in Oberdeutschland. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 1, 1927, S. 38 ff.; vgl. dazu jetzt die vortreffliche neue Sonderabhandlung von Walter Klein, Die St. Johanniskirche in Gmünd, 1928.

[4]) Richard Hünnerkopf, a. a. O.

Digitized by Google

vom Michelsberg bei Kleebronn im Zabergäu, wo die wilde Jagd der ruhelosen Seelen unter dem Seelenführer und Lanzenkämpfer Wodan gegenübergestellt ist den Seelen, die dem Seelenführer und Lanzenkämpfer Michael gefolgt sind und nun, wie Tauben friedlich, in der ewigen Seligkeit leben. Hans Naumann, Christentum und deutscher Volksglaube, Zeitschrift für Deutschkunde, 1928, Heft 5, schreibt dazu: „Nur der längst nicht mehr verstandene Name Wode und schwäbisch Wuotes Heer" deuteten hier noch ältere germanische Vorstellungen an. „Der längst nicht mehr verstandene Name Wode"; freilich: aber wie versteht denn selbst heutiges Volk seine amtliche Kirchenlehre oder wie sehr mißversteht es sie[1]). Hans Naumann selbst weist darauf hin, daß vielfach das katholische Volk die Heiligen sehr gegen die

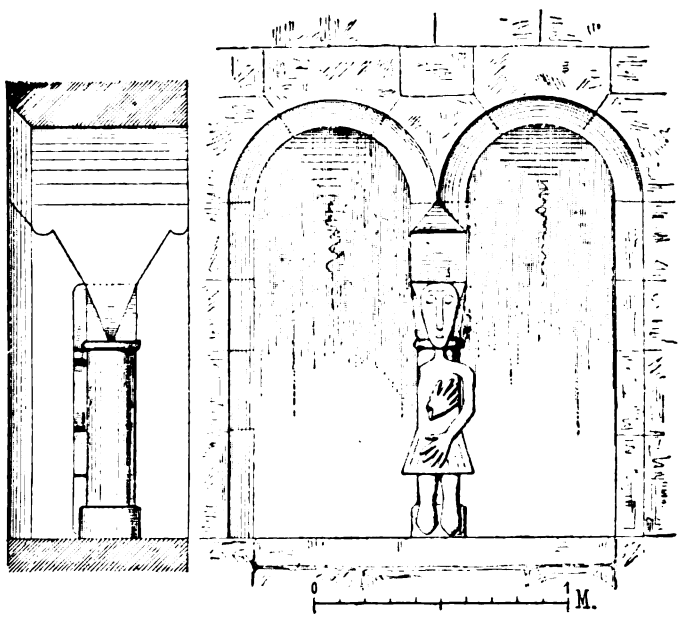


Abb. 8. Schalloch der Kirche in Niederkirchen bei Deidesheim.

amtliche Lehre der Kirche unmittelbar als Helfer anruft statt nur als Fürsprecher bei Gott. Also, daß die Vorstellungen sich im Laufe von anderthalb Jahrtausenden sehr gewandelt und verändert haben, beweist doch nichts dagegen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein Zusammenhang besteht, wenn sich der Name und andere Besonderheiten des Sturmgottes und Seelenführers erhalten haben; selbstverständlich nun christlich beeinflußt dahin, daß dieser jetzt ein böser Geist ist, mit dem die Seelen der nicht zum Heil gekommenen Abgeschiedenen nun nächtlich durch die Lüfte fahren müssen. Ein sehr bekannter Archäologe, also ein einwandfreier wissenschaftlicher Beobachter, erzählte mir kürzlich folgenden Zug aus seiner Heimat Mecklenburg, den sein Vater noch selbst erlebt hat und ihm selbst erzählte: während einer Lebens-

[1]) Paul Drews hat das Schlagwort „Religiöse Volkskunde" geschaffen; vgl. Karl Reuschel, Deutsche Volkskunde, S. 21; in dem ersten Heft der damals gerade von Gießener Dozenten, Albr. Dietrich, Karl Helm, auch dem Verfasser dieses mitbegründeten Hessischen Blätter für Volkskunde.

Digitized by Google

gefahr bei einer Wasserüberfahrt habe sein Nebenmann ein Stoßgebet gesprochen, in dem der Name Wode vorkam. Entrüstet stellte ihn nachher der streng protestantische Gewährsmann zur Rede, worauf der andere erwiderte, nun wenn's nichts nützt, so schadet's doch nichts. Der Berichterstatter war ausgesprochen entrüstet über diesen heidnischen Aberglauben; um so einwandfreier ist sein Zeugnis [1]).

Wenn die Sachsenkaiser vor der Schlacht zur heiligen Lanze beten, also auf der höchsten Bildungsstufe ihrer Zeit stehende Männer und überzeugte Christen, so kann man das doch wohl nicht mit Hans Naumann aus einer primitiven Volksreligion allgemeinster Verbreitung erklären; und christlich ist diese Verehrung doch auch sicher nicht; wie schon die Versuche der Verchristlichung beweisen, die einander widersprechen; als Lanze des heiligen Mauritius, als Lanze des Hauptmann Longinus am Kreuz und als Träger eines Nagels vom Kreuz Christi.

Abb. 9. Schallloch der Johanniskirche in Gmünd (Schwaben).

Der Glockenklang ist besonders geeignet, die Dämonen zu verscheuchen; überhaupt Lärm, wie Peitschenknallen gegen Hexen in der Walpurgisnacht (noch heute in Lingelbach, s. Hessenld., Mai 1928), wie man mit Geschrei vince luna und Zusammenschlagen von Töpfen den Himmelslichtern helfen will und die Untiere verjagen, die sie bei Finsternissen zu verschlingen drohen. In Bußbüchern muß dieses Lärmen noch ausdrücklich verboten werden. Deshalb werden in den Schallöchern der Kirchtürme vielfach Dämonen abgebildet. Auf eine Nachricht in Albert v. Hofmanns geschichtlichem Reisebegleiter suchte ich einen kleinen Ort in der Nähe

[1]) Er war also völlig frei von germanistischer Liebhaberei für solche Dinge. Diese kann einem freilich einmal eine Beobachtung in der Erinnerung verschönen und zuspitzen. Ich erinnere mich bestimmt, daß mir vor langer Zeit einmal ein Germanist — es muß ein Gießener Behaghelschüler gewesen sein, der über hessische Mundarten arbeitete — folgendes Erlebnis aus dem Odenwald erzählt hat. Er sei in geringer Entfernung hinter zwei Einheimischen auf der Landstraße gegangen als es blitzte. Da hätten die beiden Bauern den Hut abgezogen, und einer habe nach der Richtung des Blitzens gesagt, da ist er hinaus. Auf die erstaunte Frage des Germanisten: wer denn? habe der Bauer geantwortet: der Wode. Ich habe mich vielfach um diese Sache bemüht. So u. a. bei einem der besten Kenner des Odenwalds, Archivrat Morneweg in Erbach; aber ich habe keinerlei Bestätigung gefunden. Ich darf also diesen Zug, als nicht zuverlässig genug bewiesen, nicht verwenden. — Der neugefundene Mithrasstein von Dieburg zeigt bekanntlich den Mithras ganz abweichend von allen anderen üblichen Darstellungen als Reiter. Prof. Behrens, der die maßgebende Sonderschrift über den Dieburger Mithrasstein geschrieben hat, zögert nicht, diese Besonderheit des Dieburger Mithrasteins auf den Einfluß einheimischer Vorstellungen zurückzuführen. Die Sagen vom wilden Jäger, anknüpfend an den Rodensteiner, sind ja im Odenwald alteinheimisch. — Edward Schröder hat übrigens einmal gesagt, die Ableitung des Namens Odenwald von Wodan sei trotz der abweichenden Namensform nicht ausgeschlossen.

Digitized by Google

von Deidesheim auf, wo eine solche Gestalt in den Schallöchern steht. Sie ist einwandfrei durch die Teufelsohren als Dämon gekennzeichnet (Abb. 8). Und schon auf dem Hinweg von Deidesheim nach Niederkirchen fand ich folgende ganz nette volkskundliche Bestätigung. Ich fragte den Schrankenschaffner nach dem Weg nach Niederkirchen; er fragte mich nach Pfälzer Art sofort, was ich denn da wolle; er sei dort geboren. Ich antwortete, ich wolle mir die alte Kirche ansehen, besonders den Turm. Er sagte, ja da ist oben so ein Männle ausgehauen; das haben wir immer das Heidenmännle genannt und haben als Buben mit Steinen darnach geworfen. Also die Überlieferung von dem Dämon ist noch heute lebendig. Und das Bewerfen mit Steinen ist ein altes Kampfmittel gegen die Dämonen. Früher am Eingang des Doms in Trier, jetzt im dortigen Museum, steht ein schöner Marmortrumm, an dem man trotz schwerster Verstümmelung noch die Umrisse eines Frauenleibes erkennt. Es war ein Bild der Abgöttin Venus, das die den Dom besuchenden Pilger jahrhundertelang mit Steinen bewarfen.

In den Schallöchern der Johanniskirche in Gmünd steht ein Mann, der ein Kind frißt, also sicher ein Unhold, ohne daß man ihn näher deuten könnte; möglicherweise, in dieser Staufenzeit und bei ihren starken Berührungen mit Italien, in staufischem Stammlande, ist er schon antikisch beeinflußt, von Saturn (Abb. 9).

In Burgerroth in Franken steht einsam auf Bergeshöhe, fern von jeder Siedlung, auf einer Stelle reicher vorgeschichtlicher Funde, sicher einer vorchristlichen Kultstätte, die Kapelle der heiligen Kunigunde. In den Schallöchern die nebenstehende Gestalt (Abb. 10). Das Bild soll wohl die heilige Kunigunde vorstellen, aber diese,

Abb. 10. Schallloch in Burgerroth.

Digitized by Google

die ja verhältnismäßig spät auftritt, hat sicher an dieser Stelle eine starke vorchristliche Vergangenheit. Sie hält in der Hand einen Ring, in der andern das heilige dreiflammige Zeichen. Der Ring spielt in einigen Fassungen der Legende eine gewisse Rolle; daß die Kaiserin ihren Trauring verliert und dadurch in den Verdacht des Ehebruches kommt. Die Lilie oder Flamme ist offenbar ein ganz besonders geweihtes Zeichen; es krönt die Szepter der Könige und umkränzt den Kronenrand. Hier aber hält die heilige Kunigunde die Lilie oder dreiflammige Kerze ganz kurz gefaßt, also offenbar nicht wie ein Szepter. Diese dreiflammige Kerze begegnet sehr vielfach noch in christlicher Zeit; so verbunden mit dem Kreuz am Kirchentor zu Weinsberg; besonders auf

Abb. 11.

fällig und groß als einziger Schmuck eines Bogenfeldes in Bebenhausen; aber sie hat unzweifelhaft eine vorchristliche Weihebedeutung [1]).

In einem Bogenfeld in Eichel bei Wertheim führt das Lamm mit der Kreuzesfahne gegen ein Untier (Abb. 11); auf dem Bogenfelde aus Murrhardt (Abb. 12) führt das Lamm mit dem Kreuzeszeichen, von rückwärts her unter-

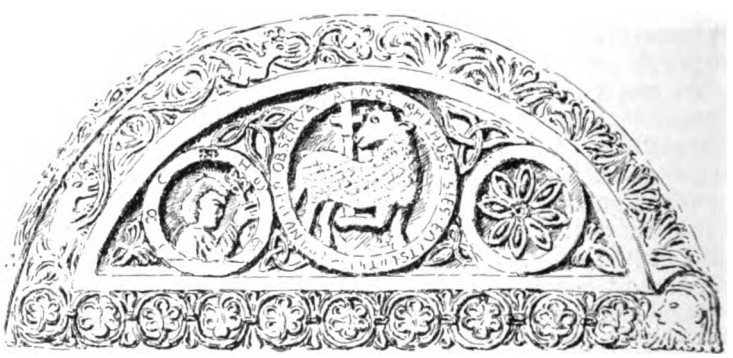


Abb. 12. Staufisches Bogenfeld aus Murrhardt, Württ.

stützt durch einen Priester mit dem Weihwedel, gegen das heidnische Sonnenzeichen, dessen Priester, langbärtig, noch in der Ecke angedeutet ist. Auf einem Bogenfelde der Kirche in Oberröblingen im Mansfelder Seekreis (Abb. 13) führt das Lamm, auch hier wie in Eichel durch die auffälligen Widderhörner als wehrhaft gekennzeichnet, von rückwärts unterstützt durch die segnende Hand eines Priesters, den Heerbann Christi gegen das Sonnenzeichen des Drehwirbels oder Hakenkreuzes, die die drehende oder rollende Bewegung sehr anschaulich verdeutlichen. Das Zeichen ist hier offenbar absichtlich etwas verhehlt, d. h. abweichend von der gewöhnlichen Form gestaltet, weil man

[1]) Professor Hermann Wirth kündigt im Anlageplan des 2. Bandes seines großen Werkes, der Aufgang der Menschheit, Diederichs 1928, zwei besondere Abschnitte über das Lilienszinnbild an.

Digitized by Google

sich doch auch noch vor ihm fürchtete und es nicht in der richtigen Form an die Wand malen mochte, um es nicht dadurch herbeizurufen; so wie man den Teufel lieber nicht mit seinem richtigen Namen nennt, sondern Gottseibeiuns. Auf dem Bogenfelde in Haubersbronn (Abb. 14) führt das Lamm gegen die dreiflammige Kerze, deren Weihung also hier noch als feindlich empfunden wird, während andernorts die im Volke lebendige Heiligkeit des Zeichens auch christlich benutzt wird. Unter den Bildern des Bogen-Frieses in Schwärzloch bei Tübingen, die sicher etwas bedeuten, wahrscheinlich die Bannung des an dieser Stelle alteinheimischen Schwertgottes, spielt die Dreiflamme eine große Rolle.

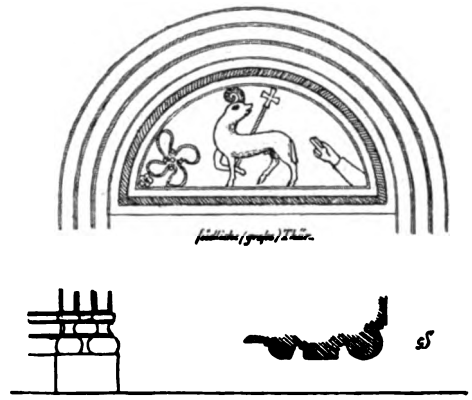


Abb. 13. Bogenfeld aus Oberröblingen, salisch oder frühstaufisch.

Die Lilie oder dreiflammige Kerze in der Hand der heiligen Kunigunde in Burgerroth, die an dieser Stelle irgendeine vorchristliche Gaugöttin verdrängt hat, genießt, wie schon gesagt, noch vorchristliche Weihung. Man hat den Dreiflamm auf die drei sichtbaren Mondphasen gedeutet; v. Amira, aber an der betreffenden Stelle ohne Belege, deutet sie auf dem Szepter als Zeichen des Königsfriedens. Nur soviel ist gewiß, daß der Dreiflamm Träger einer hohen Weihebedeutung ist, und die Weihung scheint irgendwie in besonderer Weise mit dem Rechts- und Staatsleben zusammen zu hängen.

Abb. 14. Bogenfeld aus Haubersbronn (Württ.)

Der Ruf Thejodute, Tojodute, Jodute, ist in niederdeutschen Rechtsquellen vielfach bezeugt als das Gerüfte bei gewaltsamem Frevel, das die handhafte Tat feststellen soll und Zeugen herbeirufen, daß der Rufer nun in rechter Notwehr sich der Gewalt erwehrt. So heißt es im Richtsteig Landrechts des 14. Jahrhunderts (Ausgabe von Homeyer), „so rufe Toyodute über deinen und des Landes verfesteten Mann, dann müssen dir das Gericht und die Dingpflichtigen folgen und Hilfe leisten". Das Wort bezeichnet aber auch eine Säule oder ein Standbild, das den Gerichtsplatz oder Alarmplatz bezeichnet, und zwar wird dieses die ursprüngliche Bedeutung sein; denn man

Digitized by Google

wird wohl eher den Alarmruf nach dem Alarmplatz als umgekehrt benennen. Diese Thejodutsäule hat sicher eine vorchristliche Vergangenheit. Heinrich v. Herford [1]) berichtet, daß die Sachsen im Jahre 1114 am Welfesholze nach ihrem Sieg über die verhaßten Franken das Bild eines bewaffneten und behelmten Mannes aufgestellt hätten, den die unwissenden Landleute den heiligen Thejodute genannt hätten. Eine andere Überlieferung erzählt, dieser Jodute sei ein Weidenstock gewesen, der in der Schlacht den Waffenruf, Waffenjo [2]) = mordjo (vgl. feurio), erhoben habe und so den Sachsen den Sieg gebracht habe. Kaiser Rudolf von Habsburg habe später wegen der damit getriebenen Abgötterei den Strunk wegnehmen und in eine dazu erbaute Kapelle setzen, also verchristlichen lassen. Der Stein steht aber heute noch als der sog. Hoyerstein, südwestlich Bergstätt in der Nähe des Welfesholzes, und hat heute noch seine Zauberbedeutung beim Landvolk. Diese ist sicher am letzten Ende vorchristlich; dieser Tyodut wird genau in der gleichen Weise als Siegeszeichen errichtet wie nach dem Bericht des Widukund von Corvey die Vorfahren der Sieger von 1114 nach ihrem Siege über die Thüringer vom Jahre 531 eine Irmensul errichtet haben. Die vorchristliche Bedeutung des Jodute wird weiter noch dadurch erhärtet, daß nach Jakob Grimm [3]) noch im späteren Mittelalter in Paderborn der Götze „Jodute" auf eine Stange gesteckt und dann von den Vornehmsten des Landes mit Prügeln herabgeworfen wird [4]). Die sprachgeschichtliche Erklärung des Wortes könnte nun äußerst aufschlußreich sein; aber leider gehen wie meist die Ansichten der Sprachforscher weit auseinander [5]).

Aber wenn Claudius von Schwerin in seiner Neuausgabe der Brunnerschen Rechtsgeschichte, S. 628, über die sprachgeschichtlichen Erklärungsversuche des Rufs kritisch bemerkt, was habe „man nicht alles in jenen schlichten Ruf hineingeheimnist", so ist eben die Voraussetzung, daß jener Ruf so schlicht sei, nämlich einfach Thiod Ut, also etwa Burschen heraus, bedeute, keineswegs sicher und vor allem ist Schwerin offenbar die wichtige Tatsache unbekannt, daß das Wort nicht nur den Alarmruf bedeutet, sondern und jedenfalls zuerst das Zeichen, die Säule, die auf dem Alarmplatz steht. Jener sprachgeschichtlichen Deutung steht eine andere gegenüber, die das Wort mit dem Götternamen Tiu, dem Gott des Gerichts, zusammenbringen will [6]).

[1]) Vgl. mein Irmensul und Rolandsäule, im Mannus 1925.

[2]) Mit ausgezogenem Schwerte und dreimaligen „Wopene jo" wurden die Dortmunder Grafschaftsbauern zur Gerichtsversammlung auf dem Wulferichskamp geladen; Aug. Meininghaus, Der alte Freistuhl zu Dortmund, S. 17; ebenda S. 15, daß in ältester Zeit die Femgerichte unmittelbar neben der Reinoldikirche stattfanden; der hl. Reinoldus trägt das Schwert, wie die Rolande, ohne einen Anhalt in seiner Legende; ebenso der hl. Patroclus in Soest; vgl. meinen Mannus-Aufsatz 1927.

[3]) Vgl. Ernst Mayer, Jodute (Rolandbild), Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, germanistische Abteilung, XLIV. Band, 1924.

[4]) Julius von Gierke (Deichrecht, Bd. I, S. 40) berichtet eine Art Beschwörungsformel beim Deichbauen gegen die Wasserfluten, früher anscheinend sogar mit Bauopfern (eingegrabenes Kind); O Tejodute de wei en de wo.

[5]) Müßte man nicht, angesichts der Verschiedenheit und Unsicherheit der schriftlichen Überlieferung, vor allem untersuchen, wie das Wort mundartlich ausgesprochen wird. Es lebt nämlich noch in der Sprache, wenn auch nicht mehr in der besonderen rechtlichen Bedeutung des Alarmrufs. So gibt es in Braunschweig eine Jodutenstraße und nach Heinrich Meier, Straßennamen der Stadt Braunschweig, Wolffenbüttel 1904, wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dort ein Jodutenstein erwähnt. Ferner gibt es einen Jodutenstein bei Suderburg im Amte Bodenteich und bei Wilsede im Gericht Amelinghausen, auch bei Dissellhöfede.

[6]) Vgl. Ahrens, Über Namen und Zeit des Campus martius. Jahresberichte des Lyzeums Hannover 1871/72; Derselbe, Tigislege. Ebenda, 1870/71.

Digitized by Google

Die süddeutsche Form des Alarmrufs, Zetergeschrei, würde dazu passen; Tiu nach der Lautverschiebung gleich Ziu. Aber man kann ja sich wohl nicht in der Sache entscheiden, wenn man nicht im engsten Sinne Fachmann, also Sprachgeschichtler von Sonderfach ist. Man ist auch leider nicht in der Lage, die sich häufig widersprechenden Meinungen der Sprachforscher nachzuprüfen; während unsere archäologischen Beweismittel im Gegensatz dazu jedenfalls, wie man einmal hervorheben darf, den Vorzug haben, daß sie einfach vorgelegt werden und von jedermann nachgeprüft werden können[1]); ob z. B. der auf dem Helmbeschlag von Upland neben Odin herfliegende Rabe mit dem Ring im Schnabel so viel Ähnlichkeit hat mit dem ringtragenden Raben auf dem Bilde des heiligen Oswald mit dem Waller im grauen Mantel, daß man einen bildgeschichtlichen Zusammenhang als vorhanden ansehen darf; ob die Lanze bei Fuß und der wie witternd vorgestreckte Pferdekopf auf dem Reiterstein von Hornhausen und auf den erzenen Heiltumszeichen der späten Völkerwanderungszeit wirklich so typisch sind, daß sie zusammenhängen müssen, etwa durch sakrale Vorgeschriebenheit, oder ob sie nur zufällig so stark übereinstimmen. Recht auffällig ist doch jedenfalls, was die eben berührte Erklärung des Wortes Tijodut betrifft, daß in gewissen niederdeutschen Gegenden, vorwiegend ostfälischen, also gerade auch in dem Hauptverbreitungsgebiet der Rolande, der Gerichtsplatz der Tie heißt[2]). Richard Röthe hat einmal mündlich geäußert, die Ableitung von Tiu sei möglich, obwohl sie nach dem Lautverschiebungsgesetz nicht stimme; denn Eigennamen veränderten sich gelegentlich auch in einer anderen als der gesetzmäßigen Weise.

Brunner schreibt im 1. Band der zweiten Auflage der Rechtsgeschichte, noch von ihm selber besorgt, S. 201: „Als der Gott, unter dessen Schutz die vornehmsten Gerichtsversammlungen standen, ist vermutlich der Tiwaz, Tius, Ziu anzusehen, der in dieser Rolle bei einzelnen Stämmen den Beinamen Thingsus geführt zu haben scheint“.... „Es ist der Gott, nach welchem wir den Dienstag (Tag des Tiwaz) benennen, der nur niederländisch als Dingstag (Tag des Things) erscheint[3])“.

[1]) Vgl. zu dem Folgenden die Abbildungen in meinem Mannus-Aufsatz 1928.

[2]) Vgl. die Belege bei Ahrens, a. a. O., und bei mir Irmensul und Rolandsäule, S. 21.

[3]) Hans Naumann schreibt a. a. O. von einer volkstümlichen Vorstellung, die nicht christlich zu erklären ist: „Keine Göttin, höchstens ein primitives Gespenst“. Ja, läßt sich denn dazwischen eine feste Grenze ziehen. Es liegt doch einfach so, daß die siegreiche Glaubensform die Gestalten der überwundenen Götterlehre zunächst, nämlich solange man noch Wirkungen von diesen befürchtet, also noch an ihr Dasein glaubt, als böse Geister, Unholde, Dämonen bezeichnet; und später, wenn diese völlig verblaßt sind, als Gespenster, also als Hirngespinste. — Die Herkunft der abenteuerlichen Kümmernislegende aus vorchristlichen Bestandteilen ist freilich bisher nicht erweisbar. Aber die kirchenamtliche Erklärung (Schnürer), daß man nach dem Aufkommen des schmerzgequälten, unbekleideten Cruzifixus „in Deutschland alsbald die bekleideten, ruhig stehenden Christusbilder nicht mehr verstanden habe“ (Hans Naumann) ist sicher nicht zutreffend. In Hessen (vgl. die beiden sehr schönen Stücke in Marburg und Kassel), in Münster, in Braunschweig, hingen die bekleideten Christusbilder immer an der Kirchenwand, ohne daß jemand je gezweifelt hätte, daß sie Christus darstellen und ohne daß sich eine Kümmernislegende daran geknüpft hätte. Der bekleidete Gekreuzigte des Imerward in Braunschweig hieß allerdings früher die heilige Era. Dieser Name, der jetzt kirchenamtlich beseitigt ist, ist höchst auffällig. Man müßte nach der Legende dieser heiligen Era suchen, die natürlich völlig apokryph ist. — Die Weihebedeutung des Hufeisens ist ganz sicher vorchristlich. Ihre germanisch-mythologische Herkunft ist durch Sagen und in Denkmälern (vgl. die Karlssteine bei Harburg a. d. Elbe, Gudensberg in Hessen) verhältnismäßig sicher nachweisbar; trotzdem wird, und zwar religionsgeschichtlich ganz naturgemäß, das Hufeisen auch in christliche Legenden (Petrus) und in christlichen Aberglauben verwoben.

Digitized by Google

Ein kretisches Ornament.

Von G. Rodenwaldt.

Mit 5 Abbildungen im Text.

Mit dem Erscheinen des Namens der Achäer auf hethitischen Tontafeln, der die Ergebnisse der archäologischen Forschung bestätigt, beginnt die mykenische Kultur in das Licht der Geschichte zu treten. Noch aber schweigen die Urkunden über Kreta und spotten die kretischen Archive ihrer Entzifferung. Solange dies der Fall ist, gehört seine Kultur der Prähistorie an, und wir können ihr nur nahen mit den Methoden, die klassische Archäologie und Prähistorie miteinander gemeinsam haben. Reicher, üppiger und farbiger lassen die Funde der letzten Jahrzehnte diese Kultur vor uns aufblühen als die mancher Epochen, die im hellen Licht der Geschichte liegen. Zu der fast unübersehbaren und von Jahr zu Jahr wachsenden Fülle ihrer Ornamentik will dieser Beitrag ein bescheidenes Glied hinzufügen.

Die Sammlung des archäologischen Seminars der Universität Berlin besitzt einige kleine Fragmente kretischer Fresken als Proben ihrer Technik und Farben. Eins von ihnen ist, wie eine erneute Reinigung erkennen ließ, bei aller Zerstörung so glücklich fragmentiert, daß sich eine Variation eines in anderen Beispielen schon bekannten Ornamentes daraus gewinnen läßt [1]). Das in Abb. 1 nach einer Photographie wiedergegebene Stück mißt in seiner größten Länge 9,5, in der Breite 7,2 cm. Die Dicke des Stückes vermindert sich von unten nach oben von 2,3 auf 1,8 cm; vermutlich stieß der obere Rand des Ornamentes an einen in das Mauerwerk eingefügten Holzbalken an, gegen den hin die Kalkunterlage [2]) dicker herangestrichen war.

Den größten Teil der Fläche nimmt das satte Rot ein, das nach alter Tradition den Grund vieler mykenischer Ornamente bildet. Links ist der obere Teil eines schwarz umrissenen und schwarz gefiederten Blattes erhalten; neben ihm ist an der linken unteren Ecke noch der Rest eines zweiten erkennbar. Rechts befindet sich ein Teil einer Rosette mit blauem Außenrand, schwarzen Bögen [3]) und einer Umrahmung durch eine weiße Punktreihe. Der rote Punktkreis im Innern läßt auf eine rote Mitte schließen. Am oberen Rande erscheint rechts der Rest eines hellroten Kelches, der von einem weißen Bande ausgeht, umrahmt von dicken schwarzen Umrißlinien. Technisch ist zu be-

[1]) Es wurde dem Seminar seinerzeit mit anderen Fragmenten und Scherben von G. Loeschcke geschenkt, der sie — unbekannt wann — auf dem Burghügel von Knossos gefunden hatte. Die Abbildung erfolgt mit freundlicher Erlaubnis des Direktors der Sammlung, F. Noack.

[2]) Tiryns: Ergebnisse der Ausgrabungen des Instituts. II, 205.

[3]) Zur Form der Rosette vgl. Tiryns II, 57. Die kleinen Zwickel zwischen dem dicken schwarzen Außenkontur der Rosette und den Bögen sind schwarz ausgefüllt.

Digitized by Google

merken, daß nur die Rosetten aus dem roten Grunde ausgespart waren; die blauen Blätter, das Weiß des Bandes und das Hellrot des Kelches sind auf das Rot aufgesetzt. Daher ist die Spitze des inneren blauen Blattes abgesprungen und nur in ihrem Umriß erkennbar. Das Rot ist an einigen Stellen abgescheuert; besonders gelitten hat, wie stets, die schwarze Farbe.

Abb. 1. Fragment in Berlin.

Wie diese Reste zu interpretieren sind, lehrt die schematische Rekonstruktion Abb. 2. Es handelt sich um eine Abwandlung jenes Ornamentbandes, das ich aus einigen in Tiryns gefundenen Fragmenten herstellen konnte (Abb. 3) [1]). Es besteht aus ineinandergesteckten, blattartigen Gliedern, in deren Innerem sogenannte Papyrusblüten der fünfblätterigen Form sitzen, während auf dem Rand noch Teilblüten entspringen [2]). Ein ursprünglich rein lineares Ornament hat sich hier mit einem naturalistischen, wenn auch schon stark stilisierten Element verbunden. Es ist ein Zeugnis jener Phase der kretischen Kunst, in der „die zuerst lebendige formale Idee sich ein Vor-

[1]) Tiryns II, Taf. VI, 6—8; Rekonstruktion mit eingefügten Fragmenten S. 41, Abb. 11. Eine farbige Herstellung, zu der ergänzend die schönen Fragmente einer weiteren Variation aus Tiryns (a. a. O., Taf. VI, 1) herangezogen wurden, enthält Taf. III von Rodenwaldt, Die Kunst der Antike (Propyläen-Kunstgeschichte).

[2]) Für alle Einzelheiten der Formen vgl. Tiryns II, 44 ff.

Digitized by Google

Ein kretisches Ornament.

Von G. Rodenwaldt.

Mit 5 Abbildungen im Text.

Mit dem Erscheinen des Namens der Achäer auf hethitischen Tontafeln, der die Ergebnisse der archäologischen Forschung bestätigt, beginnt die mykenische Kultur in das Licht der Geschichte zu treten. Noch aber schweigen die Urkunden über Kreta und spotten die kretischen Archive ihrer Entzifferung. Solange dies der Fall ist, gehört seine Kultur der Prähistorie an, und wir können ihr nur nahen mit den Methoden, die klassische Archäologie und Prähistorie miteinander gemeinsam haben. Reicher, üppiger und farbiger lassen die Funde der letzten Jahrzehnte diese Kultur vor uns aufblühen als die mancher Epochen, die im hellen Licht der Geschichte liegen. Zu der fast unübersehbaren und von Jahr zu Jahr wachsenden Fülle ihrer Ornamentik will dieser Beitrag ein bescheidenes Glied hinzufügen.

Die Sammlung des archäologischen Seminars der Universität Berlin besitzt einige kleine Fragmente kretischer Fresken als Proben ihrer Technik und Farben. Eins von ihnen ist, wie eine erneute Reinigung erkennen ließ, bei aller Zerstörung so glücklich fragmentiert, daß sich eine Variation eines in anderen Beispielen schon bekannten Ornamentes daraus gewinnen läßt [1]). Das in Abb. 1 nach einer Photographie wiedergegebene Stück mißt in seiner größten Länge 9,5, in der Breite 7,2 cm. Die Dicke des Stückes vermindert sich von unten nach oben von 2,3 auf 1,8 cm; vermutlich stieß der obere Rand des Ornamentes an einen in das Mauerwerk eingefügten Holzbalken an, gegen den hin die Kalkunterlage [2]) dicker herangestrichen war.

Den größten Teil der Fläche nimmt das satte Rot ein, das nach alter Tradition den Grund vieler mykenischer Ornamente bildet. Links ist der obere Teil eines schwarz umrissenen und schwarz gefiederten Blattes erhalten; neben ihm ist an der linken unteren Ecke noch der Rest eines zweiten erkennbar. Rechts befindet sich ein Teil einer Rosette mit blauem Außenrand, schwarzen Bögen [3]) und einer Umrahmung durch eine weiße Punktreihe. Der rote Punktkreis im Innern läßt auf eine rote Mitte schließen. Am oberen Rande erscheint rechts der Rest eines hellroten Kelches, der von einem weißen Bande ausgeht, umrahmt von dicken schwarzen Umrißlinien. Technisch ist zu be-

[1]) Es wurde dem Seminar seinerzeit mit anderen Fragmenten und Scherben von G. Loeschcke geschenkt, der sie — unbekannt wann — auf dem Burghügel von Knossos gefunden hatte. Die Abbildung erfolgt mit freundlicher Erlaubnis des Direktors der Sammlung, F. Noack.

[2]) Tiryns: Ergebnisse der Ausgrabungen des Instituts. II, 205.

[3]) Zur Form der Rosette vgl. Tiryns II, 57. Die kleinen Zwickel zwischen dem dicken schwarzen Außenkontur der Rosette und den Bögen sind schwarz ausgefüllt.

Digitized by Google

merken, daß nur die Rosetten aus dem roten Grunde ausgespart waren; die blauen Blätter, das Weiß des Bandes und das Hellrot des Kelches sind auf das Rot aufgesetzt. Daher ist die Spitze des inneren blauen Blattes abgesprungen und nur in ihrem Umriß erkennbar. Das Rot ist an einigen Stellen abgescheuert; besonders gelitten hat, wie stets, die schwarze Farbe.

Abb. 1. Fragment in Berlin.

Wie diese Reste zu interpretieren sind, lehrt die schematische Rekonstruktion Abb. 2. Es handelt sich um eine Abwandlung jenes Ornamentbandes, das ich aus einigen in Tiryns gefundenen Fragmenten herstellen konnte (Abb. 3) [1]). Es besteht aus ineinandergesteckten, blattartigen Gliedern, in deren Innerem sogenannte Papyrusblüten der fünfblätterigen Form sitzen, während auf dem Rand noch Teilblüten entspringen [2]). Ein ursprünglich rein lineares Ornament hat sich hier mit einem naturalistischen, wenn auch schon stark stilisierten Element verbunden. Es ist ein Zeugnis jener Phase der kretischen Kunst, in der „die zuerst lebendige formale Idee sich ein Vor-

[1]) Tiryns II, Taf. VI, 6—8; Rekonstruktion mit eingefügten Fragmenten S. 41, Abb. 11. Eine farbige Herstellung, zu der ergänzend die schönen Fragmente einer weiteren Variation aus Tiryns (a. a. O., Taf. VI, 1) herangezogen wurden, enthält Taf. III von Rodenwaldt, Die Kunst der Antike (Propyläen-Kunstgeschichte).

[2]) Für alle Einzelheiten der Formen vgl. Tiryns II, 44 ff.

Digitized by Google

Abb. 3. Rekonstruktion eines Wandornaments aus Tiryns.

Digitized by Google

Die Rosette hat dort (Abb. 4) die gleiche Form gehabt wie auf dem neuen Fragment. Auf dem weißen Rand hat Fyfe ein Blattornament angedeutet, das sich häufig, namentlich in der Toreutik, als Randschmuck findet[1]). In Tiryns ist keine Spur davon vorhanden; wohl aber erscheint auf dem Berliner Stück links neben dem Kelch der Anfang eines festen schwarzen Striches, der vielleicht zu einem derartigen Ornament zu ergänzen ist. Für die Richtig-

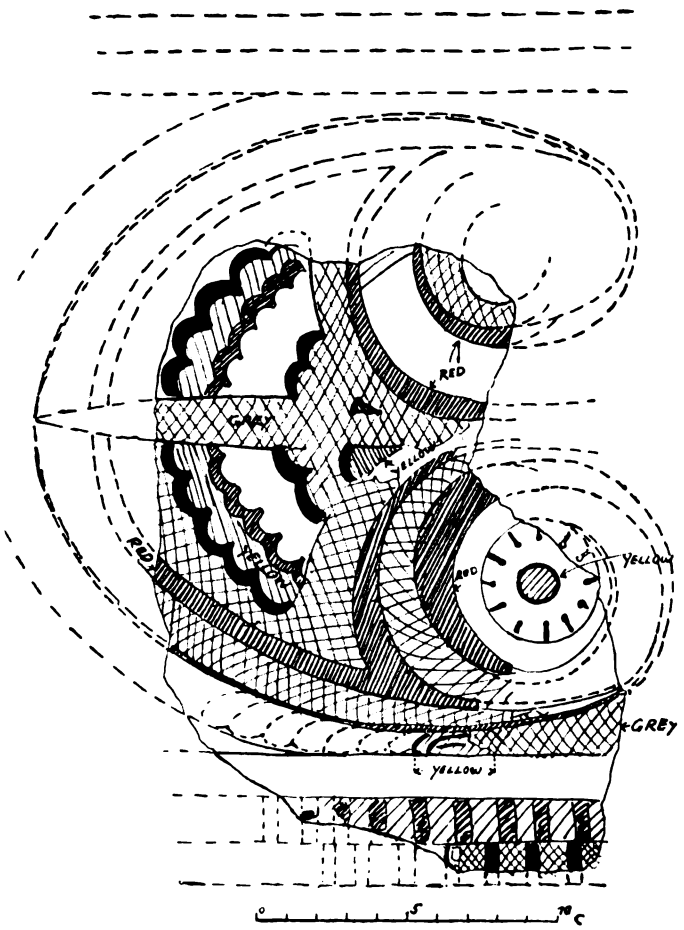


Abb. 4. Ornament aus Knossos.

keit der Rekonstruktion von Fyfe spricht auch das Vorkommen des gleichen Motivs auf dem allerdings sehr vereinfachten Blattmuster eines Goldstreifens aus Mykenai (Abb. 5)[2]).

Die Blütenkelche waren auf dem von Fyfe behandelten Stück gelb ebenso wie auf dem Tiryntber Muster. Auf dem Berliner Fragment sind sie in dem helleren Rot gemalt, das in der kretisch-mykenischen Malerei und

[1]) Z. B. Evans a. a. O., II, 639, Fig. 404.
[2]) Nach A. J. B. Wace, A Cretan Statuette in the Fitzwillian Museum, Pl. XII, 80a (vgl. S. 33).

Digitized by Google

Textilkunst eine besondere Rolle spielt und in der Verwendung ganz fest von dem dunklen Rot unterschieden wird [1]). Auch mit dieser Einzelheit werden wir in den Zusammenhang schon bekannter Ornamentik geführt; denn hellrote Blütenkelche finden wir an den Blumen der großen Doppelspirale, die sich in Tiryns aus zahlreichen Fragmenten rekonstruieren ließ [2]).

Es ist kein Zufall, daß dieses, Richtung und Bewegung so lebhaft betonende Ornament sowohl in der Keramik wie in der Wandmalerei beliebt war. Mit Recht ist die Torsion, die rotierende Bewegung, als das charakteristische Kennzeichen der Dekoration kretisch-mykenischer Keramik bezeichnet worden. Gehört doch Bewegtheit und Beweglichkeit zum Wesen des kretischen Stils überhaupt. In der erhaltenen Keramik stehen uns diese Eigenschaften

Abb. 5. Goldstreifen aus Mykenai.

besonders sinnfällig vor Augen. Aber einen ebenso bezeichnenden Ausdruck fanden sie in der Dekoration des Raumes [3]). Im Gegensatz zu Ägypten wird nicht jede Wand für sich komponiert, sondern in ungebrochenem Lauf ziehen sich die Figurenfriese und die sie begleitenden Ornamente, ohne die Ecken zu beachten, rings um den Raum herum.

[1]) Z. B. ist der Grund von Ornamenten stets dunkelrot und niemals hellrot. Als Grund von Textilmustern erscheint mit einer einzigen Ausnahme (Theben) stets Hellrot (die dunkelroten Stoffe des Tirynther Frauenfrieses haben kein Muster). Die Bänder der Feldereinteilung auf den Fußböden sind stets dunkelrot, während als Grund der Felder neben Blau und Gelb das helle Rot erscheint. Diese für den Eindruck sehr wesentliche Differenzierung ist auf der auch sonst wenig glücklichen farbigen Abbildung des Fußbodens im Hof des Megarons von Mykenai bei H. Bossert, Farbige Dekorationen, Taf.. XVIII, nicht beachtet.

[2]) Tiryns II, Taf. VII.

[3]) Vgl. Tiryns II, 218 ff.; Rodenwaldt, Fries des Megarons von Mykenai 64, A. 39. Während F. Matz, Die frühkretischen Siegel 90 ff., die Verschiedenheit der Raumdekoration in Ägypten und Vorderasien gut analysiert, hat er sich das Komplement zur Torsion der kretischen Keramik, das sich für die Raumdekoration nachweisen läßt, entgehen lassen. Der grundsätzliche Zweifel, den er 175, A. 3 unter Berufung auf das Labyrinthfresko ausspricht, ist unberechtigt. Dieses könnte einen besonderen Abschnitt wie die Nischen in der Nordfassade des Zentralhofes in Phaistos (Evans a. a. O., I, 373, Fig. 271) geschmückt haben. Aber auch Ausnahmen würden an dem überwiegenden Gebrauch, der durch erhaltene Ecken, durch die nachweisbare regelmäßige Verbindung von Figurenfriesen mit Streifenornamenten, endlich durch das völlige Fehlen von Ecklösungen bewiesen wird, keinen Zweifel erlauben.

Digitized by Google

Ornamentik und darstellende Kunst.

Von Nils Aberg.

Mit 8 Abbildungen im Text.

Ich habe mir folgende Frage gestellt: weshalb ist diese Blume stilisiert? Weil sie Ornament ist, und Ornamentik oft stilisiert. Was ist nun die Ursache der ornamentalen Stilisierung? Weshalb nimmt nicht die Ornamentik ihre Blumen direkt von den Wiesen her, weshalb muß das Natürliche erst unnatürlich gemacht werden, bevor es für die Zwecke der Ornamentik verwendbar wird?

Es gibt eine Stilisierung, deren Aufgabe es ist, durch ihre Übertreibung den natürlichen Eindruck zu verstärken. Wenn ein Künstler versucht, das Bild eines Raubtiers im Sprung wiederzugeben, so bildet er nicht das Tier ab, wie es in einem bestimmten Augenblick aussah, sondern er gibt ein in gewissen Hinsichten stilisiertes Bild von demselben. Ihm ist nicht das Tier, sondern das Tier im Sprung das Wesentliche, und daher vergrößert er den Sprung selbst, dehnt ihn gleichsam aus und übertreibt Momente, die damit zusammenhängen, reduziert dagegen, schematisiert oder unterdrückt Einzelheiten von untergeordneter Bedeutung. Er nimmt mit anderen Worten eine Stilisierung vor, die den natürlichen Eindruck verstärkt und somit ein wahreres Bild von der Natur gibt, als wie es ein gewöhnliches Menschenauge aufzufassen vermag.

Als einen direkten Gegensatz hierzu stellt sich die ornamentale Stilisierung dar, die nicht die Aufgabe hat, den natürlichen Eindruck zu verstärken, sondern sich vielmehr von der Natur entfernt, sich in der Richtung nach dem Unnatürlichen hin entwickelt. Wir wollen nun die Gesetze der ornamentalen Stilisierung untersuchen.

Die denkbar einfachste Ornamentik besteht in einer rhythmischen Wiederholung einer geometrischen Figur oder von Gruppen solcher, wie Punkte, Kreise, Dreiecke, Striche usw. In erster Linie muß also die Ursache des ästhetischen Genusses bei einer rhythmischen Wiederholung klargestellt werden. Weshalb singen Arbeiter eine eintönige Melodie, wenn sie eine schwere Arbeit ausführen, und weshalb singen Soldaten ein taktfestes Lied, wenn sie in geschlossenem Trupp marschieren? Weil sie eine gemeinsame Arbeit ausführen, welche erleichtert wird, wenn die Individuen sich zu einer Einheit, gleichsam zu einem Organismus zusammenschließen, beherrscht von einem einzigen Willen. Die Arbeiter haben gemeinschaftlich einen Stein zu heben, die Soldaten gemeinschaftlich ihren Trupp vorwärtszubringen. Der Rhythmus bindet sie zusammen, macht sie gleichzeitig handeln und suggeriert ihnen den Glauben, daß die Arbeit leicht sei; denn was rhythmisch vor sich geht, geht mit Leichtigkeit vor sich.

Digitized by Google

Der ästhetische Genuß bei dem Rhythmus, wie er in Tanz und Musik, in Ornamentik, in der gereimten und rhythmisch behandelten Sprache erscheint, hat seine Ursache in einer Empfindung davon, daß etwas mit großer Leichtigkeit vor sich geht. Das Leben selbst lehrt uns, daß die rhythmische Handlung die leichteste ist. Die körperlichen Lebensfunktionen gehen in großer Ausdehnung rhythmisch vor sich: der Herzschlag und Pulsschlag, das Atmen, die Bewegungen der Glieder bei einer gewohnten Arbeit. Aber auch der Gedanke will gern rhythmisch arbeiten. Er will von Ursache zu Wirkung laufen, ohne jähe Umschläge, ohne unvorhergesehene Momente, er will hinlaufen wie von Perle zu Perle an einer Perlenschnur. Die eingeübten Gedankenbahnen, wo das Kommende mit monotoner Gleichförmigkeit kommt, wo gleichartige Momente sich ständig wiederholen, sie sind für den Gedanken die leichtesten. Die Erfahrung zeigt somit, daß das Leben am leichtesten arbeitet, wenn es rhythmisch arbeitet. Daher gewährt der Rhythmus der Ornamentik Genuß, weil er gleichsam das Leben wiederspiegelt, wenn es mit spielender Leichtigkeit arbeitet. Ist also Ornamentik als Leben, als eine Wiederspiegelung menschlichen Lebens aufzufassen? Ist Ornamentik dasselbe wie eine Fläche beleben?

Gleichwie der Wüstenwanderer sich freut, im Sande eine Spur zu sehen, die ihm andeutet, daß die Unfruchtbarkeit der Wüste sich wandeln wird, wenn er sich gastlicheren Gegenden nähert, so mutet es auch das Auge an, eine leere Fläche durch ein Ornament belebt zu sehen. Die leere Fläche macht dem Auge den Eindruck der Unfruchtbarkeit, das Ornament ist gleichsam die Spur eines lebenden Willens, der über die Leere dahingeschritten ist; es bricht die Öde der Fläche und regt an, indem es den Gedanken an menschliche Ordnung und gesetzmäßige Organisation wachruft. Aus diesem Gesichtspunkt läßt sich also sagen, daß die Ornamentik das menschliche Leben wiederspiegelt.

Das Leben ist eine Organisation, beherrscht von einem einzigen Willen. Das gilt sowohl von dem eigenen Körper mit seiner Mannigfaltigkeit von Kräften, wie von dem Betätigungsfelde des Willens nach außen hin. Der Wille ordnet und beherrscht, die Organisation soll gehorchen und arbeiten ohne Widerstand, soll arbeiten mit spielender Leichtigkeit. Ornamentik ist eine Organisation, ist wie ein lebender Organismus, beherrscht von dem ornamentalen Willen. Die Ornamentmotive sind wie Zellen im Organismus, ihre Organisation besteht in rhythmischer Wiederholung, in symmetrischen Gruppierungen, in Feldereinteilung, Rahmen und Leistenwerk. Mit solchen Mitteln und anderen, die später zu schildern sein werden, beherrscht der ornamentale Wille sein Material und macht es sich untertänig.

Wie alles Lebende besitzt auch die Ornamentik gleichsam einen dunklen Trieb, zu wachsen und sich auszubreiten, üppiger und reicher zu werden. Die Grenze ihrer Expansion ist durch die Fähigkeit bedingt, das Material zu beherrschen. Das Wesentliche der Ornamentik sind nämlich nicht die Details, aus denen sie zusammengesetzt ist, sondern die Kraft, die die Details beherrscht und sie in eine gesetzmäßige Organisation hineinzwingt. Das Auge muß mit Leichtigkeit diese Gesetzmäßigkeit erkennen, muß sehen können, daß dort Einheit in der Mannigfaltigkeit ist, daß Ordnung und Gehorsam herrscht. Wird einer Ornamentik mehr Material zugeführt, als ihre Organisation zu beherrschen vermag, so entsteht eine Überladung, die zur Auflösung und zum Zerfall der Organisation führen kann. Beispiele hierfür bietet die Kunst der nordischen Völkerwanderungszeit.

Digitized by Google

Die ornamentale Organisation kann auf mannigfach verschiedene Weise vor sich gehen. Die Motive können bis ins kleinste geordnet werden, es kann ihnen aber auch größere Freiheit gelassen werden, sie können ungebunden durch Rhythmus und Symmetrie bleiben, so daß sie schließlich anscheinend ein vollständiges Wirrnis bilden. Dann bekundet sich gleichwohl die Organisation in der Art und Weise, wie diese Ornamentik, diese chaotischen Flecke in Felder eingeschlossen, von Rahmen und Leistenwerk gebunden oder durch das Spiel der Farben oder durch Schatten und Lichter zusammengehalten werden.

Ist Ornamentik als Leben aufzufassen, so braucht sie nicht auf die geometrischen Motive angewiesen zu sein, sondern kann auch ihre Motive direkt dem Leben entnehmen, der Welt der lebenden Organismen, also Pflanzen, Tieren, Menschen; man könnte hinzufügen Erzeugnisse menschlicher Arbeit, wie Vasen, Hausgeräte, Flechtbänder, die auch etwas von dem Leben in sich schließen, das sie schuf. Wenn die Ornamentik so das rein Geometrische verläßt und die lebenden Organismen in ihren Bereich zieht, erhebt sie sich gleichzeitig auf einen höheren Plan und erhält eine erhöhte Fähigkeit, die wechselnden Erscheinungen des Lebens wiederzugeben. Wir werden diese Entwicklungssteigerung in der lebensfrohen Kunst der klassischen Völker verfolgen.

Die klassische Ornamentik liebt die Pflanzenmotive. Bisweilen werden diese fast unmittelbar aus der Natur übernommen: Blätter und Zweige, Blüten und reife Früchte ohne oder mit geringer Stilisierung. Freie Natur bezeichnen sie gleichwohl nicht, die Organisation tritt in ihrer Zusammenstellung zu Sträußen, Kränzen und Girlanden hervor, die oft mit flatternden Bändern umwunden oder geknüpft sind. Die Organisation kann sich auch auf andere Weise geltend machen, beispielsweise, indem die Motive sich parallel zu einem zusammenhängenden Teppich ordnen oder fächerförmig von einem bestimmten Punkt ausstrahlen oder rhythmisch wiederholt und symmetrisch kombiniert werden.

Wird dagegen ein Pflanzenmotiv in die Ornamentik eingeführt, ohne irgendwie gruppiert zu werden, also in voller Freiheit, so tritt fast mit Naturnotwendigkeit eine Stilisierung desselben ein. Die Stilisierung tritt vielleicht nicht immer stark hervor. Vielleicht sieht man leicht, welcher Art die Blume angehört. Aber man sieht auch, daß die Blume nicht direkt von der Wiese hergenommen ist, sondern daß sie gelernt hat, zu gehorchen. Stilisieren ist, zum Gehorsam unter den ornamentalen Willen zwingen. Die Stilisierung spielt dieselbe Rolle wie das Ordnen bei Sträußen, Kränzen und Girlanden; eine Organisation hat sich dort betätigt, eine Wille hat dem Ganzen seinen Stempel aufgedrückt, dort ist nicht mehr freie Natur, es ist Natur, die zum Gehorsam gezwungen worden ist.

Der ornamentale Gehorsam ist ästhetisch ansprechend, weil er gleichsam einen Idealzustand abspiegelt, nach welchem der menschliche Wille hinstrebt: seine eigene Organisation so zu beherrschen, daß sie gehorcht und arbeitet ohne Widerstand, ohne unnötigen Kraftverbrauch, daß sie mit spielender Leichtigkeit arbeitet. Es gewährt einen Genuß, diesen Gehorsam unter eine Organisation in Ornamentik verwirklicht zu sehen.

Wenn Ornamentik ist, zum Gehorsam zwingen, und wenn Stilisierung ein Ausdruck für diesen Gehorsam ist, so erhebt sich die Frage, weshalb die Stilisierung nicht stets bis zu ihrer äußersten Grenze getrieben wird. Stehen nicht unter solchen Umständen die stilisierten Tierfiguren der germanischen

Digitized by Google

Völkerwanderungskunst ornamental höher als beispielsweise ein klassischer Vogel, der an einer Traube pickt, oder die vierfüßigen Tiere, die sich frei zwischen Blättern und Ranken bewegen? Es soll hier untersucht werden, wie weit die Stilisierung getrieben werden darf, ohne daß die ornamentale Organisation dadurch Schaden leidet.

In der klassischen Ornamentik kann die Stilisierung bisweilen zu reiner Geometrisierung getrieben werden. Eine Borte, die einen Eindruck von Festigkeit erwecken soll, wird oft mit Lotusblumen verziert, so stark stilisiert, daß sie fast in geometrische Figuren übergegangen sind. Hier wird nicht ein weiches und spielendes Rankenmotiv verwendet, weil eben die Borte hart sein soll wie eine eiserne Kette. Soll ein Pflanzenmotiv zur Anwendung kommen, so muß es also erst hart gemacht werden. Einen harten Eindruck aber macht die Geometrisierung, es liegt etwas von brutaler Kraft in einer derartigen Bezwingung eines lebenden Motivs.

Aber auch abgesehen von speziellen Zwecken dieser Art, ist die ornamentale Stilisierung keineswegs frei und willkürlich, sondern an bestimmte Gesetze gebunden. Man spricht, streng genommen, nur von Stilisierung lebender Motive. Die Stilisierung macht diese gehorsam, indem sie sie eines Teiles ihrer natürlichen Freiheit beraubt, sie in die Richtung zum Unnatürlichen hin zwingt. Dabei tritt jedoch eine allmähliche Minderung ihrer ursprünglichen Vitalität ein, die bei vollständiger Geometrisierung ganz verschwindet. Die Aufgabe der lebenden Motive war es jedoch, der Ornamentik Leben zuzuführen, und werden sie ihres Lebens durch zu starke Stilisierung beraubt, so ist ihre Aufgabe verfehlt, und die Ornamentik sinkt wieder hinab zum geometrischen Stil hin. Hieraus ergibt sich somit die Begrenzung der Stilisierung. Stilisieren ist zum Gehorsam zwingen, aber lebende Organismen können nur bis zu einem gewissen Grade bezwungen werden. Geht die Stilisierung weiter, so nimmt die Vitalität ab, und nimmt die letztere zu, so muß die erstere abnehmen. Durch eine solche Wechselwirkung kann die Ornamentik in einer geschickten Hand ein außerordentlich empfindliches Instrument bei der Wiedergabe der Lebenserscheinungen in ihren verschiedenen Abstufungen werden.

Die Vorliebe der klassischen Ornamentik für Pflanzenmotive hat ihren Grund darin, daß diese eine starke Stilisierung vertragen, also sehr gehorsam gemacht werden können, ohne ihre natürliche Vitalität einzubüßen. Anders die Tiermotive, die unter den Fesseln der Stilisierung bald ihre Lebenskraft verlieren. Die Tiere müssen daher gewöhnlich das meiste ihrer natürlichen Freiheit behalten. In klassischer Ornamentik werden gewöhnlich Tiere wiedergegeben, die entweder sich frei und ungebunden in einem gehorsamen Laubwerk bewegen oder so weit gezähmt worden sind, daß sie gelernt haben, Bänder und Girlanden emporzuhalten. Das Tiermotiv bleibt somit nicht mehr ein reines Ornament, es wird nur Gegenstand ornamentaler Komposition.

Die primitiven Völker besaßen nicht dasselbe Vermögen wie die klassischen, in ihrer Ornamentik die lebenden Motive zu verwerten. Ein Naturvolk konnte zwar solche unmittelbar aus der Natur hernehmen, gewöhnlich aber wurden sie rasch geometrisiert, so daß beispielsweise Tier- und Menschenbilder schließlich zu Zickzackbändern oder anderen mehr oder minder unverständlichen Figuren wurden. Es zeigt dies, daß das Gefühl für die Bedeutung der lebenden Motive gering war, wenn auch diese zunächst verhältnismäßig naturalistisch wiedergegeben wurden.

Digitized by Google

Von Interesse in der hier berührten Hinsicht ist auch die nordische Völkerwanderungskunst, die von klassischer Kultur her sowohl Pflanzen- als Tiermotive übernahm. Die Tiermotive wurden begieriger aufgenommen und besser verwertet, weil das Tier dem Menschen näher stand als die Pflanze und daher leichter dazu verwendet werden konnte, menschliche Verhältnisse wiederzuspiegeln. Die Pflanzen dagegen wurden kaum als lebend anerkannt, konnten mithin nicht auf dieselbe Weise dazu gebracht werden, Leben wiederzuspiegeln. Die lebenden Pflanzenmotive der klassischen Kunst wurden daher nicht aufgenommen; nur die zu Spiralen geometrisierte Akanthusranke gelang es einigermaßen zu verwerten. Aber nicht einmal die einfache Spiralranke ließ man immer als solche fortleben; sie zerfiel oft in ein Gewirr von zusammenhangslosen oder rein geometrisch gruppierten Spiralen, die alle Spuren von dem Leben des ursprünglichen Motivs verloren hatten. So sank die klassische Pflanzenornamentik bei den Barbaren herab zu einer geometrischen Dekoration, die schließlich zu Flecken wurde, bedeckt mit Spiralen und eingeschlossen in mittelst Rahmen und Leistenwerk gebundene Felder.

Ähnlich gestaltete sich die Entwicklung der Tierornamentik, die von den verhältnismäßig naturalistischen provinzial-römischen Vorbildern zu immer mehr stilisierten Formen ging, welche schließlich in ein sinnloses Geknäuel von Körpern und Gliedern zerfielen oder ein wirres Spiel von Schlingen bildeten. Es entstanden hier gleichsam Chaosflecke, die sich über alle erreichbaren Flächen auszubreiten drohten, und die nur mit Schwierigkeit in gebührenden Grenzen gehalten werden konnten. Zwischen diesem Chaos und den zusammenhaltenden Kräften der Komposition kam es zu einer starken Spannung, die dem Ganzen einen Eindruck von Leben und Aktivität verlieh. Die Ornamentik verlor jede Spur von dem Leben der tierischen Motive, erhielt aber Leben von anderer Seite her und ward so zu einem wirksamen Ausdrucksmittel für die starke und leidenschaftliche Gefühlswelt der Völkerwanderungszeit.

Nachdem die nordische Tierornamentik die Höhe von Verwirrung und Auflösung erreicht hatte, trat mit der Vendelzeit eine Renaissance ein, die zur Folge hatte, daß die zerfallenden Teile sich wieder zu ganzen Tierfiguren zusammenschlossen, andauernd gleich stark oder noch stärker stilisiert, aber doch mehr organisch zusammengehalten. Die Stilisierung nahm dann noch weiter zu, und die Wirkung der Ornamentik lag schließlich zu großem Teil in dem kühnen und eleganten Linienspiel. Das Leben der ursprünglichen Tiermotive wurde so auf ein Minimum reduziert, scheint aber doch nie ganz verlöscht worden zu sein. Es sieht aus, als habe man eine gewisse Befriedigung davon erfahren, daß dieses geometrische Linienspiel bei näherer Prüfung sich als aus einer Menge sehr gefügiger Tiere bestehend erwies.

Der Unterschied zwischen germanischer und klassischer Ornamentik tritt mit schlagender Schärfe bei einem Vergleich zwischen einer nordischen Tierfigur in jüngerem Vendelstil und einer klassischen Akanthusranke hervor. Der Germane stilisierte ebenso stark und ebenso elegant wie der klassische Künstler, aber ihm mangelte das Gefühl des letzteren für die Fähigkeit der lebenden Motive, Stilisierung zu vertragen. Das Pflanzenmotiv erkannte er nicht als lebend an, bediente sich also nicht desselben, aber er stilisierte das Tier ebenso stark wie der klassische Künstler die Pflanze stilisierte.

Bezeichnend für nordische Umstilisierung fremder Motive ist auch die Ornamentik aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Sie gab Menschen, Pflanzen und Tiere wieder, alle in gleichartiger Weise stilisiert mit Zipfeln

Digitized by Google

und Schnörkeln, die sich in Haar und Bart, in Schwanz und Federschopf, in Tiergliedern und Pflanzenteilen einnisteten. Es war, als wollte man aus lauter bekannten Elementen das Bild von etwas Fremdem zusammenstellen, oder als wollte man einen fremden Text in eine bekannte Sprache übersetzen. So reagierte der nordische Künstler gegenüber der Natur. Er fühlte sich einsam und fremd in einer großen und chaotischen Natur, die ihn gleich einer geheimnisvollen und feindlichen Macht umgab. Die Stilisierung ist sein Protest. Er will nicht einsam einer feindlichen Natur gegenüberstehen, er will nicht dulden, daß die Natur sich ihm so aufdrängt, wie sie ist, er will vielmehr, daß sie sich nach ihm richtet, will Ordnung und Gehorsam um sich haben. Daher stilisiert er.

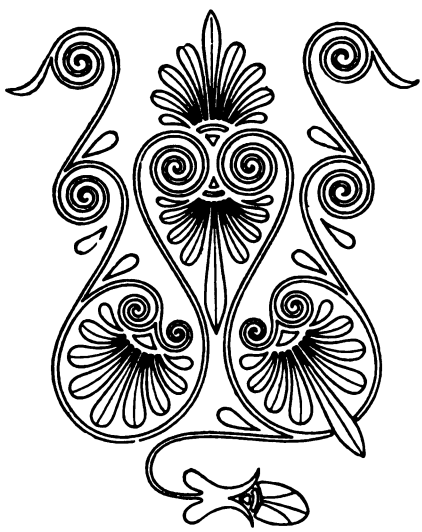


Abb. 1.

Die Kunst der Antike stand weniger fremd der Natur gegenüber. Auch sie forderte Ordnung und Gehorsam, aber nicht um den Preis einer gewaltsamen Bezwingung der Natur. Die Pflanze wurde stilisiert, weil sie eine solche Behandlung vertrug, die Tiere durften ihre Freiheit behalten. Eine glückliche Verbindung von Gehorsam und ungebundener Freiheit erreichte die klassische Ornamentik in der Zusammenstellung von Pflanzen- und Tiermotiven: Tiere, die spielen oder jagen, Vögel, die an Trauben picken, flatternde Schmetterlinge, eitel Freiheit und Lebenslust unter gefügigen Blättern und Ranken.

Die Freiheit der klassischen Ornamentik spiegelt auch eine andere Erscheinung wieder, die bisher nicht berührt worden ist. Mit steigender Kultur wird der Einzelne mehr und mehr der Organisation der Gesellschaft untergeordnet, und damit macht sich ein immer stärkeres Bedürfnis nach Freiheit geltend, indem das Individuum verlangt, daß seine Unterwerfung aus freiem Willen geschehen soll, nicht aber unter Zwang. Dieser schwer zu lösende Konflikt tritt auch in der Kunst hervor, die ja nur menschliche Lebenserscheinungen abspiegelt. Am deutlichsten erscheint er vielleicht in der Entwicklung der darstellenden Kunst, doch macht er sich auch in der Ornamentik geltend, beispielsweise in der Zusammenstellung freier und gehorsamer Motive, Gegensätze, die einander ergänzen, indem sie sowohl das Bedürfnis nach Organisation wie das Verlangen nach Freiheit befriedigen. Auch in Komposition und Motivgruppierung kann dieses Verlangen nach größerer Freiheit zum Ausdruck kommen. Eine streng durchgeführte Symmetrie kann zuweilen als starr, unfrei und drückend empfunden werden. Die Symmetrie ist von fundamentaler Bedeutung für klassische Ornamentik, notwendig für ihre Organisation und muß daher bestehen, kann aber gleichwohl an untergeordneten Punkten aufgehoben werden, so daß die Komposition einen freieren und mehr abwechselnden Charakter erhält. Ein Beispiel bietet das griechische Rankenmotiv Abb. 1.

Die ornamentale Organisation ist die Äußerung eines Prinzips, das

Digitized by Google

sich in aller Kunst geltend macht. Es beherrscht mithin auch die darstellende Kunst, nicht von Beginn an, erobert sie aber im Laufe der Entwicklung. In ihrem Anfange ist die darstellende Kunst nicht Kunst, nur beschreibende Bilder, die durch ihren Inhalt sprechen [1]). Man weiß, daß kulturell weniger hoch entwickelte Völker Meister in ornamentaler Kunst und gleichzeitig ungeschickt und verständnislos gegenüber der darstellenden Kunst sein können. Eine solche Bilddarstellung wie die in Abb. 2 wiedergegebene von dem Kultwagen des Oseberger Schiffes ist kein Kunstwerk, vielleicht aber von derselben Hand verfertigt, die mit überlegenem Geschick die verwickeltste ornamentale Kunst beherrschte. Hier begegnet uns nur Unordnung und Planlosigkeit, und die zusammenhaltende Kraft fehlt. Ähnliches gilt von der in Abb. 3 dargestellten Felsenzeichnung auf dem Ramsundsberge in Södermanland, den

Abb. 2.

Abb. 3.

Bildern, die die Sage von Sigurd dem Fafnirstöter schildern. Daß diese Bilder nicht Kunstwerke geworden sind, liegt nicht an ihrem Inhalt, sondern an der Komposition. Es fehlt der ornamentale Wille, der das Material durchdringt und organisiert und es gefügig macht.

Die Unfähigkeit, durch die Komposition das Bildmaterial zu beherrschen, fühlte man bereits damals als einen künstlerischen Mangel, dem man auf verschiedene Weise abzuhelfen suchte. Zunächst stand nur ein Ausweg offen: in größerer oder geringerer Ausdehnung den Bildinhalt in Ornamentik umzuwandeln. Ein Beispiel haben wir in der Christusdarstellung des Jellingesteins (Abb. 4), wo die Christusfigur Bild geblieben, das Kreuz aber in ein Spiel von Schlingen umgewandelt worden ist. Ein anderes Beispiel ist das öländische Kruzifix Abb. 5, die Christusfigur nur mit geometrischen Spiralen an den Achselhöhlen und die Hüftengegend aufgelöst in ornamentale Schlingen. Die Entwicklung ging hier auf einem Wege, der nicht zum Ziel führen konnte.

[1]) Wir sehen dabei von dem primitiven Naturalismus ab, beispielsweise der paläolithischen Kunst, die eine eigene Erscheinung bildet und ihre eigene Erklärung hat.

Digitized by Google

Ein anderer Ausweg war der, das Bildmaterial mit reiner Ornamentik zusammenzustellen, beispielsweise es in Medaillons einzufügen und von blattreichen Ranken umschlingen zu lassen (Abb. 6). Damit wurden gewisse bedeutsame Resultate erreicht, aber zu dem endgültigen Ziele gelangte man gleichwohl auf diesem Wege nicht. Das Problem näherte sich seiner Lösung erst, als man einzusehen gelernt hatte, daß die einzelnen Motive Bilder bleiben müssen, die Komposition aber dem ornamentalen Willen untergeordnet werden muß. Wie dies zuging, soll hier an einigen herausgegriffenen Beispielen veranschaulicht werden.

Als erstes Beispiel mögen die Giebelskulpturen des griechischen Tempels auf Ägina dienen. Wie aus Abb. 7 hervorgeht, sind die einzelnen Skulpturwerke natürlich ausgeführt, aber zu einer streng symmetrischen Kompo-

Abb. 4.

Abb. 5.

sition vereinigt, in welcher rechts und links sich völlig entsprechen und die Figuren in gleichen Winkeln nach beiden Seiten hin sich neigen. Die strenge Symmetrie der Komposition ist unabhängig von dem Bildinhalt, und sie ist nicht natürlich. Hier herrscht der ornamentale Wille, der das Bildwerk sich gefügig gemacht hat durch eine rein geometrische Gruppierung der Details zu einer geschlossenen Einheit. Die Komposition macht hier denselben Eindruck wie eine stilisierte Akanthusranke, die aus einer Vase emporwächst und sich symmetrisch nach beiden Seiten hin ausbreitet.

In der darstellenden Kunst der Renaissance tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen: die einzelnen Motive sind Bilder, die Komposition ist ornamental. Ein Künstler der Hochrenaissance interessiert sich vielleicht wenig für den Inhalt seiner Bilder, als seine Aufgabe fühlt er es vielmehr, aus einem an sich interesselosen Motiv ein Kunstwerk zu schaffen. Die künstlerische Arbeit wird dabei in großer Ausdehnung in die Komposition verlegt, und die Aufgabe wird in der Weise gelöst, wie es von Wölfflin in seinem berühmten

Digitized by Google

Werk über die Kunst der Renaissance geschildert worden ist. Das Bild wird ornamental aufgebaut und organisiert, teilweise vollkommen unabhängig von dem Bildinhalt und nach rein geometrischen Prinzipien. Einer lebenden Gruppe wird vielleicht die Form einer geometrischen Pyramide gegeben. Figuren rechts werden durch Figuren links kompensiert. Zwei Köpfe werden durch einen dritten gebunden, der die dritte Spitze in einem gleichseitigen Dreieck bildet. Das Material wird in eine kleine Fläche gesammelt, eine Szene spielt sich in engem Rahmen ab, denn sammeln und konzentrieren ist beherrschen. Der lebende Bildinhalt wird so nach geometrischen Grundsätzen geordnet, Linien und Farben, Schatten und Lichter spielen gegeneinander, Gegensätze bringen einander ins Gleichgewicht. Die Beugung eines Arms und die Falte eines Kleides bilden eine geometrisch schöne Linie. Linien in einer Richtung erhalten eine Verstärkung oder eine Gegenwirkung durch andere Linien in derselben oder einer anderen Richtung. Durch derartige und mannigfache andere Kunstgriffe werden die Details zu einer geometrisch bedingten Einheit verbunden, nahe verwandt mit der der Ornamentik, aber im Gegensatz zu dieser eine Organisation gegen den Hintergrund eines wirklichen Bildinhalts darstellend, der nicht vergewaltigt werden darf. Der Bildinhalt darf nicht mit denselben brutalen Mitteln wie ein Ornamentsmotiv bezwungen werden, die Eroberung der darstellenden Kunst durch die ornamentale Organisation muß daher verschleiert und zu einer unsichtbaren Okkupation gemacht werden.

Abb. 6.

Abb. 7.

Die Unterwerfung der darstellenden Kunst kann somit ebenso stark gestaltet werden wie die der Ornamentik, sie tritt aber in anderer Weise zutage. Die Organisation der Ornamentik war mit Gewalt zwingend, die der darstellenden Kunst ist eine freiwillige. Das Bildwerk des äginetischen Tempels steht auf der Grenze, seine Komposition ist reine Ornamentik, dagegen aber verspürt man in den Schöpfungen der Renaissancemeister nichts

Digitized by Google

gewaltsam Bezwingendes. Die Komposition mag teilweise nach geometrischen Prinzipien aufgebaut sein, die geometrische Gebundenheit erscheint gleichwohl nicht als Zwang, nicht als Unnatur, sondern als freie Natur, die sich freiwillig ordnet. Die Organisation erhält so mehr den Charakter freiwilligen Zusammenschlusses als gewaltsamer Bezwingung. Der menschliche Wille lernt im Laufe der Entwicklung seine eigene Organisation in immer freieren Formen spiegeln, schließlich unmittelbar in der freien und unberührten Natur.

Die Eroberung der darstellenden Kunst durch die ornamentale Organisation führt so zu ähnlichen Erscheinungen wie innerhalb der reinen Ornamentik. Die Motivgruppierung der Ornamentik von der strengsten Gebundenheit durch Rhythmus und Symmetrie hin zu den freieren Formen mit immer lockereren Details, bis zu dem ganz Wirren, den chaotischen Flecken, die nur

Abb. 8.

durch Feldeinteilung und Leistenwerk gebunden sind, diese Erscheinungen kehren auch in der darstellenden Kunst wieder. Das Bildwerk des Aphaiatempels repräsentiert die streng durchgeführte Symmetrie, die geometrische Gebundenheit. Aber eine geometrische Gruppierung braucht sich nicht immer so elementar wie in rechts und links zu bekunden, sie kann dadurch verhüllt werden, daß sie kompliziertere geometrische Formen annimmt, kann auch geometrisch verschwinden, aber als solche für das Auge bestehen bleiben, sie kann auch für das Auge verschwinden, so daß die Details den Eindruck von Unordnung und Planlosigkeit erwecken, einer Planlosigkeit aber, die nur scheinbar ist und darauf beruht, daß die Organisation zu anderen Hilfsmitteln gegriffen hat. Die Möglichkeiten sind hierbei unbegrenzt und können dazu gebracht werden, sich schmiegsam verschiedenen Zwecken anzupassen.

Die ornamentale Organisation in der darstellenden Kunst hat nicht nur die Aufgabe, die Details zu einer dem Auge leicht überschaubaren geschlossenen Einheit zu verknüpfen, sie kann auch dazu benutzt werden, den Bildinhalt direkt zu verstärken, indem sie bei dem Betrachter gewisse subjektive Empfindungen hervorruft, wie solche der Schwere, der Leichtigkeit, Ruhe, Bewegung, Lebhaftigkeit, Heftigkeit usw. Wenn demnach die Ornamentik

Digitized by Google

nur zu dem Zwecke stilisiert, Gehorsam zu erzwingen, so „stilisiert" dagegen die darstellende Kunst zu dem Zwecke, den Bildinhalt zu verstärken. Sie kann Wolken und Baumzweige, Felsen und Steine, Wind und Wasser dazu bringen, die Handlung zu verstärken, die der Held der Szene ausführt. Bezeichnende Beispiele sind in Wölfflins Arbeit über die Kunst der Renaissance geschildert.

Ähnliches gilt von der Motivgruppierung. Eine symmetrische Gruppierung zwingt durch ihren geometrischen Bau die Aufmerksamkeit nach der Mitte hin, und eine symmetrische oder rhythmische Gruppierung, die an einem bestimmten Punkt einen Bruch erfährt, zwingt die Aufmerksamkeit auf diesen hin, wodurch die hier befindlichen Bildelemente eine erhöhte Betonung erhalten. Eine ruhige und beherrschte Handlung wird durch eine streng abgewogene Komposition verstärkt, eine lebhaftere und beweglichere durch eine freiere Gruppierung der Einzelheiten, ein ungebundeneres Spiel von Linien und Farben. Die gewaltsame Spannung einer Kampfszene erhält eine erhöhte Gewaltsamkeit, wenn zugleich die ornamentale Organisation bis an die Grenze des Chaos herangeführt wird, wo sie gleichsam dazu gebracht wird, zu erbeben wie ein Schiff im Sturm unter dem Anprall der aufrührerischen Kräfte, die es darniederhalten und zum Gehorsam zwingen muß.

Als Beispiel für die letztgenannte Erscheinung sei Michelangelos Kentaurenkampf (Abb. 8) angeführt, in welchem der Kampf des Herakles und der Griechen gegen Eurytos und seine Kentauren um die geraubten Frauen dargestellt wird. Auf den ersten Blick hin erscheint das Bildwerk wie Wirrnis und Chaos, ein Hohn auf alle Symmetrie und Gesetzmäßigkeit. Es macht den Eindruck eines chaotischen Durcheinanders kämpfender Gestalten in ungestümen, verzerrten Bewegungen, sich durcheinander schlingend wie ein Knäuel von Schlangen. „Bei näherer Betrachtung ordnet sich jedoch das Ganze übersichtlich, ja symmetrisch um Eurytos' hoch emporgerichteten und schönen Oberkörper. Es zeigt sich, daß je elf Figuren ihn beiderseits umgeben. Ja, alle Gestalten haben sozusagen ihr Gegenstück in verwandter Stellung" [1]). Ein stark zusammenhaltendes Element bildet auch die plastische Reliefbehandlung mit ihrem Spiel von Schatten und Lichtern. Der wirre und chaotische Charakter der Komposition ist also nicht so groß, daß sie nicht andauernd der zusammenhaltenden Kraft des ornamentalen Willens gehorcht. Aber die Grenze ist erreicht, und die Spannung ist auf ihren Höhepunkt gestiegen.

[1]) Brandes, Michelangelo, Kopenhagen 1921.

Digitized by Google

Die Entstehung der germanischen Flechtbandornamentik.

Von Herbert Kühn.

Mit 20 Abbildungen im Text.

Über die Frage der Entstehung der Flechtbandornamentik in der Kunst der Völkerwanderungszeit ist eine Einigkeit bisher nicht erzielt worden. Wird dies Ornament jetzt auch allgemein als typisch für die germanischen Kulturen angesehen, so gilt es doch gleichzeitig als übernommen aus dem Ornamentschatz der Antike. Die Beantwortung der Frage ist deshalb schwierig, weil die Spätantike ein klar ausgebildetes Flechtband kennt, das besonders häufig auf Mosaiken vorkommt, und zwar nicht nur als Randmuster, sondern auch als flächenfüllendes Element.

In derselben Funktion erscheint ein Flechtband bei den germanischen Völkern der Völkerwanderungszeit, und es ist durchaus verständlich, daß die Frage nach der Herkunft des germanischen Ornaments auf außerordentliche Schwierigkeiten stößt.

Dies Problem ist methodisch nur so zu lösen, daß die Kontinuität der Entwicklung nach dem Fundmaterial untersucht werden muß, wobei sich herausstellen wird, ob das Flechtband als fertiges Motiv in dem germanischen Inventar erscheint oder ob seine innere, einheitliche, ungebrochene Entwicklung aus anderen, vorgegebenen Formen erkennbar ist. Sollte sich das plötzliche Auftauchen des Motivs ergeben, wäre der antike Ursprung erwiesen, sollte sich die langsame, in sich notwendig bedingte, innere Umwandlung erkennen lassen, wäre der autochthone Ursprung sichergestellt.

Nach langer Sichtung und immer neuer Prüfung des Materials auf diese Frage hin hat sich nun für mich ganz deutlich und unzweideutig der zweite Weg ergeben: Das Flechtband ist in der Völkerwanderungszeit neu geboren worden, geboren aus vorher anderen Formen, es ist nicht fertig übernommen aus der Antike, sondern hat als Ornament der Völkerwanderungszeit seinen eigenen Ursprung, seine eigene Entstehung in dieser Zeit selbst.

Übernommen ist aus der Antike die Ranke, der Mäander, der Kerbschnitt, die Palmette.

Die Palmette, ein Motiv, das auch die Antike wieder übernommen hatte — es stammt aus Vorderasien und in seiner ältesten Form als Lotosblume aus Ägypten — wird zuerst entlehnt. Sie kommt vielfach vor auf den gotischen Silberblechfibeln, an der Ansatzstelle des Bügels an der Kopfplatte und am Fuß. Solche Stücke mit gut ausgebildeter Palmette finden sich in

Digitized by Google

Arcy-St. Restitue (Dep. Aisne) [1]) (Abb. 1), in Brescia [2]) (Abb. 2), Nagyvárad (Com. Bihar) [3]) (Abb. 3), Marchélepot (Dep. Somme) [4]) (Abb. 4) in Spanien [5]) (Abb. 5) und an einigen anderen Stellen.

Die sehr weite Verbreitung dieser Fibeln von Ungarn über Frankreich bis Spanien entspricht der schnellen Wanderung der Goten von 401—418. Damit sind auch diese Fibeltypen zeitlich bestimmt. Von der Mitte des fünften Jahrhunderts ab sind die Fibeln gegossen und jetzt verliert sich langsam die Palmette. Auf einem Stück aus Straßburg [6]) (Abb. 6) (noch nicht gegossen) ist die Palmette schon nicht mehr zu erkennen. Nur je ein Halbkreis und Nietpunkte sind übrig geblieben.

Nach 480 ist die Palmette ganz verschwunden: ein fremdes Element, das aufgenommen wurde, das keine innere Weiterentwicklung erlebte und deshalb starb. Es konnte nicht assimiliert werden, es konnte auch nicht umgebildet werden, und so erlag es der Entwicklung.

Anders ist es mit der Ranke, dem Mäander-

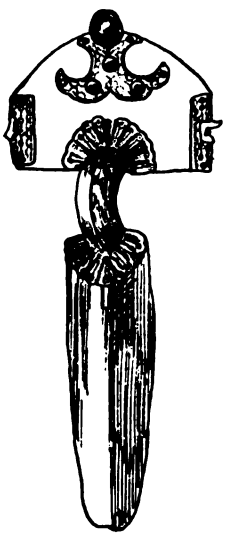


Abb. 1. Arcy-St. Restitue. Dép. Aisne. ⅓ nat. Gr.

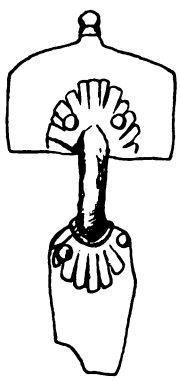


Abb. 2. Brescia. ½ nat. Gr.

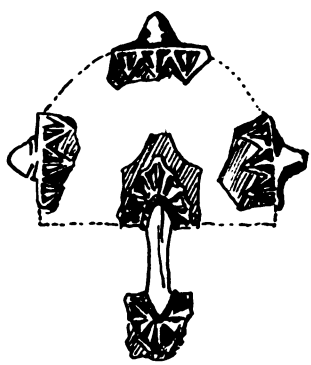


Abb. 3. Nagyvarad (Com. Bihar, Ungarn). ⅓ nat. Gr.

und dem Kerbschnitt. Alle drei Motive wurden schon von den Westgoten aufgenommen. Sie erscheinen sämtlich auf den gegossenen gotischen Silberblechfibeln. Die zuerst aufgenommene Ornamentik ist der Kerbschnitt. Er tritt schon bei den ungegossenen Silberblechfibeln der ersten Jahrzehnte des fünften Jahrhunderts auf (Abb. 3, 4). Auf die glatte Fibel werden gepreßte

[1]) Montelius: Den nordiska järnålderns kronologi. Svenska fornminnesför. tidskrift. Bd. IX—X. Stockholm 1896—1897, Abb. 228. — Åberg: Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit. 1922. Abb. 69.

[2]) A. Götze: Gotische Schnallen. Berlin o. J., Abb. 1. — Åberg: Die Goten und Langobarden in Italien. 1923, Abb. 25.

[3]) J. Hampel: Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. Braunschweig 1905, II, S. 693. — Åberg: Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit. 1922, Abb. 71.

[4]) Boulanger: Le cimetière franco-mérovingien et carolingien de Marchélepot (Somme). Paris 1909, Taf. II. — Åberg: Die Franken und Westgoten. 1922, Abb. 73.

[5]) Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 306, 307, 314.

[6]) Salin: Die altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904, Abb. 26a. — Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 68.

Digitized by Google

Silberbleche aufgelegt. Eine ſolche Fibel, bei der der Kerbſchnitt die ganze Kopfplatte und den Fuß bedeckt, ſtammt aus Kärlich (Koblenz) [1]) (Abb. 7).

Abb. 4. Marchélepot (Dép. Somme). 1/3 nat. Gr.

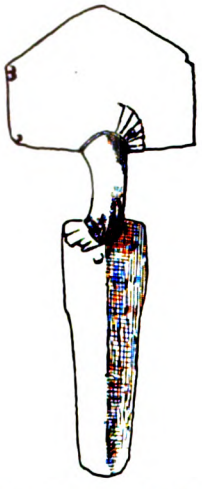


Abb. 5. Spanien, ohne Fundangabe, Muſeum Madrid. 1/3 nat. Gr.

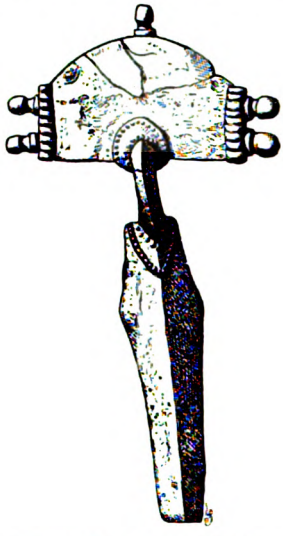


Abb. 6. Straßburg (Elſaß). 1/2 nat. Gr.

Abb. 7. Kärlich (Koblenz). 1/3 nat. Gr.

Abb. 8. Gáva, Ungarn. 1/4 nat. Gr.

Abb. 9. Tarragona (Spanien). 1/2 nat. Gr.

Der Zeit nach 450 gehören die Silberblechfibeln mit Rankenornamentik an. Die Rankenornamentik taucht ebenſo wie die Kerbſchnittornamentik

[1]) Salin: Die altgermaniſche Tierornamentik. 1904, Abb. 29. — Åberg: Franken und Weſtgoten. 1922, Abb. 74.

Digitized by Google

unvermittelt auf — es gibt keine Vorformen, keine Entwicklungsstufen — ein deutlicher Beweis also, daß hier ein fertiges Motiv entlehnt worden ist.

Bei der Fibel aus Gáva [1]) (Ungarn) (Abb. 8), die zu den ältesten Fibeln mit Rankenornamentik gehört, ist sofort Kopfplatte und Fußplatte ganz überzogen mit Ranken, die durchaus antiken Typus tragen. Die Fibel ist gegossen und gehört der Zeit zwischen 450 und 460 an.

Noch etwas später tauchen Mäanderformen auf. Sie gehören wie die Rankenmotive erst der Zeit nach 450 an. Sie erscheinen zuerst bei den gegossenen gotischen Silberblechfibeln. Zu den ältesten Typen dieser Art gehört eine Fibel des Berliner Museums, die aus Tarragona in Spanien stammt [2]) (Abb. 9). Sie trägt an der Ansatzstelle des Bügels noch ein Schraffenmotiv im Halbkreis, das an die Stelle der ursprünglichen Palmette getreten ist.

So sind alle vier Motive: Palmette, Kerbschnitt, Ranke, Mäander fertig übernommen worden. Sie stammen sämtlich aus der antiken Welt. Die Palmette wurde eliminiert, Kerbschnitt, Ranke und Mäander lebten aber durch 100 Jahre hindurch fort. Ihre Herrschaft liegt in der Zeit von 450—550. In dieser Zeit werden neue Ornamentmotive nicht aufgenommen. Es ist die Zeit, in der die germanischen Stämme die Herrschaft in Europa haben, die Zeit, in der Theoderich den Gedanken der Verbindung des germanischen Elementes mit dem antiken dachte, die Zeit der Verschmelzung, Annäherung, Verbindung.

Abb. 10. Weimar, nach Götze. 2/3 nat. Gr.

Erst nach 550 erwacht das Bedürfnis nach Verselbständigung, Loslösung. 553 sind die Goten am Vesuv geschlagen, 558 wird das Frankenreich wieder vereinigt unter Chlotachar I.: überall Gründe für ein neues Aufleben des Volksbewußtseins.

In dieser Zeit nun erlöschen die alten Formen: Kerbschnitt, Ranke, Mäander. Ein Neues entsteht, das aus dem Alten herauswächst, aber ein anderes Gesicht gewinnt: die Flechtbandornamentik. Sie ist nicht plötzlich da wie Kerbschnitt oder Ranke, sie erwächst ganz langsam. Man kann die Stufen der Entwicklung verfolgen, man kann sehen, wie dieses Motiv Leben gewinnt, wie es wird, wie es anfängt zu atmen, bis es schließlich die Herrschaft gewinnt und zum Ausdruck des germanischen Wesens überhaupt wird.

Die Entwicklung geht vor sich an den Fibeln mit ovalem Fuß. Diese Typen fehlen ganz im gotischen Gebiete sowohl bei den Westgoten wie bei den Ostgoten; in Skandinavien, im fränkischen Gebiet sind sie selten, sie müssen also, wie auch Åberg feststellte [3]), mitteldeutschen Ursprungs sein. Die ältesten Stücke dieser Art gehören in die Zeit um 500. Eine Fibel aus dem Grab 84 in Weimar (Abb. 10) erlaubt die genaue Datierung: sie ist zusammen mit einer Münze des Kaisers Zeno, der von 474 bis 491 lebte, gefunden worden [4]). Diese Fibel hat stark gotische Elemente, die in den Almandineinlagen und in den einander gegenübergestellten Vogelköpfen der Kopfplatte erkennbar

[1]) Prähistorische Zeitschrift, 1912, S. 187.
[2]) Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 314.
[3]) Åberg: Die Franken und Westgoten. 1922, S. 121.
[4]) A. Götze: Die altthüringischen Funde von Weimar. Berlin 1912, S. 3. — E. Brenner: Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit. VII. Bericht der römisch-germanischen Kommission 1912. Frankfurt 1915. S. 329, Abb. 16, 1. — Åberg: Franken und Westgoten. 1922, S. 123, Abb. 174.

Digitized by Google

sind. Die Herkunft des Typus ist also ebenso wie die der anderen Typen die gotische Silberblechfibel, ihre Ausbildung gewannen die Fibeln mit ovalem Fuß aber in Mitteldeutschland, besonders in Süddeutschland und am Ober- und Mittelrhein.

Die älteren Stücke dieser Art tragen noch Kerbschnitt-, Ranken- oder Mäanderverzierung.

Um 550 aber wandelt sich das. Die Kerbschnittverzierung ist einfacher geworden, manchmal sind es nur nebeneinandergestellte Schraffen, manchmal Zickzackreihen, die von oben nach unten verlaufen.

Solche Zickzackreihen der Zeit kurz vor 550 kommen etwa vor auf einer Fibel aus Heilborn [1]). Die Zickzacklinien sind aber in eine ganz eigentüm-

Abb. 11. Ravenna. 2/3 nat. Gr.

Abb. 12. Belfort (Frankreich). 2/3 nat. Gr.

Abb. 13. Lucy (Ribemont, Dép. Aisne). Nat. Gr.

liche Bewegung gekommen: Sie stehen auf der Mitte der Fußplatte gegenständlich gegenüber, ähnlich wie bei Abb. 12, und schaffen so einen unruhigen, zerrissenen Eindruck, einen Eindruck, der doch gehalten wird durch die feste axiale Bindung, die ja die Ornamentik der Völkerwanderungszeit nie aufgegeben hat.

Auf einer anderen Fibel aus Wurmlingen [2]), die ebenso in Worms wiederkehrt, sind diese Zickzacklinien noch sonderbarer geworden: sie gehen untereinander Verbindungen ein; die Linienführung hat ihre klare Richtung verloren, sie verschränkt sich in sich selbst. Mit dieser Form ist der Ansatzpunkt gegeben und jetzt geht die Entwicklung schnell vorwärts. Auf einer Fibel aus Ravenna [3]), dem langobardischen Typus angehörig (Abb. 11) ist die Ornamentik der Fußplatte noch mehr zerrissen, der Bügel trägt noch den Mäander, die Kopfplatte aber bringt schon Aufsplitterungen der alten

[1]) Bericht des historischen Vereins Heilbronn, H. 7, 1904, Taf. III, 12. — Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 190.
[2]) Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 197.
[3]) Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 216.

Digitized by Google

Kerbschnitt- und Zickzackornamentik: runde Linien schieben sich durch die geraden, ein ungeklärtes Ganze der Formen ist entstanden.

Ganz ähnlich in der formalen Gestaltung ist eine Fibel aus Belfort [1]) (Abb. 12), bei der auch die Fußplatte noch das Zickzackmotiv zeigt, der Bügel den Mäander, die Kopfplatte aber neue Formen, die noch nicht Flechtband sind, aber deutlich dahin tendieren. Diese Stücke sind typische Stücke des Übergangs, des Suchens, des Versuchens, bis die neue Form gefunden ist.

Einen Schritt weiter geht dann eine Fibel aus Lucy (Ribemont, Dép. Aisne) [2]) (Abb. 13), demselben Typus angehörig. Die Fußplatte hat noch reine Mäanderformen, ebenso der Bügel, die Kopfplatte aber zeigt Schraffen-

Abb. 14. Schretzheim (Bayern). 2/3 nat. Gr.

Abb. 15. Worms-Bollwerk. 2/3 nat. Gr.

Abb. 16. Nordendorf, Bez. Schwaben. 2/3 nat. Gr.

ornamente, von denen einige wie verflochten sind: der Anfang einer Flechtbandornamentik, hier noch kaum erkennbar.

Deutlicher ist das Ornament auf einer Fibel aus Schretzheim (Bayern) [3]) (Abb. 14). Wieder haben Fuß und Bügel noch klare Mäanderformen. Die Kopfplatte aber hat Schraffenformen, die horizontal und vertikal verlaufen und so den Eindruck des Flechtens geben. Plötzlich aber — als wenn der Künstler die Wirkung während der Arbeit bemerkt hätte — sitzt in der Mitte der Kopfplatte ganz unvermittelt zu dem anderen Ornament, ein kleines, gedrehtes Flechtmotiv, das erste, das als Flechtband im eigentlichen Sinne erkennbar ist. Diese Fibel gehört zu den Typen mit gleichmäßig breitem Fuß, einer fränkischen Form, die das ausgebildete Flechtband nicht mehr kennt. Der Typ erlischt gegen 550. Dieses Stück gehört also zu den letzten seiner Art.

[1]) C. Barrière-Flavy: Les arts industriels des peuples barbares de la Gaule. Toulouse-Paris 1901, Taf. B 2, 3.

[2]) Boulanger: Le mobilier funéraire gallo-romain et franc en Picardie et en Artois. Saint-Quentin, Taf. 38, 7.

[3]) Jahresbericht des historischen Vereins Dillingen. Dillingen 1897, Taf. III, 3.

Digitized by Google

Es ist außerordentlich eigentümlich, daß kurz nach 550 nicht nur der Kerbschnitt übergeht in die neue, ganz allmählich sich bildende Flechtbandornamentik, sondern auch die Ranke. Alle drei Formen lösen sich fast gleichzeitig auf, verschieben sich erst, verlieren die Klarheit der antiken Form, das Zweidimensionale der Zeichnung und beginnen raumhaft zu werden: die Linienführungen schieben sich untereinander, so daß gleichsam mehrere Ebenen entstehen. In diesem Bedürfnis nach Mehrschichtigkeit, in der Auflösung des Flächenhaften liegt die Haupttriebkraft zur Bildung des neuen Ornaments.

Es gibt eine Fibel aus Worms (Abb. 15), bei der man erkennen kann, daß auch die Rankenornamentik zum Flechtband tendiert. Noch sind auf dieser Fibel regelrechte Rankenformen, etwa am unteren Ende der Fußplatte, zu

Abb. 17. Monceau-le-Neuf (Dép. Aisne). 2/3 nat. Gr.

Abb. 18. Wolfskehlen, Kr. Groß-Gerau. 2/3 nat. Gr.

Abb. 19. Freilaubersheim, Kr. Alzey. 2/3 nat. Gr.

sehen, am oberen Ende der Fußplatte entsteht schon eine Verschlingung — noch nicht ausgeführt, aber in den Anfängen erlebt.

Sehr ähnlich in der Motivveränderung ist Abb. 16. Auf der Fußplatte erscheint neben dem Kerbschnitt auch die Ranke, auf der Kopfplatte hat das Rankenmotiv Ansätze zur mehrflächigen Verschiebung, zur Bildung des Flechtbandes.

So führen mit großer zeitlicher Schnelligkeit beide Formen zu demselben neuen Motiv: dem Flechtband. Zu diesem Motiv führt nun auch das dritte Element: der Mäander.

Eine Fibel aus Monceau-le-Neuf (Dép. Aisne)[1] (Abb. 17) macht das deutlich. Sie zeigt gleichzeitig die Übergangsformen und das erste entwickelte Flechtbandmotiv. Die Kopfplatte hat noch die alten Schraffenformen, der Mittelteil das ungeklärte Ornament des Übergangs, die Fußplatte die schräggestellten Schraffen, die ebenso wie die Zickzacklinien die

[1] S. Pilloy: Etudes sur d'anciens lieux de sépultures dans l'Aisne. Saint-Quentin 1886—1903, III, Taf. VII, 3.

Digitized by Google

Idee des Flechtbandes gaben, der Bügel aber hat schon ein ausgebildetes Flechtmotiv, das deutlich aus dem Mäander herstammt. Die meisten Bügel haben ein Mäanderornament wie Abb. 11. In der Zeit um 550, als die letzten Formen sich auflösen, gewinnt auch dies Mäanderornament die Formen des Flechtbandes. Auf Abb. 18, einem Stück aus dem Museum Darmstadt, ist der Übergang genau erkennbar. Hier ist die alte Mäanderform langgezogen, abgerundet, vereinfacht: die Verbindungen für das Flechtbandmotiv sind gegeben. Dieselbe Fibel zeigt auf der Fußplatte schon das entwickelte Bandornament, auf der Kopfplatte ein Stadium, das noch vor der klaren Entwicklung liegt.

Auf Abb. 19 ist das fertig entwickelte Flechtband erkennbar, aus dem Mäander entstanden.

Nun ging die Entwicklung ihren Gang. Das Flechtbandornament hatte sich herauskristallisiert, es eroberte schnell die Zeit, mit seinem Entstehen verschwanden endgültig Kerbschnitt, Ranke, Mäander. Alle drei Motive sind gleichzeitig und nebeneinander die Väter des germanischen Flechtbandes. Das Flechtband selbst aber ist etwas gänzlich Neues, Anderes, Wesensverschiedenes. Es hat nichts zu tun mit dem antiken Flechtband, zu dem keine historische Brücke führt. Das germanische Flechtband der Völkerwanderungszeit ist durchaus selbständig neu entstanden, geschaffen durch die germanischen Völker selbst.

Abb. 20. Quedlinburg, Servatiuskirche, Kapitäl.

Nach dem Fundmaterial dürfte somit eine alte, bis jetzt ungeklärte Frage entschieden sein. Es hat sich gezeigt, daß Dehios[1]) Ansicht irrtümlich war, wenn er sagte: „Hinsichtlich der Motive wird indes auch hier aus dem Vorrat der Antike geschöpft. Die Spiralwelle und das Flechtband werden aufgegriffen, zuerst noch unverändert nachgeahmt und endlich in ganz babylonische Verwirrung gebracht". Wenn diese Anschauung für die Spirale richtig ist, dann doch nicht für das Flechtband.

Geworden ist es in Süddeutschland und am Oberrhein und mit den Langobarden schon nach Italien gewandert. Und damit ist auch die Zeit der Entstehung fest gegeben. Um 568, als die Langobarden nach Italien gingen, war es in der einfachen Form schon gebildet, bis 550 können wir das Kerbschnitt-, Ranken- und Mäanderornament verfolgen. Die Entwicklung zum Flechtband geschah also zwischen 550 und 565.

Das Flechtband, das dem Gefühl nach der Verschlingung und Durchdringung der Welt, nach Suchen und Fragen metaphysisch am stärksten entgegenkam, das dem nordischen Lebensgefühl viel stärker entsprach als der klar gezeichnete Mäander in seiner formalen Schärfe, lebte lange hinaus über die Zeit der Völkerwanderung. Es entstand aus ihm sehr bald der Tierstil, unverändert aber lebte es immer fort bis weit in die romanische (Abb. 20), bis in die Anfänge der gotischen Zeit hinein.

[1]) Dehio: Deutsche Kunst, I, S. 19.

Digitized by Google

Neue Begriffe zur Erfassung der deutschen Kunst.

Von Maria Grunewald.

In der Geschichte der deutschen Kunst wird gewöhnlich viel von Einflüssen geredet, die von außen her auf sie gewirkt haben. Die Betonung solcher Anregungen wird übertrieben. Anregungen muß jeder Künstler von überall her nehmen, um in seinem Eigenen zu wachsen; es fragt sich aber, wie er sie verwertet. Ob er durch Berührung mit Fremdem nur um so selbständiger und eigener wird oder ob er zum sklavischen Nachahmer sinkt. Weiter fragt es sich, ob die Anregung ein Etwas brachte, das schon in dem Künstler selber angelegt war und durch die Berührung von außen nur geweckt wird, vielleicht aber auch von selbst erwacht wäre — oder ob das Fremde ein ganz Andersartiges ist, das den Empfänger in Gegensatz treibt und ihn dadurch im Eigenen bestärkt.

Wir wollen an einem Beispiel die Beziehung zwischen Italien und Deutschland verfolgen. In der italischen Malerei spielt die Dreieckanordnung eine große Rolle. Das erste auffallende Beispiel dieser Art ist die Anbetung der Könige von Lionardo um 1481 (Florenz: Uffizien). Es ist deshalb auffallend, weil für eine Anbetung der Könige eine solche Ordnung zunächst nicht als die gegebene erscheint. Ältere Darstellungen des Vorgangs in Italien sind denn auch fast ausschließlich anders gehalten. Die hl. Familie befindet sich auf einer Seite; der Zug der Könige und ihres Gefolges bewegt sich in der Richtung der Bildebene auf sie zu, z. B. in dem Gemälde von Masaccio im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum. Lionardo setzt Maria, die Hauptfigur, ausdrucksvoll in die Mitte, läßt die Könige zu beiden Seiten vor ihr so knieen, daß die genannte Dreiecksbildung entsteht, rahmt das Bild rechts und links durch je eine senkrechte Stehfigur und ordnet alle übrigen Personen als Füllung teils dazwischen, in der Hauptsache dahinter. In solcher Gestaltung liegt mehr bewußte Absicht als in den früheren Darstellungen, die naiv den Zug der Könige an uns vorüberziehen lassen.

Das Beispiel Lionardos hat sehr gewirkt, auch nach Deutschland. Hans von Kulmbach (Berlin-Kaiser-Friedrich-Museum) ist wohl von ihm abhängig, läßt allerdings an das Dreieck einen freien Rhythmus heranfluten. Auch Hans Baldung (Berlin) erinnert an Lionardo, wenn bei ihm auch die mittlere Spitze der Gruppe ein stehender König bildet.

Wurden nun auch diese und andere Künstler von Italien her angeregt, so hätten sie doch dieselbe Anregung auch in Deutschland finden können, nämlich in der Anbetung der Könige von Stephan Lochner (Kölner Dom). Auch dort schon, etwa 40 Jahre vor dem Werk Lionardos, wurde Maria in die Mitte gesetzt und zwei Könige knieen so vor ihr, daß die Anordnung ein Dreieck bildet. Die Darstellung wird rechts und links gerahmt durch je eine

Digitized by Google

Stehfigur; die übrigen Personen sind Füllung. Nur daß Bewegung, Raumtiefe und Helldunkel gegen Lionardo zurückstehen; das liegt an dem zeitlichen Abstand. Auf die Vorstufen zu Lochners Anbetung kann hier nicht eingegangen werden.

Man sagt im allgemeinen und mit Recht, daß die deutsche Bildordnung mehr zu frei flutenden Rhythmen neige, die italische zu festen geometrischen Formen. Dazu gehört das Dreieck. Aber man geht zu weit, wenn man überall in Deutschland, wo sich strenge Ordnungen finden, italischen Einfluß betont. Wenn auch Hans von Kulmbach von Lionardos Anbetung oder anderen ähnlichen italischen Darstellungen beeinflußt war, so hätte er dieselbe Anregung auch in Deutschland, bei Stephan Lochner, finden und er hätte sie, darf man annehmen, auch selbst erfinden können. Wir müssen, wie es ja auch sprachlich und sicher rassisch zutrifft, eine Wesensverwandtschaft annehmen, die Italien, Deutschland und auch Griechenland verbindet, um nur die europäischen Länder zu nennen, mit deren Kunsterzeugung man sich bisher am meisten beschäftigt hat.

Die Plastik im griechischen Tempelgiebel führt naturgemäß zu einer symmetrischen und gleichzeitig zu einer Dreieckanordnung; aber auch in der griechischen Ornamentik, wo sie auch verwendet war, zeigt sich die Symmetrie bestimmend. Sie wiederholt sich in der italischen Renaissance, besonders der Hochrenaissance.

In Deutschland geht der Geschmack mehr auf das frei Bewegte und doch sind symmetrische Fügungen den Künstlern nicht fremd, sondern werden von ihnen als letzthin Eigenes sicher gehandhabt. Die einzelnen verhalten sich dabei verschieden. Nehmen wir eines der Hauptbeispiele für italische Beziehungen, Albrecht Dürer, so werden wir finden, daß in Werken wie in dem Selbstbildnis von 1506/07 (München) oder in dem Holzschnitt der Dreifaltigkeit von 1511 durch die betonte Symmetrie eine gewisse Künstlichkeit in die Bilderscheinung kommt; wir werden dabei nicht recht warm. Man merkt, daß der Zeichner sich bemüht, einem ihm im Grund fremden Muster sich anzupassen. Ganz anders Holbein! Sein äußerst symmetrisches Bildnis der Anna von Cleve oder sein Morette sind vollkommen lebendig und natürlich und nichts deutet in ihnen auf fremden Zwang. Der Künstler hat nur sich selber ausgesprochen, sich in eigener Formensprache sicher bewegt.

Vollends in dem großen Werk Rembrandts läßt sich nicht ein Hauch von Zwang verspüren. Er verwendet das Dreieck z. B. in der „Liebe Jesu" (Hundertguldenblatt B. 74); senkrecht Jesus, dazu eine Stehende links, Knieende rechts. In der Erscheinung des Auferstandenen von 1650 (B. 89); senkrecht der Auferstandene, dazu zwei Knieende. In beiden Fällen wird das Dreieck mit anderen Rhythmen zusammengeordnet. In der Darstellung im Tempel von 1654 (B. 50) sind die Ecken des Dreiecks auffallender verschoben als in den vorgenannten Radierungen, dadurch, daß der Priester, der die rechte Ecke bildet, hoch sitzt, Simeon die linke, tief kniet. Eine anders gedachte Ordnung kommt durch die Gestalt des Maria links heran, so daß nicht einfach das Dreieck herrscht, sondern ein anderer Bildgedanke in es eindringt und sich mit ihm verschränkt. Mit Lionardos Abendmahl ist zu vergleichen Rembrandts „Emmaus" von 1648 (Gemälde im Louvre) und von 1654 (Radierung B. 87). Das zweite bringt in der Gestalt Jesu mit den ausgebreiteten Händen das Dreieck bedeutend strenger als Lionardo, ganz gleichschenklig symmetrisch, die umgebenden Figuren aber in freierer

Digitized by Google

Bewegung. Das ist bezeichnend; die Differenzierung wird weiter getrieben als in Italien.

In all' diesen Fällen wird ein Dreieck mannigfach abgewandelt und gleichzeitig in andersartige Formgefüge hineingesetzt. Das geschieht mit so unmittelbarer Sicherheit, daß eine Betonung italischen Einflusses falsch wäre. Kommt auch von dort Anregung, so bewegt sie doch nur das schon im eigenen Wesen Vorhandene und außerdem hätte der Künstler dieselbe Anregung in Deutschland, z. B. bei Stephan Lochner, finden können. Auch bleiben die italischen Bildgedanken weit hinter Rembrandt zurück.

Die deutsche Formkraft ist gegenüber Italien und auch gegenüber Griechenland die umfassendere; sie begreift in sich den freien Rhythmus und das starre Gesetz und besonders reizvoll gestaltet sich die Verbindung beider. Man nehme z. B. die aus reinem Licht in frei flutenden Wellen geformte Gestalt des Kunsthändlers de Jonghe von Rembrandt (B. 272) und beachte senkrecht und wagrecht in Hut, Gesicht, Stuhl, die bestimmt und fest wie ein haltendes Gerüst in die Lichtwogen gesetzt wurden.

Der italische Barock wäre in seinen Gemälden eher unordentlich zu nennen (die Bauten erfordern besondere Beurteilung); in der Hochrenaissance dagegen sucht und findet man Ausgleich zwischen Bewegung und starrer Form. Ja, es war einer der Hauptgedanken der Hochrenaissance, bewegte Formen mit strengem Gerüst von Senkrecht und Wagrecht zu durchdringen. Oft wird dieses Senkrecht und Wagrecht durch Bauteile (Pilaster, Gesimse, Treppenstufen) gegeben. Aber wieviel reizvoller, bedeutender, mannigfaltiger stehen dagegen die Lösungen derselben Aufgabe bei deutschen Künstlern, z. B. bei Rembrandt! Die Einfälle sind reicher; der Bezug des Geometrischen zum Wogenden wird in fast unendlich scheinender Schöpferkraft abgewandelt.

Es sei noch an einen eindrucksvollen Vergleich erinnert. Wir stellen Grünewalds Auferstehung vom Isenheimer Altar (1510) neben Raffaels Verklärung von 1520. In beiden Fällen handelt es sich um denselben Bildgedanken: unten Wirrwarr, Entsetzen, oben göttliche Ruhe! Unten durcheinanderfahrende Linien, oben symmetrische Klarheit. Bei Grünewald ist die Symmetrie strenger und erhabener, das Gebrochene und wirr Stoßende der unteren Formen dämonischer. Wir haben Raffael gegenüber den Eindruck einer weit überlegenen Formbegabung. Dasselbe was wir bei dem Vergleich von Rembrandts „Emmaus" mit Lionardos Abendmahl bemerkten. Nur ist die letztausgeführte Gegenüberstellung vielleicht deshalb überzeugender, weil wir es mit fast gleichzeitigen Werken zu tun haben, von denen noch dazu das deutsche früher entstand. Selbstverständlich läßt sich die Reihe solcher Nebeneinander fortsetzen.

Aus solcher Betrachtung ergibt es sich zwingend, daß wir es einerseits mit Wesensverwandtschaft, andererseits mit einer bedeutenden Überlegenheit der deutschen Formbegabung zu tun haben. Rassisch gesehen ganz natürlich: im Mutterland entwickelt sich die eingeborene Begabung bedeutender als im abgewanderten Stamm. Die Urverwandtschaft zwischen Griechenland, Italien und Deutschland ist in der Formensprache bisher nicht genügend aufgedeckt worden. Aus ihr lassen sich viele stilistische Erscheinungen am besten erklären.

Als ein zweiter Gegensatz zwischen Italien und Deutschland gilt plastische und Lichtgestaltung. Die Italiener widmen sich besonders der Herausarbeitung

Digitized by Google

des Körperlichen. Wo nun in Deutschland dieses stark hervortritt, denkt man gleich an italischen Einfluß, z. B. bei Dürer. Seine Dreifaltigkeit von 1511 zeigt neben symmetrischer Anordnung auch betontes Heraustreten der Körper im Gegensatz zu den Blättern der Offenbarung von 1498, wo alles Dinghafte im flutenden Gewoge von Weiß und Schwarz aufgesogen wird. Im Gethsemane von 1515 (Eisenätzung) wird der Stil der Offenbarung wieder aufgenommen und weitergeführt bis nah an die Art Rembrandts. Es wurde schon bemerkt, daß die Dreifaltigkeit von 1511 bereits infolge der etwas gezwungenen Symmetrie eine kalte und wenig unmittelbare Wirkung hat. Das verstärkt sich durch die Art der Körperbehandlung, die an Italien erinnert. Und doch! Mußte Dürer nach Italien gehen, um sich diese Anregung zu holen? Sehen wir uns in Deutschland um! Da finden wir in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei Konrad Witz eine Plastik, die nicht nur der italischen gleichkommt, sondern sie übertrifft.

Konrad Witz arbeitet etwas später als Masaccio, der im Anfang des 15. Jahrhunderts in Italien auffallend mit gedrungener Körperlichkeit hervortritt. Also Einfluß Italiens bei Witz? Aber ein solches Urteil würde der inneren Wahrheit entbehren. Die Wucht der Körper bei Witz ist unerhört, und Masaccio und jeder Italiener erscheint dagegen arm. Wie Gebirge türmen sich die Massen seiner Figuren. Blockartig hält er jede Gestalt zusammen und doch mit Betonung des menschlichen Aufbaues und der Bewegung. Die Fülle der plastischen Gedanken geht über Masaccio und die anderen Italiener hinaus. (Näheres darüber in meinem Aufsatz über Konrad Witz im „Deutschen Volkstum". Hamburg. Januar 1926.)

Kam Anregung aus Italien, so war es nur Auslösung einer vorhandenen Anlage, die dem Anreger überlegen war. Die Gedanken des Witz werden durch Michael Pacher (gest. 1498) weitergeführt.

Hat nun Dürer sich plastische Anregungen aus Italien tatsächlich geholt, so hätte er sie doch viel besser im eigenen Lande oder auch in sich selber finden können. Es handelt sich auch auf diesem Gebiet um Urverwandtschaft und gleichzeitige Überlegenheit Deutschlands. Zeigt noch die Dreifaltigkeit von 1511 italische Anklänge, so gestaltet Dürer später und zum Teil auch schon früher uneingeschränkt deutsch und nicht den Italienern, sondern Konrad Witz und Michael Pacher ähnlich. So z. B. in den Marienstichen von 1519 und 1520 (B. 36 u. 38). Wie ein Gebirge türmt sich die mächtige Gestalt der Maria von 1519 empor, Block auf Block gewälzt! Jede Form ist groß und interessant in ihrer Eigenart und im Gegeneinander der Bewegung. So etwas gibt es in Italien nicht, die Linien erscheinen dort geschwächt. Dazu kommt das bedeutende, echt germanische Lichtverstehen. Unmöglich, etwas Derartiges an Gewalt der Plastik und an Gewalt des Lichtes in Italien zu denken! Hier schließt der moderne Kubismus an, der aber die Größe von Witz, Pacher, Dürer nicht erreicht.

Und die Melancholie von 1514 mit ihrem mächtigen, bedeutungsschweren Formgefüge! Das ist so groß, daß einem davor bang werden kann. Es ist der Furor teutonicus, der diese Blöcke bewegt. Raffaels Linie erscheint dagegen wie aus Watte; aber auch die stärker angespannten Formen anderer Italiener reichen an die hohe Glut der Sprache Dürers nicht heran.

Auch die Körperempfindung Rembrandts erweist, wenn auch in anderer Art, als eine eigene, nordische, nur ihm gehörige. (Näheres darüber in meinem demnächst erscheinenden Werk „Rembrandts Radierungen".)

Digitized by Google

Das Licht erscheint nördlich der Alpen bedeutender und mannigfaltiger im Ausdruck als südlich dieses Gebirges. Der ganze italische Barock reicht in dieser Beziehung nicht an Rembrandt, die Hochrenaissancemeister nicht an Dürer und Grünewaldt.

Zusammenfassend läßt sich Ähnliches sagen wie über freibeweglichen Rhythmus und strenge Form. Im Norden überwiegt das Licht, im Süden der Körper. Aber auch der letzte fehlt im Norden nicht als eigenes Gut; ja, er tritt sogar mächtiger heraus als im Süden. Genau so, wie die strenge Form oder die Symmetrie mit mehr innerer Bedeutung gesetzt wird als dort. Die südliche Körperbildung und Körpergruppierung zeigt sich in der Linie matt, wenn man sie mit den Werken von Witz, Pacher, Dürer vergleicht. Deren Überlegenheit bezeugt das Eingeborene ihrer Begabung. Der Körper in seiner stoßenden Gewalt, im interessanten Richtungwechsel des Gegeneinander wird viel stärker empfunden.

Man trifft nicht das Richtige, wenn man die künstlerischen Eigenschaften Italiens und Deutschlands neben- oder gegeneinander stellt als die zweier einzelner Völker. Das Italische erweist sich vielmehr als ein Teil, der, aus dem Ganzen, dem Nordischen, herausgebrochen, sich zu einem, naturgemäß beschränkteren Eigenleben ausgewachsen hat. Wo wir in Deutschland und in Italien ähnliche Züge finden, handelt es sich um Verwandtschaft. Nur daß die deutsche Kunst sich als die umfassendere bezeugt, die das Italische in sich mit einbegreift, ebenso das Griechische.

In der Hochrenaissance kommen in Italien einige mittelmeerische Elemente dazu, im Barock mehr und vielleicht sogar auch vorderasiatische. Leider läßt sich dieses bei dem geringen hier zur Verfügung stehenden Raum nicht näher ausführen. Einiges darüber in meinem Werke über Rembrandt. Auch die Betrachtung der Baukunst mußte leider beiseit bleiben.

Nur soviel kann gesagt werden, daß sowohl in Italien als auch in Griechenland Körper und geometrische Form vorwiegen und nach Eintritt der Lichtbeobachtung und des freien Rhythmus allmählich eine Auflösung der Kunst und des nordisch Seelischen sich vollzieht. Während die letzten im Norden früh einsetzen, sicher gehandhabt werden und feste Regel und gedrungenen Körper in mannigfachem Spiel in sich aufnehmen. Der Norden bleibt länger gesund und hat ein Formvermögen, das viel mehr in sich aufnehmen und nicht so leicht entwurzelt werden kann.

Die größere Spannweite des Erlebens zeigt sich, wie zu erwarten, in Deutschland auch auf seelischem Gebiet. Wo gäbe es in Italien eine Tiefe der Leidenschaft wie in Grünewalds Kreuzigung, verklärte durchdringende Seligkeit wie in seiner Maria der heiligen Nacht! Wo die Wut kämpferischen Zuschlagens wie in Dürers Engelkampf der Offenbarung! Den rauschenden Sturm der Himmelfahrt wie in Hans Baldungs Holzschnitt! Die Beispiele lassen sich leicht vermehren und die stürmische Leidenschaft germanischen Gefühls ist bekannt. Aber wo gäbe es in Italien eine Stille wie in Rembrandts spätem Gemälde vom verlorenen Sohn! Eine Stille, die dem Schauenden den Atem benimmt — eine Stille, in der nur die zarte Berührung, verlorenes Lieben des Vaters und des Sohnes gefühlt wird! Oder die Verlorenheit des himmlischen Gesichtes, das dem Einsamen naht, wie in der Schau Daniels (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum). So still, so innerlich, so hingenommen kann kein Italiener empfinden. Auch das, was ganz zart erscheinen soll, ist dort immer noch zu laut, das Unsichtbare wird

Digitized by Google

durch grobe Äußerlichkeit verdeckt. Es fehlt im Welschland die ausfahrende Leidenschaft, die sich ihre gewaltsame Gebärde sucht und es fehlt das letzte Sichzurückziehen in die unergründliche Nacht der Gottheit. Für das letzte wäre durchaus nicht Rembrandt unter Deutschen der einzige Zeuge. Riemenschneider z. B. hat schon viel seelisch Ähnliches und manches Werk unbekannter Meister gehört noch hierher.

Man hat der deutschen Leidenschaft gegenüber das italische Maßhalten betont. Es handelt sich aber gar nicht um Maßhalten, sondern um ein Nichtkönnen und um Verflachung. Die äußersten Enden menschlichen Erlebens werden nicht empfunden; es bleibt eine flache Mitte. Es ist auch betont worden, daß die dargestellten Personen in Italien wie auf einer Bühne vor Zuschauern agieren; während die deutschen Menschen sich betragen, als wären sie mit ihrem Erleben allein. Darin liegt Wahres. In der italischen Hochrenaissance namentlich empfindet man etwas aufdringlich eine gewollte gesellschaftliche Haltung, die sich im Barock noch steigert. Aber darin hat man den Einfluß der mittelmeerischen Rasse zu sehen, der später auch nach Deutschland übergreift.

Doch auch in der nordisch gearteten deutschen Kunst gibt es eine gesellschaftliche Haltung, und zwar eine bessere. Wer Rembrandts Saskia in Kassel oder gar die Berliner von 1643 daraufhin ansieht und sie etwa mit der Dorothea des Sebastiano del Piombo (Berlin) vergleicht, der weiß, wo die wahre Vornehmheit sich befindet. Oder wer das Lächeln der Monalisa Lionardos mit dem Lächeln Saskias (1643) oder das der Maria in der heil. Nacht des Correggio mit dem der Maria Grünewalds vergleicht, der wird erkennen, wo Vornehmheit und Adel sich offenbaren.

Einmal darauf merksam geworden, findet man in der italischen Hochrenaissance und mehr noch im Barock (später auch in Deutschland) fast überall den fatalen gesuchten Zug des Gesellschaftlichen, der dem eigentlich Nordischen fremd ist und findet in Deutschland bei Riemenschneider oder Holbein oder bei den frühen Vlamen und Niederländern wie Roger van der Weyden oder Hugo van der Goes oder bei Rembrandt Gestalten, deren vornehme Haltung echt nordisch aus innerem Adel der Seele kommt. Sehr wichtig ist in dieser Beziehung auch die Plastik des dreizehnten Jahrhunderts.

Allerdings beherrscht im Norden eine solche Haltung nicht die ganze Kunst. Es werden viele Geschichten dargestellt, in denen die Handelnden nicht der sog. guten Gesellschaft angehören. Auch in der späteren Antike hat man schon die unteren Volksschichten in die Kunst hineingezogen und in der späteren italischen Malerei versetzt Caravaggio die heiligen Geschichten in die niedere Sphäre. Aber wieviel früher schon beginnt das in Deutschland, z. B. bei Multscher 1437, bei Hugo van der Goes in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts! Und während die Griechen und die Italiener den niederen Menschen als etwas Fremdes, Groteskes und Verlachenswertes ansehen, nimmt ihn der Deutsche ernst, sucht und findet auch seine Tiefe. Im Portinari-Altar des Goes werden die vornehmen weiblichen Heiligen des linken Flügels und die vornehmen anbetenden Engel des Mittelbildes bewußt gegen die plebejischen Maria Josef Hirten gesetzt und dennoch beide mit edlem Ernst des Erlebens durchdrungen. Dabei erinnern wir uns an den Bericht des Tacitus, daß der Germane seine Untergebenen anständig behandle, und wir wissen, daß auch heut der Nordländer selbst dem Tier gegenüber eine Menschlichkeit wahrt, die dem Süden fremder ist. Es handelt sich um das germanische

Digitized by Google

Allgefühl, das die Welt durchaus als Ganzes versteht und sie in allen ihren Erscheinungen mit Ehrfurcht anschaut. Auch der große Goethe fordert Ehrfurcht selbst vor dem, was unter uns ist. Damit bezeugt er sein germanisches Wesen.

Für die künstlerische Darstellung kommt hinzu, daß mit unbedingter Wahrung der gesellschaftlichen Haltung letztes menschliches Erleben unmöglich ausgedrückt werden kann, da diese Sphäre naturgemäß Zurückhaltung fordert. Weil nun aber der Deutsche das weite Reich der Seele sich nicht verkümmern lassen will, deshalb kann er in der Kunst das Gesellschaftliche nicht unbedingt gelten lassen, sondern er räumt ihm einen Teil in seiner Darstellungswelt ein. Wie es ja auch im Leben nur als Teil neben anderen Erscheinungen des Geistes sich auswirkt.

Dieser Teil nun bildet für die ausgewanderten nordischen Stämme wieder das Ganze: in Griechenland mit vollkommener frischer Schönheit, auch bei den frühen Italienern in feiner nordischer Art, später aber ins gesucht Westische abgewandelt. Schon sehr auffallend z. B. in Lionardos Monalisa oder in seiner Anna selbdritt (Paris), während z. B. die Verkündigung des Simone Martini (Florenz-Uffizien) aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts die absolut vornehme nordische Art hat.

Über die Weite seelischen Erlebens in Deutschland Näheres in meinem Werk „Germanische Formensprache in der bildenden Kunst". Straßburg 1918.

In der vorliegenden Arbeit, die ja leider Skizze bleiben muß, wurden Beispiele hauptsächlich aus Deutschland und Italien, und zwar für die Zeit etwa von 1200—1700 genannt. Es ist aber die Meinung, daß sich der grundlegende Gedanke für die gesamte europäische Kunst durchführen läßt. Das Wesen des nordischen Menschen prägt sich in der europäischen Kunst aus und beherrscht sie. In Deutschland am vollkommensten und reichsten, in den andern Ländern als Teilbestand, zu dem namentlich in weiterer Folge der Entwicklung mittelmeerische, vielleicht auch vorderasiatische Elemente treten (im späten Barock auch in Deutschland).

Abgesehen also von dem fremden Bestandteil findet sich eine allgemeine Wesensverwandtschaft mit höchster Blüte und weitester Ausgestaltung in Deutschland. Man möchte diesen Sachverhalt darauf zurückführen, daß bei uns die nordische Rasse am stärksten geistig sich betätigte. Der Zusammenhang mit den körperlichen Merkmalen läßt sich bei den Schaffenden freilich nur in seltenen Fällen feststellen. Aber welch' andere Möglichkeit gäbe es, als das Wesen der deutschen Kunst auf die nordische Rasse zu beziehen? Die geschichtliche Betrachtung fordert das und die Ergänzungen in den anderen Ländern sprechen auch für die Richtigkeit des Gedankens. Auch zeigt die Kunst trotz der verschiedenen, in ihr tätigen Persönlichkeiten im großen ganzen sich so einheitlich, daß man wohl nicht anders kann als sie mit einer bestimmten ausgeprägten Rasse in Verbindung bringen. Auf Grund der geschichtlichen Tatsachen kann diese nur die nordische sein. Gewiß, die Bevölkerung war gemischt, aber ein charakteristisches Wesen beherrscht die geistige Welt; sie ist nordisch bestimmt.

Sehr wichtig wäre noch eine Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Kunst der skandinavischen Länder, die einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben muß.

Wir kehren zu unserem Anfang zurück, dem so häufig behaupteten und zum Teil nachgewiesenen Einfluß Italiens auf Deutschland. Jeder geistige

Digitized by Google

Mensch weiß, wie anregend eine fremde Welt auf die eigene Schöpferkraft wirkt. Sei es, daß das von außen Kommende verwandt, sei es, daß es entgegengesetzt war.

So haben oft Deutsche in Italien sich Anregungen geholt und, insofern diese Wesensverwandtschaft betrafen, gefunden, was sie auch daheim oder in sich selbst hätten haben können. Bisweilen freilich sind sie im eigenen Wesen gestört und abgelenkt worden. Und gegenwärtig tut es uns mehr not, den Wert der eigenen Geisteswelt zu erkennen als den Blick aufs Ausland zu richten, weil durch die bisherige Betrachtungsweise mit ihrer schiefen Einstellung unser Eigenbewußtsein schwer erschüttert worden ist. Die Überlegenheit der deutschen Kunst wurde noch immer nicht genügend erkannt. Erst durch Aufdeckung ihrer Verwandtschaft mit der übrigen europäischen und gleichzeitig ihrer weiter ausgreifenden formlichen und seelischen Spannung werden wir sie richtig zu verstehen und zu würdigen vermögen.

Digitized by Google

Teutonen und Kimbern.

Ein gemeinsames Arbeitsfeld der deutschen und klassischen Altertumskunde.

Von Hans Philipp.

Mit 15 Abbildungen im Text.

Die Frage, ob die Teutonen den Kelten oder Germanen zuzuweisen sind, hat auch Kossinna beschäftigt [1]), doch ist sie noch immer nicht zur allgemein anerkannten Lösung gelangt. Gewiß hat die Verbundenheit der Teutonen mit den Kimbern in den Berichten der Altertums schwerwiegende

Abb. 1. Kartenausschnitt Germaniens nach Ptolemäus (90—168 n. Chr. Geburt). Die Teutonen begegnen zweimal, als Teutones und Teutonoari, da Ptolemäus als Unterlage für seine Karte Quellen verschiedenster Zeit und Herkunft benutzt und somit bei Namensvariationen Dubletten nicht merkt.

Bedeutung, aber nicht entscheidende Kraft, anders aber steht es mit der Beweiskraft der Tatsache, daß sich nicht nur der Kimbernname auf der bereits von den Alten als Urheimat der beiden Germanenstämme bezeichneten jütischen Halbinsel bis ins Mittelalter erhalten hat, sondern auch der der Teutonen, so daß die beiden Stämme und auch die mitwandernden

[1]) Westdeutsch. Z. 9, 213 (Teutonen = Kelten); Paul Braune-Sievers, Beiträge zur Gesch. dtsch. Sprache (= PB Beitr.), Nr. 20, 290ff.

Digitized by Google

Ambronen auf Amrum in ein- und derselben Gegend nachweisbar sind [1]). Will man also nicht alle Überlieferung anzweifeln oder Kelten auch auf der jütischen Halbinsel und den Frieseninseln suchen, so wird man die Kimbern, und damit auch die Teutonen, den Germanen zurechnen müssen.

Oft reichen die Schriftberichte der Alten nicht aus, um eine Frage zu klären, oft gewinnen antike Berichte erst durch die Zusammenarbeit von Vertretern der verschiedensten Disziplinen ihre Deutung und ganz besonders ersprießlich ist die Zusammenarbeit des klassischen Philologen mit den Vertretern der „Deutschen Vorgeschichte", der Kossinna in einem langen Forscherleben die wissenschaftliche Anerkennung und Einschätzung erarbeitet und erkämpft hat.

Und gerade die Berichte vom Zuge der Kimbern und Teutonen sind ein Musterbeispiel dafür, wie im Sinne der Ausführungen, die etwa Kiekebusch im Vorwort seiner Buchreihe, die er im vorbildlichen Bunde mit einem der bekanntesten klassischen Philologen, mit Eduard Norden, herausbringt, in trefflicher und eindringlicher Weise zum Ausdruck gebracht hat [2]), in Zukunft beide Wissenschaften Hand in Hand gehen müssen, wenn sie das Dunkel, das über unserer Frühgeschichte ausgebreitet liegt, erhellen wollen.

Wir erfahren aus Plutarch und Diodor einiges über Rüstung und Kampfesweise der beiden Stämme. Die deutsche Altertumswissenschaft ermöglicht nicht nur eine Illustration dieser Berichte, sondern kann darüber hinaus auch noch einen Beitrag zur oben angedeuteten Teutonenfrage geben.

Hören wir die Berichte. Plutarch: Marius 25 (über die Schlacht bei Vercellae): „Die Reiter der Kimbern sprengten aus dem Lager glänzend gerüstet: ihre Helme glichen furchtbaren Tieren mit gähnendem Rachen und seltsamen Köpfen; diese erhöhten sie noch durch flügelartige Helmbüsche, so daß sie noch größer erschienen. Geschmückt waren sie außerdem mit eisernen Panzern und weiß glänzenden Schildern. Als Wurfgeschoß führte jeder einen Speer mit doppelter Spitze. Beim Zusammenstoß verwendeten sie große wuchtige Schwerter".

Dazu bietet Diodor 5, 30 eine Parallele: „Als Waffen führen die Kelten Schilder in Mannshöhe und eigenartig bunt bemalt... Den Kopf decken sie durch eherne Helme mit ragendem Aufsatz, wodurch ihre Gestalt größeres Aussehen gewinnt. Die einen führen nämlich angeschmiedete Hörner, andere die Köpfe von Vögeln oder vierfüßigen Tieren".

Ich bin zwar nicht der Ansicht, aus der Bewaffnung Schlüsse auf das Volkstum ziehen zu dürfen, aber in erster Linie die Hörner- und Tierkopf-

[1]) In Nordjütland, bei Ptolemäus der „kimbrische Chersonnes" (Abb. 1), ist der Bezirk Himbersyssoel oder Himmerland nachgewiesen, daneben ein Tythesyssael. Die Tatsachen, daß die Nordsee den sicher keltischen Namen Mori-marusa führt, daß der Name Kelten bis zur Skythengrenze gebraucht wird, daß früh Gold von den Britischen Inseln nach Jütland kam, daß sich hinter dem *Τωυγενοι* bei Strabo (183) und Poseidonios (Strabo 293) vielleicht der keltische Name der Teutonen verbirgt, der am Main in der keltischen Form „Toutoni" erscheint, daß es keltisch benannte Führer bei den Germanen (Boiorix, der Kimbernführer) gab, können alle nur beweisen, daß die Kelten kulturell einen Einfluß ausübten über ihre Gebietsgrenzen hinaus, da sie früher das Eisen kannten als die Germanen, aber das Germanentum der Kimbern, Teutonen und Ambronen können sie nicht in Frage stellen. — G. Wilke sucht (Deutsche Geschichtsblätter 1906, VII, S. 221ff.) die Kimbern- und Teutonensitze auf Grund von Bodenfunden an der mittleren Elbe.

[2]) A. Kiekebusch, Ed. Norden: Deutsche Urzeit Bd. I: Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin. 1923. Vgl. das Vorwort von Kiekebusch-Norden, das das „Zusammenarbeiten" aller Wissenschaften dringend fordert! Weitere Bände von Solger, Philipp usw. sind dort angezeigt.

Digitized by Google

helme und auch wohl die wuchtigen Schwerter[1]) sind nicht für die Germanen typisch, wohl aber für die Kelten. Wenn auch die Blütezeit dieser Tier- und Hörnerhelme erst in die christliche Zeit fällt, so spielen doch eben die Germanen, wie alle Funde und Berichte zeigen, in vorchristlicher Zeit als Helmbesitzer keine Rolle. Anders steht es mit den Kelten, die bereits

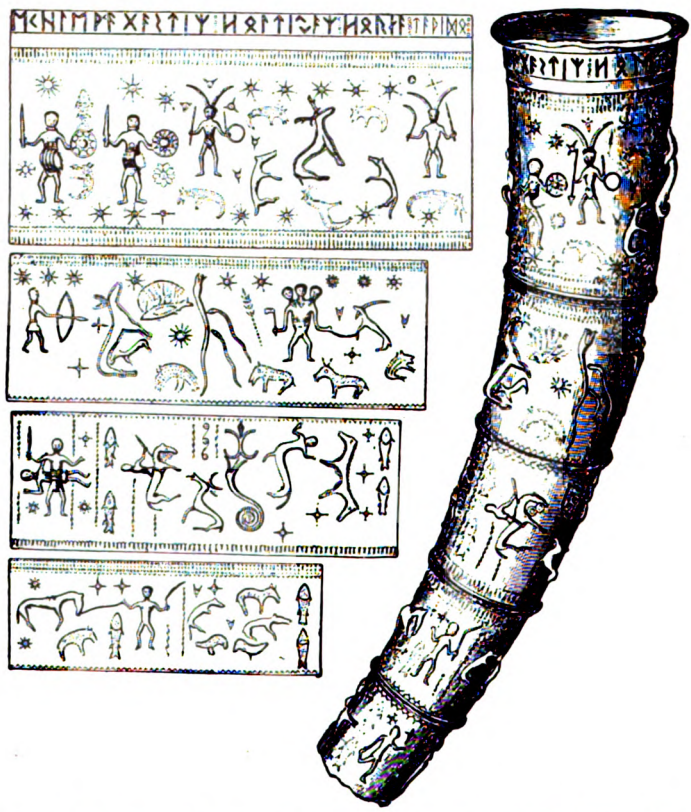


Abb. 2. Die auf Jütland gefundenen Goldhörner bezeugen auch keltischen Einfluß in germanischem Gebiet, ohne die jütländische Bevölkerung zu Kelten zu machen.

in der Latènezeit als Erfinder des „Jockeimützentyps“[2]) in Frage kommen und die auch die Mode der Hörnerhelme aufgreifen. Vielleicht geht auch der

[1]) Jahn, Bewaffnung der Germanen (Mannus-Bibl. 10), 100ff. nennt zwar das Schwert, das in der Bronzezeit gewiß die Waffe der Nordleute war, auch eine Hauptwaffe der Germanen in der Latènezeit, doch bezeugt auch dies in der Form oft die keltische Entlehnung. Als eine „Hauptwaffe“ scheinen mir die Funde das Langschwert für die Germanen der Latènezeit nicht zu beweisen. Die Keltengräber derselben Zeit, z. B. bei Manching (vgl. Reallexikon für Vorgeschichte VII, 147) zeigen fast gleichartig als Beigabe der etwa 1,60—2,00 m langen Männergräber: Schwert, Rundschild von Kopf bis Fuß reichend, Lanze .... die Frauengräber enthalten insbesondere schöne Kettengürtelgehänge (vgl. oben S. 390, Abb. 6). 200 Jahre später verschwindet das Schwert als Waffe der Germanen fast ganz, wie die Funde im Einklang mit Tacitus Germania 6 beweisen.

[2]) Reallexikon der Vorgeschichte V, 295. Das Fehlen der Helme (vgl. auch Tacitus Germania 6) ist aus Jahn, Bewaffnung der Germanen, 208ff. zu ersehen.

Digitized by Google

schreckenerregende Tierkopf- oder Helmbuschaufsatz auf den römischen Gladiatorenhelmen [1]) auf die in heimischer Rüstung kämpfenden keltischen Kriegsgefangenen zurück. Jedenfalls kennen die Germanen den Befunden und Berichten nach Helm, Brustpanzer und Schwert in der Latènezeit nicht oder nur in Ausnahmen. Somit dürften die germanischen Kimbern, die dort auf ihrer Wanderung durch das keltische Süddeutschland, die Schweiz, Gallien, das keltiberische Spanien ziehen und denen sich keltische Volkssplitter und einzelne Abenteurer keltischen Stammes anschlossen, diese Bewaffnung ihrer Beute entnommen haben. Nicht germanische, sondern keltische Grab- und Bodenfunde [2]) können diesen Plutarchbericht illustrieren, und der oben abgedruckte Bericht Diodors erwähnt dieselben Helme als Keltenhelme.

Plutarch fährt am angegebenen Orte fort.

„... Auf Seiten der Römer stritt auch die Hitze und die Sonne, die den Kimbern ins Gesicht schien. Denn diese waren wohl imstande, Kälte zu ertragen, da sie, wie schon oben gesagt, in schattigen und kühlen Ländern aufgewachsen waren, aber der Hitze gegenüber versagten sie vollkommen; sie vergossen unter Keuchen starken Schweiß und hielten die Schilde vors Gesicht."

„Der größte und tapferste Teil der Feinde wurde an Ort und Stelle niedergehauen. Denn damit die Schlachtreihe nicht auseinandergerissen werde, hatten die Vorkämpfer sich mit langen Ketten aneinandergebunden, die an den Gürteln befestigt waren. Die Fliehenden trieben die Römer bis zum Verhau des Lagers zurück und wurden Zeugen erschütternder Auftritte. Denn die Frauen standen schwarzgekleidet auf den Wagen (vgl. Abb. 15) und töteten die Flüchtlinge, die einen ihre Gatten, die anderen ihre Brüder, andere wieder ihre Väter; sie erwürgten ihre unmündigen Kinder mit den Händen und schleuderten sie unter die Räder der Wagen und unter die Hufe der Zugtiere und töteten sich dann selbst."

Militärisch ist dieses Zusammenbinden der ersten Schlachtreihe geradezu Wahnsinn und außerdem unmöglich. Alle Erklärer begnügen sich daher mit der Feststellung dieser Unmöglichkeit, im Kampfe Tote und Verwundete an Ketten geschmiedet mitzuschleppen. Wieder ist es die deutsche Altertumskunde, die den griechischen Quellenbericht aufhellt. In dem schon oben angezogenen Bericht Diodors über keltische Kampfesweise heißt es: „Etliche tragen eiserne Brünnen, andere haben keinen anderen Panzer als ihre Haut und fechten nackt. Statt der römischen Kurzschwerter haben sie recht lange Schwerter, die an eisernen oder ehernen Ketten an der rechten Seite herunterhängen". Auch Polybius, der 2. 28 über die Gäsaten [3]), die im keltischen Verbande kämpfen, einen Bericht gibt, ist heranzuziehen: „Die Gäsaten (eine Elitetruppe bei den keltischen Insubrern und Boiern) warfen dagegen.... ihre Kleidung ab und standen nackt mit ihren Waffen im ersten Glied ihrer Schlachtformation.... Unzählig war die Menge der keltischen Trompeter und Hornbläser. Und da gleichzeitig das gesamte Heer den Kriegsgesang anstimmte, so war der entstehende Lärm groß... Schreckenerregend war der Anblick und Waffentanz der nackten, hochragenden Jünglingsgestalten in vorderster Linie. Unter denen, die in der ersten Reihe standen, war keiner, der sich nicht mit

[1]) Reallexikon der Vorgeschichte VII, 147.

[2]) Es zeigen auch die Goldhörner von Tondern-Gallehus, also auch auf der jütischen Halbinsel, Menschen mit Hörnerhelmen und — keltische Götter. Jedenfalls bezeugt auch dieses Goldhorn (500 nach Chr.) keltische Beziehungen nach Germanien (Abb. 2). Einen keltischen Hörnerhelm zeigt auch das Relief von Antibes (Espérandieu I, 24.

[3]) Die Gäsaten sind, nachdem sie Kossinna, PB-Beiträge 20, 293ff. als Keltenstamm aus den Schweizer Alpen durch Inschriften nachgewiesen hat, nicht als Germanen.

Digitized by Google

Hals- und Armringen aus Gold geschmückt hätte..." Eine Illustration zu diesen Kelten, die nackt nur mit dem eisernen Schwertgurt gegürtet und dem Langschwert in der Hand fochten, bieten manche Abbildungen in Schuh-

Abb. 3. Bronzestatuette eines in die Knie gesunkenen Keltenkriegers (nackt) mit Torques (Halsring) und Hörnerhelm sowie mit dem den Kelten, nicht Germanen, eigentümlichen Schwertgürtel. (Schumacher, Gallier-Kat. S. 22.)

Abb. 4. Eine von den kleinen attalischen Figuren zeigt einen toten Gallierkrieger auf seinem Schild. Der Krieger ist bartlos und nackt, in der Rechten hält er noch das zerbrochene Schwert. Bei dem Gallier beachte die Kette um den Leib, die wohl den Schwertgurt darstellt. (Palazzo Ducale in Venedig = Schumacher, Gallier-Kat. S. 33.)
Vgl. Philipp, Tacitus, Germania. (Sammlung „Alte Reisen und Abenteuer", Bd. 18. Brockhaus, Leipzig.)

machers Keltenkatalog. Unsere Bilder (Abb. 3 u. 4) zeigen daraus einen nackten Kelten mit Hörnerhelm und einen gefallenen Kelten, beide als Kelten durch den Torques, den Halsring des Berichtes, kenntlich. Auf diesen Schwertgurt um den nackten Körper führe ich die Legende von den zusammen-

Digitized by Google

geketteten ersten Gliedern der Kimbern zurück. So wie der Keltenkrieger auf Abb. 4 lagen die ersten Glieder auf dem Schlachtfeld, keine Schwertscheide [1]) sahen die Römer an diesen seltsamen Gürteln herabhängen, so daß ihnen der Zweck der Stricke unverständlich sein mußte, so entstand die Erklärung und Legende, zumal nur das erste Glied so in die Schlacht zog. In der von Polybius geschilderten Gallierschlacht bei Telamon (222 v. Chr.) sind nur die ersten Reihen so bewaffnet, die Massen der Kelten kämpften anders, in Kriegsmantel und Beinkleid, die sie, wie Polybius [2]) hervorhebt, recht behinderten. Wie hier in der Keltenschlacht, so zeichnete sich auch in der Kimbernschlacht das erste Glied in der Auswahl der Kämpfer, Bewaffnung und Kampfesweise aus, hier fochten die besten Kämpfer im Schmuck ihrer Beute mit den besseren keltischen Waffen, insbesondere mit den Schwertern. Sie trugen den Schwertgurt, bei den Massen der folgenden Kampfglieder fanden die Römer den Gürtel nicht, ihre Waffe waren ja die germanischen Speere.

Abb. 5. Kessel von Gundestrup (Museum Kopenhagen).

Ich könnte damit schließen, böte nicht der Schluß des Plutarchberichtes noch den Anreiz zu einer Abrundung des Bildes von der gemeinsamen Arbeit des Philologen und Vorgeschichtlers, obwohl hier, abgesehen von meinen Ausführungen über den „ehernen Stier" der Kimbern und die „Kriegshunde", die noch zuletzt das Lager verteidigten, die bekannten Ergebnisse nur in Einzelheiten zu ergänzen sind.

Strabo, der in der Zeit des Kaisers Augustus schreibt, erzählt von den Kimbern (VII, 2, 294): „Auf dem Heereszug wurden die Kimbern begleitet von ihren Frauen, unter denen sich weissagende Priesterinnen befanden: grauhaarig, mit weißen Gewändern und Mänteln aus feinem Bastgewebe, die sie mit einer Fibel auf der Schulter zusammenhielten, mit einem Bronzegürtel (Abb. 6), barfüßig. Diese zogen den Kriegsgefangenen im Lager entgegen, mit einem Schwert ausgerüstet, bekränzten sie und führten sie dann zu einem

[1]) Natürlich hatten die Schwerter auch Scheiden (vgl. Jahn, Bewaffnung der Germanen a. a. O.), aber auch sie mag man im Kampf als behindernd entfernt haben. Die Abbildungen zeigen keine Schwertscheide am Schwertgurt.

[2]) 2. 28.

Digitized by Google

Bronzekessel, der etwa 20 Eimer (= 524 Liter) faßte. Vor dem Kessel war ein Tritt, den eine der Priesterinnen bestieg. Sodann langte sie die Gefangenen einzeln nach oben und schnitt ihnen, über den Kessel gebeugt, die Kehle durch. Aus dem Blute, das in den Kessel floß, verkündigten sie dann die Zukunft. Andere schnitten den Gefangenen den Leib auf und weissagten aus den Eingeweiden ihren Leuten den Sieg. In der Schlacht schlugen sie auf die Felle, die über das Flechtwerk ihrer Wagen gespannt waren und machten so gewaltigen Lärm".

Nicht Blutgier und Roheit führte zu solchen Opfern, die wiederholt bezeugt werden, sondern die Pflicht gegen die Gottheit verlangte sie in Kriegsnot. Tacitus berichtet (Annalen 13, 57): „Der Ausgang des Krieges zwischen Hermunduren und Chatten war für die Chatten vernichtend, denn die Sieger hatten das gesamte Heer der Feinde dem Mars und Merkur geweiht. So wurden denn dem Gelübde entsprechend die Pferde, die Männer und die gesamte sonstige Beute als Opfer dargebracht. Wie es bei solchem Opfer zuging, läßt eine Notiz aus den Dialogen Gregors des Großen ahnen (3, 28):

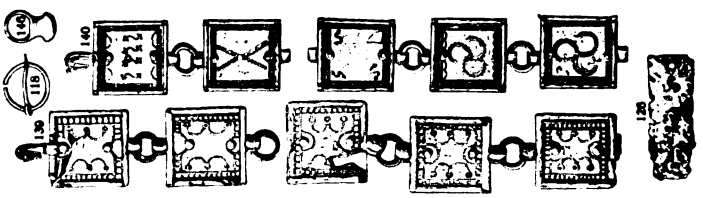


Abb. 6. Holsteinische Gürtelketten, Eisen mit Bronzeblech, der späten Latènezeit mit teilweise religiösen Symbolen; Gürtelketten von Priesterinnen?
Aus F. Knorr: Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Kiel 1910. Taf. VI, Abb. 139, 140, auf ½ verkleinert.

„Sie (die Germanen) weihten ihrem Gott den Kopf einer geopferten Ziege, indem sie die Opferstätte im Reigen umschritten und dabei ein Lied sangen".

Es mögen diese Berichte, die sich noch vermehren lassen, genügen, ein klares Bild übermittelt uns doch erst die Verwertung der Funde des Vorgeschichtlers. Die Bodenfunde ermöglichen eine einwandfreie Wiedergabe der germanischen Frauentracht, wie sie z. B. die Trachtenfiguren des Hallenser Provinz-Museums zeigen, Fibeln aus Bronze oder Eisen und auch Gürtelbleche aus Bronze und bronzene Gürtelketten (Abb. 6), die der Straboberich bei der Beschreibung der Tracht der Priesterinnen nennt, kennen wir aus den Funden dieser Zeit, ja selbst ein Opferkessel scheint im Original (Abb. 5), und in der Abbildung (Abb. 7 und 8) auf uns gekommen zu sein, desgleichen Darstellungen der gesamten Opferhandlung (Abb. 7 und 8). Auf den Kessel, den Strabo in dem oben genannten Bericht erwähnt, kommt er noch einmal an anderer Stelle (VII, 2, 293) zurück: „Die Kimbern sandten dem Kaiser Augustus den Weihkessel, der bei ihnen als der heiligste galt, als Geschenk...", und gerade in Jütland, dem „kimbrischen Vorgebirge", wie es im Altertum hieß, fand sich 1891 beim Torfstechen der mit zahlreichen Bildern bedeckte große, jetzt im Kopenhagener Museum befindliche „Silberkessel von Gundestrup" (Abb. 5), der nach Löschke um 300 vor Chr., nach Drexel in das 1. Jahrhundert vor Chr., nach Sophus Müller in das 2. Jahrhundert nach Christi, nach Kossinna in das 2.—3. Jahrhundert nach

Digitized by Google

Chriſti gehört, alſo zeitlich unbeſtimmt, aber alt iſt [1]). Das iſt erſichtlich ſolch ein Kultkeſſel, wie ihn Strabo meint, dafür ſprechen das edle Metall

Abb. 7. Opferſzene auf dem Keſſel von Gundestrup.

Platte 1. Platte 2.

Abb. 8. Grabplatten von Kiwik.

(Gewicht 8885 g) und die Bilder, unter ihnen auch Götterbilder. Uns beſchäftigt eine Abbildung (Abb. 7), die eine behoſte Menſchengeſtalt zeigt, die eine andere über einen Keſſel hält. Krieger zu Fuß und zu Pferde

[1]) Er enthält keltiſche (!) und griechiſche Motive: den keltiſchen Gott mit Hirſchgeweih, Krieger mit keltiſchen Eberhelmen und Signaltrompeten.

Digitized by Google

mit Drachenfahnen, wie sie uns Ammianus Marcellinus in der Beschreibung der Schlacht bei Straßburg als germanische Feldzeichen bezeugt, nahen sich der Opferhandlung. Aus der Zeit um 1700—1400 vor Chr. stammen die Grabplatten des Hügels von Kivik bei Cimbrishamm (!) im schwedischen Schonen (Abb. 8), die auch eine „kimbrische" Kulthandlung darstellen. Nicht alles ist zu deuten, aber völlig klar spielen wieder gefesselte Gefangene eine Rolle, desgleichen auf der Platte 2 ein Kessel. Im übrigen denkt man an den oben erwähnten Kultreigen und an die Erklärung der Entstehung des viertaktigen altdeutschen Halbverses bei Wilhelm Scherer[1]), der natürlich die genannten Bilddenkmäler nicht kannte: „Der viertaktige Halbvers ältester deutscher Gedichte mit den Strophengebilden, in denen er auftritt, findet sich in den altindischen Hymnen wieder und zaubert der wissenschaftlich geschulten Phantasie ein Bild aus der arischen Urzeit vor. Wir erblicken einen Kreis von Menschen um die Opferstätte versammelt; sie bewegen sich 4 Schritte vorwärts, 4 Schritte rückwärts oder 4 Schritte rechts, 4 Schritte links. Die Bewegung begleitet gemessener Gesang. Und jede solche Bewegung von einem Ausgangspunkt weg bis zu diesem Punkt zurück entspricht einem Verse von 3 Takten oder doppelt so vielen Silben in dem gleichzeitig gesungenen Liede." Unsere Platten lassen eine Musikkapelle und zwei Halbchöre von Vermummten erkennen.

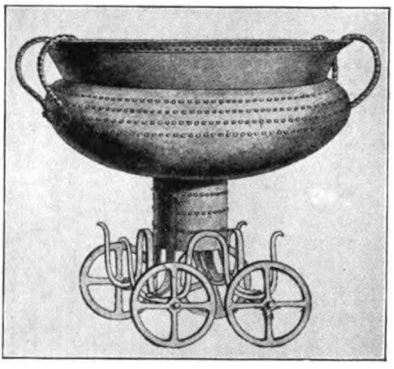


Abb. 9. Kesselwagen (Kultwagen) von Peckatel (Schwerin).

Ein weiteres Beispiel für das tatsächliche Vorhandensein der in den Berichten Strabos genannten Kultkessel bietet der bei Schwerin ausgegrabene Kesselwagen von Peckatel (Abb. 9) aus der Zeit um 1200 vor Chr.[2]).

In dem Bericht, den Plutarch Marius 23 über den Kimbernkrieg bietet, spielt ferner der „eherne Stier" eine Rolle, bei dem die Kimbern schwuren und den die Römer als Siegeszeichen in das Haus des Catulus bringen. An ein Feldzeichen, wie z. B. die Ebersymbole bei den Kelten bezeugt sind[3]), ist nicht zu denken, da es sich nicht um eins von vielen Symbolen handelt, sondern um ein besonderes Symbol, bei dem man schwur. An sich sind uns „Tierbilder" durch Tac. hist. 4, 22 auch einmal bei den Batavern bezeugt, die ihre „effigies„, die Abbildungen von wilden Tieren aus den Wäldern und Hainen holen, als sie gegen Rom ziehen; aber sonst ist Tierkult bei den Germanen nicht bezeugt[4]), wohl aber bei den Kelten. Ein Blick in das Werk

[1]) W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 1883, S. 7.

[2]) Der Kultcharakter der Kesselwagen wird von Schuchhardt (Goldfunde von Eberswalde 1914) bestritten; vgl. auch die Kesselwagen bei Mötefindt in der Festschrift für Ed. Hahn 1917, 209 ff.

[3]) E. Espérandieu, Recueil général des bas-reliefs ... de la Gaule Romaine, Paris. Tom. I: Eberfeldzeichen auf dem Relief von Narbonne (695) und Orange (S. 204).

[4]) Helm, Altgermânische Religionsgeschichte 1, 288 erinnert an die „Pferde", die bei den Germanen ursprünglich wohl nicht nur „Mitwisser" der Gottheit, sondern selbst Götter gewesen sein mögen. Das ist unbewiesen. Sehr merkwürdig ist aber eine angeblich aus dem 16. Jahrh. stammende Steinplatte, die einen Mann mit Stierhörnern (?) und

Digitized by Google

von Espérandieu [1]) zeigt die Häufigkeit solcher Tierkulte. Wir finden die Pferdegöttin Epona, meist auf einem Pferde reitend (Abb. 10), aber auch im Kreise von 5 Pferden [2]) oder mit Pferd und Füllen [3]). Ex voto = Gaben zeigen als Symbol der Göttin dann auch nur das Pferd mit dem Füllen [4]). Sie war gewiß ursprünglich eben ein Pferd. Ähnlich steht es mit dem „gehörnten" Gott Cernunnos, der meist als Mann mit Hirschgeweih (Abb. 11), aber auch mit Stierhörnern (Abb. 12) erscheint [5]). Es finden sich ferner „dreigehörnte" Stierbilder bei den Galliern, die offenbar kultische [6]) Bedeutung hatten, wo also der Stier den Gott darstellte. Unter dem Chor von Notre Dame in Paris fanden sich vier Reliefs, die durch Inschriften genau

Abb. 10. Epona.

Abb. 11. Cernunnos zwischen Apollo und Merkur. (Fund- und Aufbewahrungsort Reims.)

angeben, daß sie Götter darstellen und welche. Außer Vulcan, Juppiter und Esus, die alle drei Menschengestalt zeigen, findet sich im Schilf stehend und von drei Kranichen umgeben ein Stier, der „Tauros Trigaranus„, der „Stier mit den drei Kranichen" (Abb. 12—13). Offensichtlich handelt es sich hier um einen durch den Stier dargestellten Gott, der, wie das Schilf ahnen läßt, irgendwie zu dem Wasser in Beziehung steht. Ein weiteres Bild (Abb. 14) zeigt einen stiergehörnten Gott, einem „Vater Rhein" ähnlich [7]). Wie das

kultische Zeichen zeigt und am Hohenstein, Wesergebirge, gefunden ist (Zaunert, Westfäl. Sagen, S. 56, Jena 1927).

[1]) Vgl. S. 392, Anm. 3.

[2]) Espérandieu I, 5445.

[3]) Espérandieu VI, 4698; III, 2127.

[4]) Espérandieu III, 2040, 2121.

[5]) Espérandieu V, 3653 zeigt den Gott mit Hirschgeweih, darunter als Symbole des Gottes: Hirsch und Stier! Der Gott ist „gehörnt", wobei es eben offen steht ob mit den Stierhörnern oder dem Hirschgeweih.

[6]) Espérandieu VII, 5380 (im Sequanerland) und 5389 (zu Zürich: vgl. den „Stier von Uri"). Eine Liste der Stiere mit den 3 Hörnern gibt Salomon Reinach, Catalog. des bronzes des Mus. de Saint-Germain, p. 278; vgl. Renel, Les religions de la Gaule avant le christanisme, p. 242.

[7]) Espérandieu VIII, 6258 (vgl. Lehner, Berichte der Provinzialkommission für Denkmalspflege 1913, 67). Zum Tauros Trigaranus vgl. auch Studniczka, Jahrb. für Archäol. 1903, S. 17. Ein gehörnter „Juppiter" (?) in Metz: V, 4294.

Digitized by Google

Pferd dürfte daher auch der Stier ein Gottessymbol der Kelten gewesen sein (Abb. 12—13). Loeschke hat in Trier einen solchen Stiergott, unter dem ein gefesselter Mann liegt [1]), gefunden. Leider fehlt bisher eine Veröffentlichung, auf die ich mich berufen könnte. Endlich ist für solche keltischen Stiergötter auch auf den berühmten „Bärengott" in Bern, dessen Wahrzeichen von heute die Bären sind, zu verweisen. Eine bei Bollendorf in einer Felsschlucht gefundene Inschrift berichtet von dem Jagderlebnis eines Kelten mit Namen Biber, der die Bärengöttin Artio in seiner Angst anruft: „Artioni Biber". Also auch hier liegt ein „Tierkult" vor. So will ich auch in dem ehernen Stier der Kimbern eine Errungenschaft ihrer Berührungen mit den

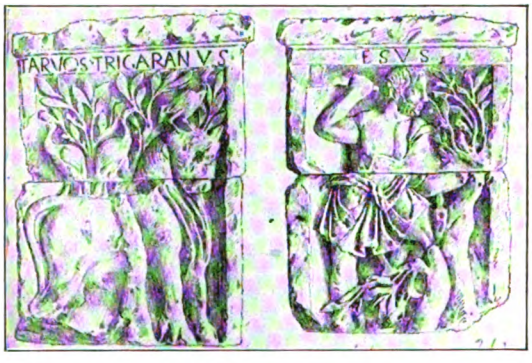


Abb. 12. Abb. 13.
Der Gott Esus zerhakt einen Baum (Weide), hinter dem der Taurus Trigaranus, der Stier mit den drei Kranichen steht. Fundort: Notre Dame (Paris). Aufbewahrungsort Museum Cluny.

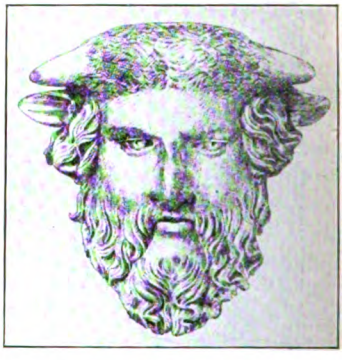


Abb. 14. Bronzekopf eines gehörnten Gottes. Fundort bei Lezoux. Aufbewahrungsort Museum Saint Germain.

Kelten sehen und nicht ein Gottessymbol, das sie aus Jütland mitgebracht hatten. Für die Germanen sind solche Tiergötter, die bei den Kelten so häufig sind und gewiß auch die Tierfiguren auf ihren Feldzeichen erklären, nicht gefunden und mit Ausnahme der oben erklärten Tacitusnotiz nicht bezeugt.

Endlich sind es noch die „germanischen" Hunde, über die ein Wort zu verlieren ist. Bei den Germanen werden Kriegshunde mit Ausnahme der Schilderung des letzten Kampfes um die Wagenburg (Abb. 15) der Kimbern, die die Hunde verteidigen, nicht erwähnt, wohl aber bei den Kelten der britischen Inseln und in Gallien. Auf der Opferszene (Abb. 7) fehlt der „germanische" Hund ebenfalls nicht, sollte auch der Kriegshund eine von den Kelten übernommene Errungenschaft sein? Die antiken Zeugnisse betonen, daß die Kelten nicht nur treffliche Jagdhunde zu ziehen verstanden, sondern heben ausdrücklich deren Verwendung als Kriegshunde hervor: (Strabo 200): „Die Kelten Britanniens verwenden die Inselhunde und

[1]) Loeschke bestreitet zwar diese Fesselung, doch erscheint sie kaum abzuleugnen. Es sei hier noch einmal auf die S. 392, Anmerk. 4, erwähnte Platte von Hohenstein mit gehörntem Manne hingewiesen.

Digitized by Google

auch die Festlandshunde auch im Kriege“[1]). Bestätigt wird mir dies auch von dem Keltisten der Berliner Universität Pokorny, der auf die alt-irischen Sagen verweist, wo der Kriegshund eine große Rolle spielt und an eisernen Ketten in die Schlacht geführt wird, um im entscheidenden Moment losgelassen zu werden[2]). Dazu kommt, daß die keltischen Namen nach brieflicher Mitteilung Pokornys oft mit Cú (= Schlachthund) gebildet sind, in dem als zweiter Teil dann ein Ortsname oder Göttername tritt[3]).

Somit ergibt sich, daß, will man nicht gegen alle Überlieferung die nordische Heimat der Kimbern, Teutonen und Ambronen in Frage stellen, die drei Stämme aus germanischem Gebiet stammen. Da aber die Kelten

Abb. 15. Die Wagenburg als Lagerverteidigung begegnet auch noch auf der Trajanssäule in der Völkerwanderungszeit.

früher das Eisen kennen lernten als die Germanen und in der Latènezeit dadurch zeitweise überlegen waren, so entzogen sich die Kimbern und Teutonen auf ihrer Wanderung nicht den Vorzügen keltischer Ausrüstung. Der Stoß der Kimbern traf die Boier in Böhmen, hier müssen sich aberteuerlustige Männer ihnen angeschlossen haben, so erklärt sich der Kimbernführer Boiorix mit seinem keltischen Namen. Auch sonst ging der Zug durch das keltische Süddeutschland, wo die keltischen Helvetier noch bis zum Main wohnten.

[1]) Die keltischen Reliefs zeigen auffallend häufig Hundedarstellungen, meist Jagdszenen. Es treten zwei Typen hervor, eine Art Wolfshund (z. B. Espérandeu VIII, 6326; 6133, 6530; VI 5064; V 3744, 3923) und eine Art Bullterrier (V 3957). Antike Zeugnisse bieten Plinius n. h. 8, 143; 148 (keltische Jagdhunde! Oppian, Cyn. 1, 373; Grat. Cyn. 155; Martial 3, 47, 16; in Britannien auch noch Dio Cass. 39, 51).

[2]) Vgl. Joyce, Social History of Ancient Ireland.

[3]) Z. B. Cú-Chulainn = „Hund des Schmiedegottes Culann“, Cú Ulad = „Hund von Ulster“. Auch gallische Namen mit „Cuno“ im 1. Glied enthalten das Wort Hund (vgl. Holder, Altkeltischer Sprachschatz) und deuten darauf hin, daß der Hund eine große Rolle spielte. Bei den Germanen stoße ich nur auf den Namen „Hunding“ und den Hund als Begleittier der Nehalennia, die vielleicht eine keltische Göttin war.

Digitized by Google

Hier kennen sie noch die Quelle Cäsars VI, 25, 1 und Tacitus German. 28 [1]), hier zeugen die Steinsäule bei Miltenberg, die nahen Votivinschriften und die Heidelberger Inschrift von der Anwesenheit der Kimbern und Teutonen, deren Namen hier keltisiert Inter Toutonos lautet. Im Helvetierland schlossen sich auch ganze keltische Völkersplitter den Germanen, so die Tiguriner, in Südwestdeutschland erfolgte auch die Vereinigung mit den Teutonen, die, wie erwähnt, sich auch nicht frei von keltischem Zulauf hielten. In der Ausrüstung wird gerade die Kernmannschaft durch die Beutestücke den Kelten sich recht genähert haben. Es liegt etwas wahres in der Überlieferung, daß nicht nur Sturmflut und Landnot aus ihrer Nordseeküstenheimat trieb, sondern auch der Glanz südlicherer Kulturen. Erst lockte der Glanz der keltischen Latènekultur, später Italien. Auf ihrer langen Wanderung sind die Germanen verwelscht, ihre nordische Heimat hatte sie zu einem Leben gezwungen, gegen das das der Völker des Südens und das der Kelten, überwältigenden Eindruck machte. Nur im Endkampf starben sie als Germanen.

[1]). Philipp in Nordens Germanischer Urgeschichte, 474 ff. Ich halte nach wie vor daran fest, daß Artemidor den Namen Germanen in die Literatur einführte, nicht Poseidonios, nicht Caesar, und nehme Artemidor als die erste Quelle Caesars in Anspruch (Zeit Artemidors: Sieglin-Philipp bei Norden 476, 1 und 467, 1), als die zweite dann Poseidonios, der für die Anfangsbücher der Kommentare I—IV noch nicht vorlag!

Digitized by Google

Mitarbeiter.

	Seite
Dr. Nils Åberg, Dozent an der Hochschule Stockholm	357
Dr. Julius Andree, Privatdozent an der Universität Münster, Westf.	160
Dr. Eduard Beninger, Naturhist. Museum, Wien	253
Dr. Georg Bierbaum, Leiter des Archivs urgeschichtlicher Funde aus Sachsen, Dresden	127
Dr. Pedro Bosch-Gimpera, Universitätsprofessor, Barcelona	258
V. Gordon Childe, Universitätsprofessor, Edinburgh	236
Dr. Gustaf Eichhorn, Universitätsprofessor, Jena	151
Dr. Eugen Fischer, Professor, Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts f. Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik	284
Dr. Walter Frenzel, Volksschullehrer, Bautzen	49
Dr. Wilhelm Gaerte, Direktor des Prussia-Museums, Königsberg	45
Dr. Otto Friedrich Gandert, Assistent an der Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle	109
Dr. Alfred Götze, Professor, Kustos an den Staatl. Museen i. R., Berlin	138
Dr. Maria Grunewald, Berlin	376
Dr. med. et phil. Hans Hahne, Direktor der Landesanstalt f. Vorgeschichte, Universitätsprofessor, Halle a. d. S.	1
Dr. Hans Heß von Wichdorf, Professor, Landesgeologe, Berlin	20
Dr. Friedrich Holter, Vertrauensmann f. kulturgeschichtliche Bodenaltertümer, Schneidemühl	121
Dr. Martin Jahn, Kustos am Schlesischen Museum f. Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau	271
Dr. Erich Jung, Universitätsprofessor, Marburg	333
Max König, Schloßmuseum, Zerbst	117
Dr. Georg Kraft, Privatdozent an der Universität Freiburg	258
Dr. Herbert Kühn, Privatdozent an der Universität Köln	368
Dr. Otto Kunkel, Direktor des Provinzialmuseums Stettin	32
Heinrich Kurtz, stud. praehist., Beuthen	67
Dr. Wolfgang La Baume, Direktor des Museums f. Naturkunde u. Vorgeschichte, Danzig	39
Dr. Jörg Lechler, Berlin	36
Dr. Michael Martin Lienau, Bezirkspfleger, Frankfurt a. d. O.	53
Dr. Walter Matthes, Museumsleiter, Beuthen	27
Dr. Adolf Mahr, Kurator d. Irischen Altertümer, Dublin	240
Dr. Gotthard Neumann, Assistent am Archiv urgesch. Funde aus Sachsen, Dresden	102
Dr. Nils Niklasson, Assistent an der Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle	96
Dr. Ernst Petersen, Assistent am Schlesischen Museum, Breslau	59
Dr. Hans Philipp, Studienrat, Berlin	384
Dr. Helmut Preidel, Brüx	278
H. M. Prietze, Regierungs- und Baurat, Hannover	287
Dr. h. c. Carl Rademacher, Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte, Köln	168
Erich Rademacher, Regierungs- und Baurat, Jülich	176
Dr. Hans Reinerth, Privatdozent an der Universität Tübingen	202
Otto Sigfrid Reuter, Telegraphendirektor i. W., Bremen-Huchting	324
Dr. Bolko Freiherr von Richthofen, Vertrauensmann für kulturgesch. Bodenaltertümer, Ratibor	73

Digitized by Google

Seite

Dr. G. Rodenwaldt, Professor, Direktor des archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, Berlin 350
Dr. Fritz Roeder, Universitätsprofessor, Göttingen 190
Paul Sartori, Professor, Dortmund 293
Dr. Walter Schmid, Universitätsprofessor und Landesarchäologe, Graz 221
Dr. Hermann Schroller, Kustos am Burgenländer sächsischen Museum, Kronstadt 232
Dr. Wolfgang Schultz, Görlitz 316
Martin Schultze, Pfarrer, Herzberg i. d. Mark 299
Dr. Walther Schulz, Kustos, Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle 145
Dr. Friedrich Solger, Universitätsprofessor, Berlin 310
Dr. Rudolf Stampfuß, Leiter des Städt. Museums, Hamborn a. Rh. 184
Karl Felix Wolff, Schriftsteller, Bozen 307

Digitized by Google

An dieser Ehrung haben sich durch Spenden beteiligt:

Almgren, Oskar, Univ.-Professor Dr., Upsala (Schweden).
Altertumsgesellschaft, Elbinger, Elbing; durch Prof. Dr. Ehrlich.
Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr.
Amende, E., Professor, Altenburg (S.-A.).
Andriesesku, J., Dr., o. Prof. f. Vorgeschichte a. d. Universität Bukarest, Direktor d. Nationalmuseums f. Altertümer, Bukarest.
Becker, A., Gymnasiallehrer, Staßfurt.
Benedix, Wilhelm, Frankfurt a. d. O.
Benze, Rudolf, Studienrat, Braunschweig.
Bethge, W., Kreisschulrat, Köthen i. Anhalt.
Bibliothek der Technischen Hochschule in Aachen, Wüllnerstr.
Braune, Kurt, Lehrer, Leipzig-Wahren.
Buchholz, Fritz, Museumsleiter, Landsberg a. d. Warthe.
Caemmerer, Erich, Studienrat Dr., Sondershausen.
Childe, V. Gordon, Univ.-Professor, Edinburgh.
Claß, Heinrich, Justizrat, Berlin.
Dasler, Alexander, Lehrer, Lorzendorf, Post Brosewitz i. Schles.
Diewitz, Georg, Dr. med., Leipzig.
Dormeyer, Carl, Dr. phil., Chorin.
Dutschmann, Georg, Dresden A.
Ebersbach, Schulrat, Preuß.-Friedland, Grenzmark.
Ebert, Max, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Wilmersdorf.
Eichhorn, Gustaf, Sanitätsrat Dr. med., Mus.-Konservator, Jena.
S. Majestät König Ferdinand von Bulgarien, Koburg.
Fiddicke, Sanitätsrat Dr. med., Freienwalde a. d. Oder.
Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Dahlem.
Fleming, Joseph, Höchst a. M.
Florschütz, Prof. Dr., Gotha.
Forschungsinstitut, Urgeschichtliches, Tübingen; durch Prof. Dr. Rob. R. Schmidt.
Forster, S. v., Geheimer Hofrat Dr., Nürnberg.
Fritzweiler, Frau Geheimrat, Berlin-Steglitz.
Fromm, Geh. Justizrat, Kammergerichtsrat i. R., Berlin.
Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig.
Fuß, Herbert, Dr., Assistent an der Univ.-Sternwarte, Berlin-Babelsberg.
Gaisberg-Schöckingen, Friedrich, Freiherr v., Schöckingen, O.-A. Leonberg (Wrttbg.).
Genzmer, Felix, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn.
Geschwendt, Fritz, Lehrer, Breslau.
Gesellschaft, Kölner, Anthropologische, Köln a. Rh.; durch Dr. E. h. C. Rademacher.
Gesellschaft, für Anthropologie und Urgeschichte der Preußischen Oberlausitz, Görlitz.
Gesellschaft für Heimatforschung im Netzekreise; durch Prof. Karl Schulz.
Glombowski, Fritz, cand. praehist., Danzig.
Götting, Dr., Korvettenkapitän a. D., Jena.
Graf, Otto, Betriebsleiter, Schöningen (Braunschweig).
Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th.
Gummel, Hans, Dr. phil., Kustos am Provinzialmuseum zu Hannover, Hannover.
Hauffe, G., Dr. med., Berlin-Wilmersdorf.
Heimatmuseum der Stadt Friedeberg i. d. Neumark; durch Gymnasialdirektor Dr. Müller.
Heimatmuseum, Naturkundliches, Leipzig.
Heimatmuseum der Stadt Staßfurt.

Digitized by Google

Heimat- und Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow (Ostprignitz).
Herrmann, Carl, Mittelschullehrer i. R., Leiter der Abteilung Vorgeschichte des Städt. Museums in Naumburg a. d. S.
Heß v. Wichdorff, Hans, Prof. Dr., Landesgeologe, Berlin.
Heßler, Karl, Rektor, Kassel.
Heynen, Rolf, stud. aechaeol., Düsseldorf.
Hogrebe, Bernhard, Mittelschullehrer, Osnabrück.
Hohmann, Karl, Dr., Direktor, Eichwalde, Kr. Teltow.
Jahn, Martin, Dr. phil., Museumskustos, Breslau.
Kade, C., Apotheker, Römhild i. Th.
Karutz, Karl, Kaufmann, Helmstedt (Braunschweig).
Kiesow, Erich, Oberschreibersmaat, Hamburg.
Klockow, Georg, Dr., Tierarzt, Berlin-Lichterfelde.
Koch, Dr. med., Oberarzt, Bochum i. W., Krankenhaus Bergmannsheil.
Kossinna, Richard, Geheimer Justizrat, Nordhausen a. H.
Krebs, Albert, Studienassessor, Wanne-Eickel i. Westf.
Krehan, Finanzrat i. R., Apolda i. Th.
Kreisheimatmuseum Demmin, Pomm.
Krügel, Max, Lehrer, Berlin.
Kühn, Herbert, Prof. Dr., Privatdozent a. d. Universität Köln, Köln-Rodenkirchen.
La Baume, Dr., Museumsdirektor, Danzig.
Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Gandersheim.
Langer, Franz, Oberpostsekretär a. D., Waidmannslust bei Berlin.
Langerhans, Wilhelm, Geheimer Justizrat, Berlin.
Lechler, Georg, Dr. phil., Berlin.
Lehmann, Ernst, Studienassessor, Erfurt.
Leinveber, Geh.-Reg.-Rat, Oberbürgermeister a. D., Goslar.
Lienau, M. M., Altertumsforscher, Frankfurt a. d. Oder.
Lupprian, Oberpostdirektor, Essen (Ruhr).
Märkisch, G., Lehrer, Charlottenburg.
Mahr, Adolf, Keeper of Irish Antiquities National Museum of Ireland, Dublin.
Matz, Hermann, Amtsgerichtsrat a. D., Köpenick-Spindlersfeld.
Meiner, Arthur, Hofrat Dr., Leipzig.
Mertens, Prof. Dr., Magdeburg.
Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz.
Muchau, Hermann, Prof. Dr., Brandenburg a. H.
Museum, Gustav-Lübke-, Städtisches, Hamm i. Westf.; durch Museumsdirektor Bänfer.
Museum, Schleswig-Holstein., Vaterländ. Altertümer zu Kiel; durch Kustos Rothmann.
Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau.
Navarro, J. M. de, Brüssel.
Nerman, Birger, Univ.-Prof. Dr., Stockholm.
Nordischer Ring, Berlin-Tempelhof; durch Geheimen Reg.-Rat Hanno Konopath.
Nüse, Karl, Volkswirt, Göttingen.
Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg.
Paulsen, Jens, Dr., Arzt, Kiel-Ellerbeck.
Petersen, Ernst, Dr. phil., Breslau.
Petzsch, W., Dr., Privatdozent, Greifswald.
Pfeiffer, H., Prof. Dr., Präsident des Reichsgesundheitsamts, Hamburg.
Philipp, Hans, Studienrat Dr., Berlin-Friedenau.
Piesker, Hans, Hofbesitzer, stud. archaeol-praehist., Hermannsburg.
Platz, Wilhelm, Dr., Weinheim a. d. Bergstraße.
Provinzialdenkmalpflege, Oberschlesische, für Bodenaltertümer, Ratibor; durch Dr. Frhr. v. Richthofen.
Radig, Werner, Dr. phil., Leipzig.
Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrietzen.
Reismann-Grone, Theodor, Dr., Essen a. d. Ruhr.
Reuter, Otto Sigfrid, Telegraphendirektor, Bremen-Huchting.
Richter, Martin, Oberpostsekretär, Neustadt a. d. Orla.
Richter, Otto, Baurat, Berlin-Wilmersdorf.
Roeder, Fritz, Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Schemmel, Hertha, Berlin-Tempelhof.
Schick, Pfarrer, Quedborn (Oberhessen).

Digitized by Google

Schirmer, Generalleutnant a. D., Weimar.
Schlender, J. H., Frl., Dresden.
Schomburg, Hans, Dr. med., Bremen.
Schultz, Wolfgang, Dr., Görlitz.
Schultze, Hugo, Sanitätsrat Dr., Driedorf (Dillkreis).
Schumacher, Paul, Studienrat, Gardelegen (Altmark).
Seger, Hans, Univ.-Prof. Dr., Museumsdirektor, Breslau.
Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor a. D., Berlin.
Solger, Friedrich, Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Sprockhoff, Ernst, Dr., Assistent des Urgeschichtlichen Landesdienstes, Hannover.
Stahel, Heinr. Maximilian, Fabrikbesitzer, Berthelsdorf.
Staritz, Ekkehart, Dr., Berlin-Lichtenrade.
Strantz, Kurt v., Wirklicher Rat, Berlin-Friedenau.
Tackenberg, Kurt, Dr. phil., Breslau.
Tode, Alfred, Dr. phil., Kiel.
Universitätsbibliothek, Hessische, Gießen.
Verein für Geschichte und Altertum, Bernburg.
Verein Heimatmuseum für Stadt und Kreis Köthen.
Wagner, Friedrich, Prof. Dr., Konservator der Prähistorischen Staatssammlung, München.
Wagner, Fritz, Buchdruckereibesitzer, Neustadt a. d. Orla.
Wirth, Hermann, Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn.
Witte, Erhard, Dr., Berlin-Lichterfelde.
Wolff, Oskar, Dr., Walsrode, Bez. Hannover.
Wossidlo, Richard, Prof. Dr. h. c., Waren i. Mecklbg.

Digitized by Google

Schlußwort.

Nach vollbrachter Arbeit sei aller derer gedacht, die mitgewirkt haben:

Herr Obergeneralarzt Dr. Wilke leitete die vorbereitenden Herausgeberarbeiten. Trotz der Kürze der Zeit fand sich der große Mitarbeiterkreis zusammen; mancher hat sich Beschränkung auferlegt, um Platz für weitere Beiträge zu schaffen. Andere wieder unterstützten das Werk durch Spenden, die von Herrn Snethlage verwaltet wurden. Die Museen Breslau, Danzig, Halle, Heiligengrabe, Kiel und die Herren Dr. Åberg und Dr. Frenzel gaben Druckstöcke; das Museum Halle stellte sein Büro in den Dienst der Herausgabe. Eilige Auskünfte erteilte bereitwillig der Bruder des Jubilars, Herr Geheimer Justizrat Kossinna-Nordhausen. Der Verlag übernahm gern die Herausgabe des Werkes als Ehrenpflicht.

Allen sei hier auch im Namen von Herrn Professor Hahne der Dank ausgesprochen.

Halle, im September 1928.

Walther Schulz.

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Werke von Gustaf Kossinna

Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Von Geh.-Rat Professor Dr. Gustaf Kossinna, Berlin

320 Seiten mit 359 Abbildungen und Karten im Text. 8°.
Rm. 15.—, geb. Rm. 17.40
***Vorzugspreis Rm. 12.—, geb. Rm. 14.40**

(Bildet Mannus-Bibliothek Nr. 6, herausgegeben von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

* Der Vorzugspreis wird den Abonnenten der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bibliothek" oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Heften gewährt.

Inhaltsverzeichnis:

Einleitung.

1. **Ausbreitung der Germanen von 150 nach Chr. bis 1750 vor Chr.** Vorrömische Eisenzeit. Bronzezeit.
2. **Germanen und Indogermanen.**
3. **Entstehung der nordischen Rasse.**
4. **Entstehung des germanischen Volkes.** Mittlere Steinzeit oder Frühneolithische Zeit. Das Vollneolithikum. Die steinzeitlichen Züge der Indogermanen. Das nordische Feuersteinbeil. Dobbertiner Vorfinnen und Finno-Indogermanen. Die Steinkeulen der Finno-Indogermanen. Die Gräber der Finno-Indogermanen. Mondseekultur und Ursprung der Griechen. Die doppelschneidige Streitart der Indogermanen. Der siebente, dreizehnte und vierzehnte Indogermanenzug: Die sächsisch-thüringische Gruppe des schnurkeramischen Stils. Der zehnte Indogermanenzug. Die Oderschnurkeramische Gruppe. Anthropologie der Schnurkeramiker. Ursprung der Italiker, Kelten, Illyrier. Ursprung der Germanen. Sachregister.

Der Tag:

Ein neues Buch von Gustaf Kossinna, dem weltberühmten Archäologen und Prähistoriker ist stets ein Ereignis. In dem soeben erschienenen Werke faßt Kossinna die Ergebnisse der Spatenwissenschaft zusammen, um die Ausbreitung der Germanen, soweit sie mit Funden belegt werden kann, von 150 n. Chr. bis 1750 v. Chr. nach rückwärts zu verfolgen. Das unvergängliche Verdienst Kossinnas liegt darin, daß er in die bis zu seinem Auftreten mehr oder weniger kasuistische Arbeit der Archäologen System gebracht hat. Er kann als der Vater der vor- und frühgeschichtlichen Periodeneinteilung bezeichnet werden. Ausgezeichnete Bilder und Karten machen die in klarstem Deutsch geschriebenen Ausführungen Kossinnas besonders anschaulich und für den Laien verständlich. H. Konopacki-Konopath

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Werke von Gustaf Kossinna

Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit

I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. Von Prof. Dr. G. Kossinna

IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. Gr. 8°
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50
*Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50
(Mannus-Bibliothek Nr. 12, herausgegeben von Geh.-Rat Professor Dr. Gustaf Kossinna)

Die Indogermanen. Ein Abriß

I. Das indogermanische Urvolk. Von Prof. Dr. Gustaf Kossinna

IV, 79 Seiten mit 150 Textabbildungen und 6 Tafeln. 1921. Gr.-8°.
Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.—
*Vorzugspreis Rm. 3.60, geb. Rm. 5.10
(Mannus-Bibliothek Nr. 26, herausgegeben von Geh.-Rat Professor Dr. Gustaf Kossinna)
*) Der Vorzugspreis wird den Abonnenten der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bibliothek" oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Heften gewährt.

„Mannus"
Zeitschrift für Vorgeschichte

Herausgeg. von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna

Jährlich 4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Abbildungen bilden. Das

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit

(jährlich 9—10 Nummern) wird den Abonnenten kostenlos mitgeliefert
Bezugspreis für 1928 Rm. 24.—

Der „Mannus" ist das Organ der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, das vor nunmehr 20 Jahren gegründet wurde, um der deutschen Vorgeschichts-Forschung eine Stätte zur Veröffentlichung ihrer Forschungs-Ergebnisse zu bieten. Ein unendlich reichhaltiges Bildermaterial ist in den bisher vollständig vorliegenden 19 Jahres- und 6 Ergänzungs-Bänden aufgestapelt. Der Prähistoriker von Fach, Museen, Sammlungen, können die Zeitschrift nicht missen, aber auch Behörden und Personen, die zur Sicherung der Bodenfunde berufen sind, ferner die Laien, die sich in das Studium der Vorzeit mehr und mehr vertiefen wollen, finden in den zahlreichen Aufsätzen der Reihe viel Belehrendes und Interessantes.

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

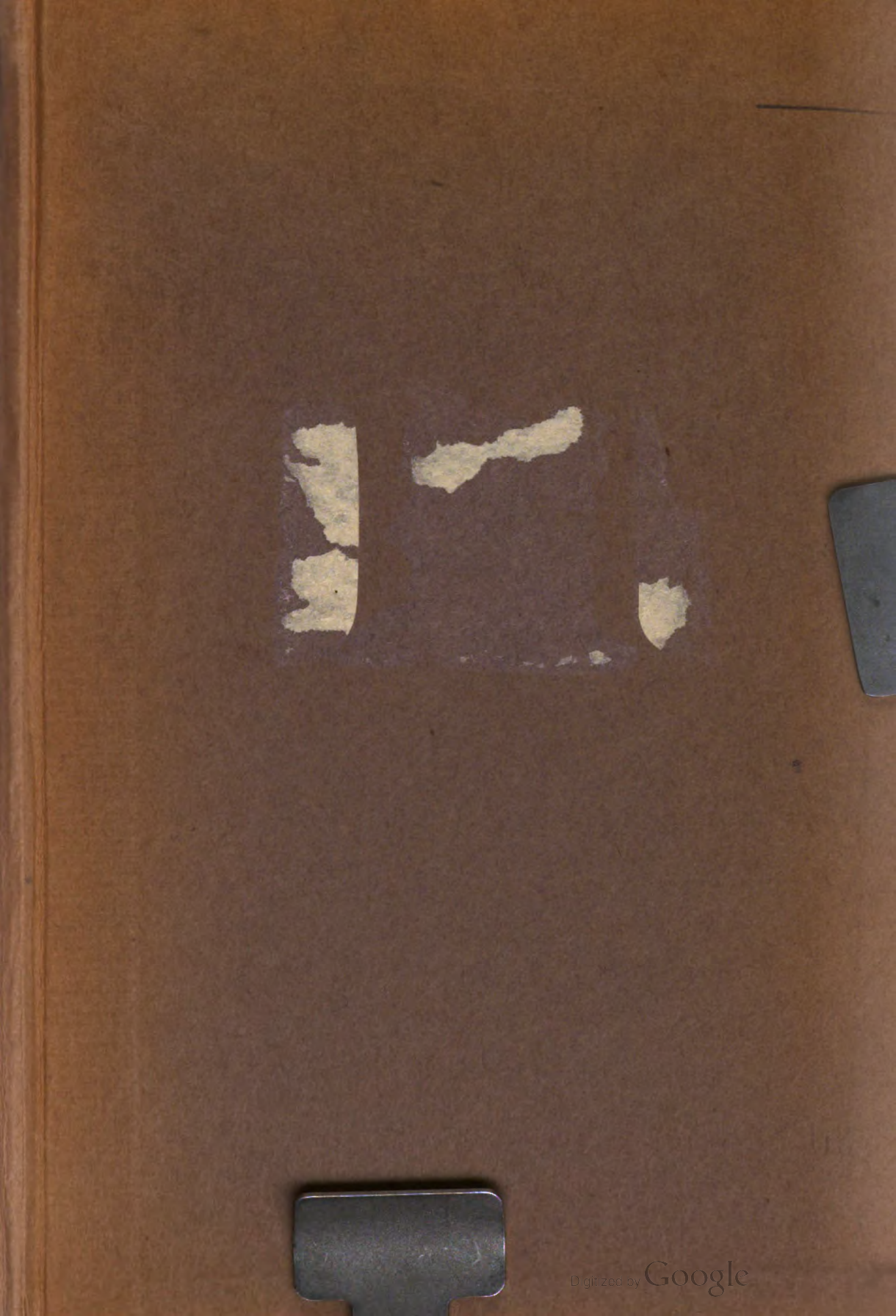
14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
ANTHROPOLOGY LIBRARY
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

LIBRARY USE SEP 30 '86

LD 21–50m-6,'59
(A2845s10)476

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google


Digitized by Google